Maria Theresia

und

Kaiser Josef II.

Von

Moriz Bermann

LIBRARY

THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
SANTA BARBARA

FROM THE LIBRARY
OF F. VON BOSCHAN

UCSB LIBRARY
X-47014

Maria Thereſia

und

Kaiſer Joſef II.

in ihrem Leben und Wirken.

Mit beſonderer Berückſichtigung der intereſſanteſten Zeitereigniſſe

geſchildert von

Moriz Bermann.

Mit 200 Illuſtrationen, Bildniſſen und Initialen von hervorragenden Künſtlern.

Wien. Peſt. Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

1881.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Druck von J. C. Fischer & Co. in Wien.

Maria Theresia und Kaiser Josef II.

in ihrem Leben und Wirken.

Inhalt.

Seite

Unser Denkbuch 3

I. Buch.

Die ersten Zeitgenossen der Thronerbin

Die Geburt der Kronprinzessin 7
Das Elternpaar 18
Hofleben unter dem letzten Habsburger Fürsten 22
Jagdvergnügungen 32
Musik, Theater und Tanz bei Hofe 40
Maria Theresia als Sängerin und die adeligen Operisten 47
Das Kärntnerthor-Theater mit dem ersten Hanswurst 56
Sieg und Einnahme von Belgrad 64
Die Wiener Donau-Flottille unter Karl VI. . 75
Der letzte Gefangene des Peilerthurmes in Wien und das Märlein vom Buckelfriedel 86
Die spanischen Einwanderer, ihre Sitten und Abenteuer 94
Reisen des Czaren Peter I. in Europa 99
Bauernwirthschaft am kaiserlichen Hofe in Wien 108
Die Peter-Andenken in Karlsbad 112

II. Buch.

Begebenheiten während Maria Theresia's Kindheit.

Der Passarowitzer Frieden, die orientalische Handelscompagnie und der erste türkische Gesandte in Wien 124
Zur Geschichte der Militärmusik und des Zapfenstreiches 130
Von der Goldmacherei bis zur Porzellanfabrik 140
Besondere Begebenheiten in den Zwanziger-Jahren 153
Die pragmatische Sanction 157
Der Aufstand der Schuhknechte und der blaue Montag 165
Vorfallenheiten und Institutionen 173
Die Paläste des Prinzen Eugen von Savoyen und dessen Ballfeste 180
Eugen's Damen 188
Französische Gäste in Wien 200
Der galante Herzog von Richelieu und seine gespenstigen Abenteuer 213
Die Duellwuth im 18. Jahrhundert 218
Bauwerke im emporblühenden Wien 230
Fremde Ankömmlinge und sonstige Personalien 243
Die Eremiten und die Freundschaftsorden . . . 253

III. Buch.

Maria Theresia als Braut und Gattin.

Seite

Die Brautwerber der Kronprinzessin 275
Die Vermälung 279
Prinz Eugen und sein Tod 295
Franz von Lothringen, die Freimaurer und die Rosenkreuzer 309
Die beiden Ehegatten 312
Der Fluchtversuch Friedrich's II. 323
Der Salpeterer Empörung gegen Oesterreich . . 332
Die Begebenheiten der Dreißiger-Jahre 354
Neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Unterhaltungen 359
Neuer Türkentrieg 373
Das Jagd-Abenteuer der Herzoge von Lothringen 380
Karl VI. und sein Tod 394
Die Künstler Rafael Donner, Daniel Gran und Martin Meytens 394

IV. Buch.

Maria Theresiens erste Regierungsjahre.

Die europäischen Mächte und ihre Gesinnungen gegen die neue Herrscherin 100
König Friedrich II. fällt in Schlesien ein . . . 412
Die Riesen-Soldaten und ihre Werber 427
Europa im Bunde gegen die junge Monarchin . 431
Der männliche Thronerbe, Prinz Josef 442
Maria Theresia auf dem ungarischen Landtage . 450
Die Bayern und Franzosen in Oberösterreich . 456
Das bedrohte Wien 464
Trenck und seine Panduren 475
Die Einnahme von Prag und der neue Kaiser Karl VII. 480
Der „alte Dessauer" 489
Die Preußen in Böhmen und die Abtretung Schlesiens 493
Prag geht den Franzosen verloren 502
Krönung Maria Theresiens zur Königin von Böhmen 510
Eine Schilderung der Landesmutter 518
Kriegerische Vorfälle am Rhein 532
Die kaiserlichen Lustschlösser Schönbrunn und Hetzendorf 538
Das erste Auftreten Josef Haydn's in Wien . 542
Der Neger Angelo Soliman 550
Die Abenteurer Theodor von Neuhof und der Prinz Dachem 558
Die Preußen in Prag 562

	Seite
Vorfallenheiten und Personalien	573
Erzherzog Josef und seine Erziehung	582
Beginn der Friedensjahre	605
Die Lotterie in Oesterreich und ihre Entstehungsgeschichte	618
Der Hof, seine Wintervergnügungen und die Maskenbälle	627
Aufenthalt des Kaiserpaares auf dem Lande	640
Fürst Kaunitz und seine Eigenthümlichkeiten	652
Ein Depeschenraub	669
Sieg bei Kollin	676
Der siebenjährige Krieg	684
London's Heldenthaten	691
Die damaligen Volks- und Kriegslieder	704
Josef's erste Gemalin und deren Freundin	708
Die unglückliche zweite Ehe Josef's	716
Die Krankheit Maria Theresiens und der Leibarzt van Swieten	726
Josef's Damen	734
Mozart's Auftreten in Wien	741
Meister Haydn's Lehrjahre	750
Franz des Ersten Tod	757
Fürstin Auersperg und die sogenannte natürliche Schwester Josef's	767
Maria Theresens Frömmigkeit	779
Die Keuschheitscommission und die öffentliche Sittlichkeit	783
Friedrich von der Trenck, der Abenteurer	789

V. Buch.

Kaiser Josef Mitregent.

	Seite
Neuer Geist, neue Sitten	799
Die Begebenheiten der Sechziger-Jahre	805
Der pflügende Kaiser Josef	818
Maria Antoinette und Josef's II. Reise nach Paris	829
Die Theilung Polens und die Aufhebung des Jesuitenordens	840
Verbannung der Tortur	844
Kaiser Josef unter dem Volke	847
Neuigkeiten der Siebziger-Jahre	856
Maria Theresiens Tod	862

VI. Buch.

Josef II. Alleinherrscher.

	Seite
Religiöse Toleranz	867
Die Klöster-Aufhebungen	876
Die kirchlichen Reformen und Papst Pius VI. in Wien	883
Die Regelung der Unterthanen-Verhältnisse	897
Das Censurgesetz und die Literaturzustände	904
Josef's Reformen im Justizwesen	910
Die Zustände in Ungarn und der Wallachen-Aufstand	924
Reise Josef's nach Rußland	933
Der Verlust der Niederlande	936
Der Türkenkrieg	939
Josef's Krankheit und Tod	943
Das Josef-Denkmal und andere Erinnerungszeichen	949
Josef's Lebensgewohnheiten und allgemeine Charakteristik	952
Beurtheilung von Josef's Regententhätigkeit	957

Verzeichniß

der im Werke enthaltenen ganzseitigen Illustrationen.

	Seite
1. Die Taufe der Kronprinzessin	13
2. Prinz Eugen's Sieg bei Belgrad, 1717	72
3. Karl VI. verkündigt die pragmatische Sanction	155
4. Vermälung Maria Theresiens mit dem Herzoge Franz Stefan von Lothringen	277
5. Leichenbegängniß des Prinzen Eugen	288
6. Maria Theresia zeigt den Prinzen Josef den ungarischen Ständen	454
7. Franz' I. Kaiserkrönung in Frankfurt	606
8. Die Schlacht bei Collin, 1757	676
9. Die erste Liebesgabe des Kaisers Josef II. an sein Volk	807
10. Die wiedergenesene Kaiserin erscheint mit ihrem Sohne Josef unter dem Volke	812
11. Kaiser Josef II. führt den Pflug	819
12. Zusammenkunft Josef's II. mit Friedrich II. im Lager bei Neisse, 1769	826
13. Eröffnung des Augartens, 1775	848
14. Maria Theresia in der Todesstunde	864
15. Josef II. nach Ertheilung des Toleranz-Edicts vom Volke bejubelt	870
16. Begegnung Josef's II. mit Papst Pius VI. bei Wiener-Neustadt	886
17. Zusammenkunft Josef's II. mit Katharina II.	935
18. Erzherzog Franz feuert den ersten Schuß auf Belgrad ab	942
19. Josef II. auf seinem Sterbebette	947
20. Der Josefsplatz mit der Reiterstatue, 1848	948

Verzeichniß

der für das vorliegende Werk vorzüglich benützten reichhaltigsten Quellen.

Arneth, A. v., Geschichte Maria Theresias.
„ Prinz Eugen v. Savoyen.
„ Maria Antoinette.
Austria, Oesterr. Universalkalender.
Beer, Adolf Dr., Josef II., Leopold II. und Kaunitz.
„ Die Zusammenkünfte mit Friedrich II.
Bergenstamm, A., Collectaneen (Manuscripte).
Bermann, M., Oesterreich. biographisches Lexikon.
„ Alt- und Neu-Wien.
„ Geschichte der Wiener Stadt und Vorstädte.
„ Illustrirter Führer durch Wien und Umgebungen.
„ Der Stefansdom und seine Geschichte.
„ Der Controlorgang und seine Anekdoten (Manuscripte).
„ Historische Collectaneen (Manuscripte).
„ Biograph. Universal-Lexikon (Manuscripte).
Blätter, Vaterländische.
Brabbé, G., Sub Rosa.
Brunner, Seb., Mysterien.
„ Theologische Dienerschaft.
„ Humor in der Diplomatie.
„ Josef II.
„ Correspondances intimes.
Cöckelberghe (Realis), Memorabilien-Lexikon.
Geisler, A. F., Skizzen.
Geusau, A. v., Geschichte von Wien.
Grüsser, Fr., Josefinische Curiosa.
„ National-Encyclopädie.
„ Memoiren (Manuscripte).
Hock, C. Dr. u. Biedermann, Der österreichische Staatsrath.
Hofbauer, C., Roßau, Wieden, Alservorstadt.
Hormayr, J. v., Archiv.
„ Taschenbuch.
Ilwof, Fr., Maria Theresia.
Jäger, Dr. A., Oesterr. Geschichte.
Lewis, L., Geschichte der Freimaurerei.
Lorenz, Dr. O., Josef II.
Meynert, H., Josef II.
„ Geschichte Oesterreichs.
Pettenegg, Ed. Gast. Graf, Die Herren von Zinzendorf.
Provinzial-Nachrichten.
Reichsarchivarius, Histor.
Schimmer, C. A., Anekdoten.
Schönfeld, J. F. v. Collectaneen (Manuscripte).
Treuck, Fr. v. d., Lebensgeschichte.
Tschischka, F., Geschichte der Stadt Wien.
„ Kunst und Alterthum.
Varrentrapp, F., Reichs- und Staatshandbücher.
Vivenot, Dr. Alfr. v., Herzog Albrecht v. Sachsen-Teschen.
Weidmann, F. C., Geschichte der Theater in Wien.
Weiß, K. Geschichte der Stadt Wien.
„ Alt- und Neu-Wien in seinen Bauwerken.
Wendrinsky, J., Josef II.
Wiener Diarium (später k. k. Wiener Zeitung).
Wolf, A., Hofleben Maria Theresias.
„ Maria Christina.
„ Die Kloster-Aufhebungen in Innerösterreich.
Wurzbach, C. v., Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich.

Außerdem noch zahlreiche Einzelbiographien und manuscriptliche Notate aller Art.

Maria Thereſia

und

Kaiſer Joſef II.

in ihrem

Leben und Wirken.

Unser Denkbuch.

Mit Kaiser Karl dem Sechsten, dem Sechzehnten aus dem Geschlechte der Habsburger, war der Mannesstamm dieses Hauses erloschen, das Oesterreich seit 467 Jahren seine Herrscher gegeben. Wie das Reich, das sie als kleines, aus zwei Herzogthümern und einigen kleinen Landstrichen, im Ganzen von weniger als 1000 Quadratmeilen, überkommen, zu einem der mächtigsten Staaten Europas mit mehr als dem Zehnfachen des obigen Umfanges emporgehoben wurde — ebenso ist auch für eine große Reihe von Städten und Ortschaften unter diesem Herrscherstamme eine Periode des Wachsthums und Erblühens aufgegangen; besonders aber gilt dies für Wien, der anfänglich so kleinen Landstadt, welche zur Haupt- und Residenzstadt, zum Mittelpunkte und Herz des Reiches ward und Alles in sich vereinigte, was die Glieder der Monarchie an Größe und Macht, Schönheit und Pracht, Wohlstand und Prunk darboten.

Als dem Monarchen am 13. Mai 1717 eine Tochter geboren wurde, während er doch einen Sohn erhofft hatte, konnte er ein etwas bitteres Gefühl nicht unterdrücken; es konnte sich eben Karl VI. nicht ganz über die Zukunft seines Reiches beruhigt fühlen, das auf einen weiblichen Erben überging, denn er war weit entfernt davon, auch nur zu ahnen, welch' männlichen Geist die Vorsehung in diese zarte weibliche Hülle gelegt hatte, durch welche seltene Kraft und durchdringenden Verstand Kaiserin Maria Theresia, eben diese Thronerbin, das gesammte Reich zu regieren und zu erhalten wußte. Dies zu erörtern und durch zahlreiche Beispiele zu erweisen, ist die eine der Aufgaben des vorliegenden Werkes.

Als dann das Jahr 1780 kam, in welchem diese große Kaiserin, die Mutter ihres Volkes, an Gnaden und an Ehren reich, unter allgemeiner, tiefgefühlter Trauer das thatenreiche irdische Leben verließ, da trat, nach dem Hinscheiden der geliebten großen Mutter deren großer Sohn, Kaiser Josef der Zweite, bisher deren Mitregent, die Alleinherrschaft über die gesammten Völker des heutigen Oesterreich-Ungarn und anderer mächtigen Staatengebilde an — und es begann eine neue Aera mit dem Regierungsantritte des für Schaffung freierer Zustände begeisterten Monarchen.

Diese hehren Zeitepochen bieten die begründetste Veranlassung zum vorliegenden Buche, denn sie haben für alle Bewohner von Oesterreich-Ungarn und die im Auslande lebenden Landeskinder, wie nicht minder für Deutschland und andere demselben befreundete Staaten das gleiche hohe Interesse.

Die eingehende Schilderung über das **Leben und Wirken Maria Theresia's und Kaiser Josef's II.** muß dem Werke, welches wir hier nicht nur den gesammten Völkern des österreichisch-ungarischen Kaiserstaates und deren Freunden, sondern auch der übrigen Staaten vorlegen, zum ewigen Gedächtniß selbst überlassen werden.

Obwohl allerlei Bücher und Büchlein: Lebensgeschichten, Charakteristiken, Anekdotenbücher u. dgl. m. existiren, so behandeln die meisten nur entweder die Geschichte einzelner Zeitperioden, oder sie liefern eine rein chronologische, wenig anmuthende Folge und gestalten sich daher größtentheils nur zu Bruchstücken oder nach veralteten, oft partei-politischen Anschauungen zusammengestellten Hilfsbüchern. Eine ruhig fortlaufende Geschichte, welche Alles bringt, was zur genauen Schilderung der Zeitperiode dient, alle denkwürdigen Ereignisse derselben in geschichtlicher, staatsbürgerlicher und gesellschaftlicher Hinsicht erörtert, sucht man bisher vergebens.

Der Verfasser dieses Werkes hat sich nun mit Zuhilfenahme der besten und seltensten Quellen bemüht, in farbenreichster und dennoch genau historischer Schilderung ein treues Bild jener Zeit, in welcher Maria Theresia und ihr großer Sohn Josef II. gelebt und gewirkt haben, ihrer Großthaten, ihrer geistvollen Aussprüche und Handlungen, der hohen Güte und Liebenswürdigkeit gegen Hoch und Nieder, des herzigen Familienlebens u. s. w. zu liefern.

Auch alle die berühmten Männer und Frauen, welche zum Emporblühen der neuen Aera mitgewirkt haben, sei es im Staatsrathe, im Felde, in Wissenschaft, Kunst und geselligem Leben, oder die in irgend welche außergewöhnliche Beziehungen mit den Hauptpersonen getreten sind, finden in dem vorliegenden Werke ihren Platz.

Im Momente, wo dieses Buch geschrieben wird, sind hundert Jahre vergangen, seitdem **Maria Theresia und Kaiser Josef II. in ihrem Leben und Wirken** auf so viele Völker größten Einfluß genommen, und so muß wohl eine eingehende Schilderung dieser weltgeschichtlichen Epoche als Gedenkbuch gelten für Jung und Alt, für alle Stände. Es ist dem Einen ein theures, Herz- und patriotisches Gefühl erweckendes Erinnerungsbuch an die Großthaten der Verewigten, welches den Beweis liefert, daß edle, von ihrem Volke hochgeliebte Fürsten nur von eben so erlauchten, mit aller Seelengröße begabten Vorfahren abstammen können, es erörtert aber auch den auswärtigen Freunden der Monarchie, so vieler mächtiger Staaten die Beziehungen, in welchen die beiden Regenten zu ihnen gestanden.

Dazu bieten denn, unter vielem Andern, besonderen Anlaß: der baierische Erbfolgekrieg, der Feldzug in Schlesien, der siebenjährige Krieg, die Theilung Polens, Kaiser Josef's Reisen in Deutschland, Frankreich, Rußland u. s. w., dessen achtungsvolle Beziehungen zu Friedrich II. und Katharina II., der russisch-türkische Krieg, der Besuch großer Gelehrten in Oesterreich, wie Gottsched, Gellert, Lessing, Klopstock, die Achtung Josef's II. vor Schiller, Goethe, die geadelt wurden, u. s. w.

Eine stattliche Menge der anmuthigsten Begebenheiten und Anekdoten der damaligen Zeiten — darunter zahlloses Neues, bisher unbekannt Gebliebenes — verleiht dem in volksthümlicher Schreibweise gehaltenen Werke das Gepräge eines **eben so interessanten als belehrenden geschichtlichen Unterhaltungsbuches**, was ohne Ruhmredigkeit offen ausgesprochen werden kann, da die behandelten Vorfallenheiten es sind, welche das größte Interesse erwecken.

War doch Maria Theresia die echte Mutter ihres Volkes, eine wahre Landesmutter, die den ihr gegebenen Titel „Bürgerkaiserin" im vollsten Maße verdient und als solche für immerwährende Zeiten im Volke leben wird — ein Denkmal, welches dauernder ist, als alle ihr zu Ehren errichteten Monumente in Erz, da es die Liebe des Volkes geformt hat.

Maria Theresia hat das größte Recht darauf, die Mutter ihres Volkes genannt zu werden, denn sie war es, welche in eminentester Weise dieser angewohnten Bezeichnung den Anschein des leeren Wortschalles nahm und ihn zur vollendeten Thatsache machte. Selbst Jene, welche für so manche Schwächen der menschlich fühlenden Frau ein offenes Auge haben, müssen zugestehen, daß sie auf diesen Titel das allerbegründetste Anrecht habe. Wie hart wurde das Volk geprüft während der Zeit, als sie den Scepter in Händen hielt, wie traurig waren die Schicksale, mit denen in jener Zeit das schöne Kaiserreich heimgesucht wurde, wie viele der Kriege, Krankheiten, Nöthen und Unglücksfälle gab es in den Ländern, Städten und Ortschaften! Und bei allen solchen Anlässen stieg sie sowohl, als ihr großer Sohn Josef, herab von dem Throne, um zu den Hütten der Armen zu eilen, dort zu trösten und Hilfe zu bringen. Sie sagte einmal bei solcher Gelegenheit: „Meine Unterthanen sind meine ersten Kinder, ihnen schuld' ich meine nächste Sorg' — mit den Uebrigen hat's noch Zeit."

Und wie das Volk in ihr seine Mutter fand, wenn dasselbe von Noth und Unglück heimgesucht wurde, so wendete sich Maria Theresia ebenfalls an diese ihre Kinder, wenn an ihren Thron Drangsale aller Art herantraten. Und das mütterliche Vertrauen in diese kindliche Opferbereitschaft wurde niemals getäuscht, sondern stets mit begeisterter, unbegrenzter Opferwilligkeit belohnt. Was einmal ein eben so berüchtigter Pamphletist als Phrasenheld ausgesprochen: „Bei Theresia zeigte sich das eigenthümliche blinde Glück der Habsburger", ist ein einfältiges Pasquill, das durch die längst erwiesene Thatsache vom Gegentheil die bedeutsamste Widerlegung gefunden; denn es war Maria Theresia gewiß eine der unglücklichsten Frauen, welche je auf einem glänzenden Throne gesessen, unglücklich durch viele traurige Ereignisse, besonders durch Kriege, welche schwer auf ihrem Volke lasteten. Und da war es doch gewiß nur das eigene Familienglück, verbunden mit der Liebe des Volkes, das ungetrübte Zusammenleben des Einen und des Anderen, die dadurch hervorgerufenen Wechselbeziehungen, welche sie aufrecht erhielten in den zahlreichen Tagen der Gefahr. Es ist kein trivialer Vergleich, aber der Wahrheit entsprechend, wenn gesagt wird: Das Volk kannte Maria Theresia im Purpur und im Hauskleide, es liebte sie in ihrer männlichen Größe und in ihrer weiblichen Schwäche!

Und da wir im vorliegenden Buche zahlreiche Einzelbeispiele von den innigen Wechselbeziehungen zwischen der Fürstin und ihrem Volke zu erzählen haben, verwahren wir uns gleich von vornherein gegen diese oder jene naserümpfende Hochgelahrheit, welche etwa daran Anstoß nehmen wollte, daß wir auch der Anekdote reichen Spielraum in diesem Buche gönnen. Wohlbegründet nennt man die Anekdoten „Geschichte im kleinen Rahmen", also wirkliche Begebenheiten, vom Volke verfaßt und ausgearbeitet und den Träger derselben verherrlichend oder ihn verurtheilend. Aus allen diesen „Geschichten" leuchtet eben heraus, daß ihrer Liebe zum Volke und ihrem Leben mit dem Volke, Maria Theresia den größeren Theil ihres unvergänglichen Andenkens zu verdanken hat.

Und Kaiser Josef II., ihr unvergeßlicher Sohn, er hat (wie ein geistvoller Geschichtsforscher eines Tages mit vollem Rechte betonte) bis heute noch nicht ganz zu regieren aufgehört, denn — die Völker hielten immerdar geistig an ihm fest, die Gesetzgeber nahmen sich in Vielem ihn zum Vorbild! — Und wenn je ein Monarch das Herantreten Josef's mit

Allem, was er vollführt oder gewollt, dem Volke fühlbar gemacht hat, so ist es Kaiser Franz Josef I., einer der würdigsten Sprößlinge vom fest und mächtig wurzelnden Stamme Habsburg-Lothringen, der in seinen hochherzigen und weltgeschichtlichen Verfassungs-Erlässen das gewaltige Völker- und Staatsleben in kraftvollen Schwingungen aufleben ließ; es pulsirt eben durch alle seine Handlungen ein Josefinischer Gedanke, wenn auch dem Wechsel der Bedürfnisse entsprechend, in gemildeter Weise und geänderter Form.

Josef II. begriff die Menschheit, ihr Streben, ihre Wünsche, er suchte ihr so viel als möglich gerecht zu werden, aber über Eines täuschte er sich nicht selten — über das Maß des Erfüllbaren und Erfüllenswerthen. Mit der Freiheit, nach welcher die Welt ringt, geht es eben wie mit dem versunkenen Schatze in der Sage: der Geduldige kann ihn mit einem Worte der Weihe heben, aber vor dem Ungestümen sinkt er um Abgrundstiefen weiter hinab und verschwindet der Menschheit oft wieder für ein Jahrhundert. So war's auch bei Josef II. in gar manchen Fällen; er ging dem Verständnisse seiner Zeit öfter gar zu weit voraus und deshalb gerieth er in den Kampf mit dem Unverstand, mit der Trägheit der Masse, gegen welche er unausgesetzt zu ringen hatte. Abgesehen dieser einigen Fälle, deren unparteiische Erörterung dem vorliegenden Buche überlassen bleiben muß, war und bleibt Kaiser Josef II. immer der große Befreier, wie der Lenker und Maßgeber seiner Zeit, der so manchen schönen, dauernden Sieg errang, wo das Volk dem edlen Führer nachstrebte, wo es seine wohlwollenden Absichten unterstützte.

Vielsagend sind deshalb die Schlußworte einer Elegie, welche ihm nachgerufen ward:

Giebt's für Dich noch einen Kummer?
Nein! — So schlaf' den Todesschlummer,
Schlaf' ihn sanft und ohne Schmerz!
Schlaf' Du ärmster aller Großen,
Denn der Kelch ist ausgegossen,
Ausgeblutet hat Dein Herz!

Von jeher prangt aber auch in Oesterreichs Krone ein unvergänglicher Juwel — die Treue, welche noch in allen Tagen der Gefahr voranleuchtete und die Völker zur Einigkeit anleitete.

Mögen sie für immer einig sein!

Moriz Bermann.

I. Buch.

Die ersten Zeitgenossen

der

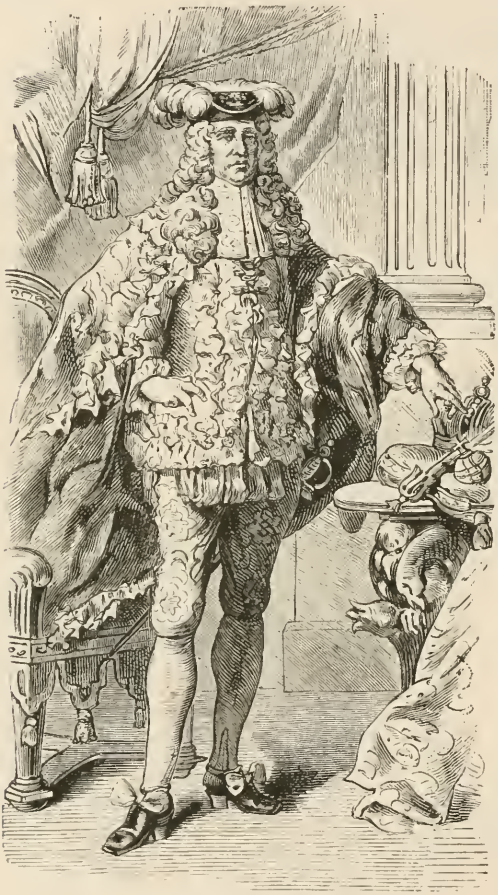
Thronerbin.

Die Geburt der Kronprinzessin.

Ein Tag der freudigsten Begeisterung für die kaiserliche Haupt- und Residenzstadt Wien war der 13. Mai 1717. Durch die Lüfte hallte das Geläute sämmtlicher Glocken des Stefansdomes, überdröhnt von der, erst sechs Jahre vorher aus 180 eroberten türkischen Kanonen durch den geschickten Stück- (Kanonen-) und Glockengießer Johann Achammer (auch Achhammer genannt; geboren in Wien 1649, gestorben daselbst in seinem Hause auf der Wendelstadt, heute Neubau, Stuckgasse Nr. 1, alt 158, am 9. December 1712) gegossenen Riesenglocke, im Volksmunde „die Bummerin" genannt. Gleichzeitig erscholl von den Lippen der Bevölkerung, welche zum feierlichen Gottesdienste strömte, ein tausendstimmiges Dankgebet, denn — es war ja dem kaiserlichen Throne eine lang ersehnte Erbin geboren worden!

Wohl war schon am 13. April des Jahres 1716 ein männlicher Erbe, Prinz Leopold Johann Josef, geboren worden, derselbe war aber noch im selben Jahre am 4. November gestorben und sein Herz und seine Eingeweide waren in der Gruft bei St. Stefan, sein Leichnam in der kaiserlichen Gruft bei

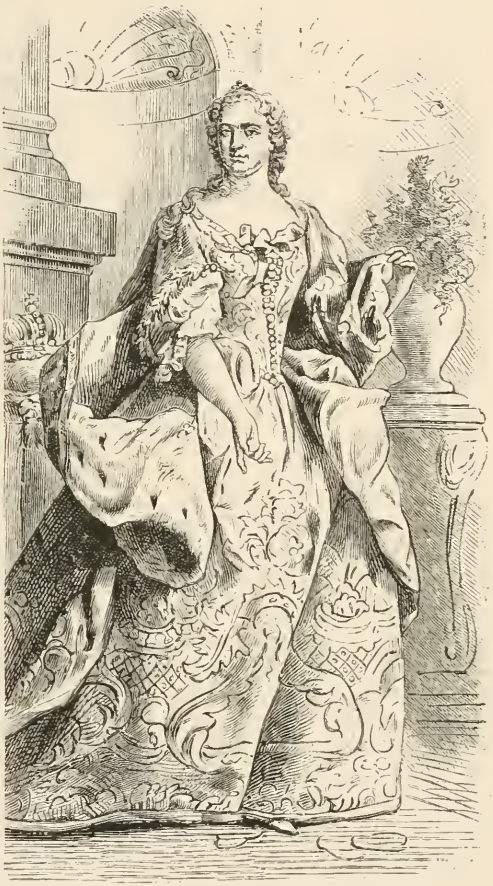
den Kapuzinern beigesetzt worden. Der Tod des kleinen Prinzen wurde im Volksmunde dem Umstande zugeschrieben, daß die Aja die Amme öfters durch empfindliche Worte zum Zorne gereizt habe, wodurch die Milch verdorben wurde; einige Frauen wollten dagegen wissen, daß man das Kind schon nach einem halben Jahre entwöhnte. Jedenfalls hatte der frühe Tod unter allen, dem österreichischen Scepter unterstehenden Völkern und bei dem Regentenhause selbst größte Bestürzung hervorgerufen. Welcher Trost war es nun für das Elternpaar, den Kaiser Karl VI. und seine Gemalin, die Kaiserin Elisabeth Christine, eine Tochter des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig-Wolfenbüttel, als im folgenden Jahre eine Prinzessin das Licht der Welt erblickte! Als Andenken an den erlittenen Verlust ließ das Herrscherpaar ein Kind aus reinem Golde verfertigen, welches gerade so viel wog, als der dahingeschiedene Prinz, und opferte dasselbe durch den k. k. Kämmerer und n. ö. Regierungsrath Franz Jakob Graf Brandis in die Gnadenkirche zu Maria-Zell. Das „goldene Kind", wie es noch heute genannt wird, hatte folgende Inschrift: Votum et quem Coelis et impetratum, Coelis restitutum vivum Sistere non possunt Leopoldum filium. Foecundidatis primitias in auro aequilibri reddunt. — CaroLVs et eLIsabetha aeternVM De Vot I. (Die immer frommen Karl und Ellsabeth bezahlen das Gelübde für ihren Sohn Leopold, den Erstling ihrer fruchtbaren Ehe, den sie vom Himmel erhalten und dem Himmel wieder gegeben, den sie aber lebend nicht wieder herstellen können, in gleichgewichtigem Golde). Im Chronogramm (Zahlbuchstabenschrift oder Vers) der letzten Zeile ist in römischen Ziffern die Jahreszahl 1717 ausgedrückt, die sich aus der Zusammenrechnung ergiebt. Die Uebergabe geschah am Feste Mariä Heimsuchung (2. Juli), wobei ein feierliches Hochamt abgehalten wurde. Das „goldene Kind" war auf einem mit Damast behangenen Tische vor dem Gitter der Kapelle in der berühmten Wallfahrtskirche zur Schau gestellt und wurde nach Vollendung der geistlichen Handlung feierlich zu dem Altare in der Kapelle getragen und auf der Evangelienseite desselben niedergelegt. Verfertiger des Kindes war der kais. Kammergoldschmied Johann Kranichbauer von Hohenried (als kais. Schatzkammer-Adjunct 1739 gestorben), das Modell dazu verfertigte der kais. Hofbildhauer Lorenz Mathiely (gest.



Kaiser Karl VI. (Seite 20.)

1736). Das Ehepaar hatte auch ein Crucifix von Silber dahin verlobt, welches ebenfalls die beiden vorgenannten Künstler anfertigten, dasselbe wurde erst im Jahre 1720 nach Maria-Zell gebracht. Kranichbauer erhielt für das Kind 1222 Gulden, für das Crucifix 1200 Gulden; Mathiely für beide Modelle 1000 Gulden.

Ueberhaupt hat von jeher, wie es in früheren Jahrhunderten die römisch-deutschen Kaiser und Erzherzoge von Oesterreich, so die Ferdinande, Karl von Steiermark, Leopold I. und Josef I. gethan, Kaiser Karl VI. ganz besonders auffallende Beweise der angestammten Frömmigkeit gegen den Wallfahrtsort Maria-Zell an den Tag gelegt. Als nach dem Tode Karl's II. der spanische Thron erledigt war, entspann sich zwischen Oesterreich und Frankreich ein blutiger Krieg — der spanische Successionskrieg — indem Kaiser Leopold I. Spanien als rechtmäßiges Erbe des Hauses Habsburg für seinen Sohn Karl, König Ludwig XIV. von Frankreich aber dasselbe für seinen Enkel Philipp von Anjou in Anspruch nahm. Nach mehreren blutigen Schlachten, unter Anführung des in damaliger Zeit berühmtesten Feldherrn Prinz Eugen von Savoyen und des englischen Feldmarschall Jakob Churchill Herzog von Marlborough, schien das Kriegsglück sich zu Oesterreich zu neigen, und so machte Karl, von seinem kaiserlichen Vater zum König von Spanien, unter dem Titel Karl III. feierlichst erklärt, Anstalten, die spanische Krone in Empfang zu nehmen.



Kaiserin Elisabeth Christine. (Seite 21.)

Festhaltend an dem altbewährten christlichen Grundsatze, daß an Gottes Segen Alles gelegen sei, wollte auch Karl, bevor er die hesperische Halbinsel betrat, noch früher eine Wallfahrtsreise nach Maria-Zell machen, um an dem Gnadenorte, wo so viele Tausende alljährlich erschienen, für Schutz und Rettung, Trost und Beruhigung, wo die frommen Vorfahren in ihren wichtigsten Anliegen Abhilfe erflehten, ebenfalls Mariens mächtige Fürbitte für einen glücklichen und segensreichen Ausgang des so wichtigen Vorhabens zu erbitten.

Es war am 15. September 1703, als Karl, vier Tage nach der in Wien geschehenen Proclamirung zum König von Spanien, mit großem Gefolge nach Zell kam. Er opferte daselbst ein kostbares Kreuz, dessen Grundlage Achat, die aus Gold und Silber geschmolzenen Bildnisse des Erlösers, der schmerzhaften Mutter Gottes und der Engel sowohl auf der oberen als unteren Seite mit

mehreren Diamanten und Smaragden besetzt sind. Die hierauf bezügliche Votiv-(Weihe-)Inschrift hatte König Karl selbst verfaßt und eigenhändig geschrieben, sie ist also Autograph. Aber erst am 19. August 1707 wurde sie von der verwitweten Kaiserin Eleonora, seiner Mutter, mit verschiedenen Gemälden und Sinnbildern geziert, nach Zell gebracht. Die Kaiserin-Witwe schrieb auch eigenhändig dazu, daß sie das Denkmal Karl's zu zieren befahl, als sie mit ihren Kindern, den Erzherzoginnen Maria Elisabeth (geb. 1680, nachmalig Statthalterin in Tirol und den Niederlanden, gest. 1741); Maria Anna (geb. 1683, nachmals Königin von Portugal, gest. 1754); Maria Magdalena (geb. 1689, nachmals Statthalterin in Tirol, gest. 1743) und der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig, Braut des Königs Karl (mit welcher sich dann derselbe am 1. August 1708 zu Barcellona vermälte), in Zell war. Die Kaiserin machte die ganze Reise mit den Töchtern größtentheils zu Fuß. Jede war mit einem Pilgerstabe versehen und ungeachtet der bereits eintretenden Nacht, zogen sie Abends in Pilgerkleidern durch den Markt und brachten den anderen Tag um fünf Uhr Morgens bis zwölf Uhr Mittags in der Gnadenkirche auf bloßem Steinpflaster ohne Betschämel knieend zu.

Kaiserin Eleonore brachte als Opfer einen von eigener Hand gestickten Pontifical-(Feierkleid-)Ornat, die königliche Braut aber eine von Filigran (durchbrochener Metalldraht)-Arbeit mit mehreren kostbaren Steinen besetzte Monstranze, worauf das Wappen des Wolfenbüttel'schen Hauses zu sehen war.

Das Autograph (eigenhändige Schrift) Karl's befindet sich auf einem Pergamentblatt in Großquartformat und enthält drei Chronographien, die Jahreszahl 1703, wo derselbe in Zell war, ausdrückend, welche in deutscher Uebersetzung lauten: „Der Königin des Erdkreises, Maria zu Zell, opfert und weiht dies dankbar nach seinem Gelübde der nach Spanien als König abgehende Karl, ein Sohn des Kaisers Leopold und Eleonorens". Unmittelbar oberhalb dieses Autographs ist das Miniaturporträt des jugendlichen Karl, gehalten von zwei Genien. Als Einrahmung des Autographs dient rechts das Gemälde, wie Kaiser Karl aus den Händen des Abtes die heilige Communion am Gnadenaltar zu Maria-Zell in Gegenwart eines zahlreichen Gefolges empfängt; das Gemälde links stellt vor, wie Kaiser Karl das werthvolle Crucifix zum Opfer darbringt. Die nebenstehende Inschrift lautet: „Carolus III. Rex Hispaniae declaratus ad Cellas marianas Crucifixi ac D. matris dolorosae ac Angelorum simulacra ex auro et gemmis elaborata, voti causa cum subjectis Chronographicis proprio marte manuque dicabat. 15. Sept. MDCCIII." (Karl III., erwählter König von Spanien, ließ zu Maria-Zell die Bilder des Gekreuzigten und der schmerzhaften Gottesmutter und der Engel aus Gold und Edelsteinen anfertigen und weihte sie eines Gelübdes wegen aus eigenem Antriebe und mit eigener Hand sammt der unten angegebenen Zeitbestimmung. 15. Sept. 1703.) Und mit Bezug auf die zierliche Ausstattung dieses Autographs, welche die Kaiserin Mutter besorgte, heißt es: Haec Augustissima Rom. Imperatrice D. Leopoldi R. S. Vidua Regum mater sic ornari jussit, dum cum serenissimus Prolibus Elisabetha, Maria Anna, Magdalena Archiducibus Austriae et Elisabetha Principe de Wolfenbüttel destinata Carolo III. sponsa ad Callas marianas Nota sua deponeret. 19. Aug. MDCCVII." (Dieses Denkzeichen ließ die Allerhöchste römische Kaiserin, die ehrwürdige und durchlauchtigste Witwe des seligen Kaisers Leopold, Mutter von Königen, so ausschmücken, während sie mit ihren durchlauchtigsten Kindern, den Erzherzoginnen von Oesterreich, Elisabeth, Maria Anna und Magdalena und der Prinzessin Elisabeth von Wolfenbüttel, der für Karl III. bestimmten Gemalin, zu Maria-Zell ihre Gelübde ablegte am 19. August 1707.) — Am Fuße des Autographs befindet sich die

königliche Krone mit der Aufschrift: „Patrum virtute.“ (Durch die Tugendhaftigkeit der Väter.) Als unterste Einrahmung des Autographs sieht man auf Goldgrund die Bildnisse Salomon's, Gott bittend um Weisheit, sein Volk mit Klugheit und Einsicht beherrschen zu können, wobei die Worte „ex libro Proverb. 8. 11. Melior sapientia est cunctis pretiosissimis“ (aus den Sprüchen Salomon's, 8. Capitel, 11. Vers: Besser ist die Weisheit als alle Kostbarkeiten); David's und Moses', die Krone und Scepter emporhaltend mit dem Text „8. 15. Per me reges regnant, et legum conditores justa decernunt“ (durch mich regieren die Könige, und verordnen die Gesetzgeber, was recht ist); endlich das Bildniß Josua, der als Heerführer der Israeliten dargestellt ist, und von Gott erlangt, daß Sonne und Mond einen ganzen Tag stille stehen und die Feinde besiegt; mit dem nebenstehenden Verse „ex lib. Pro verb. C. 8—16: Per me principes imperant“ (durch mich herrschen die Fürsten).

Als der wahrhaft gottesfürchtige Monarch nach dem Tode seines Bruders Joseph I. (geb. 1678, gest. 1711) die Regierung der österreichischen Länder antrat, wiederholte er seine Pilgerreise nach Maria-Zell im Jahre 1715 mit seiner Gemalin Elisabeth und in Begleitung des Herzogs Leopold Josef Karl von Lothringen (geb. 1679, gest. 1729; Sohn des heldenhaften Karl's V. Leopold von Lothringen mit Eleonora Maria Josefa, Tochter Kaiser Ferdinand's III.; er war der Vater des Herzogs Franz Stefan, welcher damals erst neun Jahre zählte); ebenso kamen beide Majestäten mit kostbaren Dankopfern hierher, als die Kaiserin mit dem Prinzen Leopold glücklich entbunden war. Nach des Prinzen Eugen großem Sieg über die Türken bei Peterwardein (1716) sandte Karl VI. zwölf eroberte türkische Fahnen, einen sehr werthvollen, mit verschiedenen Edelsteinen besetzten Kelch, Opferkanne sammt Waschbecken, sechs Krystallleuchter mit reicher Filigran-Silberfassung, die silberne, sechs Centner schwere Statue Gott Vater und Christus am Kreuze am Hochaltar zum Dankopfer hierher.

Nunmehr also war die Thronerbin geboren, ausersehen dazu, daß mit ihr ein ganz neuer Zeitpunkt für die Geschichte der österreichischen Monarchie beginne, daß ihr Name unsterblich für alle Zeiten werden solle, der Name — Maria Theresia. Wenige Minuten nach halb acht Uhr Morgens hatte sie das Licht der Welt erblickt und die Bevölkerung stimmte aus dem Innersten des Herzens in den ambrosianischen Lobgesang „Herr Gott, Dich loben wir“, ein, den der Bischof von Wien, Graf Sigmund von Kollonits (später Erzbischof, geb. 1676, gest. 1751), umgeben von dem Domcapitel, von der bischöflichen Curie (Pfarrgeistlichkeit) und dem Stadtrathe Wiens, den Bürgermeister Doctor juris Josef Hartmann an der Spitze, noch am Morgen des freudebringenden Tages im St. Stefansdome unter feierlichem Glockengeläute und beim Schalle von Trompeten und Pauken zum Himmel empor richtete.

Auf Befehl des Kaisers fand die Taufe der neugeborenen Erzherzogin noch am Abende desselben Tages statt. Es war eine der außerordentlichsten religiösen Feierlichkeiten und deren Schilderung ist nicht nur interessant, sondern sie läßt genau den Charakter und die Sitte des kaiserlichen Hofes in jenen Tagen erkennen.

Der Schauplatz der feierlichen Handlung war die „Ritterstube“ der Hofburg. Dieselbe ist aber von dem heutigen sogenannten „Rittersaale“, einer neuen Schöpfung des Kaisers Franz I. vom Jahre 1817, strenge zu unterscheiden, denn sie befand sich im Schweizerhofe, neben der Trabantenstube, und gehört noch heute zu den geräumigsten und schönsten Gemächern der Burg. Vor Entstehung des Rittersaales wurde sie, nebst dem Spiegelsaale, zu den meisten Hoffestlichkeiten verwendet, welche heutzutage im neuen Saale abgehalten werden.

Zu der feierlichen Handlung war diesmal die Rittersstube mit den kostbarsten, von Gold, Silber und Seide gewirkten Tapeterien behangen und durch eine Menge reicher Hänge- und Wandleuchter erhellt. Neben der aus der Trabantenstube in den Saal führenden Thüre erhob sich unter einem Baldachin von Goldstickerei der Altar, auf welchem vor einem großen silbernen Crucifix die beiden Taufbecken standen, ein größeres und ein kleineres, beide von Gold und mit Edelsteinen reich besetzt. In das Taufwasser hatte man fünf Tropfen Jordanswasser gegossen. Es fehlte auch nicht an Reliquien; da war unter anderen das heilige Blut, ein Dorn aus der Krone, die der Heiland getragen hatte, und einer von jenen Nägeln, womit er an's Kreuz geheftet worden war. Sämmtliche Heiligthümer holte der kaiserliche Ceremoniär, Almosenier und Oberhofcaplan Balthasar Franz von Nollarn (Domherr und Prälat von St. Stefan, geb. 1675, gest. 1730), feierlich von zwei Trabanten begleitet, aus dem Schlafzimmer der Kaiserin. Neben dem Altar stand ein reich behangener Tisch mit einem Crucifix und einem Kissen von Purpursammt; diesem zunächst waren die prachtvollen Betstühle für den Kaiser, die beiden verwitweten Kaiserinnen Eleonore und Wilhemine Amalia und die Erzherzoginnen hingestellt, andere für den päpstlichen Nuntius Georg Spinola (er bekleidete dieses Amt von 1714 bis 1720 und wurde Cardinal; geb. 1667, gest. 1739), für den Gesandten der Republik Venedig, Daniel Bragadino (der später auf diesem Posten von Marco Foscarini abgelöst wurde) und für den Prinzen Don Emanuel von Portugal. Dieser Letztere stand im Alter von zwanzig Jahren und ließ sich wohl nichts davon träumen, daß er später eine heftige Leidenschaft für die herangeblühte holdselige Prinzessin Maria Theresia empfinden, unter ihren Bewerbern auftreten und aus Kummer über die Abweisung Mönch werden würde. Später soll davon ausführlicher die Rede sein.

Die kaiserliche Hofmusik unter Leitung des Oberhofkapellmeisters Johann Josef Fux, hatte ihren Platz auf einem Balkon, der über der Thür erbaut war, durch welche die Zeugen der heiligen Handlung eintreten sollten, und als sich nach acht Uhr die Pforten öffneten, erscholl eine pompöse, von Trompeten und Pauken begleitete Intrade. In voller spanischer Grandezza schritten zuerst alle Cavaliere und die niederösterreichischen Stände, die kaiserlichen geheimen Räthe und Kämmerer in den vom blendenden Kerzenschimmer erhellten Saal. Dann erschienen der päpstliche Nuntius und der Gesandte Venedigs. Hierauf kam Kaiser Karl VI. im spanischen Mantelkleide, das von Gold und Silber starrte, mit einer rothen Feder auf dem aufgekrämpten Hute. In schwarzer, von Diamanten blitzender und reich mit Perlen geschmückter Kleidung folgten nun die Witwen der verstorbenen Kaiser, Leopold's I. und Josef's I., die Kaiserinnen Eleonore und Amalia. Hinter ihnen schritt die kaiserliche Frau Aya (Erzieherin), die verwitwete Reichsgräfin Anna Dorothea von Thurn-Valsasina, geborene Gräfin de Souches (gest. 1727); ihr folgte Fürst Johann Anton von Liechtenstein, kaiserlicher Oberstthofmeister, Ritter des goldenen Vließes und Grand von Spanien, welcher auf einem weiß atlassenen Kissen das Fürstenkind trug. Derselbe war begleitet von zwei anderen Rittern des goldenen Vließes, den Grafen Cifuentes und Oropesa. Diesen folgten die hinterlassenen Töchter Leopold's I., die bereits erwähnten Erzherzoginnen Maria Elisabeth und Maria Magdalena; dann die Töchter Josef's I., Erzherzoginnen Maria Josefa (geb. 1699, später vermält mit König Friedrich August von Polen, Churfürst von Sachsen, gest. 1757) und Maria Amalia (geb. 1701, später Gemalin des Churfürsten Karl Albert von Baiern, gest. 1756). Sie gingen paarweise in goldgestickter, von Edelsteinen funkelnder Kleidung. Ihnen folgte die Oberstthofmeisterin der regierenden Kaiserin, die ver-

M. T.

Die Taufe der Kronprinzessin.

witwete Fürstin Maria Theresia von Auersperg (geb. 1660, gest. 1741) und die Oberstthofmeisterinnen der verwitweten Kaiserinnen: Freifrau von Fünfkirchen und Gräfin Caraffa. Ihnen schlossen sich zahlreiche Hofdamen, Frauen der ersten Beamten, Alle im höchsten Staat prangend, an.

Nachdem sich nun die kaiserliche Familie, der Nuntius und der venetianische Gesandte nach den Betstühlen begeben hatten, legte Fürst Liechtenstein das Kind auf das rothsammtene Kissen, wo die kaiserliche Aya dessen Anzug insoweit aufband, als dies wegen der Taufceremonie nöthig war, worauf sie es wieder auf die Arme nahm. Inzwischen hatte Bischof Kollonits im blauen Vespermantel die sogenannten gewöhnlichen Kirchenceremonien „außer des Altars" (der Altar vertrat symbolisch die Kirche) vorgenommen; vier hohe Prälaten mit Inful und Vespermantel assistirten, außerdem waren auch noch der Hof- und Burgpfarrer, zugleich Ceremonier und Almosenier der Kaiserin-Witwe Amalie, Johann Anton Stancheri, anwesend und drei Hofcapläne ministrirten. Derart wurde der weltliche Prunk des Hofes durch eine glänzende Versammlung von Geistlichen ergänzt.

Nachdem der Bischof die Ceremonien „außer des Altars" verrichtet, legte er den blauen Vesper(Nachmittags)-Mantel ab und einen weißen mit Silber gestickten an. Die verwitwete Kaiserin Eleonore empfing ihre Enkelin aus den Händen der Aya und zu ihr traten des Kindes Tante, Kaiserin Amalia, und der Nuntius Spinola (dieser im Namen des Papstes Clemens XI.) als Pathen. Neben einander stehend, legten sie die Finger auf die Prinzessin, während der Bischof von Wien dieselbe taufte und ihr den Namen gab — Maria Theresia Walburga Amalia Christina. Bezeichnend für die Religiösität des Hofes ist unter Anderem die Art der Beschenkung der jungen Prinzessin durch die beiden verwitweten Kaiserinnen nach vollendetem Taufacte. Eleonore schenkte ihrer Enkelin Reliquien der heiligen Theresia; nämlich eine silberne mit Diamanten besetzte Monstranze, die auf einer Seite einen Theil des Schweißtuches der Heiligen mit der Beischrift: „Sudario de Sta. Theresa Vir." (Vom Schweißtuche der heiligen Theresia, Jungfrau) und auf der anderen Seite das Autograph (eigene Handschrift) der Heiligen auf Papier, wie sie in ihren Briefen auf spanisch zu unterschreiben pflegte: „Deresa de Jesus" enthält. Später wurde dieses auch historisch ungemein interessante und werthvolle Stück von dem Ehepaare Franz I. und Maria Theresia der Kirche zu den vierzehn Nothhelfern im Lichtenthal geschenkt, wo es jedoch nicht mehr befindlich, wahrscheinlich ging es in den französischen Invasionsjahren verloren. Kaiserin Amalia schenkte ihrer Nichte Reliquien des heiligen Ignaz von Loyola in kostbarer Demantfassung.

Darauf stimmte der Bischof von Wien das Tedeum an, welches unter dem Schalle von Trompeten und Pauken abgesungen wurde. Mit Andacht betete Karl VI. das Schlußgebet mit, welches nun folgte, und empfing in Demuth den Segen, welchen der Bischof hierauf allen Anwesenden spendete. Sodann verließ der Zug unter Trompeten- und Paukenschall den Saal nach derselben strengen Richtschnur des Ceremoniels, welcher der Kaiser nicht minder als jeder Andere unterworfen war. Die Etikette verlangte, daß die Aya die Erzherzogin dem Oberstthofmeister wieder übergab, daß dieser, begleitet von den Grafen Cifuentes und Dropesa, sie wieder in das Vorgemach brachte, und daß die Aya sie ihm dort wieder abnahm, um sie in das Schlafgemach der regierenden Kaiserin zu tragen.

Interessant ist, daß seit dem Momente das erste Kind des regierenden österreichischen Kaiserpaares immer eine Prinzessin gewesen; so war Franz I. und Maria Theresia's Tochter die Prinzessin Maria Elisabeth Amalia (geb.

1737, gest. 1740); Josef's II. Tochter die Prinzessin Maria Theresia (geb. 1762, gest. 1770); Leopold's II. Tochter Prinzessin Maria Theresia (geb. 1767, später Königin von Sachsen, gest. 1827); Franz' I. Tochter Maria Louise (geb. 1791, später Kaiserin von Frankreich, gest. 1847); die Tochter Franz Josef's I. Prinzessin Sophie (geb. 1855, gest. 1857).

Ganz besonders verewigte aber die Kaiserin-Witwe Amalie Wilhelmine den Geburts- und Tauftag ihrer Nichte; sie legte nämlich am Vormittage dieses Tages den Grundstein zum Kloster der Salesianerinnen auf dem Rennwege.

Amalia Wilhelmine, Tochter des Herzogs Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg-Hannover mit Benedicta Henriette, Pfalzgräfin vom Rhein, war zu Lüneburg am 21. April 1673 geboren. Sie erhielt eine vortreffliche Erziehung und war sehr wissenschaftlich gebildet. Der Ruf ihrer Schönheit und ihrer Geistesgaben bestimmte den Kaiser Leopold I. für seinen Sohn, den römischen König Josef I. (geb. 1678, gest. 1711), um sie unter der Bedingung zu werben, daß sie die katholische Religion annehme. Als königliche Braut unternahm sie 1698 in Begleitung ihrer Mutter eine Reise nach Italien, trat in Modena zur katholischen Kirche über und wurde auch daselbst durch Procuration vermält, wobei Reinald von Este, Herzog von Modena, die Stelle des Bräutigams vertrat. Nach ihrem Uebertritt nannte sie sich Amalia Wilhelmine, da sie eigentlich Wilhelmine Amalia hieß; es mag diese Versetzung der Namen, welche an den häufig vorkommenden Verwechslungen derselben Ursache ist, in dem Umstande gelegen haben, daß der Name Amalia der katholischen Kirche angenehmer klang, als der echt protestantische Wilhelmine. Am 18. Februar 1699 kam Amalia mit ihrer Mutter auf der Reise nach Wien in Tuln an und König Josef ritt ihr mit einem Gefolge von 120 Postpferden dahin entgegen. Zuerst nahte ihr jedoch nur der Obersthofmeister des Königs Fürst Karl Theodor Otto von Salm; er überreichte ihr einen Brief von ihrem Bräutigam und ersuchte sie, ihr vier Kammerherren des Königs vorstellen zu dürfen. Drei derselben brachten ihr die übliche Huldigung und den Handkuß dar, der Vierte aber hatte die maßlose Kühnheit, ihr recht sanft und verliebt die Hand zu drücken — es konnte da wohl für die Prinzessin kein Zweifel mehr sein, daß es König Josef selbst war, da dieser allein dergleichen wagen durfte. Dem fröhlichen Erkennen folgte eine herzliche Umarmung.

Am 21. Februar wurde Amalia im kaiserlichen Lustschlosse Ebersdorf vom Kaiser Leopold I. und der kaiserlichen Familie auf das herzlichste empfangen. Am 23. hatte der prunkvolle Einzug in Wien von der neuen Favorita (heute Theresianum, während die alte Favorita der Augarten ist) aus statt; ihn eröffneten 115 ungarische Edelleute im reichsten Nationalcostüm, mit Tigerhäuten über den Schultern, dann kamen sechs Compagnien prachtvoll gekleidetes ungarisches Militär mit Fahnen, Trompeten, Pauken und schallender Musik, ferner sämmtliche Hofchargen in reicher Galla. König Josef ritt unter einem prachtvollen Baldachin, der von acht vornehmen Cavalieren getragen wurde. Die Carosse der Prinzessin schätzte man allein auf 50.000 Gulden damaligen Geldwerthes. Kaiser Leopold trug bei dieser Gelegenheit ein so kostbares Kleid, daß die aus großen Brillanten bestehenden Knöpfe daran allein auf 100.000 Thaler zu stehen kamen. In der Augustiner-Hofkirche fand die Trauung statt, bei welcher siebzehn Bischöfe und infulirte Prälaten assistirten. Bei dem kaiserlichen Mahle waren die Sessel des Kaiserpaares und der Neuvermälten mit Drap d'or (Goldgewebe) überzogen. Die Stadt wurde Abends auf das glänzendste erleuchtet und die Festlichkeiten dauerten acht Tage. Am 28. Februar hatte auf dem Burgplatze eine außerordentliche prachtvolle Serenade mit einem prunk-

vollen allegorischen Divertissement (kleinem Ballet) statt. Den folgenden Tag wurde auf dem Burgplatze ein großartiges Feuerwerk abgebrannt und den letzten Tag beschlossen ein glänzendes Bankett und ein prachtvoller Ball im Costüm die Festlichkeiten.

Im Juni 1702 begleitete Amalia ihren Gemal zum Feldzuge am Rhein und wohnte seinem Triumphe, der Eroberung der Festung Landau, bei. Gegen Ende November kamen beide Majestäten wieder nach Wien zurück und hielten einen feierlichen Einzug. Nach dem am 5. Mai 1705 erfolgten Tode des Kaisers Leopold theilte sie mit ihrem Gemale die am 22. September erfolgende feierliche Erbhuldigung. Bei dem im neu erbauten kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn am 7. und 8. Juli 1706 stattgefundenen großen und prächtigen Turniere vertheilte die Kaiserin Amalia die kostbaren Preise. Leider starb schon am 17. April 1711 Kaiser Josef I., einer der erleuchtetsten Monarchen, im dreiunddreißigsten Lebensjahre an den bösartigen Kinderpocken. Da er keine männlichen Erben hinterließ, übernahm für den abwesenden Bruder Karl seine Mutter Eleonore Magdalena Theresia einstweilen die Regierung. Die verwitwete Kaiserin Amalia aber zog sich mit ihren, schon früher erwähnten beiden Prinzessinnen Maria Josefa und Maria Amalia in das ihr zum Witwensitz bestimmte Lustschloß Schönbrunn zurück.

Zur Winterresidenz wurde ihr aber der rechte Flügel der kaiserlichen Burg, der ehemalige Cillyerhof, angewiesen, der von dieser Zeit an bis heute Amalienhof genannt wird. In Schönbrunn widmete sie sich frommen Uebungen und wohlthätigen Werken; indessen veranstaltete sie dennoch auch oft kleine Familienfeste, deren eines, ein Damenschießen, uns die berühmte Reisende Lady Marie Somerset Wortley Montague (von ihrem Wiener Aufenthalte wird bald eingehender gesprochen werden) beschreibt.

Bei diesem Damenschießen, eines der Art, wie sie schon zu Zeiten der Mutter Leopold's I., Eleonora Gonzaga (geb. 1630, gest. 1686), üblich waren, saß Kaiserin Amalia auf einem kleinen Throne am Ende einer schönen Allee des Schönbrunner Gartens; ihr zu beiden Seiten waren ihre Damen rangirt, an der Spitze die beiden Erzherzoginnen Maria Josefa und Maria Amalia; Alle hatten in den Haaren Juwelen und schöne leichte Gewehre in den Händen. In angemessener Entfernung standen drei ovale Bilder, es waren dies die Scheiben, nach denen sie schoßen. Das erste Bild war ein Cupido, der ein Glas Burgunder füllt mit den Worten: „Hier ist es leicht, tapfer zu sein." Das zweite Bild war eine Fortuna, die eine Guirlande in der Hand hielt, mit dem Motto: „Für Die, der das Glück wohl will!" Die dritte Scheibe zeigte ein Schwert mit einem Lorbeerkranz auf der Spitze und dem Motto: „Da ist es keine Schande, besiegt zu werden!" Bei der Kaiserin stand eine vergoldete, mit Blumen bekränzte Trophäe, worauf reiche türkische Tücher, Shawls, Bänder, Schnüre u. s. w., für die geringen Preise, hingen. Den ersten Preis theilte die Kaiserin mit eigener Hand aus; es war ein schöner Rubinring mit Diamanten eingefaßt, in einer goldenen Dose. Der zweite Preis war ein kleiner Cupido in Brillanten; außerdem ein schönes Theeservice von vergoldetem Porzellan, lackirte Kästchen, Fächer und andere kleine Galanterien. Alle Standespersonen von Wien sahen zu, aber die Damen allein durften schießen und die Erzherzogin Amalia erhielt den ersten Preis auf Scheiben mit allegorischen Gemälden geschossen. (Bild Seite 16.)

Schon nach dem Tode ihres Gemals hatte sich Amalia entschlossen, nur die Vermälung ihrer Töchter abzuwarten und dann ihr noch übriges Leben in einem Kloster zuzubringen, sie fand aber so viele Schwierigkeiten in der Ausführung ihres Vorhabens, daß sie sich entschloß, selbst ein Kloster zu stiften.

Während sie nun über die Wahl einer solchen Stiftung nachdachte, las sie die Werke des heiligen Franz von Sales und seine Ordensgesetze für die Klosterjungfrauen von Mariä Heimsuchung und wurde so sehr von dem Geiste der Sanftmuth und Liebe, der diesen Regeln zu Grunde liegt, angezogen, daß sie sich augenblicklich dahin entschied, einen so nützlichen und erbaulichen Orden in Wien einzuführen. Sie besprach sich demnach, der nöthigen Vorkehrungen wegen, mit Kaiser Karl VI. und berief aus den Niederlanden einige Nonnen vom Orden des heiligen Franz von Sales, um eine Erziehungs-Anstalt für adelige Töchter aller Nationen des Kaiserstaates zu gründen. Sie eröffnete ihr Vorhaben ihrem Oberstthofmeister, dem Grafen Josef Ignaz von Paar, und ließ das Haus und Gartengebäude des Freiherrn von Quarient auf dem Rennweg (Nr. 18, alt 636) ankaufen, um an dessen Stelle ein Kloster für sie zu

Ein Damenschießen in Schönbrunn. (Seite 15.)

bauen. Am Tage von Maria Theresiens Geburt, am 13. Mai 1717, legte sie feierlichst den Grundstein zum Klostergebäude und 1719 war der Bau vollendet. Abermals am 13. Mai d. J. führte die Stifterin diese Nonnen unter besonderer Feierlichkeit daselbst ein. Sie selbst nahm sich eine angemessene Wohnung in dem Klostergebäude und wohnte allen großen Feierlichkeiten dort bei, zog sich jedoch nicht allsogleich gänzlich dahin zurück, denn man findet noch lange nachher ihre Anwesenheit bei allen großen Hoffesten bemerkt. Erst gegen das Ende ihres Lebens, nachdem sie den Schmerz erfahren hatte, daß ihre beiden Schwiegersöhne Friedrich August von Sachsen und Karl Albert von Baiern feindlich gegen Oesterreich auftraten, erst dann zog sie sich gänzlich in ihre Stiftung zurück und starb daselbst nach einer langwierigen Krankheit am 10. April 1742. Ihrer Anordnung gemäß wurde ihr Herz zu den Füßen des Sarges

ihres Gemals in der Kaisergruft bei den Kapuzinern, ihr Körper aber in der für sie eigens zubereiteten Gruft unter dem Hochaltar der Salesianerkirche am Rennweg beigesetzt.

Das Kloster führte anfangs den Namen Amalien-Stift, wurde aber bald allgemein das Salesianerinnen-Kloster genannt und die Kirche führt den Namen Mariä Heimsuchung. Stifterin des Ordens ist Johanna Franziska Fremiot de Chantal (geb. 1572, gest. 1611, im Jahre 1641 vom Papst Clemens XII. heilig gesprochen). Das Klostergebäude überhaupt und besonders die Kirche stellt sich mit ihrer mächtigen Kuppel und in ihren schönen architektonischen Verhältnissen ungemein imposant dar; sie gehört zu den schönsten kirchlichen Gebäuden Wiens und ist im verkleinerten Maßstabe nach dem Modelle der Peterskirche in Rom von dem Architekten Mathias Gerl ausgeführt. Das Innere entspricht an reicher, edler Ausstattung dem Aeußeren; reichliche Verzierung an Marmor und Gold schmücken es. Das Kuppelgemälde, Maria

Wiener Modetrachten. (Seite 30)

Himmelfahrt darstellend, von dem Paduaner Anton Pellegrini (geb. 1675, gest. 1741) gemalt, kostete 8000 Gulden. Das Hochaltarblatt ist von dem berühmten Historienmaler Jakob van Schuppen (geb. in Paris 1669, gest. in Wien als Akademiedirector 1751). An den Seitenaltären zeigen sich die Abnahme Christi vom Kreuze von Gerhard Jansen (geb. 1636, gest. 1725), die heilige Magdalena von Anton Pellegrini und der heilige Franz von Sales von dem berühmten Historienmaler Martin Altamonte (eigentlich Hohenberg, geb. 1657, gest. 1745). — Das Pensionat im Kloster ist für adelige Mädchen katholischer Religion, welche beste Erziehung, Unterricht in Sprachen u. s. w. erhalten, jedoch mehr in einem Kosthause als in einer eigentlichen Erziehungsanstalt befindlich betrachtet werden. Es giebt darin auch freie Stiftsplätze.

Wir überlassen nun das liebliche Kindlein Maria Theresia in seiner von dem kais. Kammermaler Johann Franz Hack prachtvoll verzierten Wiege

(er erhielt für die Arbeit 325 Gulden, eine bedeutende Summe für jene Zeit), vorläufig den Händen seiner Mutter und Pflegerinnen, um eine Uebersicht der damaligen staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse zu entrollen, welche ungemein viel des Anziehenden bieten.

Das Elternpaar.

Kaiser Karl VI. war der Nachfolger seines Bruders Josef I., der jüngste Sohn des Kaisers Leopold I. und zu Wien am 1. October 1685 geboren. Trotz aller spanischen Grandezza konnte er, besonders wenn es kein Staatsceremoniel gab, den echten Wiener nicht verleugnen, und dann redete er so volksthümlich wienerisch, wie irgend Einer. Als jüngster Sohn war er seiner Zeit zum geistlichen Stande bestimmt gewesen und seine Erziehung leitete der Jesuit Andreas Braun, in den Wissenschaftsfächern unterrichtete ihn Ignaz de Lorina (später Bischof von Wiener-Neustadt; gest. 1720). Als er sieben Jahre alt war, erhielt er den Fürsten Anton Florian Liechtenstein zum Oberstthofmeister. Nach dem Tode Karl's II. von Spanien wurde er von seinem Vater, der seit jeher das Königreich Spanien zu behaupten gesucht hatte, am 12. September 1703 zum König von Spanien, dieses Namens der Dritte, erklärt, worauf er am 19. von Wien abreiste, um dieses Königreich, das mittlerweile von dem Enkel Ludwig's XIV., Herzog Philipp von Anjou (zweiten Sohnes des Dauphins mit Maria Anna von Baiern), unter dem Namen Philipp V., in Folge testamentarischer Verordnung des verblichenen Königs in Besitz genommen worden war, mit den Waffen in der Hand wieder zu erobern.

Karl verbrachte über sieben Jahre in Spanien, wobei er nicht immerwährend Glück hatte. Wohl zeigten sich ihm die Königreiche Aragonien und besonders Catalonien sehr ergeben, desto feindseliger stand ihm ganz Castilien entgegen. Er stand damals im Alter gegen zwanzig Jahre und ein Augenzeuge schilderte ihn leichthin als einen jungen Mann von mittelmäßiger Länge, schmal von Leib und Beinen, mit großen, braunen Augen und Augenbrauen, einer langen, fast geraden Nase und etwas hängenden Wangen und Lippen. Die Physiognomie nennt unser Gewährsmann ziemlich strenge und trübsinnig. Das war denn doch nicht zu wundern, in Anbetracht der schmerzlichen Gefühle, welche Karl durchbebten, daß er von all seinen Lieben hat scheiden müssen. Es soll dabei auch geschienen haben, als wäre er etwas ungeduldig von Gemüthsart, denn wenn er etwas angriff, schnitt oder einen Teller von sich schob, geschah solches Alles mit einer gewissen Eilfertigkeit, die sehr merklich war. Nun, es war denn doch ein gewagtes Stücklein, so kurzweg über eines Jünglings Charakter zu urtheilen, den man ganz flüchtig nur bei der Reise-Abendtafel gesehen, wie es bei unserem Augenzeugen der Fall war.

Das Gefolge Karl's war recht stattlich und benahm sich nach alter Hofsitte mit der gemessensten Förmlichkeit; zu demselben gehörten außer dem enormen Gepäcke, das vorangeschickt worden war, nicht weniger als 164 Personen, 210 Pferde und 47 Wagen. Den jungen König begleiteten Fürst Anton Florian von Liechtenstein, sein Oberstthofmeister, Hauptrathgeber und Vertrauter, den er zum Granden von Spanien erster Classe erhoben hatte; sodann die Kammerherren Grafen Michael Johann III. von Althann (dessen Gattin auf den nachmaligen Kaiser so großen Einfluß hatte und von welchem wir später noch mehr hören werden), Rudolf Sinzendorf, Johann Baptist Colloredo und

Alois Thun. Es befanden sich ferner im Gefolge die Generale Graf Leo Ulfeld (Vater des späteren Staatskanzlers und Vorgängers des großen Kaunitz), Guillemont, Stella und Sormani; die königlichen Pagen Graf Johann Palffy und Marchese Ascanio Gnadagni; die vier Reitpagen Grafen Hohenfeld und Cavriani, der Marchese d'Herba und Baron Beck; dazu der Pagenhofmeister und Ehrencaplan des Königs, Matteo Butzi; zwei Väter der Gesellschaft Jesu: der königliche Beichtvater Andreas Baur und Pater Diego Cresa, und das übrige Personal der Kapelle; endlich zwei Leibärzte, ein Chirurg, ein Apotheker, zwei Cabinetssekretäre, ein Controlor, ein Kammerzahlmeister mit drei Gehilfen und einem Schreiber, ein Hofzahlmeister mit einem Hofzahlamts-Secretär, dazu die entsprechende Anzahl von Kammer- und Hoffourieren (Rast- und Quartiermachern), Garderobiers, Tapezierern, Perrückenmachern, Kammertrabanten, Kammerheizern, Credenzer mit dem Tafelgeräth und Silber, die Küche und der Keller, wozu ein Oberkoch — es war dies derselbe Franz Ott, welcher bis zu seinem Tode bei ihm ausharrte — zwölf Köche, ein Küchen- und ein Kellerschreiber; schließlich die nöthige Anzahl Kammerdiener, Läufer und Jäger für die gesammte Reisegesellschaft. Wenn man dagegen das heutige Budget einer Reise, selbst des mächtigsten Herrschers, betrachtet, bieten sich die höchst interessanten Vergleiche von selbst. Damals freilich glaubte Jedermann, es dürfe gar nicht anders sein.

Mit diesem ungeheuren Anhängsel reiste Karl so gemächlich als möglich, was theilweise wohl auch nöthig war, über Prag und Leipzig an den glänzenden Hof des Herzogs Johann Georg von Sachsen-Weißenfels. In der Residenz Weißenfels traf er Prinzessin Caroline von Anspach (nachmalige Gemalin des Königs Georg II. von England), mit welcher eben so klugen als schönen Prinzessin eine Heirat beabsichtigt war, die jedoch an ihrer Weigerung scheiterte, die Religion ihrer protestantischen Väter zu verlassen. Von da begab sich Karl über Holland und England, wo ihm überall der liebreichste Empfang ward, nach Lissabon, woselbst ein Heer von 30.000 Mann, theils holländischer, theils englischer Truppen auf ihn wartete. Am 4. August 1704 wurde die wichtige Festung Gibraltar erobert, welche aber die Engländer sofort für sich behielten. Am 22. August stieg Karl zu Barcellona an's Land. Er verweilte daselbst fünf Jahre und feierte hier am 1. August 1708 seine Hochzeit mit der über Mailand von Wien aus ihm zukommenden schönen Prinzessin von Braunschweig. Nach dem am 20. August 1710 durch Graf Guido Starhemberg erfochtenen großen Siege bei Saragossa zog Karl am 28. September mit ihm und den Engländern in Madrid ein, wurde jedoch Ende des Jahres genöthigt, wieder nach Barcellona zurückzukehren.

Als Karl im Jahre 1711 die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Bruders erhielt, war er in Barcellona eingeschlossen. Um nach Wien zurückkehren zu können und den französischen Nachstellungen zu entgehen, was ihm glücklich gelang, machte er die Ueberfahrt nach Genua unter dem Geleite englischer und holländischer Kriegsschiffe. Aber seine holde Gemalin Elisabeth, die ihm erst vor drei Jahren, nachdem sie der große und gelehrte Abt von Göttweih, Gottfried Bessel, in Wien convertirt hatte, nachgeschickt worden war und von der er noch keine Kinder besaß, mußte er als Regentin von Spanien in Catalonien zurücklassen. Als er sich am 27. September 1711 zu Barcellona einschiffte, übergab er sie dem Sieger von Saragossa, Feldmarschall Graf Guido Starhemberg. Zwei Jahre noch lebte Karl, von seiner Gemalin getrennt, in Wien, bis sie erst nach dem Frieden von Utrecht (1713) im Geleite von zwölf englischen Kriegsschiffen zu ihm zurückkam. Nicht viel fehlte, daß die Franzosen sie als Gefangene nach Frankreich entführt hätten und der Kaiser

mußte von Glück sagen, nicht ein Opfer der unterdessen in Wien wüthenden großen Pest (1713) geworden zu sein.

Wie gesagt, Karl landete, von Barcellona kommend, am 12. October 1711 in Genua; von spanischen Herren waren ihm der Marquis Don Antonio Romeo, spanischer Staatssecretär der allgemeinen Depeschen, Don Antonio Folch de Cardona, Erzbischof von Valencia, später königl. spanischer Rathspräsident in Wien, Besitzer eines prachtvollen Gartens (geb. 1658, gest. 1724); dessen Bruder Josef, Oberstthofmeister der regierenden Kaiserin, geheimer Rath und später Präsident des obersten niederländischen Raths (geb. 1650, gest. 1729), ferner Graf Josef de Silva de Monte Santo, aus dem Geschlechte der Grafen von Cifuentes (später Präsident des höchsten spanisch-italienischen Rathes), die Grafen Savella, Oropesa, Corsana und der Marchese Hieronymus Capece von Rofrano (dessen Name bis in die neueste Zeit durch eine Gasse fortlebte und von dem wir noch weiter zu sprechen haben werden) und viele Andere gefolgt. In Mailand erhielt Karl die Nachricht von der auf ihn gefallenen Kaiserwahl, in Innsbruck ernannte er siebenundvierzig deutsche, ungarische spanische, neapolitanische und mailändische Cavaliere zu wirklichen geheimen Räthen. An ihrer Spitze befanden sich die Fürsten Anton und Adam Liechtenstein, Prinz Eugen von Savoyen, die Fürsten Trautson und Mansfeld, der Palatin Paul Eszterhazy, der Erzbischof von Valencia und sein Bruder, der Graf Corsana und Andere. Am 22. December war die Krönung zu Frankfurt, am 26. Januar 1712 der Einzug Karl's VI. (Bild Seite 8) in Wien.

Karl, der in Spanien in einer nicht unheilsamen Schule des Unglücks gewesen, der im Umgange mit den Engländern und Holländern, die ihn auf den spanischen Thron gesetzt hatten, an Bildung und Geschmack, wie auch an religiöser Duldsamkeit gewonnen hatte, trachtete sofort nach seinem Regierungsantritte die religiösen Parteien zu versöhnen; er ließ die Geistlichkeit nicht so absolut schalten, wie dies unter seinen Vorgängern der Brauch gewesen, hielt die Religionsfreiheit Schlesiens aufrecht, wehrte der Verfolgung der sogenannten „böhmischen Brüder" (diese christliche Secte genoß das Abendmahl in beiderlei Gestalten an einem mit einem weißen Tuche bedeckten Tische, das Brot wurde gebrochen) und schützte die den Ungarn im Szathmarer Frieden (1711) bewilligte freie Religionsübung der Protestanten. Unter ihm wurde zuerst so manchem Klosterunfuge gesteuert, es wurde von dem Klosterrathe Rechnungslegung begehrt, verschwenderischen Aebten und Aebtissinnen Administratoren (Verwalter) gesetzt, die Exemptionen (Befreiungen) der Klöster von der Oberaufsicht der Bischöfe verwehrt und dem Mißbrauche der Klosterkerker gesteuert. Das stark überhandgenommene wandernde Mönchthum, das nicht selten in ein recht liederliches Treiben bei den Männern und Frauen dieser Sorte ausgeartet war, wurde scharf überwacht, fremden Bettelmönchen ihr Kram weggenommen und jene österreichischen Benediktiner-, Cistercienser-, Prämonstratenser-, Karthäuser-Aebte und Priore, welche zu den Generalcapiteln ihres Ordens in das Ausland, so nach Monte-Cassino, Citeaux, Premontre und Grenoble reisen wollten, bedurften dazu der Erlaubniß des Kaisers und der Bischöfe. Karl's VI. Regierung bildete somit einen Uebergang aus der streng-bigotten Periode der letzten Habsburger zu der duldsameren katholischen Regierung der ersten Lothringer.

Karl's VI. Gemalin, die Kaiserin Elisabeth Christine, geboren zu Wolfenbüttel am 28. August 1691, reiste als Braut des damaligen Königs von Spanien Karl III. am 19. April 1707 von Wolfenbüttel ab, legte zu Bamberg am 1. Mai vor dem Churfürsten und Erzbischofe von Mainz, Lothar Franz Freiherrn von Schönborn, das römisch-katholische Glaubensbekenntniß ab, und kam noch denselben Monat in Wien an. Am 23. April 1708 wurde sie zu

Hietzing mit vieler Pracht dem Könige vermält, dessen Stelle sein Bruder Josef I. vertrat. Am folgenden Tage reiste sie nach Spanien ab, folgte ihrem Gemal später als römische Kaiserin nach Wien und wurde am 18. September 1714 zur Königin von Ungarn, am 8. September 1723 zur Königin von Böhmen gekrönt. (Bild Seite 9.)

Es muß hier, als von ganz besonderem Interesse, eingeschaltet werden, daß Elisabeth Christine die Erste gewesen, welche Gelegenheit hatte, den Nutzen der Erfindung der Luftschiffahrt zu erwägen, und daß sie sofort in richtiger Erkenntniß für dieselbe eintrat. Der erste und eigentliche Erfinder des Luftballons ist nämlich nicht Montgolfier, sondern der portugiesische Franciscaner-Mönch Bartolomeo de Guzman, der bereits im Jahre 1709 mit dem glücklichsten Erfolge Versuche anstellte. Königin Elisabeth Christine von Spanien trat ohne Zögern nicht nur öffentlich für den Mönch auf, sondern empfahl denselben auch dem Könige Johann V. von Portugal, der in Folge davon dem Erfinder in Lissabon die Erlaubniß zum Aufsteigen in dem Ballon, „das fliegende Schiff" genannt, gab. Leider erkrankte der Mönch schwer, bevor er noch sein Vorhaben ausführen konnte, und starb im Hospital zu Sevilla. Er nahm das Geheimniß seiner Erfindung mit in's Grab, es befinden sich aber noch heute im herzoglichen Archive zu Braunschweig die eigenhändigen Briefe Elisabethens in Bezug auf diese Angelegenheit. Merkwürdigerweise ist in der That bei den Braunschweiger Fürsten die Vorliebe für Luftfahrten geblieben, denn der erste regierende Fürst, der einen Luftballon bestieg, war der gelehrte Herzog Friedrich August von Braunschweig-Oels (geb. 1740, gest. 1805), der zweite war der bekannte Sonderling Herzog Karl von Braunschweig (geb. 1804, gest. 1873.)

Elisabeth Christine stiftete auch im Jahre 1708, bevor sie von Wien abreiste, einen Orden: Ordre de l'amour de prochain (Orden der Nächstenliebe), den man kurzweg nur das „Apfelkreuz" nannte. Es gehört eben zu den hundertfältigen Kreuzformen auch jene des Apfel- oder Kugelkreuzes, das an den vier Enden mit Aepfeln oder Kugeln versehen ist:

Die Ritter trugen nun an einem rothen Bande auf der Brust ein derartiges goldenes, emaillirtes Apfelkreuz, das die Inschrift hatte: „Amor proximi" (Nächstenliebe). In den Orden konnten sowohl Cavaliere als Damen aufgenommen werden, welche sogar das Recht hatten, den Orden einem ihrer Freunde, dies jedoch nur einmal, zu verleihen.

Elisabeth's Schönheit an Gestalt und Gesicht wurde von vielen Nationen bewundert; namentlich zeichnete sie sich durch ihre reizende jungfräuliche Verschämtheit aus. Ihr Teint war blendend weiß — weshalb sie ihr Gemal nur seine „weiße Liesel" zu nennen pflegte; er sagte nämlich stets zu ihr: „Du meine weiße Liesel, mein Schatz, mein Engel!" während sie ihn stets „Euere Majestät" titulirte. Ihre Hände waren die schönsten, die man sehen konnte. Als Karl seine Gemalin in Barcellona zum ersten Male sah, entfuhr ihm in größter Betroffenheit laut der Ausdruck: „Na, i' hab' nimmer glaubt, daß die Liesel so schön is!" Elisabeth's Begleiter, der braunschweigische geheime Rath Imhof, schrieb auch in einem Briefe über diese erste Zusammenkunft: „Der König liebt die Königin so zärtlich, daß er fast keinen Augenblick ohne ihr sein kann; sobald er nur ein wenig Zeit für sich übrig hat, bringt er sie mit der Königin zu, und er ist derselbe Frauenmann (soviel wie unser Siemandl), als es Kaiser Leopold gewesen." Das ist jedenfalls scherzhaft und bildlich gemeint.

denn der Graf Podewils meldete in einer Depesche seinem Hofe, daß man unmöglich liebevoller einen Gatten behandeln, ihm mehr Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten erweisen könne, als es Elisabeth stets that, wofür sie aber auch des Kaisers ganzes Herz gewonnen hatte.

Lady Montague spricht bei der Schilderung einer Privataudienz von Elisabeth: „Die Kaiserin bezauberte mich völlig; ihre Gesichtszüge sind nicht gerade regelmäßig, ihre Augen sind klein, haben aber einen lebhaften Blick, voller Anmuth; ihr Teint ist der schönste, den ich je sah; Nase und Stirn sind wohl gebaut, ihr Mund hat einen hinreißenden Liebreiz. Wenn sie lächelt, zeigt er eine Schönheit und Anmuth, daß man sie anbeten muß. Sie hat eine sehr große Menge feines, schönes Haar (silberfarbig); aber ihre Gestalt! — man muß zum Dichter werden, um ihr strenge Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; was sie von Juno und Venus gesagt haben, das erreicht die Wahrheit nicht. die Grazien begleiten sie, die berühmte Statue der Venus von Medicis hat keine zarteren Verhältnisse der Bildung. Die Schönheit ihrer Büste und ihrer Hände ist unübertrefflich. Ehe ich sie sah, glaubte ich nicht, daß es so etwas Vollkommenes in der Natur gäbe, und es that mir ordentlich leid, daß mein Rang (sie war die Gattin des englischen Gesandten in Constantinopel, Eduard Wortley Lord Montague) mir nicht erlaubte, diese Hände zu küssen; geküßt aber werden sie genug, denn Jedermann, der ihr aufwartet, küßt sie beim Kommen und Gehen!“

Graf Podewils bemerkt aber auch: „Ihre Hauptleidenschaft war der Ehrgeiz; sie hatte viel Geist und sogar große Festigkeit. Sie nahm an den Geschäften Theil und hat, ohne den Schein, sich darein zu mischen, sie oft nach ihrem Gefallen gelenkt.“ Daß ihre Unterthanen sich für sie nicht so begeisterten, wie später für ihre Tochter Maria Theresia, lag, wie der Gesandte meint, darin, daß das Volk sie im Verdachte hatte, daß sie der katholischen Religion nicht genug ergeben sei und noch ketzerische Grundsätze behalten habe, man behauptete, „sie lese sogar im Geheim protestantische Religionsbücher“.

Wir wollen nun bei den besonders interessanten Einzelheiten des damaligen Hof- und gesellschaftlichen Lebens verweilen, bevor wir in der Geschichte jener Tage weiter fortfahren; nehmen doch derlei Schilderungen gar oft wichtigen Einfluß auf das Verständniß nachfolgender Begebenheiten.

Hofleben unter dem letzten Habsburgerfürsten.

Es kann nicht geläugnet werden, daß sich bis auf die neueste Zeit die umfassenden Forschungen auf dem Gebiete der österreichischen Geschichte, nur mit sehr wenigen Ausnahmen, stets vorzüglich auf die Darstellung der Entwicklung des rechtlichen und politischen Zustandes des österreichisch-ungarischen Staates oder einzelner Theile desselben beschränkt haben, und daß bedauerlicherweise selbst lebenslustige Gelehrte sich fast entsetzt von jenen Büchern abwenden, welche den Zweck verfolgen, das Lesepublikum auch mit den bildenden und volksthümlichen Zuständen in den verschiedenen Zeiträumen bekannt zu machen. Was bei solchen Herren nicht auf einem unterschriebenen und gesiegelten Pergamente steht, hat nie existirt, und wenngleich es sich vom Urahn her bereits vererbt hätte. Dem volksthümlichen Schriftsteller ist dadurch freilich ein Vorzug eingeräumt, den er sich nach jeder Richtung hin gerne zum Nutzen macht, nämlich der, daß seine Bücher gerade von so vielen Tausenden gelesen werden, als die der trockensten Fach-

männer von Dutzenden, und daß das dankbare Volk für die anmuthende Belehrung ihre Namen genau so auf die Nachwelt trägt, wie die der größten Gelehrten.

So soll denn auch in dem vorliegenden Buche all' den Wandlungen des gesellschaftlichen Lebens an den betreffenden Orten und in den thätigen Kreisen Rechnung getragen werden, denn solche Erörterungen liefern so manche Erklärungen der Erscheinungen in späteren Zeiten, sie belehren, indem sie wie in einem Spiegel das Thun und Lassen unserer Väter zeigen, sie unterhalten durch so manche ergötzliche Begebenheit, welche man, würde der Maßstab nach der heute vorgeschrittenen Culturperiode angelegt werden, oft kaum für möglich halten müßte. So legen wir denn die Resultate eingehender Forschungen den freundlichen Lesern vor, wobei wir nur bemerken, daß wir wohl möglichst ausführlich sein, aber keinen Anspruch auf erschöpfende Vollkommenheit machen können und wollen.

Beginnen wir mit den Hofzuständen unter dem letzten Habsburger; wir finden da, daß die österreichische Macht sich seit dem dreißigjährigen Kriege zu einer soliden und nachhaltigen gestaltet hat, wenngleich der etwas ungelenke, riesige Körper sich ein wenig träge bewegte, was aber nicht hinderte, daß derselbe im europäisch-politischen Concerte eine starktönende Stimme hatte. Es war ferner die Zeit strengen Gehorsams für das Volk, das wieder in seinem Herrscher den von Gott eingesetzten Vertreter seiner eigenen Herrschaft erblickte, und sich gerne mit absolutester Machtvollkommenheit regieren ließ, wenn man es nur in dem Genusse jener gemüthlichen Sinnlichkeit und Wohlhäbigkeit nicht allzusehr störte, die ja noch heute das Anfangs- und Endziel gar mancher Staatsbürger ist.

Und so geschah unwidersprochen Alles, was befohlen wurde, man brachte dem Herrscherpaare in der Hofburg fast abgöttische Verehrung entgegen, die in dem streng und unabänderlich vorgeschriebenen und eingehaltenen Hofceremoniel auch unzweideutigen Ausdruck fand.

Es gebührte nämlich dem Kaiser, der Kaiserin und der ganzen kaiserlichen Familie die Auszeichnung der spanischen Reverenz, das ist nämlich einer tiefen Verbeugung nebst der Kniebeugung, welche letztere darin bestand, daß man sich dabei auf ein Knie niederließ, ja selbst der Name des Allerhöchsten Reichsoberhauptes durfte bei öffentlichen Feierlichkeiten und Reden nicht ohne diese spanische Reverenz ausgesprochen werden. Den übrigen Personen des Hofes, Herren und Damen, machte man die französische Reverenz, d. i. die halbe Verbeugung, jene ehrfurchtsvolle und doch nicht sklavische Verneigung, welche noch heute Bittsteller hohen Würdenträgern widmen. Der Kaiser selbst erwies den Churfürsten und Prinzen fürstlichen Geblütes die französische Reverenz, dieselben mußten aber die spanische machen.

Natürlich herrschte im Innern der Burg die gemessenste Grandezza; die Hofsprache war italienisch oder deutsch, das letztere sprach man indessen recht wienerisch, was bis in die neueste Zeit vorhielt. Die Hoftracht war spanisch, die vorherrschende Farbe schwarz; die kaiserliche Livree nach der Wappenfarbe, dem schwarzen Reichsadler im gelben Felde, schwarz mit gelben Borten à l'Espagnol. (Bis in die Neuzeit, nur mit stets moderner Façon erhalten geblieben.) Nur der Leibkutscher trug stets einen gelben Sammetpelz (noch heute) und eine gelbe Sammetmütze mit weißer Feder darauf. Alle Hofkutschen waren schwarz, nur der Kaiser allein fuhr in einer rothen Leibkutsche.

Der Kaiser, sowie der gesammte Hofstaat trug spanische Kleider mit kurzen spanischen Mänteln, beides schwarz und mit Spitzen; den Kopf bedeckte ein spanisch aufgekrempter Hut mit Federn; rothe Strümpfe und rothe Schuhe

zierten die Beine. Der Kaiser legte an Galatagen ein Kleid aus Goldbrocat (mit goldenen Blumen durchwirkter schwerer Seidenstoff) oder einen rothen goldgestickten Anzug an. Auf dem Hute befanden sich weiße, rothe und schwarze Federn. Man hatte allerdings auch von Frankreich eine Tracht entlehnt — die gepuderte Alonge-(Verlängerungs-)Perrücke, mit welcher größter Luxus getrieben wurde, so daß es solche gab, die tausend Thaler kosteten; aber es durfte außer dem Kaiser Niemand in der Burg mit Perrücke oder Haarbeutel erscheinen und den Hofleuten war solche nur auf dem Lande — in Laxenburg oder in der Favorita — erlaubt. Ueberhaupt bewegten sich der Kaiser und die Hofleute auf dem Lande viel freier, ja sie trugen sogar deutsche Kleider. Aber es durfte Niemand wagen, in der Hofburg in französischen Kleidern, besonders in weißseidenen Strümpfen zu erscheinen, denn da rief Kaiser Karl gleich selbst laut aus: „Da ist schon wieder so ein verfluchter Franzos!" Dagegen erschien z. B. irgend ein Hußarenofficier bei Hofe in seiner Uniform oben, aber mit kurzen Hosen und vorschriftmäßigen Strümpfen und Schuhen unten. Nach der Kleiderordnung durfte Geschmeide nur vom hohen Adel getragen werden; der niedere hatte als ganze Auszeichnung vor dem Bürger nur die rothen Schuhabsätze. In Ergänzung des Vorgesagten muß bemerkt werden, daß erst mit dem Kaiser Franz Stefan von Lothringen die französischen Kleider an den Wiener Hof kamen; dessen Sohn Josef II. brachte die Militäruniform in Mode und es machte das enormste Aufsehen, als er nach seines Vaters Tode (1765) zum ersten Male eine Thronbelehnung in der Militäruniform ertheilte. Josef selbst ermaß die Tragweite seines Entschlusses, denn als er aus seinem Cabinete heraustrat, sagte er lächelnd: „Na, wenn mich der Oberstthofmeister so sieht, fällt er darüber in Ohnmacht!" (Diese Charge bekleidete damals Graf Corfiz Anton von Ulfeld.)

Am Wiener Hofe war die ganze Zeit des Jahres streng eingetheilt; jedes Hoffest, jedes Kirchenfest, jede weltliche Lustbarkeit wie jede kirchliche Feierlichkeit war im vorhinein schon längst unabänderlich bestimmt und angeordnet. In jedem Monat des Jahres gab es drei Solennitäten, denen der Hof und das diplomatische Corps beiwohnen mußten; es waren dies: 1. Die Galatage, Namens- und Geburtsfeste; an denselben wurde zum Handkuß und zur Tafel vorgelassen, man sah jedoch dem Speisen der Herrschaften nur zu; 2. die Toisontage, an diesen mußten alle Ritter des goldenen Vließes in ihren rothsammtenen, mit Gold gestickten Kleidern, Mänteln und Hüten und mit den goldenen Ordensketten zur Messe und zur Vesper erscheinen; endlich 3. die Andachten, diese waren Exequien (Begräbnißfeierlichkeiten oder Seelenmessen), Kirchen- und Heiligenfeste u. s. w. Wenn bei solchen Gelegenheiten der Kaiser zu Fuß ging, traten demselben die Minister und Botschafter, selbst der päpstliche Nuntius mit unbedecktem Haupte vor. Die Kaiserin folgte auf den Kaiser; sie wurde von ihrer Oberstthofmeisterin, welche die Hand mit dem spanischen Mantel bedeckt hielt, geführt. Dann kamen die Erzherzoginnen und schließlich der Hofstaat, das Gefolge, Damen und Herren.

Daß es den fremden Diplomaten höchst lästig war, allen diesen überhäuften Ceremonien beizuwohnen, ist wohl keine Frage, sie beklagten sich auch in Briefen nach der Heimat recht bitter darüber. Ganz besonders mißfiel es seiner Zeit dem Gesandten Frankreichs, dem galanten, damals kaum dreißigjährigen Herzog von Richelieu (von dessen hochinteressantem Wiener Aufenthalte und seinen Abenteuern noch eingehender zu sprechen sein wird), der seine Noth seinem diplomatischen Collegen, dem bevollmächtigten Minister in Rom, Cardinal Melchior Polignac, in folgenden Worten klagte: „Ich habe hier in Wien während der Fastenzeit ein ungemein frommes Leben geführt, das mir nicht

eine Viertelstunde des Tages frei gelassen hat. Ich muß aufrichtig sagen, hätte ich das Leben gekannt, das ein Gesandter in Wien zu führen bemüßigt ist,

Ein Fuchsprellen im Prater. (Seite 38.)

nichts in der Welt würde mich vermocht haben, dieses Amt zu übernehmen, wo, unter dem Vorwande von Einladungen und Vorstellungen

in den Kapellen, die Gesandten genöthigt werden, gleich Kammerdienern dem Hofe zu folgen. Nur ein Kapuziner von robustester Gesundheit kann einem solchen Leben während der Fastenzeit widerstehen! Um Euer Eminenz einen Begriff davon zu machen, bin ich im Ganzen genommen vom Palmsonntag bis Mittwoch nach Ostern im Gefolge des Kaisers hundert Stunden in der Kirche gewesen! Graf Du Luc, der achtzehn Monate in Wien war, von denen er aber neun bis zehn hingebracht hat, bevor er sich bei Hofe vorstellte, und die übrigen sich krank meldete, hat uns den Schatz von Frömmigkeit verhehlt, den ich nun auf meine Kosten erst entdecken mußte. Ich muß gestehen, daß ich mir denke, wie die Gottesverehrung denn doch ein wenig mehr Freiheit vertragen könnte und daß die erzwungene Langweile, welcher man hier so beifällig huldigt und die sich sonst an keinem Hofe der Welt vorfindet, für mich etwas so unertragbares ist, daß ich nicht umhin kann, Euer Eminenz meine Mißstimmung zu kennzeichnen."

Nun, die Eminenz tröstete den Herzog mit den ihn sehr scharf treffenden Worten: „In Bezug auf das Gemälde, welches Sie mir von der Art und Weise entrollen, wie sie ihre christlichen Pflichten der Fastenzeit und der heiligen Woche, wie der heiligen Ostern erfüllten, glaube ich nichts Besseres thun zu können, als Ihnen zu gratuliren, daß Sie aus der schweren Zeit schadlos hervorgegangen sind; vielleicht haben Sie in Ihrem ganzen Leben nicht so viel gethan. Denken Sie sich nun ganz dieselbe Sache bei einem Cardinal in Rom. Freilich wohl werden wir bezahlt dafür."

Ueber die Tagesordnung des Kaisers giebt uns der gerade im Jahre 1717 in Wien anwesende gelehrte Reisende, der königl. preußische Kammerherr Karl Ludwig Baron Pöllnitz (geb. 1691, gest. 1775) die folgenden interessanten Details:

Sobald Kaiser Karl aufgestanden war, ließ er sich ankleiden. Dann las er einige Depeschen und gab diesem oder jenem Minister Audienz oder wohnte dem Staatsrathe bei. Darauf begab er sich in die Messe, entweder in die Kapelle oder an Festtagen in eine Kirche. Nach der Messe kehrte er in seine Gemächer zurück und hielt sich in dem sogenannten Retiro (Eingezogenheit wörtlich, so viel wie Ruhegemach) bis zum Diner auf. Sobald angerichtet war, meldete es der Oberkammerherr dem Kaiser, der mit der Kaiserin, welche von allen Damen begleitet war, sich zur Tafel begab. Ein Kammerherr oder der Oberstsilberkämmerer präsentirte den kaiserlichen Majestäten das Waschwasser, darauf setzten sie sich in ihre Fauteuils. Es schien dabei dem preußischen Kammerherrn, als ob der kaiserliche Tisch nicht sehr geschmackvoll servirt wäre, er nennt die „Vaisselle" (das Tischgeschirr) alt und erwähnt, daß alle Schüsseln ohne Symmetrie aufgestellt wurden. Jede der Majestäten hatte ihre besonderen Schüsseln, daher nur sehr kleine Schüsseln aufgetragen wurden. Pöllnitz zählte ferner auf der ganzen Tafel nur fünf bis sechs Suppenlöffel

Sobald der Kaiser sich gesetzt hatte, bedeckte er sich. Ein Kammerherr präsentirte den Trunk, beide Majestäten tranken gegenseitig auf ihre Gesundheit. Dann näherten sich der Oberstthofmeister, der Oberkammerherr, der Oberststallmeister und der Capitän der Garde, um die Befehle des Kaisers wegen des Nachmittags zu empfangen. Dasselbe thaten die Ehrendamen und die Hofchargen der Kaiserin. Darauf zog sich Alles zurück. Selten währt das Mittagmahl länger als eine Stunde. Die Majestäten bleiben an der Tafel, bis Alles, selbst das Tischtuch abgeräumt ist; es wird dann ein anderes aufgelegt, darauf stellt der Oberstsilberkämmerer eine Schüssel und eine Gießkanne von „Vermeil" (im Feuer vergoldetes Silber) zum Waschen. Der Oberkammerherr präsentirt dem Kaiser die Serviette, die Ehrendamen der Kaiserin. Hierauf ziehen sich die kaiserlichen Majestäten in ihre Ruhegemächer zurück.

Des Nachmittags, erzählt der Reisende weiter, fahren Kaiser und Kaiserin öfters auf die Jagd oder zum Scheibenschießen. Sobald der Kaiser von da zurück ist, giebt er Denen Audienz, die durch den Oberkammerherrn darum haben bitten lassen. Diese Audienzen sind ohne Ceremonien; der Kammerherr vom Dienst führt ein. Der Kaiser steht bedeckten Hauptes an einen Tisch gelehnt, über ihm ist ein Baldachin und ein Fauteuil steht ihm zur Seite. Beim Kommen und Gehen werden die üblichen drei Kniebeugungen gemacht. Ebenso finden die Audienzen bei der Kaiserin statt; eine der Ehrendamen wohnt in gehöriger Entfernung, daß sie nicht hören kann, was gesprochen wird, bei; der Oberstbofmeister bleibt in der Antichambre an der Thüre.

Es hat sich bei diesen Audienzen am Wiener Hofe ein auffallender Mißbrauch eingeschlichen. Den Tag darauf finden sich die Bedienten des Oberkammerherrn und Oberstbofmeisters ein und verlangen eine Belohnung, ja man bestimmt sogar die Höhe derselben. (Man sieht, wie alt in Wien das Trinkgeldgeben ist!) Auch die Trabanten und Schweizer finden sich ein, um zu einem glücklichen Erfolg zu gratuliren und ein Trinkgeld zu lucriren (gewinnen). Nach Beendigung der Audienzen begiebt sich die Kaiserin in ihr sogenanntes Spiegelzimmer. Hier findet sie die Damen, die ihr eine nach der andern die Hand küssen, und die Kaiserin setzt sich mit ihnen zum Spiel. Sie sitzen ohne Rangunterschied um den Tisch. Hierbei findet Niemand Zutritt als der Kaiser, die Prinzen der kaiserlichen Familie, der Oberkammerherr und der Oberstbofmeister.

Damals bestand in Wien ein Gebrauch, der von dem aller europäischen Höfe abwich. Es gab nämlich keine jours fixes oder bestimmten Tage für die Appartements und Zirkel, sondern es schickten die Damen zur Ehrendame der Kaiserin, um anzufragen, ob sie aufwarten dürften, und kamen dann zu der ihnen angesagten Stunde.

Um die Zeit des Soupers kommt der Kaiser zur Kaiserin, dann hörte das Spiel auf. Die Kaiserin steht auf und die Damen, die nicht zum Souper bleiben dürfen, küssen ihr die Hand. Darauf setzen sich die Majestäten zu Tisch. Das Souper ist ganz so wie das Diner, nur findet es jedesmal in den Appartements der Kaiserin statt. Die Tafel wird nur durch zwei Kerzen erleuchtet, die man drei- oder viermal wegnimmt; eines der Ehrenfräulein verrichtet diese Function. Wenn sie das Licht wegnimmt, macht sie vorher eine tiefe Verbeugung und giebt es dann dem Silberkämmerer, um es zu putzen, mit einer zweiten Verbeugung stellt sie es wieder auf den Tisch. Nach Beendigung des Soupers wird den Majestäten das Waschwasser präsentirt, die Oberstbofmeisterin oder eine Ehrendame reicht dem Kaiser die Serviette und ein Ehrenfräulein mit dem goldenen Schlüssel der Kaiserin. Wenn die Erzherzoginnen mit den Majestäten speisten, wurde ihnen Waschwasser in derselben Schüssel, in der der Kaiser sich gewaschen hatte, präsentirt; ein Ehrenfräulein überreichte ihnen die Serviette. Sobald der Kaiser sich von der Tafel erhob, präsentirten ihm die ältesten Erzherzoginnen den Hut und der Kaiserin Fächer und Handschuhe; in ihrer Abwesenheit hatten eine Ehrendame und ein Ehrenfräulein mit dem goldenen Schlüssel diese Function. Darauf küssen die Damen, die stehend dem Souper beigewohnt haben, der Kaiserin die Hand, während der Kaiser sich vom Speisesaal in das Spielzimmer begiebt. Sobald beide Majestäten hier angelangt sind, zieht sich Alles zurück. — Gespielt wurde überhaupt nur im Winter und da betrug der „Fisch" nie mehr als einen Kaisergulden.

Ungemein interessant sind die Schilderungen, welche die berühmte Reisende Lady Mary Wortley Montague, welche in den Jahren 1716 und 1717 in Wien verweilte, von ihrem Empfange bei dem Wiener Hofe und seinen Damen macht. Sie schreibt:

Als ich zum ersten Male zu Hof ging, ward ich in ein Kleid gepreßt und mit allen dazu gehörigen Stücken geschmückt; eine sehr unbequeme Kleidung, die aber Hals und Wuchs sehr vortheilhaft erscheinen läßt. Die hiesigen Moden sind ungeheuerlicher und allem gesunden Menschenverstande widersprechender, als möglich ist, sich zu denken. Man baut gewisse Gaze- (leichtes Gewebe-)Fabriken auf die Köpfe, die ungefähr eine Elle hoch sind und aus drei oder vier Stockwerken bestehen, und verstärkt das Alles noch mit unzähligen Ellen schweren Bandes. Das Fundament dieses Baues ist ein Ding, das sie Wulst nennen, was ungefähr so aussieht, aber viermal dicker ist als die Rollen, auf welche die englischen Milchmädchen ihre Eimer setzen. Diese Maschine bedecken sie mit ihren Haaren und vermischen diese mit einem guten Theile falscher, denn es gilt für eine besondere Schönheit, Köpfe zu haben, so breit, daß sie in eine mäßige Tonne hineingehen. Ihre Haare pudern sie ungeheuer, um die Vermischung zu verbergen, und befestigen sie mit drei oder vier Nadeln, wunderbar dick, zwei bis drei Zoll aus dem Haar herausstehend und mit Diamanten, Perlen, rothen, grünen und gelben Steinen geschmückt. Ihre Reifröcke übertreffen die unserigen um mehrere Ellen im Umfang, man könnte einige Acker Feld mit ihnen bedecken. Dieser außerordentliche Anzug erhöht noch und hebt noch mehr heraus die natürliche Häßlichkeit, mit der, bis auf Ausnahmen, Gott der Allmächtige die Wiener Damen ausgestattet hat. (Dies ist eben englischer Geschmack; andere Touristen wissen nicht genug von dem Liebreiz der Wienerinnen auch aus jenen Tagen zu erzählen und es wird davon noch weiter zu sprechen sein). Selbst die liebenswürdige Kaiserin (Elisabeth war damals fünfundzwanzig Jahre alt) muß sich in einem gewissen Grade diesen absurden Moden fügen, die sie um Alles in der Welt nicht aufgeben würden.

Ich hatte, der Etikette gemäß, bei der Kaiserin eine Privataudienz von einer halben Stunde und dann erhielten die anderen Damen Erlaubniß zu kommen und aufzuwarten. (Hier folgt die bereits früher mitgetheilte Schilderung der Monarchin, worauf die Lady weiter fortfährt): Als die Damen bei der Kaiserin eingetreten waren, setzte sie sich nieder, um Quinze zu spielen. Ich konnte ein Spiel, das ich nie gespielt hatte, nicht mitspielen, aber sie ließ mich an ihrer rechten Seite niedersetzen und war so freundlich, mit mir viel mit der ihr eigenen Anmuth zu sprechen. Ich wartete jeden Augenblick, wann die Herren zur Aufwartung eintreten würden, aber hier ist ein Hofempfang sehr verschieden von dem in England; kein Herr erscheint hier, als der Oberstthofmeister, um der Kaiserin die Ankunft des Kaisers zu melden. Seine kaiserliche Majestät beehrten mich auf sehr verbindliche Weise mit mir zu sprechen; mit anderen Damen spricht er aber nie und im Ganzen geht es sehr gravitätisch und ceremoniell zu.

Die Kaiserin Amalia, Witwe Kaiser Josef's, machte denselben Abend der regierenden Kaiserin ihren Besuch; es begleiteten sie die beiden Erzherzoginnen, ihre Töchter (Maria Josefa und Maria Amalia), die recht angenehme junge Prinzessinnen sind. Die kaiserlichen Majestäten standen auf und gingen ihr bis an die Thüre entgegen, dann setzte sie sich in einen Armstuhl zur Kaiserin und ebenso beim Souper. Die Erzherzoginnen erhielten Stühle ohne Armlehnen. Bei Tafel warteten die Ehrenfräulein der Kaiserin auf, deren es zwölf aus den ersten Familien giebt. (So überreichte z. B. das Kammerfräulein Maria Isabella, Freifrau von Stadel, aus einem uralten steiermärkischen Adelshause, dem Kaiser ihre Adels- und Ahnenprobe, und da fand sich, daß unter den aufgeführten Ahnen zwei aus kaiserlichem, sechs aus königlichem und vierzig aus churfürstlichem, herzoglichem und landgräflichem Blute stammten, wie auch, daß die übrigen ausgewiesenen Ahnen den älteren Adelshäusern entsprossen waren.)

Diese Ehrenfräulein bekommen keinen Gehalt, nur Wohnung bei Hofe; sie leben hier in einer Art von Einschließung, da nicht gestattet ist, daß sie zu Assembleen und auf öffentliche Orte in der Stadt gehen dürfen, ausgenommen, wenn eine von ihnen sich verheiratet. Regelmäßig schenkt bei dieser Gelegenheit die Kaiserin ihr Bild in Diamanten. Die drei ersten dieser Fräulein heißen Schlüsseldamen und tragen an ihrer Seite goldene Schlüssel (also wie die Kammerherren). Höchst spaßhaft ist der Gebrauch, daß diese Damen, so lange sie leben, wenn sie den Dienst der Kaiserin verlassen haben, ihr alle Jahre ein Geburtstagsgeschenk geben müssen. Die Kaiserin hat nur unverheiratete Damen zu ihrem Dienst, ausgenommen die Oberstthofmeisterin (damals die siebenunfünfzigjährige Fürstin Maria Theresia von Auersperg), die gewöhnlich eine Witwe aus den ersten Familien und sehr alt ist; sie ist zugleich Gouvernante der Ehrenfräulein.

Tags darauf hatte ich eine Audienz bei der Kaiserin Mutter (Eleonore von der Pfalz-Neuburg), eine Fürstin von großer Tugend und Güte, die aber sich zu einer übermäßigen Devotion (Frömmigkeit) zwingt. Sie nimmt unaufhörlich außerordentliche Bußacte mit sich vor, ohne jemals etwas gethan zu haben, was sie dazu nöthigte. Sie hat dieselbe Zahl von Ehrenfräulein, die sie bunt sich tragen läßt, während sie selbst fortwährend in Trauer geht, und wahrhaftig nichts kann hier trauriger sein, als Trauer. Nicht das geringste kleine Stückchen von Weißwäsche sieht man, Alles nur schwarzer Krepp. Hals, Ohren, Backen sind mit einem gefältelten Stück von demselben Stoffe bedeckt und das Gesicht, das in der Mitte herausguckt, sieht aus, als wenn's öffentlich ausgesetzt wäre. Tags darauf war ich bei der Kaiserin Amalia auf dem Lande. Ich sah dort etwas ganz Neues, was an diesem Hofe aber ein ganz gewöhnliches Vergnügen ist. (Und hier folgt die Beschreibung des bereits früher erwähnten Damenschießens, eines Vergnügens, welches bereits zur Zeit von Kaiser Leopold's I. Mutter, Eleonora Gonzaga, üblich gewesen.)

Ueberhaupt möge, hier anschließend, der damaligen Modetrachten Erwähnung geschehen. Die spanische Mode in der Kleidertracht kam am österreichischen Hofe schon unter Kaiser Ferdinand I. in Aufschwung, und zwar: enge an den Fuß liegende Beinkleider, darüber bis an den Schenkel ein zweites, übermäßig weites, mit Schlitzen, Bauschen und Bändern verziert. Das Wamms lag enge am Leib, die Aermel hatten aber wieder Bauschen und bunte Verzierung. Ein unumgänglich zum Staat nöthiges Kleidungsstück war der Mantel, mehr zur Zier als zum Nutzen, denn er ging nur bis zu den Hüften und flatterte frei rückwärts hinab. Sehr veränderlich war die Form der Hüte, bald hoch und spitzig, bald mit breiter Krämpe. Bei den Frauen wurden unmäßige Reifröcke, hohe, enge Schnürbrüste, Frisuren, welche in förmlichen Stockwerken aufgebaut wurden, modern. Im bürgerlichen Stande wurde zwar länger die alte Kleidertracht fortgetragen, doch mischte sich bald auch hier die alte und neue Tracht wunderlich ineinander, und besonders riß der Luxus ein, welchem die wiederholten Kleiderordnungen vergebens zu steuern suchten.

Einen neuen Anstoß zu den buntesten Ausschweifungen gab die übermüthige Soldatesca des dreißigjährigen Krieges. Wenn es dem Landsknecht gut ging, so wußte er sich nicht bunt genug zu putzen; seine breiten Schuhe — Entenschnäbel und Kuhmäuler genannt — wuchsen zu unsinniger Breite, und zur spanischen Hose verwendete er in guter Zeit bis dreißig und mehr Ellen Stoffes, was dann den Rückschlag auf die Bürgerschaft machte und die Laffen aus ihr veranlaßte, in gleichem Prunke zu stolziren.

Im Ganzen zeigt sich stets das Spiegelbild der Zeit auch in der Tracht; sie wird bei allem Prunke weniger solid. Als mit dem 17. Jahrhundert der

Einfluß Frankreichs wuchs, da zeigte sich letzterer auch alsbald in Kleidung und Mode und wurde namentlich am österreichischen Kaiserhof Anlaß zu einem wunderlichen Gemische, in welchem französische und spanische Sitte sich kreuzten. Ein eleganter Herr jener Zeit war in einen gallonirten, weiten Rock gekleidet, dessen breite Aermel bis zum Ellbogen zurückgeschlagen waren, darunter eine bis zu den Knieen herabgehende Weste, Strümpfe, die beim Knie gewickelt waren, Schuhe mit weitabstehenden Schleifen. Den Kopf bedeckte eine mächtige, über die Schulter wallende Alonge-Perrücke, der Hut wurde selten auf dem Kopfe, sondern stets unter dem Arme getragen und war auch bei der warmhaltenden Perrücke gar nicht nöthig. Manchmal war er gar nicht einmal zum Aufsetzen eingerichtet; es ist dies der dazumal erfundene Chapeau bas (Armhut, der nicht auf dem Kopf, sondern unter dem Arm getragen wird).

Bei den Frauen kamen die großartigen, gold- und silbergewirkten Stoffe, Kleider mit Buffanten und hohe Stöckelschuhe in die Mode, die Brust wurde auf eine Art decolletirt, welche selbst in unserer, in dieser Beziehung sehr Starkes leistenden Zeit nicht wieder erreicht wird; um die Weiße des Busens und des Gesichtes zu erhöhen, klebte man „Schönpflästerchen“ (kleine schwarze Taffstfleckchen) darauf. Auch eine im Mittelalter schon nur mit Maß und nur bei den Damen höchsten Standes gekannte Mode wurde wieder hervorgesucht und über alles Maß eingeführt — die Schleppe, welche so sehr überhand nahm, daß die Frauen auf der Gasse einen Schweif von mehr als vier Ellen Länge nachzogen. Bei der Frisur wurden Massen von Blumen, Spitzen u. dgl. aufgewendet, eine Wulst aufgelegt, über welche die Haare gezogen wurden, und so ein Gebäude von oft zwei Fuß Höhe aufgeführt, so daß die Dame nur mit Mühe die Last zu tragen vermochte. Wir haben bereits vorstehend Lady Montague's plastische Beschreibung einer solchen Toilette geliefert. (Bild S. 17.)

Es fehlte allerdings und zu allen Zeiten nicht an Eiferern gegen die in's Unsinnige gesteigerte Kleiderpracht, ihr Bemühen hatte aber stets den gleichen Erfolg — keinen. So hielt in jenen Tagen ein Prediger an seine andächtigen Zuhörer folgende Ansprache: „Ich mach' den Spiegel der Eitelkeit auf, merkt wohl. Ich seh' darin ein altes, ausgemergeltes, erblichenes, runzeliges und angetriefendes Mütterlein; das läßt sich herzu bringen von ihren Menschern (Dienstmädchen *) ihren Schmuck und einen überaus schönen Aufputz, läßt sich damit zieren, läßt sich falsche Haare, wohl gekraust, voll mit Puder, anbinden, schwarze Flecklein, ausgeschnittene Figuren in dem Gesichte hin und her aufkleben, leget an prächtige Kleider, ziehet an wohlriechende Handschuhe, gestickte Schuhe. Kommt auch her ihr jungen Cavaliere, mit Euren Moden, goldgestickten Kleidern, gekrausten Parocken (Perrücken), in gold- und sammtenen Wagen, erzeiget Euere Zierde und Leibesgestalt, so ist doch an Euch etwas zu bemerken, welches allen Geschmack verhudelt, verstellet und vernichtet.“

Leider, daß an all' diesen Ausschweifungen einer aus den Fugen gerathenen Zeit auch die Wiener Bürger ihren redlichen Antheil nahmen und, wie es nur immer anging, in gleicher Kleiderzier stolzirten; es wetteiferten eben alle Stände in solchem Prunke und umsonst waren die (für die damaligen Zustände ungemein praktischen) Kleider- und Dienstbotenordnungen früherer Monarchen. Nunmehr aber schwand der Unterschied der Stände in der äußeren Erscheinung immer mehr, der einfache Dienstbote rivalisirte mit der Modedame und nicht zum Vortheile seines Geldbeutels. Das eine Gute war doch dabei, es wurde diesen Ausschreitungen durch den gesunden Sinn des Volkes selbst eine gewisse Grenze

*) Selbst bei Hofe wurde damals auch von den anständigsten bürgerlichen Mädchen nur per „Mensch“ (Ausdruck für „lediges Frauenzimmer“) gesprochen.

gesetzt. Dasselbe hielt sich, in richtiger Erkenntniß, wenigstens von jenen Artikeln fern, die den Leib offenbar entstellten. So ahmte der Bürger wohl den breitschößigen Rock nach, trug aber lieber das eigene Haar als eine Perrücke; das Mädchen nahm wohl das enge, den Leib schlank machende Corset (Mieder) an, sah aber ein, daß ein einfaches Spitzenhäubchen oder die von den Wohlhabenderen bis zu Anfang unseres Jahrhundertes getragene Goldhaube ungleich kleidsamer sei, als die moderne Thurmfrisur. Auch die Anhänglichkeit an die alte Sitte der Väter, ein gewisses, stolzes Bewußtsein der angestammten Bürgersitte, that das ihre dazu, und im Ganzen ist der Unterschied der Stände, die charakteristische Kleidung jedes derselben, bis zu den Stürmen der gleichmachenden französischen Revolution, in Wien viel deutlicher ausgeprägt geblieben, als in Frankreich, England und ganz Westeuropa.

Ueber die Hoftafeln ist noch nachzutragen, daß Kaiser Karl VI. regelmäßig viermal des Jahres öffentlich in der sogenannten Ritterstube der Hofburg speiste, und zwar am Oster-, Pfingst- und Weihnachtsfest und am 30. November, dem Andreastage, wo auch sämmtliche Ritter des goldenen Vließes mit ihm speisten. Für gewöhnlich speiste der Kaiser um ein Uhr mit der Kaiserin, die ihm zur linken Hand saß, allein in der sogenannten Geheimen Ratlsstube auf einer Estrade (erhöhter Platz im Zimmer), eine Stufe höher als der Fußboden, unter einem Thronhimmel. Speiste der Kaiser öffentlich, so war er mit seinen Hatschieren und Trabanten umgeben. Die Truchsesse in der spanischen Mantelkleidung trugen die Speisen auf, demnächst fungirten bei der Tafel der Oberstkuchelmeister (der die Speisen raugirte), der Oberstthofstabelmeister (der den Truchsessen beim Auftragen der Speisen mit dem Stabe vorausschritt), der Oberstsilberkämmerer (Verwahrer des Tafelservices) und verschiedene andere Kämmerer, die unter andern auch vor und nach der Tafel das Waschwasser präsentirten, zwei Vorschneider und zwei Mundschenken, welche knieend die Becher kredenzten. Bevor ein Teller an kaiserliche Majestät gelangte, wanderte er durch vierundzwanzig Hände. Der Kaiser speiste mit bedecktem Haupte; nur beim Tischgebet, und wenn die Kaiserin seine Gesundheit trank, nahm er den Hut ab. Bei der Tafel warteten die Gesandten, auch der päpstliche Nuntius, auf, stehend, aber ebenfalls bedeckten Hauptes und zogen sich erst dann zurück, wenn der Kaiser den ersten Trunk gethan hatte. An allen Sonn- und Festtagen spielte die kaiserliche Kapelle zur Tafel. Zu Mittag, oder wie der Ceremonialausdruck lautete: „auf des Kaisers Seite", d. i. in seinen Gemächern (daher das Sprichwort: „Der speist auch auf des Kaisers Seite!" um eine ungewöhnlich geachtete, oder auch einbildnerische Persönlichkeit zu kennzeichnen), durfte Niemand, nicht einmal ein Churfürst, mit dem Kaiser speisen. Sollte ein Prinz, wer es sein mochte, eingeladen werden, so mußte es Abends, oder wie der Ceremonialausdruck lautete: „auf der Kaiserin Seite", d. i. in den Zimmern der Kaiserin geschehen. Dort fanden derlei Soupers statt und sie waren um Vieles zwangloser. Die Aufwartung wurde da von den Hofdamen der Kaiserin besorgt; in der Regel war auch ausgesuchte Tafelmusik und es ging überhaupt viel heiterer zu. Allerdings war auch hier festgesetzte Etikette, daß auf der Kaiserin Seite ebenfalls kein Minister kam, außer er war Cardinal. Als z. B. eines Tages der Churfürst Friedrich August von Sachsen auf der Kaiserin Seite speiste, reichte er nebst einer Hofdame, die Gießkanne und Becken brachte, das Handtuch zum Behufe der kaiserlichen Handwaschung nach der Tafel. Er trank auf die vom Kaiser ausgebrachten Gesundheiten stehend, während der Kaiser die von dem Churfürsten ausgebrachten sitzend, mit Kopfnicken, erwiderte.

In der Hof-Küchenwirthschaft wurde aber auf das gröbste betrogen und halb Wien lebte von der „kaiserlichen Kuchel". Was soll man dazu sagen, wenn

in der Hofküche alljährlich für 4000 Gulden Petersilie verrechnet wurde!! Nach der Rechnung betrug der Schlaftrunk der Kaiserin Amalia täglich zwölf Kannen Ungarwein und für jede ihrer Hofdamen sechs Kannen! Zum Einweichen des Brotes für die Papageien der Kaiserin Elisabeth wurden jährlich zwei Faß Tokaierwein in Rechnung gestellt. Der Bindermeister Johann Zugk aus Müglitz in Mähren hatte (1698) zwei Fässer geliefert, wovon das eine 3025, das andere 5050 Eimer faßte, aber das Kellerpersonale hatte sich das Recht herausgenommen, alle leeren Fässer zu behalten und verkaufte sie also immer wieder von Neuem dem Hofe.

Jagdvergnügungen.

Schon in den frühesten Zeiten hatte das edle Waidwerk große Bedeutung in Oesterreich erlangt; der eifrigsten Pflege jedoch erfreute es sich unter den Habsburger Fürsten, die auch das Amt eines Obersten Jägermeisters gegründet hatten. Es verliehen eben die Schwierigkeiten und Abenteuer, die mit der Jagd eines Wildes verbunden gewesen, stets den Ehrentischen einen besonderen Reiz, und das Ansehen der Jagd hob sich immer mehr, so daß selbst wichtigere Städte auf diesem Gebiete ebenfalls Einfluß zu gewinnen und die Jagdgerichtsbarkeit sich anzueignen suchten.

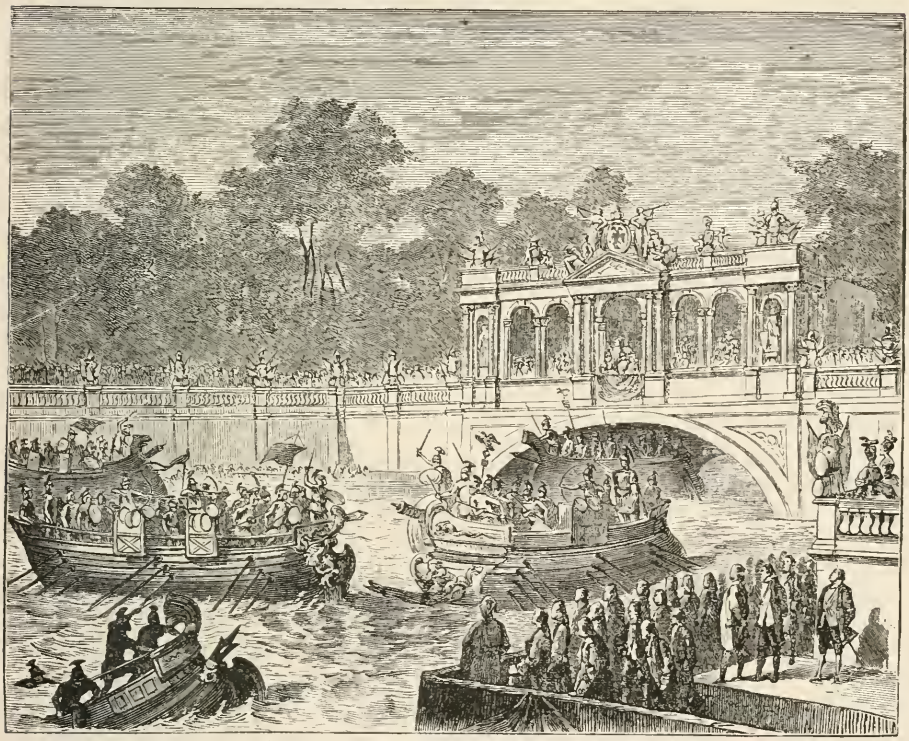
Die größten Fortschritte hatte aber die Jagdliebhaberei im 17. Jahrhundert gemacht, wo manche kleinere deutsche Fürsten Summen darauf verwendeten, die ihr Vermögen weitaus überschritten, so daß eine Staatsschrift diesbezüglich einmal treffend bemerkte: „Die Fürsten werden zum Theil, wie Actäon, von ihren eigenen Hunden und Vögeln aufgezehrt!"

Der Großvater Karl's, Kaiser Ferdinand III. (geb. 1608, gest. 1657), erließ ein neues Jagdmandat und regelte den Umfang des landesfürstlichen Jagdvorrechtes. Unter ihm wurde zuerst eine ganz neue Art Jagd, „ein edles Exercitium, davon man vorher in unseren Ländern sehr wenig gewußt hat" in Oesterreich eingeführt — das sogenannte Luftschießen, d. h. die Vogelpürsche. Dieselbe wurde von dem kaiserlichen Feldmarschall, Mathias Herzog von Medicis (geb. 1613, gest. 1667), welcher nicht allein mit der Büchse Hühner, Wachteln Schnepfen mit Sicherheit „aus der Luft" (im Fluge) herabschoß, sondern auch „mit dem Balester (der Armbrust) so fertig gewesen, daß er seinen Edelknaben eine Kugel von Thon in die Höhe werfen lassen und sie im Herabsinken mit dem Balester so gewiß getroffen, daß beide Kugeln darüber in Stücke zersprungen. Die zum Luftschießen verwendeten Gewehre durften nicht übrig lang sein, denn weil sie (die Schützen) allein vorn am Rohr die Fliegen (Zielköpfchen) brauchen, hinten aber das Absehen (Visir) meistens hinwegthun und also ihr Augenmaß nur nach den Flächen des Rohres auf die Fliege und von da auf das Thier zu nehmen, können sie das Absehen leichter und geschwinder zusammenbringen, als wenn das Rohr gar zu lang wäre".

Als beim Luftschießen zu beobachtende Regeln wurden angegeben: „Erstlich, wenn der Hund einen Schnepfen, Fasan, eine Wachtel oder ein Rebhuhn auftreibt, muß der Weidmann fest an einen Ort stehen, allein den ganzen Leib bewegen und mit der linken Hand das Gewehr regieren, also, daß er stets im Absehen bleibe. Für's zweite, wenn ein Vogel aufsteht und einen Bund (Bogen) mit dem Schweife macht, muß man warten, bis der Bund gemacht ist und der Vogel geraden Strich, à la fi.ée (Zeile, Zug), seinen Flug fortsetzt und dann erst

nachschießen. Drittens muß man nie gegen den Vogel, wenn er Einem entgegenfliegt, sondern allezeit, wenn er den Rücken weist, nachschießen. Viertens soll man nicht mit der Hand fürhalten, sondern im Flug das Tempo nehmen, welches mit vorwärtsgebogenem Leibe geschehen soll. Fünftens auf hundert Schritte und auch noch weiter, mag man wohl schießen. Sechstens muß man noch so viel Schrote als Pulver nehmen, nicht dem Gewichte nach, sondern nach dem Augenmaß."

Die Luftjagd erregte auch sofort die ungetheilte Aufmerksamkeit der Wiener und besonders darin ausgezeichnete Personen wurden nicht nur mit dem Prädicate „Luftschütz" beehrt, sondern man wählte deren Abbildung zum Hausschilde — zuerst an dem Hause Nr. 47, alt 131, der Burggasse, früher Luft-



Seegefecht in der Oper der Favorita. (Seite 45.)

schützgasse, welche davon den Namen führte; dann auch in anderen Vorstädten, so auf dem Schottenfeld (Schottenfeldgasse Nr. 79, alt 254); auf der Wieden (Wienstraße 9, alt 794).

Der Vater Karl's, Kaiser Leopold I., regelte während seiner langen Regierung das Jagdwesen in Oesterreich sehr genau und brachte es in ein strafferes System. Es wurde zwischen der hohen und niederen Jagd jetzt viel strenger unterschieden, so wurde der letzteren außerhalb der kaiserlichen Gehege auch der Fasan beigezählt. Des Monarchen neue „Jäger-, Hetz- und Baitzordnung" bestätigte wohl die früheren Jagdordnungen, aber sie ergänzte sie auch durch verschiedene Zusätze, „nachdem bisher in unserem Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns mit denen Gejaidern (Jagden) große Unordnung gehalten und dieselben zu ungewöhnlicher Zeit fürgenommen worden, auch in andere Weg

(anderer Art) bei denen, so Wildbahn haben, viel schädlicher Mißbrauch eingeschlichen". In dieser Jägerordnung wurden die Termine für die Rothwild- und Hirschjagd, für das Fällen des schwarzen Wildprets und für das Hasengejaid festgesetzt. Rehböcke durften das ganze Jahr hindurch geschossen werden. Die Hetzhunde und die Chiens courants (Windhunde) sollten „weilen hindurch sowohl denen lieben Getraidern als denen Weingärten großer Schaden zugefügt wird" gänzlich verboten sein.

Es wurde, damit Niemand sich mit Unkenntniß des kaiserlichen Jagdgeheges entschuldigen könne, bekannt gemacht, daß „ermeldetes Gehege her dießhalb (diesseits) der Donau seinen Anfang nimmt, von dorten abwärts bis gegen Ebersdorf und an die Schwechat, folgend aufwärts in den Intzesbach, von dannen herauf bis an den Wiener Wald und nach dem Wald herum, an den Arm der Donau stößt". Hinzugefügt wurde noch: „Demnach von guter Zeit hero neben den anderen Gehegen auch der Gezirk von Unserm Haus Laxenburg aus, auf Gnudermannsdorf (Guntramsdorf), dann nach Traßkirchen (Traiskirchen), Truman, Münckendorf und Himberg, ferner und von dannen gegen Achau und auf Bidermannsdorf als einwärts des Hetzen und Baitzen halber gehegt und gehetzt ist worden, sonderlich auch wegen der Fuchsgejaiden, dabei soll es noch verbleiben."

Der Umfang des kaiserlichen Hasengeheges war überaus stattlich. „Dasselbe fängt sich an zu Alber an der Schwechat und gehet dem Wasser nach auf den Markt Schwechat, von dannen gemeldetem Schwechat nach aufwärts auf Ober Lanzendorf, ferner über die Schwechat dem Gangsteig nach auf Himberg, mitten durch den Markt weiter dem Fahrweg nach durch das Weyda auf die Brucken zu Münckendorf, folgend der Triesting nach aufwärts auf Truman zu der Brucken, dann der Landstraße nach auf Traßkirchen bis zu der Neustädter Straße, ferner der Badener Straße nach auf das Steinfeld an der Wiener Straße, hernach auf Pfafstätten, durch das Dorf auf den Gumpoldskirchner Steig, sodann den Gangsteig nach auf Gumpoldskirchen, von dannen auf Mödling, folgends der Straße nach auf Enzersdorf, daselbst der oberen Straße nach hinter Brunn auf die Steingrub, über dieses der Straße nach mitten durch den Markt Perchtoldsdorf auf Rodann, weiter dem Gangsteig nach auf die Mauer, ingleichen selbiger Orten dem Gangsteig nach auf St. Veit, folgends hinter St. Veit dem Gangsteig nach zu dem Hackinger Steig an der Wien, darüber dem Weg nach auf Hütteldorf, nachmals auf den Eselsberg, item den Steig nach auf Dornbach, alsdann nach Salmersdorf (Salmannsdorf), dem Gebirg nach hinum bis auf den Kahlenberg und von demselben Dorf an die Donau, nach dem Donaustrom hinunter die Lab (das Lab oder Gerinne, daher Labau, heute Lobau, durch Wassergerinne angeschwemmtes Land) bis wiederum Albern an der Schwechat."

Der ernste Sinn Leopold's huldigte gleichwohl dem Vergnügen der Jagd und gönnte demselben, wenn auch er persönlich sich nur streng etikettenmäßig dabei betheiligte, bei Anderen volle Freiheit; ja unter ihm kam erst recht die schon unter seinem großen Ahn Maximilian I. geübte Lustbarkeit der scherzhaften Strafe, das sogenannte „Waidmesserschlagen", in Aufnahme. Es wurde nämlich Derjenige, welcher gegen die Waidmannsbräuche verstieß, mit der flachen Klinge des Waidmessers geschlagen, wie denn auch die ganz gleiche Strafe des „Pritschens" (Schlagen mit der Pritsche des Zielers), bei Jenen, die sich bei einem festlichen Zielschießen gegen die festgesetzte Schützenordnung vergingen, in Anwendung kam.

Am glänzendsten waren in jenen Tagen die Hirschjagden; sie waren aber auch zugleich die kostspieligsten, weil sie viel Garn, viele Jäger und andere

Leute, dann viele Hunde und Wagen erforderten. Von einer solchen Jagd ist uns folgende gleichzeitige Schilderung erhalten: „Da wird das Wild von weitem her in ein gewisses Gejaid (Jagdrevier) getrieben und eingeschlossen; darnach werden an einem Orte, wo die Garne und Wehrtücher ziemlich enge zusammengezogen sind, Zelte und Schirme aufgeschlagen, bei denen das gejagte Wild nothwendig auf 15 bis 20 Ellen mehr oder weniger passiren muß. Im Schirm, welcher bei den Jagden Ihrer Majestät des Kaisers an einem bequemen Orte aufgeschlagen wird und darin ein schönes großes Zelt, dessen Mantel beiderseits herabgelassen, oder sonst eine von Brettern oder Laubwerk dazu geeignete Hütte bereitet ist, befinden sich die hohen und großen Personen sammt allen anwesenden Hofdamen, Abgesandten, Kammerherren und Cavalieren. Da legen sich meist Ihre kaiserliche Majestät, selbst auch die kaiserliche Gemalin, bisweilen auch andere anwesende hohe fürstliche Personen oder die hohen Minister in den Anschlag, und sobald ein Wildpret vorbeipassirt, wird es im Vorüberlaufen geschossen, daß meistens Knall und Fall beisammen, und wird ihm darauf ein Fang gegeben und neben dem Zelte der Platz angewiesen."

„Wenn nun ungefähr Jemand unter den anwesenden Cavalieren und Damen, indem manche Arglistige mit besonderem Fleiße Ursache dazu geben, ein Wort fallen läßt, das den Regeln und Sprüchen der edlen Waidmannskunst zuwider ist, wird er von dem nächsten besten bei Ihrer Majestät oder dem Oberstlandjägermeister angeklagt. Darauf muß sich der Verbrecher über ein Stück Wildpret legen und werden ihm von dem Landjägermeister oder Forstmeister mit einem Waidmesser etliche Streiche gegeben, und das endet sich mit einem Gelächter. Während der Action aber müssen alle Cavaliere, so gegenwärtig sind, mit entblößtem Degen stehen, und welcher solches unterläßt oder vergißt, wird gleichfalls angeklagt und muß das Waidmesser leiden. Also kommt oft eine unschuldige und unnachtheilige Spaßstrafe aus der andern und ist sogar auch das Frauenzimmer nicht davon befreit, denn, wenn sie von hoher Herkunft, zu Zeiten das Waidmesser von Ihrer Majestät dem Kaiser selbst, insgemein aber nur von dem Landjägermeister oder dem nächsten Bedienten (Bediensteten) nach ihm gegeben wird."

Aehnliche Lustjagden wurden im Beisein des Kaisers und seiner Gemalin auch in dem „holdseligen Prater" abgehalten, und zwar mit Damhirschen und Gemsen, hierauf mit Bären und Wölfen; ferner mit Füchsen und schließlich mit Dachsen. Die Füchse wurden „geprellt". Ein solches Fuchsprellen bestand darin, daß man mittelst der Prellnetze Füchse so lange in die Luft schleuderte, bis sie verendeten. Herren und Damen engagirten sich zu diesem Prellen, wie man sich heute zum Tanz engagirt. Die zu diesem Zwecke schon früher eingefangenen Füchse (auch oft Hasen) wurden in Kästen auf den „Laufplatz" gebracht. Den weiteren Hergang beschreibt eine „Jägerpraktika" aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts folgenderart: „An dem bestimmten Tage erscheinen die Cavaliers und Dames in grüner, mit Gold und Silber verchamerirter (verbrämter) Kleidung bei Hofe; sie werden an den verlangten Ort invitirt (eingeladen) und allda in einer bunten Reihe, wechselsweise ein Cavalier und eine Dame, gestellt und also daß eine jede Dame allezeit ihren Cavalier gegenüber habe vor sich, welcher mit ihr den Fuchs mit den hiezu gehörigen schmalen Prellnetzen aufziehet und prellet. Nachdem sich nun viele Cavaliers und Dames bei dem Fuchsprellen eingefunden, werden drei bis vier und mehr Reihen formiret (gebildet) und sind also gleichsam zwei bis drei Gassen zu sehen. Auf den Befehl der hohen Herrschaft werden die Kasten der Füchse und Hasen zuerst geöffnet, daß Alles durcheinander die Gassen durchpassirt. Die Cavaliers und Dames schicken mit vielfältigem Prellen die Füchse und Hasen nach mancherlei

wunderlichen Figuren in die Luft, daß die Herrschaft ihr Vergnügen haben kann. Soll es nun bald zu Ende gehen, so werden die Frischlinge (junges Wildschwein) und Bachen (Weibchen) herausgelassen und die machen dann einen solchen Rumor (Gelärme), daß nicht zu beschreiben." Mit Recht ruft ein moderner Dichter aus: „Wenn man die Porträts von Damen aus jener Zeit betrachtet, wie sie, so kindlichen Gemüthes eine Rose oder Lilie in der Hand haltend, dargestellt sind, und man denkt an's Fuchssprellen — so giebt's Einem einen Ruck, der manchen schönen Wahn entzweireißt." Nun, es war eben Mode, und was thut man heute noch nicht Alles, wenn diese Weltherrscherin befiehlt?! Wenn sie auch mit dem Hervorsuchen alter Zwangscostüme wieder einen tüchtigen Anlauf genommen hat — mit dem Fuchssprellen wird sie's in der Zeit der Thierschutzvereine wohl niemals mehr wagen dürfen!

Unter Karl's Vater kamen auch in Wien sogar „Leopardenjagden" vor, „welche Lust sonst kein Prinz von Europa genossen" (viel früher schon Herzog Wilhelm der Freundliche von Oesterreich. *) Es hatte nämlich der türkische Großherr dem Kaiser Leopold I. zwei zum Jagen abgerichtete zahme Leoparden geschenkt, mit welchen der Kaiser bisweilen Uebungen anstellen ließ. Diese Thiere waren so zahm, wie der allergewöhnlichste Hund, saßen ihren Wärtern allezeit zu Pferde auf der Kruppe und sahen sich dann bei der Jagd weit um, ob sie etwas gewahr würden. Erblickten sie nun Hasen, Rehe und dergleichen Thiere, so sprangen sie ab und in einem vogelschnellen Schuß hatten sie das Wild eingeholt, worauf sie sich wieder hinter ihren angewohnten Jäger auf das Pferd setzten und einen neuen Fang ablauschten.

Unter Karl's Bruder Josef I. gehörten zum kaiserlichen Jagdpersonale 4 Forstmeister, 12 reitende Hofjäger und 24 junge Jäger. Im kaiserlichen Rüdhause befanden sich 1 Ober- und 1 Unter-Rüdenmeister und 9 Rüdenknechte, Es gab 6 Gehegebereiter, 1 Thiergärtner zu Schönbrunn, 1 Fasangärtner, 2 Wachtel- und Vogelfänger. Bei der „Chien-Courants-Equipage" zu Inzersdorf waren angestellt: 1 Oberpiqueur, 2 Unterpiqueurs und 7 Hundeknechte; bei der Hetze: 4 Hetzmeister, 3 Hundejungen, 1 Hundskutscher und 1 Gehilfe. Sehr beliebt blieb die Falkenjagd; der Kaiser errichtete das Oberst-Erbland-Falkenmeisteramt und verlieh es am 16. September 1705 dem Grafen Georg Andreas von Volkra. Die kaiserliche Falknerei begriff: 1 Reiher-, 1 Milan- (braungelblicher Adler), 1 Krähen- und 1 Revier-Falkenmeister, 17 Falknerknechte, 8 Falkenjungen und 2 Jungen für die Wind- und Wachtelhunde. Die kaiserliche Jägerei erforderte jährlich 21.686 Gulden, die kaiserliche Falknerei-Besoldungslivrée 24.000 Gulden. Die Falkner lieferte das Dorf Falkenwerde bei Mastricht in Holland, woselbst schon seit viel früher die hohe Schule der Falknerei war. Man zeigte schon unter Ferdinand II. seine Geschicklichkeit in dieser sehr alten Kunst, indem man methodisch die Vögel zur rechten Zeit losließ, sie nie aus dem Gesichte verlor, sie durch Zuruf ermunterte, zurücklockte, die von ihnen gefaßte Beute schleunig ihren Klauen entwand, die Kappe ihnen aufsetzte und sie endlich mit aller Höflichkeit auf die Hand der Dame setzte.

Als Curiosum muß noch hier angeführt werden, daß die Jagdleidenschaft von Karl's Vater die Veranlassung zu dem in Oesterreich eine so große Rolle spielenden Tabakmonopol gab. Es hatte nämlich Leopold I. im Jahre 1670 nicht Geld genug, um seine Jagd im Lande ob der Enns zu unterhalten. Da erbot sich der Oberst-Erblandjägermeister Christoph Graf Khevenhüller, die Jagdbedürfnisse zu beschaffen, wenn ihm ein Tabak-Einfuhrmonopol im Lande ob der Enns auf zwölf Jahre gegeben werde. Er erhielt es und stellte

*) M. Bermann, „Alt- und Neu-Wien", S. 439. (A. Hartleben's Verlag.)

als Unterpächter zwei Kaufleute zu Enns und Wels an. Acht Jahre vor dem Khevenhüller'schen Vorschlage, der angenommen wurde, war den Grafen Fürstenberg ihr Gesuch, das Tabak-Einfuhrmonopol in allen Ländern zu erhalten, abgeschlagen worden.

Kaiser Karl VI. war ebenfalls ein großer Liebhaber der Jagd, ja diese war, wie man sagen könnte, seine „einzige Leidenschaft". Tagelang konnte er sich an der Reiherbeitze belustigen, den Wasser- und Sumpfvögeln nachziehen, ohne Durchnässung und Erkältung zu beachten. Die berühmten kaiserlichen Kammermaler Philipp Ferdinand von Hamilton (geb. 1665, gest. 1750) und Johann Georg von Hamilton (geb. 1666, gest. 1740) mußten ihrem Herrn die prächtigsten Jagdstücke malen. Als eines Tages Karl VI. einen wahren Meisterschuß auf einen Hirsch gethan, sagte sein beständiger Begleiter und Günstling Veit Eusebius Timotheus Karl Graf Trautson (geb. 1688, gest. 1750), im Volke gewöhnlich der „Veitl Trautson" genannt, ein Mann, der ebenso durch seine große Nase als seine unerreichbare Grobheit allbekannt war, zu ihm: „Na, hören S', Majestät, das is a Schuß! Wär' meiner Seel g'scheidter, Euer Majestät wär'n a Jager wor'n!" Der Kaiser erwiderte lächelnd darauf: „Geh' weiter, Veitl, wir hab'n a so a z'leben!" Ein zweiter Jagdgefährte des Kaisers war sein Oberststallmeister, Fürst Adam Franz von Schwarzenberg (geb. 1680), derselbe hatte aber das Unglück, am 9. Juni 1732 in Anwesenheit des Kaisers bei einer Jagd auf seinen Gütern in Böhmen erschossen zu werden. Es bemächtigten sich damals allerlei Gerüchte des Umstandes und man wollte wissen, daß es der kaiserliche Freund und Gönner selbst gewesen, dessen Unvorsichtigkeit das Unglück zuzuschreiben war.

Von vorerwähntem Veitl Trautson wird, als Beispiel seiner Urwüchsigkeit im Ausdruck, noch Folgendes erzählt: Als es Karl VI. geglückt war, das von so vielen seiner Vorgänger stets vergeblich erstrebte Ziel, das Bisthum Wien zu einem Erzbisthum erhoben zu sehen, erreicht zu haben (die diesbezügliche Bulle des Papstes Innocenz XIII. datirt vom 1. Januar 1722), erlitt dadurch das Bisthum Passau schweren Verlust. Veitl Trautson, Passauer Domherr, brachte dagegen im Auftrage seines Stiftes die triftigsten Einwendungen vor, ganz vergeblich. In solchen ihm unangenehmen Fällen pflegte Kaiser Karl als stets erprobtes Hilfsmittel allerlei unverständliche Worte vor sich hin zu brummen, zugleich auch mit heftigem Kopfnicken die fatale Audienz zu beschließen. Diesmal aber wollte es ihm nicht gelingen, denn der Veitl Trautson fragte immer fort: „Was sagen S', Majestät? Was sagen S'?" Oder: „Aber, mein Gott, Majestät, i versteh' ja kein Wort von der ganzen Brummerei!" Endlich riß Karl die Geduld und er sagte: „Es ist schon zu spät zur Umänderung; die päpstliche Bulle befindet sich bereits in Wien." — „Na endlich, Majestät!" rief Trautson. „Jetzt weiß i wenigstens, was i meinen Brüdern z'sagen hab' — aber bäh, bäh, bäh, — hören S', Majestät, wer Teixl soll denn das versteh'n?!"

Karl's Jagden waren sehr strenge ausschließend; es durfte bei denselben außer der kaiserlichen Familie und den Jägern von Profession Niemand weiter mitschießen, nach strengster Etikette; ja es war sogar allen Nichtjägern verboten, grüne Kleider und Hirschfänger zu tragen, und selbst der Kaiser enthielt sich des Jagdhabits, damit gewiß Niemand die Jäger von Profession verkenne. Seine Gemalin Elisabeth galt als gute Schützin, später erschienen auch ihre beiden Töchter, die Erzherzoginnen Maria Theresia und Maria Anna bei den Jagden, als Amazonen gekleidet. Die kaiserlichen Hirsch- und Schweinsjagden waren Treibjagden. Der Kaiser und seine Familie standen unter dem sogenannten kaiserlichen Schirm und schoßen von hier aus das von den Treibern nach diesem Schirm hingetriebene Wild. Am Schlusse der Jagd kam jedesmal der Oberst-

jägermeister mit der gesammten Jägerei; diese stieß in die Hörner und den kaiserlichen Herrschaften wurden grüne Büsche überreicht, welche Kaiser und Kaiserin auf ihre Hüte aufsteckten. Am Abend war dann Tafel.

Karl VI. liebte am meisten, auf Vögel zu pürschen; gewöhnlich fuhr er sehr früh auf die Jagd, speiste Mittags im Walde und kehrte erst gegen Abend zurück. Bei den kaiserlichen Jagden war das Ceremoniel ebenso streng ausnehmend, wie bei der kaiserlichen Tafel, und so kann es nicht wundernehmen, daß einmal zwei Jagdjunker, die auf einer Wildschweinsjagd bei Preßburg, wo Kaiser Karl durch einen Eber in Lebensgefahr gerathen war, ihre Hirschfänger zogen, um das Leben des Monarchen zu schützen, in Folge dieses „haarsträubenden Etikettefehlers" einen strengen Verweis und überdies vierzehn Tage Arrest im „grünen Stübchen" erhielten. Bei einer andern Jagd war der junge Graf Franz Anton von Ursenbeck-Massimi von einer unausweichlichen drängenden Naturnothwendigkeit übereilt, aber unglücklicherweise wurde er dabei gesehen, und so konnte er, in Folge dieses allergröbsten Etiketteverstoßes, sich niemals mehr bei Hofe sehen lassen.

Trotz der strengen Etikettegesetze erlaubte es Karl doch leutselig, daß sich bei der um Ostern im Prater abgehaltenen ersten Jagd, die gewöhnlich mit einem Fuchsprellen abschloß, das bürgerliche Publikum einfinden durfte; aber die Gebote der Nichttheilnahme am Schießen wurden auf das strengste eingeschärft. Allen Fremden, und waren sie selbst aus hochfürstlichem Geblüte, war dies verwehrt. Einmal soll es sich ein Wiener aus gutem Hause haben beikommen lassen, diesem Befehle entgegen zu handeln und bei einer solchen Fuchsprellerei mit geladener Büchse zu erscheinen und sie loszufeuern. Er hätte eine strenge Strafe seines Uebermuthes zu gewärtigen gehabt, in Anbetracht seiner großen Jugend aber begnügte man sich, ihn selbst sofort in das Prellnetz zu werfen und eine Weile durch Prellen zu ängstigen. (Bild Seite 25.) Von dieser Begebenheit soll dessen Wohnhaus (damals am Thury gelegen, heute Nußdorferstraße 59, alt 84) den Schild „zum geprellten Fuchs" erhalten haben, den es noch heute führt.

Zur Zeit Karl's VI. entstand auch am kaiserlichen Hofe ein förmlich organisirter Jagdverein, genannt die „Dianagesellschaft"; dieselbe hatte eigene Statuten und ein bestimmtes Costüm. Chef der Gesellschaft war ein Großmeister (gewöhnlich aus prinzlichem Geblüte), diesem war ein hochadeliger Stellvertreter beigegeben, ein zweiter war „Oberer" (Obmann, Vorsteher), ein dritter Kanzler. Dann gab es noch vier Assistenten, einen Caplan, einen Secretär, einen Cassier, einen Advocaten (Rechtsconsulent) und einen Ansager (Art Sprecher). Die Zahl der übrigen Mitglieder betrug gegen 200 Männer und ein halbes Hundert Frauen aus den ersten Familien Oesterreichs. Das Ehrenzeichen der Gesellschaft war ein goldenes Waldhorn in der Größe eines Thalers, das an einem der Länge nach grau und grün gestreiften gewässerten Bande in einem Knopfloche des Oberkleides getragen wurde und „Geschmuck" hieß. Es durfte übrigens nur zugleich mit der Uniform, welche ebenfalls grau mit grünen gestickten Aufschlägen, Kragen und grünen Unterkleidern war, getragen werden, und nur dann, wenn mehrere Glieder der Gesellschaft beisammen waren. Die Mitglieder erhielten ein Aufnahmspatent. Die Plenar-Versammlungen hießen „Hauptcapitel" und war für dieselben der dritte Sonntag im Februar und der dritte Sonntag im November bestimmt. Kein Mitglied, „so in Loco sich befindet", durfte, ohne vorläufig eine wichtige Ursache dem Obern der Zusammenkunft angezeigt zu haben, davon wegbleiben. Auch die geistlichen Mitglieder mußten die Uniform tragen, nur konnten sie nach Belieben statt grün die Farbe Sang de boeuf (blutroth) wählen. Die Uniform war überall zu tragen gestattet, nur das Tragen des

„Geschmuck" (Jagdorden) war auf die Zusammenkünfte beschränkt. Verlor es Jemand zufälligerweise, so mußte er dies sofort dem Obern anzeigen, durfte sich selbst keinen andern anschaffen, sondern erlangte den neuen aus der Kassa gegen doppelte Einlage, das sind vier Ducaten. Strafen waren gesetzt, und ziemlich hohe, für Den, welcher sich den „Geschmuck" selbst verschaffte, oder der den seinigen einem Andern lieh, wer über die Gesellschaftsgesetze spottete oder selbe in's Lächerliche zog, darauf stand beim Wiederholungsfalle der Ausschluß, Vergehen gegen die allgemeine Jägerordnung und Fehler in den Waidsprüchen, wozu Allem sich der Aufzunehmende vorher schriftlich verpflichten mußte. Diese Gesellschaft bestand noch unter Kaiser Josef's II. Regierung im Jahre 1785, wo ein gedrucktes Mitgliederverzeichniß genaue Kunde von ihrem Dasein giebt.

Schließlich ist in Bezug auf die Jagd zu bemerken, daß Kaiser Karl VI. ein neues „Jägereipatent und Reichsgejaids-Ordnung" (d. i. für die niedere Jagd) für Oesterreich unter der Enns erließ (1728), wie auch das Jagdpersonale vermehrte. Nach dem Beispiele seines großen Ahnes Maximilian I., welcher der Ausrottung des Steinbocks Einhalt gethan, nahm Karl VI. die Gemse in Schutz gegen allzu hitzige Jäger. Ein Rescript an die drei oberen Stände in Oesterreich ob der Enns (1729) erinnerte dieselben, daß vermöge ergangener allerhöchster Resolution „der Gams unter den hohen Wildbann gehöre, mithin nicht allein das Stift Kremsmünster und die dahin gehörige Herrschaft Schärnstein, sondern alle übrigen des Reichsgejaids befugte Landesmitglieder sich des Gamsschießens enthalten sollen".

Die Kosten für die kaiserliche Jägerei in Wien und in der Provinz beliefen sich im Jahre 1719 auf 45.057 Gulden, für die Falknerei auf 24.612 Gulden. Der Falknerei wuchsen zwei Reiherwärter zu Laxenburg und zu Neustadt zu und man verwendete stets große Aufmerksamkeit auf dieselbe; ja es brachte der Hofkalender gewöhnlich eine Specification dessen, was der Kaiser das Jahr über in Laxenburg „gebeitzt" hatte. Die Zahl der während der Jahre 1713 bis 1717 daselbst gebeitzten Thiere weiset aus: 354 Reiher, 125 Hasen, 155 Elstern, 185 Wildenten, 87 Krähen, 26 Mandelkrähen, 55 Milans, 5 Raben, 12 Geier, 2 Adler, 4 Kuckuck, 4 Kibitze, 3 Widhöpfe, 1 Fasan und 1 Frischling. Dafür gab es 49 Angestellte: 1 Oberstjhof-Falkenmeister, 1 Hof-Falknereiamts-Secretär, 4 Falkenmeister, 1 Raiger-Falkenmeister, 1 Krähen-Falkenmeister, 1 Milan-Falkenmeister, 1 Revier-Falkenmeister, 2 „Anspon"-Knechte zu Laxenburg, 6 Knechte bei der Reiger-Partei, 3 Knechte bei der Krähen-Partei, 4 Knechte bei der Milan-Partei und 4 bei der Revier-Partei; 2 Raigerwärter zu Laxenburg und Neustadt sammt zwei Jungen; 10 Falknerjungen, welche die Vogelkästen zu tragen hatten, 1 Hetzer, 2 Hundsjungen, welche die Wind- und Wachtelhunde führen mußten, endlich 7 Provisoner (Aufseher). Die vorerwähnten Anspon-, richtig Haspan- oder Haspelknechte, gehörten zum Haspan- oder Haspel-(Hasenbann-)Amt, welches die kaiserlichen Jagdreviere und Hasengehege zu beaufsichtigen hatte. Das Amtshaus, deshalb „Hasenhaus" genannt, war in der Kärntnerstraße (heute Nr. 14, alt 1073) befindlich.

Da schon der Jagd ein so bedeutender Platz in der Geschichte des österreichischen Kaiserhauses zu allen Zeiten einzuräumen ist, mag es zur Ergänzung des darüber Gesagten ebenfalls nöthig und nicht minder interessant sein, von den Jagdwaffen zu sprechen, deren sich die hohen Herrschaften bedienten, und welche sich — angefangen von dem ersten Jagdpfeil bis zum köstlichen Lebeda-Gewehre des Kaisers Franz Josef I. — in der kaiserlichen Jagdgewehrkammer befinden; eine großartige Sammlung, die im Jahre 1869 ausgestellt wurde und allgemeine Bewunderung erregte.

Schon unter Kaiser Rudolf II., dem Sammler und Kenner der Kunst, nahm die Zierlichkeit der Arbeit auf den Jagdwaffen zu und man trifft herrliche Elfenbeingravirungen, Damascirungen u. dgl. Diese Zierlichkeit steigerte sich noch unter Kaiser Ferdinand II., wo z. B. die Hirschhornverzierungen an einem Hirschfängergriffe von einer Schönheit und Reinheit, wie von Elfenbeinarbeit, sind. Bei zwei Jagdgewehren zeigt sich wieder eine unübertreffliche Meisterschaft in Behandlung des Elfenbeins, welches spröde Material in die zartesten und kleinsten Formen gedrängt ist; es fügt sich, oft kaum über Haaresdicke stark, in die wunderbarsten Verschlingungen oder Bogen, und dennoch sind die dargestellten Thiere und anderen Gestalten voll herrlicher Wahrheit, Leben und Ausdruck. Gewehrschafte wimmeln von prachtvoll geschnitzten Arabesken und Thiergestalten.

Diese Zierlichkeit macht sich noch durch die ganze zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts geltend. Der Schaft eines Kugelrohrs aus jener Zeit besteht ganz aus einem mächtigen Stück Elfenbein; die eingeschnittenen Figuren sind von vollendeter Rundung und Weichheit, das mit dem Doppeladler bezeichnete Schloß ist schön in Stahl gravirt und geätzt. Der Verfertiger nennt sich Michael Gell und gilt für einen Wiener Büchsenmacher. Ein gezogenes Kugelrohr mit der Jahreszahl 1664 hat den Büchsenmeister Caspar Kaiser zum Verfertiger. Ueberhaupt weisen die Pistolen und Gewehre aus der Zeit von Karl's VI. Vater ungemeine Zartheit in der Ausführung der Waffen auf.

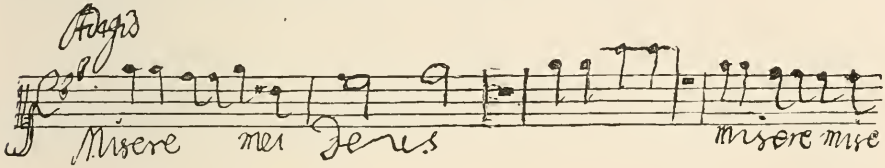
Die veränderte Richtung, welche der Geschmack in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nahm, drückte sich auch in den Verzierungen der Jagdwaffen aus. Der Rococostyl übte seinen Einfluß; was früher Fülle und Mannigfaltigkeit war, wurde jetzt zur Ueberladung; die naive Wahrheit, welche den Figuren der älteren Meister einen so beredten Ausdruck lieh, machte einer Gesuchtheit und Absichtlichkeit Platz, die trotz des Mehraufgebotes in Mitteln viel weniger Eindruck zu machen im Stande war; an die Stelle der alten, treuherzigen Unbefangenheit trat jetzt eine anspruchsvolle Manier, die man allerdings auch zu bewundern geneigt ist, die Einen jedoch befremdet. Das bescheidene Elfenbein wird da schon häufig durch das blendende Gold verdrängt, und statt durch die Kunst erwärmt zu werden, ist man höchstens überrascht. Unter den Gewehren aus der Periode Karl's VI., welche in der kais. Jagdgewehrkammer eine sehr zahlreiche und werthvolle Gruppe bilden, die im wesentlichen aber wenig Verschiedenheit der Mache bieten, zeichnet sich der Halbschaft einer im Jahre 1722 von dem Büchsenmacher Diego Ventura in Madrid verfertigten Schrotflinte aus; derselbe besteht aus Schildkrötenschale und ist mit reichen Ornamenten in Gold und geschnittenen Steinen ausgestattet. An der Kappe ist der österreichische Bindenschild und das Porträt Karl's VI., darunter Neapel mit dem Vesuv; auf dem Lauf und der Schloßplatte ein Stempel mit der spanischen Krone, darunter der Name des Künstlers.

Musik, Theater und Tanz bei Hofe.

So fromm und etikettenmäßig der kaiserliche Hof auch lebte, so weit entfernt war derselbe doch von düsterer Abgeschlossenheit; er pflegte mit großer Vorliebe Kunst und Wissenschaft, und widmete gar manche Zeit auch dem geselligen Vergnügen — der Musik, dem Theater, dem Tanze und der

Schießfertigkeit. Besonders anregend gestalteten sich da vor Allem im Carneval die sogenannten kaiserlichen Wirthschaften.

Es waren dies Belustigungen, wie sie heute noch in der bürgerlichen Gesellschaft unter der Bezeichnung Bauernball, also als vorschriftsgemäße Costümfeste, abgehalten werden. Es mußte nämlich jeder eingeladene Gast in irgend einem in den Rahmen einer Bauernwirthschaft passenden Tracht erscheinen. Die regierenden Majestäten erschienen dabei als Wirth und Wirthin, gewöhnlich benannt vom schwarzen Adler; die geladenen Notabilitäten in der Kleidung der verschiedensten Nationen. Dieses Costüm wird jedem Paare, das ebenfalls schon vorhinein als zusammengehörig bestimmt wird, vorgeschrieben, wobei jedoch der Cavalier seiner Dame das Maskenkleid zum Geschenke machen muß. Diese Wirthschaften, deren dramatischer Vorwurf meist eine Bauernhochzeit war, mit Braut und Bräutigam, Brautvater und Brautmutter, Dorfmusikanten, Kranzjungfern, allen Arten Bauerngästen, selbst chinesischen, Zigeunern, Marktschreiern, Rauchfangkehrern, Soldaten, Pilgern, Juden, Kellnern und Kellnerinnen, dann Gästen aus fernen Welttheilen, wie Indianern, Türken, Sklaven u. s. w. — man sieht, es war ein weitgezogener Kreis. — Bei diesen Wirthschaften ging es um so lustiger zu, als die Majestäten selbst jeden Zwang verbannt wissen wollten, sich als einfache bürgerliche Hauswirthe gaben und in dieser Rolle mit zuvorkommendster Liebenswürdigkeit die Honneurs machten.



Musik-Autograph Karl's VI. (Seite 43.)

Der Schauplatz solcher Feste war die neue Favorita auf der Wieden (das heutige Theresianum). Die Gesellschaft versammelte sich um acht Uhr Abends in dem untersten Saale des Gebäudes, der mit größter Pracht ausgeschmückt war; zahllose Wachskerzen erleuchteten den Raum, die vortreffliche Hofkapelle spielte zum Tanze auf und das Souper wurde sitzend an einer langen Tafel eingenommen, die nicht selten hundert Fuß lang war. An derselben wurden die Paare derart vertheilt, daß die Kleidertrachten ein ungemein anziehendes Gesammtbild boten; den Beschluß machte aber immer die jüdische Tracht. Die vielen aufwartenden Pagen waren alle gleich gekleidet. Gespielt wurde nicht bei solchen Festen.

Bei den Toasten, die ausgebracht wurden, machte sich nicht selten irgend ein Dichtertalent unter den Cavalieren geltend und verübte ein Versattentat, wie etwa das folgende:

„Zum schwarzen Adler heißt die Schänke,
Ihr Gäste stellt Euch zeitlich ein,
Es kann kein beff'rer Gastwirth sein.
Er öffnet Keller, Küch' und Schränke,
Er giebt umsonst Küch' und Getränke,
Singt, tanzt, esst, schenkt ein und trinket aus,
Nur lasset den Verdruß zu Haus!"

Besonders angeregt bei solchen Gelegenheiten fühlte sich Prinz Ludwig Pio von Savoyen, Oberdirector der kaiserlichen Musikkapelle, Vorstand einer

Musikgesellschaft, ein tüchtiger Sänger, der auch in den kaiserlichen Opern mitwirkte; derselbe gab einmal in Bezug auf die neugeborene Prinzessin ein Wiegenlied zum Besten, von dessen geschmackvollem Inhalte schon das erste „Gsetzel" genügende Probe liefert.

„Eija, Popeija! Mei' Kinderl schlaf ein!
Lass' Dir mei' Singa nit unlusti sein!
Mir san da im Wirthsbaus, wo gar Kan (Keinem) was fehlt —
Mir fressen und saufen und 's kost uns ka (kein) Geld!
Heidi Popeija! Popeija heidi!"

Und das wurde als reizend-gemüthlich gefunden!

Nebst den Wirthschaften unterhielt sich der Hof auch mit Komödien, die im Carneval von den Edelknaben gespielt wurden, zu welchen aber der Zutritt nur sehr schwer zu erlangen war; vorzügliches Interesse aber nahm der Hof an der Oper.

Die Verheerungen, welche der große deutsche Krieg von dreißigjähriger Dauer angerichtet hatte, waren dennoch nicht von so nachhaltiger Wirkung, daß nicht in verhältnißmäßig kurzer Zeit sich sowohl die verödeten Dörfer belebt, die zerstampften Felder befruchtet und die zerschmetterten bürgerlichen Gewerbe wieder erhoben hätten; aber mit der deutschen Sitte und Bildung ging es nicht so rasch; sie war durch den Krieg in zu große Verwilderung gerathen, jene Kreise, von welchen aus sie sich hätte verbreiten sollen, waren selbst zu arg verkommen, als daß es reellere Vergnügungen gegeben hätte, wie fast nur Trinkgelage, wilde Hetzjagden, Nachäffung von französischer Hochnasigkeit, des Putzes, und Tandes und zotige Späße. Es muß da wirklich besonders anerkannt werden, daß der Wiener Hof sich von solch schlimmer Verwilderung in Bildung und Geschmack ferne gehalten hatte und so leicht zum schönen Vorbilde für seine Nachkommen wurde.

Wohl waren weder die Unterhaltungen der Rennbahn, noch die Wolfsjagden und Schweinshetzen gänzlich ausgeschlossen, aber sie traten sammt und sonders in den Hintergrund vor den theatralischen Vergnügungen. Und so wurde schon seit Leopold I. kein kaiserliches oder erzherzogliches Beilager, kein Geburts- oder Namensfest, keine Huldigung oder Krönung gefeiert, wo nicht ein Concert, eine Hofoper oder ein Ballet zur Aufführung kam. Dabei war auch das Charakteristische, daß die kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen mit den Hofcavalieren und Hofdamen in der Ausübung der Schauspielkunst wetteiferten. Allerdings kam die Anregung dazu von den französischen und italienischen Höfen, wo man schon seit Ende des 16. Jahrhunderts es verstand, die Unterhaltung durch die melodischen Opernklänge und feenhafte Ausstattung zu erhöhen.

Da war es denn besonders der Vater Karl's, der kunstsinnige Kaiser Leopold I., welcher, selbst ein leidenschaftlicher und tüchtiger Musiker, trotz der schweren Zeiten, sowohl der Oper als dem Ballete und überhaupt dem geselligen Vergnügen große Sorgfalt widmete. Er nahm persönlichen Einfluß auf die Zusammenstellung der Mitglieder seiner Hofcapelle, prüfte die Kenntnisse jedes Einzelnen, verbesserte als gewiegter Contrapunktist eigenhändig die Partituren der Componisten und fühlte sich im hohen Grade geschmeichelt, wenn seine Compositionen auch an anderen Orten zur Aufführung gelangten. Er gab ferner den Dichtern Stoffe zur Ausarbeitung von Texten, den Balletmeistern Situationen für ihre mimischen Darstellungen und wohnte gar oft den Proben bei.

Besondere Sorgfalt widmete Leopold I. der Kirchenmusik, wie er denn selbst mehrere Kirchensachen componirte. Da war es natürlich sein lebhaftester Wunsch, von seiner Capelle auch die eminentesten Musikstücke zur Verherrlichung des Gottesdienstes ausgeführt zu sehen. Vieles gelang ihm, aber nicht Alles,

und da besonders eine Begebenheit bis in die Tage der großen Maria Thereſia hinein ſpielt, müſſen wir davon eingehender ſprechen.

Eine hochintereſſante Merkwürdigkeit der Charwoche in Rom bietet das weltberühmte Miſerere des päpſtlichen Kapellſängers und Kirchencomponiſten Gregorio Allegri (geb. 1590, geſt. 1640), das er um 1630 in Muſik ſetzte. Dieſes Muſikſtück bringt nämlich eine außerordentliche Wirkung hervor, iſt aber ſo einfach, daß Derjenige, welcher blos die Partitur, wie ſie die Sixtiniſche Kapelle in Rom bewahrt, betrachtet, nicht zu begreifen im Stande iſt, wie damit eine ſo ungeheure Wirkung erzielt werden kann. Dazu kömmt noch, daß die gleiche Muſik ſich ſo oftmals wiederholt, als Verſe des Pſalmes ſind, alſo fünfzig Male. Nun, die Wirkung in Rom wird einzig dadurch hervorgebracht, daß die ausübenden Sänger gewiſſe Manieren im Vortrage und im Ausdrucke anwenden, welche ihre Vorfahren ſeit vielen Jahren anwendeten und die ſich von einer Reihenfolge auf die andere fortpflanzten, welche man aber nie im Stande war, niederzuſchreiben, das heißt, in Noten auszudrücken. Ferner wird das Tempo nicht nach der gewöhnlichen Eintheilung, ſondern nach dem Sinne und Verſtändniſſe des Pſalmes genommen. Uebrigens trägt auch das meiſte zu dem überwältigenden Eindrucke die angewandte übliche pomphafte Ceremonie bei. Es liegt dabei nämlich der Papſt und das ganze Conclave (Cardinalverſammlung), wie auch der Geſammtclerus knieend und weit vorgebeugt auf der Erde; nach und nach werden alle Lichter und Fackeln ausgelöſcht, ſo daß zuletzt ein wahrhaft geheimnißvolles und ſchauerliches Dunkel entſteht.

Seit allen Zeiten wurde dieſe Compoſition für ſo heilig gehalten, daß ſie nur in der Sixtiniſchen Kapelle geſungen werden durfte und eine Abſchrift oder Mittheilung bei Strafe des päpſtlichen Bannes verboten war. Kaiſer Leopold I. kannte gar wohl dieſes Verbot, aber dies hinderte ihn nicht, ſeinem Geſandten in Rom, dem Grafen Georg Adam von Martinitz (Enkel des 1618 zum Prager Hradſchin herabgeſtürzten Martinitz) den Auftrag zu ertheilen, er ſolle den Papſt Innocenz XI. vermögen, daß dieſer eine Copie von Allegri's Miſerere, einzig und allein zum Gebrauche der kaiſerlichen Hofburgkapelle in Wien, verabfolgen laſſe. Der Papſt konnte füglich ein ſolches Anſinnen dem treueſten Sohne ſeiner Kirche, dem Bekrieger der türkiſchen Erbfeinde, nicht verweigern, und ſo erhielt ſein Kapellmeiſter den Auftrag, die begehrte Abſchrift anfertigen zu laſſen, welche ſodann auch der Kaiſer erhielt.

Aber welche Enttäuſchung fand ſtatt! Trotz der eminenteſten Sänger, welche damals die Hofkapelle in Wien hatte, machte das Muſikſtück nicht den mindeſten Eindruck, ja es erſchien ſo unter allen Erwartungen ſchlecht, daß der Kaiſer, wie der Hofſtaat, der Vermuthung Raum gaben, es habe der päpſtliche Kapellmeiſter, um ſich im ausſchließenden Beſitze des wundervollen Tonſtückes zu erhalten, den Befehl Seiner Heiligkeit umgangen und eine andere Compoſition nach Wien geſendet. Sich betrogen wähnend, ſeine ſo hochgeſpannten Erwartungen ſo bitter getäuſcht ſehend, ließ Leopold einen eigenen Expreſſen an den Papſt abgehen, der ihm den Vorfall berichten mußte, den Kapellmeiſter des Unterſchleifes anklagte und es wirklich ſo weit brachte, daß derſelbe in Ungnade fiel und entlaſſen wurde. Selbſt der Papſt, dem dieſe Geſchichte höchſt unangenehm war, erzürnte ſich derart gegen den armen Kapellmeiſter, war von deſſen Unterſchleife ſo feſt überzeugt, daß er von einer Vertheidigung oder Rechtfertigung des Unglücklichen lange nichts hören wollte.

Nach geraumer Zeit erſt gelang es durch den Einfluß mehrerer Cardinäle, dem Papſte die mündliche und ſchriftliche Rechtfertigung des Muſikers, unterſtützt von den bewährteſten Künſtlern ſeiner Zeit, zukommen zu laſſen, und in derſelben war beſonders hervorgehoben, daß die Art und Weiſe, wie das Miſerere in der

päpstlichen Kapelle vorgetragen werde, sich durchaus nicht durch Noten ausdrücken, überhaupt sich Niemandem zeigen oder mittheilen lasse, als allein durch das Beispiel des gesammten Sixtinischen Sängerchores. Dieses Factum festgestellt, schickte der Papst nicht nur die Acten, sondern seine ganze Kapelle nach Wien, um dem Kaiser Leopold I. einen Beweis seiner Hochachtung zu geben und dem Kapellmeister in seiner Gerechtigkeitsliebe Genugthuung zu verschaffen. Aber bevor noch die päpstlichen Sänger in Wien ankamen, brach der Türkenkrieg aus, Kaiser Leopold entfernte sich von Wien (1683) und das erhebende Musikstück hörte er nicht mehr.

Und dennoch sollte es nicht für die Welt verloren sein! Im Jahre 1770 kam der unsterbliche Wolfgang Amadeus Mozart als vierzehnjähriges Bürschchen mit seinem Vater nach Rom. Papst Clemens XIV. war ihm sehr gewogen und ließ ihn manchmal auf seinen Zimmern spielen. Da kam die Osterzeit. Vater und Sohn hörten viel von der außerordentlichen Feier der stillen Woche, von der in derselben aufgeführten Kirchenmusik, insbesondere von dem zweichörigen wundervollen Miserere des Allegri.

„Geben mir Euer Heiligkeit eine Abschrift davon!“ bat ganz naiv der junge Mozart; aber der Heilige Vater antwortete freundlich, jedoch festen Tones: „Mein Sohn, das kann nicht sein. Diese Werke sind nicht mein Eigenthum, sondern das der Kirche.“ — „Pah, und ich werde das Miserere doch bekommen!“ sagte Mozartchen, machte Seiner Heiligkeit eine tiefe Reverenz und begab sich in die einzige Probe, welche von dem Miserere gehalten wurde. Hier hörte er mit der größten Aufmerksamkeit zu, eilte dann nach Hause und schrieb das Musikstück nieder. Bei der öffentlichen Aufführung nahm er sein Manuscript mit, füllte nach dem Gehöre die Lücken aus, verbesserte manchen Gang der Mittelstimmen und besaß nun das ganze Werk mit allen Nuancen des Vortrages. Als er darauf wieder zum Papste kam, zeigte er ihm kühn die Aufschreibung und sagte: „Sehen Eure Heiligkeit, ich habe Allegri's Miserere mir selbst verschafft; Sie konnten meinen Ohren das Hören nicht verwehren.“ — Mildlächelnd erwiderte Clemens: „Nun meinethalben; was Du selbst davon trägst, das kann ich Dir nicht nehmen!“

Bei seiner Rückkunft in Deutschland sang es Mozart zum allgemeinen Erstaunen in einer Akademie; 1771 wurde es nach Mozart's Aufschreibung in London zum ersten Male gedruckt, dann zu Paris, endlich auch in Leipzig, und wurde somit Gemeingut der ganzen Welt. Leopold's Enkelin, Maria Theresia, hatte den Genuß, das Miserere zu hören, was, trotz seiner Sehnsucht darnach, ihrem Großvater versagt geblieben war. Noch heute erbaut sich Wien zu Zeiten an der wundervollen Composition.

Kaiser Josef I. erbte von seinem Vater die Liebe zur Musik, auch er spielte Clavier, blies die Flöte und spielte andere Instrumente recht geschickt. Er widmete große Aufmerksamkeit der Verbesserung der Hofmusikkapelle und berief zur Reformirung derselben den bedeutendsten Musikkenner jener Zeit, den Marchese Scipio Publicola di Santa Croce, als Obersten Director der Hofmusik. Auch die Tanzkunst übte Josef I. Schon als Kronprinz hatte er bei den Kammerfesten und Balletten, die im strengsten Hofzirkel aufgeführt wurden, schwierige Tanzpartien übernommen und dieselben mit Grazie und Anstand ausgeführt.

An all' diesen Belustigungen seiner Vorgänger hielt auch Karl VI. fest; ganz besonders aber bevorzugte er die italienische Oper, und so erreichte dieselbe unter seiner Regierung an Glanz der Ausstattung und an Gediegenheit der musikalischen Kräfte ihren Höhepunkt. Auch mit dem deutschen Schauspiele befreundete sich der Hof, wie er nicht minder Gefallen an den Schnurren und

Possen des deutschen Hannswurstes fand, über den bei weiter erfolgenden Schilderungen eingehender zu sprechen sein wird.

Bei der stark ausgesprochenen Bevorzugung für die italienische Musik und Dichtkunst nimmt es nicht Wunder, daß sich die Blicke zahlreicher italienischer Künstler und Poeten sehnsuchtsvoll nach Wien richteten; es reisten daher eine stattliche Anzahl von Dichtern, Musikern und Tänzern aus Italien nach Wien, wo sie bei den einflußreichsten Personen des Hofes Protection suchten und auch gar manche fette Pfründe erhaschten. Es wird von Einzelnen, als deren König Pietro Metastasio zu gelten hat, noch weiterhin die Rede sein.

Was die Komödien anbelangt, so wurden die größeren derselben schon zu Kaiser Leopold's Zeiten im Theater nächst der Augustinerkirche, später in jenem nächst der Reitschule, die kleineren Vorstellungen aber in den Gemächern der Hofburg, deren Umfang Leopold durch den Neubau der heutigen Fronte gegen den äußeren Burgplatz bedeutend erweitert hatte, abgehalten. Im Sommer jedoch war der Hauptschauplatz der Komödien der Garten der Favorita auf der Wieden, in welcher ein eigens dazu bestimmtes Gebäude bestand. Unter freiem Himmel fanden die größeren Ausstattungsstücke statt, wie z. B. jenes, das bei Gelegenheit der Anwesenheit des Czars, Peters des Großen (1698), gegeben wurde. Lady Montague sah dort eine Oper, „die Bezauberungen Alcinens", und bemerkt dabei (sehr übertrieben natürlich), daß dieselbe bei 30.000 Pfund Sterling (300.000 Gulden) gekostet habe. Es mochte die puritanische Engländerin unangenehm berührt von dem Umstande gewesen sein, daß die Oper an einem Sonntage aufgeführt wurde, nichtsdestoweniger aber äußerte sie sich entzückt über das darin vorkommende Seegefecht mit zwei Flotten, bestehend aus vergoldeten Schiffen (Bild S. 33), und überwand nicht nur ihre Gewissensskrupel, sondern tröstete sich auch über den ihrer Toilette zugefügten Schaden; es trat nämlich ein heftiges Gewitter ein und durchnäßte tüchtig, sowohl den Hof, als dessen Gäste.

Es fanden übrigens die Theatervorstellungen nicht regelmäßig, sondern bei bestimmten Anlässen statt; nur während des Carnevals wurden sie häufiger. Den gewöhnlichen Productionen wohnten der Adel, die Gesandten und sonstigen hohen Gäste bei; es gelang jedoch auch den Frauen und Töchtern der Bürger, sich Zutritt zu verschaffen, und zwar (wie dies noch heute bei Hof-Festivitäten der Fall) in Folge ihrer Bekanntschaften in hohen Kreisen oder mit Hofbeamten. Damals geschah dies jedoch niemals mit Wissen und Willen des Hofes, sondern stets nur auf Schleichwegen. Selbst der Bürgermeister und die Stadträthe hatten nur in außerordentlichen Fällen Zutritt. Von einer Einladung der Journalistik, wie heute, konnte selbstverständlich keinerlei Rede sein.

Eine andere Art von Vorstellungen veranstaltete der Hof in ganz vertrautem Kreise, nur für fürstliche Personen bestimmt. Während bei den ersterwähnten Vorstellungen die bezahlten Künstler und Künstlerinnen mitwirkten, waren es bei den letzteren meist Prinzen und Prinzessinnen oder der hoffähige Adel. Einst gehörte es zu den Vorzügen eines Ritters, wenn er durch körperliche Gewandtheit, Kraft und Geschicklichkeit bei den Turnieren einen Preis errang, oder es verstand, die Waffen mit Auszeichnung zu gebrauchen; nunmehr aber heimsten jene Prinzen und Cavaliere das höchste Lob ein, welche einerseits in den Balletten die graziösesten Tänze auszuführen, die größte Anmuth in der Mimik und den Körperbewegungen an den Tag legen konnten, andererseits in den Opern durch Gesang oder Instrumentenspiel Bewunderung zu erregen vermochten. Von zartester Jugend auf wurden die hohen Personen an die Ausführung der schwierigsten Tänze gewöhnt, die berühmtesten Balletmeister zu ihrer Ausbildung verschrieben und in jedem Erziehungs-Programm war gehöriger Bedacht auf diese Fußkünsteleien genommen.

Zum Hofstaate gehört demgemäß auch der Hoftanzmeister mit vierzehn Hoftänzern und Hoftänzerinnen und vier Scholaren (Schülern). Derselbe mußte, wie der Hofarchitekt und Hofhistoriograph Barone waren, zum mindesten Edler von sein, und war er das nicht, wurde er dazu gemacht, wie z. B. im Jahre 1721 Herr Franz Josef Mathias Lang, von Karl VI. das Adelsdiplom als Lang von Langenau empfing. Berühmte Hoftanzmeister waren in jenen Tagen Simon Peter della Motta (geb. 1672, gest. 1732), Franz Josef von Selliers (geb. 1686, gest. 1732), Alexander von Phillebois (der Vater, geb. 1677, gest. 1744), später dessen Söhne Karl (geb. 1699, gest. 1729) und Alexander (geb. 1702, gest. 1730); Tanzmeister der niederösterreichischen Landschaft (d. h. des jungen, landständischen Adels) war Johann de la Notte (geb. 1659, gest. 1731). Selbst ein sehr gewichtiger Gelehrter (auf dessen Anwesenheit in der Residenz Wien wir später zurückkommen werden), Professor Johann Christoph Gottsched in Leipzig (geb. 1700, gest. 1766), spricht sich in seinem Buche: „Versuch der kritischen Dichtkunst", beifällig über das adelige Theaterspiel aus, indem er sagt: „Sonder Zweifel vergnüget es fürstliche, gräfliche und adelige Personen weit mehr, wenn sie Gelegenheit haben, selbst ihre Rollen auf eine anständige Weise aufzuspielen und sich ihrem Charakter gemäß, mit ihrer Geschicklichkeit vor einem ganzen Hofe zu zeigen, als wenn sie blos müßige Zuschauer einer wälschen Castraten- (künstlicher Sopran-)Bande abgeben sollten."

Wir müssen hier einschalten, daß, sowie unter den Kaisern Ferdinand II. und Maximilian II. die Niederlande und unter Rudolf II. Spanien die größte Anzahl von Sängern und Schauspielern lieferte, unter Leopold I. und Josef I. ganz besonders, dann auch noch unter Karl VI. Italien es gewesen, welches die darstellenden Kräfte für den Wiener Hof lieferte. Durch diese Gepflogenheit kamen auch die Castraten nach Wien, denn die früher in Mode stehenden Spanier hatten ein wohlklingendes kräftiges Falset (Kopfstimme) und nahmen nicht jene grausame Operation an ihrem Nachwuchse vor, wie sie im Verlaufe des 17. Jahrhunderts in Italien überhandnahm und noch Ende des 18. Jahrhunderts dort gebräuchlich war. Anfangs wurden die Castraten vom Wiener Hofe glänzend bezahlt, wie denn z. B. in den ersten Jahren der Regierung des Kaisers Leopold einer dieser erkünstelten Sopranisten die für jene Zeit ungeheuere Summe von 4000 Gulden Jahresgage erhielt. Als aber später fast jede Stadt Italiens das gewinnreiche Geschäft der Castraten-Erziehung und Knabenverstümmlung behufs musikalischer Zwecke betrieb, zogen diese Sänger viel häufiger umher und es wurden ihre Besoldungen weit geringer bemessen. So begnügten sich z. B. die Sänger Giuseppe Sardina, Antonio Brancotti und Pietro Santi im Jahre 1686 mit 1300 bis 1500 Gulden Gehalt.

Erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts stiegen sie wieder im Preise, freilich zumeist nur jene, welche einen Weltruf als Künstler hatten. Der berühmteste von Allen, Carlo Broschi, genannt Farinelli (geb. 1705, gest. 1782), erwarb sich als Sänger ein jährliches Einkommen von 50.000 Gulden. Seit 1728 war derselbe dreimal in Wien und es wird später auf diese Anwesenheit, wie auf dessen, selbst von Maria Theresia gewürdigte politische Bedeutendheit zurückzukommen sein. Justinio Ferdinando Tenducci, genannt Senesino, mit welchem 1739 in Florenz Maria Theresia selbst mehrere Duette sang, verdiente sich im Jahre 1709 bei 16.000 Gulden, und Gaetano Majorano, genannt Caffarelli (geb. 1703, gest. 1783), erhielt im Jahre 1740 zu Venedig für jeden Abend 500 Zecchinen. Bei seinem Tode hinterließ er seinem Neffen außer dem Herzogthum Santo-Donato (von welchem er den Titel Duca annahm) noch ein reines Vermögen in Gütern und Baarem Geld von 12.000

italieniſchen Ducaten jährlicher Einkünfte. Von dieſen Geſangsgrößen wird noch ſpäter die Rede ſein. Noch im Jahre 1739 erſcheinen Caſtraten in Wien, ſo Giovanni Vicenzi, Pietro Caſati, Felice Salimbeni mit Gehalten jährlicher 1800 Gulden. Die Caſtraten erfreuten ſich ferner bei den Wienern eines großen Anſehens und es konnte ſich — wie ein Touriſt ſtaunend hervorhebt — kein deutſcher „Komödiant“ rühmen, ſo wie ſie Zutritt in den Familienkreiſen der Bürger zu erhalten. Das iſt übrigens nicht ſo unbegreiflich. Abgeſehen davon, daß ſie weitaus höfiſcher und zierlicher ſich benahmen, war ihnen ja jede Möglichkeit benommen, aus Leichtfertigkeit ein Unglück in die Familie zu tragen.

Bis zum Jahre 1610 ungefähr, wurden die weiblichen Partien von männlichen Sängern dargeſtellt; erſt vom Jahre 1617 an erſcheint nachweisbar die Anſtellung von Hofſängerinnen, wobei erſt noch die Frage, ob dieſelben nicht blos für die Kammermuſik beſtimmt waren. Die erſte uns bekannte Sängerin, welche eine Anſtellung hatte, iſt Angela Stamp, Hofſängerin der Kaiſerin Anna (geſt. 1618); die zweite hieß Vincentia Mazzotti, wurde 1674 von der Kaiſerin Claudia Felicitas (zweite Gemalin des Kaiſers Leopold I.) aus Tirol nach Wien gebracht und hier mit einem Jahresgehalte von 1500 Gulden angeſtellt. Nach dem Tode ihrer Gönnerin (1676) nahm ſie Kaiſerin Eleonora Magdalena Thereſia (Leopold's dritte Gemalin) in ihren Hofſtaat auf. Sie erſcheint im Concretal-(vereinigten)Status der Hofmuſik mit dreizehn Sängerinnen und dem erhöhten Gehalte von 1800 Gulden. Sie blieb achtundzwanzig Jahre am Wiener Hofe als hochgefeierte Künſtlerin und ging erſt im Jahre 1702 in ihre Heimat zurück. Unter Leopold I. war es daher regelmäßig Gebrauch, daß bei Hofopern Sängerinnen mitwirkten, und es irrt ſich Lady Montagne, die in ihren Reiſebriefen erzählt, daß noch im Jahre 1717 alle weiblichen Partien von Caſtraten geſungen worden wären. Uebrigens erhielten ſchon damals Sängerinnen höhere Beſoldungen als Sänger, und während der höchſte Gehalt der letzteren 1800 Gulden betrug, erhielten im Jahre 1715 Maria Landini 4000 Gulden, Maria Regina Sconians (wahrſcheinlich Tochter des kaiſerl. Kammermalers Anton Schoon-Jans, ausgeſprochen Sconjans und „der ſchöne Hanns“ bedeutend, welcher im Jahre 1726 im Alter von 71 Jahren ſtarb) 2700 Gulden und Maria Lorenzani 4000 Gulden. Die Gagen der Tänzer waren weit geringer und der erſten bei Hof angeſtellten Tänzerin begegnet man erſt in den Aufzeichnungen zum Jahre 1723. Ueber beſonders intereſſante Einzelheiten, darunter auch in Bezug auf die kaiſerliche Opernſängerin Victoria Teſi (Bild Seite 48), werden wir ſofort in eigenen Abſchnitten ſprechen.

Maria Thereſia als Sängerin und die adeligen Operiſten.

Die Vorliebe, welche Kaiſer Leopold I. inmitten ſturmbewegter und bedrängnißvoller Zeiten der Muſik bis an ſein Ende bewahrt, ging in ſeinem Hauſe nicht verloren; ſeine Söhne Joſef I. und Karl VI. huldigten dieſer Kunſt nicht minder aufrichtig und die Vorliebe des Letzteren kam vorzugsweiſe ihr zu Statten. Aber der kaiſerliche Hof liebte in ihr nicht blos das Vergnügen, welches ihm dieſe Kunſt gewährte, er betrachtete ſie nicht blos als eine glänzende Decoration ſeiner Feſte, er beſoldete und bevorzugte ſie nicht blos als eine Dienerin, die man, wenn ſie entſprochen, bezahlt und entläßt; — er nahm ſie als eine theure und werthe Lebensgefährtin in das Heiligthum des Hauſes auf

und pflegte in ihr die theure Freundin, die in Glück und Unglück Troſt hat und Freudenkränze flicht und die Balſam ſpendet für alle unſere Wunden.

So war denn der holden Tonkunſt Kaiſer Karl VI. ſelbſt ergeben; er beſaß eine vorzügliche Fertigkeit auf dem Clavier, tüchtige theoretiſche Kenntniſſe und componirte Vieles für Clavier und Geſang, in letzterer Beziehung vornehmlich Canons, d. i. jene Gattung vielſtimmiger Geſänge, in der eine zweite oder mehrere Stimmen den Geſang der erſten Stimme Schritt für Schritt nachahmen, während die erſte ſelbſt noch im Vortrage desſelben begriffen iſt, ſo daß allmälich alle Stimmen gleichzeitig mit dieſem Geſange beſchäftigt ſind, jede aber mit einem anderen Theile derſelben. Leider ſind von ſeinen Com-

Victoria Teſi, Ritterin des Ordens der Treue. (Seite 47.)

poſitionen nur wenige auf uns gekommen; ein handſchriftliches „Miſerere“ (d. i. der 57. Pſalm „Erbarme Dich meiner, o Herr!“ u. ſ. w., berühmter Kirchengeſang bei Nacht, beſonders in der Charwoche, daher auch „der finſtere Dienſt“ geheißen) für vier Singſtimmen mit beziffertem Orgelbaß, deſſen Anfang in der Discantſtimme wir auf Seite 41 in treueſter Nachbildung geben, dürfte wohl das vollſtändigſte der hinterlaſſenen Werke ſein. Dasſelbe iſt ganz von der Hand des Kaiſers geſchrieben und mit der Ueberſchrift: „Miserere a 4 voci. In nomine Domine“ verſehen. Es wurde 1738, alſo zwei Jahre vor dem Tode des Monarchen, componirt. Der Styl iſt ſtrenge, vielfach fugirt (canonartig, ſtimmenwechſelnd und einfallend), die Modulation (Tonwechſel) kühn, doch manchmal auch an Härten ſtreifend.

Karl's Lehrer im Pianoſpiel war der Abbate Lavigni, in der Compoſition der berühmte Kapellmeiſter Johann Joſef Fux. Dieſer war zu Hirtenfeld bei St. Marein in Steiermark 1660 geboren und bekleidete den ehrenvollen Poſten eines kaiſerlichen Oberkapellmeiſters zu Wien vom Jahre 1695—1735 unter den Kaiſern Leopold I., Joſef I. und Karl VI., lauter Herren, welche in der Muſik ſo gründlich unterrichtet waren, als es Fürſten jemals geweſen. Kaiſer Karl ſchätzte ihn ſo hoch, daß er einmals (1714) ſogar die von Fux componirte Oper „Eliſa" perſönlich dirigirte. Als der Kapellmeiſter im Jahre 1723 bei der Krönungsfeier in Prag, wo eine ſeiner Opern durch hundert Sänger und zweihundert Inſtrumentiſten aufgeführt wurde, bedauerte, wegen ſeines Leidens am Podagra nicht der Aufführung beiwohnen zu können, ließ ihn der Kaiſer in einer Sänfte von Wien nach Prag tragen, um ſeinem alten Lehrer dieſes Vergnügen zu verſchaffen. Und während der Aufführung mußte der Componiſt

Der erſte deutſche Hannswurſt.
(Seite 59.)

Der Komiker Bernardon.
(Seite 63.)

in der Nähe des Monarchen Platz nehmen. Auf eine andere Art huldigte der Kaiſer im Jahre 1724 dem Talente ſeines Lehrers. Als zu Ehren der Geburt der dritten Prinzeſſin Maria Amalia (geb. am 5. April 1724, geſt. am 19. April 1730) eine von Fux componirte Oper aufgeführt wurde, gefiel dieſelbe dem Kaiſer ſo gut, daß er bei der dritten Vorſtellung zum Vortheil aller Derjenigen, welche in derſelben geſungen und geſpielt hatten, eine Lotterie von Juwelen, goldenen Uhren und Tabakdoſen u. ſ. w. veranſtaltete, in welcher alle Looſe Treffer waren, die größeren davon von 1000 bis 2000 Gulden, die geringſten aber je 500 Gulden an Werth hatten. Kaiſer Karl dirigirte auch hier perſönlich am Clavier und accompagnirte die Singſtimme durch die ganze Oper (wie damals im Gebrauche) und Erzherzogin Maria Thereſia, ſieben Jahre alt, ſang in der Oper auf der Bühne mit. Kaiſerin Eliſabeth Chriſtine hatte die Partitur, woraus der Kaiſer ſpielte, auf's koſtbarſte einbinden und ſie ihrem Gatten in ihrem Namen beim Eintritt in's Orcheſter überreichen laſſen. Karl

nahm die Partitur, machte der Kaiserin eine Verbeugung, setzte sich vor den Flügel und gab das Zeichen zum Beginn der Oper. Bei dieser dritten Aufführung derselben geschah es, daß Fux, welcher beständig hinter dem Kaiser stand, um die Notenblätter umzuwenden, bei einer sehr kritischen Stelle über die Kunst und Sachkenntniß des Monarchen im Accompagnement der Sänger derart in Entzücken gerieth, daß er nicht nur in ein lautes Bravo! ausbrach, sondern entzückt ausrief: „Euer Majestät, 's ist wahrhaftig jammerschade, daß Sie kein Kapellmeister 'worden sind!" worauf Karl lächelnd erwiderte: „Na, mein lieber Oberkapellmeister, schönen Dank! aber wir stehen uns halt so doch noch besser!" (Nach Anderer Meinung soll diese Begebenheit mit dem Abbate Lavigni vorgefallen sein.)

Einen bedeutsamen Beweis seiner Achtung gegen seinen alten Kapellmeister lieferte der Kaiser noch 1725 dadurch, daß er dessen hochberühmtes, classisches Werk „Gradus ad Parnassum" (etwa besagend „Stufe zum Kunsthimmel"), dieses Hauptbuch für denkende Componisten, das in alle Sprachen der cultivirtesten Nationen übersetzt worden, auf seine Kosten sehr schön in Folio drucken ließ. Dabei ist besonders zu bemerken, daß Fux derlei Gnadenbezeugungen nicht etwa blos als Günstling des Hofes genoß, sondern daß dieselben Aeußerungen der dankbaren Empfindungen gegen seine wahren, von ganz Europa anerkannten Verdienste gewesen sind. Fux war aber nicht nur der erste Gesetzgeber in der Kunst, sondern auch der Erste, welcher seine gründlichen Regeln in Ausführung brachte. Dadurch erhob er sich nun auch bis zum ersten Kirchencomponisten Deutschlands, besonders aber Wiens, für jene Zeiten; noch fünfzig Jahre darnach fand der renommirte Tourist, Buchhändler und Schriftsteller Christoph Friedrich Nicolai aus Berlin (geb. 1733, gest. 1811) während seines Aufenthaltes in Wien, auf den wir noch zurückkommen werden, daß in dem daselbst herrschenden Styl und Vortrag der Kirchenmusik noch Spuren vom Einflusse des Kapellmeisters Fux anzutreffen gewesen.

Fux war ungemein bescheiden. Als der berühmte Kapellmeister, Componist und Schriftsteller Johann Mattheson in Hamburg (geb. 1681, gest. 1764), dessen Biographie verlangte, antwortete er ihm: „Ich kundte vüll vortheillhaftiges für mich, von meinen Aufkhomen, unterschiedlichen Dienst-Verrichtungen überschreiben, wan es nit wider die Modestie wäre, selbst meine elogia (Lob) hervorzustreichen: Indessen sei mir genung, daß ich wirdig geschätzt werde, Caroli VI. erster Kapellmeister zu sein." Und dabei verblieb es, zur großen Verlegenheit seiner künftigen Biographen. — Von Fux' Werken sind besonders zu nennen: „Gradus ad Parnassum, Sive Manuductio ad Compositionem Musicae regularem, methodo nova, ac certa Viennae Austriae, 1725." (In Folio, 279 Seiten.) — Zwei Briefe an Mattheson über die Anzahl der Tonarten. (In dessen Critica musica, Band 2, Seiten 185 und 197 abgedruckt.) — Motetten, Psalmen, Messen für die Kirche. — Die Opern „Elisa", „Costanza e Fortezza" (1723, Prag), „La Coronna d' Arianna" (1726, Wien), „Enea negli Elisi" (1731, Wien) und „Il restante della Psiche" (Wien). Für die Kammer componirte er Concentus Musico-Instrumentalis in 7 Partitas divisus. — Ein Oratorium: „Testamento del nostro Signor Jesu Christo sul Calvario", gedichtet von dem Hofpoeten Peter Pariati (geb. 1665, gest. 1715) wurde 1727 aufgeführt. — VI Ouvertures. — Trios (ungedruckt, von diesen sagt Mattheson, daß Fux darin unvergleichlich gewesen sei). — In der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien befinden sich noch jetzt die handschriftlichen Partituren von 15 Messen, 36 Gradualien, 10 Oratorien und 16 Opern. — Fux starb in Wien im Hause zum goldenen Bären auf dem Alten Fleischmarkt (heute Nr. 6, alt 697) am 14. Februar 1741. Seine Gattin

Clara Juliana, geborene Schützenbauner, eine tüchtige Muſikkennerin und Sängerin, war ihm bereits am 8. Juni 1731, im 60. Lebensjahre ſtehend, vorangegangen.

Es iſt begreiflich, daß bei ſo viel Muſikliebe im kaiſerlichen Hauſe auch große Sorgfalt dem muſikaliſchen Unterrichte der kaiſerlichen Prinzen und Prinzeſſinnen zugewendet wurde, und zwar ſchon in ihrem zarteſten Alter. Flöte, Violine, Violoncell, Spinett (das alte Fortepiano, kleiner Flügel von nicht vollen vier Octaven Umfang) waren die Inſtrumente, welche die Mitglieder der Kaiſerfamilie nach ihrer Wahl und Vorliebe erlernten; für den Geſang aber wurde beſonders viel gethan, ſo daß ſie in ihrem engſten Kreiſe nicht ſelten Opern und Singſpiele zu ihrer Unterhaltung aufführten, meiſt um einem beſonders freudigen häuslichen Ereigniſſe die höchſte Weihe privaten Einverſtändniſſes und innigſter Liebe zu verleihen.

So kam es denn auch, daß Erzherzogin Maria Thereſia in ihrer zarteſten Kindheit Unterricht im Singen erhielt. Ihr Meiſter war der k. k. Hofkapell- und Kammer-Compoſiteur, zugleich Hofmuſikmeiſter Georg Wagenſeil (geb. 1688, geſt. 1777), ein Schüler des Kapellmeiſters Fux, und er fand ſich in ſeinem Unterrichte durch die herrliche Stimme und Methode der Prinzeſſin, ſowie durch ihr vortreffliches Clavierſpiel ſo ſehr belohnt, daß er die Tochter eines der mächtigſten Monarchen Europas zu einem nicht gewöhnlichen Grade der Kunſtvollendung ausbildete. Wie ſchon erwähnt, ſang Maria Thereſia als ſiebenjähriges Mädchen in der kaiſerlichen Privatoper und hatte ganz recht, als ſie ſpäter eines Tages zu der berühmten Opernſängerin Fauſtina Haſſe aus Dresden im Scherze ſagte: „Ich mein', die erſte (älteſte) Virtuoſin zu ſein, die Deutſchland aufzuweiſen hat.“ Als ſich im Jahre 1739 Maria Thereſia, damals zweiundzwanzig Jahre alt, mit ihrem Gemale Franz I., Großherzog von Toscana, in Florenz befand, war es dem berühmten Sopraniſten Juſtinio Ferdinand Tenducci, genannt Seneſino (d. h. aus Siena gebürtig) vergönnt, mit Maria Thereſia ein Duett zu ſingen; derſelbe wurde von der Stimme und dem innigen Ausdrucke der Prinzeſſin ſo mächtig ergriffen, daß er mit Thränen der Freude und Rührung in den Blicken vollendete. Der in der Kunſt ergraute Sänger meinte damals ſchon, man höre aus den Tönen ihre Größe für die Nachwelt heraus. In der am 16. Mai 1724 aufgeführten Oper „Euryſtens“, von Anton Caldara, wirkten ebenfalls Maria Thereſia und deren Schweſter Maria Anna (nachmalige Herzogin von Lothringen, geb. 1718, geſt. 1744) mit.

Die Mitwirkenden bei ſolchen Opernvorſtellungen gehörten ſämmtlich dem hohen Adel an. An der Spitze ſtand Prinz Pio, wie er ſchlichtweg genannt wurde, d. i. Herzog Ludwig Pius von Savoyen, Oberdirector der kaiſ. Capelle und Oper (heute Oberintendant), ſelbſt ein tüchtiger Sänger. Er war auch Präſident der 1725 gegründeten erſten Wiener Muſikgeſellſchaft oder wie ſie ſich damals nannte „Muſikaliſche Bruderſchaft der Congregation, unter dem Schutze unſeres allergnädigſten Monarchen, in welche ſich die Vocal- und Inſtrumental-Muſici und Profeſſoren, als auch die Liebhaber der Muſik einverleiben laſſen können.“ Zu deren Kirchenfunctionsort war die Kirche St. Michael gewählt worden.

Beſonders thätig wirkten bei den kaiſerlichen Privatopern mit: Graf Adam Philipp Loſy von Loſimthal, ſpäter geh. Rath, Regierungspräſident, Hofbaudirector, erzherzoglicher Oberſthofmeiſter, 1747 Kammermuſikdirector (geb. 1705, geſt. 1781), welcher den Contrabaß ſpielte; ſein Kammerdiener Achaz Caſimir Huelſe war ein ausgezeichneter Lauteniſt und Nachahmer von Menſchen- (Stimmporträts) und Vogelſtimmen. Trefflich ſpielten ferner ihre Inſtrumente:

Graf Michael Wenzel von Althann (geb. 1701, gestorben als k. k. Obristlieutenant 1767) als Lautenist; Friedrich Lorenz Graf Cavriani (geb. 1685, gest. als kais. Küchenmeister 1745) als Fagottist; Johann Karl Graf Hardegg (geb. 1703, gest. als Obersterbmundschenk und k. k. Regierungsrath 1752) als Violoncellist; desgleichen Graf Sigmund Herberstein und Graf Joh. Bapt. Pergen; Fürst Georg Christian Lobkowitz (geb. 1686, gest. als kais. Feldmarschall 1753); die Grafen Franz Pachta, Christoph Pertusati, Octavian Piccolomini, Christoph Proskau, Josef Stubenberg, Casimir Verdenberg als Violinisten; Graf Johann Ferdinand Wilhelm Pergen (geb. 1684, gest. als geh. Rath und Vicepräsident der niederösterreichischen Regierung in Justizsachen 1766) als Cymbalvirtuose; der geh. Rath Graf Johann Adam Questenberg (gest., der letzte seines Stammes, 1752) als unerreichter Virtuose auf der Theorbe (Baßlaute); Graf Ludwig Salberg, Virtuose auf dem Travers (Querflöte); Graf Karl Robert Truchseß von Zeill (geb. 1685, gest. als kais. Generalfeldwachtmeister 1733), Virtuose auf dem Hautbois (Oboe). Als Sänger zeichneten sich aus: Freiherr Johann Ernst von Bibra; Marquis Karl Josef Gallerati; Graf Ferdinand von Harrach; Marquis Peter Stella. Als Sängerinnen: Gräfinnen Josefa Berg, Maria Juditha Starhemberg (geborene Gräfin Künigl), Maria Antonia Questenberg, Margaretha Ursini von Blagay.

Ab und zu sangen auch Gäste, so z. B. im Jahre 1720 der durch seine merkwürdigen Schicksale bekannte Emanuel Baron von Astorga. Derselbe war zu Palermo in Sicilien am 11. December 1681 geboren, der Sohn eines Häuptlings jener wüsten Söldlingshaufen, welche im Dienste des unzufriedenen Adels, der um die Unabhängigkeit Siciliens kämpfte, standen. Astorga's Vater hatte den Aufstand in Parma geleitet, aber verrathen von seinen unbezahlt gebliebenen Miethlingen, starb er mit noch vier Edelleuten im September 1701 auf dem Schaffot. Mutter und Sohn wurden gezwungen, dem grauenhaften Schauspiele beizuwohnen; die Erstere starb aus Entsetzen auf der Stelle, der zwanzigjährige Sohn verlor das Bewußtsein. Die Familiengüter zog der Staat ein, die arme Waise nahm das Volk in Schutz und ernährte sie.

Von des armen Jünglings Schicksal wurde endlich die Fürstin Johanna Orsini, Obersthofmeisterin der Gemalin König Philipp's V. von Spanien, unterrichtet; sie ließ ihn zur Versorgung und zur Beruhigung seines Trübsinnes in ein entlegenes Mönchskloster nach Astorga in Spanien bringen. Schon in früher Jugend in der Musik unterrichtet, ein Schüler Alexander Scarlatti's (geb. Neapel 1650, gest. 1725), der ihn im Contrapunkte unterwies, bedurfte es nur eines tüchtigen Meisters, um ihn als Sänger und Componist vollkommen zu machen. Nach zwei Jahren trat Astorga in die Welt hinaus und widmete sich allein der Tonkunst. Unter dem Schutze seiner obengenannten Gönnerin kam er im Jahre 1704 an den Hof des Herzogs Anton Franz von Parma. Hier war er die Seele aller musikalischer Zirkel; seiner Vorliebe für Sologesang (er war ein trefflicher Tenorist) ist es allein zuzuschreiben, daß fast alle seine Compositionen aus dieser Zeit zur einfachen Gattung gehören und als Begleitung blos den bezifferten Baß, höchstens mit Zugabe des Streichquartetts, haben. In dieser Art von Satz erreichte er eine Meisterschaft, die nur wenige große Künstler jener Epoche mit ihm theilen. Die Ursache davon liegt in der Leidenschaft, welche Astorga für des Herzogs reizende Nichte Elisabeth Farnese hegte und die er in zahlreichen Cantaten, köstliche Duetten für sich und seine Schülerin, aushauchte.

Der Herzog, das unschuldige, aber doch sehr gefährliche Verhältniß durchschauend, sandte seinen Günstling, mit glänzender Empfehlung versehen, an den

Hof des Kaisers Leopold I. nach Wien. Er blieb daselbst bis zum Tode dieses neuen Gönners (1705), bereiste darauf alle gebildeten Länder Europas, erschien 1720 wieder in Wien, begab sich aber bald darauf nach Prag und beschloß in einem Kloster Böhmens seine Tage. Er starb am 21. August 1736. Astorga's musikalische Werke sind: Ein Stabat mater für vier Stimmen, 1719. — Die Pastoral-Oper „Daphne" 1709. — Vierundzwanzig Cantaten und eben so viele Duetten. — Ein Requiem. — Bekanntlich ist Astorga's unglückliche Liebe als Vorwurf einer Oper „Astorga" genommen worden, Text von Ernst Pasqué, Musik von J. J. Abert, zum ersten Male 1866 in Stuttgart, später 1870 in Wien aufgeführt.

In jenen Tagen machte das ganz eigenthümliche Abenteuer eines solchen adeligen Musikers großes Aufsehen; es muß demselben ein eigener Abschnitt gewidmet werden, wobei wir ein für allemal bemerken, daß sämmtliche im vorliegenden Buche vorkommenden Scenen und Gespräche keine romantische Erfindung, sondern geschichtlich wahr sind.

Eine Ritterin vom Orden der Treue.

Man schrieb das Jahr 1720. Damals befand sich das kaiserliche Opernhaus auf dem Josefsplatze, wo es die Stelle des heutigen Redoutengebäudes einnahm. Es enthielt die Baute zwei Säle; im kleineren wurden bei Vermälungsfesten des Hofes die Bankette gehalten, im anderen die Theatervorstellungen gegeben und war derselbe ausschließend der italienischen seriösen Oper gewidmet. In dem kleineren Saale, der zur Carnevalszeit ebenfalls zum Theater hergerichtet war, fanden zu dieser Periode italienische Komödien-Aufführungen statt. Zu Karl's VI. Zeit übertraf die Pracht der italienischen Oper Alles, was man früher in dieser Art gesehen hatte.

An dieser kaiserlichen Hofoper war eine Sängerin, zugleich vortreffliche Schauspielerin engagirt, welche nicht nur durch ihre herrliche Stimme und den künstlerischen Vortrag, durch ausgezeichnetes Spiel als erste dramatische Gesangskünstlerin Europas galt, sondern die auch durch blendende Schönheitsreize und ungemeine Anmuth sich auf die erste Stufe im Tempel der Schönheit erhob.

Victoria Tesi, so war ihre Name, zu Florenz am 12. Februar 1690 geboren, stammte von armen Eltern, mit denen sie in zartester Jugend nach Venedig ging und auf der Straße bettelte, wobei sie kleine Liedchen sang. Auf einem dieser Bettelzüge begegnete der berühmte Kapellmeister Anton Caldara diesem Prachtexemplar, aus dem eine Primadonna zu schnitzen war, und ließ sich dasselbe ja nicht entgehen. Er ertheilte dem Mädchen Unterricht und bildete aus ihm die Perle der kaiserlichen Operisten in Wien. (Bild Seite 48.)

Dreißig Jahre war die herrliche Sängerin alt geworden und noch immer hatte sie die jungfräulichen Reize eines sechzehnjährigen Mädchens bewahrt, noch immer fesselte sie durch die reizendste Liebenswürdigkeit im Umgange, durch die Anmuth und ausgeprägte Unschuld ihrer Aeußerlichkeit. Die gesammte vornehme Männerwelt der damaligen Zeit schmachtete zu ihren Füßen, zog an ihrem Triumphkarren und hoffte das Herz der anscheinend Unerbittlichen zu rühren; aber alle Bemühungen waren vergeblich, denn sie hatte leider kein Herz mehr zu vergeben. Dieses Kleinod — bei Victoria durfte man es so bezeichnen — besaß bereits der um ein Jahr im Alter höher stehende Graf Johann Ferdinand

Lamberg, entsprossen aus einer der glänzendsten Adelsfamilien Oesterreichs, selbst ein trefflicher Musiker (Violinspieler, oft mitwirkend in des Kaisers Privatopern), und mit diesem hatte sie ein zartsinniges freundschaftliches Verhältniß geschlossen. — Die beiden jungen Leute saßen in der Wohnung der Sängerin gewöhnlich Abends beisammen, theilten sich gegenseitig die Erlebnisse des Tages mit, und derlei Unterhaltungen hatten für diese geistvollen Geschöpfe einen unnachahmlichen Reiz.

Eine Weile ging das so fort, aber endlich konnte es auf die Dauer dem feurigen, lebenslustigen Grafen nicht genügen. Weil er die unerschütterliche Tugend der Geliebten kannte und hoch ehrte, beschloß er, sie zu sich zu erheben, und machte ihr einen förmlichen Heiratsantrag. Vergeblich war Victoria's Bemühen, ihm diese Gedanken aus dem Sinne zu bringen, fern lag ihr der Vorsatz, den Geliebten aus der Sphäre seiner glänzenden Gesellschaft zu reißen, etwa gar Ursache zu geben, daß er sich mit seiner Familie entzweite. Als sie aber vergeblich alle Mittel angewendet hatte, um ihn von dieser Mißverbindung abzubringen, als er eines Abends ihr auf den Knieen den unerschütterlichen Entschluß, sie zu ehelichen, mit den feierlichsten Eiden zugeschworen hatte, da entschloß sie sich zu einer heroischen That der Selbstaufopferung, welche wenige Theaterdamen in solcher Lage ausgeführt hätten.

Victoria Tesi wohnte in der Josefstadt. Als sie nun eines Tages wie gewöhnlich in die Stadt zur Opernprobe ging und den Platz passirte, auf dem sich heute die herrliche Votivkirche erhebt, der aber damals noch ein unbepflanzter, wüster öder Sandhügel war, bemerkte sie an einer dieser Sandgruben mehrere Taglöhner.

„Ist ein Italiener unter Euch?" fragte sie den ersten besten von ihnen. Darauf trat sogleich ein gemüthlicher und ehrlich aussehender Bursche hervor, den sie ansprach: „Also, Ihr seid Italiener? Wie heißt Ihr?" — „Jakob Tramontini", war die Antwort. — „Hättet Ihr etwa Lust zu heiraten?" fragte die Sängerin weiter. Da fuhr der junge Mann anfangs freilich überrascht und betreten zurück, aber er faßte sich bald und erwiderte: „Hm, heiraten? Ei, warum sollte ich nicht heiraten wollen?" — „Wollt Ihr mich heiraten?" — „Euch, diese blendende Schönheit?" rief der Mann verblüfft. „Wie käme ich zu solch unverhofftem Glücke?" — Aber Victoria Tesi antwortete trocken: „Das geht Euch gar nichts an. Wenn Ihr Euch mit mir so bald als möglich trauen lasset, erhaltet Ihr von mir eine anständige Summe Geldes. Aber vorher müßt Ihr einen Revers unterschreiben, daß Ihr nie mein Gatte in Wirklichkeit sein wollt und keine weitere Bekanntschaft mit mir unterhaltet. Ich werde Euch, entfernt von mir, ein Haus kaufen, dort lebt als Eigenthümer und Nutznießer desselben anständig, wie es sich für einen Bürger und meinen Gatten vor den Augen der Welt geziemt, bis an Euer seliges Ende, das noch lange nicht eintreten möge. Also, wie ist's? Geht Ihr auf meinen Vorschlag ein?

Der blutarme Taglöhner bedachte sich nicht lange, sondern schlug ein. Er erhielt von seiner nunmehrigen Gattin, Frau Victoria Tesi-Tramontini (wie sie sich von da an nannte), sogleich nach der Trauung eine Schenkungsurkunde über ein Haus in der Leopoldstadt (heute Circusgasse Nr. 3, alt 482), wo er auch im Wohlstande bis an seinen, am 29. Juli 1785 im achtzigsten Lebensjahre erfolgten Tod lebte.

Gleich nach der Trauung begab sich Signora Victoria Tesi-Tramontini in ihre Wohnung und erwartete Abends wie gewöhnlich den Grafen Lamberg. Dieser, der kein Wort von der Vermälung der Geliebten wußte, erneuerte seinen Heiratsantrag. Aber nun eröffnete ihm die edle Sängerin, was sie gethan hatte, um ihn von dem thörichten Schritte abzuhalten; wie sie gezwungen gewesen sei,

seinem Ansehen und ihrer eigenen Gewissenhaftigkeit zuliebe dergestalt zu verfahren.

Wohl weinte sogar Graf Lamberg vor Schmerz und Betrübniß, aber endlich mußte er das edelmüthige Mädchen nur um so höher verehren. Selbst als er sich ein Jahr darauf mit Maria Franziska Gräfin von Grundemann (geb. 1691, gest. 1760) vermälte und Vater zweier lieblicher Töchter geworden war, blieb er stets noch der uneigennützige Freund der Künstlerin und vergaß nie, die Großherzigkeit des liebenden Mädchens aller Orten zu rühmen. Graf Johann Ferdinand Lamberg, kais. geh. Rath, 1732 an Stelle des Prinzen Pio Hof- und Kammermusikdirector, starb am 16. October 1764 und wurde von Victoria Tesi lebhaft betrauert. Sie hatte bereits im Jahre 1732 gänzlich die Bühne verlassen und beschäftigte sich blos mit Ertheilung von Unterricht im Singen. Hochgeschätzt, selbst von der so tugendstrengen Kaiserin Maria Theresia, starb Tesi in Wien (Josefstadt, Auerspergstraße Nr. 1) am 10. Mai 1775 im Alter von 65 Jahren. Ihr hinterlassenes Vermögen betrug 300.000 Gulden.

Victoria Tesi war endlich die erste Sängerin, die einen Orden erhalten hat, und gerade denjenigen, den sie in der That vor Allem verdiente — den dänischen Orden der Treue. Derselbe wurde von der Gemalin des Königs Christian VI. von Dänemark, Sophie Magdalena, geborene Prinzessin von Brandenburg-Culmbach (geb. 1700, gest. 1770), am eilften Jahrestage ihrer Vermälung, am 7. August 1732, im Schlosse zu Hirschholm zur Erinnerung an den Tag ihrer ehelichen Verbindung gestiftet. Die Königin hatte die Mitglieder selbst zu ernennen und diese Decoration, welche von ihr die Bezeichnung „Orden der Treue“ oder „Ordre de l'Union parfaite“ erhielt, bestand aus einem goldenen, weißemaillirten Kreuze; im ersten oberen Felde dieses Kreuzes war der nordische Löwe und darunter der preußische Adler, im zweiten Feld umgekehrt, der preußische Adler oben und der nordische Löwe unten zu sehen. In der Mitte des Kreuzes prangten in blauemaillirtem Schilde unter einer Krone die goldenen Namenschiffern des Königs und der Königin (C und S. M.). Auf der Rückseite des Kreuzes las man die Worte: „In felicissimae unionis memoriam.“ Dieser Orden wurde an einem blaumoirirten, mit silbernen Rändern eingefaßten Bande auf der linken Brust getragen; Großmeisterin desselben war die königliche Stifterin. Der Orden theilte das Schicksal vieler anderer, er erlosch; im Jahre 1811 zählte er noch acht männliche und fünfundzwanzig weibliche Mitglieder. Signora Tesi war derselbe von der Königin im Jahre 1739 verliehen worden.

Weil schon hier von einem Damen-Orden die Rede ist, mag als Seitenstück noch eines zweiten gedacht werden, der so recht für Damen gegründet erschien — des Tanz-Ordens. Ihn stiftete 1724 die Gemalin des Landgrafen Maximilian von Hessen-Kassel, k. k. Feldmarschall (geb. 1689, gest. 1753), Namens Friederike Caroline, Tochter des Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt (geb. 1698, gest. 1777). Dieselbe war eine unermüdliche Tänzerin und rühmte sich, daß ihre Kräfte Jedem gewachsen seien. Zum Beweise lud sie zum Stiftungsfest des von ihr zu gründenden Tanz-Ordens nur zehn Damen aber zwanzig Herren „tous gens de resistence“ (lauter Leute von Widerstandsfähigkeit), wie sie sagte, ein. Es besagte das Programm, die Gesellschaft werde, ohne sich zu trennen, vierundzwanzig Stunden beisammen bleiben und während derselben zur Erholung vier gute Mahlzeiten einnehmen; erst nach Ablauf dieser Frist sollen sich die Mitglieder entfernen dürfen. Der Ball begann an einem Februar-Abend des Jahres 1724 unter den günstigsten Vorbedeutungen, allein die Landgräfin hatte ihre Tanzkraft überschätzt, gegen

zwei Uhr Morgens fühlte sie sich unwohl, und wenn sie sich auch weigerte, die Gesellschaft zu verlassen, mußte man doch eine zweistündige Pause eintreten lassen. Um vier Uhr begann der Tanz von Neuem, den man aber um acht Uhr zur allseitigen Zufriedenheit schloß. Das Ordenszeichen bestand in einer kleinen goldenen Medaille am rothen Bande, welche auf der einen Seite das Porträt des Landgrafen, auf der andern das Bild eines auf den Hinterfüßen sitzenden Löwen mit der Inschrift „vigilo pro patria“ (ich wache für das Vaterland) zeigte.

An der Tanzlust der Landgräfin nahm aber ihr Hofprediger, ein strenger Mann, der ihr von Darmstadt gefolgt war, gewaltigen Anstoß. Er donnerte einige Wochen später, als die Landgräfin in der Kirche war, in seiner Predigt gegen ihre Weltlust, indem er die Worte gebrauchte: „Die Teufel schleichen schon in ihrem Vorzimmer und in ihrer Garderobe herum und hätten nur noch einen Schritt zu thun, um in ihr Schlafzimmer zu treten.“ Im ersten Zorn über die vermessene, durch ihre harmlosen Tanzbelustigungen nicht gerechtfertigte Rede, wollte die Landgräfin den Prediger sofort entlassen, indessen kam er mit einer Verwarnung davon.

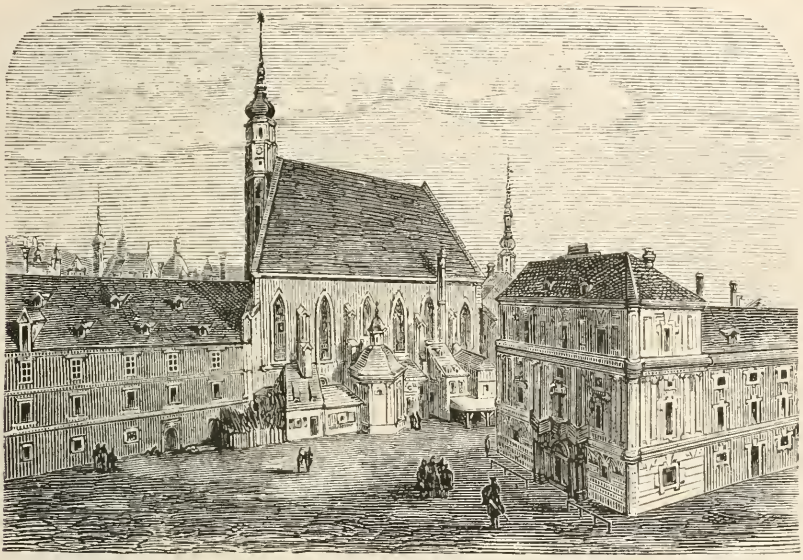
Das Kärntnerthor-Theater mit dem ersten Hanswurst.

Mit der Musik und den Opernvorstellungen gab es dazumal noch ein drittes Object, welches den Anziehungspunkt für den Adel, besonders aber für das Volk bildete — die Hanswurst-Komödien, für welche ein sehr hübsches Schauspielhaus neben der Heiligengeistkirche des Bürgerspitals und nahe dem Kärntnerthore stand, weshalb es einfach das Kärntnerthor-Theater hieß. (Bild Seite 57.)

Schon frühzeitig war in Wien der Thespiskarren aufgefahren worden und in voller Thätigkeit. Die ersten Anfänge solcher Schaustellungen reichen noch bis auf Kaiser Maximilian II. zurück, unter welchem bereits geistliche und weltliche Komödien aufgeführt wurden. Es finden aber auch schon zeitlich weltliche Darstellungen von fahrenden Truppen, sowohl in den Haushöfen, als in den für das Ballspiel bestimmten Häusern, wie endlich auf den öffentlichen Plätzen, vornehmlich Neuen Markt und Freiung, statt. Dort bürgerten sich durch solche Schauspielerbanden gar bald die Burlesken des derbkörnigen Hanns Sachs in Wien ein. Bei festlichen Gelegenheiten wurden derlei Vorstellungen auch vom Magistrate im Rathhause oder Zeughause veranstaltet und das Ballhaus in der Himmelpfortgasse hatte schon im 17. Jahrhundert eine ständige Bühne, auf welcher deutsche Theaterstücke mit italienischen Opern wechselten. Ebenso im Ballhause des heutigen Ballgäßchens, wo Italiener, und in der Teinfaltstraße, wo Deutsche spielten.

Erst allmälich schwanden diese Ballhausgesellschaften und Brettertheaterbuden vom Neuen Markt und der Freiung, als 1708 von dem Stadtrathe auf dem ehemaligen Steinmetzplatze beim Kärntnerthore das im Eingange erwähnte Theater erbaut wurde und später (1720) das ausschließliche Privilegium für theatralische Schaustellungen erhielt. Anfangs wurden aber in demselben nur italienische Opern gegeben, während die komische Muse auf den Bretterbuden der Plätze ihren Thron hatte. Und gar interessant ist's z. B. anzuschauen, welche Gestalt in jenen Tagen dieser oder jener Platz einnahm, auf dem sich heute Prachtbauten erheben, modernes, luxuriöses Treiben entfaltet. Wer sähe heute

der Freiung (Bild Seite 65) an, was für eine alterthümliche Gestalt sie einstens hatte! Wie wenige der damaligen Häuser haben die heutige Zeit erreicht! Dahin gehören nur das alte General-Militär-Commando-Gebäude (heute Nr. 5, alt 63, erbaut 1620), das Haus Nr. 2 der Renngasse (alt 156) und das 1689 erbaute Harrach'sche Palais (Nr. 3, alt 239), welches jedoch 1845 eine durchgreifende Restaurirung erfuhr. Auf dem getreuen Bilde (nach dem in der k. k. Belvedere-Gallerie befindlichen, von dem berühmten Bernardo Belotti, genannt Canaletto, gemalten Originale), zeigt sich rechts ungemein deutlich das alte Haus zum „rothen Mann" (Freiung Nr. 9, Tiefer Graben 1, alt 158), dann im Hintergrunde die Schottenkirche, vorne die Gemüsestände und die alte Verkaufshütte links. In der Mitte des Platzes wurde die Bretterbude aufgeschlagen, auf welcher der Hanswurst sein Wesen trieb, und die Art und Weise, wie derselbe nach Wien gelangte, ist eine sehr interessante. Blieb er doch immer derselbe, ob er Hanswurst bei den Deutschen, Pickelhäring bei den Holländern, Jack Pudding bei den Eng-



Das älteste Kärntnerthor-Theater neben der Allerheiligenkirche in Wien. (Seite 56 u. 62.)

ländern, Jean Potage bei den Franzosen, Kapustnik bei den Russen, Karakusch bei den Arabern heißt, je nach den verschiedenen Lieblingsgerichten der verschiedenen Nationen, denn — Hanswurst ist ja der Humor des gemeinen Menschenverstandes, der seine Raisonnements nicht zum kleinsten Theile aus dem Magen zieht. Ja man hat sicher nicht unrecht, diesen Typus schon in die alte Römer- und Griechenwelt zu verlegen, wo man den Wörtern Parasit und Sykophant dieselbe Deutung geben kann. Das Prototyp dieses vielnamigen Volkshumor-Typus der neueren Zeit, noch heute existirend auf allen Volksbühnen und nur mit dem feineren Namen „Komiker" bezeichnet, kömmt jedoch aus dem Lande „wo die Citronen blühen" und die Charlatane durch die Straßen ziehen — aus Italien. Es ist Pulcinella, Polichinell, der dummlustige, tölpische, dreiste, leichtsinnige, neugierige, geschwätzige, unersättliche, Alles begehrende und doch gutmüthige Spaßmacher der italienischen Komödie.

Die komische Rolle überhaupt fand ihren Ursprung weit vor der Zeit, als man Komödien und Tragödien schrieb, bereits in den frühesten Jahrhunderten

in den sogenannten Schalksnarren, welche sich die Regenten und reichen Adeligen des Hofstaates hielten. Das Volk, welches gar bald fühlte, daß es ebenfalls berechtigt sei, Zerstreuung zu haben und sich zu unterhalten, schuf sich nach dem Ebenbilde des Schalksnarren eine eigenthümliche Figur und nahm dieselbe — von den Köchen, von deren Wurstgeruch, deren lächerlichen Possen, denen sie sich in ihren Laboratorien, besonders mit den animalischen Eßartikeln überließen. So hat schon die Komödie der Uralten einen „Wurst"; der liebe „Hanns" kam erst später hinzu.

Hannswurst wurde sofort ein fester Deutscher, die älteste Personage der deutschen Bühne. Er gefiel sich und seinen Leuten und blieb bei Uns, und machte sich seßhaft, bis es einigen Philosophen einfiel, ihn zu vertreiben. Aber Jahrhunderte zurück datirt sich die erste Erscheinung des Hannswurst. Luther kennt ihn und schreibt über ihn (in seiner Schrift gegen den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, betitelt: „Wie der Hannswurst", Wittenberg, 1541) Folgendes: „Du zorniges Geistlein (hier meint Luther den Gottseibeinns) weißest wohl; dein besessener Heinz auch sammt euern Dichtern und Schreibern, daß dies Wort Hannswurst nicht mein ist, noch von mir erfunden, sondern von andern Leuten, längst gebraucht wider die Tölpel, die so klug sein wollen, doch ungereimt und ungeschickt zur Sache reden und thun. Also hab' ich's auch oft gebraucht, sonderlich und allerdings in der Predigt." — Zwölf Jahre später schrieb Peter Probst, ein nicht ganz unglücklicher Nachtreter des Hanns Sachs, eine Komödie mit dem Titel: „Ein schön Buch an Fastnachtspielen und Meistergesängen zu Nürnberg gedicht", in welcher Hannswurst eine Rolle spielt. — In einer anderen Komödie „Von Fall Adam's" (1573 gedruckt) kommt der Hannswurst als handelnde Person vor, er hat da ziemlich viel zu thun; noch mehr aber in der Komödie „vom verlorenen Sohn" (1652 in Berlin aufgeführt), wo er der Held des Stückes war, sich mit verschiedenen Teufeln herumbalgte und es im zweiten Acte so arg trieb, daß der Hof aufstand und davon ging.

Hannswurst fuhr fort, hie und da seinen lustigen Spuk zu treiben, da aber der Zweck unserer Schilderung nicht ist, dieses Charakterbild in allen Ländern aufzusuchen, so mögen die vorstehenden Andeutungen genügen, und wir wenden uns nach dem Hauptzwecke der Schilderung des ersten Hannswurst in Wien, dessen Auftauchen unter ganz eigenthümlichen Verhältnissen geschah.

Es wurde zu Schweidnitz in Schlesien am 10. September 1676 ein Knäblein geboren, mit Namen Josef Anton Stranitzky, dem es vorbehalten blieb: zuerst auf den Gedanken zu kommen, aus dem Hannswurste eine stehende theatralische Person zu machen. Herangewachsen, studirte er auf dem Gymnasium zu Breslau, wo er wegen seines regen Talentes von den Jesuiten begünstigt wurde und Zutritt zu ihren Schulkomödien erhielt. Aber der Gymnasialdirector, der berühmte Geschichtsforscher Gottlob Krantz, haßte Alles, was Komödiantenwesen hieß, selbst die nichts weniger als weltlichen Komödien der Jesuiten, und da er fand, daß die von den Studenten aufgeführten Schauspiele Stranitzky's Liebe für derlei Productionen nur allzusehr geweckt hatten, wollte er den reichbegabten Schüler vor derlei Verderbniß bewahren. Dazu kam noch, daß einige Jesuiten, welche bemerkten, daß Stranitzky einen guten Kopf habe, und die vom Geiste der Proselytenmacherei beseelt waren, denselben für ihre Religionspartei gewinnen wollten, und so bewirkten diese wie jene Gründe, daß Rector Krantz ihn allen ferneren Anfechtungen dadurch entzog, daß er ihn auf die Universität nach Leipzig schickte. Wie es schon bei derlei Dingen zu gehen pflegt, hieß das, ihn so recht mitten in's „Verderben" hinein schicken, denn dort hatte damals eine der berühmtesten Komödientruppen ihrer Zeit — die des Johann Veltheim, ihr Lager aufgeschlagen.

Veltheim (auch Velten genannt) war ebenfalls für die wissenschaftliche Laufbahn bestimmt worden und hatte in Leipzig studirt, war aber hier mit anderen Studirenden in einen bleibenden theatralischen Verein getreten, spielte mit seiner Wandertruppe abwechselnd in Leipzig, Berlin, Nürnberg, Hamburg, Frankfurt am Main und Breslau und erhielt die außergewöhnliche Erlaubniß, die Truppe „kursächsische", später jedoch — nachdem die Krone Polens an Sachsen gefallen war — auch „königlich polnische Komödianten" nennen zu dürfen; dieselbe bestand auch der Mehrzahl nach aus geborenen Sachsen.

Es kostete Veltheim keine geringe Mühe, seine Truppe zu organisiren, er hat jedoch das Verdienst, Stifter der ersten deutschen Schauspieler-Gesellschaft zu sein (1670). Nicht mindere Schwierigkeit machte ihm die Herbeischaffung der aufzuführenden Stücke, an denen damals größter Mangel herrscht, und so rettete ihn nur seine Sprachfertigkeit. Veltheim brachte zuerst die Molière'schen Stücke übersetzt auf seine Bühne, seine Possen nahm er aus dem Italienischen und verfaßte selbst viele extemporirte Komödien.

Der Stand des Schauspielers war damals kein geachteter, und wenn ein Mime gar oft in sich fühlte, er sei zum Erzieher des Volkes, zum Lehrer guter Zucht und Sitte berufen, wenn er auch die wohltönendsten Phrasen im Munde führte, wie z. B. ein gewisser Bönicke, Komiker, zu sagen pflegte: „Das Theater ist so heilig wie der Altar und die Probe wie die Sakristei", wenn auch die berühmte Neuberin in einem Gesuche erwähnte: „Der eigentliche und vernünftige Zweck des Schauplatzes soll sein, die Zuschauer nicht sowohl zum Lachen zu reizen, als solche zu verbessern", so wollte es doch nicht gelingen, die Zeitgenossen zu besserer Meinung zu bekehren, und es geschah, daß in protestantischen Ländern die Geistlichkeit gegen die Bühne und deren Jünger eiferte, letzteren nicht selten das heilige Abendmahl und beinahe immer ein ehrliches Begräbniß auf dem Friedhofe verweigerte.

Zu dieser Zeit trat Stranitzky in Veltheim's Gesellschaft und, da er ein aufgeweckter lustiger Bursche war, theilte man ihm die Rolle des „Courtisan" mit. Dieser Ausdruck bedeutete „lustiger Rath am Hofe", trotzdem sich dessen pöbelhafte Späße wenig mit dem Titel vertrugen, und wohl deshalb wurde wieder die derbere Bezeichnung „Pickelhäring" hervorgesucht, welche stehende Figur bereits Anfangs des 17. Jahrhunderts auf der Bühne gangbar war. Stranitzky war demzufolge — wie man heute sagen würde — Localkomiker.

Stranitzky machte sich bald bemerkbar, aber nicht auf eine für die Stücke zweckmäßige Weise. Es hatte der Souffleur die peinlichste Noth mit ihm, denn er hatte weder Willen noch Gedächtniß, um eine Rolle auswendig zu lernen. Bei Tage lief er zerstreut durch alle Gassen der Stadt, Abends, wenn er spielen mußte, ebenso zerstreut auf der Bühne herum. Stand er vor den Lampen, so überkam ihn vor Angst zuerst eine Art stiller Verzweiflung, daß sich sein Haar gen Berg sträubte, denn er konnte sich auf kein Wort seiner Rolle erinnern. Dann sammelte er sich wohl, schlug aber in das Gegentheil, in einen grenzenlosen Uebermuth. Er seufzte, machte ein halb albernes, halb verschmitztes Gesicht, so daß alle Zuschauer schon kicherten, bevor er noch den Mund aufthat, und endlich fing er an zu extemporiren. Was kollerte da alles von seinen Lippen herunter!? Bald sprach er hochdeutsch, bald baierisch, bald salzburgisch, wie es ihm eben auf die Zunge kam, und es sprudelte von Capitalwitzen und treffenden Einfällen. Dazu kam eine köstliche Mimik, ein unvergleichliches Spiel mit Händen, Füßen und Muskeln, kurz mit Allem, was seinem Leibe angehörte, Alles so ungesucht, unwillkürlich und natürlich, daß gar oft der Souffleur sein Buch wegwarf und in seinem Kasten vor Lachen ordentlich krumm wurde. Das Auditorium selbst kam gar nicht aus dem Lachen heraus. Freilich war dieser

Schauspieler für jede ernste Rolle in den „Haupt- und Staats-Actionen" (später Schau- und Trauerspielen, Dramen genannt) untauglich und es mußte sich Veltheim ihm zuliebe mehr auf die extemporirte Komödie verlegen; er ahnte, daß der gefräßige salzburgische Bauer, den Stranitzky mit seltener Vorliebe zum Besten gab, bestimmt sei, durch die ganze Welt zu wandern. Das wie kam ihm freilich nicht in den Sinn.

Da machte Stranitzky's Familie einen Querstrich durch die Rechnung. Ein Durchreisender aus seiner Heimat erkannte in dem Courtisan mit dem vollen, runden jugendlichen Gesichte, auf dem sich Zerstreutheit und naive Sinnlichkeit die Herrschaft streitig machten, trotz des theatralischen Anzugs, den jungen Landsmann, und meldete dies dienstfreundlichst den Eltern, welche über den „lasterhaften" Lebenswandel ihres einzigen Sohnes heftig erschraken und ihm das Betreten der Bühne strenge verboten. Was wollte er machen — er gab nach und benützte eine sich ihm darbietende Gelegenheit, als Reisegesellschafter eines schlesischen Grafen nach Italien zu gehen. Da sollte ihm, wie das Volk zu sagen pflegt, „der Knopf aufgehen".

Die Neigung zum Theater ist unstreitig diejenige, welche sich in jungen Gemüthern am allerschwersten auswurzeln läßt. Kaum in Italien angekommen, fand Stranitzky bereits nichts Wichtigeres für sich, als den Besuch der Theater, wo besonders die lustigen Personen der italienischen Komödie seine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Um diesem Hange ungestört fröhnen zu können, trennte er sich bald von dem Grafen und wollte so nach Herzenslust die komischen Figuren der Italiener studiren, nebstbei suchte er sich in der Marktschreierei zu vervollkommnen und bildete sich zu einem ganz tüchtigen Zahnarzt aus.

Besonders war es der Harlekin, dieser wunderliche bunte Vogel mit dem bergamaskischen Geschrei, der ihn eigenthümlich anzog. Er bewunderte die ungemeine Gelenkigkeit desselben bei den zahllosen Körperbewegungen, die graziösen Manipulationen der Arme mit der Pritsche, das Zierliche und Gewandte aller tollen Sprünge. Immer und immer schwebte die reizende Figur des Arlechino vor seinen Blicken, und er sann vergebens darauf, wie er diesen Charakter, der in seiner Originalität wohl auf keine deutsche Bühne paßte, ebenso originell, nur praktischer für Deutschland, zu gestalten vermöchte.

„Der fremde lustige Bursche," sagte er bei sich selbst, „darf nicht sklavisch nachgeahmt werden, er hat zu viel raffinirte Tollheit, die dem deutschen lustigen Kerl nicht eigen ist, dort braucht es mehr gesunde, kernige Laune. Dagegen könnte den deutschen Pickelhäringen etwas mehr Beweglichkeit nicht schaden, wenn selbe auch lange nicht so viel platzgreifen darf, wie bei dem Welschen. Was mir am besten gefällt, ist seine Pritsche. Welch' köstliches Instrument! Wie beschäftigt das die Arme und Hände des Schauspielers, der gar oft nicht weiß, was er mit solchen anfangen soll, beim besten Spielen werden sie ihm zu viel und er weiß sie nirgends unterzubringen. Wie trefflich hilft eine solche Pritsche aus allen Verlegenheiten! Da haben Arme und Hände immerwährend etwas zu thun und es hört die Noth, was man mit denselben anfangen soll, auf. Die also kann sich der deutsche Komiker beilegen. Was den Anzug betrifft, ist er ebenfalls zu buntscheckig, da ist mir die salzburgische Jacke, mit der ich bei Veltheim so oft Furore machte, bequemer und lieber, paßt auch viel besser zum deutschen Gang und Bewegen. Aber — vorausgesetzt, es bequemten sich meine Landsleute dazu, daß der Pickelhäring eine Pritsche trägt — wie nennt man dann diese neugeschaffene Figur, damit sie, wie in Tracht und Geberde, auch in der Bezeichnung originell sei?'

Aber vergeblich strengte er sich an, einen grunddeutschen Namen aufzufinden, und so sann er und sann er tagelang vergeblich. Dabei verschlimmerte sich seine

ökonomische Lage und endlich sah er sich genöthigt, wieder an die Rückreise in sein Vaterland zu denken, welche er denn alsbald in's Werk setzte. Nach Hause zu gehen, als verarmter Student und herabgekommener Reisegesellschafter, mochte er auch nicht, und so blieb ihm nichts übrig, als sich in Deutschland abermals bei einer wandernden Truppe engagiren zu lassen, was er denn auch that und mit derselben nach Salzburg ging.

Im Jahre 1706 zog von Salzburg her auf einem erbärmlichen Wägelchen Josef Anton Stranitzky in Wien ein. Er hatte schon in Salzburg sich eine Schauspielertruppe zusammengestellt und sich zu deren Director aufgeschwungen, welches Geschäft er mit seiner thätigen und geschickten jungen Frau Maria Monika Stranitzkyn so gut als möglich betrieb. In Wien miethete das Ehepaar eine bretterne Hütte (diese stand auf dem sogenannten Neuen Markte, gegenüber dem Hause „zu den sieben Säulen") und associirte sich mit Johann Hilverding und Frau Maria Anna Raffzer zu einer Geschäftsverbindung. Die Schauspielertruppe, welche auf dem „Neuen Markte" in Wien hantirte, war aber eine sehr gemeine, wobei die Figur des „Pickelhäring" die Hauptrolle spielte und nicht selten auch Hunde und Affen mitagirten, welche letztere sogar zumeist ihre Sachen besser machten als die Menschen.

Stranitzky sah ein, daß etwas geschehen müsse, um durchzudringen, denn es waren die Einnahmen die schlechtesten, die sich denken ließen. Der letzte Schlag traf die Directoren damit, daß ihnen die Regierung die Bude auf einige Zeit sperrte. Da war nun guter Rath theuer. Für beide so tief betrübende Eventualitäten mußte vorgesorgt werden, aber wie?

So fanden sich denn eines Tages die drei Gesellschafter: Stranitzky, Hilverding und die Raffzer in ihrer Stammkneipe ein, um beim Biere Rath zu pflegen, was zu geschehen habe. Schon damals stand im sogenannten Komödiengäßchen beim Kärntnerthor-Theater ein Bierhaus, welches — da es selbst am Tage, der dort herrschenden Dunkelheit wegen, beleuchtet sein mußte — den Schild „zum ewigen Licht" führte. Der Nähe der mancherlei öffentlichen Plätze wegen, auf denen Hütten für wandernde Schauspieler und Gaukler erbaut waren, wurde dieses Bierhaus von allen Engagement suchenden Künstlern irgendwelcher Art stark besucht und bildete sich daher zu einer fernen Komödianten-Herberge aus, welchen Charakter es durch lange, lange Jahre beibehielt. Der bürgerliche Bierleutgeb Franz Riedl senior, Vater jenes höchst komischen Kautzes gleichen Namens, der dieser Localität als Herbergsvater der Komödianten erst die wahre Berühmtheit gab, und von dem Hunderte der lustigsten Anekdoten existiren, war Besitzer der Bierschänke und ließ es sich angelegen sein, die damaligen Biersorten, als: Weißbier (später den Namen Regensburgerbier annehmend und das viel besser Schwarzbier hätte heißen sollen) und Gerstenbier (später Mailänderbier getauft), wo möglich durch Beimischung von Ingredienzen verschiedenster Art und der gehörigen Quantität Wasser, noch schlechter zu machen, als es ohnedies war, und sich dasselbe von den armen Histrionen theuer bezahlen zu lassen, um zum reichen Manne zu werden.

Wir sehen also die drei Leute an einem Tische beisammen sitzen und — wie es schon damals in der Volkssprache hieß — „Trübsal blasen". Es wurden die Einschränkungen besprochen, welche die „hohe Obrigkeit" dem ohnehin schlecht gehenden Geschäfte aufbürde, denn der Magistrat hatte eine „Taxordnung zum Besten des Publikums" erlassen, nach welcher in den Buden „zu ebener Erd'" (heute Nobel-Parterre) ein Groschen und auf den „für das adelige Frauenzimmer und Cavalieren zugerichteten erhöhten Bänken" (Balkonsitze heute) zwei Groschen Eintrittsgeld genommen werden durften. Ohnehin verloren sie drei Tage in der Woche, da Freitag, Samstag und Sonntag zu spielen ihnen

verboten war. Dazu kam noch, daß gerade Abends, wo die meisten Leute frei vom Geschäfte waren, die Bude zu schließen war; sie mußten nämlich um vier Uhr anfangen und um sechs, höchstens sieben Uhr die Komödien beenden. Als nun gar für die italienischen Harlekinaden beim Kärntnerthore das neue Komödienhaus vom Magistrate erbaut worden (Bild Seite 57), Director Ristori mit seiner berühmten italienischen Truppe nach Wien kam, zeigte sich immer dringender die Nothwendigkeit, der höchst schädlichen Concurrenz ein Gegengewicht zu bieten. Aber Niemand kam auf eine Idee, welche das Gelingen in Aussicht zu stellen vermochte.

Endlich erklärte Hilverding seinen festen Entschluß, sich von dem Compagnie-Geschäfte zurückzuziehen. Er überließ, ohne lange zu überlegen, Stranitzky, den er als den Befähigtsten von ihnen Allen kannte, die von ihm erbaute Komödiantenhütte als freies Eigenthum, ohne Entschädigung, was Stranitzky sofort annahm und eine Eingabe an den Magistrat verfaßte unter dem Titel: „Unterthänigst gehorsamst, auch demüthig fußfallendes Bitten Josef Anton Stranitzky, Johann Baptist Hilverding und Maria Naffzerin", schließlich die Bitte aussprechend „biß zu Endt der Faschungs Zeit Unser Kleines Stückhel Brodt genueßen zu lassen." (Nebenbei gesagt, wurde diese Bitte bewilligt.)

Bei weiterem Ueberlegen drängte sich aber auch dem nunmehrigen neuen Impresario die überwältigende Nothwendigkeit auf, mit einer ganz neuen Theaterfigur, als Rivalen des ausgezeichneten Arlechino zu debutiren. Stranitzky hatte diese Figur, er war sich ihres sensationellen Erfolges, wenn sie nur einmal die Bühne betreten haben würde, vollbewußt; nur der Name, den er ihr geben wollte, um die Concurrenz erfolgreich aufzunehmen, der war noch immer nicht aufzufinden. Und doch glich die alsbaldige Lösung dem Ei des Kolumbus.

An der Wand der Schankstube hing das Bild des Theaterprincipals Beck aus Wurzen, der nebstbei außer dem Theater den Quacksalber machte, curirte und kranke Zähne riß. Derselbe hatte einen Possenreißer bei sich, die komische Figur des deutschen Volkes, freilich in recht unfläthiger ordinärer Form, welche Stranitzky unmöglich als Prototyp desjenigen Charakters nehmen konnte, den er — wie man heute sagen würde — zu „creiren" beschlossen hatte. Aber Eines fuhr ihm jetzt wie ein Blitz durch das Hirn, Eines besaß jener Tölpel, was unbezahlbar war — und das stand auf dem Porträte zu lesen, dessen Unterschrift lautete:

„Als maitre und Hannswurst ich im Porträt hier steh,
Ich mache Wind und Luft, ich mache Schiff und See,
Ich habe vieles Land, viel Städte und viel Häuser,
Ich bin kein Prinz, kein Fürst, kein König und kein Kaiser:
Ein Künstler der bin ich, wer dies nicht glauben will,
Setz' sich auf einen Stuhl und halte mir nur still.
Ich nehm' die Zähne aus, subtile und behende,
So hat der Schmerz, die Qual auf einmal gleich ein Ende.
Ich bin ein solcher Mann, der noch viel mehr kann machen,
Wer mich agiren sieht, den mache ich zu lachen,
Drum geb' ich mein Porträt zum Angedenken hin,
Ein jeder sehe nur wie generös ich bin;
Ich forder' nichts dafür, doch wer mir will was geben,
Dem wünsche ich vergnügt und lange Zeit zu leben!"

Ja, in der ersten Zeile schon lag sein künftiger Name — der Hannswurst; so wollte Stranitzky, daß ihn die Zettel auf allen Straßenecken verkündeten. Er wollte den tollen Arlechino civilisiren in Costüm und Ton, der Harlekinsjacke den Bauernkittel des Salzburgers umwerfen, dem allzu derb und roh gewordenen Spaß des Italieners eine anständigere Form geben und es sollte vor Allem der Hannswurst nicht nur an die Lachmuskeln des

Publikums, sondern auch zu Zeiten an dessen Gefühlsnerven pochen. Er besaß dazu noch den Ehrgeiz, dem deutschen Volke zu zeigen, daß auch ein Deutscher sie zu unterhalten vermöge, und dies mußte gelingen durch seine künstlerische Begabung, wie durch den neu gewählten Charaktertitel.

Bald trat diese neue komische Figur (Bild Seite 49) in's Leben und es läßt sich nicht beschreiben, welches Furore sie in Wien machte. Hanswurst blieb nicht nur in Wien durch mehr als ein halbes Jahrhundert die Lieblingsperson des Theaters, sondern wanderte von da auch nach Deutschland aus, wo sie denselben ungeheuren Beifall errang. Selbst ein später zu besprechender, unter der neu geschaffenen Maske des Bernardon (Bild Seite 49) auftretender Rivale machte keine derartige Sensation.

Stranitzky wurde durch die glänzenden Einnahmen — heute würde man sagen, das Haus war täglich ausverkauft — in eine so günstige Lage versetzt, daß er im Jahre 1708 die Komödienhütte käuflich an sich brachte, ja sogar im Jahre 1712 als Pächter des neuerbauten Stadttheaterhauses am Kärntnerthor auftrat, was ihm anfänglich rund abgeschlagen, aber auf einen prachtvollen hanswurstischen Witz gewährt wurde. Es wurde nämlich seine erste Bitte um das vorerwähnte Komödienhaus mit den Worten abgeschlagen: „Wieder hinauszugeben und findet dies Begehren nicht Statt." Stranitzky verfaßte sofort ein zweites Gesuch, auf welches er schrieb: „Wieder hineinzugeben und verlangt der Bittsteller keine Stadt, sondern nur ein Haus." Konnte man das dem allbeliebten Spaßvogel verweigern? Und man that sehr wohl daran, denn Stranitzky schuf mit dieser Theaterübernahme für das deutsche Theater den ersten regelmäßigen Wohnsitz, für Wien das erste Volkstheater und für Deutschland die erste stehende Bühne.

Nun begann Stranitzky für sein Theater eine große Anzahl von Possen zu schreiben, welche sämmtlich mit ungeheurem Beifalle aufgenommen wurden, da er in den Dialog eine unerreichte Fülle von Spaß zu legen wußte. Allerdings war es eine derbe Kost, die er seinen Verehrern bot, aber die Pritsche des Hanswurst war eine Rettungsbrücke für den deutschen Humor, der sonst in der Verschlingung fremder, welscher Possenreißerei total verkümmert und erstickt wäre, nun aber gedeihlich fortsproß und aus dessen struppigen Wurzeln endlich das herrliche National-Lustspiel der Neuzeit emporwuchs.

Die Titel seiner Possen waren ganz absonderlich, so z. B. „Die Enthauptung des weltberühmten Redners Ciceronis, mit Hanswurst, dem seltsamen Jäger, lustigen Fallirten, verwirrten Briefträger, lächerlichen Schwimmer, übelbelohnten Boten" ꝛc. — „Die Verfolgung aus Liebe oder die grausame Königin der Degeanten-Atalanta mit Hanswurst, dem lächerlichen Liebes-Ambassadeur, betrogenen Kuriositätenseher, einfältigen Meuchelmörder, interessirten Kammerdiener, übelbelohnten beider Achseldreher, unschuldigen Arrestanten" u. s. w.

Eine unerreichbare Gewalt aber besaß er im Extemporiren (Stegreifreden), damals eine bedeutsame Nothwendigkeit, denn die Stücke enthielten nur das Gerippe der Handlung, in ein paar Zeilen den zu führenden Dialog angedeutet und endlich die kurze Bemerkung: „Beide nach etlichen Joppereien ab." Diese „Joppereien" mußten aber das Publikum zu homerischem Gelächter bringen und wir müssen Anstand nehmen, derartige, meist allzu unfläthiger Natur, hier mitzutheilen; indeß gab es deren auch sehr geistvolle und wird sich später Gelegenheit bieten, darauf zurückzukommen. Einstweilen mußten wir nur jene Theaterfigur und ihre Geschichte vor Augen stellen, von der recht bald wieder zu sprechen sein wird, wenn es sich um den Kampf handelt, der sich unter Maria Theresia gegen dieselbe entspann.

Sieg und Einnahme von Belgrad.

Höchst interessante Vorfallenheiten sind es, welche sich in den Jahren ereigneten, während denen die kleine Prinzessin Maria Theresia zur wundersam blühenden Jungfrau heranreifte, und wir müssen dieselben an der Hand der Geschichte chronologisch verfolgen. In erster Reihe steht die wichtige Eroberung der Festung Belgrad durch den Prinzen Eugen von Savoyen.

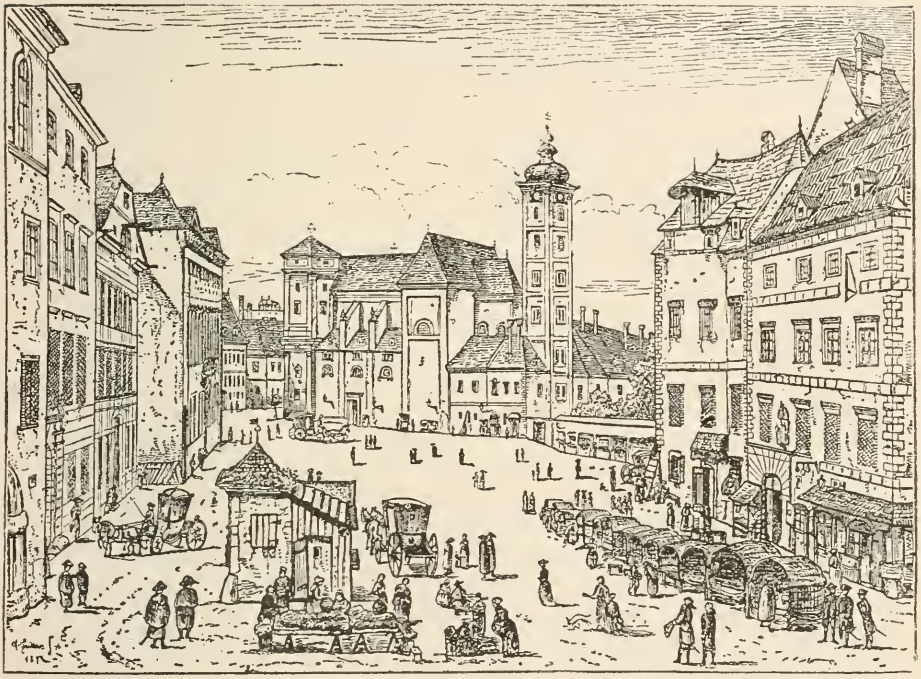
Zwei Tage nach der Geburt der Erzherzogin Maria Theresia, am 14. Mai 1717, nahm Prinz Eugen Abschied von Kaiser Karl. Der tiefbewegte Monarch überreichte dem altbewährten Helden ein mit Diamanten reich besetztes Crucifix zum Andenken, und sprach dabei: „Ich zweifle nicht, Prinz, daß Ihr unter diesem Zeichen Sieger sein werdet!“ Dagegen überreichte Prinz Eugen dem Kaiser sein Testament, mit der Bitte, dasselbe aufzubewahren und vorkommenden Falles zu schützen. In demselben wurde sein Neffe Thomas Emanuel, Herzog von Savoyen, Prinz von Piemont, kais. Feldmarschall-Lieutenant (geb. 1687, gest. 1729 in Wien), der älteste und gleichzeitig einzige Sohn des vor Landau gebliebenen Grafen von Soissons, zum Universalerben eingesetzt.

Prinz Eugen, der edle Ritter.

Eugen begab sich nach Ungarn und recognoscirte das Uferterrain behufs eines zweckmäßigen Ueberganges. Das Heer zog sich nach und nach, für Eugen's Ungeduld freilich viel zu langsam, zusammen. Er wartete auch die Ankunft all der zu den Operationen bestimmten Truppen nicht ab, sondern trat sofort in die Handlung selbst ein. Er wußte gar wohl, wieviel davon abhänge, dem Feinde vor Belgrad zuvorzukommen, und um dies zu bewerkstelligen, beschloß er, mit dem Uebergange auf türkisches Gebiet nicht länger zu zögern. Er vollzog denselben bei Pancsowa über die Donau, weil ihm solches leichter erschien, als wenn er die Save benützt hätte. Am 9. Juni brach Eugen von Peterwardein aus mit seinem Heere auf, am 14. stand er bei Pancsowa,

am 15. und 16. hatte er, trotzdem sich auf den jenseitigen Höhen Türken zeigten, den Uebergang glücklich, und ohne angegriffen worden zu sein, vollzogen.

An demselben Tage aber erhielt Eugen von dem englischen Botschafter Lord Eduard Worthley Montague (Gatte der berühmten Reisenden) aus Adrianopel ein Schreiben, worin derselbe, beauftragt von Sultan Achmed III., neue Friedensanträge machte, im Namen des Sultans erklärte, es sei niemals dessen Wille gewesen, mit dem Kaiser in Krieg zu gerathen, und daß Alles, was der Großvezir Astschi Ali gethan (er hatte nämlich Rakoczy und andere Feinde des Kaiserhauses aus Frankreich zurückgerufen und verkündet, daß die Landarmee Temesvar erobern solle), den Befehlen des Sultans geradezu entgegen gewesen wäre. Es sei aber der Sultan vielmehr jetzt noch bereit, den Frieden zu schließen, nur müsse er im voraus erklären, es lasse weder seine



Die Freiung in Wien mit den alten Häusern. (Seite 57.)

Ehre noch die Sicherheit seines Ländergebietes es zu, irgend einen Vertrag einzugehen, bevor nicht Temesvar wieder zurückgestellt worden.

Prinz Eugen sandte die empfangene Depesche an den Kaiser und schrieb dazu: „Ich kann nicht anders glauben, als daß der englische Botschafter sich durch die Furcht vor den Türken zur Absendung eines solchen Schreibens hat bewegen lassen, denn die Sachen sind Gottlob nicht in dem Stande, derlei Bedingungen annehmen zu müssen."

Das kaiserliche Heer, welches sich nunmehr auf türkischem Gebiete befand, zählte 61 Bataillone Infanterie und 176 Schwadronen Cavallerie; es waren ferner alle die tüchtigen Generale wieder unter Eugen vereinigt, die schon im vergangenen Feldzuge in der Armee gedient hatten; so befehligte Feldmarschall

Graf Sigbert von Heister (geb. 1646, gest. 1718) den rechten, Feldmarschall Prinz Karl Alexander von Württemberg (geb. 1684, gest. 1737) den linken Flügel des Fußvolkes. Die Reiterei, vertheilt auf beiden Flanken, stand unter dem Feldmarschall Grafen Johann Palffy (geb. 1663, gest. 1751), jenem treuen Anhänger der Dynastie, welchen die große Maria Theresia später nur „Vater Palffy" zu nennen pflegte; einem Manne von oft erprobter unerschütterlicher Fassung und Tapferkeit. Am rechten Flügel befanden sich die Feldzeugmeister Grafen Maximilian Adam Franz Starhemberg (geb. 1669, gest. 1741) und Graf Johann Philipp Josef Harrach (geb. 1678, gest. 1764), am linken die Feldmarschall-Lieutenante Graf Maximilian Ludwig Regal (geb. 1668, an seinen vor Belgrad empfangenen Wunden 1717 gestorben) und Herzog Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Bevern (geb. 1680, gest. 1735). Sie und die Generale der Infanterie Freiherr Ladislaus von Ebergényi (geb. 1656, gest. 1724), Graf Franz Nadasdy, Vater, Graf Franz Raimund von Montecuccoli (geb. 1659, gest. 1729) und Graf Karl Martigny (geb. 1655, gest. 1721) waren den Feldmarschällen untergeordnet.

Außer diesen Generalen wohnten viele fremde Prinzen dem Feldzuge bei, worauf man in jenen Tagen großen Werth legte. Es war da vor Allem Prinz Emanuel von Portugal (von dem noch später die Rede sein wird), der jüngste der Brüder des Königs Johann V. von Portugal. Ein Streit mit diesem, wobei der König so weit gegangen war, seinem Bruder in's Angesicht zu schlagen, hatte Emanuel bewogen, seine Heimat zu verlassen. Versehen mit eindringlichen Empfehlungen der Königin Maria Anna (Erzherzogin von Oesterreich, Tochter Kaisers Leopold I. und Schwester Karl's VI., geb. in Linz am 7. September 1683, vermält 1708, gest. als Witwe in Lissabon am 14. August 1754) war er sofort nach Wien geeilt und hatte sich unverzüglich zum Prinzen Eugen nach Ungarn begeben, den lebhaftesten Wunsch kundgebend, unter ihm zu dienen. Schon im vergangenen Jahre hatte der damals neunzehnjährige Jüngling in Ungarn gekämpft und war sogar bei Temesvar verwundet worden; jetzt brannte er ganz besonders vor Begierde, durch glänzende Tapferkeit den Flecken zu tilgen, den er durch die Mißhandlung seines Bruders an seiner Ehre haftend wähnte. Er war von höchst einnehmendem Aeußeren und gewinnendem Wesen, legte die größte Verehrung für Prinz Eugen an den Tag, und so kam es, daß ihn der Prinz gerne in seine nächste Umgebung zog. Er hatte auch im Vorjahre zu Raab der Bekleidung Eugen's mit den vom Papste gegebenen Geschenken beigewohnt. Es waren dies „Hut und Degen"; ersterer ein Barett von violetter Farbe mit Hermelin ausgeschlagen, auf der Vorderseite befand sich die Abbildung des heiligen Geistes in Gestalt einer Taube, kunstvoll aus Perlen zusammengesetzt, sonst auch mit Perlen und Goldborten geschmückt; der Degen war über vier Fuß lang, mit einem schweren Griffe von Silber, geschmückt mit dem päpstlichen Wappen und in einer Scheide von Sammt steckend; auch das Wehrgehänge bestand aus dem gleichen Stoffe. Wie groß der Werth war, den der Prinz auf dieses Geschenk legte, zeigte sich nicht nur durch sein Dankschreiben an den Papst, sondern auch durch die Art und Weise, wie er für eine würdige Vollziehung der Feierlichkeit sorgte. Bischof Nadasdy wurde gebeten die Bekleidung zu übernehmen, die zahlreiche Garnison war mit Geschütz ausgerückt, um der kirchlich-militärischen Feier Glanz zu verleihen und die üblichen Salven zu geben.

Außer dem Prinzen Emanuel waren noch im Heere: Churprinz Karl Albrecht von Baiern (der nachmalige Kaiser Karl VII., von dem später Vieles zu sprechen sein wird; er stand damals im Alter von 20 Jahren); dessen Bruder Ferdinand Maria (geb. 1699, gest. als kaiserlicher Feld-

marschall 1738); die beiden Prinzen hatten auf Eugen's Verwendung die von ihrem Vater gewünschte Erlaubniß erhalten, an den Kaiserhof zu kommen und sich von da nach Ungarn zu begeben; der Prinz de Pons (Karl Ludwig von Lothringen, geb. 1696, gest. als französischer General-Lieutenant 1755); der Chevalier von Lorraine (Jakob Heinrich, später Prinz von Lixin; geb. 1698, gest. 1734); der Graf von Charolais (Prinz Karl von Bourbon-Condé, geb. 1700, gest. 1760); der Prinz von Dombes (Ludwig August von Bourbon, durch seinen Vater, den Herzog du Maine, ein Enkel Ludwig's XIV.; geb. 1700, gest. als französischer General-Lieutenant 1755); diesen Letzteren begleitete: der Graf Gottfried Ludwig von Estrades, Marquis von Fouquesolles, Odrehem ꝛc. (er war französischer Marechal de Camp und blieb bei Belgrad 1717); dann Franz Camille von Neufville, Herzog von Alincourt (gest. 1732). Es wußten eben diese noch sehr jungen französischen Fürsten gar wohl, daß sie den Krieg in keiner besseren als der Eugen'schen Schule lernen konnten, und der Wunsch der kriegslustigen Jünglinge, an dem Kampfe gegen die Ungläubigen theilzunehmen, wurde mächtig durch die Gesinnungen persönlicher Hochachtung unterstützt, welche Herzog Philipp von Orleans, der Regent von Frankreich, nach dem Tode Ludwig's XIV. seinem glücklichen Gegner in dem herrlichen Feldzuge des Jahres 1706 entgegenbrachte.

Noch darf nicht unerwähnt bleiben, daß sich auch ein junger Russe, Fürst Georg Repnin (gest. als russischer General-Feldzeugmeister 1748), und der Sohn eines preußischen Feldmarschalls, der k. k. Major Graf Friedrich Otto von Barfuß (später an seinen bei Belgrad erhaltenen Wunden in Wien gestorben, 1717), bei der Armee befanden. Wollen wir noch von Curiositäten reden, sei erwähnt, daß auch der nachmalige hochberühmte Wiener Hanswurst, Gottfried Prehauser (von welchem noch zu sprechen sein wird), als fünfzehnjähriges Bürschchen in der Eigenschaft eines Feldpagen den Feldzug mitmachte; wie sich nicht minder bei der Belagerung von Belgrad jener Franz Jelky auszeichnete, der dann Schneidermeister zu Baja in Ungarn und Vater des Andreas Jelky, sogenannten ungarischen Robinson, wurde, von dessen Abenteuer noch später die Rede sein wird.

Am 18. Juni recognoscirte Eugen in Person die Gegend um Belgrad; noch am selben Tage ließ er die Linien aufwerfen, welche sein Lager begrenzen sollten. Er that dies Alles mit außerordentlicher Vorsicht, denn bei dem Umstande, daß die Stärke der Festung, die Anzahl der Garnison (nahezu 30.000 Mann), die Wahrscheinlichkeit, daß die Pforte Alles daran wagen werde, Belgrad zu retten und mit einem übermächtigen Heere den Entsatz zu bewerkstelligen, ein Gelingen noch immer sehr zweifelhaft erscheinen ließ, konnte nicht genug vorsichtig vorgegangen werden. Aber trotzdem diese Anschauung von Niemandem bestritten wurde, glaubte von den Feldmarschällen bis zum letzten Trainsoldaten nicht ein Einziger daran, es könnten die großartigen Pläne Eugen's scheitern — man vertraute ihm eben unerschütterlich.

Zu jener Zeit zerfiel Belgrad in drei Theile: Schloß, Stadt und Vorstädte. Die Stadt, hart an dem Einflusse der Save in die Donau gelegen, wird von beiden Flüssen bespült; die Vorstädte erstrecken sich nach der Landseite zu und dehnen sich von einem Strome zum andern in großer Länge aus. Das Schloß befindet sich zwischen der Stadt und den Vorstädten. Der Berg, auf welchem das Schloß steht, fällt gegen die Stadt steil ab, gegen die Vorstädte jedoch senkt er sich nur allmälich. Daher befanden sich auch hier die stärksten Befestigungswerke, da es galt, diese Seite, welche an und für sich die schwächste war, zu schützen. Unter der nahe an 30.000 Mann zählenden Besatzung befand sich in

Belgrad auch der Kern der Janitscharen (türkische reguläre Infanterie), sie war von einem der tapfersten Anführer, Mustapha Pascha, befehligt.

Eine viel größere Vorsicht, als gegen den in der Festung befindlichen Feind, war gegen jenes Heer geboten, welches der Großvezir bei Adrianopel zusammenzog, und bei dem Gerüchte von der außerordentlichen Anzahl dieser Streitmacht war man auch auf Seite der Kaiserlichen eines furchtbaren Angriffes von dorther gewärtig und Prinz Eugen bot alle seine, durch überlegenes Genie und reiche Erfahrung gewährten Hilfsmittel auf, um gegen die drohende Gefahr gerüstet zu sein. Er befestigte somit sein Lager, sowohl gegen die Festung, wie auch gegen außen hin so ungemein stark, daß es in der That mehr einer Festung als einem Lager glich. Es erhielt ferner der mit acht Bataillonen und zwei Reiter-Regimentern in Peterwardein zurückgebliebene Feldmarschall-Lieutenant Graf Johann Georg von der Hauben (vor Belgrad 1717 geblieben) den Befehl, sich Semendria zu nähern und die türkische Besatzung von dort zu vertreiben. Am 1. Juli verließ der Feind Semlin, das Hauben zwei Tage später besetzte. Am 5. Juli wurden zwei, unter dem Befehle des Schiffscapitäns Heinrich Stork stehende große kaiserliche Kriegsschiffe, St. Stefan und St. Franz genannt, welche bei Semlin vor Anker lagen, von einer großen Menge türkischer Schiffe angegriffen und es setzten die Türken gleichzeitig an dem Einflusse der Save in die Donau viele Spahis (Reiter, zum Kriege verpflichtete großherrliche Leibwache) und Janitscharen an's Land, um die Actionen ihrer Schiffe zu unterstützen. Aber Hauben und Feldmarschall-Lieutenant Friedrich Heinrich Graf Seckendorf (geb. 1673, gest. 1763) warfen die Türken in ihre Fahrzeuge zurück und auch die kaiserlichen Kriegsschiffe schlugen voll Muth sämmtliche Angriffe der Feinde ab. Prinz Eugen anerkannte in einem eigenen, an Capitän Stork gerichteten Schreiben ihr vortreffliches Benehmen und sandte gleichzeitig noch ein drittes Schiff, St. Eugen genannt, sammt vier Tschaiken (leichte ungarische Donau-Ruderschiffe) zur Verstärkung dieses Postens ab.

Mittlerweile hatte der Großvezir beträchtliche Heeresabtheilungen gesammelt, er machte Miene, gegen Siebenbürgen vorzurücken, aber Eugen ließ sich durch diese schlauen Manöver, ihn von Belgrad wegzulocken, nicht einen Augenblick täuschen, sondern behauptete unerschütterlich seine Stellung. Am Abend des 13. Juli brach plötzlich ein furchtbarer Orkan über die ganze Umgegend herein, der die von den Kaiserlichen über die Donau und Save geschlagenen Brücken fast ganz zerriß und viele der dazu verwendeten Schiffe, in Folge der vermehrten Wasserströmung, fortriß. Die Türken meinten, daß der Sturm im kaiserlichen Lager größte Verwirrung angerichtet haben müsse und daß nun für sie die Zeit gekommen wäre, die Brücke völlig zu zerstören und die dabei befindliche Schanze zu erobern; sie setzten daher 10.000 Mann an das jenseitige Ufer der Save und drangen mit furchtbarem Allah-Geschrei gegen die letztere vor. Der dort befehligende Hauptmann, ein Hesse, widerstand jedoch mit seinem kleinen Häuflein von 60 Mann (!!) mit unerhörter Unerschrockenheit, bis General Josef Anton Graf Odnyer (gest. 1729) ihm mit zwei Grenadier-Compagnien zu Hilfe kam, worauf der Feind zurückgetrieben und sein Vorhaben völlig vereitelt wurde. Prinz Eugen weihte der Heldenthat die rühmendste Anerkennung. Der hessische Hauptmann aber machte seiner Nation hohe Ehre und konnte auf den ehrenden Beinamen „blinder Hesse“ vollkommen Anspruch machen. Diese Redensart entstammt nämlich keiner schimpflichen Bezeichnung oder sollte als begründeter Spottname gelten, sondern die Hessen erhielten denselben schon in ältester Zeit, weil sie stets gewohnt waren, sich mit großer Tapferkeit, gleichsam blind, auf den Feind zu stürzen, ohne dessen Ueberzahl zu beachten.

Am 17. Juli wurde nach hartnäckigem Kampfe und mit größeren Verlusten von beiden Seiten ein Ausfall der Janitscharen auf Eugen's Lager zurückgeschlagen. Der Generalfeldwachtmeister Graf Ludwig Ferdinand von Marsigli (geb. 1658, gest. 1730) und Oberst Graf Rudolf Heister (Sohn des Feldmarschalls) setzten sich mit Todesverachtung den höchsten Gefahren aus, umsonst, schon wandten sich die Truppen zur Flucht, als Prinz Eugen 250 Kürassiere vom Regimente Prinz Philipp von Hessen-Darmstadt zur Rettung sendete. Deren Führer, Obristlieutenant Karl Freiherr von Miglio (gest. 1745), stürzte sich mit seinen Reitern auf den bereits siegestrunkenen Feind, warf ihn theils in die Donau, theils wurde er von den Pferden zertreten, und das wieder Muth gewinnende Fußvolk richtete ein fürchterliches Blutbad unter den Janitscharen an.

Fünf Tage nach diesem mißglückten Ausfalle der Türken ließ Prinz Eugen das schwere Geschütz in die Batterien einführen und nun begann die unausgesetzte Beschießung der Festung. Die Wirkung war eine furchtbare, schrecklich die Zerstörung, die sie in den engen Straßen und an den schlecht gebauten Häusern anrichtete. Die beiden ersten Tage wurde das Feuer von der Besatzung nachdrücklich erwidert, aber nach und nach erlahmte es zusehends; viele Kanonen waren demontirt, manche Batterien ganz zerstört und am 30. Juli glich Belgrad, von der Wasserseite angesehen, einer ungeheuren Ruine. Nach der Landseite hin hatten die weit stärkeren Befestigungswerke, die sich dort befanden, auch einen viel größeren Widerstand geleistet. Es würde der Muth der Besatzung auf den Nullpunkt gesunken sein, hätte sie nicht die Hoffnung auf baldigen Entsatz aufrecht erhalten, und der Jubel war groß, als sich wirklich am 30. Juli die Vorhut des türkischen Heeres zeigte, welche aus leichtberittenen Spahis bestand und gegen den linken Flügel des kaiserlichen Heeres anrückte.

In der Entfernung eines schwachen Kanonenschusses von Eugen's Armee wurde nun gleichfalls ein Lager aufgeschlagen und man mußte jeden Augenblick eines Ueberfalls gewärtig sein. Bald begannen die Türken auch Eugen's Lager stark zu beschießen und der Prinz erkannte gar wohl die höchst kritische Lage, in der er sich befand. Zur rechten und zur linken Seite war er von zwei großen Flüssen eingeschlossen, über welche der Uebergang im Angesichte der feindlichen Armee nicht bewerkstelligt werden konnte; vor sich hatte er die starke, mit zahlreicher Garnison versehene Festung, hinter sich ein feindliches, dem seinigen um die Hälfte überlegenes, noch dazu nicht so von den bisher überstandenen Kämpfen und Beschwerden ermattetes Heer. Wie schwer erschien es daher, sich aus der gefährlichen Stellung zu befreien, in welche man gerathen war, noch schwerer aber die Eroberung Belgrads, diesen ausgesprochenen Endzweck des Feldzuges, zu erreichen. Aber Eugen hielt mit zähester Ausdauer an seinem Projecte fest, und als einer der Generale ihn besorgt auf die verhängnißvolle Sachlage aufmerksam machte, sagte er, die Achseln zuckend: „Pah, Eines von beiden geschieht gewiß: entweder nehme ich Belgrad, oder die Türken nehmen mich." Diese Worte deuteten seinen unerschütterlichen Entschluß an, für die Einnahme Belgrads selbst das Höchste zu wagen.

Und so beschloß er denn, da sich anderen Maßregeln die immer mehr einreißende Lagerseuche entgegenstellte, das Kühnste und gewiß auch Klügste zu wagen, nämlich mit einem Angriffe dem Feinde zuvorzukommen. Gegen seine Gewohnheit versammelte er seine Generale zum Kriegsrathe und legte ihnen seine Meinung vor. Er bedeutete ihnen, daß es drei verschiedene Wege gäbe, um den Zweck zu erreichen. Man müsse entweder im Lager ausharren, die Angriffe des Großvezirs so gut als möglich zurückweisen, zu gleicher Zeit aber die Belagerungsarbeiten mit der größten Anstrengung fortsetzen, somit im Angesichte des türkischen Heeres Belgrad erobern; oder den zu erwartenden

Angriff des Großvezirs in eine allgemeine Schlacht zu verwandeln suchen, den Feind auf's Haupt schlagen und zum Rückzuge zwingen und dann ungestört Belgrad nehmen; endlich aber könne man dem Feinde zuvorkommen, ihn angreifen und besiegen und so mit einem einzigen kühnen Streiche der schwierigen Lage ein Ende machen. Im Lager ausharren, sei durch den Schaden, den das furchtbare Feuer des türkischen Heeres überall anrichte, fast unmöglich gemacht. (In der That war die Beschießung so heftig, daß die gesichertsten Punkte von den Kugeln erreicht wurden, dieselben sogar in das Zelt des Churprinzen von Baiern schlugen und solches ihn, wie auch andere vornehme Freiwillige belehren mußte, sich jenseits der Save zurückzuziehen.) Zudem raffte bereits die Ruhr viele Soldaten weg. Ein gleicher Nachtheil war zu befürchten, wenn man die Schlacht bis zu dem Angriffe des Großvezirs verzögerte; es konnte der türkische Feldherr mit demselben warten, bis das Bombardement noch mehr Schaden anrichtete, bis die Lagerseuche das Heer vollends kampfunfähig gemacht hatte, wobei noch ein Ausfall der Besatzung in Aussicht stand und so, zwischen zwei starken Gegnern eingekeilt, stände für die kaiserlichen Truppen kaum ein glücklicher Widerstand, viel weniger ein Sieg zu verhoffen.

Prinz Eugen entschied sich, wie gesagt, für das muthige Zuvorkommen; die Generalität stimmte ihm bei und am 16. August 1717 wurden die Vorschriften für die Schlacht ertheilt. Es wurden sieben Regimenter Cavallerie und acht Bataillone mit vier Grenadier-Compagnien bestimmt, die Laufgräben gegen die Stadt zu bewachen. Das Commando über die Reiterei führte dort Feldmarschall-Lieutenant Graf Peter Josef Viard (geb. 1665, gest. 1718), das über das Fußvolk Feldmarschall-Lieutenant Graf Georg Browne le Camus (gest. als Feldzeugmeister 1729). Vier Bataillone und eine Anzahl unberittener Dragoner hatten das Lager besetzt zu halten, die ganze übrige Streitmacht wurde zum Angriffe auf das Heer des Großvezirs bestimmt. Die Infanterie hatte das Centrum, die Reiterei die beiden Flügel zu bilden. Erstere stand unter dem Befehle des Prinzen Alexander von Württemberg, letztere unter Feldmarschall Johann Palffy. Unter dem Württemberger commandirten im ersten Treffen die Feldzeugmeister Grafen Maximilian Starhemberg und Josef Harrach, im zweiten der Prinz Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Bevern; unter Palffy die Generale der Cavallerie Baron Ebergényi und Florimund Claudius Graf Mercy (ein Lothringer, geb. 1666, gest. 1734) am rechten, Grafen Monteccucoli und Martigny am linken Flügel; Feldmarschall-Lieutenant von Seckendorf stand mit fünfzehn Bataillonen als Reserve hart an der Circumvallations- (Schanz-)Linie; er hatte den Auftrag, völlig bereit zu sein zur Verwendung, wo es eben die Noth erfordern werde.

Nebst der allgemeinen Bestimmung für ihre Aufstellung erhielt die Armee noch eine eigene, recht interessante Unterweisung für das Benehmen während der Schlacht. Es wurde den Officieren eingeschärft, daß sie ihre Anordnungen „mit Ruhe und Kaltblütigkeit, ohne Geschrei und Ungeduld" zu ertheilen und den Soldaten zu deren Vollziehung Zeit zu lassen hätten, damit sie nicht durch Uebereilung in Verwirrung geriethen. Niemand, weder Officier noch Soldat, dürfe ohne ausdrücklich erhaltenen Befehl auch um ein Haar breit von dem ihm angewiesenen Posten weichen; Niemand, bei Todesstrafe, auf Beute oder Plünderung ausgehen. Außer im Falle dringendster Nothwendigkeit solle die Reiterei nicht schießen; das Fußvolk jedoch, weil es überall mit der Cavallerie vermischt sei, soll streng dazu angehalten werden, ein beständiges Feuer zu unterhalten. Denn es lehre die Erfahrung, daß sich die Türken weniger durch die Stärke des Feuers als durch die ununterbrochene Fortsetzung in Schrecken versetzen lassen. Schließlich sei der Soldat darauf aufmerksam zu machen, daß, bei dem Umstande, als man

es mit Türken, Tataren und derlei flüchtigen Feinden zu thun habe, wenig zu besorgen sei, wenn man nur in enggeschlossenen Reihen zusammenhalte; es solle daher Niemand auf eigene Faust auch nur die mindeste Bewegung machen, sondern Jeder blindlings den Befehlen der Generale und Officiere folgen und ihnen vertrauen, da sie gewiß Dasjenige anordnen werden, was allein das Zweckmäßige sei.

Gegen Mitternacht rückten in tiefem Schweigen und jedes Geräusch behutsamst vermeidend, die kaiserlichen Regimenter sowohl auf dem rechten als linken Flügel durch die Oeffnungen der Schanzlinien, welche man schon beim Anlegen des Lagers unverschlossen, jedoch durch Ravelins wohl geschützt, gelassen hatte, um den Truppen die Möglichkeit zu bieten, das Lager mit Leichtigkeit zu verlassen und dem etwa herannahenden Feinde in freiem Felde zu begegnen, in das freie Feld, um sich dort in Schlachtlinie zu stellen. Das Fußvolk folgte ihnen. Um ein Uhr Morgens war das erste Treffen bereit, sich in Bewegung zu setzen. Die Nacht war so hell, daß zu befürchten stand, es werde der Marsch des kaiserlichen Heeres den feindlichen Wachen nicht lange verborgen bleiben; es fiel jedoch beim nahenden Morgen ein so dichter Nebel ein, daß man bald auf zehn Schritte nichts zu unterscheiden vermochte. In diesen Nebelschleier gehüllt, rückte das Heer gegen die feindlichen Verschanzungen vor.

Aber was bisher den kaiserlichen Truppen zum Schutze gedient hatte, zeigte sich bald als gefahrdrohendes Hinderniß. Es machte es ihnen nämlich der Nebel ganz unmöglich, sich zurechtzufinden, und so geschah es, daß die Reiterei des rechten Flügels unter Palffy trotz der höchsten Vorsicht, den ihr vorgezeichneten Weg verfehlte und plötzlich auf einen neuen, eben von den Türken begonnenen Laufgraben stieß. Das war beiderseits eine recht unangenehme Ueberraschung; aber die Türken faßten sich schnell, ergriffen die Waffen und empfingen die Cavallerie mit einem heftigen Gewehrfeuer; auch die türkische Reiterei flog zur Unterstützung der Kameraden herbei, worauf sich der Lärm durch das ganze feindliche Lager verbreitete und das türkische Heer sich in Schlachtordnung stellte. Diesem gegenüber suchten auch die Kaiserlichen ihre Reihen noch fester zu schließen; es verhinderte sie aber der anhaltende Nebel daran, die ihnen angewiesenen Posten auch wirklich überall einzunehmen. Nach dem Befehle, es solle sich das Fußvolk an die Reiterei halten, die des rechten Flügels jedoch zu weit rechts gerathen war, verlor auch ein Theil der Infanterie die ihr vorgeschriebene Richtung, wandte sich zu weit nach rechts und dadurch entstand im Centrum ein leerer Raum, der weit genug war, um das Eindringen mehrerer türkischer Bataillone zu ermöglichen.

Mittlerweile hatte das auf dem rechten Flügel sich zuerst entsponnen habende Gefecht immer größere Dimensionen angenommen; es wurde von beiden Seiten auf das tapferste gekämpft und der Erfolg schien eine zeitlang zweifelhaft. Graf Mercy eilte mit der Reiterei des zweiten Treffens zu Palffy's Hilfe herbei; die aus ihrer Stellung nunmehr vertriebenen Feinde wichen zurück, formirten aber ihre Reihen von neuem. Das vom Grafen Starhemberg geführte kaiserliche Fußvolk drang in geschlossenen Gliedern vor, griff mit unwiderstehlichem Nachdruck in der Fronte an, die Reiterei packte den Feind in der Flanke — er floh und ließ seine Batterien in den Händen der Christen zurück.

Unterdessen war der Kampf auf der Schlachtlinie allgemein geworden; der Nebel hatte sich aber noch nicht gehoben, es ließ sich nur schwer unterscheiden, wo Freund oder Feind stand. Die Infanterie des linken Flügels konnte daher nur langsamen Schrittes, wenngleich dicht geschaart, gegen die Stellungen der Türken vordringen; sie nahm die Laufgräben im Sturm und füllte sie mit den Leichen der erschlagenen Feinde. Es waren jedoch auch die Türken da, wo sie

auf keinen Widerstand stießen, immer weiter vorgedrungen und so befand sich plötzlich ein zahlreicher Heerhaufe derselben zwischen den beiden, völlig von einander getrennten Flügeln der kaiserlichen Armee, konnte aber wegen des dichten Nebels seine Stellung nicht beurtheilen und versäumte es deshalb aus ihr Vortheil zu ziehen.

Plötzlich, gegen acht Uhr Morgens, zerrissen einige Windstöße die auf dem Schlachtfelde lagernden Nebelschleier und die Sachlage enthüllte sich nicht nur den Blicken der Türken, sondern auch dem des Prinzen Eugen. Die furchtbare Gefahr sofort übersehend, als die Türken sich beeilten, den rechten Flügel in der Flanke anzugreifen, stellte sich Eugen in Person an die Spitze des zweiten Treffens, das der Prinz von Braunschweig-Bevern befehligte, und schickte die ebenso kampflustigen als tapferen Krieger im Sturmschritte vor. Mit Ungestüm warfen sich diese auf den Feind, der nicht geneigt schien den errungenen Vortheil so rasch wieder fahren zu lassen. Während dem furchtbaren, sich entspinnenden Gemetzel warf sich Prinz Eugen mit der Reiterei in die Flanken des Feindes — derselbe wich — die Kaiserlichen drangen nach — die Verbindung der Schlachtlinie war wieder erneuert, die Stellung der Türken in ihrer ganzen Länge erstürmt.

Im Centrum der türkischen Position war noch eine einzige, aus achtzehn schweren Geschützen bestehende feindliche Batterie übrig, um welche sich die Janitscharen in dichten Reihen geschaart hatten. Eugen beorderte zehn Grenadier-Compagnien und vier Bataillone, deren Flanken durch zwei Reiter-Regimenter gedeckt waren, zum Sturme auf dieselbe. Die Mannschaft drang mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, eng aneinandergedrängt, wie eine eherne Mauer vor und hielt das mörderische Feuer der Batterie, ohne es mit einem Schusse zu erwidern, aus; aber bei derselben angekommen, stürzte sie mit gefälltem Bajonett auf die Feinde — es war ein unwiderstehlicher Angriff und trotz tapferster Gegenwehr mußten die Janitscharen die Batterie endlich in den Händen der Gegner lassen. Bald darauf hatte der Feind auch auf dem linken Flügel seine letzten Posten verloren und — nunmehr verließ er eiligst sein verschanztes Lager

Neun Uhr war vorüber, als Prinz Eugen, der glückliche Sieger, den die Türken nicht „genommen" hatten, im Gegentheile er aber sie, sein tapferes Heer auf den erstürmten Anhöhen aufstellte. Er führte dasselbe jedoch noch nicht in das feindliche Lager, in weiser Vorsicht, keinen Anlaß zu bieten, daß die Soldaten beim Anblicke der reichen Beute sich Unordnungen hingäben; es konnte ja der noch immer doppelt so starke Feind zurückkehren und dem christlichen Heere nochmals den schon gewonnenen Sieg streitig machen. Währenddem verfolgte die leichte Cavallerie die flüchtenden Türken und es fügten diesen die ungarischen Reiter und das tapfere serbische Landvolk noch beträchtlichen Schaden zu. Erst als die sich zurückziehende türkische Armee völlig aus den Augen verschwunden war, erst dann gestattete Eugen, daß von jeder Truppenabtheilung eine bestimmte Anzahl Soldaten sich in das feindliche Lager begab, um für sich und ihre Kameraden Beute zu machen, und es war die Menge der sich vorfindenden Gegenstände eine außerordentliche. Die Kriegstrophäen bestanden aus etwa 200 Geschützen, 51 Fahnen und 9 Roßschweifen; ferner fielen 600 Fässer Pulver, die Kriegscasse und alle Kriegsbedürfnisse in die Hände der tapferen Sieger. Die Türken hatten an Todten und Verwundeten 20.000 Mann verloren. Dagegen bedeckten über 1500 Todte der kaiserlichen Armee, darunter Graf Hauben und der k. k. Obristlieutenant Graf Johann Palffy, ältester Sohn des Feldmarschalls, das Schlachtfeld. Feldmarschall-Lieutenant Fürst Josef Anton Lobkowitz (geb. 1681) starb am 20. August an seinen bei der Schlacht

Prinz Eugen's Sieg bei Belgrad 1717.

erhaltenen Wunden. Die Gesammtzahl der Verwundeten betrug 3500 Mann, darunter befanden sich Prinz Eugen selbst, der einen Streifschuß am Arme

Abfahrt der Donau-Flottille nach der Türkei. (Seite 76.)

erhalten hatte, dann die Generale der Cavallerie Baron Ebergenyi und Montecuccoli, die General-Feldwachtmeister Grafen Franz Paul Wallis (geb. 1677, gest. 1737), Johann Anton Locatelli (gest. 1732), Ottokar Starhemberg (geb. 1681, gest. 1733); Damian Casimir Freiherr von Dalberg (starb ebenfalls später an seinen Wunden) und der Freiherr Eck von Hungersbach; der Oberstlieutenant Solanns Spaeth von Zwyfalten, der Oberst Johann Theophil von Besiade, Rittmeister Graf Ehrenreich Sonnau (gest. 1747), Major Adam von Weltz-Spiegelfeld (geb. 1683, gest. als Oberst 1727); es blieben ferner der General von der Lancken, der Freiherr Friedrich Philipp von Tessin, Fähnrich im Alexander von Württemberg-Regimente, der Jesuite Leontius Eggs, Feldpater des Churprinzen Karl Albert von Baiern und seines Bruders (ausgezeichneter Schriftsteller; geb. 1666). Besondere Auszeichnung erwarben sich der tüchtige Konstabler Lorenz Dorn (geb. 1679, gest. in Wien 1719), der Oberlieutenant Melchior Staidel von Scharfeneck (geb. 1679, gest. über 100 Jahre alt in Preßburg 1779), der als Veteran noch hochgeschätzte Fontaine (geb. 1688, gest. 1806 im Alter von 118 Jahren) und der Soldat Kovalski. Geboren in Schlesien 1677, focht er im Palffy'schen Regiment bei Belgrad, wurde hier durch eine Flintenkugel am Kopfe hart verwundet, durch den Fall in einen Graben vom Walle aus brach er den Rückgrat und die Beine, so daß er total lahm blieb. Das „Wiener Diarium" (ämtliche Wiener Zeitung) vom Jahre 1725 erzählt, es habe dieser Kovalski am 12. Juni 1725 durch einen Kuß auf den ehernen Fuß der Statue des heiligen Petrus in Rom, wohin er andächtig gewallfahrtet war, den Gebrauch aller seiner Glieder wieder erlangt.

Bereits in dem Augenblicke, in welchem die Wagschale des Kampfes sich zu Gunsten der kaiserlichen Armee neigte, hatte Prinz Eugen von dem Schlachtfelde hinweg einen seiner Lieblinge, den Generalfeldwachtmeister Andreas Graf Hamilton (geb. 1675, gest. als Capitän der Trabantenleibgarde 1737) mit der Freudenbotschaft an den Kaiserhof gesendet. Es läßt sich denken, mit welchem Jubel in Wien diese Botschaft aufgenommen wurde; als der General am 19. August 1717, der Sitte jener Tage gemäß, unter den schmetternden Fanfaren der ihm vorreitenden sechs Postillone sich von der Favorita auf der Wieden hinweg, wo er dem Kaiser Karl Bericht erstattet hatte, durch das Kärntnerthor in die Stadt und über den Graben und Kohlmarkt nach der Burg begab, um den beiden verwitweten Kaiserinnen Eleonore und Amalia Wilhelmine die erfreuliche Botschaft zu bringen, war der Zusammenlauf des ihn bejubelnden Volkes so groß, daß Hamilton nur mit Mühe sein Pferd durch die Menge führen konnte. Der Jubel begleitete ihn dann später bis in sein Haus (Teinfaltstraße Nr. 10, alt 72, im November 1877 demolirt); jeder Mund strömte über von dem Lobe des Prinzen Eugen und gipfelte an dem Tage, wo Oberst Graf Amadé Rabutin-Bußy (gest. als k. k. Generalfeldwachtmeister und Gesandter in Petersburg 1727) die Nachricht von Belgrads Fall nach Wien überbrachte.

Bereits am Tage nach der Schlacht hatten die Vertheidiger Belgrads, trotz ihrer starken Besatzung, sich dem niederschlagenden Eindrucke nicht entziehen können und zwei Officiere behufs Uebergabsverhandlungen an Eugen gesendet. Nun erhielt sein Generaladjutant Oberst Graf Victor Philippi (geb. 1675, gest. als Feldmarschall 1739) den Auftrag, unter Zuziehung seines Dolmetsches, die Vertragspunkte aufzusetzen, denen die Capitulation von Temesvar zu Grunde gelegt war. Am 18. August kam der Vertrag zu Stande. Der Besatzung und den Einwohnern ward freier Abzug bewilligt und so wurde noch an demselben Tage Engen's Truppen ein Thor der Festung eingeräumt. Am 22. August 1717

verließen die Türken Belgrad gänzlich und Eugen nahm Besitz von der Festung. Gegen 600 Geschütze, die ganze Donau-Flottille der Türken und eine ungeheure Menge Munition fielen in des Siegers Hände.

Der Generaladjutant Graf Otto Ernst Styrum-Limberg (geb. 1688, gest. als General der Cavallerie und Commandant von Pest-Ofen 1754) überbrachte die Feldzeichen nach Wien und legte des Prinzen ausführlichen Schlachtbericht dem Kaiser vor. Eugen gedachte darin mit dem wärmsten Ausdrucke „der ungemein lobenswerthen Aufführung, des unerschrockenen Muthes und der fast nie erhörten standhaften Tapferkeit" seiner Armee; bedauerte, unter den vielen Braven nur wenige namhaft machen zu können und erlaubte sich für einige aus ihnen Belohnungsanträge zu stellen. Darunter waren Graf Johann Palffy, Prinz Alexander von Württemberg, Feldmarschall-Lieutenant Graf Julius Veterani (geb. 1666, gest. 1736), der nachmalige Feldmarschall Graf Ludwig Andreas Khevenhüller (geb. 1683, gest. 1744), Fürst Georg Christian Lobkowitz u. s. w.

Die hohen Officiere, welche Prinz Eugen nach Wien gesendet hatte, erhielten freie Bequartirung in einem schönen und bequemen Hause am Hof (Nr. 3, Naglergasse 22, alt 320, neben der päpstlichen Nuntiatur), das von da an auch weiterhin zur Aufnahme von höheren Militärpersonen verwendet wurde, die sich in Wien aufhielten. Es bekam die Bezeichnung „Militär-Stöckel" und stand noch in seiner alterthümlichen Form (Bild Seite 80) bis zum Jahre 1874, wo es der Verbreiterung der Irisgasse zum Opfer fiel und einem stattlichen Neubau Platz machte.

Der schöne Antheil, welchen die kaiserliche Donau-Flottille an dem herrlichen Siege genommen, wird es gerechtfertigt erscheinen lassen, daß der Geschichte ihres Entstehens ein eigener Abschnitt gewidmet wird.

Die Wiener Donau-Flottille unter Karl VI.

Nachdem die Türken 1683 von Wien abgeschlagen und durch die nachfolgenden glänzenden Siege ganz Ungarn von ihnen befreit worden, beschloß man, den Krieg in ihrem eigenen Lande mit großem Nachdruck fortzusetzen. Es wurden deshalb unerhörte Anstrengungen gemacht und Dinge unternommen, die durch ihre Kühnheit in Erstaunen setzten und, abgesehen davon, daß sie für jene Zeit keine bedeutende praktische Ausführbarkeit besaßen, dennoch durch den Ernst der Idee und die Energie des Wollens und Wirkens Achtung gebieten.

So wurde schon unter Kaiser Leopold I. beschlossen, an der Donau in Wien einen großen Schiffsbauplatz zu errichten und eigene Kriegsschiffe für diesen Fluß zu bauen, um dadurch den Transport der Schiffe zu erleichtern, auch gelegentlich die feindlichen Festungen an der Donau angreifen zu können. Damals war aber diese kühne Idee nicht zur Ausführung gelangt und unter Kaiser Josef I. gerieth die Sache vollends wieder in's Stocken, da dieser Monarch andere und wichtigere Dinge zu thun hatte, als einen unter den damaligen Umständen unersprießlichen Türkenkrieg zu führen. Sobald aber Kaiser Karl VI. die spanischen Angelegenheiten geordnet hatte, faßte er die Sache mit allem Nachdrucke auf.

Der Anfang zu dem großen und sonderbaren Unternehmen wurde im Jahre 1715 gemacht. Der Schiffsbauplatz befand sich im Prater in der Gegend

der heutigen Feuerwerkswiese, gegen die Schwimmschule zu, welcher Raum zu diesem Zwecke abgeholzt wurde. Zwei Schiffbaumeister, Daniel Davids aus England und Friedrich Gerson aus Hamburg, wurden eigens dazu verschrieben, im Prater selbst und in den Wäldern des Wienerwaldes und Kahlenberges große Bäume gefällt, trotz des strengen Winters von 1715 auf 1716 eifrig daran gearbeitet und bereits im April 1716 war das erste dieser Kriegsschiffe, „Santa Maria" genannt, fertig. Es führte 64 Kanonen. In Kurzem war das zweite derselben von beinahe gleicher Größe vollendet und beide wurden den 15. Mai vom Stapel gelassen. Den 15. Juli waren bereits sieben dieser Kolosse fertig und wurden an diesem Tage von dem Wiener Bischof (später Erzbischof) Grafen Sigmund Kollonits im Beisein des päpstlichen Nuntius Georg Spinola, aller Minister und Würdenträger und einer unermeßlichen Volksmenge, die sich — wie die Chronik besagt — „darum in so unglaublicher Anzahl versammelte, weil man vorher noch nie dergleichen große Schiffe allhier gesehen", mit großen Ceremonien eingeweiht und ihnen die Namen „Santa Maria" (das Haupt-, später Admiralschiff), „St. Leopold", „St. Josef", „St. Carolus", „St. Elisabeth", „St. Stefan„ und „St. Franciscus" gegeben. Ueber die Größe dieser Schiffe sagt ein Zeitgenosse; „Es waren ziemlich große Maschinen von 133 Fuß lang und 28 breit, deren eines 50, ja noch mehr schwere Stück Geschütz geführt". (Bild Seite 73.)

Als der Bischof den Segen ausgesprochen hatte, erhoben die Matrosen ein lautes Hussah, von den auf den Schiffen befindlichen Geschützen wurde eine dreimalige Salve gegeben und die aufgestellte Stadtguardia (Stadtwache, Garnison) feuerte eben so oft ihre Gewehre ab. Bald darauf fuhren die drei Schiffe „Leopold", „Josef" und „Carolus" unter dem Commando des Capitäns Caspar Schwendimann aus Augsburg nach Ofen und Peterwardein ab, um gegen die Türken in Action zu treten. Da jedoch nun die Zahl dieser Kriegsschiffe bereits auf sieben gestiegen war und noch immer an neuen gebaut wurde, so daß sie keine unbedeutende Flottille bildeten, dachte man nun auch an einen Obercommandanten derselben und dazu wurde der dänische Schiffscapitän Peter von Andersen gewählt und berufen; derselbe kam Anfangs October 1716 in Wien an und wurde zum „Vice-Admiral und Oberst der kaiserlichen Schiffs-Armada", also Commandanten der Donau-Flottille, mit einem ansehnlichen Gehalte ernannt. Er war in Jütland geboren und hatte sich bereits in den schwedisch-polnischen Kriegen ausgezeichnet. Durch den kaiserlichen Gesandten am Hofe zu Kopenhagen, Grafen Sigmund Wilhelm Koenigseck, wurde er dem kaiserlichen Hofe bekannt, und Kaiser Karl VI., der den Seedienst genau zu würdigen wußte, hatte ihn mit bedeutenden Opfern zu gewinnen gesucht.

Bis 10. Juni 1717 waren abermals drei Schiffe fertig, die von dem Dompropste und Weihbischof Josef Heinrich Breitenbucher feierlich eingeweiht wurden und den Namen „Capistran", zum Ruhme dieses heiligen Helden, „Theresia", zu Ehren der am 17. Mai 1717 geborenen Erzherzogin, nachmaligen Kaiserin Maria Theresia, und „Eugenius" zu Ehren des großen Helden erhielten. Nunmehr hatte man bereits zehn Kriegsschiffe von zusammen über 400 Kanonen, deren Erbauung und Einrichtung nach ämtlichen Quellen die für die damalige Zeit bedeutende Summe von 273.416 Gulden kostete. Das Schiff „Santa Maria" wurde, wie erwähnt, zum Admiralschiffe bestimmt und mit dieser kleinen „Armada" (Kriegsflotte), abgerechnet die drei bereits abgegangenen Schiffe, lüftete der neu ernannte Vice-Admiral gegen Ende Juni 1717 die Segel und schiffte donauabwärts. Schon bei der Schlacht von Belgrad, den 10. August 1717, leistete die Flotte sehr ersprießliche Dienste, besonders aber zeichnete sie sich bei der Belagerung und Eroberung dieser Festung durch zweckmäßig geleitetes

Bombardement aus. Auch war deren Vermehrung bei dem durch den Fall von Belgrad, Orsowa ꝛc. freien Donaustrome nicht mehr nöthig, denn nun trat ein großer Stillstand ein. Commandant Anderſen erhielt in der Folge eine passende Anstellung bei dem kaiserlichen Oberschiffsamt; es schien jedoch, als sei er bald in einen ehrenvollen Ruhestand versetzt worden, da nichts weiter von seinem Wirken öffentlich verlautete.

Im Jahre 1719 figurirt bereits der ehemalige dänische Schout by Nacht (Contre-Admiral) Baron Teichmann als k. k. Feldmarschall-Lieutenant und Admiral der Donau-Flottille. Er war in Dänemark 1679 geboren und starb in Wien am 13. September 1732. Es führte fernerhin Ludwig Emanuel de Cordua y Allagon Graf von Santa Croce das Commando als „General der spanischen Galeeren" in Wien (geb. in Aragonien 1669, gest. in Wien am 24. März 1722). Von weiteren verdienstvollen Persönlichkeiten der Flotte sind anzuführen: Josef von Gheſelle, kais. Obristwachtmeister und Commandant des kais. Kriegsschiffsarmements (geb. 1687, gest. in Wien am 28. December 1732), der tüchtige Schiffs- und Brücken-Oberstlieutenant Philipp Lorenz Mayr, beim großen Donaubau als Baumeister angestellt (geb. 1666, gest. in Nußdorf bei Wien am 8. Februar 1719); der kais. Rath, Oberstschiffamtslieutenant und Feld-, Schiff- auch Brückenhauptmann in Ungarn, Johann Paul Hetzer (geb. 1674, gest. in Wien am 31. December 1721); Schiffsoberlieutenant Christoph Ling (geb. 1673, gest. in Wien 1719); der Oberschiffamtsverwalter Johann Adam Tirk (geb. 1681, gest. in Wien 1730); der Schiffamts-Rauführer (Schiffs-Rechnungsführer) Josef Gasteiner (geb. 1670, gest. in Wien am 1. Januar 1770, hundert Jahre alt) und der Kriegsschiff-Compagnie-Meister Andreas Nobel (geb. 1671, gest. in Wien 1719). Eines ganz besonders interessanten Umstandes müssen wir hier noch Erwähnung thun, daß nämlich der in kaiserlichen Seedienſten stehende Capitän Josef Liguori, als er sich in Neapel aufhielt, am 27. September 1696 von seiner Gattin Anna Katharina Cavalieri, Vater eines Sohnes wurde — des später selig gesprochenen Alfons Liguori, Stifters des Ordens der Redemptoristen oder Liguorianer. (Dieser Letztere starb am 1. August 1787.)

Der letzte Gefangene des Peilerthurmes in Wien und das Märlein vom Buckelfriedel.

An der Stelle jener prächtigen Häuserreihe, die vom „Trattnerhof" an bis zum Sparcassagebäude steht, befand sich in uralter Zeit die Stadtmauer und der dazu gehörige Graben, woher auch diesen Platz bis heute den Namen führt. Diese Stadtmauer wurde von einem, mit einem Thurme versehenen Thor unterbrochen, welches das Bairer-Thor (wegen der nach Baiern führenden Straße), verballhornt meist das Peilerthor genannt wurde. Es verband bis zu seiner im Jahre 1732 erfolgten Abtragung das ehemalige schmale, nur für Fußgänger passirbare, durch Abbrechen der beiden dasselbe bildenden Häuser 1840 verschwundene sogenannte Paternostergäßchen mit der Naglergasse. Der Peilerthurm diente bis zuletzt als eine Art Staatsgefängniß.

In diesem Staatsgefängnißthurme nun starb am 17. September 1717 freiwillig, indem er durch vierzehn Tage nichts zu sich nahm, Philipp de Gentil, Marquis von Langallerie, der ein sehr bewegtes Leben geführt hatte. Zu

Motte-Charente (Saintonge) in Frankreich im Jahre 1656 geboren, schwang er sich im Jahre 1704 zum General-Lieutenant in der französischen Armee empor, nachdem er durch zweiunddreißig Jahre alle Kriege, Schlachten und Gefechte, welche seit 1674 bis zu jenem Zeitpunkte stattgefunden, mitgekämpft hatte. Er wird als einer der tapfersten und tüchtigsten Generale Königs Ludwig XIV. von Frankreich geschildert, stand auch bei demselben in hohen Gnaden, wurde jedoch durch die Ränke des damals trotz seiner gänzlichen Unfähigkeit allmächtigen Kriegsministers Michael de Chamillard (geb. 1651, gest. 1721), der des Königs Gunst nur seinem ausgezeichneten Billardspiel verdankte, beim Könige in Ungnade gebracht. In Folge dessen sandte der König dem Herzoge Ludwig Josef von Vendôme (geb. 1654, gest. 1712), bei dessen Armee in Italien Langallerie diente, den Befehl zu, diesen Mann nicht mehr bei seiner Armee zu verwenden. Ein gleiches Loos hatte der sogenannte „Abbé von Lothringen", Emanuel Moriz Prinz von Lothringen, Herzog von Elbeuf (geb. 1677), welcher ebenfalls Frankreich verließ und 1706 in kaiserliche Kriegsdienste trat, wo er Oberst eines kaiserlichen Kürassier-Regimentes, endlich Feldmarschall-Lieutenant wurde. (Im Jahre 1716 kam er aber mit königlicher Erlaubniß wieder nach Frankreich zurück, wo er Gouverneur der Picardie wurde. Er starb in Florenz 1763.)

Tief gekränkt darüber, ging Langallerie nach Bologna, darauf nach Venedig, von da 1706 mit dem berühmten Grafen Alexander Bonneval, der sich ebenfalls vor des Kriegsministers Verfolgungen dorthin geflüchtet hatte, nach Wien, wo sie am 1. April (ominöses Datum) anlangten und ihren Wohnsitz in der „goldenen Rosen" (Johannesgasse, heute Nr. 3, alt 970) nahmen. Beide traten nun in kaiserliche Dienste. Der Letztgenannte wurde Generalmajor, Langallerie aber General der Cavallerie in der kaiserlichen Armee. Er war es, der bei Turin die Reserve commandirte. Bald jedoch mußte er, wie es heißt „wegen verdächtigen Verhaltens", seine Stellung quittiren. Möglich auch, daß dem abenteuerlustigen Mann die strenge Eugen'sche Disciplin nicht behagte.

Der französische Hof war über diesen Schritt Langallerie's so erzürnt, daß er befahl, Elbeuf, Langallerie und Bonneval den „scharfen Proceß" zu machen, welchen auch 1707 das Parlament anstrengte und sie verurtheilte, im Bilde geköpft zu werden; auch confiscirte man deren Güter. Ein gegen den Urtheilsspruch erlassenenes Manifest Langallerie's hatte natürlich keinen Erfolg.

Wie die bisher bekannt gewordenen Meinungen lauten, begab sich Langallerie darauf nach Rußland in die Dienste des Czaren, von da an den preußischen Hof, wo er sich am 23. Juli 1711 zu Frankfurt an der Oder zur protestantischen Religion bekannte, jedoch in demselben Jahre noch nach Holland übersiedelte. Hier lebte er in Amsterdam eine, bei ihm auffallend lange Zeit in gänzlicher Zurückgezogenheit und sehr ärmlichen Verhältnissen als Privatmann, sich mit quäkerisch-theokratischen (das Gottesreich betreffenden) Grübeleien abgebend. Mit einem Schlage jedoch wurde die Geschichte anders. Der Marquis Langallerie schaffte sich Equipage an, hielt sich reichlivrirte Diener, sogar einen bombastischen „Maître d'Hôtel" (Haushofmeister), mit einem Worte, er trat vollkommen als großer Herr auf. Dazu kaufte er gegen baare Zahlung zwei Fregatten, warb Matrosen und ernannte Officiere und man sah ihn häufig mit dem türkischen Gesandten im Haag, Osman Aga, Conferenzen halten. In Folge dessen ging das allgemeine Gerücht, der Plan der beiden Conferirenden gehe dahin, dreißig Schiffe und 20.000 Mann auszurüsten, damit in das Mittelländische Meer zu segeln, Italien der Türkei zu unterwerfen, Rom zu zerstören und dann allgemein einen neuen Glauben einzuführen.

Daß übrigens der römische Hof sich in jener Zeit in ausgiebigster Weise mit Parteipolitik befaßte und daß Langallerie schon viel früher genaue Kunde von allerlei Vorkommnissen hatte, zeigt ein unterm 14. December 1706 aus Mailand nach Wien an den geheimen Rath, Grafen Gerhard Wilhelm Strattmann (gest. als Landeshauptmann von Breslau 1726), gerichtetes Schreiben des Prinzen Eugen, worin derselbe sagt: „Von allen Seiten ruft man mir Schonung — Schonung zu, und warum? Weil man sich nicht erschöpfen will, um die Franzosen noch ferner unterstützen zu können. Kann der Papst (Clemens XI.) den Franzosen 30.000 Dublonen schicken, so wird man es dem Sieger nicht verdenken, wenn er monatlich 15—16.000 Dublonen zur Bestreitung des Nothwendigsten sich erbittet. Ich kenne die Winkelzüge der Herren Neutralen besser als der Hof, der den Wolf immer nur unter dem Schafspelz in seinen Cirkeln sieht. Der Monarch hat mir keine Instruction ertheilt, die Befehle, oder, wie man sich mit Delicatesse ausdrückt, die Wünsche eines Jesuiten-Generals zu erfüllen. Wollte der Souverän dieses, wie ich im Gegentheil überzeugt bin, so würde er mir den Commandostab nicht übergeben haben. Fünf in meinen Händen befindliche Briefe beweisen mir, wie unbesonnen sich der römische Hof bei seiner dermaligen Parteigängerei benimmt. Langallerie wird nächstens dem Kaiser die Beweise vorlegen, wie man sich zu Rom Alles für das elende Geld erlaubt. Es geht dort so wie bei uns. Der Heilige Vater weiß so wenig von allem, als unser Souverän, was in der politischen Hofküche, wo nur französische Köche den Zugang haben, zubereitet wird. Denken Euer Excellenz nur, wenn Sie die Schranzen in Wien hören, daß der Commandirende Ursache hat, so und nicht anders zu handeln."

Langallerie soll zu seinem Vorhaben alle Vorbereitungen getroffen haben und durch den falschen Propheten Josef Later noch mehr in seinem Glaubenseifer bestärkt worden sein. Auch gesellte sich ihm ein Genosse zu, ein sogenannter Landgraf von Leiningen, oder wie er sich französirt mit allen seinen Titeln nannte: Renatus Godofredus Ludovicus Ernestus Josephus von Hacharol, von Gottes Gnaden Landgraf von Linange, Fürst des Reiches und von Chabanois, Herzog von Langelpont, Madagascar, d'Ophir und de Feros, Doleron de Tizpui et de Ruse ꝛc., Capitain-General zur See, Obrist-Commandant der independenten (unabhängigen) Armateurs (Kaperschiffe-Ausrüster, damals nicht besser als Seeräuber) in vielen Landen und Inseln von Amerika, Asia und Afrika und durch Gottes Fürsehung Admiral-General der Schiffsflotten der Theokratie (Herrschaft) des göttlichen Wortes." —

Der Mann war bestimmt ein Schwindler ärgster Sorte und dürfte auch der Erfinder des ganzen, ebenso tollen als fabelhaften Planes gewesen sein. Es heißt, daß sich jedenfalls die beiden Compagnons durch einen vielparagraphigen Vertrag zu dem tollkühnen Unternehmen verpflichtet hatten, und befand sich darin die Bedingung, daß ihnen der Sultan nach glücklich vollendetem Kriegszuge mehrere Inseln des Mittelmeeres mit voller Souveränität für sich und ihre Erben abtreten wolle. Der nebulose Linange trat auch gleich darauf, und zwar ohne Compagnon, auf eigene Rechnung und Gefahr, mit einer noch fabelhafteren Idee vor die Augen des über seine hohen Titel staunenden Publikums; er erklärte nämlich, daß er die Inseln Langelpont und Ophir in Besitz genommen habe und zur Ausbeutung der ungeheuren Reichthümer derselben eine Actiengesellschaft gründe, welche das Privilegium des Handels dahin ausschließlich besitzen solle. Er war, als „Herzog von Langelpont" der Protector und Chef der neuen Gesellschaft, versprach die erwarteten Vorschüsse mit zehn Percent zu verzinsen u. dgl.

Es ist merkwürdig und fast unglaublich, daß kein Mensch die Frage aufstellte: ob denn wirklich die Inseln Langelpont und Ophir existirten und wo sie lägen. Angelockt durch diese nicht existirenden Inseln, strömten dem Schwindler zahlreiche Capitalisten zu, die ihm beträchtliche Summen zur Verfügung stellten, welche er mit der gehörigen Würde und gnädigen Herablassung einstrich. Aber bald nahm die ganze Angelegenheit für die beiden Compagnons ein ebenso schnelles als unerwartetes Ende. Es war nämlich Langallerie unter eine Fälscherbande gerathen — wohl ohne es zu wissen, in welchen Händen er sich befand, die spätere Untersuchung brachte seine Unschuld an den Tag — aber als deren Treiben entdeckt wurde, hielt es Langallerie nicht für gerathen, das Ergebniß der Untersuchung abzuwarten, sondern er entwich mit Linange heimlich aus Amsterdam und begab sich nach Hamburg. Hier nahmen beide wieder ihre türkisch-römischen Pläne auf, ja sie traten sogar mit dem König Friedrich IV. von Dänemark (geb. 1671, gest. 1732) in Unterhandlung

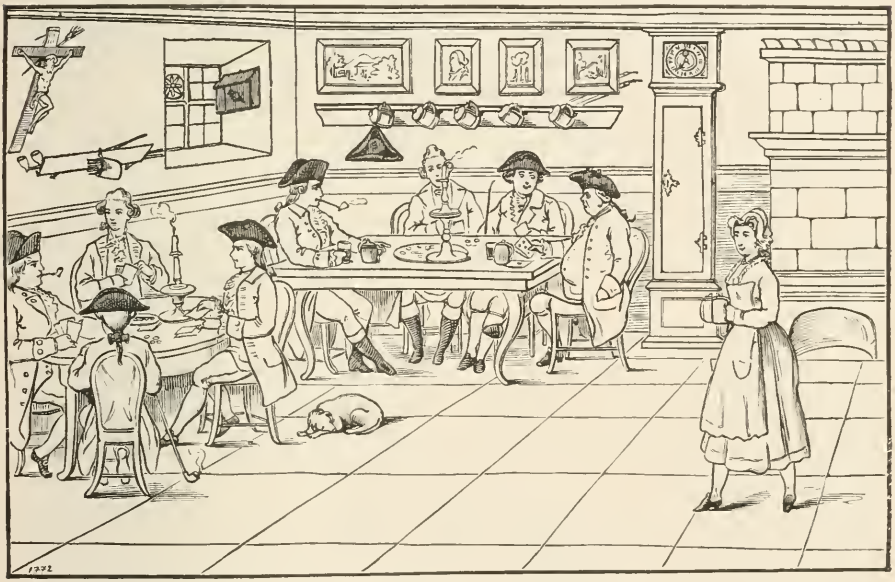
Das Militär-Stöckel am Hof zu Wien. (Seite 75.)

wegen Ueberlassung einer Landfläche zur Bildung eines Heerlagers von 20.000 Mann. Dadurch aber wurden die Pläne ruchbar. Die beiden Höfe, der päpstliche und der kaiserliche, erhielten durch einen von Langallerie's Angeworbenen, Namens Tamel, der entwichen war, genaue Kunde und da man am kaiserlichen Hofe dem Marquis Langallerie ohnehin nicht traute, fürchtete man in ernste Ungelegenheiten zu kommen.

So setzte denn der Wiener Hof alle Hebel in Bewegung, der beiden Compagnons habhaft zu werden. Kaiser Karl VI. schrieb, da die Ankunft der Beiden in Dresden nach Wien berichtet worden war, an den Churfürsten Friedrich August, dd. Laxenburg am 30. Mai 1716: „Wir mögen Euer Liebden, Freund, Oheimb, brüd- und nachbarlich nicht verhalten, daß Uns mit vielen glaubwürdigen Umbständen die Nachricht zugekommen, was maßen der von den Frantzosen im letzten Krieg in Italien ausgerissene und hernach in Unsere Dienste als General von der Reutherey gewesene, wegen seines verdächtigen

Verhaltens aber entlassene Marquis de Langallerie, welcher ihme nunmehr den so ärger- als lächerlichen Titel Generalissime du verbe incarné (Oberstfeldherr des fleischgewordenen göttlichen Wortes) zugelegt hat, mit seinem vormahlen auch in frantzösischen Diensten auf dem Meer als chef d'escadre (Hauptmann eines Geschwader) gestandenen Nexoten (Verbündeten), sogenannten Comte de Linange, sich dergestalten Gott- und Ehrvergessen in seiner Aufführung bezeige, daß er sogar keine Scheu trage, dem abgesagten türkischen Erb- und Ertzfeind des christlichen Geblüths und Namens anzufangen und mit demselben zu Nachtheil der wertheften Christenheit sehr gefährliche Vor- und Anschläge zu schmieden."

Es führte ferner der Kaiser noch dem Churfürsten zu Gemüthe, „wie dergleichen boshaften Menschen anderen zum Exempel und Abschrecken, Steg und Weg zu verlegen sei", und ersuchte ihn „Freund, oheimb, brüd- und nachbarlich", besagten Langallerie sammt allen bei sich habenden Leuten handfest zu machen und auch bei allen benachbarten Reichsständen „förderſambst" die



Bürgerleben im Wirthshause „zur Schnecke." (Seite 85.)

nöthigen Schritte zu thun, „damit er gar nicht entwische". Er versichert ihn zum Schlusse seines vollkommenen Vertrauens und erwartet „daß Sie es Ihro desto eifriger werden angelegen sein lassen, als Sie dadurch Gott, Uns und dem ganzen Christenthumb einen angenehmen Dienst leisten und Ihro einen großen Verdienst machen werden".

Während dieser Zeit begab sich Langallerie in Missionsangelegenheiten nach Hamburg und Bremen, wurde an letzterem Orte gefangen genommen und nach Erfurt gebracht. Sein Genosse Linange entfloh auf diese Nachricht nach Ansich in Ost-Friesland, wurde jedoch dort ebenfalls verhaftet und gleichfalls nach Erfurt abgesandt. Bei Linange fand man wirklich einen mit der ottomanischen Pforte aufgerichteten Tractat, welcher folgende Zusicherungen enthielt: Beide sollten in der Türkei sicheren Aufenthalt, bequeme Wohnung, sechs Jahre freie Verköstigung und freie Ausübung ihres Glaubens haben. Ferner wurden sie berechtigt, ein Corps von 1000 Mann und eine Macht von 50 Schiffen zu

bilden, sich damit der Länder des Papstes zu bemächtigen, und im Falle ihnen dies gelingen sollte, wurden ihnen mehrere Inseln im Mittelländischen Meere und die Proclamirung als Könige derselben versprochen. Nebst diesem Tractate fanden sich auch noch mehrere andere Documente von Wichtigkeit bei dem Prinzen von Linange, unter anderen auch eines, welches die Ordensregeln enthielt. Das Ordenszeichen war ein Dreieck, aus dessen drei Ecken feurige Strahlen gingen und in dessen Mitte die Worte standen: „In hoc Nomine omnis Virtus, I. H. S." Unter dem Dreiecke lag ein Drache mit drei Kronen am Kopfe und der Unterschrift: „Sic igne Superbi peribunt". Am Rande dieses projectirten Ordenszeichens, welches von runder Form war, standen die Worte: „Verbo Dei juncta potestas".

Als die beiden Abenteurer dingfest gemacht waren, brachte man sie unter starker Escorte der Mannschaft des Sickingen'schen Regimentes über Prag nach Wien, wo sie am Freitag den 14. August 1714 anlangten und unter ungemein großem Volkszulauf in Gefangenschaft gesetzt wurden; Linange kam auf die Hauptwache, Langallerie in den Gewahrsam des Peilerthurms, wo er der besonderen Aufsicht des dortigen Stadtsicherheits-Wachtmeisters Johann Adam Worlitzer (geb. 1683, gest. 1729) übergeben wurde. Außer vielem Baaren wurden ihnen nicht weniger als eine halbe Million in guten Wechseln abgenommen. Es wurde ihnen der Proceß gemacht und Beide zu lebenslänglicher Haft verurtheilt. Linange kam auf die Festung Raab (nach Anderen auf den Spielberg), Langallerie verblieb aber im Peilerthurm, wo er am 18. September 1717 starb; er soll durch vierzehn Tage nichts zu sich genommen und so freiwillig sein vielbewegtes, unruhiges, thaten-, aber nicht heilvolles Leben geendet haben. Fünfzehn Jahre nach seinem Tode (14. Juli 1732) wurde das Peilerthor sammt Thurm gänzlich abgebrochen; seit Langallerie hatte es keinen Gefangenen mehr beherbergt.

Mit dem Tode des Hauptheldes war indeß der Roman des ganzen Unternehmens keineswegs zu Ende. Nach einiger Zeit erschien ein angeblicher Neffe des Grafen Linange, ein Graf von Coulange, am Wiener Hofe und verlangte die Freilassung seines Oheims; er sagte, daß die Flibustier (Freibeuter) Madagascar in Besitz genommen und denselben nun zu ihrem Könige begehrten. Als Antwort bekam er die unmöglich mißzuverstehende Andeutung, man werde ihn unverzüglich seinem Oheime beigesellen, wenn er nicht schleunigst aus dem Lande verschwinde, welchem wohlwollenden Rathe er sofort Folge leistete. Er ging nach Dresden, wohin ein Congreß der Anhänger der gefangenen Madagascar'schen Majestät ausgeschrieben wurde, und — unglaublich, jedoch wahr! — dieser Congreß kam wirklich zu Stande. Derselbe hatte natürlich keinen anderen Zweck, als neue Gimpel gehörig zu plündern, und dieser schöne Vorsatz gelang auf das vollständigste.

Nach vollzogenem Raube machten sich Coulange und seine Helfershelfer aus dem Staube. Der Neffe des gefangenen Königs der Flibustier begab sich nach Berlin; dort wurde er jedoch auf Betreiben des kaiserlichen Residenten Franz Christoph Josef von Demerath verhaftet. Es konnte aber die Untersuchung gegen ihn nichts Gravirendes feststellen, und so hätte er denn eigentlich freigelassen werden müssen. Es war jedoch König Friedrich Wilhelm I. von Preußen nicht der Mann, derlei so ohne Weiteres zu verfügen; die Untersuchung hatte ja Kosten verursacht; da nun die Inhaftirung auf Ansuchen des kaiserlichen Residenten geschehen war, verlangte der König die Erstattung der Kosten vom Wiener Hofe. Als dieser sich dessen weigerte, wollte man schon den Gefangenen nach Spandau bringen, „damit er die Kosten seiner (von ihm ja gar nicht verlangten) Gefangennahme mit Karrenschieben abverdiene"(!!)

Glücklicherweise für ihn erboten sich Hamburger Kaufleute, wahrscheinlich auch geköderte Actionäre, dazu, für ihn zweitausend Thaler zu zahlen. König Friedrich Wilhelm nahm das Geld und ließ den Gefangenen laufen.

Zwanzig Jahre später tauchte Coulange noch einmal in Petersburg auf. Es kamen dort aber bald verschiedene Betrügereien an den Tag und — plötzlich hörte man nichts mehr von ihm, wahrscheinlich weil er von den Russen nach Sibirien geschickt worden war.

Wie weit zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Aberglaube ging, und welche Märchen man den Wienern auftischen durfte, bietet eine noch lange nachher erzählte und geglaubte Begebenheit, die sich mit dem Wächter Langallerie's zugetragen haben sollte, und welcher ein Haus seine Schildbezeichnung verdankte. Es wimmelte eben in der Vorzeit Wiens von allerlei unheimlichen Ungewißheiten, und eine solche lastete auf einem Hause der nunmehrigen Neubaugasse (mit der Nummer 9, Richtergasse 1, alt 266), so daß dasselbe gänzlich in Verruf kam, leerstand und sich Niemand darin mehr einmiethen wollte. Die damaligen Hauseigenthümer legten auf gut zahlende Miethleute mehr Werth, als dies heutzutage geschieht, wo thatsächlich mancher Hausbesitzer, in Folge der auf seinem Hause ruhenden drückenden Lasten, es vorzieht, sein Haus leer stehen zu lassen, da er dann wenigstens keine Steuer zu bezahlen hat; und so war auch der Eigenthümer jenes im Verrufe von dort hausendem Geisterspuk stehenden Gebäudes sehr betrübt über den Entgang der Miethe. Er bot alle nur immer erdenkliche Mühe auf, um zu entdecken, wer denn eigentlich bei Nacht das polternde Getöse in seiner Behausung mache; endlich ersuchte er einige beherzte Freunde, sie möchten darin eine Nacht wachend zubringen — aber die guten Leute gaben noch vor Tagesanbruch das Fersengeld, denn sie konnten es nicht aushalten, weil, wie sie sagten, gar zu schreckliche Erscheinungen im Polterhause stattfänden.

In dieser kritischen Lage der Dinge verfiel der bekümmerte Hausherr endlich auf den Gedanken, eine Belohnung von hundert baaren Gulden Demjenigen auszusetzen, der eine ganze Nacht im Spukhause auf dem Neubau verweilen und am folgenden Morgen Alles genau berichten würde, was er gesehen habe. Er hoffte dadurch der Sache auf den Grund zu kommen. Nachdem dieses Versprechen einige Male öffentlich durch Ausruf und Trommelschlag bekannt gemacht worden war, erklärte sich ein kleines Männchen mit einem großen Buckel bereit, in dem verrufenen Hause die gespenstige Nachtwache halten zu wollen. Dieses Männchen, insgemein „der Buckelfriedel" (Friedrich) mit dem Buckel) genannt, war eben einer der Thurmwächter des Peilerthores, der mit dem Amte eines solchen auch das eines Gefangenwärters verband.

Der Besitzer des Spukhauses, welcher seinen Mann so voll Muth und Entschlossenheit fand, nahm das Anerbieten freudig an und das Höckermännchen bezog eines Abends, nachdem er das Nöthige zu seinem Nachtaufenthalte besorgt hatte, die verödete Wohnung. Während der vormitternächtlichen Zeit ereignete sich darin nichts, worüber unser beherzter Wächter sich nur im mindesten hätte beunruhigen können; er blieb in der Küche am Herde sitzen, wo er seinen Observationspunkt gewählt hatte, rauchte ruhig eine Pfeife nach der andern und trank sein Gläschen Bier mit Maß und Ueberlegung.

Aber kaum hatte die Thurmuhr der Peterskirche die Mitternachtsstunde ausgeschlagen, als sich im Geisterhause die Scene gewaltig änderte. Ein lärmendes Gewühl wie von vielen Menschen näherte sich der Küche auf dem Hausgange, die Küchenthür sprang mit Geräusch auf, wie das schon bei gespenstigen Erscheinungen üblich ist, und ein großes Leichengefolge trat durch die Küche in das daran stoßende geräumige Zimmer. Als dieser Todtenzug zweimal um die

runde, die Mitte des Gemaches einnehmende Tafel gegangen war, öffnete ein Leichenbegleiter ein eisernes Thürchen am Kamin und nahm aus einem darin befindlichen gelben Kästchen einige Säcke mit Geld heraus. Hierauf traten einige andere Conductfolger zum zitternden Thurmwächter in die Küche, betrachteten den auf seinem Stuhle mit gefalteten Händen sitzenden und aus Furcht mit den Zähnen wie ein Fieberkranker klappernden Wächter einigemale sehr genau vom Kopf bis zu den Füßen und besichtigten mit besonderer Aufmerksamkeit seinen unebenen Rücken; ja der Arme wollte bemerkt haben, daß die unheimlichen Nachtwandler sich deshalb unter einander mit den Augen allerlei zuwinkten.

Nachdem sie den armen Buckeligen genügend betrachtet hatten, begaben sich die Untersuchenden zu den Uebrigen in das Zimmer, wo unser Wächter nun viel Gold und Silber klimpern hörte. Nach einer langen Weile kamen jene, welche unseren buckeligen Freund so genau untersucht hatten, zu ihm zurück: einer von ihnen schob ihm einen geldgefüllten Beutel in die Tasche, der zweite faßte aber das kleine Männlein mit gewaltiger Faust an der Brust und drückte es so stark gegen die Küchenwand neben dem Herde, daß es daran fest und wie mit Leim angeheftet sitzen blieb. Als dieses geschehen, zog das ganze räthselhafte und unheimliche Leichengefolge wieder ab, wie es gekommen war, und in dem verlassenen Hause trat wieder die vorige Stille ein.

Einige Stunden lang zappelte der Angeklebte an der Küchenwand, bis es ihm endlich doch, nach schrecklichem Abmühen, gelang, sich loszumachen. Wer aber beschreibt sein Erstaunen und seine Freude! — Der Buckel war an der Wand sitzen geblieben und er ein recht schlankes Männchen geworden. Dabei hatte er eine wohlgespickte Geldbörse im Sacke und bekam noch am folgenden Tage, nachdem er seinen vollständigen Bericht von dem sonderbaren Abenteuer abgestattet hatte, die accordirten hundert Gulden ausbezahlt. Lieber als all' das viele Geld war ihm aber der Verlust seines Buckels.

Selbstverständlich wurde über die ganze Begebenheit von keiner Seite reiner Mund gehalten, und so kam es, daß binnen wenigen Tagen der Vorfall überall, in der Stadt, wie in den Vorstädten und umliegenden Ortschaften bekannt war. Damals gab es mehrere Häuser, welche im Verdachte standen, es ginge darin um und rumore allnächtlich (so das Weintraubenhaus auf dem Hof; die Gegend der heutigen Kochgasse am Alsergrund, zu jener Zeit „beim Hexentanz" genannt, ꝛc.), es kannte diese Orte ohnedies Jedermann; aber eine ganz neue, hoch merkwürdige Tageserscheinung war ein Haus, worin man seinen Buckel loswerden konnte. Alsbald zeigte sich der Ruf dieses seltsamen Institutes für Orthopädie (Geraderichtungskunst) so mächtig, daß sich in kurzer Zeit viele mit Höckern behaftete Leute zur Nachtwache im verrufenenen Hause anboten; nicht sowohl wegen der Prämie von hundert Gulden — denn diese war ja nicht mehr zu verdienen — sondern wegen der angenehmen Hoffnung, die Unebenheit ihres Rückens zu verlieren.

Unter allen Bewerbern, welche Lust zeigten, eine Nacht im „Buckelnehmerischen Haus", wie es von da an hieß, zu wachen, war keiner, der es wegen seines ungeheuer großen Buckels mehr verdiente, als ein in der Nähe am Peter wohnender alter Geck, ein Bürger, der viel Geld, viel Geiz und eine unermeßliche Portion Eitelkeit besaß. Aufgereizt noch dazu durch seine Zechkameraden, mit denen er allabendlich im Wirthshause „zur Schnecke" auf dem Petersplatze zusammentraf, und die ihm anriethen, das Abenteuer zu wagen, welches ihn um seine höchst unschöne Buckelzierde bringen würde, wofür er noch obendrein Geld bekäme, bot er dem Hauseigenthümer vom Neubau hundert Gulden an, wenn ihm dieser gestatte, eine Nacht in dem Spukhause verbringen zu dürfen. Es wurde ihm dies allsogleich zugestanden und der alte Narr freute

sich ob des Gewinns nach jeder Seite hin, wenn die Probe, so beängstigend und unheimlich sie immer sein mochte, gut ausfallen würde.

Der Mann bezog daher auf dieselbe Weise wie der arme Buckelfriedel das verrufene Haus. Er sah da Alles, was Jener gesehen, erlebte Alles, was Jener erlebt, fühlte Alles, was Jener gefühlt hatte, nur mit dem Unterschiede, daß der nächtliche Angreifer, der ihn an die verhängnißvolle Küchenmauer klebte, ihn nicht, wie den Wächter bei der Brust faßte, sondern hinten beim Buckel und ihn so statt mit dem Rücken, mit der Brust auf den Buckel stieß, der vom Thurmwächter her an der Wand sitzen geblieben war. Und diese verkehrte Anklebungsmethode hatte die ebenso unerwartete als unheilbare Folge, daß der alte Geck, als er sich um die Morgenzeit mit vieler Mühe und höchst schmerzvoll losgerissen hatte, nunmehr — zwei Buckeln besaß, nämlich seinen alten hinten und den neuen vorne, den er mit sich gerissen hatte!

Man kann sich leicht vorstellen, mit welchem Spottgelächter der Doppelhöckerige, der noch obendrein in dem ihm zugesteckten klingenden Beutel Glasscherben statt Geld gefunden hatte, von seinen jovialen Zechgenossen in der „Schnecke", die damals nicht weniger als heute zu allerlei Späßen gelaunt waren, und gespannt des Ausganges des Buckelabenteuers geharrt hatten, empfangen wurde! Aber auch die gewinnsüchtigen Hoffnungen des Hausbesitzers hatten ein Ende; denn Niemand wollte es mehr wagen, das Haus zu betreten, in der Furcht, zwei Höcker statt des einen zu erhalten. Später verschwand allmälich die auf dem Hause lastende Gespensterfurcht und dasselbe erhielt, in Anspielung auf die gerechte Strafe des ebenso geizigen als geckenhaften Bürgers, den Schild zur „Gerechtigkeit", den es noch heute führt. Auch möchte aus jener Begebenheit der lokale Droh-Ausdruck „Jemanden an die Wand drücken, daß er picken bleibt" (ihn grob anzupacken) stammen.

Das ganze Zaubermärchen aber entstand bestimmt aus einem Scherze, den sich die muntere Zechgesellschaft, welche sich täglich in dem altberühmten und beliebten Gasthause „zur Schnecke" (heute Petersplatz Nr. 3, alt 611) zu versammeln pflegte, wo sie sich an den trefflichen Speisen und Getränken des tüchtigen Wirthes Mathias Strasser (gest. 1741 im 79. Lebensjahre) erlabte, mit einem ihrer zweifelsohne doppelbuckeligen Genossen erlaubte. Es findet also hier vollberechtigt seinen Platz, da es den Humor der damaligen Wiener Bürger und ihre orientalisch-reiche Erfindungsgabe charakterisirt. Es ist uns ja sogar aus dem 18. Jahrhundert eine hochinteressante Abbildung dieses Gasthauses überliefert, die wir hier (Seite 81) mittheilen. Das alte Haus, in welchem sich diese Gaststube befunden, steht freilich heute nicht mehr, da es im Jahre 1875 wegen Verbreiterung der Straße demolirt wurde (die beliebte Restauration kam dann in das Nebenhaus), aber die Einrichtung und Gepflogenheit daselbst ist durch das, wenn auch etwa sechzig Jahre später angefertigte Originalbildchen, das ganze Jahrhundert hindurch bewahrt worden.

Wir sehen ober dem Pfeifenbrette links und dem Fidibusbehälter das hölzerne Crucifix mit dem Palmzweig, das kleine, mit einem Windrädchen versehene, tief in die Wand gehende Fenster mit dem Vogelbauer, wahrscheinlich ein munter plauderndes Staarmätzchen enthaltend; fortlaufend an der Wand ober einer Reihe von glänzenden Krügen vier Gemälde oder Kupferstiche: eine Gebirgslandschaft, ein Porträt, einen biblischen Gegenstand (wahrscheinlich Adam und Eva unter dem Baume), endlich wieder eine Landschaft; dann die große Uhr mit dem hohen Kasten, der die, den Perpendikel in Bewegung setzenden Gewichte birgt. Endlich am Bildabschlusse rechts den immensen Kachelofen. Zwei Spielpartien stellen sich unseren Blicken dar; behäbige Bürger, auch wohl zu Zeiten politische Kannegießer und Witzmacher, meistens junge Männer, Tabakraucher

dazu, nur der Eine neben dem Ofen, welcher mit köstlich verblüffter Miene seine Karten betrachtet, ja ein ganz deutlich ausgedrücktes „Schnoferl" zieht, scheint ein älterer Mann zu sein. Die mit ein paar Krüglein Weines oder Bieres von rechts her eintretende Kellnerin mit dem höher geschürzten Röckchen, der blüthenweißen Vorschürze, neckischem Häubchen und den Zwickelstrümpfen an der wohlgeformten Wade zeigt wahrlich eine ganz anmuthende Gestalt und Gesichtszüge. Das schlafende Hündlein neben dem einen der Spieler zeigt, daß das Mitnehmen von Hunden in das Gasthaus damals noch nicht verboten war, wie solches denn überhaupt eine Errungenschaft der neuesten Zeit zu nennen ist.

Die spanischen Einwanderer, ihre Sitten und Abenteuer.

Die Spanier in Wien! Ein dicker Band ließe sich über die Personen schreiben, welche aus Spanien nach Oesterreich wanderten, um da ihr „Glück" zu machen. Manche erreichten ihren Zweck, die meisten aber gingen so ziemlich ruhmlos unter und nur ihr hochtrabender Name sammt dem Titel figurirt in den Todtenverzeichnissen des Wiener Diariums zum ewigen Andenken für Jenen, dem es ein Vergnügen macht, darin zu blättern.

Es war schon zur Zeit der ersten innigen Verbindung Oesterreichs mit Spanien und Italien unter den Kaisern Karl V. (geb. 1500, gest. 1558) und Ferdinand I. (geb. 1503, gest. 1564) gewesen, daß einzelne spanische und italienische Herren in Oesterreich eingewandert waren und sich daselbst seßhaft gemacht hatten; so z. B. die spanische Familie der Grafen Ortenburg von Salamanca (1640 wieder ausgestorben, nachdem sie eine ziemlich große Rolle bei Hofe gespielt hatte). Unter Kaiser Rudolf II. (geb. 1552, gest. 1612) finden sich mehr Italiener im Hofdienst und in der Armee vertreten und nun gar der dreißigjährige Krieg zog dieselben massenweise unter die Fahnen des Kaisers. Von Spaniern blieben die (bereits erloschenen) Marradas in Oesterreich. Noch unter Kaiser Leopold I. (geb. 1640, gest. 1705) galten sowohl die Spanier als die Italiener gar viel bei Hofe; aber das größte und sozusagen letzte Glück machten die Spanier am Hofe Karl's VI., nämlich die Masse getreuer Anhänger, welche der Kaiser aus seinen an Philipp Herzog von Anjou überlassenen Königreichen Spanien, Neapel und Sicilien mit sich nach Wien brachte. Man schätzte diese Masse auf nicht geringer als 20.000 Personen. Darunter befanden sich auch die vier spanischen Regimenter Alcandete, Alhumada, Marulli und Faber. Der Feldmarschall-Lieutenant Anton Diego von Alcandete (gest. in Prag 1734) errichtete aus dem Rest derselben 1721 noch ein Infanterie-Regiment. Der Anhang der eingewanderten spanischen Herren an Dienerschaft und dergleichen bildete seitdem einen so ansehnlichen Bestandtheil der Bevölkerung von Wien, daß Karl VI. ihm 1722 ein besonderes stattliches Hospital stiftete — das sogenannte spanische Spital (an der Stelle des heutigen Waisenhauses, Alsergrund, Waisenhausgasse). Es war für kranke Spanier, Neapolitaner, Sicilianer, Mailänder, Niederländer und diejenigen Deutschen, welche Weiber von den genannten Nationen geheiratet hatten oder von spanischen und dergleichen Eltern in Deutschland geboren worden waren, bestimmt worden. Es wurde durch einen Major Domo (Haushofmeister), einen Aufseher über die Kranken und durch drei Geistliche verwaltet. Auch waren zwei kaiserliche Aerzte bestellt, welche in den Monaten abwechselten. Der dabei gelegene

Kirchhof wurde der Kirchhof der Schwarzspanier (schwarzgekleidete Benedictiner von Montserrat) betitelt; indessen ließen auch viele Spanier ihre Angehörigen bei den Weißspaniern (weißgekleideten Trinitarier, heute Minoritenkloster in der Alserstraße) beisetzen. Man wählte eben gerne die Kirche des dem Vaterlande angehörigen Ordens zur letzten Ruhestätte. Noch heute tragen einzelne Sargnischen in der Gruft die Namen spanischer Großen aus den Tagen Karl's VI. Später wurde das spanische Spital von Josef II. dem allgemeinen Krankenhause einverleibt, wo die genannten Nationen die stiftungsmäßige freie Behandlung anzusprechen hatten; das Gebäude wurde den Waisen eingeräumt.

Man kann sich denken, daß diese „Spaniarden" die größten Ausschweifungen unter der gutmüthigen Wiener Bevölkerung trieben, trotzdem kamen sie fast immer ohne Strafe durch, so daß sogar Prinz Eugen eines Tages sich äußerte: „Wenn man nicht einmal einen Spanier bestraft, bin ich selbst in meinem Palast vor ihrer Bosheit nicht sicher!" Die Gelegenheit fand sich denn auch bald, ein „erspiegelndes" Exempel zu statuiren. Am 4. März 1718 hatte der Sicilianer Leander Grillo aus Palermo den Hausbofmeister des englischen Gesandten, Johann Furi, ermordet. Laut Urtheil des peinlichen Gerichtes wurde Grillo am 15. März vor der Schranne auf den hohen Wagen gesetzt, dann nächst dem sogenannten Schlegelhof auf der Landstraße, in welchem er die That verübt hatte, vorbeigeführt, daselbst nach der damaligen Amtssprache das erstemal ihm ein Zwick in die rechte Brust und nachher vor dem Kärntnerthore wieder der andere Zwick in die linke Brust gegeben, worauf er von dem hohen Wagen auf einen niederen gesetzt, zum Räderkreuz nach der gewöhnlichen Richtstätte nächst der Roßau geführt und endlich daselbst mit dem Rade von oben herab zum Tode hingerichtet, der Körper hierauf schließlich in das Rad geflochten und aufgesteckt wurde. Diese strenge Procedur hätte bestimmt nicht stattgehabt, wenn der Ermordete nicht zufällig ein Unterthan jener Seemacht gewesen wäre, vor der man den ungeheuersten Respect hatte und weil der englische Gesandte energisch auf Satisfaction drang.

So blieb denn bei Hofe das spanisch-italienische Wesen äußerlich sichtbar in Sprache und Kleidung fortwährend vorschlagend; es dominirte den Wiener Hof unabänderlich fort und fort die von den Tagen Karl's V. her datirende gravitätisch-steife spanische Grandezza in Ceremoniel und Etikette, und es blieb dies so lange, bis die französisch redenden Lothringer kamen mit dem herrlichen Franz Stefan und dann Kaunitz, der mehr Franzose als Deutscher sein wollte. Da war's bald vorbei mit all' dem spanischen Kram. Den Spaniern zuliebe errichtete man in Wien eine eigene Stierhetze, welche freilich bald zum Lieblingsvergnügen des noch recht ungeschlachten Wiener Pöbels wurde. Die erste Hetze bestand in der Leopoldstadt schon 1710, also fünfundvierzig Jahre vor Erbauung des später so berühmten Hetz-Amphitheaters unter den Weißgärbern, auf das wir späterhin zu sprechen kommen. Es stand auf der sogenannten „Heide" und war ein recht plumpes hölzernes Amphitheater, worin ursprünglich blos Raubthiere gegen einander kämpften. Damals fand das Publikum von Wien noch wenig Gefallen daran, es waren wohl dessen Gefühle noch nicht so sehr abgestumpft, um an derlei Blutscenen Vergnügen finden zu können; später aber wurde der Hetzplatz in das Haus „zum schwarzen Adler" in der Leopoldstadt (Taborstraße Nr. 11, alt 316) verlegt und hier begann ein weit grausameres Schauspiel, nämlich die in der Folge so beliebt gewordene Hetze der wilden Thiere mit Hunden. Dieses empörende Schauspiel bestand in der Leopoldstadt so lange, bis der Franzose Defraine im Jahre 1755 das Amphitheater vor dem Stubenthore am Glacis nächst der Vorstadt Weißgärber erbaute. Wie gesagt, von diesem Hetz-Amphitheater werden noch sehr interessante Dinge zu erzählen sein.

Das Publikum in Wien hatte bald alle die Schwächen weg, welche so vielen Spaniern anhingen, und rächte sich für so manche Unbill durch beißenden Witz und Ertheilung von Spottnamen. So wurde der Spanier Franz Bravo (geb. 1682, gest. in Wien am 3. September 1727), eine schauerlich magere baumlange Figur, in ihrer steten Nationaltracht als echtes Bild des Don Quixote ganz Wien zum Lachen bringend, nur mit der Bezeichnung „Don Quixote" beehrt. Selbst die ernstesten Spanier konnten durch lächerliche Manieren die Spottlust der Wiener hervorlocken, aber wie erst jene, welche tausendfältige Ursache dazu gaben. So ist es z. B. die Beschreibung eines spanischen Guap (Zierbengel als beste Uebersetzung) aus jenen Tagen, die wir hier nach einem Zeitgenossen mittheilen.

„Seine Haare waren auf der Stirne getheilt und hinten mit einem blauen Bande gebunden, das vier Finger breit und zwei Ellen lang auf dem Rücken hinabhing. Seine Beinkleider von schwarzem Sammt waren über den Knieen mit fünf oder sechs Knöpfen zugeknöpft, und das war ihrer außerordentlichen Enge wegen nöthig, um sie über die Füße zu ziehen. Er hatte eine so kurze weißatlassene Weste, daß sie nicht den Bund erreichte, ein Camisol mit langen Schößen von schwarzem geschnittenen Sammt, mit langen, hangenden Aermeln, unter denen die weißatlassenen Westenärmel, schwarz gestickt, herausgingen. Sein Hemd war nicht von Leinwand, sondern von schwarzem bauschigen Taft, mit gleichen Manschetten. Den Mantel hatte er, als ein wahrer Guap, um den Arm geschlungen; in der Hand hielt er einen Berquel (kleines Schild, in der Mitte mit einer eisernen Spitze versehen; die Spanier trugen dasselbe zur Vertheidigung bei nächtlichen Abenteuern). In der andern Hand hielt er einen langen Degen, aus dessen eisernem Stichblatt man wenigstens einen halben Küraß hätte machen können (also ungeheurer Schläger). Da diese Degen so lang sind, kann man sie, ohne ein Riese zu sein, nicht aus der Scheide ziehen. Dieselben sind also mit einer Feder versehen, die sich bei dem kleinsten Drucke öffnet. Er hat auch einen kleinen Dolch in seinem Gürtel auf dem Rücken stecken. Seine Gutille (steifer Kragen von überzogener Pappe) zwang ihn, den Hals so steif zu halten, daß er den Kopf weder herunterbeugen, noch umdrehen konnte. Sein Hut war von außerordentlicher Größe, mit niedrigem Kopf, den ein schwarzer Flor umschlang. Dieser Flor soll das unwidersprechlichste Zeichen der feinsten Galanterie sein. Die, welche sich nach dem vollendetsten Geschmacke kleiden, tragen weder Tressen, Federn, noch Schleifen von Gold- oder Silber-Band. Seine Schuhe waren von feinem Cordnan, wie Handschuhleder, und trotz der strengen Kälte überall aufgeschlitzt. Sie lagen so knapp an den Füßen, als wären sie aufgeleimt, und hatten keine Absätze. Indem er in das Zimmer trat, machte er ein spanisches Compliment, indem er die Beine kreuzweise übereinandersetzte und sich wie ein Frauenzimmer langsam verneigte. Dabei war er von Wohlgerüchen duftend."

Aber auch von den spanischen Damen ist uns eine Beschreibung aufbehalten geblieben. Unser Gewährsmann schildert uns die Kleidung von einer Dame von Stande, die damals sogar noch als „altmodig" galt. Er sagt: „Bald darauf trat die Gräfin von * ein. Sie hatte sogenannte Schappinen an; das ist eine Art Sandalen oder hölzerne Pantoffeln, worein man mit den gewöhnlichen Schuhen tritt und die außerordentlich groß machen. Man kann aber auch in diesen Maschinen nicht gehen, ohne sich auf zwei Personen zu stützen. Diese Dame stützte sich auf die zwei blendend schönen Töchter des Marquis * *. Sie hatte ein Corset von schwarzem Atlas an, geschlitzt, mit Goldbrocat unterlegt, und mit Rubinen von großem Werthe zugeknöpft. Dieses Corset schloß fest am Hals an, die Aermel waren enge, hatten große Flügel an den Schultern, und

vom Ellenbogen an hängende Aermel, die bis an den Saum des Rückens herab gingen und mit Diamant-Rosen besetzt waren. Ueber einen Vertugadin (großen Reifrock), dadurch von unserem, vor vielen Jahren getragenen Panier (Crinoline) unterschieden, daß er glockenförmig immer weiter gegen den Boden zu, bis unten hinaus Fischbein hatte, also unten fast einen Cirkel beschrieb, um dessentwillen sie nicht anders als auf dem Fußboden sitzen konnte, hing ein ziemlich kurzer Rock von schwarzem Atlas, nach Art gebrochenen Stabes geschnitten und mit Goldbrocat unterlegt. Sie trug einen Halskragen und verschiedene Ketten von großen Perlen und Diamanten, mit dazwischen angebrachten Rosen, welche bis in die Mitte des Leibes herabfielen. Ihr Haar war ganz grau, denn sie war über fünfundsiebzig Jahre alt, allein sie verbarg es unter einem kleinen Schleier mit schwarzen Spitzen besetzt. Ihr Angesicht hatte noch keine Runzeln, ihre Augen vielen Glanz, und das Roth, welches sie aufgelegt hatte, kleidete sie sehr gut."

Der portingalische Capitän. (Seite 90.)

Die Tracht einer vornehmen spanischen Witwe schildert er folgendermaßen: „Sie hatte ein Corset von schwarzer Wolle, nebst einem gleichen Rock; darüber eine Art Ueberwurf von Battist, der bis unter die Kniee herabhing. Die Aermel lang, am Arme eng und bis über die Hände reichend. Der Ueberwurf war am Corset befestigt, und weil er vorn eng war, glich er einem Geifertuche (Serviette). Auf dem Kopfe trug sie ein Stück Mousselin, das sich überall dicht an das Gesicht anschloß, fast wie eine Nonnenkleidung, nur nicht so sorgfältig gefaltet und durchsichtig. Dieser Mousselin bedeckte ihren Hals und hing fast bis zur Mitte des Körpers herab. Weiter trug sie einen Mantel von schwarzem Taffet, der so lang war, daß er auch ihre Füße bedeckte. Diese Kleidung trugen die spanischen Witwen, bis sie wieder heirateten."

Eine wundersame Figur im damaligen Wien, ja in den Hauptstädten von ganz Europa verstreut, war der sogenannte „portingalische Capitän". Unsere freundlichen Leser kennen diese originellste aller Persönlichkeiten gewiß nicht, denn sie ist schon lange, lange — seit Kaiser Josef's Zeiten, wo sie zeitweilig noch zu sehen war — ausgestorben und wird beinahe nie mehr erwähnt. Mit diesen Leuten hatte es nun folgende Bewandtniß.

Portugal, oder wie es damals hieß, Portingal, war das Land, von dem Abenteuer und Entdeckungen ausgingen über die Erde, ja über das Wasser noch dazu. Die abenteuernden Seeleute dieses damals so blühenden Königreiches beuteten jeden Winkel der bekannten Welt aus und brachten die Früchte und Schätze der heißen Zone in die kalten Regionen des Nordens, ebenso aber auch deren Laster und Schurken-Umtriebe. Portugal war also, wir wiederholen es, damals die Wiege abenteuerlicher „Kaufleute", das heißt von Männern, welche

ihren Unterhalt gewannen durch Kaufen und Verkaufen, Holen und Tragen, Lügen und Betrügen, Stehlen im Großen und Kleinen, viel Schwören und, wenn es nothwendig war, durch das Begehen eines kleinen Mordes. Ach, die Gewissen waren bei ihnen von erschrecklichster Weite!

So ein „Kaufherr" hieß nebstbei „Capitän", und man kann sich denken, daß ein solcher „portingalischer Capitän" in jedem Himmelsstriche des Erdkreises — Amerika etwa ausgenommen — bekannt und geschätzt war. Da diese Leute kühne, abgehärtete, prahlerische Bursche waren, die nebenbei auf gewinnende Weise kleine Geschenke von Orangen, Citronen, Muscatnüssen, Zimmet u. dgl. den lieben Hausfrauen machten, wo sie gut empfangen wurden, so wie den männlichen Hausgenossen jede Art unbedeutlicher Dienste leisteten, so läßt sich leicht vorstellen, daß nur Wenige sie in ihrem wahren Charakter erkannten, von ihren Häusern ausschlossen und „diebische Vagabunden" nannten, während eine große Anzahl sie aufnahm und für „charmante seelengute Leute" erklärte. Unabhängig auf dem Meere, hielt ihr Vaterland sie nicht unter sehr strengen Gesetzen, und wenn sie die Gesetze eines anderen Landes übertraten, gingen sie, im Falle sie sich in einer Seestadt befanden, auf ihr Schiff, welches gewöhnlich nicht weit lag, und stachen wieder in die See; in den Landstädten aber hatten sie ihre Schlupfwinkel oder Diebsschänken, wurden gar oft auch im Hotel ihrer Gesandtschaft verborgen und unter passender Verkleidung hinausgeschmuggelt. Endlich, da sie ein Gemenge von allen Sprachen redeten, sich allen Sitten anschmiegten, alle Nationen ohne Ausnahme prellten und bestahlen und sich keinen Deut um ein Land mehr als um das andere kümmerten, stellten sie den Inbegriff eines wahren Weltbürgers dar.

Gewöhnlich war so ein „portingalischer Capitän" sechs Fuß hoch und, wie sich die Matrosen ausdrücken würden, „breit über das Balkenwerk". Sein Hals war einer der längsten und an dessen Ende war ein mächtig schmaler Kopf befestigt, dessen vordere Seite mit einer großen Nase, kleinen, dunklen, blitzenden Augen unter ein Paar schwarzer Brauen und einem Munde von solcher Größe, daß er für zwei Personen von mäßigen Ansprüchen ausgereicht hätte, geziert sich zeigte. Was die Gesichtsfarbe anbelangt, würde sie einem Rothhaut-Indianer Ehre gemacht haben, denn sie gab das Ansehen, als wäre ein schwarzes Schaf mit rothem Ocker bemalt worden. Auf diesem reichen Boden entsprang und schwang sich herab ein langer dünner Schnurrbart nach Tatarenart. Die Kleidung war erträglicher als das Gesicht und bestand aus einem dunkelbraunen Wamms mit hellfärbigen Schlitzen und entsprechenden Plunderhosen; die Füße steckten in schweren Reiterstiefeln mit endlosen Sporen, den Gürtel zierte eine pikante Auswahl von Schneid- und Mord-Instrumenten und zwischen den Beinen hielt er sein langes Schwert. Der spitze Hut mit einer verblichenen, abgegriffenen, einst mit Golddrähten übersponnenen Schnur vollendete das ganze — man muß es dennoch so nennen — wildschöne Bild (Seite 89).

Ungemein viel hielt der Spanier auf seinen Schnurrbart — bigotes. Wohl Viele, die jetzt mit Stolz das keimende Schnurrbärtchen drehen, lassen es sich nicht träumen, daß diese Zierde ihres Antlitzes ursprünglich als ein speciell christliches Symbol getragen wurde. Als nämlich die Mauren in Spanien herrschten, waren Christen und Muselmänner so vermischt, daß sie sich selbst nur mit großer Mühe zu unterscheiden wußten. Hierdurch schien ihre Gesammtheit in Gefahr gebracht zu sein und sie sannen daher auf ein Zeichen, wodurch sie sich als Christen und Brüder in Gott auch äußerlich zusammenfinden könnten, um einander im Falle der Noth beizustehen. Daher ließen sie auf der Oberlippe einen kleinen horizontalen Haarstreif stehen und unter der Unterlippe einen

kleinen, senkrecht herabfallenden Busch von Haaren (Knebelbart, Fliege), wodurch die Form eines Kreuzes angedeutet werden sollte.

Und so wurde eigentlich der Schnurrbart das äußerliche Symbol des Christenthums; alle Kriegsleute und Diener der Kirche in Spanien trugen dasselbe in ihrem Antlitze zur Schau. Die spanische Bezeichnung des Schnurrbartes: „bigotes" leitet sich auf den Schwur „Bei Gott!" zurück, welchen die deutschen Haudegen, von denen sich Kaiser Karl V. über die Pyrenäen begleiten ließ, stets in dem von borstigen Haaren bewaldeten Munde führten; von diesem Ausrufe stammt auch die Bezeichnung „bigott" für übergroße Frömmigkeit her.

Und so spielte denn auch der Schnurrbart im spanischen Sprichworte seit Jahrhunderten bis heute eine große Rolle. Mit der Bezeichnung „Hombre de bigotes" (schnurrbärtiger Mann) war von jeher das Lob eines männlichen Charakters verbunden; „tene bigotes" (er trägt einen Schnurrbart), deutete an, daß der Betreffende ein muthiger, entschlossener Mann sei; und hieß es „Hombre de mucho bigote" (ein Mann von viel Schnurrbart), so war das das Musterbild eines allen Ansprüchen gerecht erscheinenden Mannes; er war ein schmucker, freigebiger Geselle, der bei Wein und Frauen und in der Frömmigkeit gewiß eher alles Andere war als — bigott. Das Höchste, was man aber von einem Manne sagen konnte, war: er sei ein „Hombre di bigotes al ojo" (ein Mann, dessen Schnurrbart bis zu den Augen emporgeht), es mußte dies ein ebenso ernster und tapferer, als kluger Mann, der Inbegriff aller Würde sein. Den kleinen Knebelbart auf der Unterlippe (Fliege) nannte man „el perillo" (das Hündlein). Als der berühmte Herzog von Alba sich in Geldnöthen befand, bot er einen seiner „bigotes" als Pfand für ein Anleben und diese Bürgschaft genügte damals!

Freilich ist der bei der heutigen spanischen Jugend so sehr beliebte gedrehte Schnurrbart (siehe die Estudiantina Figaro, studentische Musikgesellschaft und Wanderconcertisten der Neuzeit) nur noch ein schwacher Schatten seiner ehemaligen Blüthe. Früher hatte bei den Spaniern die Schnurrbartspitze meist einen halben Fuß Länge — der Schnurrbart dieser Gestaltung, dessen rasches Wachsthum man dem unablässigen Rauche feindlicher Kanonen zuschrieb, hieß „bigotes à la Fernandina" und es hat ihn der lebensvolle Pinsel des großen Diego Velasquez (geb. 1599, gest. 1660) oftmals unsterblich gemacht; der Name stammte vom Erzherzoge Ferdinand, dem ruhmgekrönten Feldherrn (gestorben 1657 als Kaiser Ferdinand III.) — und solch ein männlicher Schmuck wurde demnach auch gebührend gepflegt; ja man hatte sogar besondere Futterale, in welche vorzüglich während der Nacht der Schnurrbart gesteckt wurde, damit man dessen Pracht nicht ruinirte. Der berühmte Verfasser des Schelmenromanes, Quevedro Villegas, erwähnt im „Gran Tacano", daß solch ein Toilettengeräth ein ganz unentbehrliches Ding war. Es hieß bigotera (Schnurrbartschachtel), war innen mit Haaren gepolstert und wurde mit Bändern um die Ohren befestigt. Jedoch nicht nur Nachts wurde der kostbare Schnurrbart in das Gehäuse gesteckt; auch auf Reisen schützte man dieses Prunkstück männlicher Schönheit gegen Staub, Sonnenhitze und andere Unbill der Witterung durch das Futteral. Dieses jedenfalls originelle Toilettegeräth erhielt sich bis in das 18. Jahrhundert.

Auch den Deutschen gab die große Anzahl Spanier, welche mit Kaiser Karl VI. einwanderten, Anlaß zu allerlei Sprichwörtern, über deren Entstehung jedoch heute noch vielerlei unrichtige Meinungen existiren, so daß wir hier gerne dieselben berichtigen.

Das Sprichwort: „Mir kommt dies spanisch vor", stammt von dem Umstande, daß im kaiserlichen Schauspielhause öfter Komödien in spanischer Sprache aufgeführt wurden. Da diese nun wohl für die vielen Spanier, die

sich damals im Hofstaate befanden, verständlich, den übrigen Zuschauern jedoch häufig ganz unverständlich waren, so entstand in Wien die noch immer lebende Redensart, es komme Einem irgend etwas spanisch vor, um etwas recht Unverständliches zu bezeichnen.

Es ist aber ganz unrichtig, wenn das Wort „grantig" von dem Ernste und der Grämlichkeit der spanischen Granden hergeleitet wird, denn dieser Ausdruck kommt von dem altdeutschen „granne", d. h. weinen, greinen, üble Laune haben, verdrießlich, mürrisch sein, und bedeutet solches auch noch heute. Ebenso unrichtig ist es, das „Spargament" für spanisch zu halten; es ist italienischen Ursprungs und bedeutet Spargimento Ausstreuung, unverbürgtes Gerücht. Nicht minder ist der Ausdruck „Spampanaden" kein spanischer. Die spanpanata sind italienische Possen, Schwänke in denen ein prahlerischer Geck, der geprellt wird, eine Hauptrolle spielt, und so wollte man mit dem Ausdrucke „Spanpanaden machen", eine Person bezeichnen, welche allerlei lächerliche Prahlereien und Umstände zur Schau trägt.

Ganz besonders muß aber der noch heute cursirenden Meinung entgegengetreten werden, als stamme der „Einspanier" (Vorreiter bei Hof-Aufzügen) aus der Zeit Karl's VI., wo die Spanier am Hofe zu Wien so tonangebend waren, daß stets ein Spanier den Zug eröffnete. Es ist das Wort Einspanier der Localausdruck für einspännig, d. h. vereinzelt im figürlichen Sinne, und letzteres seit undenklichen Zeiten in allen deutschen Städten im Gebrauch. Einspänniger wurden von jeher die obrigkeitlichen Diener genannt, welche gewöhnlich beritten sind und einzeln in allerlei Verrichtungen gebraucht wurden, also reitende Boten, Einzelnreiter, auch in Schweden, wo es natürlich keine Spanier gab, Enspaennare genannt. Da nun ein solcher berittener Hofbote bei allen Festanlässen, Cavalcaden oder Einzügen als Ordnungsmacher, Wegweiser u. dgl. voran sich befindet, ist die localisirte Benennung „Einspanier" (nämlich ohne Span, Gespan, d. h. Gefährten) allein richtig nach obiger Erklärung zu deuten. Heißt ja im Mittellatein Hispanus ebenfalls der Gespan oder Gefährte. Es mag wohl auf Wahrheit beruhen, daß das Volk die armen Adeligen, welche bei Hofe erschienen, aber keine Knechte führten und daher ihre Pferde selbst besorgen mußten, spottweise „Einspanier", Einspännige hieß, aber es ist nicht minder unrichtig, wenn man aus dieser Spottbezeichnung den Namensursprung herleitet; Einspanier stammt immer und ewig von einspännig.

In jenen Tagen machte das Abenteuer eines jungen Spaniers, aus einer der angesehensten Familien, Namens Alvarez, ungeheures Aufsehen. Der junge Franz Anton Alvarez war im Jahre 1672 nach dem Tode seines Vaters in der Dauphinée geboren und drei Tage darnach starb auch seine Mutter. Nun kam die Waise unter die Vormundschaft eines Oheims väterlicher Seite, der wenig bemittelt war und selbst viele Kinder hatte. Um das Vermögen der Waise an sich zu ziehen, beschloß er in seiner Habsucht deren Ermordung. Selbst zu feige zur That, bestach er einen Bedienten, der, obwohl widerstrebend, doch von dem reichen Lohn gereizt, dem Kinde drei Dolchstiche in den Rücken versetzte. Das Geschrei desselben und sein dadurch erwachtes Gewissen vermochte ihn indeß das ruchlose Vorhaben nicht weiter auszuführen; er entfernte das Kind heimlich, ließ es heilen und übergab es dann einem Bauer, Namens Josef Lombard, in einem entlegenen Dorfe zur Erziehung. Der Vormund blieb jedoch in dem Glauben, der Knabe sei todt, und eignete sich dessen Güter zu. Es wurde an des Kindes Statt ein mit Lumpen gefüllter Sarg verscharrt.

Der Pflegevater des Knaben war ein Hugenotte (Spottname der französischen Reformirten, weil sie die Nachkommen des Königs Hugo Capet gegen

die Guisen vertheidigten, vielleicht auch theilweise verunstaltet aus Egnots, d. i. Eidgenossen). Er wanderte daher nach deren wiederbeginnender Verfolgung, welcher später der Widerruf des Edicts von Nantes folgte (1685), aus Frankreich aus und begab sich mit seinem Zögling nach Bern in der Schweiz, wo er bis zu dessen zwölftem Lebensjahre verblieb. Bald darauf starb der Pflegevater und Alvarez gerieth dadurch in große Noth, so daß er alle erdenklichen Mittel ergreifen mußte, um sein Leben zu fristen. Im Jahre 1690 kam er nach London, wo er die Barbierkunst erlernte und sich dadurch seinen Unterhalt erwarb. Die Art und Weise, wie er nach England gekommen, erscheint recht romantisch. Es soll ihn nämlich ein Kaufmann mit in die Türkei genommen und an einen Türken verkauft haben; der Türke endlich soll ihn wieder einem englischen Kaufmann überlassen haben, mit welchem er sodann nach London ging. In der Folge kam Alvarez nach Deutschland, heiratete zu Memmingen die Tochter eines angesehenen Mannes und stand unter dem Namen Monteglin als Hofmeister bei dem Grafen Philipp Ignaz von Breuner, dann als Stallmeister bei dem Baron von Marquard zu Prag in Diensten. Mit diesem letzteren begab er sich 1710 nach Wien und hier wurde im Jahre 1711 auf Veranlassung des englischen Großschatzmeisters Sidney Graf Godolphin (gest. 1712), der von seiner Lebensgeschichte unterrichtet war, durch den Jesuitenpater Theodosius Wolf am kaiserlichen Hofe sein hoher Stand entdeckt.

Graf Godolphin war auf eigenthümliche Art zur Kenntniß der Angelegenheit gekommen. Alvarez' Oheim hatte in seiner Familie viele Unglücksfälle erlebt, was dessen Gewissensbisse rege machte. Der Bediente suchte ihn zu beruhigen und gestand ihm, daß der junge Alvarez noch lebe. Der Oheim gab sich nun, jede Spur verfolgend, alle Mühe, seinen Neffen auszuforschen, was endlich zu London gelang; es erwiesen ja die Narben der drei Dolchstiche auf dessen Rücken die unwiderlegbare Identität. Er scheint aber doch nicht sofort in den Besitz seines Erbtheils gesetzt worden zu sein, da er kurze Zeit darauf in Breslau wegen angeschuldigter Wechselfälschung in Arrest genommen wurde. Doch kam seine Unschuld bald an den Tag. Alvarez begab sich, sobald er seinen wahren Stand erfahren, sofort nach Wien, um dem Kaiser Karl VI. und seinem Gönner dem Pater Wolf für die Sorgfalt zu danken, die auf die Erforschung seines Standes verwendet worden war. Der Monarch ließ ihm das von dem alten Marquis, seinem Oheim, überschickte Erbtheil, das an Werth 400.000 Gulden betrug, zustellen, und Alvarez kaufte dafür die Herrschaft Ratibor in Schlesien, wo er seine Tage in Ruhe und Zurückgezogenheit verlebte, ohne auf den ihm gebührenden Rang eines Granden von Spanien Anspruch zu machen, da er seine nicht ebenbürtige Gattin viel zu sehr liebte, um sich von ihr trennen zu wollen, was geschehen hätte müssen, wenn er nach der Etikette der spanischen Grandezza seine angeborene Würde hätte behaupten wollen.

Von ihm und seiner Familie verlautet weiter nichts mehr. In den Todtenlisten der Stadt Wien erscheinen folgende Persönlichkeiten dieses Namens: Johann Alfons Alvarez, Graf von Guerrero (geb. 1641, gest. bei den heil. drei Königen in der Josefstadt, Langegasse Nr. 27, alt 93, am 17. October 1725); ferner Ferdinand Emanuel Marquis Alvarez, kais. Rath und Regent des italienischen Rathes in Wien (gest. daselbst am 9. November 1739); Johann de Alvarez (geb. 1701, gest. bei Sonn und Mond am Platzl von St. Ulrich, heute Neustiftgasse 16, alt 59, am 16. März 1754); endlich Ernst Marchese Alvarez von Toledo, k. k. Hauptmann in Pension (geb. 1710, gest. am 19. März 1779 in der Josefstadt, Josefsgasse 8, alt 17.)

Reisen des Czaren Peter I. in Europa.

Ein zehnjähriger Knabe, hatte Peter der Große mit seinem Bruder Iwan im Jahre 1682 den Thron bestiegen; mit siebzehn Jahren siegte er über die herrschsüchtige Schwester Sophie und wurde Alleinherrscher; im fünfundzwanzigsten Jahre begann er die große Reise durch unsere Welttheile, um sich eingehend von Allem zu unterrichten, was zur Hebung seines Reiches von Vortheil sein könnte. Seiner Begleitung voraneilend, fuhr Peter in einem kleinen Fahrzeuge den Rhein hinab und erreichte am 7. August 1697 das erste Ziel seiner Wißbegier — die Hauptstadt Hollands, Amsterdam. Nicht ohne Grund meinte er, daß hier alle seinem Lande damals nützlichen Künste in höchster Blüthe zu finden sein müßten. Es war sein wahrer Rang keineswegs unbekannt geblieben und der Stadtrath bot ihm sofort ein mächtiges Haus zur Wohnung an, aber es litt ihn nicht daselbst und er suchte sich lieber eine kleine Wohnung auf dem Bauplatze der Admiralität aus, die er jedoch bald wieder verließ, um sich mit einigen jungen Russen incognito nach dem großen, schon damals durch seinen Schiffsbau berühmten Flecken Saardam (richtig Zaandam) zu begeben. Aber schon auf dem Wege dahin sah er sich wieder erkannt. Ein Saardamer Aalfischer fuhr an seinem Schiffe vorüber; die Russen erkannten in ihm einen früheren Mitarbeiter des Czaren, den Schmid Gerrit Kist, und riefen ihn an. Mit Erstaunen bemerkte der Mann den Czaren, der ihn freundlich anredete und unerkannt bei ihm zu wohnen begehrte. Kist erklärte zwar, daß seine Wohnung für die Aufnahme solcher Gäste viel zu eng und zu klein wäre, aber Peter war bereit, in's Hinterhaus zu ziehen, das dermalen eine arme Witwe bewohnte, und diese ließ sich gegen Zahlung von sieben Gulden bewegen, das Haus zu räumen.

Da der Tag, an welchem Peter ankam, ein Sonntag war, sah er sich, ohne etwas thun zu können, mit seinen Begleitern der Neugier der Müßiggänger bloßgestellt; aber es erregte in ihm die Menge von Mühlen und Maschinen, welche in Saardam zusammengedrängt war, solches Erstaunen und solche Bewunderung, daß er die Neugierde der Uebrigen bald vergaß. Er verschlang dies Alles mit den Augen, er wollte jedoch noch mehr, nämlich Alles innerlich, genau und in seinen kleinsten Theilen kennen lernen. Zu dem Ende hatte er das Gewand eines Schiffers angelegt, ging in seiner kurzen, rothen Friesweste und in langen Beinkleidern auf den Bauplatz und gab sich für einen Russen Namens Peter Michailoff, aus, der den Schiffsbau erlernen wolle. Man hatte keinerlei Grund, an seinen Angaben zu zweifeln oder gar ihn zurückzuweisen, und so wurde er auf dem Schiffswerft eines gewissen Rogge als gemeiner Zimmermann eingeschrieben, theilte die Gesellschaft, Kost und Speise seiner Kameraden, kleidete sich, arbeitete und schlief wie sie und zeichnete sich durch nichts aus, als durch Fleiß und Fassungsgabe. Er unterließ auch nicht, die Familien der in Rußland befindlichen Werftgenossen zu besuchen, trank z. B. bei der Mutter von Thomas Josias ein Glas Wachholder-Branntwein und genoß bei der Gattin des Jan Rensen ein kärgliches Mittagsmahl. Als die Frau des Arrier Melje nach ihrem Manne fragte, rühmte Peter denselben als einen tüchtigen Schiffsbauer, mit dem er zusammen gearbeitet habe. „Seid Ihr denn auch ein Schiffszimmermann?“ fragte die Frau verwundert, und der Czar bejahte dies mit großer Selbstzufriedenheit.

Während Peter sich noch ganz unbemerkt glaubte, schlief der Verräther nicht. Ein in Moskau lebender Holländer hatte seinem Vater in Saardam die

Person des Czaren so genau beschrieben, daß man diesen bald aus seinen Umgebungen herausfand, ganze Schaaren Neugieriger strömten somit, zu Peter's größtem Verdruße, herbei, um das Wunder zu sehen; selbst die Gassenjungen wurden auf ihn aufmerksam. Als er, um den Charakter dieser Race zu ermitteln, aus seinem Hute Obst unter sie streute, entstand ein Handgemenge und die Knaben warfen ihn mit Steinen. Der Bürgermeister glaubte dem Czaren eine Aufmerksamkeit zu erweisen, wenn er den Platz vor seinem Hause mit Wache besetze; aber Peter fiel durchaus nicht aus der Rolle und wollte von solcher Auszeichnung nichts wissen. Auch das äußere Betragen der Meister und Schiffsarbeiter änderte sich; es sah sich Peter nunmehr mit dem Titel „Excellenz" oder „Majestät" überrascht. Er gab indessen hinlänglich zu erkennen, wie er diesen Titel nicht haben wolle und so nannte man ihn denn „Meister Peter", ohne sich weiter in seiner Nähe großen Zwang anzuthun.

Die Nachricht von der Anwesenheit und dem Thun und Treiben des Czaren in Saardam schien in Amsterdam so unglaublich, daß man sogar Wetten einging. Zwei, früher in Moskau gewesene Kaufleute wollten dieselben lösen und fuhren zu dem Ende nach Saardam. Als sie den Czar erblickten, äußerten sie ihr Erstaunen. „Ihr seht es!" rief Peter trocken aus. Der Kaufmann Bloem (sprich Blum) bot dem Czaren ein geräumiges Haus mit seinem Garten an. Es wurde abgeschlagen, mit der Bemerkung: „Wir sind geringe Leute und mit unserer jetzigen Wohnung vollkommen zufrieden." Doch tafelte der Czar als Hausfreund sowohl bei Bloem, als auch bei einem anderen Kaufmanne Calf. Dabei machte er einst nach der Mahlzeit eine Wasserpartie, stieg vor einer im Bau stehenden Graupenmühle aus und arbeitete mit der Axt daran. Diese Mühle besteht noch jetzt und führt den Namen „der Großfürst".

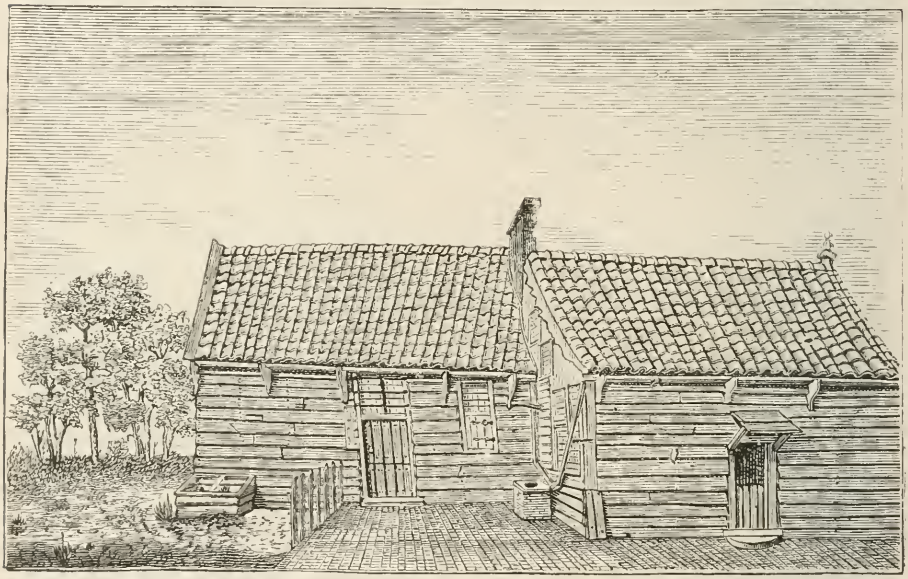
Theils um ungestört Wasserpartien machen, theils um dem Andrange der Neugierigen ausweichen zu können, hatte der Czar sich erst ein Boot, dann eine Yacht (Eilschiff) gekauft. Für das erstere hatte er nach langem Handeln vierzig Gulden und eine Kanne Bier gegeben, welche letztere gemeinschaftlich im Wirthshause ausgetrunken wurde, das Yachtschiff erwarb er für 450 Gulden. Er gab diesem Fahrzeug einen Vordermast von eigener Erfindung und schiffte nunmehr nach Amsterdam, wo er in seiner kleinen Wohnung auf einem selbstbereiteten Lager schlief. Am folgenden Morgen war er, wie jeder andere Taglöhner, die Axt auf der Schulter, an seiner Arbeit, ohne je der Letzte zu sein.

Es läßt sich denken, daß die Wasserfahrten ebenfalls nicht ohne Abenteuer abgehen konnten; es erregte die Verwegenheit des Czaren selbst bei den Seeleuten Erstaunen, und sie hätte ihm beinahe den Tod gebracht, als er einmal falsch in die Segel griff und das Schiff umschlug. Glücklicherweise kamen ihm noch herbeieilende Schwimmer rechtzeitig zu Hilfe. Größten Verdruß verursachte es ihm, wenn man vom Strande oder aus vorüberseglenden Schiffen ihn anstarrte. So warf er einem zu nahe heransegelnden Schiffer ein paar leere Flaschen entgegen und ein gewisser Martzen erhielt einst bei der Landung eine Ohrfeige — wornach man behauptete, es wäre dieser Mensch dadurch zum Ritter geschlagen und ihn auch stets „Ritter von Martzen" nannte.

Endlich wurde der Zudrang der Neugierigen dem Czar Peter so lästig, daß er den Flecken Saardam bereits nach einer Woche wieder verließ. Am Tage vor seiner Abreise sollte ein dem Kaufmann Calf gehöriges neues Schiff über einen Deich (Erdaufwurf an Flußufern) gewunden werden. Von diesem Schauspiele versprach sich Peter viel; als er aber bemerkte, daß Dächer und Fenster seinetwegen mit Zuschauern besetzt waren, blieb er zurück. Der Bürgermeister versprach, ihn so zu führen, daß er sehen könnte, ohne selbst gesehen zu werden, worauf sich Peter vergnügt zum Ausgange bereit machte; indem er aber die

Pforte öffnete und die Menge Volk sah, warf er die Thüre wieder zu und schrie wild: „Zu viel Volk! Zu viel Volk!“ — Am anderen Tage, einem Sonntage (15. August), hatte die Neugier eine Menge Menschen nach Saardam gezogen, wie fast kaum zur Zeit eines Volksfestes. Schon früh Morgens waren alle Zugänge zu Peter's Wohnung besetzt und das Gedränge nahm stündlich zu, ohne daß die Sicherheitswache den Haufen bändigen konnte. Mit Ingrimm sah der Czar den Weg zu seinem Schiffe gesperrt; mit Gewalt mußte er sich einen Weg bahnen. Nach allen Seiten stoßend und schlagend, stürzte er durch die dichte Masse und erreichte glücklich das Fahrzeug.

Wiewol es stürmte, zog er doch die Segel auf und kam, nach einer dreistündigen gefährlichen Fahrt, mit zerrissenem Tauwerk in Amsterdam an; aber auch hier waren ihm schon andere Fahrzeuge zuvorgekommen und neue Menschenmassen wogten ihm am Landungsplatze entgegen. Er drängte mit seinen Begleitern sich durch, und geschützt von der Stadtpolizei, langte er glücklich im Gesandtschafts-



Peter des Großen Wohnhaus in Saardam. (Seite 94.)

hause an. Die jetzt aus Westfalen ankommende Gesandtschaft wurde mit großer Feierlichkeit empfangen und bewirthet, und Peter sah sich nun wieder im Stande, einigermaßen incognito zu leben. Als der sächsische Gesandte sich Audienz bei ihm erbat, antwortete er: „Der Czar befindet sich in Rußland!“ Schauspiele und sogar Feuerwerke, die man ihm veranstaltet hatte, interessirten ihn nicht, denn seine Wißbegierde war edlerer Natur. Ihr genug zu thun, diente ihm der Bürgermeister Nikolaus Witten, welcher sich früher in Rußland aufgehalten und über einige Theile dieses Reiches Karten und Beschreibungen herausgegeben hatte, auch zu den Directoren der Ostindischen Compagnie gehörte und in mehreren Wissenschaften ausgezeichnete Kenntnisse besaß. Durch ihn wurde eine Wohnung in der Nähe der ostindischen Schiffswerfte gemiethet, auch ein kleines Fahrzeug zum Lehrlingswerk für den Meister bestimmt, der zur Erlernung des holländischen Schiffsbaues ein Kriegsschiff zu Stande bringen wollte.

In jener Wohnung sah man den Czaren früh Morgens aufstehen, dem gemeinsten Schiffer gleich die selbst eingekauften Nahrungsmittel kochen und seine Mahlzeit halten, ohne bestimmte Zeit. Es durfte Niemand ihn anders nennen als: „den Zimmermann Peter von Saardam", oder kurzweg: „Meister Peter". Als eines Tages in Gegenwart eines reichen Engländers einige Arbeiter ein schweres Stück Holz vorbeitrugen und der Werftmeister dem Zimmermanne Peter anzufassen gebot, stemmte dieser ohne Widerrede seine Schulter an und leistete Gehorsam.

Der Czar versäumte nichts, was seine Kenntniß des Schiffwesens und nebenbei auch die der übrigen Künste und Wissenschaften vermehren konnte. Bei einem Seegefechte, welches die Stadt Amsterdam veranstaltete und das für ihn ein angenehmes Schauspiel war, bestieg er eines der kämpfenden Fahrzeuge und lenkte es mit eigener Hand. Er besuchte die angekommene Wallfischflotte, stieg in den Thranräumen umher und unterrichtete sich von Allem, was diesen Gegenstand betraf. Er nahm Unterricht bei den Mathematikern Dam und Hartzocker, bei den Schiffsbaumeistern Vysselaer, Kardinaal, Rhenen und Gerrit Claesz Pool und bei dem Schiffszeichenmeister Adam Silo. Unter seinen Augen und indem er selbst mitarbeitete war eine Galeote (Halbruderschiff), oder, wie Andere wollen, ein Schiff von 60 Kanonen erbaut und ausgerüstet worden. Die Stadt Amsterdam schenkte es dem Monarchen und dieser schickte es im folgenden Jahre nach Archangel. Es wurde sorgfältig aufbewahrt, verbrannte jedoch unter Elisabeth Petrowna. Noch heute bewahrt das Archiv in Moskau das dem Czar ertheilte schriftliche Zeugniß Pool's über die erlernte Kunst.

Czar Peter der Große.

Bis heute steht in Saardam die Hütte, in welcher Czar Peter als Schiffbaulehrling gewohnt hatte (1842 wurde sie der Erhaltung wegen in ein anderes festes Gebäude eingeschachtelt; Bild Seite 96). Die zwei Stübchen, welche der große Czar bewohnte, sind noch unverändert und enthalten eine kleine Bibliothek, nämlich zwanzig dicke Bände voll von den Namen Derjenigen, welche diese denkwürdige Stelle besucht haben. Die glänzendsten dieser Gäste waren: Kaiser Josef II. (geb. 1741, gest. 1790); Gustav III., König von Schweden (geb. 1746, gest. 1792); Paul I., Kaiser von Rußland (geb. 1754, gest. 1801); Napoleon I., Kaiser von Frankreich (geb. 1769, gest. 1821), welcher das

Dorf Saardam im Jahre 1811 aus hoher Verehrung für Peter zu einer Stadt erhob; Kaiser Alexander I. von Rußland (geb. 1777, gest. 1825), der in Begleitung des Königs der Niederlande, Wilhelm I. (geb. 1772, gest. 1843) und dessen Gemalin Wilhelmine von Preußen (geb. 1774, gest. 1837) im Jahre 1814 dahin pilgerte und eine marmorne Platte eigenhändig über dem Kaminmantel einmauerte, welche die Inschrift trägt: „Petro Magno, Alexander Primus Benedictus Imperator. Hanc Lapidem ipse posuit". Neben einem Porträte Peter's des Großen steht die trotz ihrer Einfachheit monumental gedachte Inschrift: „Niets is den grooten man te klein". (Nichts ist dem großen Mann zu klein.) Auch der gegenwärtige Kaiser von Rußland, Alexander II. (geb. 1818), hatte im Jahre 1839, damals noch Thronfolger, das Häuschen Peter's in Saardam besucht und einen Vers in russischer Sprache mit Bleistift auf den Stein geschrieben, des Inhalts: „Die Engel des Himmels schweben über dieser bescheidenen Hütte; hier ersann der große Mann die Wohlfahrt seines Reiches; dies war die Wiege von Rußlands Größe". — Als Peter I. Saardam verließ, schenkte er jedem der sechs Kinder der Witwe, bei welcher er gewohnt hatte, einen silbernen Becher. Einer dieser Becher hatte sich, obgleich oft genug versetzt, bei einem armen Schiffszimmermann, Urenkel jener Witwe, erhalten, und wurde Alexander II. von dem Eigenthümer bei seinem Besuche 1839 überreicht. Der Becher wurde angenommen und sofort Anordnung für die fernere Versorgung des Mannes getroffen.

Das Haupt der Gesandtschaft, in deren Mitte er sich incognito begeben, war sein wahrhafter Freund und Günstling Franz Jakob Lefort, Feldmarschall und Minister (geb. in Genf 1652, gest. 1699), welcher wieder in seinem Gefolge den nachmalig so berühmten Feldmarschall Alexander Fürst Menzikoff (geb. als Sohn eines Bauers 1674, gest. 1729) hatte. Das Gesandtschafts-Gefolge zählte über 300 Personen, darunter waren 40 Freiwillige aus Rußlands mächtigsten Geschlechtern, und gegen 100 alt erprobte Soldaten in der grünen russischen Uniform. In des Czaren Begleitung befand sich auch ein Oesterreicher, dessen Leibarzt, kais. Rath Doctor Gregor Voglar (Oglar, wie er sich nannte Gregor Carbonarius de Wiesengg, zu Naklas in Ober-Krain am 12. März 1651 geboren, zu Krainburg am 2. Februar 1717 gestorben); ferner Peter's sogenannter „Kopfpolster", Namens Derfschick, der stete Begleiter des Czaren, welcher in schlechten Herbergen, wo nur Strohlager zu finden waren, während des Nachtlagers seinem Herrn als Kopfkissen dienen mußte.

Am 1. Juni 1698 traf Czar Peter in Dresden ein und besah mit besonderer Aufmerksamkeit alle dortigen Merkwürdigkeiten. Der Eindruck der Kunstwerke des Südens auf ihn war überraschend und in hohem Grade merkwürdig — der beste Beweis der ungeheueren Empfänglichkeit seines Riesengeistes auch für Dinge, die seinem bisherigen Ideenkreise noch so ferne lagen. Es zeigt sich dies später, bei Gelegenheit des Stapellaufes seines Schiffes, wo er den anwesenden vornehmen Russen eine Ansprache hielt, in welcher die merkwürdigen Worte vorkamen: „Ich vergleiche den Zirkelgang der Wissenschaften mit dem Blutumlauf im menschlichen Körper, und es ahnt mir, daß sie einst ihren Wohnsitz in England, Frankreich und Deutschland verlassen, sich einige Zeit bei uns aufhalten und alsdann wieder zurückkehren werden nach ihrer wahren, alten Heimat, nach — Griechenland".

In Dresden wurden für ihn keine Feierlichkeiten veranstaltet, denn der romantische Friedrich August II. war nicht anwesend, sondern in Warschau, wo er nach dem Tode des Königs Johann III. Sobieski (geb. 1629, gest. 1696) wider Franz Ludwig, Herzog von Bourbon, Prinz von Conty (geb. 1664, gest. 1709) zum Könige von Polen erwählt worden. Peter war ohnedies

mit dem ausdrücklichen Wunsche nach Dresden ganz incognito gekommen, daß Niemand ihn sehen solle. Er nahm seine Wohnung im Schloß, besichtigte noch in derselben Nacht die Kunstkammer und nahm am 2. Juni das Souper beim Landgrafen von Fürstenberg, woran auch auf seinen besonderen Wunsch fünf Damen, unter ihnen die Gräfinnen Königsmark (Aurora, geb. 1673, gest. 1728, eine ausgezeichnete Tonkünstlerin) und Löwenhaupt und Fräulein Hillig. Der Czar wurde in dieser Gesellschaft so heiter, daß er sich als Virtuos auf der Trommel hören ließ. Am Abend des folgenden Tages war Tanz im großen Garten und am 4. Juni Fahrt auf den Königstein.

Bauernwirthschaft am kaiserlichen Hofe in Wien.

Von Dresden ging Peter nach Prag, welche mit Recht eine Stadt ohnegleichen im deutschen Land und wohl auch in anderen Ländern, durch ihre Lage ein zweites Rom oder Jerusalem und eine rechte Königswitwe genannt wird. Prag schien auf ihn den größten Eindruck zu machen. Des böhmischen und polnischen Dialects ziemlich mächtig, sprach er ein merkwürdiges, damals von Wenigen, seinem ganzen Umfange nach begriffenes Wort aus, und zwar darüber, „wie es hier binnen siebzig Jahren doch gelungen sei, einer fremden Sprache, Sitte und Cultur überwiegenden Eingang zu verschaffen und dieses alte slavische Heldenland zu verdeutschen". Ueber Iglau und Znaim kam er am 26. Juni 1698 nach Wien an die Donaubrücken, die noch aus der alten Hussitenzeit her „am Tabor" heißen.

Kaiser Leopold I., der Großvater Maria Theresiens, und die Männer seines Hofes hatten seit den ersten Schritten, wodurch sich der junge Czar bemerkbar machte, ihm die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Dieses hatte übrigens noch einen guten politischen Grund, denn Peter's Haß gegen die Türken war bekannt, und ein solcher Gegner durfte die Pforte, mit welcher damals noch blutig gekriegt ward (erst 1699 wurde der Friede von Karlowitz geschlossen) wohl hinlänglich beschäftigen. Darum ward der jugendliche Czar in seinen ersten Kriegszügen gegen die Türken bereitwillig von Oesterreich unterstützt, und als die Nachricht eintraf, daß sich die Gesandtschaft Peter's Wien nähere, wobei übrigens allbekannt war, daß Peter I. selbst incognito dabei sei, wurden alle Anstalten getroffen, dieselbe auf das glänzendste zu empfangen.

Schon mit Anfang Mai begannen von Seite des Hofes die diesfälligen Vorbereitungen. Das gräflich Königsegg'sche Gartenpalais in Gumpendorf (heute Bezirk Mariahilf, Gumpendorferstraße Nr. 76, Kaserngasse Nr. 1, alt 395, später Grenadierkaserne und Brauhaus) nebst mehreren Nebengebäuden ward zur Wohnung des erlauchten Gastes und seines Gefolges hergerichtet und nach dem damaligen Geschmacke prächtig möblirt; die Grafen von Rottal und Wels und der Freiherr von Gerstendorf wurden als Hofcommissäre an die böhmische Grenze gesendet, um dort die Gesandtschaft zu empfangen und zehrungsfrei in die Hauptstadt zu geleiten.

Am 12. Juni begab sich Kaiser Leopold vom Lustschlosse Laxenburg in den Sommerpalast Favorita (heutiges Theresianum), um dort die Ankunft des Czaren zu erwarten. Auch die Neugierde der Bewohner auf die nordischen Gäste war äußerst gespannt, und als die Ankunft der Ambassade für den 26. Juni Nachmittags angekündigt ward, füllte schon in den Nachmittagsstunden

eine zahllose Volksmenge die Gassen und Plätze, welche, wie man wußte, der Zug berühren mußte. Die Bürger selbst, reich und streitbar, wie sie es während der zwei türkischen Belagerungen wahrhaftig bewiesen, hielten in langen Reihen zu Pferd und zu Fuß. Von allen Seiten schallte Musik durch den schönen warmen Abend. Schon um zehn Uhr Vormittags war der ganze Wiener Adel und Viele vom diplomatischen Corps in glänzenden Carossen entgegengezogen, ihnen folgte ein langer Zug kaiserlicher Prachtwagen, nachdem sie der Oberststallmeister Graf Ferdinand Bonaventura von Harrach (geb. 1637, gest. 1706) besichtigt hatte, um die Gäste zu empfangen. Gegen acht Uhr trafen sie am Tabor ein, bestiegen die ihnen entgegengesandten kaiserlichen Wagen und hielten nun unter einem mächtigen Fackelzuge die feierliche Einfahrt vom Tabor durch die Leopoldstadt, über die Schlagbrücke, durch die Rothenthurmstraße, über den Stefansplatz, durch die Kärntnerstraße, zum Kärntnerthore hinaus nach Gumpendorf. In dem Hauptgalawagen saß Lefort als Großbotschafter, an seiner Seite als „Gesandtschaftscavalier" der Czar, der strenge sein Incognito beobachtete. Alles gefiel ihm wohl, nur waren ihm viel zu wenig Trompeter und Pauker und sehr ungern vermißte er die vielgeliebten Sackpfeifer.

Es sei uns erlaubt, diesbezüglich hier einzuschalten, daß es Peter dem Großen von Jugend auf an Gelegenheit gefehlt hat, andere als die rauheste Musik von Trommeln und Pfeifen, der gemeinen Balaleika (zweisaitigen Zither), des bäurischen kurzen Kuhhorns und als das feinste eine ukrainische Pandura (dreisaitige Mandoline) zu hören. Auf seinen Reisen gefielen ihm auf den Kirchthürmen die Chöre von Musikanten auf Zinken und Posaunen. Diese altväterische Kirchenmusik, die nur zum Blasen geistlicher Lieder auf den Thürmen gebraucht wurde, machte er zu seiner Tafelmusik. Hierauf liebte er die Regimentsmusik von blasenden Instrumenten, auch die Glockenspiele auf den Thürmen. Endlich fiel er durch seinen öfteren Aufenthalt in Polen auf den Geschmack an der ordinärsten polnischen Musik, an den „polnischen Bock" (mit Bocksfell überzogene Sackpfeife, Dudelsack) oder sogenannten Bockspfeife, die er besonders gern hörte und sich noch in den letzten Jahren seines Lebens so sehr daran zu ergötzen pflegte, daß er nicht nur sein eigenes Bockspfeifer-Chor hielt, sondern auch selbst etwas zur Lust auf dem Bock spielen gelernt hatte. Die zuletzt erwähnten besonderen Arten von Musiken hatten sich bei dem Monarchen so festgesetzt, daß sie die italienische und französische Musik, welche letztere er ohnedem gar nicht leiden mochte, immer von ihm abhielten und ihr den Weg nach dem Hofe, so lange er lebte, versperrten. Als Peter I. im Jahre 1711 im Sommergarten zu Petersburg öffentliche Concerte einrichtete, mußte der Kapellmeister (ein Soldat) der Ordnung und größeren Sicherheit wegen den Takt auf einer ungeheuren türkischen Trommel schlagen, dabei schlug er aber nicht selten auch den oder jenen Vierteltakt auf den Kopf oder Rücken irgend eines seiner ungeschickten Kameraden, wobei er dann selbst nicht selten aus dem Takte kam und aus Eifer die Verwirrung nur vergrößerte.

Czar Peter langte nach 9 Uhr Abends in seinem Palast an; es verstattete ihm aber sein reger Geist nur kurze Ruhe. Er brannte vor Ungeduld, den Kaiser noch an diesem Tage zu sehen und zu sprechen, und Leopold begegnete gern seinem Verlangen. Um 10 Uhr ward der Czar, nebst dem Großbotschafter Lefort, im größten Incognito, von dem Grafen Thomas Czernin, kais. Vicekanzler, durch den Favoritengarten, über eine heimliche Treppe zum Willkomm und zu einer Unterredung in das Cabinet des Kaisers eingeführt, wo die Majestäten bis gegen Mitternacht beisammen blieben. Die würdevolle Güte des Kaisers machte den tiefsten Eindruck auf den jungen Czaren und die innigste Freundschaft war in diesem Augenblicke begründet.

Schon am frühesten Morgen des anderen Tages (27. Juni) begann der Czar in deutscher Kleidung, begleitet von dem Grafen Maximilian Martinitz, seine Besichtigung aller Merkwürdigkeiten Wiens. Er machte für's Erste einen Gang um die ganze Stadt, verweilte mit besonderer Aufmerksamkeit bei den seit der türkischen Belagerung 1683 wieder hergestellten Festungswerken, besonders an den berühmten Ravelinen vor dem Burgthore und an der Löblbastei, welche letztere durch seine standhafte Vertheidigung selbst noch als Trümmerwerk von dem Großvezir den Beinamen „Zauberhaufen" erhalten hatte. Zu seiner Begleitung hatte man ihm den berühmten Schützen Heinrich Friedrich Freiherrn von Kielmannsegge (geb. 1635, gest. als kais. Vice-Hofjägermeister 1708) mitgegeben, der, selbst einer der tapfersten Vertheidiger dieser Bollwerke, dem Czar die Geschichte der ewig denkwürdigen Kämpfe ausführlich erläuterte. Dann besuchte Peter den Stadtcommandanten, Retter und Erhalter Wiens in jener gräßlichen Belagerung, den Grafen Ernst Rüdiger von Starhemberg (geb. 1635, gest. 1701) in seinem Hause in der Krugerstraße (heute Nr. 10, alt 1013), der sich sofort der Begleitung anschloß. Hierauf ward die Stefanskirche besichtigt, der Thurm erstiegen, endlich wieder nach der Favorita gegangen, wo ihn die Kaiserin Eleonora und der zwanzigjährige König Josef empfingen.

Der Hauptgegenstand seiner Unterredungen mit dem Kaiser, dem Grafen Starhemberg, dem obersten Kanzler Grafen Franz Ulrich Kinsky (geb. 1634, gest. 1699) und dem Vicekanzler Grafen Dominik Andreas Kaunitz (geb. 1655, gest. 1705, Großvater des berühmten Ministers unter Maria Theresia und Josef II.) war der gemeinsame Krieg gegen die Pforte. Land und Häfen an der Ostsee, an den Ufern des Caspischen Meeres waren die Angel von Peter's großen Entwürfen. Rüdiger von Starhemberg, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, der Brandenburger, und die geliebten Holländer hatten ihm die Ingenieure gegeben, mit denen er Asow bezwungen hatte (1696). Der Bau von Taganrog zeigte in der Folge seine Ansicht noch deutlicher und des Divans fatalistischer Stumpfsinn wunderte sich doch ein wenig, als von dorther die erste neu erbaute russische Fregatte, zwar nur zu friedlicher Kaufmannschaft, vor Constantinopel einlief.

Peter brauste indeß gewaltig auf über die Geneigtheit des Wiener Hofes, den türkischen Friedensanträgen Gehör zu geben. Er citirte dagegen die Siege Dolgoruky's und Mazeppa's bei Oczakow, Piccolomini's abenteuerlich glänzende Erfolge in Bosnien, Rumelien und Bulgarien, die Bewegung der Armenier, die den ritterlichen Pfalzgrafen Johann Wilhelm (geb. 1658, gest. 1716, Bruder der Kaiserin, Stifter der Düsseldorfer Gallerie) zum Könige begehrten; die von allen christlichen Mächten aufgerufene Insurrection der Griechen, die in Kurzem gewiß thätigeren Fortschritte Venedigs in Morea und auf den Inseln, und seinen eigenen festen Willen, alle Kraft Rußlands wider den Erbfeind der Christenheit aufzubieten. Dagegen klagten die österreichischen Minister über die Schläfrigkeit Polens und Venedigs. Aber der wahre Grund der Geneigtheit des Wiener Hofes zu dem wenige Monate darauf wirklich abgeschlossenen Karlowitzer Frieden (26. Januar 1699) war — das stündlich bevorstehende Erlöschen der spanischen Linie des Hauses Habsburg. Der geistesarme und Geister sehende Karl II. (geb. 1661, gest. 1700) siechte immer mehr dem Grabe entgegen, und dann war die reichste Erbschaft auf der weiten Erde ledig: Spanien und die Neue Welt, Neapel und beide Sicilien.

Das Diner war im Königsegg'schen Gartenpalast; unter den geladenen Gästen zeigten sich welthistorische Namen: Prinz Eugen von Savoyen, Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg, Prinz Max von Hannover, der

österreichische Krösus Hanns Adam Fürst Liechtenstein u. s. w. Den Abend dieses Tages widmete der Czar seinem Reisetagebuche, das er ordnete und bereicherte.

Am nächsten Morgen (28. Juni) fand ein Spazierritt des Czaren in Begleitung Lefort's, Starhemberg's und Liechtenstein's statt; es ging in die nördlichen Umgebungen Wiens und zu dem Schauplatze der Befreiungsschlacht am 14. September 1683. Ueberhaupt schien die Geschichte dieser Belagerung und der Schlacht des Entsatzes den Czaren ganz besonders zu interessiren. Der Weg ging zuerst nach dem Kahlenberg; hier erklärte man ihm die Stellung des Befreiungsheeres, wie das Centrum des Heeres, die Reichstruppen und Bayern, hier auf dem Kahlenberg, der linke Flügel, die Sachsen unter Caprara, auf dem Leopoldsberge, der rechte Flügel, die Polen, auf den Höhen gegen Dornbach gestanden hätten. Nachdem der Czar sich an der herrlichen Aussicht geweidet hatte, stieg man hinab und zeigte dem König die Hohlwege des Nußberges und Heiligenstadts, den Platz der großen türkischen Batterien ober dem Hohlweg von Döbling, wo jener welthistorische Tag seine Entscheidung fand, und die Türkenschanze. Ueberall redeten noch die Steine von jenem blutigen Tage. Die Dörfer Grinzing und Heiligenstadt waren nur erst theilweise aus den Trümmern erstanden.

Um zehn Uhr Morgens war der Czar schon wieder in Wien und besuchte mit Lefort und dem Grafen Theodor Alexiewicz Gallowin, kaiserlich russischer Großkanzler, Großadmiral und Gesandter in Wien, welch' Letzteren sein Secretär Baron Peter Schaphirow (der spätere Vicekanzler, Gefangener in Sibirien, gest. 1739) begleitete, die kaiserliche neue Gruft bei den Kapuzinern auf dem Neuen Markt. Die letzte der damals beigesetzten Leichen war die der Erzherzogin Eleonore (geb. 1653, Witwe des Königs Michael Koribut von Polen, in zweiter Ehe, 1678 vermält mit dem Helden Karl von Lothringen, gest. in Wien am 17. December 1697), die also erst vor sechs Monaten in die Gruft gebracht worden war. Der Czar besichtigte auch Kirche und Kloster, sowie den damals schon kränkelnden berühmten Pater Marcus von Aviano, Beichtvater Sobieski's und Leopold's I. (geb. 1631, gest. 1699), der durch die Heiligkeit seines Wandels und seine Sehergabe allgemein verehrt war.

Darauf speiste der Czar mit Lefort, Gallowin und Mosnitschin beim Fürsten Adam Liechtenstein. Nachmittags fand eine Lustfahrt auf der Donau statt, wobei die großen Donauschiffe der kaiserlichen Kriegsflottille (bereits Seite 75 besprochen) die eingehendste Aufmerksamkeit des Czaren erregten. Der Abend war wieder Geschäften gewidmet.

Am 29. Juni, seinem Namenstage, begab sich der Czar in die Universitätskirche zur Predigt in böhmischer Sprache des Jesuitenpaters Wolf (kaiserlicher geheimer Rath, ein Westfale und geborener Freiherr von Lüdingshausen, dem später 1701 das preußische Haus die Anerkennung der Königswürde verdankte). Pater Wolf erkannte, trotz seines Incognitos, alsbald den russischen Czaren, und am Schlusse der Predigt, welche als Thema den Apostelfürsten Petrus behandelte, fügte er bei: „und wie der Allmächtige dem Apostelfürsten Petrus die Schlüssel des Himmelreiches anvertraute, so möge er auch jetzo dessen ruhmgekrönten Namensgenannten Peter den Hauptschlüssel verleihen, das türkische Reich zu eröffnen!" — Diese Anspielung gefiel dem Czaren so sehr, daß er sich den Pater Wolf zu seinem beständigen Begleiter erbat. Derselbe mußte ihn in die Jesuitencollegien zu St. Anna und den sogenannten oberen Jesuiten am Hofe führen und ihm alle Institutionen des Ordens, der Collegien und Profeßhäuser, wie der Missionen zu den Heidenvölkern auseinandersetzen, was den Czaren ungemein zu interessiren schien, so daß er nicht abließ, bis der Pater auch mit ihm auf

der Donau nach Preßburg fuhr und ihm über Ungarn, über die dortigen Griechen und Rusniaken und namentlich über die projectirte große Einwanderung der Armenier und Serben alle gewünschten Aufschlüsse gab. Dagegen legte Czar Peter eine bewunderungswürdige Kenntniß der politischen Verhältnisse des herrlichen Reiches, sowie der wahren Grundursachen der Tököly'schen und Rakoczy'schen Unruhen an den Tag. Beim Besuche des Oberschiffmeisters in der Wiener Leopoldstadt stellte Peter an denselben unzählige Fragen über die Donauschiffahrt und deren ungeheuren Aufschwung, wenn Constantinopel wieder an einen christlichen Monarchen fiele und das Kreuz auf der Sophienkirche prangen würde. Der Czar besuchte auch das herrliche Baden und verweilte dort durch vier Tage zum Gebrauche von dessen Heilquellen. Von Wien entsendete er mehrere seiner Begleiter an die Orte ihrer ferneren Ausbildung für den Krieg zu Land und zur See, nämlich nach Italien zum Galeerendienste Feodossij, Sklajew, Werestschagin, Molar unter Aufsicht des Doctors Peter Pustnikow, und nach Berlin zum Artilleriedienste: Buscheninow, Nowiczkoi, Karmetschin, Ossezyn, Semenj, Narischkin, Alexei und Iwan Golowkin, die Fürsten Assip und Anika Schtscherbatow nebst Matwejew, Bylezkoj, Johann Weide und Peter Larion.

An seinem Namenstage empfing ferner Czar Peter, trotz des angenommenen Incognito und mit sichtbarem Vergnügen, die Glückwünsche des gesammten höheren Adels, der in Galatracht erschien. Er war überhaupt den ganzen Tag sehr heiter, sang russische Liedchen, scherzte mit seinem Gefolge u. s. w. Mittags war Tafel bei König Josef und Abends veranstaltete der Letztere dem Czaren zu Ehren in dem festlich erleuchteten Gartensaale in Gumpendorf ein ausgezeichnetes Concert von der vortrefflichen Hofkapelle des Kaisers unter Leitung des Hofkapellmeisters Fux, ausgeführt von 170 Künstlern. Es erschienen dabei 319 Damen und eben so viele Cavaliere in der größten Gala. Das reich besetzte Instrumentalconcert, das erste, welches er in seinem Leben hörte, versetzte ihn in unsägliches Erstaunen; er begleitete dasselbe manchmal durch grimmiges Auf- und Niedergehen, durch lautes Lachen und durch russische Volkslieder, die er mitten d'rein sang. Gegen zehn Uhr Abends ward unter Trompeten- und Paukenschall ein imposantes Feuerwerk entzündet. In großen Flammenlettern prangte dabei das V. P. Z. M. (Vivat Petrus Zaar Moscoviae), was Peter mit lautem Aufjauchzen begrüßte. Mit einem Worte, er schwamm in Vergnügen und genoß die Freude dieses Tages im vollsten Maße.

Obschon er erst um fünf Uhr des Morgens zur Ruhe ging, war er doch am nächsten Tage (30. Juni) schon um acht Uhr wieder auf den Beinen; er besuchte mehrere Handwerksladen, besprach sich über ihre Erzeugnisse mit Starhemberg, welcher ihn begleitete, machte viele Notizen in seine Brieftasche und war überhaupt unermüdet, sich zu belehren. Am Mittag fühlte er sich indessen etwas unwohl und blieb diesen Tag, den 1. und 2. Juli zu Hause; am letztgenannten Tage hütete er sogar das Bett. Er war äußerst ungeduldig und die ihm zugesendeten Hofärzte hatten ihre liebe Noth mit ihm. Am 3. Juli ging der Czar bereits wieder in's Freie. Er begab sich in den kaiserlichen Marstall, wo er sich über die Art zu reiten, die Bezäumung, Sattlung und Pflege der Pferde in das genaueste Detail einließ. Er ließ sich die ganze spanische Schule produciren und bestieg selbst mehrere Pferde, wobei er sich als trefflicher, aber äußerst verwegener Reiter zeigte. Besonders gefiel ihm ein schöner arabischer Schimmel, an welchem er viele Aehnlichkeit mit seinem Leibpferde Zuleima fand. (Er war ein besonderer Liebhaber arabischer Pferde; die Schimmelstute Zuleima starb während seiner Reise in Moskau, worauf er ein anderes ähnliches Thier kaufte, Lysinka genannt, das er durch lange Jahre in allen seinen Schlachten, namentlich bei Pultawa,

ritt.) Auch die Sattel- und Gewehrkammern zogen seine Aufmerksamkeit im hohen Grade an. Unter den Besuchen der folgenden Tage bemerkte man jenen des kaiserlichen Zeughauses (am 5. Juli), wo besonders die großen metallenen Steinbüchsen, welche die Türken bei der letzten Belagerung zurückließen, die Turnierharnische und Rüstungen der Kaiser, das Ledercollet des bei Lützen gebliebenen Schwedenkönigs Gustav Adolph seine Aufmerksamkeit anzogen. Letzteres nahm er in die Hand und betrachtete es lange.

Am 8. besuchte er die kaiserliche Schatzkammer und die Hofbibliothek; am 9. die Gemäldegallerie, wo ihm besonders die Niederländer Volksstücke sehr gefielen; dabei erzählte er dem ihn begleitenden Fürsten Adam Liechtenstein Vieles von seinem Aufenthalte in Saardam. Den ganzen 10. Juli widmete er den Buchdruckereien und ließ sich sowohl die Papier-Fabrication erklären, als das typographische Verfahren bis in das kleinste Detail zeigen. Er setzte selbst einige Zeilen und druckte einen Bogen, welchen er dann mitnahm, nachdem er das Personal reichlich beschenkt hatte.

Maler Kupetzky. (Seite 110.)

Den Glanzpunkt der dem Czaren erwiesenen Aufmerksamkeiten von Seite des kaiserlichen Hofes bildete die für den 11. Juli anberaumte große Abendfestlichkeit, eine sogenannte „Wirthschaft" in der Favorita. Wir haben schon erwähnt, daß diese Art von Maskenbelustigung, wo immer der Veranstalter als Wirth erschien, um gleichsam die übrigen Masken in seinem Wirthshause zu empfangen, damals an den Höfen üblich und sehr beliebt gewesen. Der Czar verwendete den Vormittag dieses Tages zu Besuchen beim Prinzen Eugen, beim Prinzen Max von Hannover und zur Besichtigung der Universität. Die Festlichkeit in der Favorita begann um 8 Uhr Abends. Es erschienen in dem Gartensaal derselben 82 prächtige Charaktermasken, und zwar in folgender Ordnung, wie sie auch später zu Tische saßen: Der Wirth (Kaiser Leopold), die Wirthin (Kaiserin Eleonora). Alte Deutsche, Spanier, Polen, Venetianer, Niederländer, Griechen, Türken, Armenier, Aegyptier (König Josef I. mit der Gräfin Trann), Tataren, Indianer, Schäfer, Zigeuner, Gärtner; spanische, englische, schwäbische Bauern (die Bäuerin war die Gemalin Rüdiger's Starhemberg), friesländische Bauern (Czar Peter mit der Gräfin Johanna Thurn), hannoveranische Bauern, Marktschreier, Ungarn, Franzosen, Moskowiten, Croaten, Schweizer, Römer (Graf Rüdiger von Starhemberg), Perser, Afrikaner, Chinesen, Mährer, Nürnberger Brautpaar, Soldaten, Pilger, Jäger, Straßburger, welsche, französische, holländische Bauern, Sklaven, Mohren, Juden. Erzherzogin Elisabeth erschien als Tatarin, Maria Anna als holländische Bäuerin, Maria Magdalena als Straßburger Bäuerin, Josefa als Jüdin, Erzherzog

Karl (nachmals Vater Maria Theresiens) als Niederländer, Prinz Leopold Josef von Lothringen (Vater des nachmaligen Gemals Maria Theresiens) als wälscher Bauer. Außerdem erschienen noch ein Kellner und eine Kellnerin, ein Rauchfangkehrer, ein Thorwärtel und etwa dreißig Diener (ohne Damen), — unter diesen Letzteren waren Prinz Engen von Savoyen und mehrere russische Cavaliere.

Mit dem Schlag acht Uhr zogen diese, sämmtlich von den ersten Adeligen des Reiches vorgestellten Masken, unter dem rauschenden Schall der Musik in den Gartensaal. Wohin das Auge blickte, sah es Gold und Edelsteine. Hof und Adel zeigten vor dem nordischen Herrscher den ganzen Glanz ihres Reichthums, Garten und Palast flammten in magischer Beleuchtung. Es begann sodann wieder ein ausgezeichnetes Concert, darauf begab man sich in den Speisesaal. Da ging es hoch her in rauschender Lust und die Hauptscene fand nun statt, welche einen hervorragenden geschichtlichen Moment für alle Zeiten bildet.

Alchymist Böttger. (Seite 131 bis 135.)

Es erhob sich nämlich unter Trompeten- und Paukenschall der Wirth, Kaiser Leopold, trat dann, einen herrlichen Krystallpokal in der Hand, zu dem friesländischen Bauer, dem Czar Peter, und sprach: „Der Wirth zum schwarzen Doppeladler bringt Dir die Gesundheit des Czaren von Moskau!“

Alsbald sprang auch der Czar auf, nahm dem Kaiser den Pokal aus der Hand, stürzte ihn auf einen Zug aus und sprach in recht gutem Deutsch: „Ich kenne den Czar von Moskau in- und auswendig! Er ist dem römischen Kaiser so ergeben, daß, wenn auch pures Gift in diesem Becher wäre, er ihn doch flugs austrinken würde!“ Damit wollte er dem Kaiser das Glas wieder überreichen; aber dieser wies es mit der scherzhaften Aeußerung zurück: „Da er ihm gar nichts im Glase gelassen, so möge er es auch nicht und wolle es hiermit dem Bauer geschenkt haben!“ Dieser nahm es mit Dank und Freude an, versicherte: „So lang ich lebe, soll mein Herz beim Anblick dieses Bechers Ihro kaiserlichen Majestät zu Diensten stehen!“ Dann näherte er sich dem römischen König mit den Worten: „Eure Majestät sind noch jung und können den Trunk besser vertragen, als Ihr Herr Vater“. Er nöthigte ihn hierauf, acht Gesundheitsgläser hintereinander zu leeren.

Glanz und Freude paarten sich übrigens gleichsam bei diesem Feste. Besonders waren sämmtliche Herrschaften mit so unermeßlich viel Edelsteinen geschmückt, daß der französische Gesandte Ludwig Hector Marquis von Villars (geb. 1653, gest. 1734) in seiner bekannten Unbescheidenheit zum Fürsten

Liechtenstein sagte: „Ich hätte doch nimmermehr geglaubt, daß mein König so viele Edelsteine in Deutschland gelassen hat!"

So beliebt und angesehen auch Czar Peter am Kaiserhofe war, mußte er doch dem zum Theile höchst sonderbaren Schmiegen seiner Gesandtschaft in die Formen der kaiserlichen Etikette als Augenzeuge beiwohnen. So durften z. B. die moskowitischen Geschenke, bestehend aus einem schwarzen Fuchspelz, dessen Haare nach allen Seiten Strich machten, einem großen Zobelpelz für den Kaiser und viel anderem Pelzwerk, Pferdezeug, Gold- und Silberbrocat u. s. w. nicht, wie die Gesandten es begehrten, auf einen Nebentisch, sondern sie mußten zu Füßen des Kaisers auf die Stufen des Thrones gelegt werden. Ebenso ward den Gesandten auch die Forderung, in den Vorgemächern sich bedecken zu dürfen, rund abgeschlagen, obschon sie sich auf das einem ehemaligen moskowitischen Gesandten bereits zugestandene Recht dieser Art beriefen. Der einzige Lefort war so frei, die Mütze, wie um sein Recht zu zeigen, einmal aufzusetzen, aber sofort von selbst so bescheiden, sie den Augenblick wieder abzunehmen.

Nach aufgehobener Tafel begann der Tanz. Derselbe währte bis vier Uhr Morgens, wobei sowohl der Kaiser als der Czar bis auf den letzten Mann aushielten. Czar Peter war fröhlicher, als man ihn je gesehen; er tanzte unermüdet, sang russische Liedchen, die Damen im Kreise und halb in Lüften schwenkend. Seine auserkorene friesländische Bäuerin, die ungemein liebliche und reizende Gräfin Johanna Thurn, wollte der Czar gar nicht von seiner Seite lassen. Es waren ihm ferner die Schnürleiber der Damen etwas ganz Neues und er scherzte darüber, indem er lachend bemerkte, daß die Damen hier so „harte Beine" hätten. Erst am lichten Morgen trennte sich die fröhliche Gesellschaft.

Czar Peter schlief nur zwei Stunden, dann beförderte er schon wieder Depeschen nach Rußland, schickte acht Personen seines Gefolges mit der Post nach Venedig und nach Rom, um dort seine nahe Ankunft zu melden. Er selbst ging noch denselben Vormittag in Begleitung von sechs Personen nach Baden, um dort einige Tage das Bad zu gebrauchen. Er wohnte daselbst im Augustinerkloster, dem damaligen gewöhnlichen Absteigequartier des Hofes. (Das Kloster war 1285 gegründet worden, noch heute sind einzelne Theile des Kreuzganges erhalten.) Am 17. Juli kam der Czar wieder nach Wien zurück. Hier begann er sogleich wieder seine vorige Lebensweise, besuchte Vormittags und Nachmittags öffentliche Anstalten, Handwerksstätten u. s. w., verweilte stundenlang, wo er irgend etwas fand, worüber er sich unterrichten lassen wollte, und war unermüdlich im Fragen und Forschen. Auch hier ließ er von Allem, was ihm sehenswerth schien, Modelle anfertigen, um sie nach Rußland zu schicken. Acht Jünglinge seines Gefolges gab er in Wien zu Meistern in die Lehre, mit reichlicher Belohnung für die Lehrherren, welche den größten Fleiß auf deren Unterricht verwenden sollten. Den Jünglingen gab er liebevoll väterliche Lehren, ihre Kenntnisse möglichst auszubilden zum Nutzen des theuren Vaterlandes.

Auf einem dieser Spaziergänge hatte der Czar Gelegenheit, einen ganz eigenthümlichen Act von wienerischer Gerichtspflege zu beobachten. Der Rathsherr und Stadtrichter Johann Franz Peickhard war, als er über den Hohen Markt nach dem Rathhause ging, von dem bissigen Bulldog, Eigenthum des Johann Hammer, Kunst- und Blumengärtner des Prinzen Eugen von Savoyen (er war der Großvater des berühmten Orientalisten Josef von Hammer-Purgstall), in die Wade gebissen worden. Daraus entspann sich ein Anklagestreit, der mit dem Urtheile endete: wasmassen der Eigenthümer des Hundes den Rathsherrn nicht selbst gebissen, sei derselbe straffrei zu erkennen, jedoch sei der wahre und

rechte Missethäter, der Hund, genannt Pluto, de jure et de facto (mit Fug und Recht) zur wohlverdienten Strafe durch ein volles Jahr in dem auf hiesigem Platze befindlichen Narrenkotter gefangen zu halten. — Und in der That, das hochlächerliche Urtheil wurde vollzogen, der Hund in dem, Narrenkotter (von narren, verspotten) genannten eisernen Käfig auf dem Hohen Markte ausgesetzt. Täglich war der Käfig von einer Anzahl johlender Gassenjungen und Pöbels umlagert. Auch Czar Peter betrachtete das Schauspiel mit Interesse und sagte dann zu dem ihn begleitenden Oberst-hofmarschall Graf Martinitz: „Ihr Wiener seid merkwürdig gescheidte Leute! Wir in Rußland verurtheilen nur die Menschen — Ihr aber, Ihr sperrt sogar die Hunde ein!"

Mit Bewunderung sahen die wackeren Wiener Bürger den berühmten Herrscher so schlicht und herablassend in ihrer Mitte, und die Liebe und Verehrung gegen ihn stieg auf einen hohen Grad; der Czar war und blieb das Gespräch des Tages in Palästen und Bürgershäusern. Am 19. Juli war der Czar in dem kaiserlichen Lustschlosse Laxenburg; am 20. in Schönbrunn, wo das Schloß gerade in Bau, der Garten in der Anlage begriffen war. Er ließ sich alle Risse und Pläne zeigen, bewies überhaupt sehr vielen Antheil an diesem Baue und sprach sich darüber gegen den Architekten aus, den großen Künstler Johann Bernhard Fischer von Erlach (geb. 1656, gest. in Wien am 5. April 1723, im Sternhof, Schultergäßchen, heute Nr. 5, alt 401). Am 21. Juli Vormittags besuchte er das Kloster der Jesuiten auf dem Hof und die anderen Anstalten derselben, wie bereits erwähnt worden; Nachmittags trat er mit Pater Wolf die Reise nach Preßburg an, traf jedoch schon am 24. mit dem frühesten Morgen wieder in Wien ein. Er war gleich wieder rastlos bei der Arbeit, Alles zu expediren, was in diesen drei Tagen liegen geblieben war.

So, in vollster Arbeit, überraschte ihn um 9 Uhr der Besuch des Kaisers Leopold, welchen ihm dieser incognito, von dem Prinzen Eugen und zwei Ministern in seinem Wagen begleitet, abstattete. Am 26. erwiderte der Czar auf eben diese Weise den Besuch in der Favorita und beurlaubte sich zugleich, da er am 30. nach Italien abzureisen gedachte. Mit Rührung dankte er seinem erhabenen Gastfreunde für die liebevolle Aufnahme und versicherte denselben seiner innigen Freundschaft und Anhänglichkeit, so wie er sich seine fortdauernde Zuneigung mit jener kindlichen Naivetät seines Charakters erbat, welche ihn oft unwiderstehlich machte. Der Kaiser entgegnete mit sichtlicher Liebe diesen freundlichen Worten, wünschte ihm Segen zu seinen Reformen, zur Cultur seines Reiches und entließ ihn mit den größten Zeichen der Achtung. Ebenso herzlich war der Abschied bei der Kaiserin und den Erzherzogen Josef und Karl, welche die innigste Zuneigung zu dem Czaren gefaßt hatten.

Am Abende dieses Tages trafen die Geschenke ein, welche die Gesandtschaft bisher erwartet hatte, um sodann Audienz zu nehmen und so den sichtbaren Zweck ihrer Ankunft zu erfüllen. Am 27. begab sich Kaiser Leopold aus der Favorita in die Hofburg und empfing daselbst am 28. die feierliche Gesandtschaft, die Geschenke des Czaren an den Kaiserhof. Dieselben bestanden aus köstlich angeschirrten Pferden, kostbaren Sätteln, seltenen Pelzwaaren, persischen Teppichen u. s. w. Sie wurden aus dem Palaste in Gumpendorf abgeholt, und achtundvierzig ansehnliche Bürger Wiens, alle in schwarzen Sammt gekleidet, trugen die Geschenke auf reichen Kissen. Es befanden sich mehrere Bürger darunter, denen der Czar bei seinen Besuchen bekannt geworden war. Er empfing sie mit herzlicher Freude und unterhielt sich mit ihnen, bis der Zug begann. Derselbe setzte sich um zehn Uhr in Bewegung. Militär eröffnete ihn, dann kamen die Bürger mit den Geschenken, die Rosse geführt von russischen Wärtern, endlich

die prächtigen Hofwagen mit dem Großbotschafter Lefort, an seiner Seite wieder der Czar als „erster Gesandtschaftscavalier". (Höchst bedeutungsvoll erschienen Czar Peter und Botschafter Lefort ganz allein ohne die den Russen so heiligen langen Bärte. Das ganze Gefolge erschien übrigens in der alten russischen Nationalkleidung, so daß es aussah, als besuchte das fernste Morgenland den Abend.) Bewaffnete schlossen den Zug, der sich durch die zahllose Volksmenge kaum durchbewegen konnte. Die Aufnahme der Gesandtschaft fand ganz nach dem bestehenden Ceremoniel statt, und der Kaiser ließ den Czaren seiner nachbarlich freundschaftlichen Gesinnung versichern. Am 29. arbeitete der Czar fast den ganzen Tag in seinen Staatsgeschäften und bereitete Alles zur Abreise nach Italien, auf welches Land er sich ungemein freute.

Allein es sollte dieser Wunsch nicht erfüllt werden. Er war Abends nur zu einem kleinen Spaziergange aus gewesen und saß eben fröhlich und wohlgemuth beim Souper, als um elf Uhr Abends der Courier Nikitin eintraf. Seine Nachrichten lauteten betrübend. Die lange, über anderthalb Jahre dauernde Abwesenheit des Czaren war von seinen Feinden nicht unbenützt geblieben; eine politische Bewegung durchbebte Moskau und wieder waren es die unruhigen Strelitzen, deren man sich als Werkzeug dieser Umtriebe bediente. Es bat demzufolge der Gouverneur Cesar Ramodanowsky den Czaren dringend um die bestimmtesten Verhaltungsbefehle. Rasch war der Entschluß des Czaren gefaßt; er gab die Reise nach Italien auf und entschied sich für die Abreise nach Moskau. Er selbst wollte sehen und die nöthigen Maßregeln gegen die Strelitzen ergreifen.

Mit dreißig Postpferden reiste er noch am Vormittag des 30. Juli ab, den Weg nach Polen einschlagend. Vor seiner Abreise aus Wien, wo er den Kaiser Leopold besuchte, wollte Czar Peter den Edelknaben, der ihn während der Zeit seines Aufenthaltes in Wien bediente, reichlich beschenken, aber der junge Mann lehnte mit würdevollem Selbstgefühle das Geschenk dankend ab und bemerkte dabei: „Der junge Adel Oesterreichs läßt sich seine, einem auswärtigen Monarchen geleisteten Dienste nicht mit Gold bezahlen; die Ehre des Dienstes ist ihm ein hinreichender Lohn!" was dem Czaren so wohl gefiel, daß er den Pagen umarmte, ihn herzlich auf beide Backen küßte und ausrief: „Ihr seid wahrhaftig brave Jungen!" — Und so schloß der Aufenthalt des unbestritten großen Mannes in den Mauern der Haupt- und Residenzstadt Wien, bestimmt eine höchst interessante Erscheinung in der Geschichte derselben und des ganzen Reiches.

Die Peter-Andenken in Karlsbad.

Recht denkwürdig ist der spätere zweimalige Aufenthalt des Czaren Peter in Karlsbad. Schon im Jahre 1710 hatte ein russischer Prinz daselbst die Cur mit Erfolg gebraucht, in den Jahren 1711 und 1712 begrüßte aber Czar Peter selbst die Thermen (Bäder) Karl's des Vierten und verweilte bei ihnen einige Zeit als Curgast. Es war gegen Ende October 1711, als Peter das erste Mal in Karlsbad eintraf, von einem zahlreichen Hofstaate begleitet. Mit dem Czaren langten zugleich einige fremde Gesandte, wie der römische, der englische, der polnische und der preußische an.

Während seines Aufenthaltes zu Karlsbad pflegte der Czar häufig die Werkstätten verschiedener Handwerker aufzusuchen und in denselben nicht selten

seine tüchtige Praxis in dieser oder jener Hantirung zu beweisen. Im Dorfe Hammer schmiedete er eigenhändig ein Hufeisen. Ein andermal sprach er bei einem Drechsler im Hause zum rothen Adler auf der alten Wiese ein, setzte sich zur Drehbank, nahm ein gutes Stück Elfenbein zur Hand und drechselte daraus flink eine zierliche Dose, welche er dann dem Ortsseelsorger Franz Mathias Böhm schenkte. Dieses interessante Stück, eine sehr nette, ziemlich große, doch sehr flache Elfenbeindose, wird gegenwärtig sammt den Echtheitsbelegen in der archäologischen Abtheilung des National-Museums in Prag aufbewahrt. Auf der inneren Seite des Deckels ist folgende Inschrift eingegraben und eingeätzt: „Me Sua Manu fecit Petrus I. Magnus Czarus Moscoviae in Thermis Carolinis Anno 1712". (Von mir eigenhändig verfertigt Peter I., mächtiger Czar von Moskau, in den Bädern von Karlsbad im Jahre 1712.) — Einmal ging der Czar durch die Kreuzgasse, am Hause „zum Pfauen" beschildet, vorüber. Dieses Haus wurde eben angeworfen und beweißt. Die Werkleute waren auf dem Gerüste in voller Arbeit; da stieg der Czar zu ihnen hinauf, griff nach der Maurerkelle und begann wacker mitzuarbeiten. Nach einer Weile aber warf er einem der Gesellen, welcher mit offenem Munde der Arbeit des kaiserlichen Gastes zusah, eine ganze Kelle voll Lehm in's Gesicht, beschenkte aber ihn und dessen Mitgesellen sofort reichlich und verließ wieder das Gerüste.

Damals lebte der berühmte Maler Johannes Kupetzky, geboren 1667 zu Pösing in Ungarn, als Sohn eines aus Jungbunzlau in Böhmen ausgewanderten Mitgliedes der Secte der Böhmischen Brüder. Derselbe ward nach vollendetem nothdürftigen Unterrichte zu einem Weber in die Lehre gegeben, da er jedoch durchaus keine Lust zu diesem Geschäfte hatte, entlief er und langte bettelnd bei dem Schlosse des berühmten reichen Magnaten Grafen Emerich Czobor an, wo er der Arbeit eines Malers mit Begeisterung zusah und dieselbe mit einer Kohle an einer Mauer so gut nachzeichnete, daß der Graf aufmerksam gemacht wurde und, sein großes Talent wahrnehmend, ihn zu dem Maler Klaus von Luzern in die Lehre gab. Unter dessen Leitung bildete sich Kupetzky bald zum tüchtigen Künstler heraus, ging mit diesem Meister nach Wien und reiste dann nach dreijährigem Aufenthalte daselbst nach Venedig und Rom, wo er wieder längere Zeit verweilte, dann nach Bologna, Florenz, Mantua und Mailand, studirte die dortigen Kunstschätze und begann nun auch mit seinen eigenen Gemälden Aufsehen zu machen. Im Jahre 1709 berief ihn der kunstsinnige Fürst Adam Liechtenstein nach Wien, übertrug ihm mehrere Arbeiten, besonders im Porträtfache, und diese fielen alle so gelungen aus, daß sein Name bald auf das ehrenvollste bekannt wurde und er von vielen hohen Personen Aufträge erhielt, darunter auch vom Prinzen Alexander Sobieski.

Peter I. berief nun diesen berühmten Porträtmaler nach Karlsbad; der Czar gewann Kupetzky sehr lieb, theils wegen seiner trefflichen Arbeiten, theils weil er sich mit ihm in einem slavischen Idiome unterhalten konnte. Der Czar beehrte ihn mit dem Antrage, ihm als Hofmaler nach Rußland zu folgen, aber der Maler schlug dies, trotz des ansehnlichen, ihm gebotenen Gehaltes aus, ebenso auch die gleichen Anträge, welche ihm vom Herzoge Adolf Friedrich III. von Mecklenburg (geb. 1686, gest. 1752) und vom Kaiser Karl VI. gemacht wurden. Er beharrte eigensinnig auf seiner Unabhängigkeit. Nichtsdestoweniger arbeitete er noch weiter auf Czar Peter's Bestellung, sowohl zu Karlsbad, als auch späterhin zu Leipzig und Nürnberg. Peter schickte sein von Kupetzky in Karlsbad im Profil gezeichnetes Brustbild nach Rußland, mit dem Befehl, man möge darnach förderhin die Bildnisse auf Medaillen und Rubelstücken ausführen lassen. Doch tragen die russischen Medaillen erst vom Jahre 1718 ab mehrerentheils des Kaisers Bild nach der Kupetzky'schen Zeichnung.

Späterhin befürchtete Kupetzky, allerdings ohne allen Grund, seiner Religion wegen eine Verfolgung, und begab sich nach Nürnberg, wo er auf das freundlichste aufgenommen und von vielen hohen Personen mit Bestellungen überhäuft wurde. Mehrere sehr vortheilhafte Anträge, so z. B. des Königs Georg I. von England (geb. 1660, gest. 1727), der Königin Louise von Dänemark (geb. 1667, gest. 1721), des Bischofs von Würzburg, Johann Philipp Franz Graf Schönborn (geb. 1673, gest. 1724), wies er abermals entschieden ab. Im hohen Alter wurde er durch den Tod seines einzigen hoffnungsvollen Sohnes gebeugt und starb selbst bald darauf zu Nürnberg am 4. Juni 1740. Noch immer haben seine Gemälde großen Werth; besonders ausgezeichnet sind seine Porträts und an diesen Köpfe und Hände; weniger gelungen ist seine Draperie, auf welche er überhaupt weder großen Werth legte, noch viel Fleiß anwendete, da sie ihm nur Nebenwerk schien. In ersteren näherte er sich überhaupt der Manier des Paul Rembrandt, verbunden mit jener Anton van Dyck's; seine Farbengebung war vortrefflich, die Technik musterhaft. Zu seinen vorzüglichsten Gemälden gehören die Porträts des Kaisers Karl VI. (für den Rathssaal des Magistrats im Jahre 1716, wofür er 100 Ducaten erhielt), der Kaiserin Elisabeth Christine, des Prinzen Eugen, des Fürsten Franz Leopold Rakoczy, sein eigenes (Bild Seite 104) u. s. w. u. s. w. Dann einige sehr gelungene Genrebilder: ein Bauernjunge, welcher sich kratzt, die Vertraute, drei Bettlerfiguren u. s. w.

Zurückkehrend zu Peter in Karlsbad, ist bemerkenswerth, daß ihm die böhmischen Stände 960 Bouteillen feinen Rheinweins dahin schickten, welche der Czar aber der Cur-Diät wegen nicht trinken durfte und er sie deshalb wieder an die Karlsbader Schützengesellschaft mit der Bestimmung als Schießpreis weiter schenkte. Bei dem darauf stattgehabten Bestschießen machte jedoch Czar Peter selbst den besten Schuß und gewann somit sein Geschenk wieder, überließ es aber der Schützengesellschaft zum zweiten Male.

Am 11. November 1712, dem Tage vor seiner Abreise, bestieg Peter einen Bauerngaul, der eben zum Ackern angeschirrt war, ritt auf demselben ohne Sattel bis auf die damals selbst für Fußgeher schwer zu ersteigende Spitze des Hirschensprungs, und schnitt daselbst mit seinem Taschenmesser die Buchstaben M. S. P. I. in das oben befindliche hölzerne Kreuz. Am nächsten Tage verließ er Karlsbad. Er hatte daselbst das Haus zum weißen Hasen auf der alten Wiese bewohnt. Noch heute werden auf dem Schützenhause daselbst drei Scheiben aufbewahrt, nach denen Peter der Große geschossen hat, und das dortige Schützencorps bezieht bis heute eine jährliche Rente von 29 Gulden 30 Kreuzer von dem Erlöse von Peter's I. Ehrenwein.

Am 7. October 1852 fertigte der bekannte reiche Kunstmäcen Fürst Anatole Demidoff zu Dresden die Gründungs-Urkunde zu dem aus einem auf hohem Sockel aus einer interessanten sibirischen Marmorart ruhenden Bronzebild des Monarchen bestehenden Monumente aus, das er in Karlsbad auf eigene Kosten zu Ehren der zweimaligen Anwesenheit Peter's des Großen in jenem böhmischen Curorte aufzustellen sich entschloß.

Czar Peter bereiste später noch öfter Europa. In Dresden machte er seinen zweiten Besuch am 20. September 1711, er wohnte daselbst im Gasthofe „zum goldenen Ring" (später Hôtel de l'Europe) und verweilte dort am liebsten im Hausknechtstübchen, besuchte am 22. mit besonderem Interesse den Bernsteindrechsler Krüger und den Hofuhrmacher Fichtner und fuhr noch am selben Abend nach Freiberg. Am 18. October 1711 kam er auf der Rückreise von Karlsbad zum dritten Male nach Dresden, wohnte wieder im „goldenen Ring", verkehrte viel mit dem Kammerherrn und Bergrath Grafen Lesgewang

besah das Haus des Hofjuweliers Johann Melchior Dinglinger (geb. 1664, gest. 1731), besuchte auch zweimal die Papiermühle, wo er selbst einige Bogen zog, und den Tausendkünstler Gärtner. Am 23. October reiste er zu Schiff nach Torgau zur Hochzeit seines Sohnes Alexei. Im Jahre 1712 kam er zum letzten Male nach Dresden, übernachtete am 16. November auf dem Königstein und setzte den Commandanten desselben in nicht geringe Verlegenheit, da er nicht abließ, bis er die Gefangenen gesehen, die jener auf ausdrücklichen Befehl nicht sehen lassen wollte. In Dresden blieb er dann bis zum 25. November wieder in Dinglinger's Wohnung, besuchte während dieser Zeit mehrmals das deutsche Theater, den Künstler Gärtner, wie den Wachsbossirer Benisch, der auch sein Porträt verfertigte, und fuhr dann am 25. November zu Schiff nach Wittenberg. Im Jahre 1717 befand er sich in Paris und verließ die Stadt, hocherfreut über den Schatz von Belehrungen und Erfahrungen, die er in der Hauptstadt Frankreichs erworben. Auch hier erklärte ihn die öffentliche Meinung für einen gewaltigen Geist, der allen seinen Handlungen und Aeußerungen den Stempel des Ungewöhnlichen aufdrückte. Auch zog er aus jedem Vorkommniß für sein Land weise Lehren.

So sah er einmals auf einem seiner vielen Ausflüge einen Landgeistlichen emsig in dessen Garten arbeiten. Er blieb stehen und fragte den Geistlichen, warum seine Pfarrkinder nicht diese Arbeit für ihn verrichteten.

„Sire," antwortete der Geistliche, „meine Pfarrkinder haben ohnehin viel mehr zu arbeiten, als sie ertragen können, während ich nichts zu thun habe. Außerdem werde ich für diese Arbeit reichlich belohnt; denn mein Garten wirft mir jährlich über 600 Livres ab."

„Schreibe dies sogleich nieder!" sagte Czar Peter zu dem ihn begleitenden Tscherkasoff. „Dieser brave Mann soll mir als ein Beispiel für meine Popen dienen, die in thierischer Trägheit ihr Dasein verlottern."

II. Buch.

Begebenheiten

während

Maria Theresia's Kindheit.

Der Passarowitzer Frieden, die orientalische Handelscompagnie und der erste türkische Gesandte in Wien.

Nach der Eroberung Belgrads durch den Prinzen Eugen fielen innerhalb zweier Monate auch Orsowa, Mehadia, Semendria und ein großer Theil Serbiens in die Gewalt des ruhmgekrönten Feldherrn; die Fürsten der Moldau und Walachei, Johann und Nikolaus III. Mauro-cordato, erboten sich, dem Kaiser Karl VI. Tribut zu bezahlen. Sultan Achmet III., nunmehr angeeifert von den Seemächten, suchte um Frieden an, und dieser wurde nach langen Unterhandlungen am 21. Juli 1718 zu Passarowitz auf fünfundzwanzig Jahre abgeschlossen. Laut desselben trat die Pforte an den Kaiser das Temeser Banat, die Walachei bis an die Aluta, Belgrad mit Serbien bis an den Timok und einen Theil Bosniens an der Unna und Save ab; es blieb Morea für Venedig verloren, aber es erhielt dafür eine bedeutende Vergrößerung seiner Besitzungen in Dalmatien und Albanien.

An diesen Friedensschluß reihte sich am 27. Juli ein Handelsvertrag, welcher für das Emporblühen der österreichischen Seeplätze, von denen Triest und Fiume zu Freihäfen erklärt wurden, von ungemeinem Nutzen war. Es wurde in diesem Vertrage den Unterthanen des Kaisers freie Schifffahrt auf der Donau, Handelsfreiheit im ganzen türkischen Reiche, die Anstellung von Consular-Agenten und Factoren mit dem Schutzrechte der Person und des Eigenthums eben dieser Unterthanen zugesichert.

Die Erwartungen, welche man in Oesterreich anfangs von den Wirkungen des Passarowitzer Tractats hegte, waren außerordentlich groß; es wurden alle Vorkehrungen getroffen, um denselben in seinen Folgen gründlich auszunützen; besonders die Commerz-Hofcommission (Art Handelsministerium) war nicht müde, Beschlüsse zu fassen und Vorschläge zu machen, denen der Monarch fast durchgehends seine Zustimmung ertheilte. Nichtsdestoweniger zeigte der Passarowitzer Vertrag gar bald auch seine Schattenseiten für Oesterreich; namentlich war es der Einfuhrhandel der Türken dahin, welcher schon im Beginn den Ausfuhrhandel nach der Türkei merklich überstieg; höchst bedenklich war es ferner, daß die Türken in manchen Zweigen und unter allerlei Kunstgriffen sogar den Kleinhandel an sich zu reißen trachteten. Indeß, man übersah gern die für Oesterreich bereits hin und wieder sich herausstellenden Nachtheile des Tractats, denn man hoffte durch ein einziges großartiges Unternehmen alle jene kleinen Verluste mit einem Male wettmachen zu können.

Es sollten nämlich alle Fäden des gesammten morgenländischen Commerzes in der Hand eines einzigen großen Handelskörpers vereinigt werden und dahin zusammenlaufen, und dieser, ausgerüstet mit gewaltigen Privilegien, dann im Stande sein, den ganzen orientalischen Markt zu beherrschen und jede Concurrenz niederzuschlagen. Leider ahnte man in den höheren Kreisen gar nicht, welche Intriguen und Täuschungen beklagenswerther Art sich im voraus schon jener Idee bemächtigt hatten, noch ehe sie ausgesprochen war, wie man, in der guten Meinung, die besten und solidesten vaterländischen Verkehrskräfte in der beabsichtigten Anstalt zu einem mächtigen Körper zu verschmelzen, nur einer Bande abenteuernder, theilweise schon im heimlichen Ruine begriffener Speculanten in die Hände arbeitete, die unter dem Schutze einer achtunggebietenden Firma und eines schützenden Monopols (Verkaufsrechtes) ihre schwankende finanzielle Lage verbessern und sich auf Kosten der Allgemeinheit bereichern wollten.

So kam denn im Spätjahre 1718 die Errichtung einer „Orientalischen Handelscompagnie" zur Erörterung, und am 21. October genehmigte der Kaiser den Antrag der Commerz-Hofcommission, daß ein Entwurf verfaßt werden sollte, wie eine solche Compagnie in den Erbländern aufzustellen wäre. Am 18. November folgte der Beschluß: es solle kundgemacht werden, daß die Errichtung einer Handelscompagnie im Werke sei, in welcher Jedermann, ausgenommen Juden, Einleger werden könne, über die der Kaiser das Protectorat führe und welche mit besonderen Privilegien und Freiheiten ausgestattet werden solle. Ihr Zweck sollte sein: Besorgung des Verschleißes der Waaren, welche in die österreichischen Erbländer ein- und aus denselben ausgeführt werden; ferner Anlegung solcher Manufacturen in gemeldeten Erbländern, welche daselbst noch nicht bestehen, und Emporbringung des Standes der in diesen Ländern schon eingeführten, aber erst im Emporkeimen begriffenen Manufacturen.

Zu Gunsten der, mit solcher Vorliebe gepflegten Anstalt legte man der Handhabung des Passarowitzer Tractats gegenüber den türkischen Handelsleuten etwas schärfere Zügel als vorher an, oder suchte wenigstens Wege ausfindig zu machen, um der orientalischen Handelscompagnie jede Concurrenz zu erleichtern. Zugleich wurde ihr die Pflastermauth nachgelassen und in Steiermark die Mauthen für sie herabgesetzt. Es bezog sich dies auf den Eisenhandel. Man konnte nämlich den Türken den Kauf und Verkauf von Sensen und anderen Eisengattungen, aus welchen nicht Gewehre verfertigt wurden, nicht verwehren, aber es konnte die Compagnie den Türken diesen Eisenhandel erschweren, wenn sie die Eisengewerkschaften und Sensenfabriken mit Klugheit an sich zu ziehen wußte.

Nachdem die von der Commerz-Hofcommission unter'm 14. und 20. März 1719 beschlossenen Vorschriften zur Abfassung der Privilegien der orientalischen Compagnie ihrem ganzen Inhalte nach gebilligt und das Grundgesetz derselben, vermöge dessen diese Compagnie nur zu Land und auf den Flüssen nach der Türkei handeln solle, und eine andere, zur See dorthin handelnde Compagnie jederzeit anerkennen müsse, genehmigt worden war, stellte ein aus Laxenburg unter'm 27. Mai erlassenes kaiserliches Patent die Privilegien der Compagnie ausdrücklich fest. Es giebt der Eingang dieses Patentes ein ziemlich deutliches Bild von dem Zustande, in welchem sich dazumal die Handelsverhältnisse Oesterreichs befanden, und welche Wege der Kaiser theils schon eingeschlagen, theils noch einzuschlagen im Begriffe war, um eine Besserung zu bewirken. Es heißt darin folgendermaßen:

„Nachdem Wir gleich bei angetretener Regierung Unserer Erbkönigreiche und Lande allergnädigst beobachtet, daß in denenselben die Commerzien, wovon aller Länder Aufnehmen und Glückseligkeit zuvörderst abhanget, gänzlich darnieder liegen und außer Acht gelassen sind, und dahero, solche theils wiederum zu erheben, theils von Neuem einzuführen, nicht allein die hierzu erforderlichen Veranstaltungen mit Regulirung der Mauthen, Wandelbarmachung der Wege und Straßen, Beförderung der Schifffahrten auf den Flüssen, Aufstellung eines ordentlichen Wechselrechts zur Verschaffung schleuniger Notiz und dergleichen, bereits allergnädigst verordnet, sondern auch mit Gelegenheit des jüngsthin mit der ottomanischen Pforte getroffenen Waffenstillstandes, zugleich einen förmlichen Commerz-Traktat zu Wasser und Land errichtet haben und um den Genuß der Früchte hiervon desto eher und mit mehr Kraft zu bewirken, es zunächst auf einige, aus theils in traffico (Handel mit selbstverfertigten Fabrikaten, Einzelverschleiß) und Mannfacturen (Handgewerkwaaren) erfahrenen, theils sonst vermögenden, sich interessirenden Capitalisten wohlbestellte Compagnien oder Societäten (Gesellschaften), dann dieselben zum Grundsatz und Sicherheit mit besonderen Privilegien und Beneficien (Begünstigungen) zu begaben ankommt; als haben Wir u. s. w."

Die Privilegien der Compagnie bestanden in Folgendem: Jedermann, In- oder Ausländer, welchen Standes er sei, hatte die Berechtigung, in die Compagnie binnen einer von derselben zu bestimmenden Zeit einzutreten und mit einer beliebigen Anzahl von Einlagsquoten (also Antheilscheinen), jede zu 1000 Gulden rheinisch, sich zu betheiligen. — Der Compagnie soll, unter dem Namen einer kaiserlich privilegirten Compagnie, mit allen, dem menschlichen Commerzio unterliegenden Kaufmannsgütern oder Waaren und Handelsschaften (die verbotenen Waaren ausgenommen) zu Land und auf den Flüssen, sonderlich auf dem Hauptfluß der Donau über die Grenzen des Königreichs Ungarn in die türkischen Länder, oder von da heraus, allein privative, folglich Niemand Anderem bei Strafe der Contrabandirung (als Schleichhandel) zu treiben gestattet sein. — Zum Behufe dieses ihres Trafiks wurde die Compagnie befugt, die hierzu erforderlichen Magazine und Packhäuser zu erbauen. — Die Compagnie bekam das Privilegium, neue Mannfacturen und Fabriken, welche in den kaiserlichen Ländern noch nicht vorhanden, an- und aufzurichten, oder auch die im Lande bereits befindlichen im Interesse des orientalischen Verkehrs zu verbessern. Niemand darf die Waaren, welche die Compagnie erfindet und verfertigen läßt, an Andere verkaufen. — Auf die Einlagen der Compagnie, welche ohnehin unter keinem Vorwande wieder herausgezogen werden können, darf, weder was das Capital, noch was das Erträgniß anbelangt, kein gerichtliches Verbot, Sequester oder anderer Executionsgrad, noch weniger Confiscation, selbst im Falle eines ausbrechenden Krieges

mit fremden Mächten, denen die Eigenthümer solcher Einlagen unterworfen wären, statthaben, noch solche mit gewöhnlichen oder außergewöhnlichen Landes-Anlagen oder Steuern, mit Vermögenssteuern unter keinerlei Namen belegt, noch weniger mit Abfahrtgeldern beschwert werden. — Der Compagnie stand frei, ihren Vorsteher, ihre Deputirten, Directoren und übrigen Officianten (Beamten) aller Orten selbst zu erwählen, und was das Oberhaupt betrifft, solches zur kaiserlichen Genehmhaltung vorzuschlagen und vorzustellen. — Die Compagnie und ihre Mitglieder stehen, in Beziehung auf Commerzienwesen, unter keiner andern Instanz, als dem hierzu bestellten Wechselrechte, activ und passiv, und nehmen allda summarisch Recht. Schließlich erklärte der Kaiser, als Supremus Protector (Oberster Schutzherr) der privil. orientalischen Compagnie, dieselbe nicht allein bei diesen, ihr allergnädigst verliehenen Privilegien, Immunitäten (Befreiung von Dienstpflichten) und Conditionen (Bedingungen), sowohl in den Erblanden als außerhalb derselben, mittelst der an den betreffenden Orten angestellten Minister kräftigst schützen und handhaben, sondern sie auch nach Beschaffenheit ihres Auf- und Zunehmens noch mit Mehrerem allergnädigst begaben und begnaden zu wollen.

Auch die Statuten der Compagnie wurden am 29. December 1719 bestätigt und ihr ein eigenes Societäts-Wappen oder Siegel, worin auch der kaiserliche schwarze doppelte Reichsadler angebracht war, verliehen. Auch erfüllte der Kaiser sein Versprechen, die Compagnie „noch mit Mehreren begaben und begnaden zu wollen", in umfassendstem und großmüthigstem Sinne; es blieb kein Antrag, keine Bitte ungehört, eine Gunstbezeugung folgte der anderen, um das Unternehmen zu kräftigen, an das man so große Hoffnungen knüpfte. Das erste wichtigste Privilegium, das sich die Compagnie zu verschaffen wußte, war das des Schiffbaues; sie erhielt es durch ein kaiserliches Patent vom 20. Mai 1722, im selben Jahre erhielt sie auch ein Privilegium zur Errichtung eines Spinnhauses im Bezirke von Görz und Gradisca; bald darauf brachte sie die bisherige Ganzwollenfabrik und Schönfärberei in Linz an sich; ihre Concessionen wurden am 6. November 1724 auf weitere fünfzig Jahre (gerechnet vom 1. Januar 1723) verlängert. Im selben Jahre wurde ein zwischen dem Armenhause vor dem Schottenthore in der Alsergasse zu Wien (das sogenannte „Großarmenhaus", heute Gebäude des k. k. allgemeinen Krankenhauses) und der orientalischen Compagnie geschlossener Contract genehmigt, wodurch letztere ein Haus zur Errichtung einer Ganzwollenzeug-Fabrik erkaufte. Dergestalt hatte die Compagnie die Ganzwollen-Fabrication ausschließend in ihre Hände gebracht; nun suchte sie auch die Baumwollindustrie möglichst an sich zu reißen. Dies gelang ihr; sie erhielt am 8. Januar 1726 ein Privilegium zur Errichtung einer Cotton- und Barchentfabrik.

Die Art und Weise, wie die Compagnie alle Zweige der Industrie an sich raffte, war eine so unnatürlich hastige, daß kein langer Bestand vorauszusehen war. Es wurde dadurch verrathen, daß ihr jene nachhaltige innere Lebenskraft abging, die, besonnen von Resultat zu Resultat schreitend, systematisch weiterbaut und erst ihre Unterlage prüft, ehe sie neue schwere Lasten sich aufzubürden wagt. Bei ihr hingegen überstürzte sich Alles; an Einem Tage wollte sie säen und gleichzeitig ernten, sie wollte sozusagen der Zeit keine Zeit lassen. Da waren denn ihre Fonds den allumfassenden, vielseitigen, ja riesenhaften Unternehmungen, in welche sie sich auf einmal einließ, beiweitem nicht gewachsen, gewichtige Concurrenz erhob sich von mehreren Seiten, und so war der Sturz der Gesellschaft nur mehr eine sehr kurze Frage der Zeit. Einmal erschüttert, sank der Credit der Compagnie immer rascher, und schon am 11. Juli 1729 verkündigte eine marktschreierische Anpreisung in Bezug auf die von ihr abgehaltenen

Lotterien (bisher schon 72 an der Zahl), daß eine „neue versicherte Lotterie stattfinden wird, darin Niemand im geringsten etwas verlieren kann, er mag darin continuiren oder zu continuiren aufhören, wie und wann er will (also ein Gegensatz zu den früheren, wo Diejenigen, die aufhörten, weiter zu spielen, nicht nur ihre bezahlte Einlage verloren, sondern auch keinen Anspruch auf den etwaigen Gewinn des Loses hatten), wohl aber Jedermann nothwendig vermittelst einer ganz besonderen Einrichtung nicht allein alles, was er für den Ankauf des Loses sowohl, als für die Versicherung desselben einbezahlt hat, wieder erhalten muß, sondern noch darüber durch das Glück, 100, 200 und mehr Procent in kurzer Zeit gewinnen kann", u. s. w.

Diese Lotterie — sie war der letzte Trumpf, den die Compagnie auszuspielen vermochte — hatte keine Wirkung, denn das Publikum, dem man schon zu viel versprochen, begann starkes Mißtrauen zu hegen; und so gewann plötzlich Alles ein anderes, recht klägliches Aussehen. Kurz vorher noch mit kolossalen Ziffern sich brüstend, vermochte sie jetzt nur ganz geringe Zahlen in's Treffen zu führen, eben noch so stolzen und zuversichtlichen Tones sprechend, wurde sie jetzt verzagt und kleinlaut. Es mußte unter'm 21. März 1731 ein Hofdecret erwirkt werden, in welchem es heißt: Die privilegirte orientalische Compagnie kann von dem Wiener Negotianten Georg von Paumer, 30.000 Gulden gegen Hypothecirung ihrer Fonds, Fabriken, Waaren und Materialien anticipiren (vorgeschossen erhalten), zum Behufe der Aufrechthaltung der Fabriken, weil kürzlich gegen 9000 Spinner und Weber von der nunmehr zur Vollkommenheit gebrachten Schwechater Cottonfabrik abgedankt werden mußten (indem man von Seite der orientalischen Compagnie außer Credit und Geldstand sei, solchen Arbeitern auch nur den Arbeitslohn zu zahlen), und 10- bis 12.000 Menschen dieser Art in Oesterreich ob der Enns durch ein gleiches Schicksal dem Bettelstabe nahe stünden.

Die Aufklärungen, welche nun auch über die letzte Lotterie gegeben werden mußten, waren noch viel unerbaulicher. Einem Decrete an die nieder-österr. Regierung und Kammer vom 19. April 1731: daß das, wegen der „in's Stocken gerathenen" orientalischen Compagnie-Garantie vorgeschlagene Lotterie-Patent öffentlich gedruckt und durch die Zeitungen kundgemacht werden solle, folgte am 23. April das Patent selbst. Zum ersten Male geschah es, daß der milde Kaiser sich strafender Worte gegenüber einem Institute bediente, welches er mit solcher Vorliebe gepflegt und vermeintlich großgezogen, und welches nun, sein Vertrauen und seine schönen Hoffnungen täuschend, sich ihm in dem trostlosen Lichte der Schwindelei zeigte. Und so heißt es denn in diesem Patente: „Wir müssen nicht ohne Mißfallen vernehmen, daß der Fundus dieser von der orientalischen Compagnie bis anhero fortgesetzten Lotterie, ungeachtet auch einige der Interessenten die Absicht darüber gehabt, dergestalt in das Abnehmen gerathen, daß mit derselben, wenigstens zur Zeit und auf den bisherigen Fuß, nicht wohl continuirt (fortgefahren) werden könne, dieser unvermuthete Verfall der Lotterie theils aus den, von dem Erfinder supponirten (vorausgesetzten) und nicht erfolgten Wirkungen, und darüber von Zeit zu Zeit auf der Interessenten selbsteigenes Begehren und mit der Repräsentanten Privat-Genehmhaltung gemachten, schädlichen Abänderungen, hierdurch jedoch den Spielern weit über jene Proportion, als es der erste Lotterieplan zuließe, zugewendeten großen Vortheilen, und theils auch daher entspringe, daß verschiedene, in die Fabriken und andere Negotia (Handelsgeschäfte) verwendete große Geldsummen sich vor der Zeit nicht wohl herausziehen lassen. Wir haben demnach bei Uns beschlossen, den hiernunter leidenden Interessenten die Justiz mit allem Rigor (Strenge) angedeihen zu lassen und auch zu solchem Ende eine besondere Hofcommission angeordnet."

Ein Nachsatz des Patentes gab zu noch bedenklicheren Schlüssen auf das Gebaren jener Lotterie Anlaß, denn da heißt es: „Auch haben Wir den gemessenen Befehl erlassen, daß der bereits in Verhaft liegende Autor und Director dieser hundertsten Lotterie, Johann Christoph Spregl, zumal er an diesem leidigen Vorfall die mehrste Schuld zu haben scheint, über die gegen denselben vorkommenden schweren Inzichten zur Rede gestellt und nach Gestalt der Dinge sowohl gegen ihn, als sonst allenthalben, den Rechten gemäß, weiter verfahren werde."

Durch diese mehr als tragische Katastrophe waren alle die Rücksichten beseitigt, die man dem bisher von der Gunst des Kaisers getragenen Institute schuldig gewesen, und ohne Verzug brach der Sturm gegen dasselbe unaufhaltsam los. Derselbe richtete sich jedoch nicht allein gegen die orientalische Compagnie, sondern gegen das ganze bisher verfolgte orientalische Handelssystem, aus welchem nunmehr — wie man früher in gleich überspannter Weise alles Heil von demselben erwartet hatte — plötzlich alle Uebel und Nachtheile der Zeit fließen sollten. Und so wurde der bei seinem Abschlusse mit so viel Enthusiasmus begrüßte Passarowitzer Commerzien-Tractat jetzt der Gegenstand bitterster Anfeindungen. Es wurde darauf hingewiesen, daß eine Menge türkischer Unterthanen in und vor der Stadt Wien ihre eingeführten Waaren im Kleinen verkauften, daß dies auch an anderen Orten geschähe und daß türkische Unterthanen in den meisten Plätzen des Königreichs Ungarn Handlungsgewölbe zu miethen und darin das ganze Jahr hindurch ihre Waaren pfund- und ellenweise zu verschleißen pflegten, obwohl der Tractat sich nur auf den Großhandel beziehe; es erwachse hierdurch nicht allein den kaiserlichen Insassen und Contribuenten (Beisteuernden), sondern sogar dem Publikum in verschiedener Weise empfindlicher Schaden. Es wurde ferner geklagt, daß die Türken durch den Valuten-(Währungs-)Handel goldene und silberne Species aus den Erblanden ausführten; kurz, daß der Passarowitzer Tractat wegen des in demselben erlaubten Valutenhandels der ottomanischen Pforte zum größten Nutzen gediehen, hingegen dem kaiserlichen Aerar und allen erbländischen Unterthanen lauter Schaden verursacht habe. Die Uebelstände wurden in einem „unvorgreiflichen gehorsamsten Gutachten der befreiten kaiserlichen Niederlage, das Commerzium mit den Türken betreffend" zusammengesetzt und zugleich Vorschläge zu künftiger Reform und Besserung dieser Verhältnisse gemacht.

Aber nicht nur dem Tractate, auch der — eigentlich schon nicht mehr existirenden — orientalischen Compagnie ging man scharf zuleibe, umsomehr als dieses Institut durch seine Monopolien Alles neben sich erdrückt und dennoch keine eigene Lebensfähigkeit bewiesen hatte. Was früher Neid und Widerwillen erregt hatte, schlug nun bei der kläglichen Geschickswendung in bitterstem Hohn um. Dazu kam noch die Aufregung der verschiedenen handelspolitischen Parteien, die zu einer Zeit, wo durch Kaiser Karl's Bemühungen Oesterreich eben erst eigentlich in die Reihe der Industriestaaten eintrat, einander um so schroffer gegenüber standen. Freilich waren dieselben — wie es fast allen Parteien vor und nach ergangen, auch heute noch geht — sich ihrer eigenen Ansichten selten recht klar; die einen wollten Freihandel, die anderen Handelssperre, doch beide nur insoweit, als eines oder das andere sie speciell begünstigte, nicht darüber hinaus; es stutzte eben die Consequenz ihres Systems gewöhnlich dort zurück, wo dessen Weiterführung den lieben persönlichen Vortheil in Frage gestellt hätte.

So lassen auch die mannigfaltigen Gutachten und Streitschriften der damaligen Zeit diese Widersprüche genügend erkennen. Besonders aus der einen: „Gründliche Ursache des aus denen kaiserlichen Erblanden vertriebenen Commercii (Handel), nebst beigefügtem Remedio (Hilfsmittel), wie solches wiederum

einzuführen sei" (von Johann Nepomuk von Hedérich) lernt man die Umtriebe kennen, welchen die orientalische Compagnie ihr Entstehen und größtentheils auch ihren Untergang verdankte. Indessen wurde sie selbst von derlei Angriffen nicht mehr berührt, — ihr Spiel war ausgespielt, ein Bestandtheil nach dem andern wurde durch den Auflösungsproceß von ihr losgerissen. So übernahm der Wiener Handelsstand käuflich die Schwechater Cottonfabrik der Compagnie und ließ unter'm 25. August 1740 sich die diesfälligen Privilegien auf vier Jahre verlängern. Das diese Abtretung betreffende Referat der Hofkanzlei vom 23. Mai 1740 spricht bereits von der „vormaligen" orientalischen Compagnie; sie war also schon damals selig entschlafen.

Die Weltereignisse brachten gar bald auch die Angriffe gegen den Passarowitzer Tractat zum Verstummen. Es brach im Jahre 1737 ein neuer Krieg mit der Pforte aus, in dessen Folge die türkischen Unterthanen aus den kaiserlichen Erblanden ausgewiesen wurden und die orientalischen Beziehungen eine vollständige Unterbrechung erlitten. Diese waren auch nach dem Belgrader Frieden (18. September 1739) nicht so schnell wieder in Gang gebracht; wenigstens hatte, bis dieses geschah, bereits das Herz des Kaisers zu schlagen aufgehört. Karl VI. hatte den ersten edlen Samen einer österreichischen Industrie ausgestreut, aber es war ihm nicht vergönnt, die Ernte zu erleben. Erst spätere Geschlechter pflückten die Früchte derselben an seinem Grabe, und so mögen diese dankbar eines Fürsten gedenken, der selbst kein Glück hatte und dennoch Glück verbreitete.

Es mag noch hier erwähnt werden, daß bereits unter Kaiser Leopold I. eine „Orientalische Handelscompagnie" existirte, zu welcher der kaiserliche Feldmarschall und Internuntius in Constantinopel, Walter Graf Leslie (geb. 1606, gest. 1667, bekanntlich Commandant von Eger bei Wallenstein's Ermordung), die Bewilligung vom Sultan erwirkt hatte; aber sie fristete nur eine kurze Zeit ihr schwaches Leben, und verunglückte zum Theil kläglichst, denn die Wiener Kaufleute stellten für ihre in's türkische Reich geführten Waaren zu hohe Preise, und die Unternehmungen mit dem ansehnlichen zusammengeschossenen Gelde wurden von dem Chef, den man bestellte, Fuchs mit Namen, so übel geführt, daß die Compagnie — wie ein damals geschriebener Aufsatz sarkastisch bemerkte — „einen Kracher that". (Man sieht also, wie alt der Ausdruck „Krach" für zu Grunde gegangene Unternehmungen ist.) Die „großen Herren", um ihr Capital zu retten, zogen nun den ganzen Ochsenhandel als Monopol an sich; kurz, die orientalische Compagnie verwandelte sich in „eine Compagnie Ochsenhändler", und von Constantinopel war keine Rede mehr. Der Krieg von 1683 machte der Sache vollends ein Ende, bis 1718 — wie oben erläutert — eine neue solche Compagnie gegründet und abermals ruinirt wurde.

Durch den dauernden Frieden von Passarowitz war die Türkei zum ersten Male als legal bestehender europäischer Staat anerkannt worden, und so wurde denn auch zum ersten Male statt des sonst gewöhnlichen Residenten oder Internuntius (Zwischenbote) am türkischen Hofe, kaiserlicherseits ein Großbotschafter in der Person des kais. geheimen und Hofkriegsrathes, Feldzeugmeisters Grafen Damian Hugo von Virmont (geb. 1666, gest. 1722) nach Constantinopel gesendet. Auch die Pforte bestimmte einen Gesandten nach Wien — den ersten türkischen Gesandten, der daselbst erschien — in der Person des Ibrahim Pascha, Beglerbeg (Oberststatthalter) von Rumelien.

Ibrahim kam mit großem Gefolge am 8. August 1719 in Schwechat an, und ließ von da aus dem kaiserlichen Hofe seine Ankunft melden, worauf sofort in Wien alle Anstalten zum feierlichen Einzuge der türkischen Gesandtschaft getroffen wurden. Am 14., Morgens zehn Uhr, begaben sich der kais. Oberststallmeister Adam Franz Karl Fürst Schwarzenberg (der erste Herzog von

Kruman, geb. 1680, gest. am 9. Juni 1732 auf der Jagd) und Feldmarschall Ulrich Philipp Lorenz Graf Dann (geb. 1668, gest. 1741) als Commissäre mit dem kais. Dolmetscher Pfondte auf die Simmeringer Haide, die zum Empfangsorte bestimmt war, und erwarteten daselbst die Ankunft des Gesandten. Auf der Haide war die gesammte Cavallerie der Garnison aufgestellt und eine unermeßliche Zahl von Zusehern, unter ihnen die vornehmsten Cavaliere und andere Standespersonen zu Pferde, hatten sich eingefunden, um die seltene Feierlichkeit mit anzusehen.

Nach 11 Uhr langte der Gesandte mit seinem Gefolge von Schwechat hier an und wurde von den Commissarien mit dem Bedeuten empfangen, daß sie und besonders Fürst Schwarzenberg als Oberstthofmarschall von des Kaisers Majestät abgeordnet und angewiesen wären, den Botschafter zu empfangen und in seine Wohnung im feierlichen Zuge zu geleiten. Nachdem der Botschafter den Fürsten auf das herzlichste umarmt hatte, präsentirte ihm dieser ein herrliches Pferd aus dem kaiserlichen Marstall, dessen reiches Geschirr von Gold und Edelsteinen glänzte, um sich dessen beim Einzug zu bedienen. Sogleich setzten sie sich zu Pferde und der prachtvolle Zug begann, welchen eine Abtheilung der kaiserlichen Cavallerie eröffnete und beschloß.

Das Gefolge des Gesandten bestand aus 763 Personen, aus allen Nationen und Volksstämmen des türkischen Reiches. Man sah hier Türken, Mohren, Armenier, Griechen, Juden, dann auch Kauf- und Handelsleute, Alle prunkvoll auf orientalische Weise gekleidet. Außerdem hatte der türkische Botschafter noch 645 Pferde, 100 Maulthiere und 180 Kameele mit sich genommen, wovon ein Theil ihn begleiten mußte, der andere größere aber schon Tags vorher um die Stadt an ihren Bestimmungsort abgeführt wurde.

Der Zug ging bei der Favoriten-Linie hinein, bei der damaligen kaiserlichen Favorita (heute Theresianum) vorbei, wo der Kaiser und die Kaiserin incognito den Zug besahen, und dann durch das Kärntnerthor in die Stadt. Hier durchzog er die Kärntnerstraße, den Neuen Markt, die Kloster- und Augustinergasse, ging über den Michaelsplatz, Kohlmarkt, Graben, Stefansplatz, die Rothenthurmstraße, zum rothen Thurm hinaus über die Schlag- (heute Ferdinands-) Brücke, bis zu der für den Gesandten eigens und prachtvoll zubereiteten Wohnung im Gasthause zum „goldenen Lamm“ (Praterstraße Nr. 7, alt 581), in dessen Nebenhäusern das zahlreiche Gefolge untergebracht wurde. Das kaiserliche Militär, sowie die Stadtguardia machte während des Zuges Spalier zu beiden Seiten von der steinernen Brücke über die Wien bis in die Stadt, sowie vom Rothen Thurm hinaus bis zum Quartier des Botschafters. In der Stadt selbst aber, von einem Thore zum andern, standen acht Compagnien der ganz neu und prachtvoll uniformirten Bürgerschaft mit ihren Fahnen, Trommeln und ihrer Feldmusik, welche unausgesetzt während des ganzen Zuges spielte, worunter sich in Absätzen auch die türkische Musik hören ließ, welche der Gesandte mit sich gebracht hatte und deren Corps aus lauter Mohren in reicher flimmernder Kleidung bestand. Alle Gassen und Fenster waren bei dieser seltenen und strahlenden Festlichkeit, wie natürlich, von Zusehern überfüllt, und bald erschienen auch Specialbeschreibungen davon. (Bild Seite 121.)

Als einige Tage darauf, am 19. August, die feierliche Vermälung des sächsischen Churprinzen Friedrich August mit der Erzherzogin Maria Josefa stattthatte, genoß auch der türkische Botschafter die Ehre, diesem Feste incognito beizuwohnen. Während seiner ferneren Anwesenheit wurde der Gesandte bei allen Gelegenheiten, seinem Range und seiner Stellung gemäß, ausgezeichnet, und die Wiener genossen zuerst zu wiederholtenmalen das Vergnügen, orientalischen

Prunk und Glanz vor ihren Augen zu sehen und anzustaunen, ohne dabei irgend eine Gefahr befürchten zu dürfen.

Nachdem alle Angelegenheiten, welche der Gesandte am kaiserlichen Hofe zu besorgen hatte, glücklich geordnet waren, hatte derselbe den 13. April 1720 Vormittags seine öffentliche Abschieds-Audienz, wozu er von dem dazu ernannten kaiserlichen Commissär, dem Feldmarschall-Lieutenant Heinrich Josef Graf Daun (geb. 1678, gest. 1761), aus seiner Wohnung mit großem Gefolge abgeholt und wieder dahin zurückbegleitet wurde. Am 23. fand die feierliche Abschieds-Audienz beim Prinzen Eugen in dessen Palaste in der Himmelpfortgasse statt, und am 9. Mai reiste der Gesandte mit seinem Gefolge unter Begleitung von 80 Mann der Wiener Stadtguardia unter Commando des Hauptmannes von Priotini nach Komorn ab, von wo er sich mit 89 kaiserlichen Schiffen zu Wasser nach Belgrad und von da nach Constantinopel begab.

Es ist merkwürdig, daß während der Anwesenheit des türkischen Gesandten in Wien mehrere Personen aus dessen Gefolge entwichen und in Oesterreich zurückblieben; und dies waren nicht etwa gezwungene Renegaten, sondern geborene Türken in der Blüthe ihrer Jugend, und schon im Monate Juni wurden zwei derselben in Wien und zwei im Cistercienserkloster zu Heiligenkreuz durch die heilige Taufe in den Bund der Christen aufgenommen.

Den Botschafter hatte ferner ein berühmter türkischer Dichter begleitet, es ist dies Ali aus Brusa, der Mufti (Oberpriester, Gesetzausleger) von Kallipolis, mit dem Dichternamen Raghib (der Verlangende). Derselbe wurde ebenfalls in Wien sehr gut aufgenommen und er brachte bei seiner Wiederkehr seinen Freunden die folgenden, von ihm gedichteten, hier genau übersetzten Verse als Reise-Angedenken mit, in denen er sich über Wiens Frauen ausspricht:

Die Donau ist Verein der Ströme nicht,
Die durch die deutschen Gauen fließen,
Verein der Thränen nur, die liebendem Gesicht'
Zu lieb aus meinen Augen fließen;
Im schönen Wien ist solcher Ueberfluß
Von Schönen und von kurzer Weile,
Daß, wenn ich sprech' von tausend Einem Kuß',
Nur jeder Einer wird zum Theile.

Indeß war — was die freundlichen Leserinnen des vorliegenden Buches gewiß ebenfalls interessiren wird — der Dichter Ali Raghib nicht der Einzige, der den holden Frauen Wiens poetische Gedanken weihte; im Jahre 1835 sprach der außerordentliche Botschafter Fethi Ahmed Pascha (gebürtig aus Rhodus, wo sein Vater die öffentliche Bibliothek gestiftet) die Warnungsworte aus:

„Trau' nicht, so anmuthsvoll sie auch, der Schönen, die von Wien,
Sie neiget sich, nach Landesbrauch, zu Nebenbuhlern hin."

Am 28. October 1720 kam auch ein Gesandter von Tripolis, Mohammed Effendi, unter der Begleitung eines Lieutenants mit 30 Dragonern hier an und wurde auf kaiserliche Kosten beim „schwarzen Adler" in der Leopoldstadt (Taborstraße Nr. 11, alt 316) einquartiert.

Auch dem kaiserlichen Botschafter Grafen Virmont, der am 17. Mai 1719 die Reise nach Constantinopel angetreten hatte, wurde alle Ehre zu Theil. Eine Flotte von 72 Schiffen, mit allen Bedürfnissen reichlich versehen, nahm den Gesandten mit seinem zahlreichen und glänzenden Gefolge auf und trug ihn auf dem Rücken der majestätischen Donau hinab durch Ungarns fruchtbare Gefilde, die, von dem Joche der Tyrannei und den Furien des Krieges nun befreit, voll neu erstandener Dörfer und Flecken in blühender Schönheit das Haupt zu erheben begannen. Am 30. Mai steuerte die Flotte der Festung Belgrad entgegen, und

kaum gesehen, verkündigte auch schon freudiger Kanonendonner die Ankunft des Gesandten. Die Besatzungstruppen, Infanterie und Artillerie, waren am Ufer

Der Einzug des ersten türkischen Gesandten. (Seite 119.)

aufmarschirt, an ihrer Spitze standen der Festungs-Commandant, kaiserlicher Feldmarschall-Lieutenant Josef Anton Graf Odnyer (gest. 1729), und die übrigen Generale, um den Gesandten bei seiner Landung glückwünschend zu empfangen.

Recht interessant ist der Bericht eines Mitreisenden, den wir nachstehend folgen lassen. Derselbe erzählt: „Mancherlei Angelegenheiten, die Graf Virmont mit dem Festungs-Commandanten noch zu besprechen hatte, um seine Aufgabe bei der Hohen Pforte glücklich zu lösen, machten einen Aufenthalt in Belgrad von acht Tagen nothwendig, während welcher Zeit wir Anderen in fröhlicher Muße die Stunden verlebten. Täglich wurde im Hause des Commandanten prächtige Tafel gehalten, Bälle veranstaltet und Theater von den Officieren der Garnison zu Ehren der Gesandtschaft aufgeführt. Ich bestieg indessen auch mit einigen Freunden das auf steiler Felshöhe gelegene Fort, welches auf der einen Seite von der Donau kreiselnden Wellen bespült wird, während auf der anderen Seite der Save rauschende Fluthen die Wälle küssen. Die Bastionen, Wälle und übrigen Befestigungen waren soeben durch die umsichtige Thätigkeit des Grafen Odnyer neu aus dem Schutte erstanden. In den Felsen sind mit vielem Fleiße und großer Geschicklichkeit Kellergewölbe zur Aufbewahrung des Pulvers gehauen, auf Säulen ruhend; auch die Magazine befinden sich hier, und bei der letzten Belagerung flog ein Pulverthurm in die Luft, welcher den größten Theil der sogenannten Wasserstadt zerstörte. Auf gemietheten Pferden ritten wir hinaus auf das Schlachtfeld und besichtigten die Lagerplätze sowohl unserer Truppen, als auch der Türken."

„Eines Tages wurden wir von dem griechischen Metropoliten eingeladen, der uns in ein zwei Meilen entferntes Kloster führte. Männer mit langem Haar und Bart und von ehrwürdigem Ansehen, in deren Antlitz wahre Gottesfurcht sich abspiegelte, nahmen uns freundlich auf. Sie führen eine sehr strenge Lebensweise, essen kein Fleisch, fasten häufig und erreichen dabei gewöhnlich ein sehr hohes Alter; die Wände ihrer Kapelle sind von oben bis unten mit Bildern verziert. Auf Umwegen führte man uns dann auf einen Berggipfel, wo wir am Ufer einer sprudelnden Quelle zu unserem nicht geringen Erstaunen ein leckeres Mahl bereitet fanden; silberne Messer und Löffel zierten die Tafel. Nachdem wir den köstlichen Speisen wacker zugesprochen und auch dem Bacchus häufige Opfer gebracht hatten, kehrten wir fröhlich um die Mitternachtsstunde nach Belgrad zurück."

„Nach vollendeten Geschäften brachen wir am 9. Juni von Belgrad wieder auf, um nach Barakin, dem zur gegenseitigen Auswechslung und Empfangnahme der Gesandten bestimmten Orte, zu kommen. Die erste Nacht brachten wir in Krotska zu; doch gelangten nur Wenige dahin, da ob häufiger Regengüsse die aus den Ufern getretenen Flüsse Alles überschwemmt hatten und die Wege (wir reiseten jetzt zu Lande) grundlos waren. Die Meisten brachten die Nacht in den Wäldern unter Gezelten zu. Ich selbst erreichte mit dem Wagen des hochwürdigen Abtes von Schrottenbach erst um Mitternacht diesen wahrhaft elenden Ort und mußte in einem, von seinen Bewohnern verlassenen, dem Einsturze nahen, türkischen Hause für den übrigen Theil der Nacht gegen Sturm und Wetter Schutz suchen."

„Mit dem ersten Morgenstrahl wurde wieder aufgebrochen; das deutsche und ungarische Militär marschirte theils voraus, theils schloß es den Zug, um die Gesandtschaft gegen jeden feindlichen Ueberfall vertheidigen zu können. Am 13. Juni erreichten wir den Fluß Morawa, wo wir Halt machen mußten, bis die durch das mächtige Gewitter zerstörte Brücke wieder hergestellt war, wobei einer der Arbeitsleute aus Unvorsichtigkeit in den reißenden Fluthen seinen Tod fand. Durch das ganze schöne Gebiet Serbiens, voll blühender Wiesen und

kräftiger Eichenwälder, sind des Krieges traurige Spuren allenthalben sichtbar; kein Mensch findet sich, der die Felder bauen oder die Weingärten bearbeiten könnte, so sehr hat der Kriegsgott das Land entvölkert."

„Angekommen in Barakin, einem Städtchen an der Morawa, hielten wir einen Rasttag und erwarteten die zur feierlichen Auswechslung der Gesandten abgeordneten türkischen Commissäre. In geringer Entfernung von Barakin breitet sich gegen Raschna zu ein geräumiger, grasreicher Anger aus, auf beiden Seiten von waldgekrönten Hügeln umgürtet, und in der Mitte von dem Flüßchen Schuppelia durchschnitten. Hier waren in einer parallelen Linie drei Grenzsäulen errichtet, zwanzig Fuß von einander entfernt, so zwar, daß die mittlere, höher als die beiden anderen, die eigentliche Grenzlinie theilte, von den anderen aber die eine auf österreichischem, die andere auf türkischem Gebiete stand. Ueberdies waren noch auf beiden Seiten in gleicher Entfernung drei Meßstangen aufgestellt, an deren letzteren das deutsche und ungarische Militär Halt gemacht hatte. Es waren 1500 der auserlesensten Krieger, von sechs Kanonen gedeckt. Dieselbe Ordnung beobachteten auch die Türken auf der andern Seite, indem sie beide Gesandtschaften mit ihren Truppen wie mit einer Mauer umschlossen. Lange dauerten die Hofceremonien, bis endlich der kaiserliche Gesandte vom Pferde sprang und sich allmälich, die Schritte zählend, der mittleren Grenzsäule näherte. Schon früher waren der Graf Odnyer und der Seraskier (Oberbefehlshaber und Art Kriegsminister) von Nissa, die von ihren Höfen als Commissäre zur gegenseitigen Auswechslung der Gesandten abgeordnet waren, an derselben Stelle angekommen, von ihren Pferden gestiegen. Hierauf halten beide Abgeordnete eine lange Rede voll Betheuerungen der aufrichtigsten Freundschaft, während unser Gepäck langsam seinen Weg fortsetzte, bis endlich die Commissäre ein jeder einen der Gesandten bei den Händen faßten und sie auf solche Weise gleichsam in ihren Schutz nahmen. Laut ertönte nun von beiden Seiten der Friedensgruß, und in den Jubelruf der Menge mischte sich der Knall der Gewehre, und der Donner der Kanonen und die Töne der kriegerischen Feldmusik erschollen, daß die mit Pulverdampf geschwärzte Luft erbebte, nicht anders, als wenn ein Hochgewitter im friedlichen Thale mit des Donners furchtbarem Gebrülle und zuckenden Blitzen Alles vernichtend sich entleert."

„Mitten unter den Schaaren der Türken setzten wir nun unseren Marsch weiter fort, indem 200 Janitscharen vor uns einherzogen, die Spahis aber den Zug schlossen. Dieses war die Ehrenwache, die uns bis nach Constantinopel begleiten sollte! In kurzer Zeit erreichten wir einen schattigen Hügel, auf welchem Zelte aufgeschlagen waren. In das prachtvollste derselben wurde Graf Virmont von dem Pascha von Nissa geführt, wo ein köstliches Mahl und alle Ehrenbezeigungen seiner warteten; wir aber harrten in den anderen Gezelten zerstreut der türkisch bereiteten Gerichte."

„Der erste Tafeldecker breitete auf dem Boden einen prächtigen Teppich aus, über diesen dann eine Tapete von Leder, jedoch von kleinerem Umfang, und auf diese stellte ein nachfolgender Diener einen großen länglichen Korb von Eisenblech (die Vornehmsten haben ihn von Silber und vergoldet), voll hölzerner bemalter Löffel mit langen Stielen. Die Speisen wurden ebenfalls auf diese Platte gestellt, und zwar in einen Kreis. Den Gebrauch der Messer und Gabel kennen sie nicht, die Gerichte werden schon klein zerschnitten aufgetischt. Einige saßen auf der Erde, andere lagen der Länge nach ausgestreckt bei dem Mahle, und ein Jeder griff mit der Hand nach dem, was ihm am besten mundete; auch waren die Speisen nicht unschmackhaft und mit allerlei Gewürzen bestreut, nur die, welche sozusagen in Honig schwammen, ließen wir unberührt stehen. So reichlich auch die Tafel mit Speise besetzt war, so

sparsam war der Trunk aufgestellt; wie ängstlich sahen wir uns oft um nach Bacchus' goldenem Rebensaft, aber er kam nicht! Ein Pferd mit einem ledernen Schlauch, gefüllt aus der nächsten Quelle, wurde herumgeführt, und ein Jeder, welchen der Durst zu sehr plagte, ließ sich einen Becher voll des flüssigen Krystalls aus dem Schlauche reichen und leerte ihn mit einem Seufzer, aus der Tiefe seines Herzens aufsteigend. Am folgenden Morgen zogen wir weiter, um nach Nissa zu kommen."

Zur Geschichte der Militärmusik und des Zapfenstreiches.

Im vorigen Abschnitte wurde mehrmals der türkischen Musik erwähnt, wie noch heute im Volksmunde die Production von Militär-Musikcapellen genannt wird. Diese Bezeichnung ist keineswegs aus der Luft gegriffen, denn die Art und Weise der rauschenden, durch Trommeln u. s. w. verstärkten Blechinstrumenten-Musik stammt thatsächlich aus der Türkei, von woher die lärmende „Janitscharen-Musik" hervorgegangen, zum ersten Male bei Gelegenheit des Einzugs des Gesandten Ibrahim Pascha in Wien vorgeführt wurde und da eben so viel Staunen als Aufsehen hervorrief. Selbstverständlich darf man sich unter dieser ersten Militärmusik der Türken nicht das virtuose und tonreine Zusammenklingen der heutigen Militärcapellen vorstellen; die damalige „türkische Musik" war ebenso rauh als einförmig, und nur die Originalität machte, daß man an ihr Gefallen fand. Die Entstehung derselben ist aber eine interessante.

Bis zum 17. Jahrhundert waren die Türken so ziemlich unwissend in der Musik; da kam aber das Jahr 1638, in welchem Sultan Murad IV. Bagdad eroberte, wo er den Befehl gab, alle Perser niederzumetzeln, und da lernte Dieser kennen, welche Macht in der Musik läge. Denn es kam der „Orpheus der Perser", der berühmte Harfenspieler Schahkuli, zu ihm und spielte ihm ein so rührendes Lied vor, daß er den grausamen Befehl zurücknahm. Das machte die Türken aufmerksam auf die Kunst, der Harfenspieler wurde mit vier anderen Musikern nach Constantinopel gebracht und daselbst mußten sie Unterricht in ihrer Kunst ertheilen. Unter der Regierung Mohammed's IV. (geb. 1642, gest. 1692) machte dann die Musik noch größere und schnellere Fortschritte in den türkischen Reichen; besonders viel trugen die Bemühungen Osman Effendi's dazu bei, der, als ein sehr geschickter Musiker, viele gute Schüler bildete, die sich nachher nach allen Gegenden hin verbreiteten. Der Erste, welcher türkische Melodien in Musik setzte, war Demeter Cantemir, Fürst der Moldau und Walachei (geb. 1673, gest. 1723), kaiserlich russischer geheimer Rath und Director der Akademie in St. Petersburg, ausgezeichneter Historiker und Musiker, der einen Band solcher Melodien dem Sultan Achmet II. (gest. 1695) widmete; sie sind aber jetzt schon sehr selten geworden, da die Türken das Werk wohl schätzten, es jedoch niemals ernstlich benützten. Sie componiren und spielen aus dem Gedächtnisse, haben daher nichts von der musikalischen Schreibkunst des Fürsten Cantemir beibehalten.

Indeß haben die Türken noch immer das persische Musiksystem, also ein vollkommen ausgebildetes, das ganz nach den Mensuren (Zeitmaßen) des unserigen eingerichtet ist, nur daß sie außer den Halbtönen auch noch Vierteltöne anwenden und dadurch einen noch größeren Tonreichthum gewinnen. Die Türken spielen gewöhnlich nur im Einklange oder in Octaven, selten daß sich einmal eine Quinte

oder Terz hören läßt; somit fehlt ihnen das, was wir unter dem Worte Harmonie nach seinem engeren Sinne verstehen; und dennoch macht ihre Musik selbst auf den Europäer einen eigenthümlichen, nicht unangenehmen und kräftigen Eindruck. Bei den Türken bildet auch die Musik einen wesentlichen Theil der guten Erziehung und in dieser Beziehung hat Sultan Abdul Medschid (geb 1823, gest. 1861) sehr Vieles für die Hebung der Musik gethan.

Die Instrumente der Türken sind die persischen: der Keman (Violine), der Rebab (Bogeninstrument mit zwei Saiten), Tambur (Mandoline), Tamburet (Schellen-Mandoline), Tamburin (Handpauke mit Schellen), Meskal (Panflöte) u. s. w.; die beim Militär gebräuchlichen Instrumente sind Zurna (Hoboe), Kabazurna, Born, Zil, Daul und Kios, d. h. scharfe Trompeten, Becken, kleine Trommeln aller Art und die den Grundbaß führende große — deshalb bei uns genannt „türkische" — Trommel. Kleine Flötchen, Triangel und Schellen sind ebenfalls manchmal dabei. Daher ist denn auch der Instrumentenverein, den wir bei unseren Militärmusikcorps mit dem Namen türkische oder auch Janitscharen-Musik (weil sie zuerst bei den Kriegern dieses Namens, der ersten regulären Infanterie der Türken, eingeführt worden) zu belegen gewohnt sind, weniger eine wirkliche türkische Militärmusik, als nur von dieser namentlich hergeleitet.

Die wirkliche kriegerische Musik der Türken ist einfach; die Stücke sind förmlich im Einklang und mehr ein rhythmisches Geräusch, welches die marschirenden Krieger in Feuer und Wuth versetzt. Bei uns verstehen wir aber unter „türkischer Musik" blos die große Trommel, das Metallbecken (Tschinellen), den Triangel und den sogenannten „türkischen Hut", oder das Glöckleinspiel an der Stange, wozu bisweilen auch noch das Tamtam (chinesische Lärmplatte) kommt. Allerdings geben auch diese Instrumente fast nichts als ein oft sinneverwirrendes und betäubendes musikalisches Geräusch, das nur durch seine kräftigen rhythmischen Schläge bei gewissen Kraftstellen der Musik zu wirken vermag und dessen, besonders in neuer Zeit gepflogene überhäufte Anwendung zeigt von keinem sonderlich musikalisch künstlerischen Sinne, überhaupt sollte derlei womöglich der Militärmusik überlassen bleiben; allein bei der eigentlichen türkischen Militärmusik gehen mit diesen rasselnden und tobenden Instrumenten auch noch andere, Flöten u. dgl., in bloßen Octaven und Einklängen fort. Die sanftere, oder, wenn man so sagen darf, die Kammermusik der Türken hat, eben um ihres Gebrauches der Vierteltöne willen, etwas rührend Melancholisches. Am meisten bedienen sie sich dabei der dreisaitigen Geige, der vom Auslande bereits angenommenen Viole d'amour, des Tamburs und der Schalmei. Eine sehr beliebte Flöte bei den Türken ist auch die „Solamin" oder „Derwischflöte", so genannt, weil sie besonders von Derwischen häufig und gut geblasen wird. Dieselbe ist aus Schilfrohr verfertigt, an beiden Seiten offen und daher schwer zu intoniren (anzustimmen). Die „Sumara" ist eine Doppelflöte, auf deren einem Rohre die Melodie geblasen wird und auf dem anderen der Baß, d. h. ein eintöniger brummender und summender Ton wie ungefähr auf der Sackpfeife oder dem Dudelsack.

Geht man des Näheren auf die militärische Musik ein, so findet man, daß diese sowohl, wie die militärischen Gesänge allen Zeiten, allen Ländern angehören; selbst eine Menge wilder Völkerschaften bedienen sich scharfer, lärmender Instrumente, es ist dieses Mittel, den Muth zu entflammen, schon eine Eingebung der Natur.

Mehr als zweitausend Jahre vor der gewöhnlichen Zeitrechnung hatten die Chinesen klingende Instrumente, welche die späteren Zeiten von ihnen entlehnt haben, und welche, da sie auf die Perser und Türken übergingen, deshalb

„türkische" genannt werden. Will man den Erzählungen der alten Zeit Glauben schenken, so muß man annehmen, daß eine sybaritische (griechische) Armee durch eine musikalische List besiegt wurde. Die Pferde der Sybariten (besonders Verweichlichten) waren nämlich darauf abgerichtet, nach dem Takte gewisser Melodien zu tanzen; die Krotoniaten, welche hinter das Geheimniß dieser Sarabanten (Reitschultänzer) gekommen waren, ließen sie auf dem Schlachtfelde spielen, wodurch die sybaritischen Pferde, den Krieg über dem Tanz vergessend, ihre Reiter in solche Unordnung brachten, daß diese in Stücke gehauen wurden. Es kommt übrigens hier nicht auf die Glaubwürdigkeit der Anekdote an, sondern auf den Beweis selbst, daß schon das Alterthum kriegerische Musik hatte.

Sobald reguläre Truppen gebildet wurden, legte man großen Werth auf Militärmusik; diese diente zu allen Zeiten dazu, die Soldaten anzueifern und deren Bewegungen zu lenken. Schon Plutarch sagt: „Nichts ist mehr dazu geeignet, Menschen zu großen Thaten aufzumuntern, und besonders den nöthigen Muth, um den Gefahren des Krieges zu trotzen, in ihnen anzuregen, als die Musik; deshalb bedienten sich auch die einen bei ihren Heeren der Flöte, die anderen des Saitenspieles". Durch diesen Schriftsteller erfahren wir ferner, daß bei den Spartanern der Gesang des Castor das Signal zum Angriffe war. Dieses Volk vertraute den Oberbefehl über die Armee dem Athenienser Tyrtäus an, bei dem der Rang eines Feldherrn die Gabe der Poesie und Musik nicht ausgeschlossen hatte; er war bei dem zweiten Kriege gegen die Messenier in lacedämonischen Dienst getreten und erhielt das Bürgerrecht als Belohnung für die Fortschritte, welche er in der Kriegskunst durch die Erfindung einer neuen militärischen Flotte zuwege brachte.

Verkennen wir aber nicht das Ansehen und den mächtigen Einfluß der Instrumente bei den Alten. Es ist unzweifelhaft, daß die Kunst des Redners unter der des Musikers verborgen war. Der berühmte pyrrhische Tanz, der als die Seele und das Geheimniß der griechischen Taktik und Disciplin betrachtet wurde, war eine Reihe taktmäßiger Bewegungen und Evolutionen. Das Getöse, welches die Deutschen durch das Schlagen ihrer Schilde mit den Schwertern hervorbrachten (noch heute im Schwerttanz des Ballets erhalten), verband sich, wie Tacitus sagt, mit dem Schmettern ihrer Trompeten und mit ihren Schlachtgesängen — die erste deutsche Militärmusik.

Die Toscaner bedienten sich der Trompete, die Arkadier der Schalmei oder der Flöte, die Sicilianer eines Instrumentes, welches sie Pyktides nannten, die Kretenser der Lyra, die Lacedämonier der Flöte, die Thrakier des Horns, die Aegypter der Trommel und die Araber der Cymbeln. Bis zur Zeit des Cicero wich die römische Musik nicht von der arabischen ab, später verfeinerte sie sich aber. Das Horn der Legionen gab das Signal zum Aufbruch; auf den Schall der Trompeten mußten sich die Truppen versammeln; das Horn befahl den Rückzug und bestimmte während der Nacht die Ablösung. Trompete und Horn zusammen gaben das Signal zur Schlacht.

Im Mittelalter war jede Spur dieser künstlichen Andeutungen verschwunden, weil man sich damals nur der Cavallerie bediente und weil die Musik hauptsächlich bei der Taktik und bei dem Dienst der Infanterie anwendbar ist. Die französischen Ritter hatten eine Art Trompete, welche zu den Waffen rief und die Schlacht verkündigte; auch das Horn der Zwerge, dessen man sich oft im Romane bediente, gehörte begründeten Ueberlieferungen an, und die Drommete (von Drumbo, daher auch Trumbe, ein stark schmetterndes Instrument von zugleich dumpfigem Ton) diente bei den Rittern zu mannigfachen Signalen. Die Kriege des Mittelalters hatten ihre Harfen- und Geigenspieler. Nach dem

Vorbilde einiger italienischer Staaten wurden die Quadrillen und Pferdeballets im Carroussel nach dem Tone der Instrumente ausgeführt.

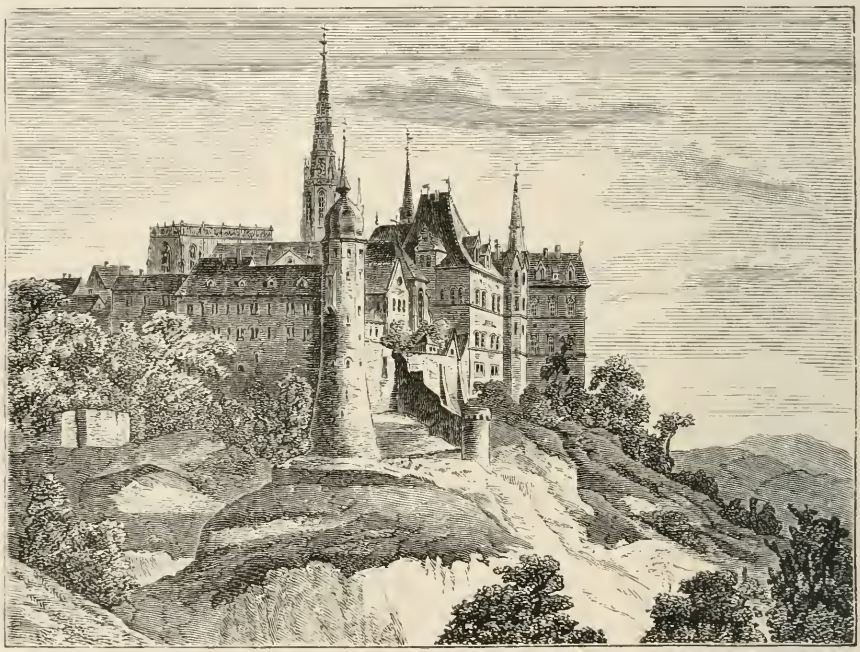
Zur Zeit der Medicis fingen die Schriftsteller an, die militärische Wichtigkeit der Musik einzusehen; einen Beweis dafür liefert Nikolaus Machiavelli (geb. 1469, gest. 1527). Er erzählt auch, daß die italienischen Truppen ihre Tamburins (Handpauken mit Schellen) seit langer Zeit auf eine Weise zu schlagen wußten, daß sie verschiedene Signale damit angeben konnten. Es ist dadurch bewiesen, daß die Condottieri (Rottenführer) zuerst das Tamburin von Zinken (Vorläufer der Hoboe) und Pfeifen begleiten ließen. Bei der Belagerung von Lerida (1647) eröffnete das Champagne-Regiment, angeführt von 24 Geigern des Prinzen von Condé, beim Tone ihrer Instrumente die Trancheen am hellen Tage. Bei einer defensiven Belagerung unter derselben Regierung tanzten die Officiere Abends nach einem Trinkgelage zur Begleitung von sechs Geigen auf der Bresche, welchen trunkenen Uebermuth eine Flatterminе sofort bestrafte. Dieser alte Gebrauch der Saiteninstrumente im Kriege fand sich auch bei den Mauren vor, ehe sie ein Musiksystem annahmen, welches sich für die Truppen überhaupt und besonders für die feuchte Atmosphäre des Westens besser eignete.

Im 17. Jahrhundert wurde das Hautbois (Hoboe, wörtlich Hochholz, aus der Schalmei entstanden) bei mehreren Corps eingeführt. Längere Zeit wurde dasselbe hauptsächlich für Militärmusik verwendet, wo es, des durchdringenden Tones wegen, die Melodie führte und deshalb auch als das vorzüglichste Instrument angesehen wurde, von welchem das ganze Militärchor den Namen „Hoboisten" erhielt. König Ludwig XIV. von Frankreich verbot aber durch eine besondere Verordnung den Gebrauch desselben bei der französischen Infanterie. Im Anfang des 18. Jahrhunderts bestand die ganze Musik der französischen Truppen in den Hörnern der Dragoner, den Trommeln und Pfeifen der Infanterie, den Trompeten und Pauken der Cavallerie und den Hautbois der Musquetiere zu Pferde. Alles dies war fremden Truppen entlehnt. Trommeln und Pfeifen verdanken wir den Schweizern und Italienern, das Horn den Piemontesern, die Trompete den Mauren der Pyrenäischen Halbinsel, die Panke den Orientalen, das Hautbois den Deutschen.

Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts fing die französische Infanterie an, die Clarinette der Deutschen, — Erfindung des Nürnbergers Johann Christoph Denner (geb. 1655, gest. 1705) — das Horn den Hannoveranern, das Bassethorn den Italienern und die große Trommel den Türken durch die Vermittlung der nordischen Truppen zu entlehnen; man setzte eine Eitelkeit darein, eine Musik zu haben, deren die Bürger lobend erwähnten, ja in vielen Städten schätzte man das Verdienst der Truppen nach dem ihrer Musik. Die Generale würdigten bald das Vergnügen, das diese Neuheit den Garnisonen versprach, und so wurde die Musik die Zierde der Paraden und ließ sich Abends auf den Wällen oder großen Plätzen hören; im Lager verschönerte sie alle Festlichkeiten und in der Mitte der Regimenter wurde noch lange nach dem Abendgebet und Zapfenstreich gespielt. Aber auch eine dem Militärwesen recht nützliche Seite hatte die Musik, — sie lockte die Recruten an. Die deutschen Truppen hatten eine große Anzahl gut componirter Märsche, daher auch der allgemeine und lang anhaltende Erfolg, den der Marsch des alten „Dessauer" fand. Auf diesen, wie auf den „Rakoczymarsch" kommen wir noch einmal zurück.

Um diese Abhandlung zu vervollständigen, sei noch beigefügt, daß die deutschen Truppen (wie ihnen Rousseau bezeugt) von 1765 bis 1770 die besten militärischen Instrumente, die Franzosen dagegen die allermißgestimmtesten

Instrumente hatten; es gab in ganz Frankreich keine Trompete, die richtig und rein klang. Im siebenjährigen Kriege (von dem später die Rede sein wird) wollten die österreichischen, böhmischen und bayerischen Bauern, welche alle geborene Musiker sind, gar nicht glauben, daß reguläre Truppen so falsche und abscheuliche Instrumente haben könnten, und fingen deshalb an, die alten französischen Truppen, welche sie für Recruten hielten, zu verachten. Jean Jacques Rousseau (geb. 1712, gest. 1778) setzte auch auseinander, was die Militärmusik in Bezug auf die Kunst ist oder sein sollte. Er sagte: „Der Geschmack derselben muß kriegerisch, sonor, zuweilen lustig, zuweilen ernst sein. Die Melodie muß scharfe Takte haben und zuweilen einfach sein, damit sie den Soldaten anregt, ergötzt, sich ihm in's Gedächtniß setzt, zum Singen animirt und ihm seine Mühseligkeiten, Leiden und Gefahren vergessen macht."



Die Albrechtsburg in Meißen. (Seite 135.)

Im Jahre 1789 nahm Sazette 45 Instrumentalisten aus dem Depôt der französischen Garden, übte sie ein und erhöhte ihre Zahl nach und nach auf 80 Mann. Die Municipalität (Stadtobrigkeit) von Paris nahm im Jahre 1790 die Bestreitung der Kosten auf sich. Im Jahre 1792 wurden sie die Musik der Pariser Nationalgarde; von 1792 bis 1795 bildeten sie eine Freischule, aus welcher die Cavallerie mit Trompetern und die ganze übrige Armee mit Musikern versorgt wurde. Aus dieser Schule entstand das Conservatorium (höhere Musikschule). Allerdings ist die Militärmusik in Friedenszeiten eine Luxussache und im Kriege eine Ausgabe von wenig Nutzen, und am Tage der Schlacht sind die Musiker höchstens als Träger der Verwundeten zu gebrauchen, indessen sind dennoch die Musikcorps eine militärische Nothwendigkeit geworden. Als Napoleon Bonaparte zum Consulat gelangte, schaffte er die Musiken der Cavallerie ab, wozu ihn eine militärische Rücksicht bestimmte, denn er berechnete, daß die Zahl der Pferde, welche dieser Luxus erforderte, in zwanzig

Regimentern immer gerade so viel ausmachte, als nöthig war, um ein ganzes Regiment beritten zu machen. Es theilte jedoch der Kriegs- und Marine-Minister, Marquis Clermont-Tonnère (geb. 1780, gest. 1837) im Jahre 1827 die Musiken bei der Cavallerie wieder ein.

In Bezug auf den früher berührten Zapfenstreich, rührt die Bezeichnung sowohl wie die Einführung aus dem dreißigjährigen Kriege her und wurde vom Friedländer Herzog Waldstein eingeführt, um den nächtlichen Zechgelagen der Soldaten zu steuern. Zu einer bestimmten Stunde mußten auf ein gegebenes Trommelsignal die Marketender ihre Schankfässer verspunden und durften keine Getränke mehr verabreichen. Das Zuschlagen der Zapfen in den Fässern in Verbindung mit dem besondern Streich der Trommel gab der Retraite den Namen. Bei besonderen Gelegenheiten wurde „der Zapfen nicht gestrichen“,

Karl VI. besucht die erste Wiener Porzellanfabrik. (Seite 138.)

d. h. es war „Freinacht“, wo sich das Lager nach Belieben voll und toll trinken durfte, wo man also „über'n Zapfenstreich“ ausbleiben konnte.

Gar bald aber erfand der Soldatenwitz zu dem eine eigenthümliche Klangweise bildenden Streiche der Trommel auch die begleitenden Worte und so entstanden die speciellen Zapfenstreich-Liedchen; so das alt österreichische:

„Drei lederne Strümpf',
Zwei und drei macht fünf,
Wenn ich einen verlier',
Hab' ich doch noch vier.“

im 18. Jahrhundert ersetzt mit dem sarkastischen:

„Geht's z'Haus, geht's z'Haus, es Lumpenhund,
Es freßt's 'n Kaiser 's Brot umsunst.“

Der alte preußische Zapfenstreich:

„Zu Bett, zu Bett!
Die Trommel gebt.
Und daß Ihr morgen früh aufstebt,
Und nit so lang im Bette let (liegt)."

Ein neuerer preußischer lautete:

„Die Franzosen haben das Geld gestohlen,
Die Preußen wollen es wieder holen,
Geduld, Geduld, Geduld!"

Aber nicht nur auf die Zapfenstreiche, sondern auch auf andere Trommelmärsche wurden solche Spottliedchen gemacht, und diese Gepflogenheit ist eine sehr alte. Die ersten wurden schon im Anfange des 16. Jahrhunderts gebildet, und zwar nach dem Trommelschlag von je fünf Schlägen auf je drei Schritte: „Top top top top top; top top top top top," mit dem Scherzreimlein: „Hüt' Dich Bauer, ich komm'; mach' Dich bald davon!" Ein österreichisches: „Gott's Blitz, meine Herren, was soll das sein? Was mag das für ein Lärm wohl sein?" ꝛc. Der alte preußische Spießruthenmarsch: „Warum bist Du weggelaufen, warum thust Du das? Darum mußt Du Spießruthen laufen, wie gefällt Dir das?" — Der französische Marsch: „Ramplamplam, papiere argeng, da kommen sie an; sie haben keine Schuhe, keine Strümpfe nicht an." — Ein Gleiches galt für die Hornsignale, so das deutsche: „Kartoffelsupp'! Kartoffelsupp'! Und dann und wann ein Schöpsenkop' — Mehl, Mehl, Mehl!" — Auf ein französisches Signal: „Ist denn keine Infanterie nicht mehr da, nicht mehr da, nicht mehr da?" Dann der französische Appell: „Komm', Kamerad, komm', mit Sack und Pack, mit Sack und Pack! Kommst Du nicht, so hol' ich Dich, so kommst Du in Prison, komm', Kamerad, komm'!"

Selbst die Türken haben ihre Trommelliedchen, so das: „Allah janssur es Sultân" und bei der Janitscharenmusik: „Neredén Neredén, Schundan bundan, s hundan bundan!"

Eines der ältesten im kaiserlichen Heere ist wohl das unter Karl V. gesungene Trommellied:

„Es geht ein Butzemann im Reich herum,
Didum Didum,
Bide Bidi Bum! (Noch heute gebräuchlicher Ausdruck.)
Der Kaiser schlagt die Trum,
Mit Händen und mit Füßen,
Mit Säbeln und mit Spießen.
Didum Didum Didum!"

Von der Goldmacherei bis zur Porzellanfabrik.

Eines der schönsten Institute, welche Kaiser Karl VI. gründete, war die kaiserliche Porzellan-Manufactur in Wien, eine Anstalt, welche vom Anfang bis zu deren Auflassung (1868) einer bedeutenden Anzahl fleißiger Hände Beschäftigung, Unterhalt, ja selbst Wohlstand gegeben, welche nicht nur die Bewohner der Hauptstadt Wien, sondern selbst der ganzen Monarchie mit einem, durch Liebe zur Reinlichkeit unentbehrlich gewordenen häuslichen Bedürfnisse versah; eine Anstalt endlich, welche ohne Anmaßung behaupten durfte, daß sie

durch ihre Kunstarbeiten auf den Geschmack der Nation gewirkt, den Kenner befriedigt und selbst im übrigen Europa sich eine verdiente Achtung erworben hat. Sprechen wir aber vorerst von dem Objecte der Fabrication selbst.

Länger als tausend Jahre beschäftigte man sich mit der Lösung der Aufgabe, aus unedlen Metallen Gold zu machen. Es gab während dieses Zeitraumes Leute genug, die keinen Anstand nahmen, zu erzählen, daß ihnen die Kunst wirklich gelungen sei. Obwohl dieselben meistens selbst nicht einmal Silber besaßen, glaubte man doch ziemlich allgemein an ihre Kunst, und selbst die Mächtigen der Erde, die Fürsten, boten Alles auf, solche Goldmacher an sich zu fesseln, um das Geheimniß zu erforschen, durch das sich auf die einfachste Weise von der Welt alle Finanzangelegenheiten beseitigen ließen.

Man sollte nun zwar glauben, daß, da diese Goldmacher nie durch die That ihre Aussage zu bestätigen im Stande waren, die Erfahrungen bald die Gläubigen belehrt hätten; allein dem war keineswegs so; vielmehr fand der nachkommende Schwindler in der Regel noch einen viel günstigeren Boden für seine Thätigkeit als sein Vorgänger, und so kam es denn, daß die Zunft der Goldmacher mehr und mehr aufblühte, bis endlich die fortgeschrittene Wissenschaft mit ihren Waffen gegen sie in's Feld zog und ihr den Todesstoß versetzte.

In jenem Jahrzehent, das die herrliche Thronerbin Maria Theresia geboren, sollte die Goldmacherei endlich einmal ein wirklich praktisches Resultat zutage fördern; es sollte in der That „Gold gemacht" werden, nur in einem ganz anderen Sinne.

Am 4. Februar 1681 wurde zu Schleiz einem Münzwardein ein Sohn geboren und Johann Friedrich Böttger getauft. Der Vater lebte in ziemlich bescheidenen Verhältnissen; er trug wenig Sorge für die Erziehung seines Sohnes und so ging diesem sogar die ganz gewöhnliche Bildung ab, als er die Schule verließ und bald darauf zu einem Apotheker in die Lehre kam. Letzterer wohnte in Berlin und hatte außer seiner Apotheke ein für die damalige Zeit gut ausgestattetes Laboratorium, in dem er selbst anhaltend sich zu beschäftigen pflegte, wobei sein Lehrling häufig zugegen sein mußte, um die Dienste eines Handlangers zu verrichten. Dabei gewann nun nach und nach Böttger ein großes Interesse für chemische Arbeiten und er schaute gar eifrig zu, wie sein Herr und Meister bald dies, bald jenes zutage förderte. Anfänglich war er zwar nicht im Stande, die Vorgänge klar zu machen; desto genauer prägte er sich aber das von seinem Vorgesetzten beobachtete Verfahren ein, um, wenn dieser das Laboratorium verlassen hatte, selbst wiederholen zu können, was er gesehen. Auf diese Weise wurde er bald ein geschickter Arbeiter, was seinem Lehrherrn selbstverständlich nicht lange verborgen blieb und zur Folge hatte, daß dieser ihn nach Kräften in seinen Bemühungen unterstützte.

Nach längerer Zeit machte Böttger die Bekanntschaft eines italienischen Charlatans oder Adepten, von welchem er ein sogenanntes Goldpulver erhielt, mit der strengen Weisung, dasselbe erst nach der Abreise des Gebers anzuwenden. Alle diese Goldpulver und Tincturen waren an sich goldhaltig und somit konnte man damit Knöpfe und messingene Gegenstände vergolden und auf diese Weise unwissende und leichtgläubige Leute hintergehen. Böttger wollte es dem Italiener nachmachen und verlegte sich also ebenfalls auf's Goldmachen. Dabei gerieth er eines Tages in Gefahr, im Kohlendampf (Kohlenoxydgas) zu ersticken, und es war nur ein reiner Zufall, der einen Gehilfen der Apotheke rechtzeitig in's Laboratorium führte, um den bereits Ohnmächtigen dem sicheren Tode zu entreißen. Der Spott seiner Genossen blieb nicht aus und namentlich trachteten dieselben seine Versuche in der Goldmacherkunst lächerlich zu machen, da sie der Meinung waren, daß nur ein gewiegter Chemiker sich an die Lösung einer solchen

Aufgabe machen dürfe, nicht aber Jemand, der noch nicht einmal wisse, daß man sich vor dem Kohlendampf in Acht nehmen müsse.

Böttger, der sich dadurch sichtlich gekränkt fühlte, fing nun an, zu versichern, daß er wirklich Gold aus Silber darstellen könne, und erbat sich von seinem Lehrherrn einen Thaler, den er „durch eine Tinctur zermalmte und durch ein Pulver in Gold verwandelte“ (wie es in einem Berichte aus der damaligen Zeit heißt). Daß dabei eine Täuschung unterlief, versteht sich wohl von selbst; gleichwohl erregte dieses Experiment ungeheures Aufsehen und kam sogar zur Kenntniß der Behörden, welche sofort ein großes Interesse an Böttger nahmen, da er ja der geeignete Mann war, die leeren Staatssäckel alsbald zu füllen.

Indeß schien es Böttger durchaus nicht erwünscht, daß sich namentlich König Friedrich I. von Preußen (geb. 1657, gest. 1713) so lebhaft für ihn interessire, denn er setzte ganz richtig voraus, man werde sich seiner Person bemächtigen, um in den Besitz seines Geheimnisses zu kommen. Um nun dieser Unannehmlichkeit zu entgehen, die noch dadurch bedrohlicher wurde, daß er inzwischen das Goldpulver des Adepten ganz aufgebraucht und mehrere angesehene Personen hintergangen hatte, beschloß er zu flüchten. Mit einer Empfehlung seines Lehrherrn versehen, ging er nach Wittenberg zu dem damals berühmten Chemiker Professor Kirchmeyer und begann in dessen Laboratorium zu arbeiten (1702). Allein er hatte sich verrechnet, als er annahm, daß die Berliner Behörden ihn so leichten Kaufes aufgeben würden. In Berlin erkannte man die Bedeutung eines „Goldmachers“ viel zu sehr, um nicht Alles daran zu setzen, den Geflüchteten wieder einzufangen. Und so forderte man, kaum als man seinen Aufenthalt entdeckt hatte, auch schon Böttger's Auslieferung, angeblich, weil er sich in Berlin Veruntreuungen habe zu Schulden kommen lassen, deren Folgen er durch seine Flucht ausgewichen sei.

Diese Anschuldigung war jedoch erdichtet; sein ganzes Verbrechen war die Goldmacherkunst, und einen solchen Verbrecher wußte Churfürst Friedrich August von Sachsen ebensosehr zu schätzen, wie König Friedrich I. von Preußen. Und so wurde Böttger nicht ausgeliefert, wohl aber verhaftet und nach Dresden gebracht, um auf diese Weise in den Besitz seines Geheimnisses zu gelangen und davon allein Vortheil zu ziehen. Obgleich nun Gefangener und als solcher strenge bewacht, hatte Böttger im Uebrigen dennoch sich einer ausgezeichneten Behandlung zu erfreuen; er wohnte in dem Hause des Statthalters Anton Egon Fürst zu Fürstenberg (Günstling des Churfürsten, geb. 1656, gest. 1716), konnte frei aus- und eingehen, sogar einen bestimmten Verkehr mit der Außenwelt unterhalten und sich Gäste zur Tafel einladen, alles dies indeß unter der Bedingung, daß stets eine Begleitung zugegen sei, die jeden seiner Schritte controlire. Sogar der Umgang mit Damen war ihm gestattet, da er jung und „verliebter Natur“ zu sein schien, und in solcher Gesellschaft belästigte ihn sogar sein steter Begleiter nicht, da man der richtigen Ansicht war, es werde Böttger sich mit den Damen über das viel zu ernste Capitel der Goldmacherkunst nicht unterhalten und diesen sein Geheimniß nicht verrathen.

Diese Sorgfalt, die man für Böttger an den Tag legte, hatte offenbar keinen anderen Zweck, als ihn günstig für die churfürstliche Regierung zu stimmen, damit er, getrieben durch das Gefühl der Dankbarkeit, dieser sein wichtiges Geheimniß mittheile. Es schien aber der Alchymist keineswegs gewillt, diesen Wunsch zu erfüllen, sondern er ließ sich vier volle Jahre ruhig gefangen halten und gab sich allen Genüssen hin, die die churfürstliche Regierung ihm gewährte. Indeß mochte ihm doch dann und wann das Bedenken aufgestiegen sein, ob nicht früher oder später andere, etwas härtere Mittel gegen ihn in Anwendung gebracht würden, wenn er noch immer nicht mit der „Enthüllung“ seines

„Geheimnisses", das ja im Grunde doch nur erdichtet war, hervortrete, und er beschloß daher, sich einer solchen Möglichkeit durch die Flucht zu entziehen.

Alsbald brachte er diesen Entschluß zur Ausführung. Er wollte nach Wien gehen und war bereits bis Enns in Oberösterreich gekommen, als er sächsischer Seite eingeholt und unter Vorwürfen und Drohungen nach Dresden zurückgeführt wurde. Beim Verhör sagte er aus, daß eine Flucht gar nicht in seiner Absicht gelegen habe, daß er vielmehr durch einen hochgestellten Mann entführt worden sei, um für den Churfürsten Gold zu machen. Merkwürdigerweise schien man gegen diese Aussage nicht den geringsten Zweifel zu hegen; nur drang man jetzt darauf, daß Böttger sein Geheimniß mittheile. In der That ließ er sich auch willig finden, machte aber die Bedingung, daß zuvor ein Vertrag abgefaßt werde, nach dem er seine gänzliche Freiheit verlangen könne, wenn er sein Verfahren mitgetheilt habe. Diese Bedingung wurde zugestanden und Böttger überreichte nun eine ausführliche Abhandlung: „Ueber die Kunst, Gold zu machen". Er bemerkte dazu, daß jeder Beliebige darnach Gold darzustellen vermöge. Indeß sah er ganz richtig voraus, daß man die Abhandlung in keine fremden Hände geben werde und man wünschen müsse, daß er selbst experimentire. Und so kam es auch. Man forderte von ihm, daß er nach seinem eigenen Recept Gold darstelle, und bewilligte und bezahlte ihm schon im voraus eine bedeutende Summe, für die sich Böttger mit Leichtigkeit Gold eintauschen konnte. Als er seine Bezahlung erhalten hatte, ließ er sich Silber geben und verwandelte dieses bald darnach in Gegenwart mehrerer Personen in Gold (wie es im Berichte heißt).

Es fragt sich da wohl, wie, wenn überhaupt eine Täuschung vorliege, dieselbe möglich gewesen sei, da doch ohne Zweifel die Zuschauer ein scharfes Auge auf Böttger gerichtet hatten. Indeß war diese Täuschung für den Alchymisten wohl nicht gar so schwierig, da seine sämmtlichen Zuschauer wahrscheinlich nur Laien in der Chemie waren, denen es z. B. leicht entging, wenn er statt des Silbers ein Amalgam (Metallmischung) des Goldes anwendete, das ganz silberähnlich aussieht. War aber einmal ein solcher Umtausch nicht bemerkt, so hatte er bereits gewonnenes Spiel, denn er brauchte nur die Mischung aus Gold und Quecksilber zu erhitzen, wobei das letztere verdampft und schließlich reines Gold im Tiegel zurückbehalten wurde. Er sorgte natürlich dafür, durch allerlei Zuthaten, die an sich weder schädlich noch nützlich waren, die Aufmerksamkeit seiner Zuschauer nach Art der Taschenspieler von der eigentlichen Hauptsache abzulenken und dadurch zugleich das ganze Verfahren zu verwickeln, damit die Nichtchemiker von einer Wiederholung desselben abgeschreckt würden. Und so hatte man denn auch im Grunde nur Eines an Böttger's Verfahren auszusetzen, daß nämlich das so hergestellte Gold zu theuer komme, und begnügte sich vorläufig mit dem einen Versuch, durch den Böttger scheinbar die Möglichkeit des Goldmachens nachgewiesen hatte.

Es wäre ihm jedoch trotzdem übel ergangen, da ihm Friedrich August nicht glauben und ihn als Betrüger streng bestrafen wollte, wenn sich nicht ein Fürsprecher gefunden hätte. Der Churfürst, eifrigst bemüht, alle Künste und Gewerbe zu fördern und namentlich neue Kunstgewerbe einzuführen, unterstützte aus diesem Grunde auch die Bestrebungen des bekannten Physikers Ehrenfried Walter Graf von Tschirnhausen (seiner Zeit auch in Wien lebend, Verbesserer der Glas-Fabrication, der Brennspiegel u. dgl., geb. 1651, gest. 1708), welcher jahrelang bei Gelegenheit seiner Experimente in der Glasbereitung auch — vergebliche — Versuche angestellt hatte, um aus den in Sachsen vorkommenden Mineralien Porzellan herzustellen.

Seit Beginn des 16. Jahrhunderts hatten die Portugiesen, Briten, Holländer und sonstigen Seefahrer nach Indien von dort und insbesondere von China und Japan Geschirre verschiedenster Art aus einer Thonmischung mitgebracht, welche sich durch Schönheit und Eleganz des Materials, vollkommene Undurchdringlichkeit, außerordentliche Härte und Feuerbeständigkeit, sowie durch seltene Leichtigkeit besonders auszeichneten und daher trotz des hohen Preises allgemein begehrt wurden, so daß sie die schönen feinen italienischen und französischen Töpferwaaren, die Fayencen, Majoliken u. s. w. rasch verdrängten. Man erfuhr, daß die Bereitung dieser sogenannten Porzellan-Geschirre den Chinesen schon seit dem 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bekannt sei, aber von ihnen sorgsam geheim gehalten werde. Nebenbei gesagt, stammt die Bezeichnung „Porzellan" aus dem Portugiesischen von dem Namen porcella (Schweinchen), den die Portugiesen der sogenannten Porzellanschnecke (Cypraca tigris), ihrer Form wegen, gegeben hatten.

Nun lockte aber der hohe Preis dieser Gefäße überall wetteifernde Bestrebungen hervor, ähnliche Töpferwaaren zu liefern. In Frankreich gelang es zuerst, eine weißgefärbte schwerflüssige und nicht feuerbeständige Glasmischung zu erfinden, welche Gefäße von ähnlichem Glanz und Aussehen lieferte, allein man erkannte bald, daß diese Waare dem echten Porzellan entfernt nicht nahe kam. Das allgemeine Streben der Töpfer und der Chemiker jener Zeit ging deshalb dahin, das Geheimniß der Bereitung des echten Porzellans zu ergründen, und da war es wirklich den Deutschen vorbehalten, diese wichtige Entdeckung zu machen, wobei es nicht das mindeste verschlägt, daß dies — wie wir gleich hören werden — mehr oder weniger durch Zufall geschah.

Bekanntlich ist das Hauptmaterial zur Porzellanbereitung die sogenannte Porzellanerde oder das Kaolin — eine weiße, ganz reine Erde, welche man als einen Rückstand oder ein Zersetzungsproduct bei der Verwitterung von Granit, Gneiß (krystallinische Gebirgsart), Syenit (Art Marmor), Porphyr (Feldspath- und Quarzmischung) und anderen feldspathhältigen Gesteinen betrachtet, und die sich auch in Deutschland stellenweise vorfindet. Das erste Kaolin wurde, wie erzählt wird, durch den Hammerschmied Johann Schnorr bei Aue aufgefunden, als seine Pferde unterwegs jene eigenthümliche weiße Erde mit ihren Hufen herausrissen. Es wußten aber die Techniker jener Zeit diese Porzellanerde noch gar nicht nutzbar zu verwenden, und der einzige Gebrauch, den man davon machte, war der, daß ärmere Leute damit ihre Perrücken puderten, anstatt mit dem weit theuereren Puder aus Getreide-Stärkemehl. Und gerade diese Anwendung führte zur Ermittlung des Geheimnisses der Porzellanbereitung. Doch nun wieder zu unserem soi-disant Goldmacher.

Wie gesagt, Tschirnhausen legte bei Friedrich August für Böttger ein Fürwort ein und, ganz erfüllt von seiner Forschungsbegierde in Bezug auf Porzellan, schlug er vor, den sogenannten Goldmacher zwar auf der Feste Königstein zu verwahren, ihn aber mit Versuchen zu beauftragen, ob nicht manche mineralische Erzeugnisse Sachsens technisch nutzbar zu verwenden und namentlich zur Fabrication des Porzellans verwerthbar seien. So wurde denn Böttger ein Laboratorium auf dem Königstein zurecht gemacht, und er gezwungen, unter strenger Beaufsichtigung Experimente zu machen. Diese Thätigkeit war freilich sehr wenig nach seinem Geschmacke, er träumte noch immer von der Goldmacherei, bei der er so angenehme Tage verlebt hatte, und brachte in seinem Unmuthe über seiner Werkstelle die sarkastischen Verse an:

„Es machte Gott, der große Schöpfer
Aus einem Goldmacher einen Töpfer!"

Indeß, das waren Träume und die Wirklichkeit forderte in gebieterischer Weise sein ernsthaftes Wirken. So experimentirte er denn fort, und in der That, im Verlaufe der Zeit gelang es ihm, bei Gelegenheit der versuchten Anfertigung neuer Schmelztiegel aus dem braunrothen Thon der Meißener Gegend eine rothe Masse zu erzeugen, welche dem echten Porzellan einigermaßen ähnlich war und zu großen Hoffnungen zu berechtigen schien.

Allein erst viel später gelangte Böttger zur Erfindung des echten Porzellans. Er wollte nämlich eines Tages eine Mischung bindender machen und leerte daher seine mit der gepulverten weißen Erde von Aue bei Schneeberg gefüllte Schachtel mit Puder (Kaolin) in das Gemenge; da erhielt er beim Brennen — das wirkliche Porzellan. Wiederholte Versuche bestätigten das Gelingen der Erfindung, und Tschirnhausen überraschte den Churfürsten schon im Jahre 1707 mit dieser Nachricht. Sogleich wurde auf der Jungfernbastei in Dresden eine große Werkstätte angelegt und die gemachte Erfindung darin ausgebeutet. Man hatte das „Goldmachen" aus heimatlicher Erde gelernt, die Präparate trugen in der That, bis heute noch, Berge von Gold ein.

Nach dem Tode Tschirnhausen's wurde die Leitung der ganzen Porzellanfabrik an Böttger übertragen, und diese siedelte 1710 nach Meißen in die Albrechtsburg über, wo man das Geheimniß der Fabrication für besser gewahrt erachtete. Nachdem man schon 1709 glasirtes und unglasirtes und weißes Porzellan auf die Leipziger Messe geschickt und als Geschenk an fremde Höfe vertheilt hatte, war die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen Artikel gelenkt und der Name des Erfinders Johann Friedrich Böttger in Aller Munde. Leider aber war dieser ein Trunkenbold und durchaus charakterloser Mensch, er vergaß bald die Vortheile einer ehrenvollen und gesicherten Stellung, die er doch nur dem Zufalle verdankte, und war zuletzt gar ehrlos genug, sich im Jahre 1716 auf Unterhandlungen wegen Mittheilungen seines Geheimnisses an gewisse Personen in Berlin einzulassen. Diese Treulosigkeit ward endlich entdeckt und Böttger Anfangs des Jahres 1719 nach dem Königstein gebracht und in enger Haft gehalten. Er starb daselbst am 13. März nach einem verschwenderisch-schwelgerischen Leben in drückender Armuth, trotzdem er vom Churfürsten nach und nach über 150.000 Thaler an Gehalt und Geschenken bekommen hatte, und bevor noch sein Urtheil gesprochen war. (Bild Seite 105.)

Die Porzellanfabrik zu Meißen aber wurde eine der berühmtesten der Welt und lieferte stets die nach Form und Ausstattung, wie nach Substanz, gediegenste Waare, weil die sächsische Regierung bei diesem Institute nur die höchstmögliche Hebung dieses Gewerbezweiges und die möglichst künstlerische Ausbildung dieser Technik und nicht den Geldgewinn im Auge behielt. Sie ward mustergiltig für alle späteren Porzellanfabriken, die gar bald darauf — als die Steckenpferde großer und kleiner Fürsten — allgemeine Mode wurden, aber ihr Meißener Vorbild nicht einmal erreichten, vielweniger noch es übertrafen.

Werfen wir noch einen Blick auf die historische Stätte, an welcher das Meißener Porzellan verfertigt wurde, auf die Albrechtsburg, dieses herrliche mittelalterliche Schloß, welches neben der Domkirche sich erhebt. Das Schloß ist mehr oder weniger die Wiege des sächsischen Fürstenhauses geworden. Es bestand nämlich die Markgrafschaft Meißen nur bis 1264, wo sie ihr damaliger Lehensträger, der freigebige und prachtliebende Markgraf Heinrich der Erlauchte (geb. 1218, gest. 1288, als Minnesänger Heinrich von Meißen genannt, erst vermält mit Constanzia, der Tochter des glorreichen Babenbergers Leopold, dann mit Agnes von Böhmen) mit der ihm durch Erbschaft zugefallenen Landgrafschaft Thüringen verschmolz. Die Markgrafschaft Meißen ward später bei

der neuen Eintheilung des Deutschen Reiches dem obersächsischen Kreise zugetheilt und an das stattliche Bergschloß, das schon damals eine der prachtvollsten und größten Burgen bildete, knüpfte der Kaiser auf's Neue die Würde der Burggrafschaft, welche schon um 1101 an Friedrich von Eilenburg aus dem Hause Wettin verliehen worden war. Um mit den Burggrafen zu wetteifern (damals den Grafen von Reuß zu Plauen), mit denen Churfürst Moriz später 1546 einen Erbvertrag schloß, ward das churfächsische Schloß neben der Domkirche vom Churfürsten Ernst und dem Herzoge Albrecht von 1471 bis 1483 im prächtigsten gothischen Style erbaut und war vermöge seiner großartigen Anlage eines der Wunder seiner Zeit und vor allen ähnlichen deutschen Gebäuden ausgezeichnet. Unter Johann Georg II. wurde es nach dem dreißigjährigen Kriege restaurirt und erhielt den Namen Albrechtsburg, verfiel aber später,

Schlittenfahrt des hohen Adels. (Seite 142.)

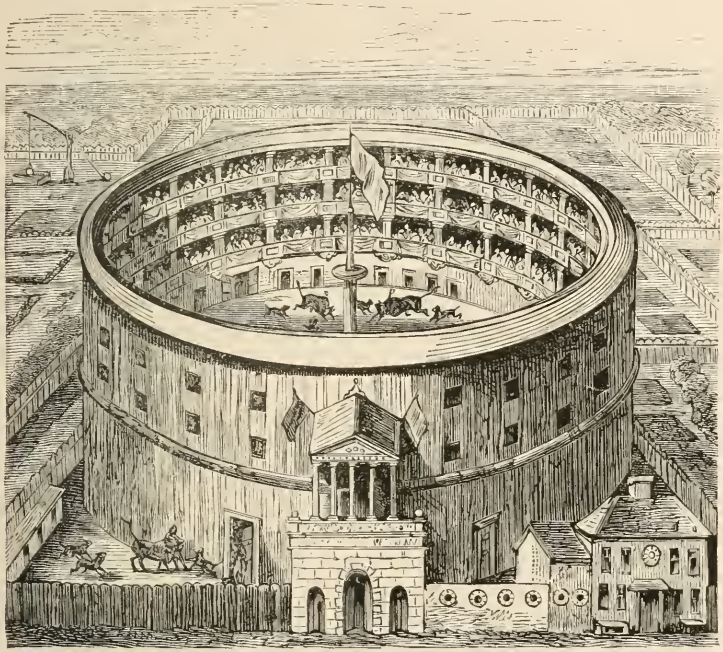
als die sächsischen Churfürsten den Glanz ihrer Krone durch den Neubau anderer Schlösser zu heben trachteten, und nach den unglückseligen Zeiten der Verbindung der Churwürde mit der polnischen Königskrone (1696) immer mehr in Vergessenheit und Verwahrlosung. Von 1710 an bis 1869 enthielt das Schloß die vorbesprochene berühmte Meißener Porzellanfabrik, welche sodann in ein eigenes Etablissement im benachbarten Triebitschthale verlegt wurde.

Das Schloß selbst, zum Theile baufällig geworden und in unwürdiger Weise entstellt, bietet im Innern zwar den Anblick traurigen Zerfalls, bildet aber aus der Ferne noch immer den hervorragendsten und charakteristischesten Zug in der Ansicht der Stadt Meißen und imponirt durch seine Massenhaftigkeit wie durch seine prachtvolle Lage. (Bild Seite 128.)

Obgleich man in Meißen alles die Fabrication des Porzellans Betreffende sehr geheim hielt, entstanden doch bald an anderen Orten in und außer Deutschland ähnliche Fabriken, so 1718 in Wien, 1740 eine zu Höchst am

Main, 1744 zu Fürstenberg im Braunschweig'schen, bald darauf in Kopenhagen, 1751 in Berlin, 1756 in Petersburg und Sèvres ꝛc. Wir aber können uns vorläufig nur mit der Wiener Porzellanfabrik beschäftigen.

Dieselbe war die zweite derartige Fabrik in Europa; das von Kaiser Karl VI. der Fabrik auf fünfundzwanzig Jahre verliehene ausschließliche Privilegium wurde zu Laxenburg am 27. Mai 1718 unterzeichnet und besiegelt. Ihrem Gründer, dem k. k. Hofkriegsagenten Claude Innocenz Du Paquier, einem Niederländer, und seinen zur Verstärkung des Fonds angenommenen Gesellschaftern, dem k. k. Hofagenten Peter Heinrich Zerder, dem Wiener Niederlagsverwandten Martin Peter, und einem Kunstarbeiter Christoph Conrad Hunger wurde in erst berührter Urkunde bewilligt: „Die durch die ungemeine heimliche Wissenschaft, Mühe, Sorge, Fleiß, Gefahr und Unkosten, ohne daß das Aerarium im Geringsten



Das neue Hetz-Amphitheater. (Seite 87.)

was dazu vorschießen durfte, erzeugte fein gemalte, gezierte und auf allerhand Art fabricirte Porzellan-Geschirr, Gefäß und Gezeug, wie solche in Ostindien und in anderen fremden Landen gemacht werden, allein erzeugen und sowohl im Großen und Kleinen in den gesammten Erbländern zu verkaufen."

Es soll eine öffentlich ergangene Aufforderung zur Errichtung neuer, in der österreichischen Monarchie bisher noch fremder Manufacturen, Du Paquier zuerst auf die Idee gebracht haben, die prächtigen Erzeugnisse der Meißener Porzellanfabrik zum Ziele seiner Nachahmungskunst zu wählen. Anfangs suchte er die, aus Schriften der Jesuiten ihm bekannt gewordenen Materialien in den österreichischen Provinzen aufzufinden und ging dann, als er sich von dem Dasein derselben und ihrer Brauchbarkeit überzeugt hatte, nach Sachsen, um in der Verfahrungsart der dortigen Fabrik und ihren Geheimnissen möglicherweise Aufschluß zu bekommen. Mit wichtigen Kenntnissen der Folge seiner emsigen

Forschungen bereichert, gelang ihm auch durch ansehnliche Kosten und Verheißungen, einen Werkmeister der Meißener Fabrik zu gewinnen, in dessen Gemeinschaft er die Anlage der Wiener Manufactur begann. Welche Freude für ihn, als er bei einem Besuche Karl's VI., dem Kaiser die ersten Porzellan-Geschirre vorweisen konnte! (Bild Seite 129.)

Ursprünglich wurde die Fabrik im gräflich Kuefstein'schen Hause, am Ende der Mohrengasse, betrieben, im Jahre 1721 jedoch an ihre constante Stelle in der Roßau (Porzellangasse Nr. 51, alt 137) übersetzt. Es entsprach jedoch der Erfolg des Unternehmens damals noch keineswegs jenen schönen Erwartungen, zu denen sich der Gründer berechtigt fühlte. Dazu kam noch, daß der Werkmeister Konrad Hunger, der anfangs gute Dienste that, aber gleichfalls in seinen Hoffnungen getäuscht, schon im zweiten Jahre heimlich nach Meißen zurückkehrte, nachdem er vorher die Massenvorräthe der Fabrik unbrauchbar gemacht hatte. Nach Entweichung des sächsischen Meisters kam Du Paquier in arge Verlegenheiten, da sein Geschäft so lange gehemmt blieb, bis die inländischen Lehrlinge in Nachahmung fremder Geschirre die erforderliche Kunstfertigkeit erlangten. Doch konnte er nun auch größtentheils nur leichtere, weniger gesuchte Geschirrsorten erzeugen, weil das große Publikum den Gebrauch des Porzellans kaum kannte, der Adel hingegen seine Tafel mit Silbergeschirren besetzte und Porzellan nur als Salonzierde betrachtete, wozu er lieber fremdes statt inländischer Copien anbringen ließ. Manche aus dieser Periode noch vorhandene Geschirre beweisen, daß Du Paquier wirklich damals schon echtes Porzellan verfertigte, dem nur die Feinheit, die geschmackvolle Form und Malerei der Meißener Producte fehlte.

In der holländischen Zeitung „Leiden" fand sich in der Nummer des 7. Januar 1729 eine Notiz in französischer Sprache, welche sich dahin aussprach: „Das Porzellan, welches in Wien fabricirt wird, wäre wohl stark und von einer besonderen Schönheit, aber der Preis desselben ist so hoch, daß kaum Jemand solches kaufen möchte; man meint daher, daß die Unternehmer dieser Fabrik genöthigt sein werden, selbe aufzulassen." Diese Notiz wurde im Wiener Diarium (Vorläufer der k. k. Wiener Zeitung) abgedruckt, jedoch hinzugefügt: „Nun scheinet daraus, daß diese übel unterrichtete holländische Feder von der besonderen Härte und Schönheit des Wienerischen Porzellans in dem Preis keinen Unterschied mache, welches in der kostbaren Feuer-Mahlerei und Vergoldungen auch anderen zierlichen Basreliefs besteht, zumalen das schlecht gezierte Porzellan wohlfeiler, als das Indianische zu stehen kommet, und ist der Verleger nicht allein im Stand, die kais. Erbländer der Zeit damit zu versehen, sondern in das künftig in ganz Europa zu verschicken, welches man dem Publico in Contrarium des obigen Leidischen Supplements zu notificiren für nöthig erachtet."

Du Paquier gerieth endlich in Schulden und die Fabrik begann zu sinken — da entschloß sich Kaiserin Maria Theresia auf Ansuchen des Besitzers, das ganze Werk gegen Bezahlung aller haftenden Lasten (wovon der Stadtmagistrat mit 13.000 Gulden und Herr von Gudenus mit 12.000 Gulden die beträchtlichsten Forderungen hatten) durch die Banco-Hofdeputation mit Kaufvertrag vom 10. Mai 1744 für Staatsrechnung übernehmen zu lassen und Du Paquier mit einem Jahresgehalte von 1500 Gulden zum Verwalter der Manufactur zu bestellen. Erst im Staatsbesitze konnte die Fabrik jene mächtige Unterstützung erwarten, die zu ihrer völligen Entwicklung erforderlich war.

Unter Gundaker Graf Starhemberg und den beiden folgenden Banco-Präsidenten Grafen Kinsky und Chotek, führte Karl Mayerhoffer von Grünbühel, Rait-Officier (Rechnungsofficial) der Banco-Buchhaltung, bis zum Jahre 1758 die Administration der Fabrik. In diesem Zeitraume vergrößerte man die Werkstätten, suchte Künstler und fähige Arbeiter zu gewinnen, nahm

Zöglinge auf und strebte durch Verfeinerung der Producte einen größeren Verkehr zu erzielen. Dieser letztere stieg endlich, da der Gebrauch des Porzellans allgemeiner wurde, so sehr, daß im Jahre 1760 bereits der erste Ueberschuß an Baarem zur Banco-Casse geliefert und das Gebäude durch Ankauf des Holzer'schen Hauses sammt Garten 1764 merklich vergrößert werden konnte.

Nun begann der eigentliche Aufschwung der Fabrik, zu deren Begründung nahezu ein Menschenalter erforderlich war. Es hätten eben schwerlich Private ähnliche Kraft und Ausdauer in dieser Unternehmung entwickelt. Seit jener Epoche nun machte die Manufactur derartige Fortschritte, daß 1771 eine neuerliche Erweiterung des Gebäudes durch Ankauf der Leiser'schen Besitzung nöthig erschien. Um jene Zeit fanden nahe an 300 Arbeiter ihren Unterhalt daselbst. Es trat jedoch im Jahre 1783 ein unerwarteter Wendepunkt ein; über Beschlußfassung Kaiser Josef's II. „keinen Industriezweig der Privatbetriebsamkeit zu entziehen", wurde am 23. October der kaiserliche Befehl zur Feilbietung dieser Fabrik bekannt gemacht. Der Ausrufspreis wurde mit 358.000 Gulden bestimmt. Am Versteigerungstage, d. i. am 20. Juli 1784, meldeten sich jedoch weder Kauflustige noch Pächter, und so verordnete der Monarch unter'm 5. August, daß die Manufactur noch fernerhin auf Rechnung der Bancogefälle zu betreiben sei, und übertrug dem Hofrathe Konrad Freiherrn von Sorgenthal die Direction.

Unter der Leitung dieses Mannes begann eine sehr umsichtige Fabriksverfassung; derselbe ordnete sogleich den Ausverkauf der alten Waarenvorräthe an, um Raum für neue Producte zu gewinnen, die mit möglichster Eleganz ausgestattet und im Preise bedeutend herabgesetzt wurden. Nur auf diese Weise konnte der Gebrauch des Porzellans weiter verbreitet und ein reicher Ertrag für die Fabrik begründet werden. Der Verkehr mit den östlichen Grenznachbarn der Monarchie, den Türken, wurde lebhaft betrieben und die Vortheile der nahen Wasserstraße auf das eifrigste benützt. Als Baron Sorgenthal mit Tode abging (1805), zählte die Wiener Fabrik bereits 35 Brennöfen, in denen täglich fünf bis sieben Starkbrände geschahen, zwei größere Verglüh- und acht Emailöfen, mit einem Personale von 500 Arbeitern.

Später wurde die gesammte Manufactur und Rohfabrication, Bildnerei und Malerei verzweigt; es wurde auf die letztere besondere Sorgfalt verwendet und einzelne Werke aus den Fächern der Historien- und Blumenmalerei, in denen sie Weltruf erlangte, dürften bisher kaum übertroffen worden sein. Für drei Vasen mit Copien nach Ruben's Decius, von Leopold Lieb gemalt, bezahlte im Jahre 1820 Lord Stewart, Marquis von Londonderry, 1500 Ducaten. Herrlich war ferner jenes große Tafelservice, welches Kaiser Franz I. dem Feldmarschall Arthur Herzog von Wellington als Geschenk übersandte. Hohen Kunstwerth besitzen noch heute die lieblichen Blumenstücke des Josef Nigg (geb. 1783, gest. 1865), welche die Salons der größten Potentaten, die ersten Sammlungen der Hauptstädte der Welt zieren. Im Jahre 1867 wurde die k. k. Porzellanfabrik aufgehoben und das ganze Waarenlager im Licitationswege veräußert. Die geschmackvolle Verkaufsniederlage nächst der kaiserlichen Hofburg, Ecke der Schauflergasse (Nr. 1, alt 1218, ein nach dem Entwurfe des Ingenieurs Löhr ausgeführtes Gebäude), wurde ebenfalls aufgegeben.

Zu den Denkwürdigkeiten der Fabrik gehört noch, daß im Jahre 1751 die Witwe des Herzogs Thomas Emanuel von Savoyen, Prinzen von Soissons, Maria Theresia, geborene Fürstin Liechtenstein (geb. 1696, gest. 1772) der Porzellanfabrik ein Haus in der Roßau (heute Rothelöwengasse Nr. 17 und 19, alt 55) sammt einem, der Fabrik gegenüberliegenden Garten mit 486 Quadratklaftern für eine geringe Summe als Eigenthum überließ, den wahren Werth des Hauses dagegen einem Fonde widmete, aus dessen Ertrag stets zwei Knaben

in der Porzellan-Fabrication auszubilden sind und zugleich ihre Kost sammt den übrigen Lebensbedürfnissen unentgeltlich erhalten sollen. Ueber diese Stiftung erhielt der jeweilige regierende Fürst Liechtenstein das Präsentationsrecht.

Beim Ausbruch des Krieges 1809 stellte die k. k. Porzellanfabrik eine vollständige Compagnie aus 150 der kräftigsten Arbeiter zur Wiener Landwehr, deren ganze Rüstung, wie die Versorgung ihrer rückgelassenen Familien, mit kaiserlicher Bewilligung aus der Fabrikscasse bestritten wurde. Unter Freiherr (später Graf) Franz Bigot von Saint-Quentin (geb. 1774, gest. 1854 als k. k. Feldmarschall-Lieutenant in Pension), Oberst des ersten Wiener Freiwilligen-Bataillons, durch Baiern nach dem Schlachtfelde von Aspern zurückgeführt, nahm die wackere fünfte Arbeiter-Compagnie mit ihrem Hauptmanne Karl Graf Kuenburg auch an dem Siege theil, den Oesterreich am 21. und 22. Mai 1809 gegen Napoleon erfocht.

Besondere Begebenheiten in den Zwanziger-Jahren.

Peter des Großen Abwesenheit auf seiner letzten Reise durch Europa wurde von einigen mißvergnügten Großen benützt, die sich durch List in das Vertrauen des Czarewitsch (Thronfolgers) Alexis, des 1694 geborenen Sohnes aus des Czaren erster Ehe mit Ottokesa Federowna, einzuschleichen gewußt hatten, um das Herz dieses feurigen Jünglings gegen seinen Vater einzunehmen. Des präsumtiven Thronerben überspannte Einbildungskraft, durch das lachende Bild eines früher bestiegenen Thrones noch mehr entflammt, seine Seele mit schwarzen Besorgnissen vor den weit umfassenden Entwürfen des mißtrauischen Czaren in Beziehung auf die Thronfolge erfüllt, erleichterte ihnen den Sieg.

Der arglose Jüngling, ohne Erfahrung, ohne einen geprüften Freund an der Seite, unterlag der Macht der Verführung und — er verließ, begleitet von einem kleinen Gefolge, die Grenzen des väterlichen Reiches, um sich vorderhand unter den Schutz irgend eines benachbarten Staates zu begeben, durch welchen er der Strafe von Seite seines erzürnten Vaters entgehen zu können glaubte. Da fiel natürlicherweise seine erste Wahl auf den kaiserlichen Hof zu Wien, weil seine verstorbene Gemalin, Charlotte Christiane Sophie Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel (geb. 1694, gest. 1715) eine Schwester der römisch-deutschen Kaiserin Elisabeth Christine gewesen war, und so kam er, nur von wenigen seines Gefolges begleitet, im strengsten Incognito nach Wien, um den Schutz seines erlauchten Schwagers zu erflehen.

Allein der kaiserliche Hof, dessen politische Verhältnisse von der Art waren, daß ihm daran gelegen sein mußte, jedem Bruche mit dem mächtigen Czaren auszuweichen, vermied es sorgfältig, diesen durch einen offenen Unterstand zu Gunsten des Flüchtlings zu beleidigen, und er beschränkte sich darauf, selbem anfänglich durch den zugestandenen Aufenthalt in einem Bergschlosse Tirols Sicherheit zu verschaffen und ihm, als sein verborgenes Dasein auch dort von dem erbitterten Vater ausgespäht wurde, endlich im Jahre 1717 die Mittel zu erleichtern, sich nach Neapel zu begeben. Da jedoch der unglückliche, von seinen Freunden verlassene, von aller Unterstützung entblößte Prinz sich auch hier bald von seines Vaters Spähern entdeckt und kein Mittel erblickte, sich auf die Dauer dessen Anforderungen zu entziehen, hielt er es für zweckmäßiger, sich auf Gnade und Ungnade in die Arme Desjenigen zu werfen, dem er das Licht des Tages

verdankte, in der Hoffnung, es werde ihm gelingen, dessen Zorn durch Reue, Unterwerfung und aufrichtiges Bekenntniß seiner Schuld zu entwaffnen.

Der geheime Rath Peter Graf Tolstoi (gest. 1728) und der Gardecapitän Alexej Romanzoff (geb. 1680, gest. 1742) wurden von Moskau aus nach Italien abgesendet, um den Prinzen nach der russischen Hauptstadt zurückzubringen, und sie trafen auch mit dem Prinzen am 11. Februar 1718 daselbst ein. In einer, drei Tage darauf veranstalteten Versammlung aller anwesenden Großen des Reiches, mußte nach des Czaren Beschlusse der gebeugte Prinz seines Vaters Knie umfassen und unter offener Bekennung seiner Schuld die Gnade und Verzeihung desselben anflehen. Diese wurde ihm jedoch nur unter der Bedingung zugestanden, daß er alle Personen getreulich angeben wolle, die ihm zu dieser Flucht gerathen und die Mittel zu derselben erleichtert hatten.

Es wurde ferner dem durch Schmerz und Scham betäubten Thronfolger eine Verzichtsurkunde auf die Erbfolge im russischen Reiche vorgelegt, die er feierlichst beschwören mußte, und zugleich ward den Ständen eine Erklärung des Czaren übergeben, vermöge welcher Alexis wegen Untüchtigkeit zur Regierung und aus anderen erheblichen Gründen von der Nachfolge im Reiche ausgeschlossen wurde. Ueber seine Mitschuldigen wurde das Todesurtheil gefällt und am 25. März vollzogen. In Bezug auf Alexis wurde am 6. Juni eine Versammlung von zwanzig Prälaten und 124 Staatsbeamten einberufen, welche die Strafe zu begutachten hatten, die an Alexis zu vollziehen sei, und am 7. Juli 1718 erfolgte in feierlicher Staatssitzung die Kundmachung des Urtheils — auf Todesstrafe.

Bevor aber noch der Czar sich über Vollzug oder Begnadigung äußerte, starb der Prinz am 8. Juli an einem Schlagfluß. Sein Leichnam wurde in der Dreifaltigkeitskirche öffentlich ausgestellt und zwei Tage darauf mit dem gebührenden Pompe bestattet. Czar Peter wohnte als erster Leidtragender der Ceremonie bei. Als die Worte aus dem zweiten Buche Samuel's, zum Texte der gehaltenen Grabrede, verlesen wurden, lautend: „Da ward der König David traurig und ging hinauf in den Saal über dem Thore und weinete und sprach im Gehen: O Absalom, mein Sohn Absalom, wäre ich doch statt Deiner gestorben!" — da brach Czar Peter in Schluchzen aus und sein Antlitz schwamm in Thränen.

Europa war mittlerweile nicht wenig durch die ehrgeizigen Bestrebungen Spaniens, das unter der Herrschaft des Hauses Bourbon stand, beunruhigt worden. Wie schon erwähnt, war durch das Testament Karl's II. der Enkel Ludwig's XIV. von Frankreich, Philipp V. (vor seiner Thronbesteigung Herzog von Anjou, geb. 1683, gest. 1746), zum Throne gelangt und wurde, mit Ausnahme Oesterreichs, von allen europäischen Mächten anerkannt; darauf aber schloß Oesterreich, um seine Ansprüche auf die spanische Monarchie geltend zu machen, mit den Seemächten, dem Deutschen Reiche, Brandenburg, später auch mit Savoyen und Portugal ein Bündniß, und es entstand von 1701 bis 1714 der sogenannte spanische Erbfolgekrieg, von welchem Spanien selbst bis 1704 verschont blieb, dann aber desto schwerer davon heimgesucht wurde. Durch den Frieden von Utrecht wurden Belgien, die spanischen Länder in Italien, Sardinien, Sicilien, Gibraltar und Menorca von Spanien getrennt, wodurch der Staat zwar eine große Ländermasse einbüßte, aber auch Anlaß erhielt, die nur zu lange vernachlässigten reichen Hilfsquellen des Hauptlandes besser zu benutzen. Und in der That schien Spanien sich jetzt aus der langen Ohnmacht, in die es durch die letzten Regierungen gerathen war, erheben zu wollen.

Philipp V. war zwar nicht weniger beschränkt, kaltherzig und charakterlos als seine drei letzten Vorgänger, er hatte jedoch bessere Minister. Es leiteten

ihn der Cardinal Ludwig Emanuel von Porto Carero (geb. 1635, gest. 1709) und die Prinzessin Anna Maria von Orsini (geborene La Tremouille, verwitwete Talleyrand von Chalois, gest. 1723); von 1714 an trat aber der Cardinal Julius Alberoni (Sohn eines armen Weingärtners, anfänglich Kirchensänger, geb. 1604, gest. 1752), früher parmesanischer Gesandter, an's Ruder, welcher die Herzogin stürzte, durch einsichtsvolle Verwaltung den Wohlstand des Staates schnell hob, die Staatseinnahmen mehrte, die Kriegsmacht vervollständigte und die früheren Besitzungen Spaniens in Italien zurückerobern wollte, um den Söhnen des Königs zweiter Ehe unabhängige Staaten zu erwerben. Mit der ehrgeizigen Königin Elisabeth von Parma setzte er durch seine Politik alle europäischen Cabinete in Bewegung, bestrebte sich, die französischen und englischen Regierungen umzustürzen, ließ 1717 und 1718 einen Theil von Sicilien erobern und selbst Neapel bedrohen. Aber der englische Admiral Lord Georg Byng (geb. 1663, gest. 1733) schlug die spanische Flotte bei Capo Passoro, ein französisches Heer unter James Herzog von Berwick (natürlicher Sohn Königs Jakob II. von England, geb. 1670, gest, 1734), machte Eroberungen in Spanien, und Spaniens Ehrgeiz wurde alsbald durch die am 1. August 1718 abgeschlossene Quadruple-Allianz zwischen England, Frankreich, Holland und Oesterreich Grenzen gesetzt.

Das Jahr 1719 brachte am 20. August die Vermälung des jungen Chrprinzen Friedrich August von Sachsen (später als König von Polen August III., geb. 1696, gest. 1763) mit der Erzherzogin Maria Josefa (Tochter Kaisers Josef I., geb. 1699, gest. 1757). Der Prinz war 1712 zu Bologna heimlich, 1717 zu Wien öffentlich zur katholischen Religion übergetreten. Es fanden aus Anlaß der Vermälung glänzende Festlichkeiten statt. Ueberhaupt zeichnete sich dieses Jahr durch fröbliche Unterhaltungen aus; darunter gehörte besonders das in der Favorita (heute Theresianum) am 11. August abgehaltene sogenannte „Kranzelschießen". Damit die Sache mit gehöriger Steifheit vor sich gehe, wurde den Cavalieren mit der Einladung zugleich eine Schützenordnung übergeben, welche nicht weniger als 36 Paragraphe enthielt. Einer derselben besagte: „Der sich mit Schelten und Sacramentiren (Fluchen) vernehmen ließe, soll mit einem doppelten Leggeld gestraft werden; bei sich etwa ereignenden Injurien (ehrenverletzenden Beschimpfungen) und Zänkereien aber höheren Obrigkeiten die Bestrafung vorbehalten sein." Das Beste, Kränze (daher der Name), und die sechzehn Fahnen hatten bei jedem Schießen zwei Schützen zu geben, doch war festgestellt, daß dieselben zusammen nicht mehr als 600 Gulden dafür ausgeben sollten. Bei oben erwähntem Kranzelschießen waren die Bestgeber der Oberstbofmarschall Fürst Adam Franz von Schwarzenberg und der geheime Rath Otto Christoph Graf Volkra. Dabei gewann man: „Die „Ritter-Hauptfahne" sammt ihrem Beutel mit inliegendem vierfachen Leggelde; den ersten „Kranz" sammt seiner dazu gehörigen Hauptfahne: ein achteckiges Trüherl mit einem compendiosen Mundservice oder silbernem Tafelzeug für zwei Personen völlig eingerichtet. (Gewinner war von diesem, wie vom nächsten Preise Kaiser Karl VI.) Den andern (zweiten) Kranz sammt der Hauptfahne: ein silbernes spanisches Salzfaß mit allem Zugehör; das „Beste" sammt der Hauptfahne und zugehörigem Kranze: ein schwerer Galadegen mit einem ganz goldenen Gefäße u. s. w. Der Kaiser gewann noch überdies zwei Fahnen und Beutel, die Kaiserin Elisabeth Christine deren drei; unter den weiteren Gewinnern befand sich auch der „Bischof von Wien" (Sigmund Graf Kollonits).

Im Winter wurde vom hohen Adel eine überaus prächtige Schlittenfahrt (Bild Seite 136) durch die Stadt veranstaltet. Die Schlitten waren in glänzender phantastischer Form, über den Kufen eine Art Muschel, in welcher die

Dame saß, und hinter derselben ein Sitzbrett, von welchem aus der Cavalier das prächtig geschirrte Roß lenkte. Vor jedem Schlitten liefen zwei Läufer, hinter demselben folgten zwei Bereiter mit Stäben in den Händen. Es waren 36 Schlitten dieser Art, vor welchen ein großer mit Trompetern und Paukern, von sechs Pferden gezogen, herfuhr. Der Zug bewegte sich vom Sammelplatze beim Harrach'schen Palast auf der Freiung aus durch die Herrengasse zur Burg, dann durch die Augustinergasse auf den Neuen Markt, wo ein sogenanntes „Radel" ausgeführt, d. h. eine Fahrt um den ganzen Platz in gewundenen Geleisen gemacht wurde. Unser Bild (Seite 136) zeigt dies recht anschaulich; nicht minder die Gestalt der damaligen Gebäude auf dem Marktplatze. Rechts das Haus zu den sieben Säulen; man sieht da noch nicht die Eröffnung der Plankengasse, welche viel später (1783) erfolgte; in der Mitte der Palast des Fürsten Schwarzenberg, dann oben links die sogenannte „Mehlgrube" (heute Hôtel Munsch), von welcher, als Ball-Locale, bald mehr zu sprechen sein wird; oberhalb des Platzes den hoch aufgemauerten Gerichts-Pranger, dann einen vergitterten kleinen Schöpfbrunnen in der Mitte, an dessen Stelle später das mit den herrlichen Donner'schen Figuren geschmückte Bassin kam.

Die Schlittenfahrt ging darauf durch die Kärntnerstraße über den Graben, Kohlmarkt zur Burg, wo vor den zusehenden Majestäten abermals ein „Radel" ausgeführt ward, begann dann wieder, mit Umwegen, die Rückkehr zur Mehlgrube, woselbst ein Ballfest, das bis zum Morgen währte, den Beschluß machte. Eine gleichzeitige Aufschreibung berichtet, daß diese Schlittenfahrt „eine stattliche Parade gemacht, zumalen an den Herrschaften nichts als Edelstein, Gold, Silber und Sammet, wie auch die raresten Federn zu sehen gewesen, deßgleichen auch die Pferde mit dem kostbarsten Aufputz von Gold, Silber, Federn und Bändern, nebst den schönsten Schlitten, von vergoldt künstlicher Bildhauer-Arbeit und mit Sammet und Silber auch goldenen Frantzen gezierten Decken gepranget haben."

Das Jahr darauf wurde gleich anfangs die kaiserliche Familie in tiefe Betrübniß versetzt, denn es starb am 19. Januar die verwitwete Kaiserin Eleonore Magdalena Theresia, geborene Prinzessin von der Pfalz-Neuburg (1655), und wurde dieselbe in der Kaisergruft bei den Kapuzinern am Neuen Markt beigesetzt.

Großes Aufsehen in ganz Deutschland und Oesterreich machte der sogenannte Complot-Proceß, bei welchem ein Unterthan des Kaisers Karl VI. eine höchst fatale Rolle spielte. Es war nämlich im Jahre 1717, also einige Jahre nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm I. König von Preußen (Vater Friedrich's II., geb. 1688, gest. 1740) gewesen, da erbot sich von Dresden aus ein junger Mann, Johann Michael Clement, der sich Baron von Rosenau nannte, dem Könige wichtige Mittheilungen zu machen, die für ihn selbst und das königliche Haus von der größten Bedeutsamkeit wären. Der König ließ den jungen Mann nach Berlin kommen und erfuhr von ihm, daß zwei seiner vertrautesten Räthe, die Feldmarschälle Fürst Leopold von Anhalt-Dessau (gewöhnlich „der alte Dessauer" genannt, geb. 1676, gest. 1747) und Friedrich Wilhelm von Grumbkow (geb. 1678, gest. 1739), von dem österreichischen und sächsischen Hofe zu einem Verrath ohnegleichen gegen ihren königlichen Herrn gewonnen worden wären.

Man wolle nämlich den König bei seiner Anwesenheit in Wusterhausen (Regierungsbezirk Potsdam), wohin er sich oft der Jagd wegen begab, gefangen nehmen und tödten, den fünfjährigen Kronprinzen Friedrich unter der Regentschaft Friedrich Wilhelm's Markgrafen zu Brandenburg-Schwedt (geb. 1700, gest. 1771) und der erwähnten Minister zum König ausrufen und ihn in der katholischen Religion erziehen, wodurch auch ganz Preußen der katholischen Religion

wieder gewonnen werden sollte. Es legte Baron Clement von Rosenau dem Könige zur Bekräftigung seiner schweren Anklage Briefe vom sächsischen Staatsminister und Feldmarschall Jakob Heinrich Graf Flemming (geb. 1667, gest. in Wien 1728), vom Prinzen Eugen von Savoyen in Wien, vom Fürsten von Anhalt-Dessau und von Grumbkow vor, in denen der Plan weiter entwickelt war und die Schuld der preußischen Minister klar erwiesen schien.

Von Natur mißtrauisch, konnte Friedrich Wilhelm in diesem gegebenen Falle kaum anders handeln, als er es gethan. Die ihm vorgelegten Briefe stimmten in den verschiedenen Handschriften genau mit denen überein, an deren Echtheit er nicht zweifeln konnte. Er zog sich von seinen Ministern zurück und sann über die Art und Weise nach, wie er sich die weiteren Beweise über die Schuld Grumbkow's und des Fürsten von Dessau, ehe er sie der strafenden Gerechtigkeit überlieferte, verschaffen könnte.

Baron Clement bot ihm auch darin bereitwillig seine Vermittlung, indem er Bekanntschaften unter den höheren Beamten und dem Adel in Berlin suchte und den Intriguen nachspürte, die von Grumbkow auch getrennt von diesem beabsichtigten Verrath gespielt werden sollten. Dadurch wurde das Mißtrauen des Königs wesentlich erhöht, und Clement reiste endlich nach dem Haag ab, wohin ihn eine Mission des sächsischen Ministers Flemming rief, mit dem Bewußtsein, das Vertrauen des Königs erworben und den beiden Ministern eine Falle gelegt zu haben, in die sie unrettbar stürzen mußten. Seinem Ehrgeiz war somit die glänzendste Aussicht eröffnet.

Aber — Clement hatte bei seinen Plänen nur auf Eines vergessen: auf den geraden Sinn und die kühne Unerschrockenheit des mannhaften Dessauer. Dieser vermochte die, wie er sich selbst sagen mußte, unverdiente Ungnade seines Königs nicht zu ertragen und forderte diesen endlich selbst zu einer bestimmten Erklärung auf. Staunend vernahm er die Schuld, die auf ihm lasten sollte, und verlangte sofort die genaueste Untersuchung, indem er zugleich die angeblich gegen ihn zeugenden Briefe für unecht erklärte. Clement, der sie mit sich genommen hatte, weil er sie in Holland brauchte, wurde wieder nach Berlin gerufen und erschien daselbst auch nach einigen Monaten wieder.

Mittlerweile hatte sich Fürst Leopold mit Wien und Dresden in Verbindung gesetzt. Von beiden Cabineten erhielt der Fürst eine entschiedene Ablehnung der ihnen zur Last gelegten Pläne, erfuhr aber noch vom Prinzen Eugen insbesondere, daß ein gewisser Johann Michael Clement, geboren zu Neusohl in Ungarn, ein sonst wissenschaftlich gebildeter Mann, mehrerer Sprachen, besonders der lateinischen, deutschen und französischen mächtig, früher Geheimschreiber (Secretär) des siebenbürgischen Fürsten Franz II. Leopold Rakoczy (geb. 1676, gest. 1735) gewesen, mit diesem nach Mißlingen der ungarischen Insurrection nach Frankreich gekommen, seinem Herrn wichtige Papiere entwendet und sie dem Prinzen Eugen zum Ankauf geboten, was aber die österreichische Regierung abgelehnt habe.

Nunmehr galt es aber zu erfahren, ob Baron Clement von Rosenau mit dem verrätherischen Secretär des siebenbürgischen Fürsten ein und dieselbe Person sei. Clement kam nach Berlin und war vom König mit früherer Freundlichkeit empfangen; als aber der Monarch die fraglichen Briefe wieder haben wollte, erhielt er zur Antwort, Clement habe sie im Haag lassen müssen, doch wolle er versuchen, sich dieselben wieder zu verschaffen, wenn der König ihm wieder nach Holland zu reisen erlaube.

Friedrich Wilhelm, dem jetzt Alles an dem Besitze der seine vertrauten Räthe anklagenden Schriftstücke gelegen war, konnte ihn füglich nicht zurückhalten, und so reiste Clement abermals von Berlin ab, um, wie er meinte, nicht wieder zurückzukehren.

Während seiner Abwesenheit aber entdeckte man, daß er mit einem Baron Heydekamm, dessen Vermögensumstände durch leidenschaftliches Spiel zerrüttet waren, mit dem Kriegssecretär Bube und dem Residenten des Herzogs von Sachsen-Weimar in einer keineswegs lauteren Verbindung gestanden hätte. Diese drei Männer wurden verhaftet und man erfuhr von ihnen, daß sie dem Baron Clement die Geheimnisse des Berliner Hofes mitgetheilt, die er von Dresden oder Wien erfahren haben wollte. Jetzt wartete der König, dem diese Mittheilungen bekannt gemacht wurden, recht ungeduldig auf die Rückkehr des Baron Clement, und als diese sich immer mehr verzögerte, sandte er endlich einen Officier des Grenadier-Regiments nach Holland, um den Säumenden mit List und Gewalt nach Berlin zu bringen.

Einzug der befreiten Christensklaven. (Seite 150.)

Clement's Eitelkeit und sein Vertrauen auf des Königs Gunst ließen ihn blindlings in die Falle gehen. Kaum aber angekommen, wurde er nach Spandau geschickt, hier in Untersuchung genommen und endlich zum Geständniß gebracht, daß an dem Complot gegen die königliche Familie kein wahres Wort sei. Am 20. April 1720 büßte der falsche Baron Clement sein Gaukelspiel am Galgen.

Das Jahr 1721 brachte den Frieden zu Nystadt (Finnland), wodurch der nordische Krieg (zwischen Rußland und Schweden) beendet und Livland, Esthland, Ingermanland, Karelien und ein Theil von Finnland dem russischen Reiche einverleibt wurde. Hierauf wurde Peter I. von dem Reichssenat bewogen, den Titel Peter der Große, Vater des Vaterlandes und Kaiser von

Rußland anzunehmen. Den wiedergewonnenen Frieden benutzte Peter vor Allem zur Emporbringung des Seehandels, dessen Mittelpunkt Petersburg werden sollte. Mehrere tausend Familien mußten aus Moskau nach Petersburg ziehen, den seehandelnden Nationen räumte er große Vortheile ein, ließ bequeme Handelsniederlagen errichten und organisirte das Postwesen in Rußland; 1721 errichtete er auch den „heiligen Synod" (geistliche Versammlung) als höchste Behörde in allen kirchlichen Versammlungen und erklärte sich zum Oberhaupt der Kirche.

Ein epochemachendes Ereigniß war im selben Jahre die Ankunft des ersten türkischen Gesandten in Paris, welche einen eigenthümlichen, die ganze Christenheit berührenden Hintergrund hatte.

In dem Wirrwarr von Gebäuden, die zu Jerusalem das heilige Grab bedeckten, wo so viele unter einander eifersüchtige Gemeinden durcheinander beteten und sich dabei von Herzen haßten, hatte das den Lateinern angewiesene Schiff längst einen Riß im Gewölbe, so daß es ein ungesunder und dabei gefährlicher Aufenthaltsort war. König Ludwig XIV. hatte sich achtundzwanzig Jahre lang um die Erlaubniß bemüht, es ausbessern lassen zu dürfen, aber seiner vielgewichtigen Bitte ward keine Erhörung, und daran war der Aberglauben der Türken, die Unzufriedenheit mit den Missionarien (Glaubenspredigern), besonders aber die Eifersucht der Schismatiker (Glaubensspalter) und deren üble Aufführung Schuld. Unmöglich konnten sich auch griechische und römische Priester verstehen, so lange der Ersteren Hauptcharakterzüge die Tücke und die Arglist, diese echten Kinder der Sklaverei, waren, so lange beide Theile die unheilbare Sucht plagte, selbst da noch herrschen zu wollen, wo man sie kaum duldete. Die Fehler waren also wirklich beiderseits und daher war auch in Europa die Betrübniß ungleich größer als die Ueberraschung, als in der letzten Zeit die katholischen Geistlichen im Tempel zu Jerusalem endlich am Fuße der Altäre von ihren christlichen Brüdern, die das Abendmahl des Herrn mit gesäuertem Brote begingen, unmenschlicherweise niedergemacht wurden.

Der neue Vezir Ibrahim setzte sich nun über alle Hindernisse, über alles Geschrei hinweg, erklärte auf einmal, die Erlaubniß sei hiermit ertheilt, und gab Befehl, mit der Arbeit der Ausbesserungen zu beginnen. Wie aber hätte sich der fromme Muselman, der gewiß ein großes Opfer zu bringen meinte, gewundert, hätte er gewußt, wie man ihm für seine Güte danken würde. Der französische Hof nahm eine unerwartete Vergünstigung, wodurch sein Einfluß im Orient gewann, kaltsinnig auf, und den römischen Hof erfüllte ein der Religion so ersprießliches Ereigniß mit Mißmuth. Den Vortheil, der den Christen daraus erwuchs, vergaß er über der Demüthigung, daß er ihn den Franzosen zu danken haben sollte, und ging so weit, daß er durch die Congregation der Propaganda (Gesellschaft zur Ausbreitung religiöser Grundsätze) an den Marquis von Bonnay schreiben und ihn auffordern ließ, die Schritte zurückzunehmen, die er, wie die römische Curie irrthümlich glaubte, gethan.

Indessen verfolgte Ibrahim seinen Plan und eine feierliche Gesandtschaft sollte nach Frankreich geschickt werden, um dem nunmehrigen Könige Ludwig XV. (später Schwiegervater von Maria Theresiens Tochter Marie Antoinette), damals elf Jahre alt, zu der Wiederherstellung des heiligen Grabes Glück zu wünschen und ihn als Kaiser von Frankreich ganz wie den römischen Kaiser Karl VI. zu behandeln.

Solch' auffallend zuvorkommende Schritte setzten aber den französischen Staatsminister Cardinal Wilhelm Dubois (geb. 1656, gest. 1723) in Schrecken. Die Gesandtschaft drohte ihm in der Klemme, in der man sich befand, mit unerschwinglichem Aufwande, und überdies konnten ja die Schmeicheleien des

Divans den Papst und den Kaiser unruhig machen. Der Vorwand, den er von der möglichen Einschleppung der Pest in die Provence hernahm und so gewichtig als möglich machte, um sich eine lästige Höflichkeit vom Halse zu schaffen, konnte dem ottomanischen Fatalismus (Verhängnißglauben) nicht gelten, und so stieg plötzlich der türkische Gesandte mit einem pompösen Gefolge von sechsundsiebzig Personen im Hafen von Cette an's Land, nachdem er den Hafen von Toulon berührt hatte. Es war dies die allererste Gesandtschaft der Pforte, die nach Frankreich kam, denn die Sendung des Aga, den der Staatsminister Hugo de Lionne (geb. 1611, gest. 1671) im Jahre 1669 zu Suresne empfangen und der den Kaffee in Frankreich eingeführt hatte, verdient diesen Namen nicht.

Der persische Gesandte, der Ludwig XIV. in seinen letzten Tagen belustigte, war blos als zornmüthiger und zügelloser Barbar aufgetreten.

Etwas Anderes war es daher mit Mehemet Effendi, auf den sich jetzt nicht nur die Blicke Frankreichs, sondern ganz Europas richteten. Er glich seinem Vorgänger liederlichen Andenkens keineswegs. Sein Kopf war, obgleich er schon sechzig Jahre zählte, sehr schön, sein Blick stolz und durchdringend, seine Manieren edel und ungezwungen. Er bekleidete die Würde eines Reichsschatzmeisters, war einer der Bevollmächtigten beim Tractat von Passarowitz gewesen und besaß, neben vielem natürlichen Verstand, die asiatische Halbcultur, die bei einem Fremden das, was er weiß, und das, was er nicht weiß, für uns gleich interessant macht; — mit einem Wort, seine persönlichen Eigenschaften dienten dem Verdienste des poetischen Bezirs, der ihn erkoren hatte, zur glänzendsten Unterlage.

Die Art und Weise, wie er in Frankreich empfangen wurde, erweist auf höchst interessante Art die damaligen Sitten und mußte ihm solches gar seltsam vorkommen. Das Erste war, daß man ihn mit seinem Gefolge, fern von aller menschlichen Gesellschaft, sechs Wochen lang in festen Gewahrsam brachte. Das war aber noch nicht toll genug: weil sich kein Lazareth (Krankenhaus) im Orte befand, hatte man eine Kirche, die noch voll Gemälden und Bildsäulen war, dazu eingerichtet, und der Religion der Mohammedaner ist dies bekanntlich eitel Gräuel. Ein Fanatiker an seiner Stelle wäre bestimmt außer sich gerathen, indeß Mehemet Effendi ließ sich diese Ungeschicklichkeit sanftmüthig gefallen und in dem von ihm selbst in türkischer Sprache verfaßten Reiseberichte drückte er sich darüber folgendermaßen aus: „Nichts gleicht meinem Erstaunen, als ich mich an solchem Orte sah; ich überließ mich Gedanken und Betrachtungen aller Art. Da aber das Umkehren eben nicht leicht gewesen wäre, so wußte ich nichts Besseres zu thun, als den Saum des Gewandes der Geduld zu küssen." (Wunderhübsch gesagt!)

Als sich sein Gefängniß endlich aufthat, wurde er auf dem Canal von Langnedoc eingeschifft, und da äußerte er laut seine Verwunderung beim Anblick dieses künstlichen Flusses, der „nach des Menschen Geheiß läuft und über Berge weggeht". Auf der Hin- und Herreise wurde er in allen Städten mit Festlichkeiten und Beleuchtungen empfangen, und von allen Seiten lockte ein so seltenes Schauspiel Schaaren von Neugierigen herbei. All' dies hat der Gesandte in seinem malerischen Style selbst beschrieben. Wo er auf das Capitel kommt, worin die (damaligen) europäischen Sitten einem Türken am seltsamsten vorkommen müssen, meint er wörtlich: „Frankreich ist das Paradies der Weiber und ihre Befehle haben allgemeine Geltung."

Dieser erste ottomanische Gesandte wurde in Paris mit der größten Pracht empfangen. Er hatte dem jungen Könige Ludwig XV. Waffen, wie sie die nomadischen Tataren tragen, zum Geschenk gemacht; Ludwig zeigte sich gerne in diesem barbarischen Putz und suchte neugierig des Gesandten Gesellschaft.

Mehemet erzählt einen Besuch beim jungen König folgendermaßen: „Sobald er mit seinem Gouverneur mich gewahr wurde, kehrte er sich uns zu und ich trat zu ihm. Wir unterhielten uns freundschaftlich über Verschiedenes. Mit großem Eifer betrachtete er unsere Kleider, unsere Dolche, eins um's andere. Der Marschall fragte mich: „Was meint Ihr, ist mein König nicht hübsch?“ — „Gott sei gelobt!“ antwortete ich. „Und möge er ihn vor dem bösen Blick bewahren!“ — „Er ist erst elf Jahre, vier Monate alt,“ fuhr er fort; „ist er nicht ganz gut gewachsen? Seht einmal zu, es sind dies seine eigenen Haare.“ — Mit diesen Worten hieß er den König sich umdrehen, und ich betrachtete liebkosend seine Haare; sie waren wie ganz gleiche Goldfäden und reichten ihm bis zum Gürtel. „Auch sein Gang,“ sagte der Gouverneur weiter, „ist sehr hübsch.“ Und er sprach zum König: „Gehen Sie einmal, zeigen Sie es.“ Der König ging im majestätischen Schritt des Rebhuhns bis mitten in das Zimmer und kehrte dann um. „Gehen Sie nun schneller,“ fuhr der Gouverneur fort, „damit man Ihre Gewandtheit im Laufen sieht.“ Und sogleich lief der König eilends dahin. Nun fragte mich der Marschall, ob ich ihn liebenswürdig finde; ich aber rief: „Der allmächtige Gott, der ein so schönes Geschöpf geschaffen, verleihe ihm seinen Segen!“

Paris, das kurze Zeit nach einander zwei so wunderliche Gäste in seinen Mauern gesehen, machte es Spaß, den ungestümen Erbauer von St. Petersburg, Peter den Großen, und den friedlichen Gesandten des Sultans mit einander zu vergleichen. Unter manchen seltsamen Auftritten, zu denen des Effendis Aufenthalt Anlaß gegeben, blieb lange unvergessen, wie er einmal der Frohnleichnamsprocession zu Ehren sein Hôtel prächtig verzieren lassen, wie er im Park von Chantilly, den der große Condé (Ludwig II. von Bourbon, geb. 1621, gest. 1686) angelegt, einer Hirschhetze beigewohnt und bei einer Spielpartie im Hause des Herzogs Antonin von Lauzun (Marschall, berühmter Festungsgefangener, geb. 1632, gest. 1726) an Geist und Galanterie mit diesem alten Romanhelden gewetteifert, der zwei Regentschaften erlebt hatte.

Auf diesen äußeren Pomp beschränkte sich aber auch das gute Glück des Gesandten. Den geheimen Zweck seiner Sendung konnte er gar nicht zur Sprache bringen, zum Bündniß, das Deutschlands Unternehmungen in Schranken halten sollte, auch nicht einen Faden anknüpfen. Wo er anklopfte, wurde er eben nicht sehr schonend zurückgewiesen. Indessen bemühte er sich um die Vermittlung Frankreichs zum Abschluß eines Waffenstillstandes zwischen der Hohen Pforte und jener Insel Malta, wo die Religion zur Schmach gleichbedeutend war mit Krieg. Es ließ sich nichts Würdigeres denken, als Mehemet's Vorschläge zur Abschaffung der uralten Seeräuberei, ob sie nun von den Häfen der Barbarei aus unter der Flagge des Halbmonds, oder vom Hafen von Malta aus unter dem Panier des Kreuzes getrieben wurde. Das Ministerium indeß hütete sich, gegen diesen Mißbrauch das Wort zu nehmen.

Aber auch in unbedeutenderen Angelegenheiten behandelte man den Gesandten sehr geringschätzig. Damals war es Sitte, die Barbaresken, die man auf der See gefangen nahm, lebenslänglich auf die Galeeren zu schmieden. Man kann sich da nicht genug wundern, wie sehr Gewohnheit und Vorurtheil die Menschen verblenden können; denn dieselben Grausamkeiten, die mit Recht von Seite der Afrikaner empörten, ja noch viel mehr, wurden in Frankreich mit kaltem Blute geübt. Man weiß nicht einmal recht, welchem Volke man hierin den ersten Schritt Schuld geben soll, denn bereits in der berühmten Schlacht von Lepanto (8. October 1571) waren sämmtliche Ruderbänke der ottomanischen Pforte mit Christensklaven besetzt, dagegen alle Ruderbänke der christlichen Flotte mit türkischen Sklaven, so daß jeder Theil sich mit eigenen Händen zerfleischte. Ferner als

der Sturm die große Armada Philipp's II. zerstreute, rettete sich eine Menge türkischer Galeerensklaven an die französische Küste; die Städte wimmelten davon und sie belustigten die Einwohner mit Gesang und Possenreißerei.

Dem sei nun wie ihm wolle, Mehemet Effendi reclamirte eine Anzahl von Unterthanen des Großherrn, welche sich aus Irrthum unter den Corsaren aus den afrikanischen Regentschaften befanden und wider das Völkerrecht in den Bagnos von Marseille gefangen gehalten wurden. Aber Dubois wich mit solcher Aengstlichkeit sogar dem Scheine einer Gefälligkeit aus, daß er, weil gegen solche Reclamationen unmöglich etwas einzuwenden war, sich nicht schämte, sich zu ganz unwürdigen Ausflüchten herzugeben. Er leugnete frischweg, daß auf den Ruderbänken Türken säßen, während er doch das Verzeichniß dieser Gefangenen, von denen vierzehn hießen wie der Gesandte selbst, in Händen hatte.

Mit Recht aufgebracht, entfernte sich Mehemet sogleich, indem er mit Bitterkeit rief: „Der Derwisch (Bettelmönch) da hat mir Audienz gegeben auf goldenen Teppichen; aber ein wahres Wort wollte ihm nicht über die Lippen gehen." Der ganze Gewinn, den die Diplomatie von dieser Gesandtschaft erntete, war ein Etikettestreit zwischen dem Minister und dem Muselman; um Letzterem keinen Besuch machen zu dürfen, stellte sich Ersterer dem Großvezir gleich, aber Mehemet erwiderte: „Du bist nicht, was Du sagst; denn der Vezir giebt dem Gesandten ein Gastmahl, einen Pelz und ein Pferd, ich aber habe noch keinen Bissen von Deinem Brote gegessen."

Wohl oder übel mußte Dubois in diesem Streite nachgeben; er besuchte Mehemet und dieser verabschiedete sich dann von ihm in einer feierlichen Audienz. Der Türke reiste ab und man erlaubte sich, zu Fontainebleau seinen Wagen durchsuchen zu lassen, denn man vermuthete, und zwar ganz ohne Grund, es begleite ihn eine Französin als Mann verkleidet. Allerdings hatte seinerzeit der persische Gesandte ein Frauenzimmer mit von Paris fortgenommen, das ihm Räuber an der Grenze von Polen wieder abnahmen. Konnte aber ein so nichtiger Grund einer solchen Kränkung des ottomanischen Ministers zur Entschuldigung dienen? Kurz, das Betragen des Ministers Dubois war in einem so vielversprechenden Handel weder klug, noch aufrichtig, und seine Selbstsucht brachte Frankreich um kostbare Vortheile, die sich seitdem weder in solchem Maße, noch so von selbst wieder dargeboten haben.

Bei der Heimkehr gedachte Mehemet Effendi des Guten wie des Bösen, so ihm widerfahren war, und wenn er seine Unzufriedenheit offen äußerte, so schilderte er in einer selbstverfaßten Beschreibung noch lebhafter, welche Bewunderung ihm Frankreich und seine Bewohner eingeflößt hatten. Statt dem alten Vorurtheil zu huldigen, wonach der Muselman, der sich durch eine Sendung zu den Ungläubigen befleckt hatte, aus dem Angesichte des Sultans verbannt und in ein fernes Paschalik (Landschaft, Gau) verwiesen wird, unterhielten sich Sultan Achmet III. (geb. 1664, gest. 1736) und sein Vezir Ibrahim Pascha mit Mehemet mit fast kindischer Neugier; sie ließen sich Paläste und Gärten nach den Rissen bauen, die der Gesandte mit aus Frankreich gebracht hatte, und die Schöpfungen der französischen Künstler zierten die Gefilde, welche Homer besungen.

Nachdem die persischen Unruhen weite Provinzen den Russen und Türken preisgegeben hatten, standen die beiden Eroberer auf dem Punkte, sich um die Errungenschaften zu schlagen. Frankreich, das Ibrahim noch einmal um Hilfe ansprach, legte ihren Zwist bei. Am 8. Juli 1723 unterzeichnete man einen Vertrag, der zugleich der erste war, den die Türken unter französischer Vermittlung schlossen, und der erste, wo sie sich mit Christen gegen eine mohammedanische Macht verbündeten. Der französische Einfluß im Divan dauerte bis zu der gräßlichen Revolution (1730), die dem Vezir den Kopf und dem

Sultan das Scepter kostete. Diese Katastrophe läßt sich als der Anfangspunkt des Kampfes betrachten, der ein Jahrhundert lang den Halbmond zwischen Fanatismus und Aufklärung schwebend erhielt.

Oesterreichs Bevölkerung hatte aber schon viel früher die erhabene Mission der Christenbefreiung aus dem Türkenjoch übernommen, und zwar befaßte sich damit in selbstloser Aufopferung ein geistlicher Orden — die sogenannten Trinitarier, d. h. die Brüder des Orden der Dreieinigkeit — zur Auslösung der Gefangenen aus dem Türkenjoch. Dieser Orden, gestiftet von Johann von Matha (geb. 1160, gest. 1213), hatte, obwohl er bereits volle 500 Jahre bestand, erst im Jahre 1688 in Wien Wurzel fassen können. Dies war vorzüglich der Bemühung des Staatsministers Ferdinand Bonaventura Graf Harrach (geb. 1637, gest. 1706) zu verdanken, der früher Botschafter in Spanien gewesen und daselbst Gelegenheit gehabt hatte, den Werth einer solchen Stiftung kennen zu lernen. Die ersten in Wien angekommenen Trinitarier wohnten in der Naglergasse; die Erlaubniß, außerhalb der Stadt ein Kloster zu erbauen, erhielten sie unter'm 19. November 1688. Anfangs wählten sie die Kirche des Kalvarienberges zu Hernals (heutige Pfarrkirche), damit hatte es aber allerlei Schwierigkeiten, und so wurde ihnen endlich ein Punkt außerhalb des Schottenthores auf der Straße nach Hernals ausgemittelt. Im Jahre 1689 konnten sie durch die Freigebigkeit des Grafen Harrach und mehrerer Damen des Sternkreuzordens in der jetzigen Alserstraße ein Haus mit einem Garten käuflich an sich bringen, und so entstand aus der anfänglich kleinen Kapelle allmälich das stattliche Kloster der sogenannten Weißspanier (im Volksmunde sogenannt von ihrer weißen Tracht, im Gegensatze der Schwarzspanier, der spanischen Religiösen Maria von Montserat im schwarzen Habit, deren Gotteshaus die heutige protestantische Garnisonskirche gewesen). Das Kloster der Trinitarier (seit 1784 den Minoriten aus der innern Stadt eingeräumt) wurde erst im Jahre 1721 im ganzen Vierecke, wie es noch gegenwärtig ist, vollendet.

Der erste Vorsteher war Pater Alfons von Santa Maria, der erste Erlöser gefangener Christen aus diesem Orden war Pater Maurus a Conceptione, welcher von Wien aus die erste Reise nach der Tatarei im Jahre 1690 machte. Und am 10. Juli 1691 war ganz Wien in der lebhaftesten Bewegung; alle Gassen füllten sich mit Leuten, in ungestümer Neugier wogte Alles stürmisch durcheinander; das stärkste Gedränge aber fand in der Gegend der Wiese bei der Alserstraße und auf dem Wege von da nach dem Stefansplatze statt; majestätisches Geläute aller Glocken der Stadt und Vorstädte erklang. Es galt einer Feierlichkeit, einem Schauspiele, das früher durch die ganze Reihe der Jahrhunderte noch nie dagewesen, einem Ereignisse, das wohl auch nie wieder wird eintreten können.

Der Gegenstand dieser Festlichkeit waren sechzehn Personen, die seit wenigen Monaten aus türkischer Sklaverei erlöset, nach Wien zurückgebracht waren, eben durch die Bemühungen des aufopfernd thätigen Paters Maurus. Diese sechzehn Unglücklichen ließen alle Zeichen langer Entbehrungen, Leiden und Mißhandlungen wahrnehmen und erweckten schon damals die innigste Theilnahme. Ihre Haltung war geknickt, ihr Gang schwankend, ihre Gestalt ganz aufgezehrt; nur durch ihre ganz neue Kleidung glichen sie wieder menschlichen Wesen. Der feierliche Einzug hatte zugleich etwas Erhabenes und Rührendes und das Kirchenfest bei St. Stefan selbst war eines der würdigsten Opfer der Menschenliebe. (Bild Seite 145.)

Noch oft wiederholte sich in Wien auch im darauffolgenden 18. Jahrhundert dieses erhebende Fest (am herrlichsten durch Pater Michael ab assumptione am 22. Juli 1730), bis endlich laut Verordnung vom 21. November

1783 der Orden der Trinitarier aufgehoben wurde. Allerdings gab es nach der neueren Gestaltung der Dinge einfachere Mittel zur Erreichung seines eigentlichen Zweckes und war die Veranlassung selbst großentheils weggefallen. Die Anzahl der während der Wirksamkeit der Trinitarier in der Alserstraße aus dem Türkenjoch befreiter Christen betrug über 5000 Personen.

In das Jahr 1722 fällt das Entstehen der Brüdergemeinde der Herrnhuter. Wer an einem sonnigen Tage auf der kleinen Altane des Hutberges (Oberlausitz) steht, der hat ein gar mannigfaltiges, liebliches Bild vor sich. Südwestlich die anmuthig geschwungenen Linien der Lausitzer Bergkette, westlich den langen Kamm des nahen Kottmarberges, nördlich die Löbauer Berge, östlich die einzeln stehende, steile Spitze der Landskrone bei Görlitz, südöstlich das Iser- und Riesengebirge, deren Kamm auch an warmen Frühlingstagen noch eine weithin leuchtende Schneedecke zeigt. Und am Fuße des Berges liegt der kleine, aber wohlgebaute Ort Herrnhut, auf zwei Seiten vom Walde eingeschlossen, sonst von grünen Wiesen und wogenden Aehrenfeldern umgeben.

Am südlichen Abhange liegt, von regelmäßig verschnittenen Linden-Alleen eingetheilt und von Buchenhecken umschlossen, der Gottesacker. In der Mitte des Hauptganges befinden sich die durch ihre Größe ausgezeichneten Grabstätten der Familie Zinzendorf. Der bedeutungsvollste Stein lautet: „Hier ruhen die Gebeine des unvergeßlichen Mannes Gottes, Nicolai Ludwig Grafen und Herrn von Zinzendorf und Pottendorf, der durch Gottes Gnade und seinen treuen, unermüdeten Dienst in diesem achtzehnten Säculo erneuerten Brüder-Unität (Gemeinschaft) würdigen Ordinarii (Vorsteher). Er war geboren den 26. Mai 1700, und ging in seines Herrn Freude ein den 9. Mai 1760. Er war gesetzt, Frucht zu bringen, und eine Frucht, die da bleibet." Ihm zur Seite ruht seine Familie. In erster Ehe war er mit Erdmuth Dorothea Gräfin Reuß (geb. 1700, gest. 1756), in zweiter Ehe mit Anna Nitschmann verbunden. Der Grabstein seines bedeutendsten Gehilfen befindet sich auch unter dieser Zahl; derselbe lautet: „Hier ruhen die Gebeine des Dieners Christi, Friedrich von Wattewille, ersten Senioris civilis (Gemeinde-Aeltester) der erneuerten Brüderkirche. Er half die Gemeinde von Anfang an bauen, sahe sie grünen und blühen, und legte sich schlafen mit Lob und Dank. Geboren den 7. Februar 1700 in Bern, entschlief den 24. April 1777."

Zinzendorf ist aber nicht in dem Sinne Stifter der Brüdergemeinde, wie man dies häufig annimmt; die mährischen Auswanderer unter Anführung des Zimmermeisters Christian David bauten bei ihrer Einwanderung in das Zinzendorf'sche Gut Berthelsdorf im Jahre 1722 Herrnhut ganz ohne des Grafen Zuthun, ja es wurde dort sogar die Ordnung und Verfassung der alten böhmisch-mährischen Brüderkirche zum Theil gegen seinen Willen erneuert. So lange Zinzendorf lebte, war nach dem Zeugniß eines der Gemeinde selbst angehörigen Historikers an eine geordnete Verfassung der Gemeinde nicht zu denken, und nach seinem Tode vergingen noch viele Jahre, ehe man aus der ökonomischen Verwirrung und Schuldenlast sich herausgearbeitet hatte.

Mit der Erlaubniß des jungen Grafen wurde am 17. Juni 1722 in dem ihm gehörigen Walde hart an der Löbau-Zittauer Landstraße der erste Baum zum Anbau gefällt. Als der Graf von Zinzendorf seine ihm am 7. September in Ebersdorf bei Lobenstein angetraute Gemalin am 22. December 1722 zum ersten Male nach Hennersdorf zu seiner Großmutter führte, war er verwundert, an der Landstraße im Walde ein neues Haus zu finden.

Ueber die Gewinnung Friedrich's Freiherrn von Wattewille berichtet ein Zeitgenosse: „Derselbe hatte bisher in dem Hause seines Freundes Zinzendorf zu Dresden oder Berthelsdorf oder Hennersdorf sich befunden; seine thätige

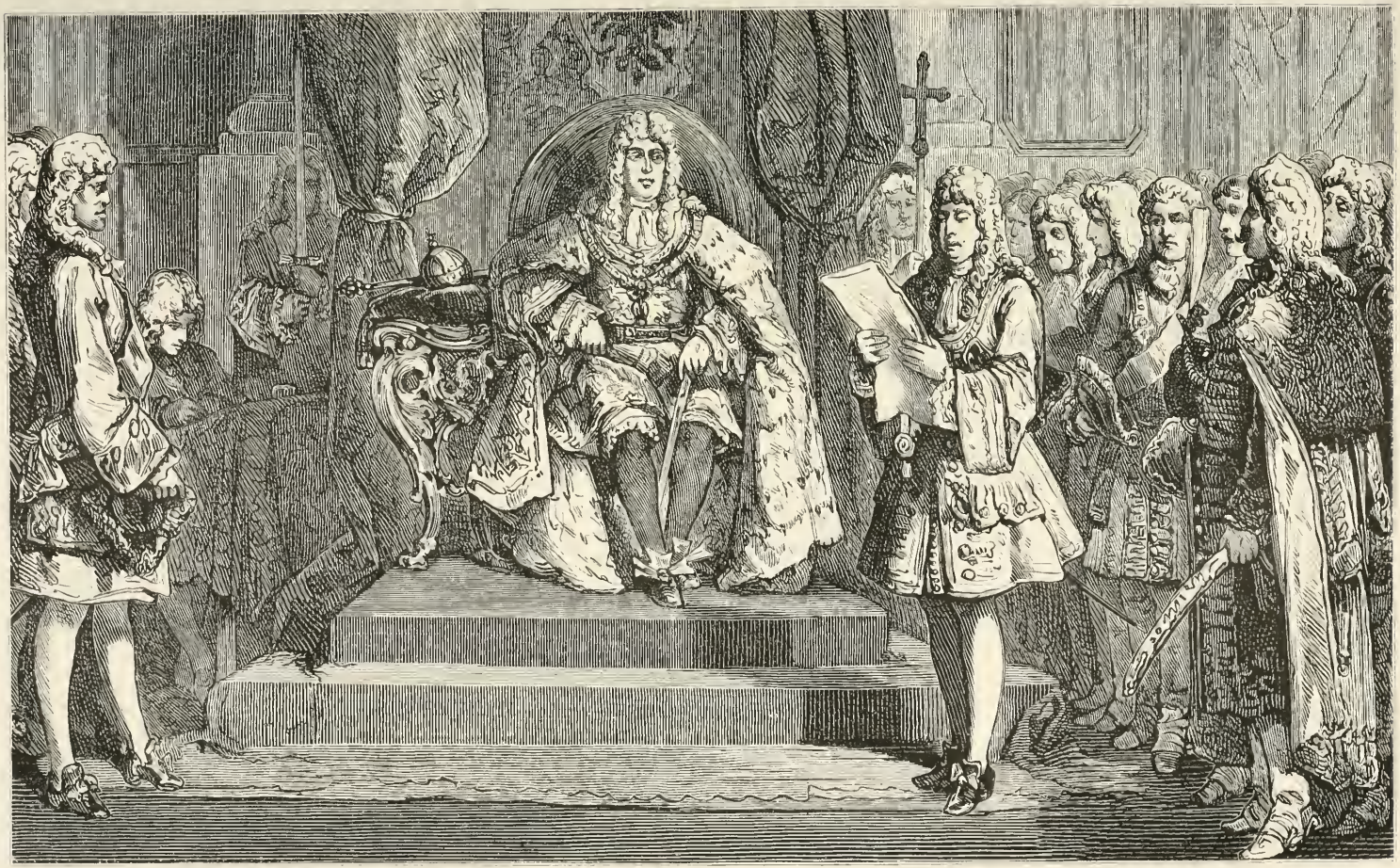
Gemeinnützigkeit aber und eine bei seinen feinen Sitten ihm eigene Neigung, mit schätzbaren geringen Leuten umzugehen, hatten ihn bewogen, ein Stübchen in dem neugebauten Hause, im Walde am Hutberge, das noch keinen Namen hatte, zu beziehen, der neuen Einsamkeit dort zu genießen und den neuen Anbau mit zu befördern. Dieses erste Haus war mit solcher Ersparniß, von so dünnen Wänden aufgeführt, daß man leicht aus einer Stube in die andere hörte. An einem Morgen in der Stille der Tagesdämmerung, am 12. Mai des Jahres 1724, geschah es zufällig, daß alle, die über und unter und neben ihm auf allen Seiten wohnenden Menschen zu gleicher Zeit von ihren Lagern aufstanden und mit lauter Stimme ihr Gebet verrichteten. Er fand sich in ihrer Mitte, kannte alle diese Menschen und den Wunsch ihrer Herzen, vermengte seine Empfindung mit den ihren und nun dachte er über das Ganze und über sich selbst. Seine Entschließung auf Zeit und Ewigkeit war genommen."

„War aber die erwählte Lebensart auch die ihm angemessene? Bisher hatte er in der großen Welt gelebt — hier fand er sich in einem Walde unter so ganz anderen Menschen, einen Endzweck verfolgend, der so neu, so wenig noch bearbeitet war. In Betrachtungen dieser Art befand er sich etliche Stunden auf dem Bauplatz, wenig wahrnehmend, was um ihn her geschah, als Christian David, der Zimmermann, ihm anzeigte, daß er mit seinem Werksatz so weit gekommen sei, daß der Grundstein des Versammlungshauses, das man baute, gelegt werden könnte. Zu dieser Feierlichkeit lud man den Grafen und seine Gemalin und andere eben anwesende Freunde von Hennersdorf und Berthelsdorf ein. Und auf diesem Stein kniete Watteville nieder und that ein Gebet, das der Ausdruck aller der Empfindungen, der Entschließungen war, die seine Seele füllten, und von den Umstehenden mit außerordentlicher Bewegung angehört wurde."

Der Name Herrnhut rührt von dem um den Anbau sehr verdienten Haushofmeister Heiß her. In einem Briefe an den Grafen vom 8. Juli 1722 schließt er: „Gott segne das Werk nach seiner Güte und verschaffe, daß Euer Excellenz von dem Berge, der der Hutberg heißt, eine Stadt bauen, die nicht nur unter des Herrn Hut stehe, sondern, da auch alle Einwohner auf des Herrn Hut stehen, daß Tag und Nacht kein Stillschweigen bei ihnen sei."

Die näheren und nächsten Umgebungen Herrnhuts enthalten eine Menge von anmuthigen Wald- und Wiesenanlagen. Die Einwohnerzahl stieg während der ersten vierzig Jahre rasch, um während der übrigen Zeit des 18. Jahrhunderts sich ziemlich gleich zu bleiben. Herrnhut zählte 1729 etwa 350, im Jahre 1740 etwa 723, dann 1750 etwa 1000 und 1760 etwa 1200 Einwohner. Im 19. Jahrhundert nahm die Einwohnerzahl sogar ab. Im Jahre 1840 zählte Herrnhut 892 und im Jahre 1875 bereits 1128 Bewohner, darunter etwa 934 Gemeindeglieder. Man darf indeß bei Beurtheilung dieser Zahlen des Umstandes nicht vergessen, daß von der Herrnhuter Brüder-Unität zahlreiche Tochtergemeinden in Nord- und Süddeutschland, in Böhmen, in der Schweiz, in den Niederlanden, in Dänemark, Schweden, Großbritannien, Südrußland und Nordamerika ausgegangen sind. (Die erste Missions-Station wurde auf St. Thomas 1732 gegründet.) Die Zahl sämmtlicher Herrnhuter in allen Gegenden der Erde — ihr Hauptaugenmerk ist eben auf die Heidenmission gerichtet — beträgt heute etwa 30.000. Nahezu zwanzigmal so groß ist jedoch die Zahl Derer, welche die Gottesdienste der Herrnhuter regelmäßig besuchen.

Noch heute bewahrt ein Haus in Wien am Neuen Markt (Nr. 17, Seilergasse 13, alt 1067), beschildet „zum Herrnhuter", die Figur eines solchen an seiner Ecke.



Kaiser Karl VI. verkündigt die pragmatische Sanction.

Die pragmatische Sanction.

Schon nachdem Kaiser Karl VI. die ersten fünf Jahre in glücklicher, aber kinderloser Ehe gelebt hatte, beschäftigte ihn bereits der Gedanke an die Erbfolge seiner Lande und erfüllte ihn mit großer Besorgniß. Er faßte den, bei solchen Verhältnissen ganz natürlichen Entschluß, die Erbfolge durch eine neue Hausordnung festzustellen. Doch baute er hierbei auf Grund eines bereits bestehenden Hausgesetzes. Allein, es war die Umänderung so wesentlich und wichtig, daß die nun von Kaiser Karl VI. festgestellte Hausordnung, welche die „pragmatische Sanction" genannt wurde, in der folgenden Geschichte eine so bedeutende Rolle spielte, und noch bis auf den heutigen Tag der Ausdruck: „die pragmatische Sanction" in so hohem Grade volksthümlich wurde. Es ist somit nicht nur wichtig für die vorliegende Geschichtsschilderung, sondern auch überhaupt interessant, den Inhalt dieses Ausdruckes und das Wesen der pragmatischen Sanction kennen zu lernen.

Der kaiserliche Hofzwerg. (Seite 160.)

Bereits bestanden mehrere Hausordnungen, welche die Erbfolge bestimmten. Die bemerkenswertheste unter den älteren ist die von Kaiser Karl V. aus dem Jahre 1522, in welcher der Grundsatz festgestellt wurde, daß unter den Herzogen von Oesterreich stets der älteste die Herrschaft der Lande erben solle und das Herzogthum nie getheilt werde. In dem Falle jedoch, daß diese Fürsten ohne männliche Erben stürben, ist die älteste hinterlassene Tochter die rechtmäßige Erbin des Herzogthums und der Lande. Ein späteres Hausgesetz gab Kaiser Ferdinand II. in seinem Testamente am 10. Mai 1621. Es enthielt im Wesen dieselben Bestimmungen, wie die von Kaiser Karl V., und schloß mit der Anordnung, „daß die Töchter der Erbschaft sich begeben und sich mit ihrem Heiratsgut begnügen lassen sollten, doch allezeit und überall vorbehaltlich ihres Rückfall-Rechtes".

Die letzte Hausordnung jedoch war die von Karl's VI. Vater, dem Kaiser Leopold I., welche vom 12. September 1703 datirte. Dieses Hausgesetz war errichtet worden bei der Gelegenheit, als Kaiser Leopold I. wie auch sein Sohn, der damalige römische König Josef, ihr Recht an die spanische Krone eben dem Erzherzog Karl abtraten. Die Grundprincipien dieses Hausgesetzes waren folgende: „Die Erstgeburt verleiht das Recht der Erbfolge. Die Erblande dürfen niemals getheilt werden. Doch versteht man unter Erstgeburt nur den erstgeborenen

männlichen Erben, welcher das Vorrecht vor den Nachgeborenen hat. Die weiblichen Nachkommen sind, sobald ein Erbsohn vorhanden, in jedem Falle von der Thronerbschaft ausgeschlossen. Sollte jedoch der Mannesstamm ausgehen, so kommt die weibliche Linie zur Erbschaft, und zwar folgender Gestalt: zuerst die Töchter des damals regierenden Kaisers (Leopold), dann die seines erstgeborenen Sohnes (Josef) und hierauf erst die Töchter seines zweiten Sohnes Karl.

Nach dieser letzten Bestimmung nun konnte, obschon Karl VI. ohne Manneserben blieb, seine Tochter Maria Theresia dennoch keinen Anspruch auf die Erbfolge machen, da diese letztere zuerst auf die Töchter ihres Großvaters (hier Erzherzogin Maria Elisabeth, Statthalterin in Tirol, später in den Niederlanden, geb. 1680, gest. 1741, ferner Maria Magdalena, Statthalterin in Tirol, geb. 1689, gest. 1743) und selbst nach diesen noch auf die Töchter ihres Onkels Josef I. (Erzherzoginnen Maria Josefa und Maria Amalia, von denen bereits gesprochen worden), und erst nach diesen letzteren auf die Töchter ihres Vaters Karl VI., d. h. also auf Maria Theresia selbst, als die Erstgeborene, überging.

Es galt also, diese Hindernisse durch eine neue Hausordnung zu entfernen. Das Hausgesetz welches nun Kaiser Karl VI. gab und welches den Namen pragmatische Sanction (d. i. allgemein giltige, beständige Verordnung) erhielt, ließ die früheren Bestimmungen der Erbfolge, welche das weibliche Geschlecht vor dem männlichen zurücktreten lassen, ganz ungeändert; in dem Punkte jedoch, wo es sich von der Folgenreihe der thronerbenden Töchter des kaiserlichen Hauses handelt, änderte Karl VI. die Hausordnung seines Vaters Leopold gerade in das Gegentheil um. Nach dieser Hausordnung hatten, wie soeben gesagt, im Falle der männliche Stamm ausstirbt, vorerst die Töchter Leopold's I. Anspruch auf den Thron, nach diesen die Töchter des auf Leopold folgenden Kaisers Josef I. und erst nach diesen kommen die des letztregierenden Kaisers Karl; — aber Karl verkehrte diese Ordnung und verfügte, daß der umgekehrte Weg stattfinden solle. Vorerst haben die Töchter des letztregierenden Kaisers, d. h. nämlich seine Töchter, das Recht der Thronfolge nach Aussterben des Mannesstammes, erst nach diesen kommt die Reihe an die Töchter des vorletzten Kaisers, an die seines Bruders Josef, und endlich nach den Töchtern dieses vorletzten Kaisers kommt die Reihe an die des Vorvorletzten, an die seines Vaters Leopold.

Man muß aber hier besonders betonen und es ganz unparteiisch zugestehen, daß diese Bestimmung nicht blos vom Interesse, Maria Theresia als Thronerbin einzusetzen, sondern auch vom Rechts- und Billigkeitsgefühle dictirt wurde. Dieses spricht doch gewiß dafür, daß erst die Kinder des Letztbesitzenden zur Erbschaft gelangen und dann erst die Derjenigen, welche den Thron vorher und vorvorher besaßen. Auch sprach ja die Gleichförmigkeit des Vorgehens bei der männlichen Thronfolge dafür; denn auch hier treten zuerst die Söhne der Letztbesitzenden als Erben auf und erst nach diesen kommt die Reihe an die Söhne der nächsten und ferneren Anverwandten. Wenn nun mit dem Aussterben der männlichen Erben die Töchter in deren Rechte treten, so ist es nur consequent, daß bei diesen dieselbe Folge wie bei jenen beachtet werde. Dies geschah nun durch die Hausordnung Karl's VI., durch die pragmatische Sanction, wie sie der Kaiser selbst nannte, um ihre Heiligkeit und Unwiderruflichkeit zu bezeichnen und kraft welcher Maria Theresia legitime Thronerbin wurde.

Wie gesagt, die pragmatische Sanction beruhte somit auf den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit; nichtsdestoweniger aber war Kaiser Karl VI.

sehr besorgt um die unangefochtene Geltung und feste Behauptung dieses neuen Hausgesetzes. Lehrt es doch die Erfahrung gar zu häufig, wie selbst das Gerechteste bekämpft wird, wenn bestehende Interessen dadurch verletzt werden. Und solches war offenbar mit der pragmatischen Sanction der Fall. Es gab ja Prinzen auswärtiger regierender Häuser, welche sich durch Heirat mit den Töchtern der vorigen Herrscher Leopold I. und Josef I. verbunden hatten (wie König Johann V. von Portugal mit Leopold's Tochter Maria Anna) oder noch zu verbinden gedenken konnten, und deren Interesse gebot es dann, sich auf die Leopoldinische Hausordnung zu berufen, um die Erbansprüche auf den Besitz der österreichischen Erblande, welche die zugeheirateten Prinzessinnen mitbrachten, rechtskräftig zu behaupten. Diesen Umstand sah Karl gar wohl ein und war in möglichster Weise bedacht, solchen etwa sich erhebenden Ansprüchen wirksamst vorzubeugen.

Er ließ daher die Verkündigung der pragmatischen Sanction in öffentlicher und feierlichster Weise vor sich gehen, wie er auch das Möglichste that, hierauf die Anerkennung derselben von Seite der auswärtigen Mächte zu erlangen. Diese Verkündigung geschah am 19. April 1713, Morgens um zehn Uhr. Auf diesen Tag und auf diese Stunde hatte Kaiser Karl alle in Wien anwesenden Geheimräthe in die Geheimrathsstube beschieden. Der Monarch hatte hier unter dem Baldachin Platz genommen, um den Versammelten nun seine Willensmeinung in Betreff des neuen Hausgesetzes zu eröffnen.

An der Spitze stand Prinz Eugen von Savoyen, an ihn reihten sich die Fürsten von Trautson und Schwarzenberg, die Grafen von Traun, Thurn, Dietrichstein, Seilern, Starhemberg, Martinitz, Herberstein, Schlick, Schönborn, Sinzendorf, Paar, Palffy, Illeshazy, Khevenhüller, Gallas u. s. w. Der niederösterreichische geheime Secretär und Referendar Georg Friedrich von Schickh war als vom Kaiser ernannter Notar zugegen und protocollirte. Als die Versammlung vollzählig war, ließ Karl derselben die Erbfolgeordnung seines Vaters durch den Grafen Johann Friedrich von Seilern (geb. 1645, gest. 1715), welcher zur „pragmatischen Sanction" die erste Idee gegeben haben soll, vorlesen und eröffnete hierauf die bereits angeführten Bestimmungen, nach welchen die Ordnung der weiblichen Erbfolge seiner Absicht gemäß abgeändert werden sollte. Somit war diese Sache auf absolutem Wege, durch Eröffnung der Willensmeinung des legitimen Herrschers und dessen Befehl, sie zu befolgen, in Bezug auf das Land selbst abgemacht.

Die weiblichen Verwandten des Kaisers, seine beiden Nichten, die Töchter Josef's I., mußten vor ihrer Vermälung das neue Hausgesetz für sich, ihre Gatten und Nachkommenschaft feierlichst anerkennen. Dies war sowohl 1719 bei der Erzherzogin Maria Josefa der Fall, als sie den Churprinzen Friedrich August von Sachsen heiratete, als auch 1722 bei der Erzherzogin Maria Amalia als Braut des bayerischen Churprinzen Karl Albrecht. Beide mußten nicht blos auf alle Erbansprüche eidlich verzichten, sondern auch noch schwören, sich von diesem Eide nie und durch Niemand, selbst durch den Papst nicht, entbinden zu lassen; eine Vorsicht, welche zeigte, wie groß die Besorgniß des Kaisers vor künftigen Wechselfällen war.

Diese Besorgniß war es nun, welche den Kaiser bestimmte, seiner Hausordnung auch dadurch eine Garantie zu verschaffen, daß er dieselbe durch seine Erbländer selbst anerkennen ließ. Selbstverständlich konnte diese Anerkennung von Seite der Erblande keine Schwierigkeit haben; es bedurfte nur der Willensäußerung des Kaisers, um die Länder in üblicher Unterthanentreue die Verfügungen des Herrschers willig als zu Recht bestehendes Gesetz anerkennen zu lassen, und in der That erfolgten die Anerkennungen der einzelnen Länder

ungesäumt nacheinander. Es erfolgte die Anerkennung von Seite der österreichischen Landstände im April 1720 zu Wien, die der schlesischen im October 1720 zu Breslau; ebenso fand auch in den anderen Reichstheilen die Anerkennung der neuen Hausordnung keinen Widerspruch; sie erfolgte in Ungarn und Siebenbürgen 1722, in Böhmen 1723, in den Niederlanden 1724.

Aber es genügten dem Monarchen diese einzelnen Anerkennungen der verschiedenen Länder noch immer nicht; er wollte nun die feierliche Anerkennung durch Alle zusammen herbeiführen. Zu diesem Behufe berief er im Jahre 1724 die sämmtlichen landständischen oder sonstigen Vertretungen seiner Länder nach Wien und verkündigte ihnen daselbst, kraft seiner souveränen Machtvollkommenheit, sein unwiderrufliches Staatsgrundgesetz, vermöge dessen seine älteste Tochter die Erbfolge seiner Länder antritt, als „pragmatische Sanction".

Diese Einberufung der sämmtlichen Vertreter aller Theile der Monarchie, nachdem und obschon jedes einzelne Erbland bereits anerkannt hatte, um die pragmatische Sanction der ganzen Monarchie durch die vereinigten Vertreter derselben auf einmal zu verkündigen, hatte eine große Bedeutung, die erst in der neuesten Zeit vollkommen gewürdigt werden konnte. Es wollte damit Kaiser Karl VI. den großen Gedanken der Reichseinheit ausgesprochen haben; es genügte ihm nicht die Gewährleistung aller Länder, er wollte die Gewährleistung des Reiches.

Der große Gedanke der Reichseinheit lag somit, dem Keime nach, bereits in der Herrscherseele des edlen Kaisers Karl VI., ohne daß derselbe jedoch diesen Gedanken anders als durch eine feierliche Ceremonie — durch die Verkündigung seines Staatsgrundgesetzes vor der versammelten Gesammtreichsvertretung — zum Ausdruck gebracht hätte. Dem thatkräftigen Kaiser Franz Josef I. war es jedoch erst vorbehalten, diesen großen Gedanken aus der dunklen Tiefe der Seelenahnung in das Licht des praktischen Lebens hervorzurufen und den segensvollen Keim zur Blüthe und zur Frucht zu bringen. Die an sich schon so hochwichtige pragmatische Sanction gewinnt dadurch noch mehr an Bedeutung, daß sich an sie die neueste, zur welthistorischen Größe sich entfaltete Idee der österreichischen Reichseinheit knüpft.

Es kann hier nicht unterlassen werden, anzuführen, daß es in jenen Tagen auch von sogenannten „falschen Habsburgern" wimmelte. In England lebten noch angebliche Habsburger vom Mannesstamm; es waren die im Parlament sitzenden Viscounts (Vicegrafen) Fielding, Grafen von Denbigh in England und von Desmond in Irland, angeblich Abkömmlinge von Gottfried oder Galfried Graf von Habsburg, Lauffenburg und Rheinfelden in Germania (Deutschland). Dieser Ahnherr sollte schon vor der Kaiserwahl seines Vetters Rudolf I. nach England geflohen sein und hier von den Königen Heinrich III. (gest. 1272) und Eduard I. (gest. 1307) bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts Land und Lehen erhalten und als Name von dem Worte „Rheinfelden" die beiden letzten Silben Felden (englisch ausgesprochen Fielden) behalten haben. Die ganze Geschichte ist aber eine Fabel, wie die englischen Adelsfamilien, abstammend von normännischen Bastarden und nachgeborenen Söhnen, einst nach England geführt, deren mehrere haben. Die Vorfahren der englischen Fielding waren ehrliche Bürgersleute. Zu diesem Geschlechte gehörte der Dichter Henry Fielding (geb. 1707, gest. 1754, Verfasser des berühmten Tom Jones) und Wilhelm Viscount Fielding (geb. 1670, gest. 1712), der sogenannte Beau (Zierbengel, schöner Mann in Allem) Fielding, den die Herzogin von Cleveland, ehemalige Maitresse König Karl's II.,

auf ihre alten Tage noch heiratete, aber sich von ihm scheiden ließ, weil sich fand, daß er schon eine Frau hatte.

Eine wunderliche Persönlichkeit dieser Art war Matthäus, sogenannter Graf von Schalkon (Chalons) und Kyburg, der sich ebenfalls eine Zeit lang durch seine abenteuerlichen Ansprüche auf das hohe Haus Habsburg und die damit verknüpften Umstände bekannt gemacht und seine Abstammung aus dem Hause Habsburg herleiten wollte. Er starb zu Wien am 25. April 1741 im Alter von 67 Jahren beim „goldenen Engel" in Mariahilf (Stiftgasse Nr. 1, Mariahilferstraße 26, alt 74). Die Burg und einstmalige Grafschaft Kyburg im Schweizercanton Zürich, vom Fluß Glatt sich bis an den Rhein erstreckend, gehörte den Grafen Kyburg, welche mit Hartmann 1264 ausstarben, worauf deren Besitz an ihre Vettern, die Grafen von Habsburg, fiel. Durch diese kam Kyburg an Oesterreich, wurde aber schon 1542 wieder an Zürich abgetreten. Jetzt ist fast die ganze Grafschaft im Bezirke Winterthur befaßt. Das Haus Oesterreich führte aber den Titel: Grafen von Kyburg fort.

Der Aufstand der Schuhknechte und der blaue Montag.

Aufständischer Schuhknecht. (Seite 169.)

Im Jahre 1722 hatte eine sehr bedauerliche Arbeiterbewegung in Wien statt, welche unter der Bezeichnung Aufstand der Schuhknechte (Schuhmachergesellen) berüchtigt geblieben. Es hatte nämlich im Jahre 1712 die nieder-österr. Regierung zur Einführung einer besseren Ordnung unter den Schuhknechten und Abstellung der sehr eingerissenen „Störerei" (Arbeitsunterbrechung), gedruckte Abschiedszettel eingeführt, welche den von den bürgerlichen Schuhmachermeistern oder Hofbefreiten (nämlich jenen Handwerkern, die nicht zünftig waren und ihr Gewerbe unter dem Schutze des Regenten betrieben) aus der Arbeit tretenden Schuhknechten gegeben und ohne welche sie bei keinem anderen Meister in Arbeit genommen werden sollten. Der Inhalt dieser Zettel war folgender: „Ich Endesgefertigter bekenne hiermit, daß N., gebürtig von N., bei uns bürgerlichen Schuhmeistern in der kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt Wien in der Arbeit gestanden ist, welcher sich ehrlich und redlich verhalten hat, wie es einem ehrlichen Schuhknecht zusteht. Dieses bezeuget unser kleines, hierunter gedrucktes Handwerks-Insigul, so geben in der kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt Wien am ꝛc."

Diese „Abschiedszettel" wollten die Schuhknechte nicht annehmen, weil sie solche als eine ihnen nachtheilige Neuerung ansahen. Sie gingen daher von ihren Meistern aus der Arbeit — erster Strike (Arbeitsweigerung) — und suchten die Wiederaufhebung dieser Abschiedszettel mit Gewalt zu ertrotzen. Die Hauptaufwiegler schrieben einander von Wien, Graz, Linz, Prag und anderen Städten der kaiserlichen Erblande, sowohl aus ihren Zusammenkunftsörtern, als auch aus den Arresten zu und ermahnten einander, nicht nachzugeben und lieber Alles auszustehen.

Anfangs 1713 war sowohl in Wien, als in Prag und anderen Orten bereits eine große Anzahl in den Arresten und mehrere derselben wurden zur Schanzarbeit nach Raab in Ungarn und im Stadtgraben zu Wien verurtheilt, ihre Namen an den Galgen geschlagen, nach Hinterlassung einer geschworenen Urfehde (Eid eines entlassenen Verhafteten, sich nicht zu rächen) des Landes auf ewig verwiesen und für unehrlich), auch in den Erbländern zu arbeiten für untüchtig erklärt. Hierauf unterwarf sich ein Theil derselben den landesfürstlichen Befehlen. Am 15. Juli wurden aus dieser Zahl der Klügeren vier neue Altgesellen (das sind solche, welche bei einer Innung an einem Orte am längsten als Gesellen gearbeitet hatten und daher verschiedene Vorzüge genossen), Namens Johann Georg Stelzer, Martin Buchner, Philipp Machhaubt und Franz Krancher, wie sie sich in einem an ihre Mitgesellen zu Graz abgeschickten Ermahnungsbriefe vom 2. August 1713 unterschrieben haben, erwählt, und diesen ein neuer Ladschlüssel (zum Kasten, in welchem sich die Innungsdocumente befanden) wie auch ein neues Bruderschaftssiegel gegeben, indem das alte verworfen werden mußte, weil die vorigen „Altknechte" und Rädelsführer zu ihrem und ihrer Anhänger Unterhalt mehrere Schuldverschreibungen mit demselben ausgefertigt hatten. Die Uebrigen blieben in ihrer Widersetzlichkeit und verführten wieder viele von Denen, die sich schon ergeben hatten. Diese Anordnung dauerte bis zum Jahre 1722. Am 21. October wurde neuerdings ein Hofdecret bekannt gemacht, das folgenden Inhalt hatte:

„Nachdem man mit höchstem Mißfallen vernehmen müssen, daß die in hiesiger Residenzstadt Wien befindlichen Schuhknechte sich nicht nur denen zur Erhaltung guter Polizei und beständig allgemeinen Ruhwesens ausgegangenen landesfürstlichen Befehlen, Satz- und Ordnungen höchst sträflich widersetzen, sondern sogar dahin sich vermessentlich unternommen, daß sie ihre Werkstätte und Meister ohne mindester Ursache recht boshaftig und in der gefährlichen Absicht verlassen und ausgetreten, damit sie hierdurch dem Publikum die benöthigten Werkleute entziehen, die landesfürstlichen Mandata (Verordnungen) verächtlich, ja nichtig machen, und gleichsam nach eigener Willkühr umhergehen möchten; derlei muthwillige und in der kais. Residenzstadt höchst ärgerliche Anmaßungen aber Ihre kais. Majestät keineswegs zu gestatten gesonnen, sondern bei Zeiten mit allem Ernst und Nachdruck abgestellet wissen wollen; so soll bis auf weitere Verordnung kein Schuhknecht allhier aus der Arbeit treten, weniger von seinem Meister gehen, aber im Falle er bereits ausgestanden wäre, unverzüglich in eine Meisterwerkstatt sich begeben, und diesem also gewiß nachkommen, wie im Widrigen jeder Schuhknecht, so von nun an aus der Arbeit gehen und von hier sich wegbegeben, oder da er von der Arbeit bereits ausgestanden wäre, sich nicht sogleich zu seinem vorigen oder andern mit Schuhknechten versehenen Meister in Arbeit gehen würde, derselbe hoc ipso (durch dieses Verhalten) in den kais. Erblanden zur Erwerbung der Meisterschaft oder Hoffreiheit unfähig sein und noch dazu aller Orten handfest gemachet, in Band und Eisen geschlossen, anher geliefert und ihm als einen Refractorio (Widerspenstigen) und Verächter des landesfürstlichen Gebots, der Prozeß gemacht, folgsam nach aller Schärfe bestrafet; nicht weniger diejenigen, so denen Schuhknechten, wider dieses Verbot, Aufenthalt und Unterschleif oder andern Vorschub geben, mit wohl empfindlicher Strafe belegt werden sollen."

Wie wenig diese scharfe Androhung genützt hat und wie die Schuhknechte in ihrer Widerspenstigkeit fortfuhren, erhellt aus einem anderen Patente vom 27. October, welches lautet: „Nachdem Ihre kais. Majestät zwar vermeinet, es würden die allhier befindlichen Schuhknechte denen vorhin ergangenen Satz- und Ordnungen gehorsamsten Vollzug leisten, jedoch mehrmalen Ihre kais.

Majestät höchst mißfällig vernehmen müssen, daß selbe bis anher nicht nur allein in ihre vorige, oder andere mit Schuhknechten nicht versehene Werkstätte, nach ihrer bisher angewohnten halsstörrigen Bosheit nicht eingestanden, sondern annoch weiters höchst strafmäßig sich dahin vermessen haben und mit Hintansetzung bei landesfürstlicher Ungnade und wohl empfindlicher Leibesstrafe geschehenen Verbots, gleichwohl an ungewöhnlichen Oertern, und auf eine dem allgemeinen Ruhestande zuwiderlaufende Art ihre Zusammenkünfte noch immer fort zu halten sich unterfangen, sich daher Ihre kais. Majestät bemüßigt gesehen, gerechtest zu resolviren (erkennen) und zu schließen, daß:

Erstlich diejenigen Schuhknechte, welche von Publizirung dieses Patentes allhier und in den Vorstädten zu zehn Personen oder mehreres sich, unter was immer ersinnenden Vorwand es sein möchte, zusammenschlagen und einige Zusammenkünfte oder Berathschlagungen halten werden, selbe sogleich mit Arrest belegt, ihnen ein Standrecht gehalten und ohne Untersuchung eines weiteren Verbrechens als Verräther und freventliche Uebelthäter des landesfürstlichen Gebots und Zerstörer des gemeinen Ruhestandes, an Leib und Leben ohne Anstand gestrafet (also eingeschränktes Versammlungsrecht);

Andertens, diejenigen Wirthshausinhaber oder Inwohner, so ihnen Schuhknechten zu Haltung ihrer höchst sträflichen Zusammentretungen einigen Unterschleif (d. i. Beherbergung) geben, oder wo die Schuhknechte mit Gewalt in ihre Zimmer zur Haltung derlei Zusammenkünfte eingedrungen wären (scheint derlei vorgekommen zu sein), dieselben ohne Verzug der n. ö. Regierung nicht anzeigen, nach abgeschworener Urfehd und Landesverweisung auf die Galeeren zur Ruderbank verschaffet;

Und drittens, ein jeder Grundrichter, welcher solche höchst verbotene Zusammenkünfte nicht allsogleich der Regierung zur Handfestmachung derer Uebertreter anzeigen oder möglichstens auszurotten sich nicht befleißen würde, zur wohlverdienten Strafe seines Richteramtes entsetzt, in Banden und Eisen geschlossen, sodann im hiesigen Stadtgraben auf eine gemessene Zeit zur öffentlichen Arbeit (also Festungsbau) angehalten werden solle."

Trotzdem kamen die Schuhknechte diesen Befehlen und wohlmeinenden Warnungen nicht nach, sondern verharrten in ihrer Widersetzlichkeit, ja sie ergriffen sogar die Waffen und boten der Sicherheitsbehörde thätlichen Widerstand. Nach abermaliger, vergebens angewendeter Abmahnung ging man endlich zur That über und verhängte über einige Aufhetzer und Rädelsführer die Todesstrafe. Es wurden nämlich am 31. October 1722 zwei der halsstörrigsten Schuhknechte als Verächter der landesfürstlichen Befehle und Störer der öffentlichen Ruhe mit dem Strange hingerichtet und fünf andere mußten bei der Vollziehung des Urtheils zugegen sein. Wir liefern hier, nach einem gleichzeitigen Originale, die Abbildung eines solchen aufständischen Schuhknechtes. (Bild Seite 157.) Die Figur mit dem halb dummen, halb pfiffigen Gesichte, dem recht primitiven Säbel an der Seite, der Schnapsflasche und dem eigenthümlich geformten Gebäcke, das bis heute die Bezeichnung „Schusterlaibl" behalten hat, in der Tasche des recht defecten Leibrockes, bietet ein humorvolles Abbild, das zur Heiterkeit stimmen muß.

Damit war's indeß noch immer nicht abgethan. Ein eigenthümlicher Unfrom gab fortwährend Veranlassung zu stets erneuten Zwistigkeiten und Arbeitsverweigerungen — der sogenannte blaue Montag.

Nicht bald hat sich ein Unfug in allen Schichten der gewerblichen Gesellschaft bekannter gemacht, als der Gebrauch: an jedem Montage den Gesellen den Tag frei zu gewähren, an welchem sie also nicht arbeiten durften, und den sie daher dazu benützten, den in der Woche mühsam verdienten Arbeitslohn mit

— oft sinnlosester — Verschwendung in Wirthshäusern und an öffentlichen Vergnügungsorten zu vergeuden. Dieser Gebrauch stammt aus dem 16. Jahrhundert, wo es den Handwerkern plötzlich einfiel, die Fasten-Montage durch Müßiggang, Schlemmerei und Enthaltsamkeit aller Arbeit zu feiern, was die Meister selbst vorerst begannen und dann ihren Gesellen und Knechten ebenfalls erlaubten. Man aß und trank im Ueberflusse und rief sich gegenseitig fröhlich zu: es sei heute „blauer Freßmontag". Die Farbenbezeichnung stammt von der deutschen Nationalsitte, in der Fasten die Kirchen mit blauen Tüchern und Linnen auszuschmücken, figürlich also den Tag „blau zu machen".

Bald jedoch war es den Müßiggängern nicht genug, die Fastenmontage

Das Amts- und Gerichtshaus in der Rauhensteingasse. (Seite 162.)

allein zu feiern, man dehnte den Gebrauch auf alle Wochen, auch außer der Fastenzeit, aus, und den Meistern behagte der zweite Ruhetag (nach dem Sonntag) ebenso wie den Gesellen. Der „blaue Montag" war somit erfunden und der Mißbrauch artete gar bald in die gröbsten Ausschweifungen, Tumulte, Prügeleien, ja selbst Todtschläge aus, welche derart überhand nahmen, daß, da alle Gesetze und Verordnungen unwirksam blieben, endlich Kaiser Karl VI. und die Reichsstände diesen Unfug im Jahre 1726 zum Gegenstande einer eigenen Berathung machten.

Bei dieser war auch der, von der gesammten kaiserlichen Familie gern gesehene Hofzwerg und lustige Rath, der vorletzte dieses Genre, der von deutschen Kaisern gehalten wurde, Stefan Molk (geb. 1670, gest. 1731), genannt der kleine Steffel, anwesend, und lange lachten die Wiener über dessen bei dieser Gelegenheit angebrachten Witz: „Der blaue Montag heißt vollberechtigt so von

den durch die kräftigen Fäuste und derben Stöcke hervorgebrachten blauen Farben auf den Rücken und in den Gesichtern der liederlichen Handwerker."

Die Veranlassung zu der außergewöhnlichen Berathung gab im Jahre 1726 das Corps der Schuhknechte in Augsburg. Diese hatten nämlich mit ihren Kameraden in Würzburg, welche bereits 1724 in unruhige Bewegungen ausbrachen, einen aufrührerischen Briefwechsel geführt, entwendeten aus ihrer Innungslade das Handwerkssiegel und vertrauten es einem Altgesellen, dem Rädelsführer der ganzen Geschichte, an. Wohl verbot ihnen der Magistrat die Correspondenz, aber die Gesellen erklärten dies als Eingriff in ihre Rechte und stritten sich mit der Behörde herum, während welcher Zeit die, wegen Schlägereien

Der dänische Gesandte auf dem Gemüsemarkte. (Seite 167.)

beim Magistrate in Geldstrafen verfallenen Bursche erneuert Unfug trieben und von den unschuldigen, nicht betheiligt gewesenen Zunftgenossen einen Beitrag zu dieser Strafzahlung forderten. Wer sich zu diesem verstand, erhielt den Beinamen: „der Brave"; die sich weigerten, nannte man „die Spöttischen" und erlaubte sich gegen sie die neu erfundene Ceremonie, das „Beuteln". Der Betreffende wurde nämlich bei den Ohren und Haaren gefaßt, durch geraume Zeit hin- und hergezogen — natürlich mit unwiderstehlicher Kraft — dann auf's derbste gerüttelt und gestoßen, einige Male herumgedreht und schließlich an die nächste beste Wand geworfen, so daß die meisten „Gebeutelten" das Bewußtsein, ja Viele das Gehör darauf verloren. (Daher stammt auch die Redensart, Jemanden beuteln, daß ihm Hören und Sehen vergeht.) Der „Spöttische" mußte, wollte er nicht unablässig „gebeutelt" sein, alle Mißhandlungen geduldig

ertragen und für die empfangenen Schläge sich bedanken, mit dem Beisatze: „es sei ihm volles Recht geschehen".

Dieser schöne Gebrauch wurde auch in anderen Städten eingeführt; die Augsburger Schuhknechte wechselten Briefe über diesen Punkt mit den Münchenern, was jedoch verrathen und abgestellt wurde. Als endlich der Magistrat mit aller Schärfe sich in's Mittel legte, verließen 107 Schuhknechte die Stadt, begaben sich nach Friedberg und schrieben an ihre Zunftgenossen nach Leipzig, Dresden, Berlin, Wien u. s. w. Folgendes: „Wir haben einen Aufstand machen müssen, mit diesem, daß wir unsere alte Gerechtigkeit behalten, und berichten Euch, daß Keiner nach Augsburg reisen thut, was ein braver Kerl ist; oder geht er hin und arbeitet er in Augsburg, so wird er seinen verdienten Lohn schon empfangen; was aber, das wird er schon erfahren."

Dieser Aufstand erregte in ganz Deutschland gerechtes Aufsehen, und zur Ehre der Wiener muß hervorgehoben werden, daß man daselbst in allen Gewerbekreisen mit Entrüstung von den Unfügen sprach; dazu hatte allerdings auch die heilsame Erinnerung an den im Juli 1700 durch Schornsteinfeger veranlaßten Judentumult gegen den kaiserlichen Hof- und Kriegsfactor Samuel Oppenheimer*) beigetragen, an dessen Hause (Freisingergasse Nr. 6, alt 577) gleich nach der Plünderung die Rädelsführer aufgehenkt worden waren.

Die erwähnten Unfüge der Handwerker waren aber für die Ruhe aller deutschen Städte so gefährlich, daß sie endlich auf dem Reichstage zur Sprache kamen und im Jahre 1731 erfolgte ein Reichsgesetz, welches nebst anderen Mißbräuchen hauptsächlich den „blauen Montag" abschaffte; indeß wurde beinahe in keiner Stadt an die Befolgung gedacht, ja in mancher kam es gar nicht einmal zur Bekanntmachung dieser Verfügung. Kaiser Franz I., der Gemal Maria Theresiens, erneuerte dieselbe im Jahre 1764, später (1771) brachte man einen neuen Reichstagsbeschluß zu Stande, aber es blieb beim Alten und der Montag ist bis auf die neueste Zeit so ziemlich überall blau. In Oesterreich aber hat man durch andere Mittel den Müßiggang des blauen Montags abzustellen versucht, und Dank dem gesunden, Vernunftgründen leicht zugänglichen Sinne der Bevölkerung, kann daselbst dieser häßliche Gebrauch so gut als erloschen erklärt werden.

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die überhandnehmenden Krawalle in Gewerbskreisen auch das schon länger erkannte Bedürfniß nach einem geregelten Gefangenhause nun rascher zur Ausführung brachten, so daß gerade im Jahre 1722 zu diesem Zwecke sich ein Gebäude erhob — das sogenannte Amts- und Gerichtshaus in der Rauhensteingasse (Bild Seite 160), welches auch überhaupt zum Verwahrungs- und Strafort schwerer Verbrecher diente. Es befand sich in der genannten Gasse, gegenüber dem alten Kloster zur Himmelspförtnerin, auf derselben Stelle, wo sich jetzt das Privathaus Nr. 10 (alt 933) befindet.

In früherer Zeit pflegte man Missethäter gewöhnlich in die Thürme an den Festungswerken gefangen zu setzen, und besonders war der Kärntnerthurm zum Gefängnisse derselben bestimmt; als aber nach Anlegung der neueren Fortification diese Thürme nach und nach verschwanden und auch der Kärntnerthurm abgetragen wurde, mußte man für ein anderes Locale zu diesem Zwecke sorgen, und so wurde endlich auf Befehl des Kaisers Karl VI. am 18. April 1722 ein magistratisches Gebäude in der Rauhensteingasse abgebrochen, von Grund aus neu gebaut und zum neuen Amts- und Gerichtshause bestimmt. Zuerst berief der Magistrat alle zum Baue bestimmten Handwerker auf das

*) M. Bermann's „Alt- und Neu-Wien", S. 987. (A. Hartleben's Verlag.)

Rathhaus und verlas ihnen den kaiserlichen Befehl wegen dieses Baues. Dann verfügte sich der Unterrichter in feierlichem Zuge mit Meistern und Gesellen nach dem Amtshause, zeigte ihnen, daß es von Verbrechern ganz leer sei, und rief dreimal der Stadt Befehl, „daß keiner dem andern wegen dieses Baues einen Vorwurf machen solle". Sodann führten er mit seinem Amtsstabe, die Meister und Gesellen aber jeder mit ihrem Werkzeug drei Streiche an das Haus, das damit, nach den Begriffen dieses Zeitalters, für frei und ehrlich erklärt war. Es wurde diese Ceremonie stets von einem Spruche begleitet.

Derartige Formeln wurden auch angewendet, wenn ein Hochgericht (Hinrichtungsgerüste) erbaut wurde, bei welcher Gelegenheit die Zimmerleute folgenden Spruch über dasselbe sagten:

„Es hat Gott seinem Knecht, dem Mose, anbefohlen,
Daß er die Justiz recht befehl zu machen sollen,
Bevor dem höchsten Haupt des römischen Reichs Kaiser;
All' König, Fürsten auch und andre hohe Häuser,
Gleichwie auch alle Regenten und aller Obrigkeit
Dieß Recht zu observiren und auch zu machen heißt;
Darum hat dies Hochgericht unser gnädigster Fürst allhier
Mit allem Recht befreit, daß Alles nach der Zier
Die Meister als Gesellen und Jungen auch dabei,
Dies helfen machen sollen, damit das alles frei,
Und Keiner sich dem Andern kein' Vorwurf unterfteht,
Weil's befiehlt die Obrigkeit und dabei so vergebt.
Es ist der Obrigkeit von Gott scharf anbefohlen,
Daß eine Ordnung sie vernünftig machen sollen.
Wann böse Buben sich hier etwa finden ein,
Daß eine ernste Strafe möcht über dieselben sein;
Es wollen nun den Bau, all' die da sein, betrachten,
Die da sein, in sich geben und solchen nicht verachten,
Denn wann solch' Ding nicht wär', wer könnte sicher wandeln?
Wer könnt' in Stadt und Land aufrichtig geh'n und handeln?
Ein jeder wolle sich an diesem Bau recht spiegeln,
Damit daß er ihm nicht gereich zu allen Uebeln,
Dann wann er dahin kommt, da ist's hernach zu spat,
Daß er erst will bereuen, was er begangen hat."

Der Sprecher fuhr sodann fort: „Im Namen des ganzen ehrsamen Zimmerhandwerks ziere und bestecke ich diesen Bau oder freie Hochgericht mit diesem aufgesteckten Kranz und wünsche, daß Niemand durch böse Thaten Ursache geben möchte, daß dieser neue Bau seiner Zierde beraubet und in ein erschreckliches Denkmal der strafenden Gerechtigkeit müsse verwandelt werden."

Nach Vollendung des Amtsgebäudes wurden die Verbrecher, welche früher auf der sogenannten Schranne am Hohen Markt (später abermals Civilgerichtsgebäude) und im Rumorhaus (im Tiefen Graben, heute Nr. 37, alt 175) verwahrt wurden, in diese neue Untersuchungs- und Strafanstalt gebracht und die Bestimmung des Hauses, sowie dessen charakteristische Außenseite waren durch lange Jahre Sündern und Gerechten abschreckend und ein Gegenstand heimlicher Scheu. Denn hier wurde vorzugsweise die peinliche Frage oder Tortur, deren Martergrade der Theresianische Codex in schaudervollen Kupferstichen bis heute bewahrt (wir müssen auf diese in Bild und Wort zurückkommen), häufig geübt, bis am 1. Januar 1776 die peinliche Frage gänzlich abgeschafft und die Todesstrafe nur auf die schwersten Verbrecher beschränkt wurde.

Das Haus selbst war recht zweckmäßig erbaut, zwei Geschosse hoch, zu ebener Erde befanden sich drei eisenbeschlagene Eingangsthüren, zu beiden Seiten und in der Mitte des am Hause angebrachten steinernen Calvarienberges. Im

ersten Stockwerke befanden sich drei stark vergitterte Doppelfenster und zwischen diesen zwei einfache. Das zweite Stockwerk hatte nur zwei nach der Länge halbrunde Fenster. Das Dach war mit Schindeln gedeckt, in dessen Mitte befand sich ein niedriges, viereckiges, mit Ziegeln gedecktes Thürmchen mit einer Glocke, vier bogenförmigen Schallöchern und oben mit einem einfachen Kreuze. Die äußere Mauer hatte tafelförmige Abtheilungen. Der aus rohen Steinen zusammengesetzte Oelberg erstreckte sich vom Boden der Straße aus in drei Bogen bis gegen den ersten Stock und enthielt sechs colossale Figuren. In der Mitte befand sich auf großem, viereckig gemaltem Grunde Christus am Kreuze mit Maria, Magdalena und Johannes, zu beiden Seiten die Schächer. Die drei Kreuze waren von zierlich geformten Wetterdächern überragt, deren mittleres bis fast an das Dach reichte. Die Ansicht (Bild Seite 160) geht auf die quer laufende heutige Himmelpfortgasse mit dem schönen in die Johannesgasse führenden Durchhause.

Als 1782 nebst mehreren Klöstern auch jenes der Carmeliterinnen zu St. Josef oder der sogenannten Siebenbüchnerinnen aufgehoben und zum Polizeihause verwendet, dann 1785 die sogenannte „Schranne" auf dem Hohen Markt vergrößert und in ihrer letzten Gestalt hergestellt wurde, gab man die schweren Verbrecher in letztere, die leichteren (wegen schwerer Polizei-Uebertretung) in das neue Polizeihaus, und so wurde denn das Amts- und Gerichtshaus wieder aufgehoben, abgebrochen und zu einem Privathause aufgebaut. Das Andenken dieser furchtbaren Strafanstalt lebt noch heute in den Gerichtsannalen fort. Wurden doch die meisten Criminalgefangenen unter der Erde in absonderlichen Kerkern bewahrt, welche „zu besserer Sicherheit inwendig mit dicken harten Pfosten-Läden ausgetäfelt, können versichert aufbehalten werden, so ja nicht Menschen möglich, daß jemand allhier nunmehro wie vorhin, durch so vielfältig starkes Holzwerk, eiserne dicke Gegitter und Thüren sollte durchbrechen können". Die in diesem Gebäude zur Handhabung der Ordnung und Bewachung der Gefangenen beorderte Polizei, damals und noch bis Josef's II. Zeit „Rumorwache", die Männer auch wohl Rumorknechte genannt, trugen graue Uniform mit gelben Aufschlägen, dann dreieckige Hüte.

Das gegenüberstehende große düstere und geschmacklose Gebäude ist das, 1230 gestiftete, aber 1783 aufgehobene Himmelpfortkloster. Die Kirche wurde 1320 bis 1330 durch die Königin Agnes von Ungarn (Tochter Kaisers Albrecht I.) erbaut und das Kloster hieß nun auch St. Agnes, obschon es ursprünglich der Jungfrau Maria geweiht war. Es besaß auch ein wunderthätiges Gnadenbild, das von einer frommen Legende unter dem Namen der „Hausmutter" bekannt ist und nach Aufhebung des Klosters nach St. Stefan übertragen wurde, wo es noch heute Gegenstand eifriger Verehrung ist.*) Die Nonnen waren regulirte Chorfrauen des heil. Augustin und besaßen durch wohlthätige Stiftungen mehrere Güter und Grundbücher, unter andern auch den bis in die Neuzeit nach diesem Kloster benannten Himmelpfortgrund. Auf vorstehender Ansicht (Seite 160) sieht man Kirche, Kloster und einige Beihäuser, wobei ein unansehnliches einstöckiges Gebäude zur Rechten der Kirche in die Himmelpfortgasse fortläuft. Der kleine blechgedeckte Thurm auf der hohen, über das Kirchendach ragenden schwarzen Mauer mit vorspringendem Eingangsthor ist neuerer Bauart als Kirche und Kloster selbst.

*) M. Bermann, „Alt- und Neu-Wien", S. 155, 156, 273, 274. (A. Hartleben's Verlag.)

Vorfallenheiten und Institutionen.

Mehrere Vorfallenheiten jener Tage, deren Schauplatz die Stadt Wien gewesen, sind von Interesse. Darum zählt das Vorkommen der ersten Dampfmaschine, welche in gleichzeitigen Beschreibungen als „kurioſe Feuermaschine“ erläutert wird, die nach der Angabe des Engländers Isaak Potter von dem k. k. Hofarchitekten Josef Emanuel Fischer von Erlach (geb. 1680, gest. 1738) im Jahre 1722 für den fürstlich Schwarzenberg'schen Garten verfertigt wurde, um das aus dem hochliegenden Reservoir in die Fontainen fallende Wasser wieder hinauf zu treiben und so durch eine beständige Circulation die Fontainen stets springend zu erhalten. Die Maschine war, der obenerwähnten Beschreibung nach, von mittelmäßiger Größe und bestand aus folgenden Stücken: „Der Ofen ist in der Rundung formirt, mit Rost und Windfängen, auch unten mit einem Aschenloche versehen, der Kessel ist von Kupfer, wie ein Braukessel, hat im Diameter (Durchmesser) sechs Fuß und ist also eingemauert, daß sich das Feuer zwei Mal um den Kessel herumschlagt, dergestalt, daß es im Kamin allen Rauch verbrennt. Diese Circulation des Feuers verursacht eine große Hitze und man braucht dennoch in vierundzwanzig Stunden nicht mehr als anderthalb Klafter Holz. Der Boden des Kessels ist aufwärts gewölbt, damit die Glut desto besser hineinschlagen kann, der Kessel selbst ist mit einem gewölbten Deckel versehen und etwas über drei Viertel mit Wasser gefüllt. Auf dem Kessel ist eine metallene Platte gelöthet und mitten in derselben steht eine Röhre von Metall gerade hinauf, durch welche der Dampf aus den Kessel in die Höhe steigt. Ueber diesem Rohre ist im Kessel eine Klappe von Metall, welche den Kessel schließt, an derselben ist aber hinten ein Stiel befestigt, so Regulator genannt wird, vermittelst dessen sich die Klappe von selbst auf- und zuschließt. Am Regulator ist hinten eine Gabel, um denselben auf- und zuzumachen. Aus dem Kessel geht eine Dampfröhre, um den überflüssigen Dampf herauszulassen und die Maschine dadurch aufhören zu machen. Oben am Kessel unter der Röhre ist ein Ventil, um zu sehen, ob der Dampf stark genug sei, ehe die Maschine zu spielen anfängt; auf dem Kessel sind zwei Proberöhren mit Hähnen; davon die längste einen halben Fuß in's Wasser geht, die kürzeste aber einen halben Fuß über dem Wasser steht; wird der Hahn an jener geöffnet, so springt das Wasser heraus, aus dieser aber, wenn solche aufgemacht wird, geht der Dampf, und also zeigen beide an, daß der Kessel in seiner rechten Höhe mit Wasser angefüllt sei. Der Cylinder ist von Metall aus einem Stück gegossen, neun Fuß hoch, eines guten Fingers Dicke, 1200 Pfund schwer, im Diameter zwei Fuß hoch, inwendig ausgebohrt und gut polirt u. s. w.“

Das Jahr 1723 brachte endlich die Erfüllung eines schon lange gehegten Wunsches der über Oesterreich herrschenden Dynastie — die Erhebung des Bisthums Wien zu einem Erzbisthum. Dieses sehnsüchtige Verlangen erfüllte Papst Innocenz XIII., und so wurde im Jahre 1723 Graf Sigmund von Kollonits (geb. am 20. Mai 1676) zum Erzbischof von Wien ernannt. Er war 1699 zum Priester geweiht worden und hielt sein erstes Meßopfer bei den Carmeliterinnen in Wien, wo seine Schwester (eine vormalige Hofdame) Nonne war. Die Prinzessin Elisabeth, Braut Kaisers Karl VI. (damals noch König von Spanien), ertheilte ihm dabei, in Gegenwart des Kaisers Leopold I. und seiner Gemalin Eleonore, den üblichen Kranz. Er wurde später Domherr von Gran, Bischof von Waitzen und endlich Bischof von Wien, als welcher er

gleich bei seiner Ankunft an der Schlagbrücke die zum damaligen Türkenkriege bestimmten Schiffe — die österreichische Donau-Flottille (bereits Seite 75 besprochen) — weihte. Ein Jahr darauf ertheilte er der Erzherzogin Maria Theresia das heilige Sacrament der Taufe. Bei seiner Ernennung zum Erzbischof wurde er vom Bischof von Neustadt, Johann Moriz Graf Manderscheid-Blankenheim (geb. 1676, Erzbischof von Prag 1733, gest. 1763), und dem Wiener Weihbischofe Josef Heinrich Breitenbücher (geb. 1677, gest. 1749) in diese Würde feierlich installirt; 1727 wurde er Cardinal, weihte 1735 die Piaristenkirche, welche er zur Pfarrkirche (Maria Treu) erhoben, erbaute die Kirche zu Ober-St. Veit bei Wien, weihte 1737 die Karlskirche, unter ihm kam auch 1742 das Churhaus zu Stande. Er starb am 12. April 1751, tief betrauert von der Bevölkerung, wie von der Kaiserin Maria Theresia, die ihn hochschätzte, wie sie auch mit ihrem Gemale Franz I. persönlich dem Jubelfeste seiner Priesterwürde (1749) beigewohnt hatte. Kollonits that den Armen viel Gutes und widmete ihnen auch seinen eigenen Garten. Noch vor seinem Tode hatte er, als Letzter seiner Familie, Namen und Besitzthümer an den Grafen Zay übertragen. Das Brustbild auf seinem, im Frauenchor der Stefanskirche befindlichen Grabmale wurde von dem berühmten Bildhauer Rafael Donner verfertigt.

Ueber die Ceremonie bei Gelegenheit der Feierlichkeiten in Bezug auf die Erhebung des Bisthums Wien zum Erzbisthum meldet ein gleichzeitiger Bericht: „Nachdem am 14. Februar 1723 der Herr Renesius, kaiserlicher Theolog, welcher von dem Kaiser abgeschickt worden, mit dem von dem Papste dem hiesigen neu ernannten Erzbischof, Grafen Sigmund von Kollonits, überschickten Pallium (Weihschmuck) aus Rom hier angelangt war, so hielt genannter Herr Erzbischof am 24. darauf, am Feste des Apostels Mathias, Vormittags nach gegebenem Zeichen mit der großen Glocke bei St. Stefan, unter Trompeten- und Paukenschall und Vorausgehung aller Pfarrer in und vor der Stadt, wie auch der gesammten Klerisei, in Begleitung des Domcapitels und des Stadtmagistrates und Vortragung der päpstlichen Bulle und des Palliums auf silbernen Tassen seinen feierlichen Einzug nach der nun zur Metropolitankirche (erzbischöflichen Haupt- oder Mutterkirche) erhobenen Stefanskirche, allwo von dem Herrn Doctor Johann Baptist Edler von Banmeister, hochfürstlichem Consistorial-Notar, die päpstliche Bulle wegen Errichtung des Erzbisthums auf der Epistelseite des Hochaltars öffentlich laut abgelesen, hierauf das „Herr Gott, Dich loben wir!" angestimmt, von dem infulirten Propste von Ardagger, Grafen Philipp Ludwig von Sinzendorf (geb. 1699, später Bischof von Raab, Cardinal, Bischof von Breslau 1732, Primas von Schlesien, gest. 1748), die Lob- und Ehrenpredigt abgehalten und während des Gottesdienstes von dem Bischof zu Wienerisch-Neustadt, dem neuen Herrn Erzbischof das Pallium (ein Mantel) mit den gewöhnlichen Ceremonien umgehangen und sodann diese Feierlichkeit beschlossen worden."

Im Jahre 1723 ist auch eine allgemeines Aufsehen erregende bürgerliche Begebenheit zu verzeichnen. Es war Christian August von Berkentin als Gesandter des Königs Friedrich IV. von Dänemark nach Wien gekommen und hatte das geschmackvolle Palais des kaiserlichen Hof- und Kammerjuweliers Johann Caspar Prenner in der Währingerstraße (heute Nr. 1 und 3, alt 201 und 202, später k. k. Gewehrfabrik, dann k. k. Kriegsschule und militärisch-administrative Lehranstalt, wie auch zu Hörsälen der medicinischen Facultät, endlich auch zum k. k. Postamt Alsergrund benützt) bezogen. Er stammte aus einem adeligen Geschlechte des Herzogthums Lauenburg und wurde am 7. Juli 1694 geboren. Sein Vater war großherzoglich holsteinischer geheimer Rath und

sein Bruder Jägermeister und Staatsrath in denselben Diensten. Berkentin suchte sein Glück am dänischen Hofe und wurde von demselben so begünstigt, daß er, kaum als Staatsrath eingetreten, auch schon als Gesandter an den kaiserlichen Hof nach Wien bestimmt wurde. Sein Privatvermögen, sowie seine Revenuen als Gesandter setzten ihn in den Stand, eine große Pracht zu entwickeln. Aber nicht allein seine Verschwendung, sondern auch die bizarren Launen seiner Einbildungskraft machten ihn bemerkbar. Unter hunderterlei Sonderbarkeiten soll eine besonders hervorragende Thatsache hier ihren Platz finden.

Nicht lange darauf, wo Berkentin nach Wien gekommen und er die Plätze der Stadt mit ihren interessanten Bauobjecten in Augenschein nahm, sprach sein Begleiter, als sie den Graben passirten, auf welchem damals ausschließlich der Kräutermarkt abgehalten wurde (deshalb hieß der Platz auch der „grüne Markt"), davon, daß in den hier feilgebotenen Grünwaaren eine riesige Summe Geldes stecke. Berkentin lachte darüber und meinte spottend, daß sich dieses gesammte „Krautwerk" unmöglich so hoch belaufen könne und daß er sich erböte, den ganzen Vorrath, der durch einige Monate auf den Markt gebracht würde, bereitwilligst allein aufzukaufen. (Bild Seite 161.)

Und Berkentin that dies wirklich. Zum großen Jubel der spaßlustigen Wiener, voran die unwüchsige Straßenjugend, und zum Entzücken der Höckerinnen, ließ er mittelst des dänischen Gesandtschafts-Hofmeisters Johann Heinrich Berger (geb. 1677, gest. in Wien 1728) durch zwei Markttage den ganzen Gemüsekram aufkaufen. Für ein drittes Mal indeß hatte das Gelüste sein Ende gefunden, denn die beiden ersten Tage hatten einen solchen Riß in seine Casse gemacht (er hatte bereits dreißigtausend Gulden verausgabt), daß er einsehen mußte, wie ein so thörichtes Unternehmen für ihn unerschwinglich sei. Von dieser Zeit an war er aber dergestalt der Gegenstand allgemeiner Satyre und Verspottung der lustigen Stadtbewohner, daß er sich nirgends öffentlich sehen lassen konnte. Er suchte wohl durch andere Extravaganzen seinen alten Ruf wieder zu erlangen, aber sein Vermögen zeigte sich bald als so erschöpft und seine Tollheiten nahmen so sehr überhand, daß ihn endlich im Jahre 1740 sein Hof abberufen mußte. Die Buben liefen seinem Reisewagen bis außer die Linie nach und schrieen ihm den ihm aufgebrachten Spottnamen „Krauterer" zu, welche Bezeichnung bis heute für Kleinigkeitskrämer angewendet wird.

Man darf aber nicht glauben, daß Berkentin als Staatsmann ebenso zum Spotte Anlaß gab. Er führte die Angelegenheiten seines Monarchen mit solcher Sorgfalt und Klugheit, daß er im Jahre 1732 den Charakter eines außerordentlichen Gesandten, königlichen Kammerherrn, Conferenzrathes, Ritters des Danebrog-Ordens und geheimen Rathes erhielt. Als ihn König Christian VI. von seiner Gesandtschaft in Oesterreich zurückberief, gab er ihm nicht nur Sitz in dem General-Landes-Oekonomie- und Commerzien-Collegium, sondern ernannte ihn auch zum Staatsminister und geheimen Rath im Conseil. Im Jahre 1741 erhielt Berkentin den Orden der union parfaite (Orden der Treue, bereits Seite 55 besprochen), und als 1742 in Schweden ein Thronfolger erwählt werden sollte, mußte er im Monate December dahin, um den dortigen Ständen die Person des Kronprinzen als solchen vorzuschlagen. Täglich war er mit den Ministern in Conferenz, brachte die Herstellung der Union von Kolmar in Vorschlag, trug den Ständen eine Offensiv- und Defensiv-Allianz an und erbot sich im Namen des Königs zu einer ausgiebigen Hilfe gegen die Russen, mit denen Schweden damals Krieg führte, wenn man seinem Vorschlage Gehör geben wolle. Obwohl die Geistlichen und die Bauern ganz auf Dänemarks Seite waren, gelang es doch Berkentin nicht, den Adel und die Bürgerschaft zu gewinnen,

welche den Wahltermin so lange verschoben, bis der Friede zu Abo erfolgte, welcher die dänischen Absichten vollends vernichtete.

Berkentin verließ am 15. Juli Schweden und kehrte mißvergnügt nach Hause zurück. Der schwedische Reichsrath, Graf Karl Gustav Tessin (geb. 1695, Gesandter in Wien 1724, in Dresden 1735, in Paris 1739, gest. 1770), reiste ihm zwar eilends nach und suchte den dänischen Hof zu besänftigen, aber erst das folgende Jahr kam ein Vergleich zu Stande, der am 24. Februar 1744 zu Kopenhagen unterzeichnet wurde. Im Jahre 1747 bestieg Friedrich V. den Thron Dänemarks. Derselbe bestätigte Berkentin in seinen Würden, ertheilte ihm den Elephantenorden und erhob ihn im Jahre 1750 in den Grafenstand. 1755 ernannte ihn der König zum Oberstthofmeister des Kronprinzen. Aber im Privatleben war Berkentin noch immer derselbe Tollkopf geblieben. So ritt er z. B. am 30. Januar 1756, als die Holmsbrücke einzustürzen drohte, trotz aller Warnungen über dieselbe und entkam der Gefahr nur wie durch ein Wunder. Er starb zu Kopenhagen am 2. Juli 1758 als Präsident der isländischen Handelscompagnie und Oberstthofmeister des Kronprinzen.

Die Zwanziger-Jahre brachten überhaupt viele interessante Persönlichkeiten nach Wien, unter welchen ganz besonders einige Franzosen hervorragen, denen später eine eingehendere Besprechung zu Theil werden muß.

Das Jahr 1725 brachte die erste Tabakverpachtung. Vor 1670 noch war der Tabak für die österreichische Finanzverwaltung kein Gegenstand von Wichtigkeit gewesen; es durfte ihr Jedermann gegen Entrichtung von vierzig Kreuzern Zollgebühr für den Centner einführen, und auch der Anbau desselben war Niemandem verboten. Der k. k. Oberst-Landjägermeister in Oesterreich ob der Enns, Franz Christoph II. Graf Khevenhüller (geb. 1630, gest. 1684), war der Erste, welcher es aus gewichtigen (bereits Seite 36 berührten) Gründen dahin brachte, daß durch kaiserliche Verordnung vom 8. August 1670 allen In- und Ausländern die Tabak-Einfuhr unter Confiscationsstrafe untersagt und ihm allein gegen Entrichtung der bisher üblichen Zollgebühren in Oesterreich ob der Enns auf zwölf Jahre überlassen wurde. Dafür verpflichtete er sich aber, die im Lande ob der Enns zur Jagd abgängigen Erfordernisse, welche nach dem Wunsche des Kaisers Leopold I. ohne die Kammergefälle zu beschweren, hergestellt werden sollten, aus eigenen Mitteln nach und nach anzuschaffen. Die Worte, womit Graf Khevenhüller sein Anerbieten schloß, verdienen hier besonders angemerkt zu werden, weil sie in dem damaligen Zeitpunkte für eine übertriebene und vermessene Verheißung gehalten wurden. Er sagte nämlich: „Ich erkläre mich, der löblichen Hofkammer ein solches Utile (Gewinn) zu eröffnen und an die Hand zu geben, welches jährlich ein merklich und mehreres, als bisher an den ordinären Manthgefällen eingegangen, realiter (in der That) ertragen solle.“ Was würden die Leute dazu sagen, daß in der Neuzeit bereits eine reiche Gesellschaft das Doppelte des ein Dutzend Millionen betragenden jährlichen Reingewinnstes zu bezahlen bereit gewesen wäre, wenn man ihr den Tabakhandel überlassen hätte!

Damals jedoch bemühten sich die Stände Oberösterreichs, dem Vorschlage Khevenhüller's entgegen zu arbeiten, aber es wurde durch ihre Vorstellungen nur bewirkt, daß der Graf erklärte, den österreichischen Unterthanen, welche selbst Tabak bauen, den Verkauf desselben frei zu lassen, und daß er den versprochenen Nutzen auf zwei, ja sogar mehrere Tausend Gulden bestimmte. Noch während der Khevenhüller'schen Tabakeinfuhrs-Pachtung erhielt mit Verordnung vom 3. September 1676 der bürgerliche Handelsmann zu Enns, Johann Geiger, auf zehn Jahre die Befugniß, eine Tabakfabrik unter der Begünstigung zu errichten, daß während dieser Zeit sowohl im Lande ob als unter der Enns

Jedermann die Errichtung einer solchen Fabrik unter Confiscationsstrafe des Tabaks, nebst der Geldstrafe von drei Gulden für jedes Pfund verboten war.

Maskenwette des Grafen Czobor. (Seite 177.)

Zugleich nahm Geiger die Verpflichtung auf sich, alle im Lande ob und unter der Enns erzeugten Tabakblätter um einen billigen Preis einzulösen und baar zu bezahlen. Um diese Zeit waren auch in Steiermark, Kärnten und Krain verschiedene minder wichtige Tabakpachtungsverträge von dem Jesuiten Balthasar Müller geschlossen.

In Oesterreich unter der Enns war die Pachtung 1676 dem geheimen Rathe und Reichs-Vicekanzler Leopold Wilhelm Graf Königsegg-Rothenfels (geb. 1630, gest. 1694) für ihn und seine Erben auf 25 Jahre verliehen, welche er in den letzten acht Jahren dem Augustin Verdura in Afterpachtung übergab. Einen ähnlichen Vertrag hatte im Lande ob der Enns Graf Khevenhüller mit den Handelsleuten in Wels, Mathias Dezeni und Johann Geiger, gegen jährliche 1200 Gulden geschlossen.

Mittlerweile wurde Johann Höllinger Eigenthümer der Geiger'schen Tabakfabrik zu Enns, in welcher bereits über 1000 Centner jährlich erzeugt worden waren. Dieser erhielt am 11. März 1693 mit dem Charakter eines k. k. Administrators der Tabakgefälle die Pachtung auf sechs Jahre gegen einen Pachtschilling von jährlich 2500 Gulden und gegen Entrichtung der erhöhten Zollgebühr von vier Gulden per Centner, ferner gegen die weiteren Bedingungen: 1. den österreichischen Unterthanen die selbst erzeugten Tabakblätter um einen billigen Preis abzunehmen; 2. alle nöthigen Kosten aus Eigenem zu bestreiten, und 3. die zur Verhütung der verbotenen Tabakeinfuhr und des Verkaufes nöthigen sechs Aufseher selbst zu besolden. Diese Pachtung wurde im Januar 1703 gegen den auf 5200 Gulden erhöhten Pachtschilling auf drei Jahre verlängert. Wahrscheinlich war Höllinger auch von 1699 bis 1703 Pächter dieser Gefälle.

Während seiner Pachtung erließ Kaiser Leopold I. unter'm 13. Januar 1699 ein aus 20 Punkten bestehendes Tabakpatent. In demselben wurde allen Unterthanen, Tabak zu pflanzen, zwar erlaubt, doch mußte über Diejenigen, welche sich mit dem Anbau desselben befaßten, ein namentliches Verzeichniß, worin auch die Menge des angebauten Tabaks anzuführen war, von Zeit zu Zeit vorgelegt werden. Die Fabricirung und der Handel sowohl mit aus- als inländischen Tabaksorten wurde außer den von der Hofkammer hierzu Berechtigten Jedermann verboten, bei Confiscation der Waare, nebst Geld- und Leibesstrafen, den Anzeigern der Patentübertretungen hingegen nebst Verschweigung des Namens auch die Hälfte von dem Werthe des confiscirten Gutes im Gelde zugesichert.

Als im Lande Oesterreich unter der Enns die gräflich Königsegg'sche Pachtung zu Ende war, wurde mit dem Unterpächter Verdura gegen dem contrahirt, daß er für die ihm auf drei Jahre überlassene Pachtung jährlich 16.000 Gulden quartalweise vorhinein entrichte. Dieser mußte noch die Verbindlichkeit eingehen, von den im Lande erzeugten Tabakblättern den Centner um sechs Gulden abzulösen und den gewöhnlichen Zoll zu entrichten, ohne den Verkaufspreis im Geringsten zu erhöhen. Von den in Contrebandfällen eingegangenen Strafbeträgen gehörte ein Theil dem Fiscus (Staatscasse), der zweite dem Anzeiger und der dritte dem Pächter; Letzterem stand es auch frei, in Fällen, wo die Schwärzung nicht fünfundzwanzig Pfund überstieg, sich mit dem Schwärzer selbst abzufinden, hingegen konnte bei größeren Schwärzungen, außer einer kaiserlichen Begnadigung, nie ein Nachlaß zum Schaden des Pächters oder Anzeigers stattfinden.

In Mähren wurde die Pachtung der Tabakgefälle unterm 15. Juni 1701 an Ignaz Gnolfinger von Steinsberg auf drei Jahre gegen jährliche 6100 Gulden überlassen; auf eben so lange Zeit erhielt er auch am 4. Februar 1702 die Pachtung in der Grafschaft Glatz gegen jährlich 2000 Gulden und

in Ober- und Niederschlesien gegen den Pachtschilling von 13.300 Gulden. Zu Nieder-Ungarn übernahmen die Bürger und Handelsleute in Wien und Comorn, Gregor Fahrenwanger, Johann Ziegler und Hanns Adam Flögel, mit 1. October 1702 den Ertrag des Tabakverkaufes auf drei Jahre gegen jährlich zu entrichtende 8000 Gulden. In Böhmen wurde schon 1670 einigen Privatpersonen das ausschließende Recht verliehen, Tabak einzuführen und zu verkaufen, und die Finanzverwaltung ließ es sich 1699 sehr angelegen sein, über den jährlichen Verbrauch in- und ausländischer Tabaksorten in Betreff dieses Königreichs richtige Kunde einzuziehen.

Im Jahre 1722 entschloß sich die k. k. Hofkammer, eigene k. k. Tabakfabriken errichten zu lassen; aus dem Grunde wurde mit Contract vom 14. September in der Grenzstadt Hainburg in Niederösterreich das sogenannte Provianthaus, welches dem in Wien in der Alservorstadt gelegenen Armenhause gehörte, auf drei Jahre gegen jährliche 1000 Gulden und die weitere Bedingung gemiethet, daß es nach Verlauf dieser Zeit, gegen Entrichtung des Kaufschillings von 7000 Gulden, Eigenthum des kaiserlichen Tabakgefälls sei. (Es ist dies die spätere k. k. Tabak-Hauptfabrik daselbst.) Im Jahre 1723 wurden in den verschiedenen österreichischen Provinzen Tabakverschleiß-Administrationen aufgestellt, ihnen die Besorgung der zu errichtenden Tabakfabriken anvertraut und zugleich die nöthigen Oberrevisoren, Landrevisoren und Aufseher angestellt. Außer dem in Oesterreich unter der Enns unter dem Hofkammerrathe von Bousfard als Director dieser Gefälle dem Aerar unmittelbar zugeflossenen Ertrage wurde beschlossen, daß die in den übrigen Provinzen bestandenen Administratoren jährlich bestimmte Beträge an die österreichische Kammer abzuführen hätten, welche im Ganzen (mit Ausnahme Nieder-Ungarns) die Summe von 126.000 Gulden betrugen.

Es muß aber die den Administratoren anvertraute Leitung des Tabakfabrik- und Verschleißwesens nicht entsprechend ausgefallen sein, denn es wurde auf Befehl Kaisers Karl VI. der Israelite Don Diego d'Aguilar, dessen Vater nebst ihm das Tabakwesen früher in Portugal eingerichtet hatte, nach Wien berufen. Dieser machte mit dem Marchese Carignani den ganz unerwarteten und für die Finanzverwaltung äußerst vortheilhaften Vorschlag, die Tabakgefälle in den böhmischen und österreichischen Ländern auf acht Jahre in Pachtung zu übernehmen und in den ersten fünf Jahren 400.000 Gulden, in den letzten drei Jahren aber 500.000 Gulden jährlichen Pachtschilling zu geben. Mit der Genehmigung dieses Vorschlages erhielten Beide den Titel eines Administrators und d'Aguilar für sich und seine Familie die Religionsfreiheit, unter der Bedingung, in Tabakgeschäften sich keines Israeliten zu bedienen, außer in den Fabriken, wo ihre Anzahl mit Privilegien bestimmt wurde. In demselben Jahre wurde verordnet, die Tabakpreise sowohl im Groß- als Kleinhandel mit einem ordentlichen Tarife zu bestimmen, den Tabakanbau aber zur leichteren Uebersicht so viel als möglich zusammenzuziehen und in Böhmen und Niederösterreich gänzlich zu verbieten.

Die Pächter Diego d'Aguilar und Marchese Carignani hatten im Verhältnisse mit dem bisherigen Ertrage an diese Gefälle zu hohe Erwartungen gemacht und mochten schon im ersten Jahre nicht im Stande gewesen sein, den Pachtschilling vollständig zu entrichten, denn mit 1. October 1726 begann bereits in allen österreichischen Erbländern eine neue Pachtung, welche Maximilian Hilleprand von Prandau mit dem Titel eines Administrators unter günstigeren und billigeren Bedingungen auf zwei Jahre erhielt. Nachdem dessen Pachtzeit verflossen war, erhielt Domenico di San Nicolo die Tabakpachtung mit dem Titel eines Ober-Administrators vom 1. October 1728 angefangen auf die folgenden vier Jahre unter etwas erhöhten Bedingnissen.

Im Jahre 1726 wurde die neue Akademie der bildenden Künste zu Wien eröffnet. Der erste Entwurf zu einer Maler- und Bildhauer-Akademie war bereits unter Kaiser Leopold I. gemacht worden, der die nothwendigsten Erfordernisse zu einer solchen Anstalt, nämlich die Denkmäler der hohen griechischen Kunst: einen Laokoon, eine mediceische Venus, einen vaticanischen Apoll, den borgheſischen Fechter u. A., in Rom abformen und nach Wien bringen ließ. Unläugbare Verdienste erwarb sich damals das Bruderpaar Peter und Paul Strudl. Der Erstere (geb. zu Cles in Tirol am 28. Mai 1648) kam 1682 aus Italien nach Wien, wo er sich ansässig machte und kais. Kammermaler wurde. Im Jahre 1692 bekam er vom Obersthofmarschallamt ein „Hofquartier" angewiesen, um daselbst nach seinem Vorschlage eine „Academia von der Mallerey-Bildhauer-Fortification-Prospektiv- und Architekturkunst" zu errichten. Es blieb aber wohl nur bei der Anweisung, denn im Jahre 1695 bittet er unterthänigst um Ueberlassung eines Hofquartiers, und zwar im de Pozzi'schen Hause. Vorher hatte er bereits dreihundert Gulden ausbezahlt bekommen, als Abschlagszahlung auf die Unkosten zur „Aufrichtung einer Academia", deren Kosten sich nach seiner Schlußrechnung auf 15.126 Gulden beliefen, von welchem Betrage ihm jedoch die Hofkammer 3216 Gulden abzwackte.

Es ist daraus ersichtlich, daß die von Strudl beabsichtigte Akademie einfach eine unter kaiserlicher Gönnerschaft stehende Privatanstalt war, welche weder eigene Fonds noch Statuten hatte. Aber Strudl stand bei dem kunstliebenden Monarchen in hoher Gnade und erfreute sich von Seite des Hofes und Adels zahlreicher und bedeutender Aufträge, denn er war nicht nur Maler, sondern auch ein tüchtiger Bildhauer, Decorateur und Ingenieur.

Im Jahre 1690 brachte Strudl eine ausgedehnte Besitzung am grünenden Rücken der Schottenpoint, vor alters Gaißruck genannt, von dem gewesenen kaiserlichen Hatschieren-Rottmeister Roman Bernhard Tschagon und Maria Polyxena, seiner Hausfrau, käuflich an sich und erbaute sich hier eine herrliche Villa, deren Pavillons die reizendste Rundsicht nach dem Kahlengebirge und der Donau gewährten. Das stattliche Gebäude mit prachtvollem Garten (an Stelle des heutigen Häusercomplexes am Alsergrund, Strudelgasse Nr. 1 bis 6, alt 263 bis 268) trug die glänzenden Vermögensverhältnisse des Besitzers zur Schau und barg neben freundlichen Wohnräumen auch das Atelier und die reiche Gemäldesammlung des genialen Meisters. Bald hieß die Besitzung im Volksmunde „der Strudlhof".

Im Jahre 1701, am 10. März, wurde er in den Reichsfreiherrenstand mit dem Prädicate „von Strudendorf" und zum kais. Truchseß erhoben, gleichzeitig auch zum Präfect der kais. Kunstakademie ernannt. Indeß darf man aus dieser Betitelung keine förmliche Gründungsurkunde der Akademie ableiten, es findet sich von einem Erlasse, welcher den Lehrgang der Schule und die äußere Stellung der Anstalt regelte, nirgends eine Spur. Wohl bestätigte Kaiser Josef I. den Künstler in Amt und Würden, aber die Akademie blieb ohne Dotation. Sie erfreute sich jedoch starker Frequenz, denn in der Malerei besorgte Peter Strudl den Unterricht selbst, in der Plastik sein Bruder Paul (geb. 1649, gest. am 10. November 1708). Der ursprüngliche Sitz der Akademie, deren Eröffnung am 18. December 1705 definitiv erfolgt war, befand sich im Hause „zum schönnen Brunnen" (Tuchlauben Nr. 8, alt 562), wo gegenwärtig der Oesterreichische Kunstverein seine Ausstellungen hält.

Peter Baron Strudl starb am 4. October 1704, mit dessen Bruder Paul's Tode (1708) ging die Akademie vollständig in Brüche. Erst im Jahre 1725 wurde dieselbe durch Karl VI. wiederhergestellt. Er nahm das Institut in besonderen Schutz und übergab das Ober-Inspectorat darüber dem Grafen

Gundaker Ludwig Josef Althann (geb. 1665, gest. 1747), kais. General-Hofbaudirector, General der Cavallerie und Hofkriegsrath, einem gründlich gelehrten Kenner und Beförderer der Künste und Wissenschaften, nach dessen Angabe und Leitung auch das Gebäude der k. k. Hofbibliothek ausgeführt worden.

Zum Präfect (Vorstand) der Akademie wurde der berühmte Maler und Bildhauer Johann Jakob van Schuppen (geb. in Antwerpen 1669, gest. in Wien am 29. Januar 1751) bestellt. Derselbe bezog einen Gehalt von 1000 Gulden, 500 Gulden Quartiergeld, 800 Gulden zur „Unterhaltung der Leuth" und 200 Gulden zur ersten Einrichtung. Die neue Akademie wurde im Juni 1726 in der Kärntnerstraße im Hause des Herrn Günther von Sterneck (heute Nr. 20, Ecke der Kupferschmiedgasse, alt 1049) eröffnet. Was den Director Schuppen betraf, so hielt mit ihm der Geist der französischen Akademie seinen Einzug in Wien. Man verdankte ihm die ersten Statuten der Akademie, die er nach dem Vorbilde der französischen verfaßte. Die Akademie blühte rasch auf und wäre gewiß noch blühender dagestanden, wenn sie nicht innerhalb fünfundzwanzig Jahren viermal ihre Localitäten gewechselt hätte. Bis 1731 verblieb sie im Sterneck'schen Hause in der Kärntnerstraße, dann zog sie in das erwähnte sogenannte Schönbrunnerhaus unter den Tuchlauben, wo sie den zweiten Stock (den sie schon 1705 innegehabt) um einen Jahreszins von 1800 Gulden miethete; 1733 kam sie nach der Seilergasse, wo sie bis 1744 verblieb; weil sich aber der hohe Zins von 2000 Gulden nicht erschwingen ließ und kein anderes genügendes Quartier gefunden werden konnte, blieb sie vier Jahre suspendirt. Die Einrichtung wurde theilweise im Heiligenkreuzerhofe (Schönlaterngasse Nr. 3 und 5, Grashofgasse 3, alt 676 und 677), theils in einer Remise der kaiserlichen Reitschule, theils in dem Hause van Schuppen's in der Vorstadt Nikolsdorf (heute zum Bezirke Margarethen gehörig) unter gebracht und aufbewahrt.

Schuppen war tief betrübt über diese Sistirung, er machte alle möglichen Anstrengungen, um die Akademie wieder zu beleben, aber man hatte von Seite des Staates kein Geld und der hochverdiente Greis mußte froh sein, als ihm 1748 die Summe von 300 Gulden angewiesen wurde, um die nöthigen Vorkehrungen zur Wiedereröffnung der Akademie in den Räumlichkeiten der kaiserlichen Stallungen treffen zu können. Seine letzten Lebenstage blieben nicht ohne schwere Kränkungen; am meisten traf ihn die Anstellung eines Vicedirectors in der Person des k. k. Hofvergolders und Spaliermalers Ferdinand Astorfer (geb. 1692, gest. am 13. März 1771), eines für sein Amt vollständig unbefähigten Günstlings des Grafen Emanuel Tellez de Sylva-Taronca (geb. 1690, gest. 1771), Hofbaudirectors, welcher der zweite Protector der Akademie war. Umsonst protestirte der wackere Künstler gegen diese Wahl. Die Akademie konnte nur acht Jahre lang ihr Leben in den Hofstallungen fristen.

Die Paläste des Prinzen Eugen von Savoyen und dessen Ballfeste.

Durch Prinz Eugen entstanden zwei Prachtbauten, welche noch heute eine Zierde der Stadt Wien bilden — sein Palais in der Stadt (Himmelpfortgasse Nr. 8, alt 964, nunmehr Finanzministerium) und das Belvedere am Rennweg.

Schon im Jahre 1690 besaß der Prinz ein Wohngebäude in der Himmelpfortgasse, 1703 aber kaufte er noch drei Häuser dazu, gehörig dem Hofhutmacher Richard Fauconet (im Volksmunde heute noch immer Fukanedi genannt), dem kaiserlichen Saalthürhüter Claude Lenglet und den Erben des Generals Huschin, und ließ sie durch den damaligen berühmten Ingenieur und Architekten Johann Lukas Hildebrand in den unteren Theil des jetzigen prachtvollen Palastes erbauen. Den Bau des eigentlichen größeren Palastes mit der Prachtstiege führte der berühmte Architekt Johann Bernhard Fischer von Erlach (geb. in Prag 1656, gest. im Sternhof zu Wien, Jordangasse Nr. 5, Schultergasse 5, alt 401, im ersten Stock wohnhaft, am 5. April 1723) aus. Die Frescogemälde desselben sind von Jonas Drentwert. Nach der Vollendung des Gebäudes äußerten sich sofort die Wiener an demselben in mannigfachen Kundgebungen für den Prinzen. So schrieb am 8. April 1705 Jemand, nachdem er am Palaste die angebrachten Thaten des Herkules betrachtet hatte, mit Reißblei an die Wand:

„Herkules' Heldenfaust zeigt diese Schilderei;
Merkt, daß des Kaisers, hier Herkulis Wohnung sei."

Als bei seinem Feldzuge in Italien (1707) Prinz Eugen eines frühen Morgens die noch schlafenden Spanier überfiel, fand sich am Palaste des siegreichen Feldherrn folgendes Placat angeheftet:

„Als Ludwig sich bemüht, ein Uhrwerk zu erdichten,
Nach dessen Zeiger sich Europa sollte richten,
Nahm er zum Zeigeblatt ein falsches Testament,
Und Frankreichs Staatscompaß zu seinem Fundament.
Da fehlt es ihm zuletzt gar merklich am Gewichte,
Denn dieses ging mit Holl- und Engeland zu nichte.

Weil in Italien man dieses nun vermerkte,
Was Wunder, daß man sich auch in der Meinung stärkte,
Daß diese neue Uhr zuweilen stille steh',
Und meist nach Mitternacht gar unbeständig geh'?
D'rum fing man daselbst an, auf andere Art zu wecken,
Jedoch geschahe dies nicht ohne großes Schrecken.

Das Wort war der Compaß, der Degen war der Hammer,
Und das Gehäuse war der Officiere Kammer,
Darin man Alles noch im tiefsten Schlafe fand;
Die Glock' war das Geschrei, das Bleigewicht die Hand,
Und also fing's allda viel eher an zu schlagen,
Eh' man sich hat bedacht, nach einer Uhr zu fragen."

Der Grundstein zum Belvedere (Bild Seite 177) wurde im Jahre 1693 gelegt, den Prachtbau führte ebenfalls der Architekt Hildebrand. Die Decoration der inneren Räume, Säle, Stiegen u. dergl. ordnete der k. k. Rath, Oberschiffamts-, Oberst-Lieutenant und Feldbrückenhauptmann Claude Le Fort Du Plessy (geb. 1681, gest. in Wien am 18. August 1757) an; die Entwürfe für die Gartenanlagen und Fontainen machte der churfürstlich bayerische Garteninspector Girard und die Ausführung nach diesen Entwürfen leitete Anton Zinner, der Garteninspector des Prinzen Eugen. Nach seiner, im Jahre 1724 erfolgten Vollendung diente das Schloß Belvedere zum Sommeraufenthalte des Helden, und hier in diesen schön ausgestatteten Räumen, in den herrlichen Gartenanlagen verweilte er bis an sein Ende im steten Verkehr mit den Besten seiner Zeitgenossen.

Betritt der Besucher das Belvedere vom Rennweg aus, so zeigt sich ihm, gleich hinter dem galizischen Gardehofe (in welchem jetzt die k. k. Arcieren-Leibgarde untergebracht ist), das sogenannte untere Belvedere. Eine im Halbkreise angelegte Einfahrt, umgeben von einstöckigen Nebenbauten, vermittelt den Eingang in einen freundlichen Hof und bietet den Anblick eines Saalgebäudes, in welchem vom Jahre 1806 an die berühmte Ambraser-Sammlung mit ihren Prachtstücken an Rüstungen, Waffen, Bildern, Schnitzwerken u. s. w. untergebracht wurde. Oberhalb dieser Einfahrt am Rennweg ist der Eingang in den Garten des Belvedere, welcher für das Publikum vom Morgen bis zum Abend geöffnet bleibt. Durch eine hübsch ausgestattete Halle betritt man den Garten, welcher terrassenförmig sich gegen das Schloß zu erhebt und außer einer prachtvollen Anlage im altfranzösischen Style mehrere Fontainen, Wasserfälle, Bassins, figuralisch geschmückte Treppen u. dergl. aufweist.

Die Aussicht vom Garten oder vom Schlosse aus ist reizend: einerseits reicht dieselbe bei günstiger Witterung vom Schneeberge an der steiermärkischen Grenze über den Wienerwald bis zum Kahlengebirge, andererseits aber ist sie offen vom Marchfelde bis an die kleinen Karpathen in Ungarn, bis Preßburg und zum Leithagebirge.

Das Schloß selbst liegt auf einem Plateau (Hochebene) auf dem höchsten Punkte des Gartens im oberen Belvedere und besteht aus einem länglichen Vierecke mit einem Aufbaue in der Mitte und vier kuppelförmig bedachten Eckthürmen. Die eigentliche Zufahrt liegt auf der Höhe hinter dem großen Garten und ist so eingerichtet, daß unmittelbar an die große Treppe im Innern angefahren werden kann, um gegen die Unbilden der Witterung beim Aussteigen aus dem Wagen geschützt zu sein. Diese Treppe führt in das Erdgeschoß abwärts und zu beiden Seiten in das erste Stockwerk. Der zweite Stock ist durch kleinere Treppen zugänglich. Zur Seite des Schlosses befindet sich der sogenannte Menageriehof, in welchem Prinz Eugen seine Adler, Pelikane, Löwen u. s. w. hielt, die er gerne selbst fütterte. Hinter dem Schlosse liegt der große Teich, der als Reservoir (Wasserbehälter) für die unteren Bassins diente und durch eine eigene Wasserleitung vom Laaerberge, in neuester Zeit aber auch noch aus einem großen Brunnen gespeist wird. Auf diesem Teiche erlustigte sich in neuerer Zeit die lustige Wiener Welt mit Schlittschuhlaufen und Schlittenführen.

Nach Eugen's Tode ging nebst Anderem das Schloß sammt den Nebengebäuden und Gärten an seine Nichte, Prinzessin Anna Victoria von Soissons, verehelichte Herzogin von Sachsen-Hildburghausen über, welche es jedoch gegen eine jährliche Leibrente an die Kaiserin Maria Theresia abtrat. Das Schloß selbst mit seinen schönen Sälen und Zimmern wurde 1775, unter der Regierung Kaisers Josef II., zur Aufstellung der im Besitze des kaiserlichen Hofes befindlichen Gemälde bestimmt, von denen viele schon von den Kaisern Maximilian I. und Rudolf II. erworben worden waren. Einer der größten Förderer der kaiserlichen Gemäldesammlung war Erzherzog Leopold Wilhelm, General-Statthalter der Niederlande (geb. 1614, gest. 1662), der mittelst Testamentes seine kostbare Bildersammlung dem Kaiser Leopold I. vermacht hatte. Auch Prinz Eugen hinterließ dieser Sammlung viele schöne Bilder, von denen einige heute noch zu den Schätzen der Gallerie gezählt werden.

Besonders erwähnt muß noch werden, daß bei dem Haupteingang des Schlosses, welcher gegen Süden, bei der seit Bestehung der Südbahn neu eröffneten Linie liegt, das großartige Eisengitter-Thor sehenswerth ist; es trägt Eugen's kunstvoll verschlungene Chiffre E und S und ist ein Meisterwerk der damaligen Schlosserkunst, wie dessen Wien kaum ein zweites aufzuweisen hat. Die Flügel dieses Thores geben auf eiserner Bahn zwischen eisernen Schienen

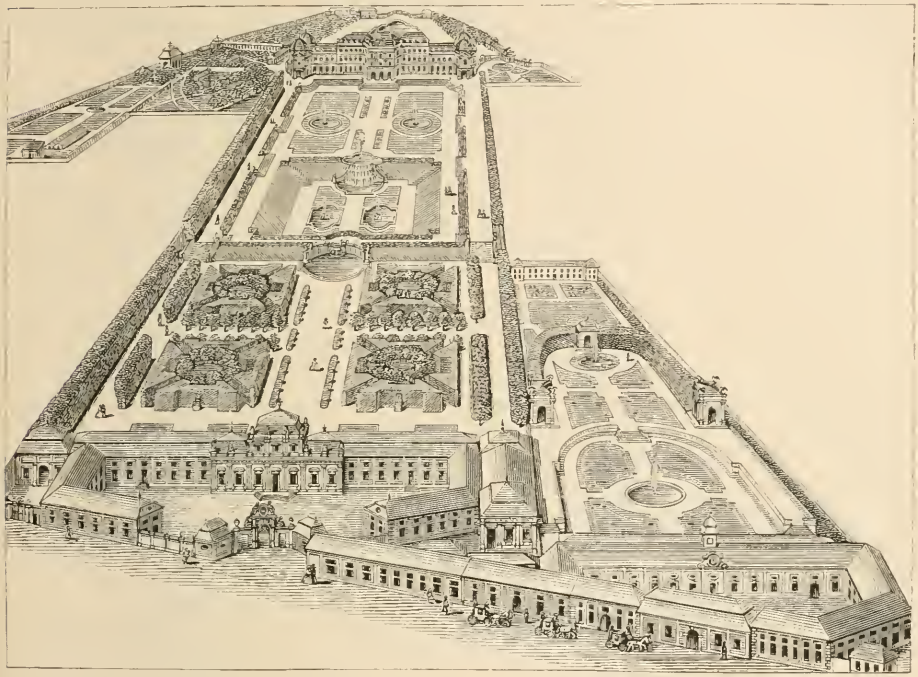
— also ein Schienenweg bereits unter Prinz Eugen. Das obere Schloß prangt auf seinem Giebel mit Eugen's vergoldetem Wappen. Am unteren Ende der Einfahrt befindet sich die Doppelstatue der bekannten römischen Rossebändiger, die Dioskuren (Zwillinge) Kastor und Pollux. Das ganze mit vier Eckthürmen gekrönte Gebäude hat die edelsten Formen und sein Dachrevier ist verschwenderisch mit beinahe hundert Steinfiguren aus der Fabel- und Heldenwelt geschmückt. Es enthält im Mittelpunkte einen großen, ovalen Marmorsaal, zu welchem man über eine sehr breite Doppelstiege und durch einen Säulengang gelangt, dann vierzehn große Zimmer und vier runde Eckcabinete im ersten und acht Zimmer im oberen Stockwerke, welche bekanntlich sämmtlich zur Unterkunft der herrlichen k. k. Gemäldesammlung dienen. Der große Prachtsaal glänzt von Gold und Marmor, seine Decke ist mit allegorischen Figuren von Carlo Carlone (geb. 1686, gest. 1776) kunstreich bemalt und die architektonischen Nebenwerke sind von Marc Anton Chianini und Herkules Cajetan Fanti. Die darin befindlichen lebensgroßen Gemälde Maria Theresiens und Josef's II. sind von Anton Maron (geb. in Wien 1733, gest. in Rom 1808). Die Bildsäule Maria Theresiens im ungarischen Costüm, sowie jene ihres Gemals Franz I., jede sieben Fuß hoch, sind von Franz Xaver Messerschmidt (geb. 1732, gest. 1784). Dieser Saal theilt das ganze Schloßgebäude in zwei Flügel, deren jeder sieben große Zimmer und zwei Eckcabinete enthält. In der Ecke des linken Flügels befindet sich die schöne Schloßcapelle, der Auferstehung Christi gewidmet. Eine schöne Marmorstatue des Prinzen Eugen im Belvedere ist von dem berühmten Bildhauer Balthasar Permoser (geb. zu Mondsee in Oberösterreich am 12. April 1650, gest. in Dresden am 19. April 1732), dessen enorm langer Bart sogar in einer eigenen Broschüre beschrieben wurde.

Prinz Eugen öffnete seine Paläste alsbald dem hohen Adel und gab in denselben glänzende Feste, wobei das Factotum dessen Garderobemeister Josef Mitterstiller war. (Bild S. 185.) Derselbe besorgte bei dem großen Eröffnungs- und Einweihungsfeste des neu erbauten Belvedere, am 14. Mai 1724, alle festlichen Einrichtungen, sowie die Wahl der Garderobe für die Mitwirkenden bei den Festspielen, Tänzen und Musikproductionen, die bei dieser Gelegenheit stattfanden. Ueberhaupt wußte er sich durch seinen glücklichen Geschmack bei dem Prinzen so in Gunst zu setzen, daß ihm dieser nicht blos die Oberaufsicht über die Kleiderkammer zutheilte, sondern ihn auch fortwährend als Fest-Arrangeur verwendete. Er war es gewesen, der die Einrichtung und Möblirung der prachtvollen Gemächer des Prinzen im Belvedere besorgte, sonst auch von seinem Gebieter mehrmals auf Reisen geschickt wurde, um kostbare Möbel und andere Zieraten sowohl für das Belvedere als auch für den Palast in der Himmelpfortgasse einzukaufen.

Bei einem dieser Feste kam eine Wette zum Austrage, welche noch heute im Andenken steht. Zu den prachtliebendsten Cavalieren der damaligen Zeit gehörten erstens der kaiserliche Kämmerer und General Marcus Anton Graf Czobor (geb. 1670, gest. 1728), Gatte der Prinzessin Maria Antonia von Liechtenstein (Schwester der Gemalin des Prinzen Thomas Emanuel von Savoyen), einer der reichsten Magnaten Ungarns, dessen wahrhaft sinnlose Verschwendungssucht jedoch sprichwörtlich geworden war, weiterhin der portugiesische bevollmächtigte Minister in Wien, Graf Juan Gomez de Sylva-Tarouca (gest. 1738). Beide versäumten keine Gelegenheit, ihre Reichthümer zu zeigen, und da sie gegenseitig Alles aufboten, sich von dem Gegner nicht an Pracht und Aufwand übertreffen zu lassen, entstand bald ein Wetteifer zwischen ihnen, dem höchstens der Tod oder der gänzliche Ruin des Einen oder Andern ein Ziel zu setzen vermochte. Bei einem Maskenfeste, das Prinz Eugen eines Tages ver-

anstaltete, sollte eine gar absonderliche Wette zwischen Beiden zum Austrage kommen. Es war kurz vorher im Eifer des Gespräches zwischen beiden Cavalieren abgemacht worden, daß Derjenige, welcher bei dem Feste in der kostbarsten Kleidung erscheinen würde, von dem Gegner als Preis der Wette 1000 Stück Ducaten erhalten solle.

Als das Maskenfest stattfand, erschien Graf Taroucа im türkischen Costüm, aber dermaßen mit Edelsteinen bedeckt, daß man meinte, es wandle eine Brillantengestalt einher. Auf dem Turban zeigte sich eine Agraffe von ungeheurem Werthe. Ein herbeigerufener Juwelier schätzte die Steine im Werthe von mehreren Millionen. Nach einer Weile erschien Graf Czobor, der absichtlich lange gezögert hatte, um die Erwartung höher zu spannen. Man war sehr überrascht, daß



Das Belvedere. (Seite 174.)

Czobor im einfachsten Magnatencostüm erschienen war, den Mantel leicht um sich geschlagen. Nachdem die Schiedsrichter den Werth von Taroucа's Schmuck festgestellt, forderten sie nun Czobor auf, den Vorzug seines Anzuges bekannt zu geben — da schlug Czobor ruhig seinen Mantel auseinander und ein Schrei des Entsetzens wurde allseitig laut — sein Mantel war mit dem ihm gehörigen wundervollen Gemälde der Venus von Correggio gefüttert, das nach dem Maße des Kleidungsstückes zugeschnitten worden. Dieses Mantelfutter war in der That unschätzbar und Czobor strich lächelnd den Betrag der Wette ein, während man allseitig mühsam die Entrüstung unterdrückte, welche ein solcher Vandalismus hervorgerufen hatte. (Bild Seite 169.)

Da die verschiedenen Festlichkeiten, Musik- und Maskenfeste, welche der Prinz häufig in seinen Palästen gab, fast durchaus von dem Garderobemeister arrangirt, die Gemächer decorirt und die Costüme dazu gewählt wurden, erwarb

sich derselbe beim hohen Adel überhaupt so vielen Ruhm, daß man trachtete, seine Talente noch mehr für allgemeinere Lust zu benützen. Prinz Eugen ertheilte gerne seine Einwilligung hierzu, und so unternahm es Mitterstiller bereits im Jahre 1726, in den Sälen der „Mehlgrube“ (1695 von den Baumeistern Georg Bowanger und Christoph Oetl im Style Fischer's von Erlach in ihrer nunmehrigen Gestalt mit den sogenannten „Lauben“ oder Vorhallen neu hergestellt) auf dem Neuen Markt öffentliche Bälle für Personen des hohen Adels zu veranstalten, wobei das Entrée allein einen Ducaten kostete, die Gemächer auf das prachtvollste verziert und die Speisen und Getränke auserlesen waren, so daß der Besuch eines solchen Balles im Ganzen jeder einzelnen Person wohl auf drei bis vier Ducaten kam, ungerechnet der kostbaren Garderobe in damaliger Zeit. Da indessen bald die Kosten der prachtvollen Einrichtung die Einnahmen überstiegen, so wurden auch Personen vom minderen Adel und endlich sogar reiche Bürgerliche gegen Erlag des Eintrittsgeldes zugelassen. Demungeachtet aber wollten die ursprünglichen Unternehmer ihrer Würde nichts vergeben, die Stände blieben auch bei der gemeinsamen Unterhaltung streng geschieden, und so entstand dadurch ein ärgerliches Mißverhältniß, wobei man kaum weiß, was mehr zu bewundern war: der lächerliche Hochmuth der damaligen Großen, die sich zwar gerne ihre Unterhaltung mit bürgerlichem Gelde zahlen ließen, dabei aber verachtungsvoll auf den Geber herabsahen, oder der blödsinnige Hochmuth der reichen Bürger, die sich für theures Geld gerne Langeweile und Verachtung gefallen ließen, um nur sagen zu können, einem hochadeligen Balle beigewohnt zu haben.

„Der vornehmste Ball,“ so äußert sich bereits ein gleichzeitiger Schriftsteller, „wird auf dem von dem Stadtmagistrate erbauten prächtigen Hause, die Mehlgrube genannt, von dem Garde-robe (Garderobier, Garderobemeister) des Printzen Eugenii gegeben, welchem die Person einen Dukaten zahlt und erscheinet daselbst ordentlich der große Adel von Wien, allwo auch andere admittiret (zugelassen) werden, doch sähe man gerne, daß sich solche vorhero mit einer glaubwürdigen Genealogie (Geschlechtsregister) wegen ihrer sechzehn Ahnen und Alterthums ihrer Familie legitimirten (ausweisen), wenn selbige eine Dame zum Tanz auffordern, denn sonst besinnet sich dieselbe lange und macht sich wohl gar einen Gewissensscrupel, ihre Hoch-Gräfliche oder Adelige Hand einem so unbekannten Edelmanne zu geben, wo sie ihm, um eine Tod-Sünde zu vermeiden, nicht gar den Korb gibt. Wird der Ball en masque gehalten, so sind diese intonirten (den Ton angebenden) Gottheiten etwas leutseliger und poussiren (treiben) ihren hohen Adel nicht gar zu hoch. Unterstünde sich aber einer vom bürgerlichen Stande ohne Masque mit einer so vornehmen Dame zu tantzen, so müßte er sich als einer, der ein crimen laesae Nobilitatis (Verbrechen gegen die Adelsmajestät) begangen, gewiß von der Mehlgrube über Hals und Kopf fortpacken; dergleichen nur im Fasching 1728 geschahe, da man einen gewissen Gentilhomme bourgeois (bürgerlichen Höfling), so mit einer solchen Dame zu tantzen sich unterstanden, die Thüre weisen lassen.“

Ein Seitenstück zu dem am Schlusse erwähnten Falle bildete ein anderesmal eine Affaire, in welcher ein junger Cavalier mit aller Strenge das Rächeramt übernahm. Der junge Graf Leopold Dietrichstein (geb. 1708, gest. als k. k. geheimer Rath 1780) nahm einmal seinen Hofmeister oder vielmehr Gesellschafter, einen gelehrten, feingebildeten und allgemein geschätzten Mann, mit auf einen solchen Ball in der Mehlgrube. Beide mischten sich gleich nach ihrer Ankunft unter die Tanzenden, ohne weiter an Rangunterschied zu denken. Der Hofmeister bat ein sehr junges Fräulein um einen Tanz und erhielt ihn. Während desselben conversirten sie. Das Mädchen erzählte, daß sie ein Fräulein

von Brandenstein sei und fragte den Partner um seinen Namen. Der Mann nannte sich und gab dabei seine Stellung bei dem bekannten Grafen an. Wie vom Blitze getroffen, fuhr das Fräulein zurück, rief: „Mama hat mir gesagt, ich soll mit keinem Bürgerlichen tanzen!“ — und verließ schnell die Reihe. Erschrocken und beschämt schlich der Tänzer aus dem Kreise.

Graf Dietrichstein, der diese Scene aus der Ferne gesehen, erkundigte sich nach der Ursache, welche ihm sein Begleiter mittheilte. Entrüstet über die Beleidigung und als echter Cavalier versprach ihm der Graf glänzende Genugthuung. Als der nächste Tanz begann, eilte er, das Fräulein aufzufordern und, dadurch nicht wenig geschmeichelt, da sie dessen Rang kannte, sagte sie ihm freudig zu. Nach einigen Touren fragte er das Fräulein von Brandenstein um den Namen, aber kaum war derselbe genannt worden, als er wie vom Blitze getroffen zurückfuhr und ausrief: „Mein Gott, Mama hat mir gesagt, ich darf mit keinem Fräulein vom kleinen Adel tanzen!“ Mit diesem Ausrufe ließ er seine Tänzerin mitten in der Tour stehen und eilte davon.

So ärgerlich und empörend ein solches Verhältniß und solche Vorfälle auch waren, ging die Sache doch lange ihren Gang fort; der Adel ermüdete nicht, bürgerliches Geld anzunehmen und den Gebern seine Verachtung fühlen zu lassen, welche diese durch ihre Zudringlichkeit auch reichlich verdienten. Am besten jedoch befand sich der Garderobemeister des Prinzen dabei, der sich allmälich bereicherte und seine Speculation so gut fand, daß er bald auf eine zweite fiel, die keine mindere Fundgrube des Reichthums für ihn wurde und welche ebenfalls fast bis auf unsere Zeit hinauf reicht. Er veranstaltete nämlich vom Jahre 1728 an alljährlich im Fasching ein sogenanntes Kinderfest auf der Mehlgrube. Nach dem bereits erwähnten Schriftsteller bestand dasselbe in Folgendem:

„Vornehme Eltern, welche ihren Kindern zur Carnevalszeit eine geziemende Lust machen wollen, bestellen vor's Geld am besagten Orte, bei eben demjenigen, so die andern Bälle gibt, eine Lustbarkeit mit Essen, Trinken und Musik, wo dann gegen Abend eine große Menge vornehmer Kinder beiderlei Geschlechts unter ihrer gewöhnlichen Aufsicht, in schönster Kleidung erscheinen und sich mit Essen, Trinken und Tanzen divertiren (belustigen), bis gegen neun oder zehn Uhr, da sie sich wiederum nach Hause begeben. Weil nun, um dieses unschuldige Kinderfest mit anzusehen, inzwischen viel Cavaliers und Dames erscheinen und bis zu besagter Zeit daselbst verbleiben, so fangen es hernach diese großen Kinder an, wo es die kleinen gelassen haben und continuiren mit tantzen und spielen bis gegen Morgen.“

Erwähnenswerth möchte folgender Erlaß vom Jahre 1727 sein: „Demnach Ihre kaiserliche katholische Majestät unser Allergnädigster Herr allergnädigst gestatten wollen, daß in denen drei letzten Faschingstägen 23., 24. und 25. Februar, der hohe Adel, welcher den Ball auf der Mehlgrube besucht, sich deren Maskeren jedoch dergestalten gebrauchen möge, daß selber beim Eintritt die Masque von dem Gesicht gleich abzunehmen gehalten sein solle, als hat man solches zur Nachricht, damit sothane Erlaubniß nicht überschritten werde, hiermit erneuern wollen.“

Diese großen Bälle sowohl als die Kinderfeste wurden nun alljährlich fortgesetzt und der Ertrag derselben setzte den Garderobemeister des Prinzen in den Stand, sich endlich in einen bequemen Ruhestand zurückzuziehen und von seinen Renten, die noch durch eine ansehnliche Pension vermehrt wurden, gemächlich zu leben. Als derselbe die Unternehmungen in der Mehlgrube aufgegeben hatte und nach dem Tode des Prinzen die reichen Verzierungen der Gemächer und die kostbare Ausstattung wegfielen, hatten auch die vornehmen Unterhaltungen auf der Mehlgrube ihr Ende erreicht. Die Säle blieben einige Jahre ganz

geschlossen, und als sie wieder, etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts, von dem Gastwirthe Franz Muellbauer (geb. 1697, gest. 1754), welcher sich bei den früheren Festen ein bedeutendes Vermögen erworben, abermals zu öffentlichen Lustbarkeiten geöffnet wurden, geschah dies für ein gemischtes Publikum und zu geringen Eintrittspreisen. So liest man in den Auskunftsbüchern über Wien in den Jahren 1780 bis 1790, daß der Eintritt zwanzig Kreuzer betrug, die man aber „nach Belieben verzehren konnte". Auf diese Art wurde die Mehlgrube endlich der Sammelplatz eines sehr ordinären Publikums, bis deren Säle abermals eine Zeitlang geschlossen blieben. Bei erneuerter Eröffnung durch den strebsamen Gastwirth Franz Munsch (geb. 1763, gest. 1837) in ein Casino verwandelt, gab es dort neuerdings glänzende „Kinderbälle", auf die sich Schreiber dieser Zeilen aus seiner Kindheit wie an ein Feenmärchen erinnert, sie hörten aber auch wieder auf. Ende der Dreißiger-Jahre vereinigte der Nachfolger Munsch seinen renommirten Gasthof im Nebenhause „zum Schwan" mit dem Casino, dessen ersten und zweiten Stock er zu Passagier-Wohnungen im Großen herrichtete und wahrhaft fürstliche Appartements schuf, seit welcher Zeit das „Hôtel Munsch" seinen Ruf als eines der elegantesten und großartigsten Fremdenquartiere aufrecht erhalten hat.

Aber auch bei allen anderen Festen war Prinz Eugen die Seele, oder doch mindestens ein hochgefeierter Gast derselben, und gar manche solche Feste gestalteten sich zu einer Eigenthümlichkeit, wie sie seither nicht mehr vorkam. Es ist daher von großem Interesse, jene Personen kennen zu lernen, mit welchen Prinz Eugen freundschaftlich verkehrte; dazu bedarf es aber eines eigenen Abschnittes.

Eugen's Damen.

Zur Zeit des Prinzen Eugen lebte in Wien eine Dame, deren Salons eine der glänzendsten Partien der höheren Gesellschaft jener Zeit bildeten. Sie wurde, obgleich von sehr hoher Geburt, dennoch nur kurzweg Madame Rabutin genannt.

Dorothea Elisabeth Gräfin Bussy-Rabutin war zu Wiesenburg in Holstein am 5. December 1645 geboren, als die Tochter des Herzogs Philipp Ludwig von Holstein-Wiesenburg, aus einer Nebenlinie der Haupt- oder königlichen Linie, deren Stammvater König Christian III. von Dänemark war. Sie erhielt eine vortreffliche Erziehung, sprach nebstbei französisch, italienisch und englisch und war durch ihre Schönheit, ihren Witz und Geist schon in frühester Jugend die Zierde auserlesener Zirkel. Im Jahre 1660 begab sie sich in Gesellschaft einer Tante mütterlicher Seite nach Paris, wo sie durch längere Zeit verweilte und auch dort die Seele großer Gesellschaften war. Im Jahre 1661 kam sie nach Wien, wo sie zur katholischen Kirche übertrat und sich mit dem, später vollberechtigt in Ungnade gefallenen Kammerpräsidenten Georg Ludwig Graf Sinzendorf (geb. 1616, gest. 1680) vermälte. Witwe geworden, heiratete sie 1682 den kaiserlichen Rath und Feldmarschall Johann Ludwig Graf Bussy-Rabutin, Marquis von Fremonville (geb. 1642, gest. 1716), dem sie einen Sohn Amadäus (als kaiserlicher Generalmajor und außerordentlicher Gesandter in St. Petersburg 1727 gestorben) gebar.

Im Jahre 1700 kaufte die Gräfin Rabutin ein Haus in der Wollzeile (heute Nr. 1, alt 771), wo sie fortan alle Sonntage und Donnerstage

glänzende Gesellschaften gab, bei welchen alle Notabilitäten Wiens, unter ihnen auch stets Prinz Eugen, sowie dessen Freundin Eleonore Gräfin Batthyany-Strattmann (geb. am 29. Mai 1677, Gemalin des kaiserlichen geheimen Rathes und Feldmarschall-Lieutenants Adam Graf Batthyany, verwitwet 1703, gestorben am 25. November 1743), dann die Gräfin Maria Anna Josefa Althann (geborene Herzogin von Pignatelli, am 26. Juli 1689, verwitwet 1722, gestorben am 1. März 1755), Freundin des Kaisers Karl VI., erschienen. Diese drei Damen waren die Tonangeberinnen aller Feste.

Was die Gräfin Rabutin betrifft, so war sie Tonangeberin der Moden, man trug z. B. Kleider und Kopfzeug à la Rabutin. Die bereits mehrfach erwähnte geistreiche Reisende Lady Montague spricht in ihren interessanten Briefen, welche in die meisten lebenden Sprachen übersetzt wurden, Folgendes über diese ausgezeichnete Dame: „Madame Rabutin. a lady of the first call (eine Frau vom besten Tone), giebt jeden Abend Assemblée in ihrem Hause, wobei die größte Ungezwungenheit herrscht. Die Dame vom Hause redet mit Niemand insbesondere, erwidert auch den Besuch nicht, und wer nur immer will, mag sie ansprechen, ohne erst förmlich vorgestellt zu werden. Zu Winters- und Sommerszeit wird die Gesellschaft mit Chocolade, Eis und Confituren bewirthet, dann zertheilt sie sich zum L'Hombre, Piquet oder zur mündlichen Conversation u. dergl." Aus dieser kurzen Darstellung erkennt man wenigstens, daß bei der Gräfin selbst in jener ceremoniösen Zeit ein außerordentlich guter und geselliger Ton herrschte. Da ferner die Briefe der Lady im Jahre 1716 geschrieben sind, so ersieht man daraus, daß die geistreiche Frau von Rabutin selbst in ihrem damals schon hoch vorgeschrittenen Alter (einundsiebzig Jahre) den feinen Ton und die noble Ungezwungenheit zu schätzen und zu begünstigen wußte. Nach dem Tode ihres Gemals zog sie sich indeß mehr zurück, und starb, allgemein geachtet und betrauert, in Wien am 18. Juli 1725 im Alter von achtzig Jahren. Sie wurde auf dem sogenannten kaiserlichen oder Mariazeller-Kirchhof in der Alservorstadt (verbaut 1782) begraben.

Erwähnenswerth ist endlich, daß das sogenannte Trinitarier-Crucifix von ihr stammt. Als nämlich ihr Gatte die Befehlshaberstelle zu Hermannstadt in Siebenbürgen angetreten hatte, brachte sie in Erfahrung, daß in der dortigen evangelischen Kirche verschiedene alte Statuen und Bilder von Heiligen ganz unbeachtet aufbewahrt würden. Sie ersuchte die Stadtobrigkeit, ihr einige derselben eigenthümlich zu überlassen. Der Magistrat bewilligte das Ansuchen und schickte der Gräfin an ihrem Namenstage ein großes Crucifix mit dem Leichname des Erlösers, die Statuen zweier Heiligen und einen nach Art einer Kornähre zusammengeflochtenen Palmenzweig in einer Kiste, eine Gabe, welche der frommen Dame sehr willkommen war. Da dem großen Kreuzbilde aber eine Hand fehlte, die nicht aufgefunden werden konnte, so ließ die Gräfin diesen Abgang durch einen geschickten Bildhauer ersetzen und hierauf den sterbenden Heiland in der Militärcapelle zu Hermannstadt öffentlich aufstellen.

Als aber General Rabutin mit seiner Gemalin nach Wien zurückkehrte, nahm diese das Crucifix mit sich und wollte es anfangs in der Stadt bei den Theatinern auf der Hohen Brücke, in deren Nachbarschaft sie wohnte, aufstellen; weil aber deren Kirche zu dessen Aufstellung zu klein und niedrig war, so schenkte sie es nebst dem Haupte des heiligen Märtyrers Albanus, mit mehrerem kostbaren Altarschmucke, Priesterkleidern und einer Monstranze von vergoldetem Silber den Trinitariern (heute Minoritenkloster) in der Alservorstadt. Der geflochtene Palmzweig, den das Volk irrigerweise für eine ungewöhnlich große Kornähre hielt (und noch heute hält), wurde erst in Wien unten am Kreuze angebracht. Dieses Christusbild war, als die Reformation in Siebenbürgen

überhand nahm, von einigen Katholiken zu Hermannstadt, nächst dem Elisabethenthor außer der Stadt, unter die Erde vergraben worden, wo es gegen anderthalbhundert Jahre verborgen lag; 1699 fand man es unverletzt. Bis in die Tage Josef's II. wurden kleine Schleier, die mit dem heiligen Kreuze berührt worden waren, unter die Gläubigen ausgetheilt und in vielen Nöthen für heilsam gehalten.

Auch über die beiden Damen, deren wir im Eingange dieses Abschnittes erwähnten, muß eingehender gesprochen werden.

Im Jahre 1711 hatte der versöhnende Szathmarer Friede stattgefunden; aber kaum ging ein Jahrzehnt vorüber (1722 bis 1723), als schon wieder neue und die größten Veränderungen bewerkstelligt wurden, zum klarsten Beweise, wie leicht es sei, die Ungarn durch verfassungsmäßigen Gang und offene Darlegung der Motive zu allem Guten und Großen zu lenken.

Leider war der kühne Plan Prinz Eugen's, nach seinen Siegen bei Peterwardein und Belgrad die freie Donau, das alte große Ungarn zwischen dem Schwarzen und Adriatischen Meere wieder herzustellen und lieber dafür den Bourbons Neapel und Sicilien zu geben, die späterhin dennoch, und zwar umsonst verloren gingen, im Passarowitzer Frieden unbeachtet geblieben. Gleich nach diesem Frieden begann jener ewige Krieg gegen die Nationalität Ungarns von Neuem, aber — es gelang zwei klugen und geliebten Frauen, diesen Umsturz abzuwenden und wenigstens so zu modificiren, wie er im Reichstagsschlusse 1722 bis 1723 in's Leben trat.

Unter den treuesten Gefährten des Kaisers Karl VI. in Spanien war auch Michael Johann III. Graf Althann (geb. zu Wien am 8. October 1679) gewesen; er begleitete ihn als Dienstkämmerer und Hofcavalier und zeichnete sich bei allen Reisen, Feldzügen und Gefahren durch Treue und Muth vorzüglich aus, brachte auch deshalb durch des Kaisers Gnade seine Familie zu dem Glanze, den sie seitdem genoß. Nach seiner Rückkehr wurde er Grand von Spanien erster Classe, Ritter des goldenen Vließes, kais. wirklicher geheimer Rath, Oberststallmeister und Reichserbschenk, welche Würden er bis zu seinem in Wien am 16. März 1722 erfolgten Tode beibehielt. Die Wiener nannten ihn gewöhnlich den „spanischen Althann".

In Spanien hatte Kaiser Karl den Herzog Ferdinand von Pignatelli (geb. 1651, gest. in Wien 1729) und dessen liebreizende Tochter Maria Anna Josefa kennen gelernt und fühlte sich durch ihren Geist und ihre feine Erziehung besonders angezogen. Der Herzog und seine Tochter folgten, wie viele edle Familien Spaniens und Siciliens, dem Kaiser nach Wien, und Letzterer wünschte sehr sie zu verheiraten, um sie an seinen Hof dauernd zu fesseln.

Graf Althann glaubte ebenfalls sein dauerndes Glückslos zu gründen, wenn er sich mit der jungen Dame verbände. Es hatte ihm der Kaiser Güter in Spanien geschenkt, die er jedoch durch das Glückslos wieder verloren; nun warf er sich seinem vielgeliebten Herrn zu Füßen und bat ihn, als Ersatz für das um seinetwillen Verlorene, um die Sicherung seiner Anstellung bei Hofe, denn er denke sich zu vermälen und wolle nicht länger warten und den ihm vom schalen Höflingswitze beigelegten Spottnamen „Alt Hahn" verdienen. Der Kaiser fragte ihn nach dem Namen der Braut, und als er die Herzogin Pignatelli nannte, fragte ihn der Monarch, ob er auf deren Jawort rechnen könne. Althann erwiderte, er hätte erst des Monarchen Willensmeinung einholen wollen, sonst würden ihm seine Umstände nicht erlauben, eine solche Verbindung einzugehen. Karl befahl ihm nun, um die Herzogin zu werben und seiner Zustimmung zu erwähnen. Der Kaiser schenkte dem Brautpaare die

große Insel an der Mur, die herrliche ungarische Herrschaft Muraköz und beförderte ihn nach und nach zu den eingangs erwähnten Hofstellen.

Die „spanische Althann", wie sie von nun an in Wien hieß, gebrauchte ihren ganzen Einfluß zur Emporhebung der Nationalbildung, besonders der Dichtkunst und Malerei; ihre Freunde und Schützlinge waren Apostolo Zeno, Pietro Metastasio (mit dem sie, wie die Sage geht, nach ihres Gatten Tode eine heimliche Ehe eingegangen haben soll), der Leibarzt Pius Nikolaus Garelli (geb. 1670, gest. 1739), Gottfried Bessel, die Gebrüder Bernhard und Hieronymus Petz, der Heraldiker Johann Wilhelm Graf Wurmbrand (geb. 1670, gest. 1750) u. A. — An der verehrungswürdigen Frau, welche Karl VI. seiner Freundschaft würdigte, fand selbst die Skandalchronik jener Tage nichts auszusetzen und sie genoß nicht nur die allgemeine Achtung und Liebe, sondern wurde auch als „Mutter der Armen" hochverehrt.

Eine nicht minder ausgezeichnete Dame war die Gräfin Eleonora Batthyany, die reiche Erbtochter des mächtigen Hofkanzlers Grafen Theodor Althet Heinrich Strattmann (gest. 1693), vermält 1692 mit dem tapfern Grafen Adam II. Batthyany, Ban von Croatien, durch den Kanizsa und Stuhlweißenburg wieder erobert wurde (geb. 1662, gest. 1703), wie schon erwähnt, von den Wienern nur „die schöne Lori" genannt. Sie war die innigste Freundin der „spanischen Althann" und durch viele Jahre die Freundin und Vertraute des Helden Eugen bis an sein plötzlich, im Jahre 1736 im 73. Lebensjahre erfolgtes Entschlummern, als er von der täglichen Spielpartie bei ihr nach Hause kam. Lange darauf erzählten noch die Wiener, wie des Prinzen „Isabellen" (blaßgelbe Pferde) mit rosenfarbenem Geschirr jeden Abend den Weg aus der Himmelpfortgasse zu ihrem Palais in die Schenkenstraße (heute Nr. 3 und 5, Bankgasse 6 und 8, alt 46 und 47) richtig gefunden hätten, obgleich manchmal lange Niemand ausgestiegen sei, weil der greise Held, der Kutscher, der Heiduck und der Bediente rückwärts — Alle zusammen 310 Jahre zählend — ruhig fortschliefen. Die Pferde standen stille vor dem Hause, wo sie wußten, daß alltäglich ihr Halt sei, umringt von einer lautlosen Volksmenge, welche alles Geräusch vermied, um den hochverehrten Helden nicht aufzuwecken; man pflegte dann gewöhnlich zu sagen: „Ah, da kommt der schlafende Wagen!" (Bild Seite 193.)

Wenn die „schöne Lori", wie es an allen Sonn- und Feiertagen geschah, in ihrem Galawagen zu den „Michaelern" in die Halbzwölfuhr- oder sogenannte „Galanteriemesse" fuhr, versammelte sich ebenfalls an der Kirchenpforte eine große Menge Neugieriger, um die Freundin des großen Eugen aus dem Wagen steigen zu sehen und das hohe bepuderte und mit Bändern und Blumen durchflochtene Haargebäude, sowie die reiche und geschmackvolle Toilette der schönen Frau zu bewundern.

Nach dem Passarowitzer Frieden (besprochen Seite 112) blieb Eugen's Heer in Ungarn concentrirt. Plötzlich erhielt Gräfin Eleonore durch einen sichern Officier — es war dies Eugen's Adjutant, Sir James Oglethorpe (später Gründer der Colonie Georgien in Nordamerika, General und Oberbefehlshaber der englischen Streitkräfte daselbst, gestorben in England 1785 im Alter von 97 Jahren) — von dem Prinzen ein Zettelchen, auf welchem Folgendes stand: „Wie gerne, theure Freundin, hätte ich mein Gelübde gelöst, den Carneval freudig in Wien zugebracht und mit dem Lorbeer der letzten Schlachten und wenn Du willst auch mit dem mir vom Papste geschickten geweihten Barret Deinen Scheitel bekränzt! — Leider wird für diesmal nichts daraus. Geheime Befehle heißen mich hier bei der Armee bleiben, man will Ungarn wieder einmal auf böhmischen Fuß setzen." (Anspielung auf den höhnischen

Ausdruck der Minister und Hofräthe zu Leopold's I. Zeiten, wo sie sagten: „Man muß den Ungarn die Hoffartsfedern ausrupfen, ihnen böhmische Hosen anmessen und ihnen statt der silbernen und goldenen Knöpfe nur mehr bleierne übrig lassen".)

Tödtlich erschrocken, nach kaum achtjähriger Stillung den Gräuel des Bürgerkrieges, der mit kurzen Ruhepunkten das Reich beinahe durch ein halbes Jahrhundert verwüstet hatte, wieder hereinbrechen zu sehen, eilte die Gräfin Batthyany zu ihrer Freundin Althann, die nicht weniger erschrak über das Wiederkehren der alten, alles Vertrauen untergrabenden, im Entschlusse wenig rühmlichen, in der Ausführung höchst gefährlichen Pläne.

Nach langem Schweigen umarmte die Althann ihre Freundin und bat sie, den anderen Tag Abends um neun Uhr in tiefste Trauer gekleidet bei ihr zu erscheinen, mit dem Reisewagen, so daß sie, wenn es gälte, augenblicklich in Eugen's Hauptquartier abreisen könne. Die Althann erwartete nämlich um jene Stunde einen Besuch des Kaisers, mit welchem sie und ihr Gemal, kraft ihrer hohen Stellung am Hofe, unter einem Dache in der Favorita (heute Theresianum) auf der Wieden wohnten.

Am nächsten Abende, als der Kaiser ankam, empfingen ihn beide Damen in Trauer gekleidet an der Treppe. Auf sein Befragen, was dies zu bedeuten habe, antworteten sie nur durch Ströme von Thränen. Im Cabinete, zu seinen Füßen, erklärten endlich die beiden trefflichen Frauen den Anlaß zu ihrem Schmerze und wiesen mit feuriger Beredtsamkeit auf die alten Schreckuisse hin, deren Erneuerung dem Kaiser, der als ein Engel des Friedens den Thron bestiegen, den untilgbaren Haß der Ungarn zuziehen und ihn bei den auswärtigen Mächten, deren manche so gerne im Trüben fischen würden, wahrlich in kein günstiges Licht setzen würde.

Vergeblich bemühte sich Karl, einem Entschlusse zu entkommen; endlich mußte er versprechen, von dem verhängnißvollen Unternehmen abzustehen und vorerst den berufensten Gewährsmann, den Prinzen Eugen, den wahren Wiederhersteller Oesterreichs, ihn, der vor zweiundzwanzig Jahren bei Zenta (1698) des blutigsten Sieges Siegel auf Ungarns Wiedereroberung gedrückt, noch einmal ernstlich darüber zu hören, was bisher von anderen Seiten stets listig hintertrieben worden war. Die muthige Batthyany, von der edlen Althann redlich unterstützt, warf sich dem Kaiser nochmals zu Füßen, ihn um schnellen Entschluß anflehend. Sie sagte, sie wolle selbst der Courier sein, der Eugen einberufe; ihr Reisewagen halte in der Nähe und für Kaiser und Vaterland spotte sie der eisigen Wintersnacht.

Da gab ihr, mit staunendem Lächeln über so heldenmüthige Aufopferung, der Kaiser die heißgewünschten Zeilen und sie war am dritten Morgen in Eugen's Heerlager, der, nicht wenig erfreut, sogleich mit ihr nach Wien zurückfuhr. Noch heute verewigen ein Gemälde des Schlosses zu Csaktornya (Tschakathurn), auf dem Plafond über der Treppe al Fresco gemalt, und ein Oelgemälde im Cabinete der Gräfin Althann diesen heroischen Zug — die Abwendung des Umsturzes der ungarischen Verfassung durch zwei edle Frauen in Wien. Das Frescogemälde stellt das ungarische Reich als eine hohe Frau dar, welche auf einem Throne sitzt und einem mit offenem Rachen auf sie losstürzenden Löwen ein Schwert entgegenhält. Zu ihrer Rechten steht Juno (Gräfin Althann), zur Linken Minerva (Gräfin Batthyany), neben dieser Herkules (Prinz Eugen), wider dieses Ungethüm die Keule schwingend.

Gar sonderbar sticht von dieser That folgende Schilderung ab, welche der bedeutende Geschichtsforscher Johann Graf Majlath (geb. 1786, ertränkte sich in München mit seiner Tochter 1855) von ihr macht. Ihr Factotum war

nämlich der Referendar beim Hofkriegsrath, Baron Augustin Thomas Weber, ein Parvenne, über welchen Graf Majlath folgende Personalien giebt: „Ein Mann von mittelmäßigen Fähigkeiten, aber in den Maulwurfsgängen der List zu Hause. Da er auf geradem Wege nicht hoffen konnte, bei dem Prinzen Eugen zu gewinnen, schlug er einen krummen Weg ein; er näherte sich der Gräfin Adam Batthyany, die viel über den Prinzen vermochte. Sie bedurfte eines Mannes wie Weber. Sie war habsüchtig und hochmüthig, sie verwendete ihren Einfluß gerne zu Protectionen, aber gegen Geld und Geschenke; sie schämte sich jedoch, dies den Clienten gegenüber einzugestehen und den Kaufpreis ihrer Protection gleichsam aus der ersten Hand zu empfangen. Weber wurde also der Canal, durch den die Bestechungen zu ihr kamen, dafür hob sie Weber in den Augen Eugen's."

Wiens erster Ball-Unternehmer. (Seite 176.)

Ueber ihren Einfluß auf den Prinzen äußerte sich auch der Herzog von Richelieu in seinen Memoiren: „Prinz Eugen setzte vollkommenes Vertrauen in die Gräfin Batthyany; und da sie außerordentlich eigennützig war, auch ein großes Vermögen zusammengerafft hatte, mußte man dieselbe, um sie zu den bezüglichen Schritten zu veranlassen, mit viel bedeutsameren Werthgegenständen in Versuchung führen, als der Nutzen betrug, den man aus dem Erlangten zog."

Folgender Charakterzug spricht wieder für ihre Hochherzigkeit. Man sagte eines Tages zu ihr, ganz Wien spräche davon, sie wäre insgeheim mit dem Prinzen Eugen vermält. Da antwortete sie: „Nein, für dieses ist mir Eugen zu lieb. Ich will lieber im üblen Ruf stehen, als ihn um den seinen bringen und so seine siebzig Jahre mißbrauchen." Als Eugen davon hörte, sagte er zu ihr: „Wenn Sie nicht so fromm wären und wenn der „kleine Abbé" (so hatte ihn einst verächtlich in seiner Jugend König Ludwig XIV. von Frankreich genannt) noch fünfundzwanzig Jahre zählte, so möchte dies wohl geschehen." — „Mit nichten," antwortete Eleonore mit Entschiedenheit, „es würde sein wie jetzt. Ich bin fromm, weil ich weder eine Furcht, noch eine Hoffnung, noch einen Wunsch in diesem Leben habe, und weil das Gute, das ich den Armen aus Menschenliebe that, mir selbst und meinem Gemüthe zum Heile war. Ich bin fromm, um nicht immer wegen meines Rufes in Sorgen sein zu müssen. Die Frauen, welche es nicht sind, wagen weder frei zu reden, noch frei zu handeln; sie sind wie die Diebe, die überall Häscher hinter sich zu sehen glauben. Aber ich verabscheue Jene, welche fromm scheinen wollen oder es sind wegen der Unsterblichkeit der Seele. Wenn ich auch die Ueberzeugung hätte, daß meine Seele mit mir zu Grunde ginge, so würde ich demungeachtet mich bemühen, gut

zu sein, eben so, wie ich es jetzt bin. Es geschieht nicht sowohl aus Furcht vor Gott, als aus Dankbarkeit für seine Wohlthaten und aus Liebe zu ihm, daß ich fromm bin, ohne es zur Schau zu tragen."

Gräfin Batthyany starb in ihrem Palaste in der Schenkenstraße am 25. November 1741 im Alter von 64 Jahren. Zwei Jahre vor ihrem Tode (7. August 1739) hatte sie ein Capital von 1500 Gulden gestiftet zu einer ewigen Gründung eines Bettes für arme Kranke im Spitale der Barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt. Im Falle aber Jemand aus der Bedienung der Familie der Stifterin erkranken sollte, muß demselben das Stiftbett alsbald eingeräumt und der Betreffende darin verpflegt werden.

Die „spanische Althann" starb in ihrem Hause in der Schenkenstraße (heute Nr. 7, Bankgasse 10, alt 45, früher spanisches Botschaftspalais, ein Geschenk des Kaisers Karl vom Jahre 1727) am 1. März 1755, einen Sohn hinterlassend, Michael Johann IV. Graf Althann (geb. am 5. April 1710, gest. als k. k. geheimer Rath und Vicepräsident der obersten Justizhofstelle am 16. December 1778). Auch gehörte ihr das ehemalig gräflich Thomas Czernin'sche „Lustgebäu und Garten" auf der Wieden, Favoritenstraße (heute k. k. Bezirks-Krankenhaus Nr. 32, alt 302).

Es erübrigt nun noch von Lady Montague, der berühmten Reisenden und Schriftstellerin über Wien, zu sprechen. Maria Worthley-Montague wurde als Tochter des Herzogs Evelyn von Kingston in Nottinghamshire 1695 geboren, erhielt eine classische Bildung und vermälte sich 1712 mit einem Edelmanne Sir Eduard Worthley von Worthleyhall in Yorkshire, dem sie nach Constantinopel folgte, als derselbe als englischer Gesandter dorthin geschickt wurde. Bald nach ihrer Rückkunft wurde die Ehe getrennt, die eine recht unglückliche gewesen. Aber es erhellt nicht klar, wer daran Schuld gewesen; einer Sage nach soll die Lady in Abwesenheit ihres Gemals das Serail des Großherrn Achmet III. besucht und dieser dafür die Bedingung gesetzt haben, daß er sie als Sultanin behandeln dürfe, deshalb hätte ihr Gemal den Sohn Eduard Worthley-Montague (geb. 1712, gest. in Padua am 29. April 1776) nicht anerkannt und sich von seiner Gattin scheiden lassen; dagegen beschuldigt sie wieder ihren Gemal in einem Gedichte der Untreue. Sie durchreiste 1716 bis 1718 Deutschland, Ungarn, die Türkei, Nordafrika, Italien, Frankreich, zog nach ihrer Rückkehr die bedeutendsten Personen in ihren Salon, hielt sich 1731 bis 1751 in Italien auf und starb in London am 15. Januar 1774 (nicht 1763, wie stets gemeldet wird), und zwar eines entsetzlichen Todes, da ihre Kleider Feuer fingen, als sie am Kamin saß, und sie elendiglich verbrannte.

Lady Montague war es, welche im Jahre 1722 die Impfung der Menschenblattern aus Constantinopel, wo man sie bereits 1713 anwendete, nach London brachte. Ihr Sohn Eduard war der erste Europäer gewesen, dem die Blattern inoculirt wurden; in London wurden zuerst zwei Prinzessinnen geimpft. Ihr Salon gab ferner Anlaß zum Ursprung der Benennung „Blaustrümpfe" für gelehrte Frauenzimmer. Die Lady war nämlich die erste Dame, welche in ihren Gesellschaften das Kartenspiel verbannte und an dessen Stelle eine ernste, geistvolle Conversation setzte, in welchem Vorgange ihr alsbald die Damen Vesey und Ord nachfolgten. In diesen Gesellschaften nun zeigte sich zuweilen der würdige Dr. Benjamin Stillingfleet (gest. 1771), der etwas wunderlich in seiner Kleidung war. Da gaben denn seine blauen, oder richtiger grauen Strümpfe dem satyrischen Admiral Eduard Boscawen (geb. 1716, gest. 1761), der überdies Admiral der „blauen" Flagge (Rangabzeichen auf dem großen Maste zu führen) war, zu dem Witze Anlaß, diese Zirkel im Hause Montague die Blue Stocking Societis (Blaustrumpf-Gesellschaften) zu nennen,

was ein angesehener Fremder wörtlich mit bas bleu übersetzte. Bald bezog sich der Name der Blaustrümpfe nicht blos auf die Gesellschaft der Lady Montagne allein, sondern wurde allen Gesellschaften gegeben, wo Damen präsidirten und Gelehrte willkommen waren. Einen „Blaustrumpf-Club" hat es nie gegeben, man sprach von den Gesellschaften der Montagne, Vesey und Ord ohne allen Unterschied als von „Blaustrumpf-Gesellschaften". Daß man in jenen Tagen die Gerichtsdiener ebenfalls „Blaustrümpfe" nannte, kommt daher, weil die Gerichtsdiener einiger Städte blaue Strümpfe trugen; daraus entstand auch diese Bezeichnung als Spott für angeberische und versteckt handelnde Personen.

Was den Sohn der Lady anbelangt, ist notorisch, daß er seiner Ausschweifungen und schlechten Aufführung wegen von seinem Vater enterbt wurde. Er lebte seitdem meistens in der Türkei und Griechenland, ganz nach morgenländischer Sitte, hielt sich ein Serail u. dergl. Auf einem Carneval in Venedig erschien er einmal in armenischer Kleidung und mit Juwelen von unermeßlichem Werthe bedeckt, nach England kam er jedoch nie wieder, und so entstand zweifelsohne das Märchen, er sei ein Sohn des Sultans Achmet. Die Tochter des Lord heiratete den Grafen von Bute und wurde die einzige Erbin eines unermeßlichen Vermögens, von welchem sie aber ihrem enterbten Bruder einen jährlichen Unterhalt von 1000 Pfund Sterling ausbezahlte.

Recht interessant ist endlich, was Lady Montagne über die Häuser der damaligen Wiener Aristokratie schreibt. Sie rügt die Unreinlichkeit der Treppen und fügt hinzu: „Hat man diese erstiegen, so ist man um so mehr von der Pracht der Zimmer überrascht. Sie bestehen gewöhnlich in einer Enfilade von acht bis zehn großen Gemächern, wo Sculptur, Vergoldung und Meublement Alles übertrifft, was man in andern Ländern in den Palästen von Souveränen zu sehen gewohnt ist. Die Zimmer sind mit den schönsten Brüsseler Tapeten bekleidet, die Spiegel bestehen aus prachtvollen Gläsern von erster Größe und sind von Silberrahmen umgeben, die Tische sind lackirt; Stühle, Sofas, Betten, Fenstervorhänge sind vom reichsten Genueser Sammt oder Damast und mit goldenen Borten oder Stickereien verziert; die Zimmer enthalten die schönsten Gemälde, Porzellanvasen und große Bergkrystallkronleuchter. Diesem Ameublement entspricht der gute Geschmack und die Pracht der Tafel."

„Ich habe schon bei mehreren Leuten ersten Ranges gespeist und öfter den Tisch mit fünfzig trefflich zubereiteten und in Silber aufgetragenen Schüsseln bedeckt gesehen; das Dessert ebenso im schönsten Porzellan. Am meisten aber fiel mir die Mannigfaltigkeit und Trefflichkeit ihrer Weine auf. Der Gebrauch ist, unter das Convert jedes Gastes ein Verzeichniß zu legen, und oftmals habe ich bis zu achtzehn Sorten gezählt und alle waren gleich vorzüglich. Ich speiste gestern im Hause des Grafen Schönborn (Reichsvicekanzler Friedrich Karl Graf Schönborn, 1729 Bischof von Bamberg und Würzburg, geb. 1674, gest. 1746). Es ist dies eines der schönsten, das ich gesehen habe. Das Ameublement ist vom feinsten und reichsten Geschmacke, Brocat, Sculptur und Malerei sind darin mit Verschwendung verwendet; das Haus enthielt eine Gallerie, die von Seltenheiten, wie Korallen, Perlmutter, dem theuersten Porzellan, Statuen von Alabaster und Elfenbein, großen Orangen- und Citronenbäumen in vergoldeten Töpfen ganz voll ist." (Schönborn wohnte in dem Sommerpalais, das er 1725 an sich kaufte, Alservorstadt, Florianigasse Nr. 22 und 26, Laudongasse 13 und 17, alt 59 und 60.) — Classisch ist ferner ihr Ausdruck über Wien; sie nennt es nämlich — „das Paradies für alte Weiber!"

In Bezug auf die im Vorherigen enthaltene Bemerkung über die „Vielweinetrinkerei" in Wien liegt ein amüsantes Beispiel vor, wie der französische Gesandte Sieur Roger de Bussy, der nur auf eine kurze Zeit, um einen

Auftrag seines Hofes auszurichten, nach Wien gekommen war, in drolliger Weise eine Persiflage übte. Er ließ bei einem gegebenen Gastmahle unter die Teller eine ungemein lange Liste von Weinen legen. Einer der Gäste bezeugte ihm seine höchste Verwunderung, daß er auf die kurze Zeit seines Aufenthaltes sich mit so einer erstaunlichen Menge verschiedener Weine eingerichtet habe. Roger von Bussy erwiderte, er möge nur so gütig sein, die Ueberschrift der Liste nicht zu übersehen. Und siehe da — dieselbe lautete: „Verzeichniß der Weine, die ich nicht habe." Auf der Rückseite standen die wenigen Sorten, mit denen er seinen Gästen aufwarten wollte.

Französische Gäste in Wien.

Unter den Gästen, welche der „Bauernwirthschaft" bei Hofe, zu Ehren des Czaren Peter im Jahre 1698 (ausführlich geschildert Seite 99) beiwohnten, befand sich unter der Maske eines welschen Bauers der neunzehnjährige Prinz Leopold Josef Karl von Lothringen (geb. am 11. September 1679, gestorben am 27. März 1729), der Sohn jenes Herzogs Karl V. Leopold von Lothringen, welcher im Jahre 1683 mit König Johann III. Sobieski den glorreichen Entsatz von Wien vollführt hatte. Prinz Leopold Josef ehelichte am 22. October 1698 Elisabeth Charlotte, Tochter des Herzogs Philipp I. von Orleans (Vater des Regenten), welche ihm am 8. December 1708 einen Sohn Franz Stefan gebar, der dazu ausersehen war, Gründer der Dynastie Habsburg-Lothringen zu werden, was der Vater sich natürlich niemals hatte träumen lassen. (Bilder Seite 200 und 201.)

Prinz Leopold Josef, der im Jahre 1722 von Kaiser Karl VI. das Herzogthum Teschen in Schlesien erhalten hatte, war einer der trefflichsten Fürsten seiner Zeit, nur schade, daß sein Günstling Marc Beauvau, Prinz von Craon (geb. 1679, gest. 1754) und dessen Gattin Anna von Ligny, Gräfin von Charmel, große Gewalt über ihn hatten, was seine Schwiegermutter, die berühmte Memoirenschreiberin, Pfalzgräfin Charlotte Elisabeth (geb. 1652, gest. 1722), bitter beklagte. Im Jahre 1721 kam Herzog Franz Stefan, im Alter von dreizehn Jahren stehend, nach Wien und wurde sammt seinem neunjährigen Bruder Karl Alexander (geb. am 12. December 1712) am kaiserlichen Hofe erzogen. Er war sonach der Spielgefährte der damals vierjährigen Erzherzogin Maria Theresia, seiner nachmaligen Gemalin, wie denn auch sein Bruder sich für deren Schwesterchen, Erzherzogin Maria Anna (geb. am 14. September 1718), ebenfalls seiner nachherigen Gemalin, lebhaft interessirte.

Von großem Interesse ist die Anwesenheit zweier berühmter französischer Gelehrter in Wien: des Kunstkenners Peter Johann Mariette (geb. in Paris am 7. Mai 1694, gest. daselbst am 10. September 1774) und des Dichters Johann Baptist Rousseau (geb. in Paris am 6. April 1671, gest. in Brüssel am 7. März 1741).

Mariette, ein tüchtiger Buchverleger und Kupferstecher wie sein Vater Johann (geb. 1654, gest. 1742), der sich auf seinen Reisen zu einem der größten Kunstkenner herangebildet hatte, wurde eigens vom Prinzen Eugen als Director seines Museums nach Wien berufen und hielt sich daselbst von 1717 bis 1720 auf. Eugen's Bibliothek und Kupferstichsammlung, die Mariette zu verwalten bekam, hatten dem Stifter 500.000 Thaler gekostet. Nach dessen Tode (1736)

kaufte Kaiser Karl VI. der Erbin das kostbare Museum im Ganzen ab und vereinigte es mit der kaiserlichen Bücherssammlung in der neu erbauten Hofbibliothek. — Rousseau, der berühmte Oden- und Lustspieldichter, war im Jahre 1712 wegen einiger Verse aus Frankreich verbannt worden, begab sich in die Schweiz, von da 1714 nach Wien, wo sich Prinz Eugen wohlwollend seiner annahm und ihn in seinem Palaste wohnen ließ.

Aber auch allerlei Abenteurer fanden sich aus jenem Lande ein und zu den interessantesten Persönlichkeiten dieser Art zählte der bereits (Seite 78) erwähnte Claudius Alexander Graf Bonneval. Derselbe wurde zu Coussac im Limousin am 14. Juli 1675 aus der Ehe des Grafen Johann Franz Bonneval mit Claudia von Monceaux geboren und stammte somit aus einem alten, selbst mit den regierenden Bourbons verwandten Hause. Er ward erst bei den Jesuiten erzogen, die ihn aber nicht zu zügeln vermochten, und trat dann in das königliche Marinecorps, wo er sich auszeichnete und bald befördert wurde. Eines Tages besuchte der Marineminister Johann Baptist Colbert, Marquis de Seigneley (geb. 1651, gest. 1690), dem Frankreichs Marine ihren Ruhm verdankt, die gardes marins (Marinesoldaten), um sie zu inspiciren. Bonneval erschien ihm zu jung und er wollte ihn deshalb zurückweisen, aber der Knabe erwiderte kühn: „Einen Mann meines Namens cassirt man nicht!“ worauf der Minister ihn allerdings doch cassirte, aber sogleich zum Schiffsfähnrich ernannte. In dieser Laufbahn, die seinen Geistesgaben entsprach, seinen abenteuerlichen Sinn befriedigt und seine Fehler verdeckt haben würde, möchte sein Leben eine andere und günstigere Wendung genommen haben; aber er ließ sich durch einige Freunde bestimmen, in die Garde überzutreten, und gerieth damit in alle die galanten Abenteuer und Ausschweifungen der Pariser Garde-Officiere.

Mittlerweile brach der spanische Erbfolgekrieg aus (1701) und Bonneval zog in's Feld. Er trat in das Regiment Latour ein und focht unter Catinat und Vendôme in Italien, unter Boufflers in den Niederlanden, überall sich den Ruhm eines kühnen Parteigängers erwerbend. Aber sein nichts schonender Witz, seine ganze Lebensweise zogen ihm viele und gefährliche Feinde zu; Madame Maintenon zürnte dem zügellosen Religionsspötter, und so wurde er im Jahre 1704 bei den Beförderungen übergangen, wobei man Erpressungen, die er verübt haben sollte, zum Vorwande nahm. Nun reichte er das Abschiedsgesuch ein, welches die ungemessensten Beleidigungen gegen den Kriegsminister Chamillart enthielt und in dem sich auch sein Standesstolz in den Worten aussprach: „Wenn ich nicht binnen drei Monaten für die mir zugefügten Beleidigungen Genugthuung erhalte, werde ich in die Dienste Oesterreichs treten, wo alle Minister Männer von Stande sind und ihres Gleichen gebührend zu behandeln wissen.“ Nichtsdestoweniger hielt es Bonneval für klüger, den Bescheid auf diese Androhung nicht abzuwarten, sondern lieber sofort nach Deutschland zu flüchten. Es ward nun ein Kriegsgericht niedergesetzt und Bonneval cassirt, nebstbei sein Vermögen confiscirt, ja er seines Lebens verlustig erklärt.

Bei Luzzara war er dem Prinzen Eugen gegenüber gestanden, der mit militärischem Scharfblick sogleich durchschaut hatte, welch' ebenbürtiger Gegner der junge französische Oberst sei. Als daher Bonneval, nachdem er 1705 Italien bereist hatte, im März 1706 nach Venedig gekommen war, wo alle seine Hilfsquellen zur Neige gingen, und sich erbot, in österreichische Dienste zu treten, nahm ihn Prinz Eugen am 6. April 1706 als kaiserlichen Generalmajor auf. Bonneval bethätigte nun sein militärisches Talent an Eugen's Seite, namentlich bei den siegreichen Unternehmungen gegen Turin (1706) und bei mehreren gegen die Franzosen erfochtenen Siegen. Er hatte ferner die Belagerung von Alessandria mit dem glänzendsten Erfolge geleitet (1707) und

bei Tortona die beiden Commandanten dieser Citadelle mit eigener Hand niedergemacht. Er diente ferner unter dem Prinzen in der Provence und Dauphinée und befehligte jene Truppen, welche gegen den Papst Clemens XI. zu Felde zogen (1708). Im Kirchenstaate schlug er überall die kaiserlichen Wappen an und zwang den heiligen Vater zu einem harten Vergleiche. Zu Comachio empfing er den König von Polen August II., Churfürst von Sachsen, mit solchen Festlichkeiten, daß die gleichzeitigen Berichte voll sind von der Pracht derselben. Beim Frieden ward ihm vom Prinzen Eugen die Niederschlagung seines Processes und die Rückgabe seiner eingezogenen Güter ausgewirkt; es war jedoch sein Bruder in den Besitz der letzteren getreten, und so wollte oder konnte er denselben, mit dem er übrigens nicht im Unfrieden gelebt zu haben scheint, nicht daraus verdrängen. Bis 1714 wohnte er den Feldzügen in Savoyen, Flandern und endlich den Unterhandlungen in Rastatt bei, welche mit dem Frieden vom 17. März 1714 geschlossen wurden.

Im Jahre 1715 zog Bonneval mit Prinz Eugen gegen die Türken, mit denen mittlerweile der Krieg begonnen, und hatte ruhmvollen und wesentlichen Antheil am Siege von Peterwardein (5. August 1716) durch den Widerstand, den sein Regiment einem überlegenen Haufen Janitscharen entgegengesetzt hatte und woselbst er durch einen Lanzenstich schwer verwundet worden. Karl VI. selbst erließ an ihn ein schmeichelhaftes Handschreiben. Von seiner Wunde stellte er sich in Wien her, wirkte dann bei der Belagerung Belgrads auf das thätigste mit (1717) und wurde dafür nicht nur mit einem ansehnlichen Theile der Beute belohnt, sondern mit Auszeichnungen und Ehren überhäuft, zum kaiserlichen Feldmarschall-Lieutenant und Hofkriegsrath erhoben.

In Wien stand nun Bonneval in großem Ansehen; er nahm sich des aus Frankreich verbannten Rousseau, sowie mehrerer unbillig gekränkter Officiere theilnahmsvoll an, aber dabei erwachte seine Sehnsucht, Paris zu sehen, und er erhielt, durch Vermittlung des Prinzen Eugen, welcher an den allmächtigen Minister Dubois schrieb, vom Regenten, Herzog Philipp von Orleans, die Erlaubniß dazu. Man empfing ihn mit großen Ehren und beide Theile schienen vergessen zu haben, daß er als Franzose gegen Frankreich gekämpft hatte. In der kurzen Periode seines Pariser Aufenthaltes heiratete er am 7. März 1717 die Prinzessin Judith Charlotte von Gontault-Biron (geb. 1696, gest. 1741), doch das Ehepaar trennte sich schon wenige Tage darauf für immer und die Gattin sah den Gatten, der nach Oesterreich zurückkehrte, nie wieder, wobei das interessante Vorkommniß obwaltete, daß Judith bis an ihr Lebensende mit ihm, selbst bis nach Constantinopel, im Briefwechsel blieb.

Bonneval lebte nun wieder in Wien, beim Hofkriegsrath beschäftigt; aber — im Frieden erlebte Prinz Eugen an seinem Schützlinge nicht so Erfreuliches wie im Kriege. Nicht blos, daß der Anstoß, den dessen zügellose Lebensweise und seine Unfähigkeit, seine Zunge im Zaum zu halten, auch dem Gönner gar vielen Verdruß bereitete — wie er z. B. einmal bei einem Hazardspiele, nachdem er bereits Alles verloren, ausrief: „Hier auf diese Karte setze ich für hundert Ducaten den Namen des Prinzen Eugen!“ was die Grenzenlosigkeit seines Leichtsinns charakterisirt — er schonte auch diesen seinen edlen Gönner selbst nicht und machte sich ihm namentlich durch ein zudringliches Einmischen in seine häuslichen Angelegenheiten lästig. Daher fand es Eugen für zweckmäßig, ihn fortzuschicken, und so kam er als Generalfeldzeugmeister und Adlatus des alten Feldmarschalls Alexander Otto Graf Vehlen (geb. 1655, gest. 1727), Commandirender der kais. Truppen in den Niederlanden und Gouverneur von Limburg, in die Niederlande. Von da an hielt sich Bonneval jeder Achtung und Pietät für seinen großen Beschützer entbunden; von Eugen's

weitem Abstand zu ihm mag er überhaupt wohl niemals einen Begriff gehabt und den Prinzen für einen militärischen Abenteurer, wie er selbst war, gehalten haben. Auch in den Niederlanden brachte ihn sein rohes, ausschweifendes Benehmen, die auch dort fortgesetzten boshaften Spötteleien über seinen Gönner Eugen und den Staat, der dem Verfolgten Schutz gewährt hatte, in bedauerliche Streitigkeiten, und endlich mit dem Unterstatthalter der Niederlande, Herkules Josef Turinetti, Marquis de Prie (geb. 1654, gest. 1726), in solche Verwicklungen, daß dieselben endlich seinen Sturz herbeiführten. Er hatte sich an dem Gouverneur wohl nur geflissentlich und insbesondere deshalb gerieben, weil de Prie ein Günstling des Prinzen Eugen war, denn der Urgrund des Zwistes, weil sich de Prie sammt Gemalin und Tochter über die Königin von Spanien aufgehalten, die ihnen gegenüber die Etikette nicht streng genug beobachtet, erscheint denn doch als gar zu läppischer Vorwand. Wahrscheinlich erkannte der Marquis diesen Zusammenhang, hielt auch wohl sich und seine Stellung für zu hoch, um sich durch einen Abenteurer vom Schlage Bonneval's stören zu lassen. Durch die stoische Ruhe aber, mit der er Bonneval's mündliche und schriftliche Anfälle aufnahm, brachte er denselben so in Harnisch, daß er ihm endlich eine Herausforderung zuschickte. Nunmehr wurde Bonneval verhaftet und nach Wien gefordert.

Es muß hier bemerkt werden, daß Bonneval in einem an seinen Bruder 1741 geschriebenen Briefe behauptet, es wäre sein Sturz nicht durch seine Händel mit dem Marquis de Prie, sondern durch die Herausforderung eines Höheren (Eugen's selbst?) veranlaßt worden. Er sagt: „Mein ganzes Verbrechen bestand blos darin, daß ich den Prinzen von * (Savoyen?) zum Duell herausgefordert habe, weil er die Bande unserer achtzehnjährigen engen Freundschaft zuerst brach und eine Erdichtung gegen mich behauptete, die die Ehre einer tugendhaften Königin (Maria Leszczynska von Frankreich?) beleidigte, und das Alles aus einer angeborenen Feindschaft, welche er sein ganzes Leben hindurch gegen Frankreich hegte und welche ich zur Zeit unseres vertrauten Umgangs tausendmal als eine unpassende Schwachheit an ihm getadelt habe."

An Eugen hatte er allerdings, erst vom Haag aus, ein Schreiben gerichtet, was ein Anderer, als Eugen, als Herausforderung betrachtet haben würde; aber so wenig es Eugen beifiel, ihm eine solche Folge zu geben, so wenig lag es im edlen Sinne des Prinzen, es zu rächen. Ueberdies war Bonneval am allerwenigsten der Mann, in dessen Wesen es lag oder dem es zugekommen wäre, in einer falschen Behauptung gegen die Ehre einer tugendhaften Königin den Bruch einer achtzehnjährigen engen Freundschaft zu erkennen, daher ihm ein solcher Streitpunkt nur zum Vorwand gedient haben mag, um einem aus anderweitigen Gründen vielleicht schon lange gesammelten, nicht unwahrscheinlich im Neid wurzelnden Grolle Luft zu machen. Wahr kann wohl sein, daß er Eugen wegen seiner Feindschaft gegen Frankreich tadelte, denn es ist wirklich als ein besserer Zug in Bonneval's Charakter zu betrachten, daß er zwar gegen Frankreich kämpfte, aber doch noch Franzose genug blieb, um sein Geburtsland von keinem Dritten anfeinden hören zu können, ohne sich darüber zu ärgern. Schon während des Utrechter Congresses hatte er sich mit einem Franzosen geschlagen, weil dieser es übel nahm, daß Bonneval geäußert, Ludwig XIV. strebe nach der Universalmonarchie, aber gleich darauf auch mit einem Preußen, weil dieser dieselbe Behauptung gemacht.

Statt von Brüssel direct nach Wien zu eilen, wie zu thun er angewiesen war, nachdem man ihn seiner Haft entließ, ging er erst nach dem Haag, hielt sich dort fast einen Monat auf und erregte durch häufigen Verkehr mit den Gesandten Frankreichs und Spaniens Verdacht. Auf der Weiterreise nach Wien

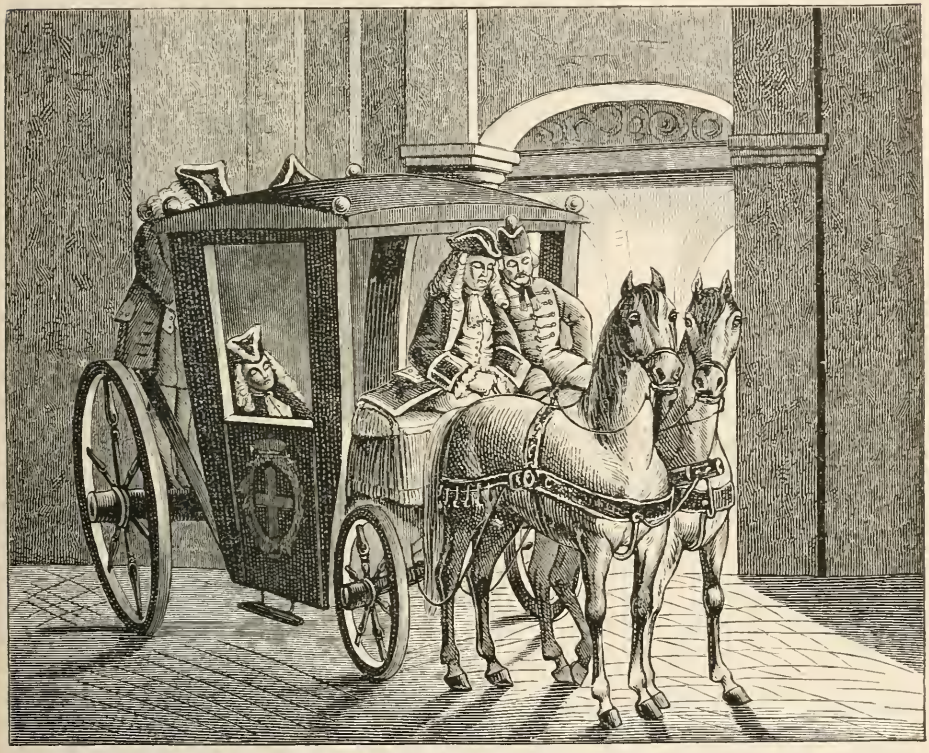
wurde er auf den Spielberg gebracht und vom Hofkriegsrath — zum Tode verurtheilt. Der Kaiser milderte jedoch dieses Urtheil in eine einjährige Haft auf dem Spielberg und Verbannung. Nach Ueberstehung seiner Haft (am 13. Januar 1726) wurde er, mit der Bedeutung, den deutschen Boden niemals wieder zu betreten, über die tirolische Grenze gebracht, und damit war seine Laufbahn auch in Oesterreich abgeschlossen.

Ein eigenthümlicher Zufall ist es, daß am selben Tage zu Wien der zweiundsiebzigjährige Marquis de Prie starb. Herkules Josef Ludwig von Turnetti, Marquis de Prie und Pancaglien, Graf von Pisino und Castiglione, Herr von Fridau, Rabenstein, Servolo, Castelnuovo, Ritter des savoyischen Ordens

Die Damen des Prinzen Eugen. (Seite 180.)

der Verkündigung Mariens, Grand von Spanien erster Classe, kais. geheimer Rath, Commissarius und Plenipotentiarius (Botschafter) in Italien, am 21. April 1708 in den n. ö. Herrenstand aufgenommen, war Besitzer des sogenannten „Hasenhauses“ in der Kärntnerstraße (heute Nr. 14, Seilergasse 9, alt 1073, welches er am 22. September 1704 von dem kais. Hatschieren-Garde-Lieutenant Reichsfreiherrn Anton Wilhelm von Glaatz angekauft hatte), ferner des sogenannten „Töchterl“ auf der Wieden (später bekanntes „abgebranntes Haus“ in der Großen Neugasse Nr. 1, Hauptstraße 60, alt 447 Mittersteig). Er starb jedoch in der Herrngasse (im Mollart'schen Hause, heute Palais Clary Nr. 9, alt 28), sein Leichnam wurde in der Gruft der St. Michaelskirche beigesetzt.

Voll Rache gegen Oesterreich erfüllt, ging Bonneval nach Venedig und suchte hier in die Dienste der Republik zu kommen; aber er war kein Mann für dieselbe, sie brauchte ernste und vorsichtige Männer, deshalb hätte ihn sicher eine baldige Bekanntschaft mit den Bleikammern erwartet. Er bemühte sich darauf um russische Dienste, was ihm ebenfalls nicht gelang; er würde im Gegenfalle auch dort manche Verwirrung angestiftet haben. Im Jahre 1729 erhielt er in Venedig einen Paß der „Signoria“ (herrschenden Rathes) nach Ragusa und reiste von dort nach Bosnien, wurde aber zu Serrai auf Verlangen eines dortigen österreichischen Beamten angehalten. Bonneval versichert in dem schon angeführten Briefe, daß „die Deutschen große Summen geboten



Der schlafende Wagen. (Seite 183.)

haben, um ihn, als einen Deutschen, in ihre Hände zu bekommen“. Es läßt sich wohl denken, daß Oesterreich Bonneval höchst ungern in türkische Dienste gehen sah, aber es ist unauffindlich, wie es den aus seinem Gebiete Verbannten als seinen „Angehörigen“ reclamiren konnte, und soll dieses, wie Bonneval versichert, in Berufung auf einen Artikel des Passarowitzer Friedens, wonach man sich die ausgetretenen Unterthanen von beiden Seiten ausliefern wollte, geschehen sein. Weiter erzählt er, daß er fünfzehn Monate lang in Haft gehalten worden sei und sich vergebens an den französischen Gesandten, Herrn de Villeneuve, gewendet habe. Er ist überzeugt, daß eine Reclamation von dieser Seite augenblicklich seine Freiheit erwirkt haben würde; aber Villeneuve weigerte sich. In der ihn bezeichnenden Weise sagt Bonneval: „Ich

habe keine Ursache für diese Weigerung finden können; Villeneuve müßte denn, weil er der Urenkel eines Juden aus einer kleinen Stadt bei Avignon, aber zu spät zur Welt gekommen war, um den Messias kreuzigen zu helfen, ein Vergnügen darin gefunden haben, einen Christen verkaufen zu können."

Im Jahre 1730 in Constantinopel angekommen, wohin der Ruf seiner ruhmvollen Thaten ihm vorausgeeilt war, fand Bonneval bei Sultan Mahmud I. (Mohammed V.) eine sehr ehrenvolle Aufnahme; er wurde begünstigt von dem Seraskier (Oberfeldherrn) Topal Osman Pascha, der ein großer Freund der Christen, besonders der Franzosen war, in feierlicher Audienz empfangen, trat zum Islam über, erhielt den Namen Achmet und ward bald darauf Pascha von drei Roßschweifen und 1732 Kumbaradsjii Baschi, d. i. Chef der Bombardiere, welches Corps er auf 4000 Mann trefflich einexercirter Leute brachte. Er gab sich auch, unterstützt von einigen geschickten Franzosen und Italienern, viele Mühe, eine Reform des türkischen Militärwesens zu bewirken, aber auch hier war sein Verhalten nicht geeignet, ihm das Vertrauen der Türken zuzuwenden. Es hinderte Vieles auch der Neid der türkischen Großen, die Ränke europäischer Diplomaten, überhaupt der Widerwille des türkischen Volkes gegen jegliche Neuerung. Einzelnes vermochte er zu verbessern, das Heerwesen wurde durch ihn thatsächlich in etwas besseren Stand gehoben und es belohnte sich dies auch sehr bald in den Erfolgen, aber trotz der günstigen, den Werth seines Wirkens bewahrenden Erfolge, konnte er doch nicht etwas Gründliches durchführen. Ebenso war sein politischer Einfluß seinen Wünschen nicht entsprechend, woran aber zum Theile sein eigener ränkevoller und von persönlichen Stimmungen beherrschter Sinn die Schuld trug. Vor allen Dingen bestrebte er sich, die Pforte gegen Oesterreich zu hetzen, welchem Lande er nun die Gastfreiheit, die es dem aus seinem Vaterlande Verbannten geschenkt, dadurch vergalt, daß er es zum Gegenstande seines glühendsten Hasses machte. Beständig rieth er, sich mit Rußland zu verständigen und alle Kräfte gegen Oesterreich zu wenden.

In dem bereits mehrfach erwähnten Briefe behauptet er aber, daß er nur deshalb zum Islam übergetreten sei, weil er außerdem seine Freiheit (diese wird dabei freilich in ihrem allerengsten Sinne, in dem einer Befreiung von eigentlicher Haft genommen) nicht zurückerhalten, ja zu besorgen gehabt hätte, seinen Feinden ausgeliefert zu werden. Lieber hätte er sich für den Teufel ausgegeben, schreibt er. Er wolle lieber sein, wo und wie er jetzt sei, als sich als guter Christ in Deutschland lebendig hängen zu lassen. Wahrscheinlich übertrieb er die Gefahr, um seiner Familie gegenüber, für die er diese Mittheilung bestimmte, seinen Uebertritt besser zu begründen. So sagte er auch, er sei aus ganz anderen und den besten Ursachen zu der Reise in die Levante bestimmt und nur durch besondere Fügung auf die ganz andere Laufbahn gebracht worden; er dürfe aber die wahren Ursachen nicht angeben, weil es sich dabei um Personen von hohem Range handle, die er ohne ihre Einwilligung nicht verrathen dürfe. Das waren gewiß nur Windbeuteleien. Ebensowenig war es ihm nur um Anstellung in türkische Dienste zu thun, die er ohne Erfüllung jener Bedingung nicht erlangen konnte, denn daß er den Islam nicht deshalb angenommen, wie er später sagte, um seine Tage in Nachtmütze und Schlafrock hinbringen zu können, lehrte die Folge nur allzu deutlich. Wir werden bald noch mehr über Bonneval zu sprechen haben. (Bild Seite 209.)

Denkwürdig bleibt auch im Jahre 1725 die Anwesenheit des berüchtigten Speculanten John Law aus Paris. Geboren zu Edinburgh in Schottland 1668, zeichnete er sich schon in seiner Jugend als geschickter Rechner aus und blieb der Arithmetik stets mit Leidenschaft ergeben. Als gewöhnlicher Rechenmeister

nach London gekommen, beschäftigte er sich in seinen Mußestunden sehr viel mit Wahrscheinlichkeitsrechnungen, namentlich auch mit der Berechnung des Hazardspieles, und kam endlich auf die Idee, den Plan zur Gründung eines neuen Geldes durch die Etablirung einer Zettelbank zu entwerfen. Indem er sich abwechselnd in London, Paris, Genua, Venedig ꝛc. als Spieler aufhielt, schlug er den verschiedenen Höfen seinen Plan zur Ausführung vor, fand aber, wie dies bei genialen Erfindungen häufig geschieht, nirgends Gehör, Einsicht und Bereitwilligkeit, er mußte sogar, hie und da als Spieler verfolgt, die Flucht ergreifen. Erst als nach dem Tode Ludwig's XIV. der Herzog Philipp II. von Orleans als Regent Frankreichs den Scepter ergriff, gelang es ihm, mit seiner Idee in Paris anzukommen, denn einestheils war der Regent selbst eine geniale Natur, weshalb ihm jede kühne, abenteuerlich scheinende Idee schon der Genialität wegen gefiel, anderntheils befand sich Frankreich zufolge der „glorreichen" Regierung des vierzehnten Ludwig in einer solchen Geldnoth, daß der Regent auch nach einem Strohhalm greifen zu müssen glaubte.

Wir übergehen die Finanzoperationen, durch welche der Regent bereits den Versuch zur Hebung des Uebels gemacht hatte, wie z. B. die Umprägung des Baargeldes und die sogenannte Visa (Zeugniß) der Staatsschuldscheine ganz und gar, denn alle diese Anschläge waren nur Besänftigungsmittel, von denen man am Ende sagen konnte, daß der letzte Betrug ärger wurde, als der erste; aber den einzigen Weg zur radicalen Wiederherstellung der Finanzen, Besteuerung des Adels und des Klerus als Grundbesitzer, wagte der Regent wegen des heftigen Widerspruchs der beiden Stände nicht zu betreten — und so stand Frankreich nur noch einen Schritt vom Abgrunde des Staatsbankerotts entfernt.

Da — es war im Jahre 1716 — gelang es dem Schotten John Law, sich mit seinen Ideen beim Regenten Gehör zu verschaffen und — Beifall zu finden. Es ist daher nothwendig, sich mit dem aus dieser Idee hervorgegangenen Finanzsysteme zu befassen, welches unter veränderter Form nicht nur in vielen Ländern der damaligen Zeit zur Anwendung kam, sondern auch, mehr oder weniger gemildert und verbessert, noch unserem modernen Geldverkehre zu Grunde liegt.

Das Law'sche Finanzsystem verfolgte zwei verschiedene, aber doch ineinandergreifende und sich gegenseitig unterstützende Zwecke; es wollte zur Belebung des Verkehrs die Masse des umlaufenden Geldes überhaupt vermehren und zugleich durch Verbindung mit rentirenden Geschäften den finanziellen Besitzstand des Einzelnen erhöhen. Er ging dabei von dem Grundsatze aus, daß Reichthum und Macht von der Menge des Geldes und der Leitung des Geldwesens abhängen, einem Grundsatze, der indeß nur vorübergehend die Wirkung eines wahren hat, in sich selbst aber falsch ist, weil das Geld seiner Natur nach nur ein Werthmesser und in seiner Anwendung nichts als ein Circulations- oder Austauschmittel sein kann, und weil das Wesen des Reichthums nicht in der Menge der Mittel zum Zweck besteht, sondern nur in der Menge der durch das Mittel zu erlangenden Zwecke selbst, nämlich der Lebensgüter. Denn wenn man beispielsweise zu einer Zeit für einen Gulden eben so viel erhält wie zu der andern für zehn Gulden, und zu dieser letzteren gäbe es zehnmal so viel Geld wie zu der ersteren, so wäre sie darum noch nicht im geringsten reicher. Eine Zeit oder ein Land ist nur um so reicher, je mehr Lebensgüter es hervorbringt und verzehrt. Es lag also der Fehler des Law'schen Finanzsystems in jenem falschen Grundsatze, zufolge dessen man sich auf die Vermehrung des Geldes warf, nicht aber auf die Vermehrung der Erzeugung.

Die Vermehrung des Geldes wurde zuerst dadurch bewirkt, daß Law im Jahre 1716 seine Zettelbank etablirte, womit es sich folgendermaßen verhielt.

Jeder Besitzer von baarem Gelde legte dasselbe in der Bank nieder und erhielt darüber einen Quittungszettel (Bankzettel, Bankschein — Banknote), welcher im Verkehr umlaufen konnte, weil die Bank jeden Augenblick bereit war, auf Verlangen die Banknoten mit dem deponirten Metallgelde wieder einzulösen. Diese Sicherheit gab den Banknoten das öffentliche Vertrauen, und so kam es denn nur selten vor, daß eine wirkliche Einlösung der Banknoten verlangt wurde. Darauf hatte Law gerechnet. Indem seine Bank auf solche Weise Credit erhielt, sagte er sich, daß es thöricht sein würde, die deponirten Metallgelder nutzlos liegen zu lassen. Er setzte sie also in rentirende Thätigkeit und verdoppelte dadurch das ursprüngliche Capital der Bank für den Verkehr, oder, was dasselbe sagt, er zog aus einem Capitale doppelte Zinsen. Aber Eines hatte er dabei trotz der entscheidenden Wichtigkeit übersehen, weil es weder ihn, noch die Regierung, noch die Capitalbesitzer direct berührte, nämlich: daß nunmehr die producirenden Classen genöthigt waren, die erwähnten doppelten Zinsen durch ihre Arbeit aufzubringen, und daß sie also in demselben Maße verarmen mußten, in welchem sich die Theilhaber der Zettelbank bereicherten.

Daß Law indeß diesen Uebelstand dunkel fühlte, geht aus einer andern Einrichtung hervor, durch welche er den Geldbesitz des Einzelnen zu vermehren gedachte, aber das erstere Uebel nur noch ärger machte. Er gründete in Verbindung mit seiner Zettelbank im Jahre 1717 eine Handelsgesellschaft des Mississippi, auch Gesellschaft des Occident genannt, auf Actien. Hierbei handelte es sich darum, ein großes Capital für gewinnbringende Handelsunternehmungen dadurch zu beschaffen, daß Jeder, der da wolle, eine gewisse Summe einzahlte, darüber eine Quittung, die Actie, erhielt und an dem Gewinn des Ganzen nach Maßgabe seiner Einlage, d. h. durch die Dividende (Gewinnstantheil) betheiligt wurde. Da auch diese Actien im Verkehr die Stelle des baaren Geldes vertreten konnten, so wurde durch sie die Masse des coursirenden Geldes ebenfalls vermehrt, und zwar in um so größerem Maße, je größer der Gewinn der Actiengesellschaft war, weil in diesem Maße der Courswerth der Actien steigen mußte.

Und der Courswerth der Actiengesellschaft des Occident stieg gar bald auf das Zehnfache, weil der Regent der Gesellschaft das nordamerikanische Land Louisiana zur Verfügung stellte und Jedermann von den ungeheuren Vortheilen träumte, die ein solcher Landsitz im fremden Welttheile durch den Handel den Betheiligten bieten müsse. Es war im Jahre 1682 gewesen, wo der berühmte französische Reisende Robert de la Salle auf seiner Rundreise durch die ausgedehnten und noch wenig bekannten französischen Besitzungen in Nordamerika plötzlich auf einen großen, bis dahin unbekannten Fluß gestoßen war. Ueberrascht und entzückt von der üppigen Vegetation, welche die Ufer dieses Stromes aufwiesen, verfolgte er den endlosen Lauf desselben, untersuchte seine Ufer und gewann durch Geschenke die wilden Umwohner desselben. Er verließ die Gegend, der er den Namen Louisiana gab, mit der Ueberzeugung, daß sie eine große Zukunft habe. Noch einmal kehrte er nach dem von ihm entdeckten Gebiete zurück, es sollte dasselbe aber bald sein Grab werden, da ihn sein Neffe im Vereine mit seinem Bedienten ermordete (1687).

Aber seine Arbeiten sollten nicht verloren gehen; Iberville nahm sie wieder auf und bald wehte das Banner Frankreichs über den bis dahin nur von wilden Eingeborenen bewohnten, schwach bevölkerten Riesenthälern und Frankreich traf Anstalten, sich den amerikanischen Nil dienstbar zu machen. Und so schwach und geringfügig vorläufig auch der Vortheil war, den Frankreich aus dem ihm so unerwartet zugewachsenen Gebiete zog, er reichte doch hin, die Spanier in Mexiko zu alarmiren und die Engländer in Virginien und Carolina

stutzig zu machen. Beide erkannten, was es zu bedeuten habe, wenn ein europäischer Staat daran ging, ein Gebiet ernstlich auszubeuten, das, an Umfang dem halben europäischen Festlande gleichkommend, von einem großartigen Strome bewässert wurde, dessen Lauf sich viele hundert Meilen hindehnte, dessen Thäler das herrlichste Getreide und die verlockendsten Früchte darboten.

Der bloße Anblick von Louisiana genügte, um die Fantasie zu entzünden, und Law brauchte den Parisern nur die üppige und mannigfaltige Vegetation jener geheimnißvollen Landstriche vorzugaukeln und ihnen in reizender Perspective die endlosen Savannen (riesigen Grasebenen) und die lianenumkränzten Forste Louisianas zu zeigen, um sie mit sich zu den gewagtesten Speculationen fortzureißen. Die Mississippi-Ufer waren das Greifbare an Law's Idee, wenn dieses Greifbare auch in weiter Ferne lag; in das ungreifbare Wesen dieser Idee Law's drangen nur Wenige ein, und Wenige ahnten, daß sein geheimer Gedanke war, durch die Gründung einer Bank, welche das Recht haben sollte, Noten und Actien herzugeben, den Staat zum Bankier der Armen und zum Cassier der Reichen zu machen, daß das Geld, welches die Reichen einzahlen, den Armen zugute kommen und so ein Ausgleich des Volksreichthums angebahnt werden sollte.

Die zu 1000 Francs im Nominalwerth ausgegebenen Actien der Law'schen Bank wurden bis zu 20.000 Francs verkauft! Zur Zeit der Mississippi-Gesellschaft berechneten sich die Gewinnste der glücklichen Spieler mit zehn bis zu dreißig Millionen. Der „Mississippist" war ein ganz anderer Mann als der spätere Mobiliar-Creditist; von diesem wurde etwa gesagt, er habe, durch das plötzliche Steigen der Papiere bereichert, die Wohnung einer Operntänzerin möblirt, sich Pferde und Wagen angeschafft, lasse sich ein eigenes Haus bauen und werde es mit einem großen Festessen einweihen; wie kleinlich war das Alles! Ein „Mississippist" unterhielt ein ganzes Balletcorps, hatte achtzig Pferde im Stalle und sein Silberzeug wog 40.000 Mark. Ein einziger Juwelier versicherte, ihm für drei Millionen Edelsteine geliefert zu haben. Ein anderer „Mississippist" gab Diners, wobei kleine grüne Erbsen, zu hundert Louisdors das Mäßchen, aufgetragen wurden; ein Dritter feierte seine Hochzeit mit einem Festgelage, das acht Tage dauerte. Diese Herren sah man oft Zehntausend-livres-Scheine als gewöhnlichen Einsatz beim Pignetspiele gebrauchen.

Von allen Enden Europas kamen Menschen nach Paris, um wenigstens einige Tropfen zu erhalten. Es waren um diese Zeit 250.000 Menschen mehr in Paris als sonst, und man mußte Gemächer auf die Speicher machen. Law selbst war so sehr von Leuten, welche Actien suchten, verfolgt, daß er Tag und Nacht keine Ruhe hatte. Er war ja der Gott des Tages, der unumschränkte Gebieter über Reichthum und Armuth. Die Schmeichelei gegen ihn und seine Gattin überstieg alle Grenzen des Dagewesenen. Als die Oberstthofmeisterin den Auftrag erhielt, eine Herzogin auszuwählen, welche die Tochter des Regenten nach Genua begleiten sollte, sagte Philipp von Orleans zu ihr: „Wenn Sie eine recht reiche Auswahl haben wollen, so gehen Sie zu Madame Law, dort finden Sie alle Herzoginnen Frankreichs beisammen." Eine Herzogin küßte Law vor allen Leuten die Hände! Sein Haus war den ganzen Tag wie belagert, und zwar von den höchsten und vornehmsten Personen Frankreichs, deren Einige sich sogar als Bediente Law's verkleideten, um desto schneller Zutritt im Hause erlangen und ihr Geschäft abmachen zu können. Wie geplagt der Mann war, mag man daraus ersehen, daß er nicht einmal seine natürlichsten Bedürfnisse befriedigen konnte. In einem solchen dringenden Falle wollte er einmal mehreren vornehmen Damen keine Audienz geben, und als er endlich gezwungen war, denselben offen den Grund anzugeben, antworteten sie ihm naiv: „C'ela ne fait rien, écoutez nous — nous vous accompagnerons." (Das

thut nichts, hören Sie uns an, wir begleiten Sie.) Und in der That blieben sie bei ihm.

Eine andere Dame, die ihn überall verfolgte, ohne Audienz zu bekommen, erfuhr, daß er bei Frau von Firmiani essen würde, und sie ließ sich bei ihr zum Souper melden. Auf die abschlägige Antwort ließ sie aufpassen, wann sie bei der Tafel sitzen würden, und alsdann durch ihre Bedienten unten an der Thüre Feuer schreien. Alles sprang auf und auch Law kam herunter. Sobald sie ihn erblickte, warf sie sich aus der Kutsche ihm auf den Hals, er aber befreite sich eben so schnell von ihr und lief pfeilschnell davon. Eine andere vornehme Dame ließ sich vor seinem Hause (Ecke der späteren Straße Rambuteau mit der Nummer 47 gelegen) mit ihrer Kutsche umwerfen und rief ihrem Kutscher zu: „Wirf doch um, Schurke! Wirf um!" Als ihr Law zu Hilfe kam, gestand sie ihm, daß es absichtlich geschehen war, um ihn zu sprechen.

Der Reichthum, der sich wie ein Lavastrom unter allen Volksclassen verbreitete, brachte sehr komische Züge hervor. Ein Lakai hatte so viel gewonnen, daß er sich Kutsche und Pferde kaufte. Als man ihm die Kutsche zuführte, vergaß er, daß es seine Kutsche war, und stieg hinten auf. Sein Kutscher rief ihm zu: „Was machen Sie, gnädiger Herr? Es ist ja Ihre Kutsche!" — „Ach, das ist wahr, ich hatte es vergessen!" antwortete der Lakai. — Law's Kutscher selbst hatte so viel gewonnen, daß er um seinen Abschied bat. Der Herr war damit zufrieden, verlangte aber, er solle ihm einen andern Kutscher schaffen. Am nächsten Tage kam der Verabschiedete mit zwei Individuen, von denen er versicherte, sie wären Beide gut. „Wählen Sie also," sagte er zu Law, „denn Denjenigen, den Sie nicht mögen, nehme ich selbst." — Einige Gräfinnen sahen eines Tages eine geputzte und mit Diamanten behängte Dame, welche Niemand kannte, aus einer Equipage steigen, und da sie neugierig wurden, wer sie wohl sein möchte, schickten sie zu dem Lakai, der hinten aufstand, und ließen ihn fragen. Mit einem lauten Gelächter antwortete er: „Das ist eine Dame, die aus dem siebenten Stockwerke in diese Carosse gefallen ist."

Wie bald aber überzeugte sich Alles, daß es wirklich nur geträumt hatte! Zwar hatte es die Gesellschaft an Eifer für die Ausbeute der Colonie nicht fehlen lassen; allein theils die natürliche Unergiebigkeit dieses Landstriches selbst, theils die Abneigung arbeitsfähiger Leute gegen die Niederlassung daselbst, machte alle Mühe erfolglos. So schaffte man im Jahre 1718 eine große Menge von Ackergeräth, Sämereien und sonstigen Bedürfnissen für eine Ansiedlung von 6000 Menschen nach Louisiana; indeß, diese Ansiedler bestanden zum größten Theile aus Bettlern, die nicht arbeiten konnten, Müßiggängern, die nicht arbeiten wollten, und liederlichen Dirnen, welche nur in ihrer angewohnten Weise mit ihrem Körper ein Gewerbe zu treiben gesonnen waren. So geschah es denn, daß sich die Colonie bald dem äußersten Mangel preisgegeben sah, daß sie in kurzer Zeit gänzlich verfiel und nicht den hundertsten Theil der erwarteten Ausbeute gewährte.

Eine natürliche Folge davon war das schnelle Fallen der Actien; um den Defect ein wenig zu verhüllen, ließ Law fort und fort die entsprechende hohe Dividende zahlen; allein, um die Mittel dazu zu haben, mußte er die noch immer in Credit stehenden Scheine seiner Zettelbank in's Unendliche vermehren, so daß dieselben schon längst nicht mehr auf einem reellen Werthe basirten. Frankreich war mit werthlosen Papieren wie überschwemmt, die Lebensmittel stiegen daher so furchtbar im Preise, daß die Einsichtsvollen endlich anfingen, gegen diese fürchterliche Vermehrung des Geldes laut zu murren. Selbst das Parlament fand sich veranlaßt, gegen das Law'sche Finanzsystem zu protestiren, weil dasselbe die Hälfte der Staatsbürger in's Verderben stürzen müßte.

Was eintreten mußte, trat ein. Es waren in Frankreich 6000 Millionen Francs an Actien und Banknoten im Umlaufe. Die Masse des Geldes als Repräsentant des Verbrauches stand im schreiendsten Mißverhältnisse mit der Erzeugung; zur Wiederherstellung des richtigen Verhältnisses mußten die Waaren, unter ihnen natürlich auch das edle Metall und Baargeld, im Preise steigen. Während die eine Hälfte der Bevölkerung, welche direct von ihrer Arbeit und aus der Hand in den Mund lebt, die Waarenpreise nicht mehr zu erschwingen vermochte und deshalb verhungerte, erkannte die andere Hälfte, die aus den Besitzern der Actien und Banknoten bestand, mit Schrecken, daß sie auf einmal nicht mehr so reich war, wie sie eine lange Zeit geglaubt hatte; diese Erkenntniß hatte zur Folge, daß man das Vertrauen zu den Papieren verlor und sich beeilte, dieselben gegen Dinge von reellem Werthe, als: Grundstücke, Waaren, edles Metall u. dergl. loszuwerden. Endlich sah sich sogar die Regierung genöthigt, die Werthlosigkeit des Papieres dadurch anzuerkennen, daß sie durch ein Gesetz vom 20. October 1720 die Nichtannahme der Actien und Banknoten als Steuern aussprach und somit auch deren Zwangscours (der eingeführt worden war, um das Law'sche Papiergeld in Credit zu erhalten) aufhob.

Dies war das Todesurtheil über das Law'sche Papiergeld. Bald verschwand es fast ganz aus dem Verkehr und hatte später nur noch als historische Eigenthümlichkeit irgend einen Werth. So wurde eine der Law'schen Actien, welche die ganze Geschichte jener Finanzperiode mit durchgemacht hatte, nachmals für sechs Francs verkauft, trotzdem der wirkliche Werth dieses Papiers, dessen Nennwerth 18.000 Francs betrug, dazumal gleich Null war.

Das schnelle Reich- und Armwerden, welches der Actien- und Banknotenschwindel bewirkt hatte, gab schließlich auch den Stoff zu Satyren und Spottliedern her. Eines der letzteren lautete in freier Uebersetzung folgendermaßen:

„Am Montage kaufte ich Actien mir;
Am Dienstag gewann ich Millionen dafür;
Am Mittwoch richtet' mein Haus ich mir ein;
Am Donnerstag hielt ich mir Pferd und Lakai'n;
Am Freitage fuhr ich damit zum Ball,
Am Sonnabend — lag ich im Hospital!"

Law selbst war plötzlich der Gegenstand des wildesten Hasses und Abscheues geworden; man betrachtete ihn jetzt als einen förmlichen Verbrecher, obwohl der Ruin, den er über Frankreich und die Franzosen gebracht hatte, nicht durch ihn selbst entstanden war, sondern durch die Geldgier und die Speculationssucht der Franzosen, welche dazu beigetragen hatten, daß sein an und für sich nicht unrichtiges, aber in der Anwendung heilloses Finanzsystem durch Mißbrauch völlig verderblich geworden war. Wo das französische Volk seine Laster und seine Dummheit hätte anklagen sollen, da klagte es, wie dies so oft geschieht, eine einzelne Person an und forderte ihr Blut. In der That entging Law einem wirklichen Todesurtheile nur durch die schleunigste Flucht nach Brüssel, und der Regent mußte die aufgeregte öffentliche Meinung dadurch zu beschwichtigen suchen, daß er den Ex-Finanzminister förmlich für ewige Zeiten aus Frankreich verbannte.

Nichtsdestoweniger behielt Law die persönliche Gunst des dankbaren Philipp von Orleans in solchem Maße bei, daß er von ihm als französischer Gesandter am bayerischen Hofe accredirt wurde. Erst nach dem Tode des Regenten (1723) verlor er diese Stelle, worauf er Europa bereiste. Im Jahre 1725 kam er nach Wien, wo er die Errichtung einer Bank projectirte, was ihm nicht gelang. Oft mit Mangel kämpfend, starb er in Dürftigkeit zu Venedig am 21. März 1729. Er hatte sich durch Frankreichs Unglück wenigstens nicht

bereichert und selbst zu sehr auf die Richtigkeit seines Systems vertraut, als daß er selbst dafür gesorgt hätte, sich für den Sturz desselben baare Schätze zu sammeln, wozu er so vielfache Gelegenheit gehabt hätte. Man hat daher vollständig Unrecht, wenn man ihn im modernen Sinne als „Schwindler" belasten will. Uebrigens starb das System Law keineswegs mit ihm selbst aus — denn das spätere und noch viel modernere Geld-, Credit- und Bankenwesen basirte auf denselben Grundsätzen, die für die Law'schen Institute leitend waren, und gar viele Actienpapiere der neuesten Zeit erlebten genau dasselbe Schicksal.

Der galante Herzog von Richelieu und seine gespenstigen Abenteuer.

Karl V. Leopold von Lothringen. (Seite 188.)

Die Anwesenheit des galanten Herzogs Ludwig Franz Amand von Richelieu (geb. 1696, gest. 1788) als außerordentlicher französischer Botschafter am kaiserlichen Hofe zu Wien war ein epochemachendes Ereigniß. Derselbe langte am 7. November 1725 in der kaiserlichen Residenzstadt an und stieg im Graf Fürstenberg'schen Palaste in der Johannesgasse (damals Gesandtschaftshôtel, heute Nr. 5, alt 971) ab. Bei seinem Einzuge ließ er die Pferde seines Gefolges mit Silber, die seinigen mit Gold beschlagen, und sie waren so eingerichtet, daß alle den Beschlag verloren hatten, als er in seinem Hôtel ankam. Er verblieb in Wien bis Mai 1728 und war hier nicht minder wie in Paris der Held zahlreicher Liebes- und anderer Abenteuer. Damals war der Herzog noch nicht dreißig Jahre alt, der schönste Mann Frankreichs, wie Ludwig XV. mit achtzehn Jahren sein schönster Jüngling. Der Herzog war berühmt durch seine Abenteuer mit der Nichte des Regenten Philipp von Orleans, Mademoiselle Louise Anne von Charolais (geb. 1695, gest. 1758), mit Frau von Villars u. s. w. und ebenso berühmt durch seine Tollheiten. Er war ein tüchtiger Gesandter geworden, und man hatte ihn nach Wien zu Kaiser Karl VI. geschickt, um diesen Monarchen von seinem Bündnisse mit der Königin von Spanien, Elisabeth von Parma (geb. 1692, gest. 1746), zu trennen, welche mit der Absicht umging, die Krone von Frankreich an ihr Haus übergehen zu lassen, für den Fall, als Ludwig XV. sterben sollte.

Diese Unterhandlung war aber nicht so leicht, denn Kaiser Karl war ein Mann voll von einer Energie, die er bis zur Rauhheit, von einer Umsicht, die er bis zu einem schroffen zurückstoßenden Wesen treiben konnte. Immerhin war

der sittenstrenge österreichische Hof ein furchtbarer Aufenthalt für einen an die raffinirten Genüsse von Paris gewöhnten Menschen, und die Politik dieses Hofes eine herbe Lehre für einen an die Frivolitäten des Oeuil-de-boeuf (berüchtigter Vergnügungsort) gewöhnten jungen Mannes. Wien besaß in den Augen von ganz Europa zwei Ueberlegenheiten, die ihm Niemand streitig machen konnte: Generale, welche beinahe immer die französischen geschlagen, und Diplomaten, welche beinahe immer die französischen getäuscht hatten. Der Herzog von Richelieu, der zu Allem fähig war (selbst zum Guten, wie von ihm der Regent Philipp, dieser andere Mann von Geist und Politik, sagte), zog sich mit Ehren aus dieser Unterhandlung. Allerdings war er durch die Freundin des Prinzen Eugen, die „schöne Lorl", von der bereits gesprochen wurde, sehr bei dieser diplomatischen Intrigue unterstützt worden. Doch nun zu einem ganz besonders merkwürdigen Abenteuer des Herzogs.

Leopold Josef von Lothringen. (Seite 188.)

Schon die Lady Montague lernte eine Seite des Wiener Lebens jener Zeit kennen, welche sie auch in ihren Briefen berührt — eine allgemein verbreitete und herrschende Vorliebe für die Alchymie und Magie. Sie berichtet: „Hier giebt es eine ungeheure Anzahl von Alchymisten. Der Stein der Weisen ist der große Gegenstand des Eifers und der Wissenschaft. Diese pestilentialische Passion hat schon mehrere große Herren ruinirt. Es giebt kaum einen Mann, der reich ist und ein Haus macht in Wien, welcher nicht einen Alchymisten in seinen Diensten sich hielte, selbst der Kaiser läßt sich darauf ein, obgleich er öffentlich sich dagegen erklärt hat." Auch andere Quellen sprechen von dem Bestreben der hohen Persönlichkeiten, unedle Metalle in edle, besonders in Gold, zu verwandeln, und zugleich ein Lebenselixir zu bereiten; man nannte dies das „große Magisterium" oder das „große Elixir".

Und in der That trieb sich im ersten Zehent des 18. Jahrhunderts unter solchem Schutze einer der berüchtigtsten Alchymisten herum, der durch seine Versicherung, das Geheimniß sowohl der Gold- wie der Silbermacherei ergründet zu haben, nicht geringes Aufsehen erregte. Es war zuerst im Jahre 1713 gewesen, als sich in Begleitung eines Secretärs und mehrerer Bedienten der Freiherr von Wildeck unter einem glänzenden Aufzuge am Hofe des Herzogs Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar (geb. 1662, gest. 1728) meldete. Die glänzenden Verhältnisse, mit welchen er auftrat, waren wohl geeignet, wenn sie in Erfüllung gingen, das Land in den blühendsten Zustand zu versetzen. Der Freiherr wußte sie nicht nur mit der anziehendsten Beredtsamkeit zu schildern,

sondern auch mit der Miene eines Gelehrten anzupreisen, und der Weimar'sche Hof konnte nicht umhin, die verlockenden Vorschläge mit dem größten Beifalle anzunehmen. Die Wildeck'schen Vorschläge erschienen Jedermann weit zuverlässiger und begründeter als die goldene Kunst selbst, und kein Metallverständiger zweifelte an der Möglichkeit ihres Gelingens.

Der Herzog war allerdings augenblicklich nicht in der Lage, das Unternehmen in größerem Maßstabe beginnen zu lassen; er verwilligte dem Künstler vorläufig zweihundert Thaler; für einen ersten Versuch, das metallreinigende Kunstwasser zu verfertigen und zur Vollkommenheit zu bringen, war es auch ausreichend. Die Arbeit ging zu Ilmenau zur Zufriedenheit Aller von Statten und bei einer sechsmaligen, in Gegenwart von Bergverständigen angestellten Prüfung gewann man jedesmal einige Loth reines, gediegenes Silber. Die Hauptprobe sollte nach dem Verlangen des Herzogs in Weimar vor sich gehen, wozu sich der Metallurg (Schmelzkünstler) vier Wochen Zeit und freie Bewirthung erbat. Man bewilligte ihm Alles, nur nicht die Bitte — allein arbeiten zu dürfen. Kammerrath Voigt in Weimar und der Oberhüttenmeister Heinemann in Botendorf sollten die Aufsicht führen. Auf dem Kammergute Oberweimar begann nun der Bau von Schmelzöfen und die Herbeischaffung der gold- und silberflüchtigen Erze. Zu mehrerer Sicherheit nahmen die Abgeordneten heimlich einige Proben der Ilmenau'schen Erzeugnisse mit sich, um sie zu untersuchen.

Am 19. August 1713 sollte die Operation vor sich gehen. Kohlen über Kohlen wurden in die Schmelzöfen gebracht, der Hüttenmeister überwachte die eingelegten Erze selbst über Nacht und gab auf Alles, was vorging, sorgsam Acht; das Werk wollte diesmal nicht so schnell und glücklich von Statten gehen. Die Manipulation wurde am anderen Tage mit unvermindertem Eifer fortgesetzt. Heinemann und Voigt wurden ungeduldig, weil sich noch kein Erfolg zeigte, der Freiherr unruhig; als man aber wahrnahm, daß dieser Salze beizumischen versuchte, durfte er nur noch anordnen, ohne selbst Hand anzulegen. Wildeck ließ solches nur mit Widerwillen geschehen, bis er mit dem Ausrufe: der Kolben sei nicht hinreichend bedeckt, rasch auf den Tiegel losstürzte und sein Taschentuch vorstreckte. Heinemann ließ sich dadurch nicht täuschen; er entdeckte, daß in dem Augenblicke, wo der Freiherr zugriff, eine weißgesprengte Kugel im Kolben aufstieg, die von diesem schnell zerdrückt wurde. Jetzt durfte er gar nicht mehr operiren. Unter der Arbeit zersprang der Tiegel und das Ergebniß der ganzen, mit ziemlichen Kosten verbundenen Arbeit war ein erbsengroßes Silberkorn.

Wie sich erwarten ließ, lautete der Bericht der Beigeordneten über den Metallurgen nicht günstig, und am 24. August schon erhielt er seinen Abschied, wobei man ihm zu verstehen gab, daß der Proceß zu kostspielig sei, um ihn fortzusetzen; die Berechnung der empfangenen Summen wolle man ihm in Gnaden erlassen.

Indeß aber war dieser angebliche Freiherr von Wildeck kein Anderer als der Freiherr Johann Hektor von Klettenberg, aus Frankfurt am Main gebürtig, von wo er wegen eines unglücklichen Duells hatte flüchten müssen und demzufolge sich den Namen Wildeck beilegte. Er ging von Weimar nach Dresden und nahm den Churfürsten Friedrich August so für sich ein, daß ihn dieser zum Kammerherrn und zum Hauptmann über das Amt Senftenberg ernannte, wdurch ihm ein jährliches Einkommen von 18.000 Thalern erwuchs. Allein, nur zwei Jahre erfreute er sich seines Glückes; Schulden trieben ihn nach seiner Geburtsstadt. Doch auch hier lebte er so zügellos, daß ihn der Magistrat festnehmen ließ. Des Churfürsten Verwendung verschaffte ihm zwar die Freiheit, indeß nur, um ihn zu Dresden seinem Endschicksale entgegenzuführen. Drei Jahre hielt er seinen Gönner mit Goldmacherversuchen hin, bis ihm endlich der

Proceß gemacht wurde. Er wurde zuerst nach dem Hohenstein, dann auf den Königstein gebracht, und da er zweimal zu entfliehen suchte, beide Male aber ergriffen wurde, machte man ihm endlich nochmals den Proceß und verurtheilte ihn wegen Mordes, Ehebruchs, Betrügerei und anderer Verbrechen zum Tode. Ungeachtet der dringenden Requisitionen des Frankfurter Stadtrathes, wurde er am 15. Mai 1720 auf dem Königstein enthauptet.

Daß es damals aber auch Männer gab, welche über die trügerische und verderbliche Kunst der Alchymie — diese epidemisch grassirende Krankheit des 18. Jahrhunderts — die richtige Ansicht hatten, zeigt das wohlverdiente und geradezu vernichtende Urtheil des gelehrten Arztes Dr. Donzeaidans in Offenbach, welcher über die Alchymie sagte: „Casta meretrix, quae omnes allicit, neminem admittit, cujus principium scire, medium mentiri, finis mendicare!“ (Eine keusche Freudendirne, die Alle anlockt, Niemanden einläßt, der anfangs etwas wissen will, dann hintergeht, zum Schlusse bettelt.)

Aber nicht nur die Alchymie war damals in Wien im Schwunge, mit der Magie ging es gleichfalls so, und es gab Zauberer und Teufelsbeschwörer in Menge. Gleichzeitige Memoiristen berichten diesbezüglich ein paar merkwürdige Abenteuer, in welche der Herzog von Richelieu verwickelt gewesen.

In seinen Jugendtagen hatte der Herzog die tollen Debauchen der Regentschaft durchgemacht und mahnend ließ bereits hie und da die Zukunft die Stimme der Mäßigung ertönen. In dieser Zeit war es, als er in Paris eines Abends halb todt nach Hause kam. Ein langsames und unaufhörliches Fieber drohte ihn nach und nach zu verzehren. Die Glieder waren ihm wie gelähmt, er war im Laufe einiger Tage zum Skelet abgemagert und ein blödes Lächeln versteinerte seine Züge. Er schien nicht mehr unter die Lebenden zu gehören, und sein Arzt, der berühmte Leibarzt Ludwig's XV., Peter Chirac (geb. 1650, gest. 1732), erklärte ihn bereits für verloren. Alle Damen sahen sich als Ursache seines Todes an, und wenn er gestorben wäre, hätten ihm wohl sämmtliche Artemisia's, die er ungetröstet in dieser Welt zurückgelassen, ein prächtiges Grabmal errichtet. Aber — Richelieu starb nicht. Sein Kammerdiener und Factotum Rafé brachte eines Tages einen Wunderdoctor, und nachdem dieser dem Herzog den Puls gefühlt hatte, erklärte er, daß er für das Leben des Patienten einstehe. Er habe in den Linien der Hand und der Stirne gesehen, daß der Herzog nur im Monat März sterben würde. Zugleich verordnete er Reibungen, dann gab er ihm einige Tropfen einer goldgelben Flüssigkeit und zuletzt Eisentropfen, so daß der Herzog im Laufe einiger Tage zu neuem Leben sich erhob. Seine Dankbarkeit war ohnegleichen; er wollte den Wunderarzt königlich belohnen, seinen Ruf in ganz Paris, in ganz Europa verbreiten — dieser wies Alles zurück und bat nur um die eine Gunst, in dem Palais des Herzogs eine kleine Wohnung zu erhalten. Richelieu wollte ihm die schönste geben, aber der Wunderarzt entgegnete, er hätte in den Mansarden (Dachwohnungen) zwei Gemächer bemerkt, welche gerade für ihn und seine Möbel groß genug wären.

Den unbekannten Arzt umgab ein geheimnißvolles Etwas, ein Räthsel, etwas Uebernatürliches, was das Interesse des Herzogs für ihn erhöhte. Unglaube und Aberglaube gehen immer Hand in Hand und der Herzog von Richelieu war nicht nur der getreueste Freund, sondern auch der eifrigste Jünger des jungen Religionsspötters Aronet, später genannt Voltaire. Der Geheimnißvolle bezog noch an demselben Abend die neue Wohnung und nach drei Tagen hatte der Herzog bereits soweit das Vertrauen seines Gastes gewonnen, daß er in dessen Sanctuarium (Allerheiligstes), nämlich in das Zimmer eintreten durfte,

wo dieser seine Bücher, seine Instrumente und seinen chemischen Herd angebracht hatte.

Und nun machte er ihn zum Zeugen seiner alchymistischen Experimente. Er bat ihn ferner, Dasjenige, was aus dem Schmelztiegel hervorgehen würde, als Geschenk anzunehmen, und der Herzog war zu neugierig, um zu sagen, daß er nichts von seinem Gaste haben wolle. Er versprach die Annahme, und wenn's der Teufel selbst sein wollte.

Das Feuer des Herdes wurde auf einmal weißglühend, ein dünner Dampf wirbelte über dem Schmelztiegel empor. Der Magier, denn als ein solcher erschien der Unbekannte in diesem Augenblicke dem Herzoge, beugte sich dann über die Kohlengluth, sprach drei kabbalistische Worte — das Feuer erlosch, der Schmelztiegel erkaltete, und als der Zeuge dieser Vorgänge in die Tiefe des Tiegels sah, bemerkte er nichts Geringeres als — ein Stück Gold.

„Himmel!" rief der Herzog dem Manne zu, der in diesem Augenblicke in seinen Augen immer bedeutender wurde, „Sie haben den Stein der Weisheit gefunden!" — „Vielleicht, aber ich forsche noch viel weiter", antwortete der Adept, nahm das kleine Stück, machte es glatt und glänzend und gab es dem Herzoge mit den Worten: „Es hat nur einen Werth von fünfhundert Livres, aber mit dem Neumond werde ich ein zweites, viel größeres Stück zu Stande bringen."

Der Herzog begab sich in seine Gemächer und sandte den Kammerdiener mit dem Producte zum Goldschmied. Rafé brachte dafür den Betrag in guten Münzen. Bald darauf lud der Alchymist den Herzog ein zweites Mal ein. Diesmal war es ein Stück von achthundert Livres, das er ihm einhändigte, mit dem Versprechen, dem Herzoge das Geheimniß des Goldmachens in seinem ganzen Umfange kennen zu lernen. Es wurde ein dritter Tag zu neuen Versuchen anberaumt; voll Begier und Erwartung begab sich der hocherfreute Schüler des Abends nach der Dachkammer; aber — wer malt sein Erstaunen! — der Astrolog, Magier und Alchymist war verschwunden und mit ihm seine Retorten, Instrumente, Bücher, sein ganzes geheimnißvolles Ameublement — nichts war zurückgeblieben. Niemand hatte den Verschwundenen weggehen gesehen. Sollte er durch den Kamin zum Schornstein hinausgefahren sein? Vergebens erwartete der Herzog seine Rückkehr oder irgend eine Nachricht; der Goldmacher war und blieb verschwunden. Mit ihm waren alle die schönen und kühnen Träume zerrissen, die der Herzog von Richelieu wie goldene Fäden aus der geheimnißvollen Kunst für die Zukunft gesponnen hatte. Er hätte über Millionen zu verfügen vermocht; mit dem Klange jenes Metalles, das vom Anfang an gegolten hat und durch die ganze Weltgeschichte gerollt ist, konnte er über die Welt gebieten, und welche Aussichten waren dies für seinen hochfliegenden Ehrgeiz! Nun aber war er aus seiner kühnen phantastischen Wolkenhöhe wieder auf die Erde herabgefallen, nun mußte er sich wieder mit 400.000 Livres jährlicher Rente begnügen — der arme Herzog von Richelieu!

Durch die Erhebung eines Bourbon auf den Thron von Spanien war ganz Europa in Bewegung gekommen; Frankreich handelte unter dem Regenten in dieser Angelegenheit ganz im Einverständnisse mit England. Nachdem der Friede wieder hergestellt war, suchte sich jedoch Frankreich allmälich Oesterreich wieder zu nähern, und zu diesem Zwecke wurde der Herzog von Richelieu als französischer Botschafter nach Wien gesendet. Der großbritannische Botschafter in Wien, Franz Ludwig de Pesme Graf von Saint Saphorin (geb. in der Schweiz 1667, gest. 1737), hatte sogar Kunde von einem Allianzvertrag bekommen, der zwischen Frankreich und Oesterreich, als natürliche Bundesgenossen, geschlossen werden sollte und welcher den Absichten des englischen Cabinetes entgegen war.

Herzog von Richelieu trat in der alten Kaiserstadt Wien mit außerordentlichem Luxus auf; neunundsechzig Wagen, jeder mit sechs Pferden bespannt, und eine Unzahl von Edelleuten, Stallmeistern, Pagen und Lakaien bildeten sein Cortège (Gefolge). In seinem Palais war offene Tafel von fünfhundert Gedecken und als am Tage der Tafel sich das Volk hereindrängte und der Herzog sah, daß einige aus demselben sich Etliches von dem köstlichen Zuckerwerke der Aufsätze zu Gemüthe zogen, befahl er seinen Leuten, nicht nur das ganze Dessert, sondern auch das Silberzeug desselben dem Volke preiszugeben. Kein Wunder also, daß bei derartigem Aufwande die Hilfsgelder aus Frankreich immer seltener wurden, so daß sich endlich der Herzog in der größten Geldverlegenheit befand, bei deutschen Bankiers borgen und, als zuletzt auch diese schwierig wurden, seine Kleinodien und Diamanten in Versatz geben mußte.

Aber der Herzog ließ sich dadurch nicht im mindesten entmuthigen, die Geschäfte nahmen einen guten Fortgang, und es nahte der Tag heran, an welchem Abends sechs Uhr der bewußte Vertrag von dem österreichischen Hofkanzler Philipp Ludwig Graf Sinzendorf (geb. 1671, gest. 1742) und dem französischen Ambassadeur unterzeichnet werden sollte — da eröffnete sich ihm, um seine Stimmung wieder völlig in das Gleichgewicht heiterer Sorglosigkeit zu bringen, ganz plötzlich auch die Aussicht, aus der pecuniären Bedrängniß herauszukommen. Es trat nämlich eines Morgens Rafé zu seinem Herrn ein und theilte diesem in geheimnißvoller Weise, in fast athemloser Spannung mit, daß er den Alchymisten der Mansarde wiedergefunden zu haben glaube. Es hätte ihn nämlich der Bediente des britischen Gesandten verleitet, zu einem Wahrsager zu gehen, der, ohne sich zu zeigen und hinter einem Vorhange versteckt, dem Kammerdiener Dinge sagte, die in directer Beziehung zum Aufenthalte des Magiers im Palais Richelieu zu Paris standen.

Selbstverständlich brannte der Herzog vor Begierde zu erfahren, ob sein Kammerdiener wirklich Recht habe. Am Abende desselben Tages soupirte er mit dem Abbé Philipp Ludwig Graf Sinzendorf (Sohn des Staatskanzlers, geb. 1699, Abt zu Ardagger, dann Bischof von Raab, Cardinal, Bischof von Breslau, gest. 1747) und mit Johann Philipp Eugen Graf und Marchese von Merode-Westerloo (geb. 1674, gest. 1732), kais. Feldmarschall und Hauptmann der kais. Trabantengarde in Wien. Es kam die Rede auf Geistererscheinungen und Geisterbeschwörungen, und trotzdem der Abbé Sinzendorf als Candidat für den Cardinalshut betrachtet wurde (den er 1732 auch wirklich erhielt), zeigte er sich dennoch ungemein begierig, einer solchen Scene beiwohnen zu können, ja selbst möglicherweise das Orakel zu befragen. Ebensowenig war Graf Merode-Westerloo abgeneigt.

Von dem herzoglichen Kammerdiener geführt, begaben sich die drei hohen Herren in jene Vorstadt Wiens, wo der Magier in einem einstöckigen Hause wohnte, das, so ziemlich entfernt von den übrigen Wohnungen, wie ein Geheimniß hinter dichten und dunklen Bäumen versteckt war — das sogenannte „Gugerlhaus" in der Leopoldstadt (heute große Stadtgutgasse Nr. 25, alt 378, dem k. k. Hof-Pferdelieferanten Schawel gehörig). An der Stelle der heute daselbst befindlichen Baute stand damals ein großes, ebenerdiges Gebäude mit daranstoßendem Garten. Dieses wurde im Jahre 1688 von dem Feldmarschall Reichsgraf, später Fürst Leopold Philipp Montecuccoli (geb. 1663, gest. 1698, Sohn des berühmten Feldherrn Raimund Graf Montecuccoli) erbaut, 1739 von ihm seinem Neffen Franz Raimund Graf Montecuccoli vererbt, welcher es 1742 an Mathias Schachtner verkaufte. Von diesem gerieth es an andere Besitzer, zuletzt 1836 an Josef Schawel.

Die Zahl der Eigennamen, welche die Wiener schon von jeher verballhornt haben, geht in's Unendliche; wie sie aus dem griechischen Kaufmanne Franz Hupazzoli (geb. 1587, gest. 1702 im Alter von 115 Jahren) einen „Hutzeputzel", aus dem Cafétier Domenik Casapiccola einen „Kaiser Bigerle" u. s. w. gemacht, so verwandelten sie den Montecuculi in einen „Gugerl" und nannten sein Haus statt „Montecuculi-Haus" das „Gugerlhaus". Dasselbe war von großem Umfange, jedoch nur mit ebenerdigen Wohnungen versehen, da es sein Erbauer nur als Stall für die Jagdthiere benützte; ferner spricht die Ueberlieferung noch von anderen Zwecken, die mit den bekannten Vorfallenheiten im Versailler Hirschparke die frappanteste Aehnlichkeit aufzuweisen haben. Durch solche Scenen wurden natürlich Scandale hervorgerufen, bei Nacht ertönten Hilferufe und Wehklagen, so daß das Haus recht bald in den Ruf des „Umgebens" (von Geistern) kam. Nach dem Tode des Erbauers wurde das Haus in kleine Wohnungen umgestaltet und ein alter Diener der Familie, Namens Johann Schlüsselberger, als Verwalter darüber gesetzt. Die Wohnungen wurden an Gärtner, Tagwerker, Schifflente, Lakaien, Wäscherleute u. dergl. vermiethet, aber trotzdem diese ehrliche Classe von Menschen nunmehr daselbst ihre Wohnungen aufschlug, waltete dennoch weder Glück noch Segen über dem Gugerlhause. Unaufhörlich gab es Streit, Raufereien und Diebstähle daselbst, alle Augenblicke hörte man von einem anderen Unglücke, und die alte Verwalterin Eva Schlüsselberger (geb. 1642, gest. 1730) stand im Rufe, gegen schwere Bezahlung allerlei unerlaubte Geschäfte zu treiben, als da sind: gewaltsame Entführung schöner Bürgerstöchter und Bauernmädchen, Beherbergung und Unterstandgebung verdächtigen Gesindels u. s. w. Dieses letztere mußte jammern und winseln, wenn sich Jemand dem Hause näherte, um ungebetene Gäste von der verrufenen, immer mehr verfallenden Stätte abzuhalten.

Als die Cavaliere sich einem rückwärtigen Thore näherten, führte der sie begleitende Kammerdiener des Herzogs drei Schläge an die niedrige, runde, mit Eisen beschlagene Thüre, welche sich öffnete und ein über achtzig Jahre altes, gekrümmtes, an die Hexe von Endor gemahnendes Weib erscheinen ließ — die Eva Schlüsselbergerin in höchsteigener Person. Als die Frage nach dem Befehl der Besucher von dem Kammerdiener mit dem Wunsche, „den weisen Mann zu sprechen", beantwortet worden war — die Cavaliere, in dunkle unscheinbare Kleider gehüllt, schwiegen absichtlich — warfen die funkelnden Augen der Alten einen prüfenden Blick auf Rafé's Begleiter, dann verschwand sie und kehrte nach einigen Minuten mit den Worten zurück: „Der weise Mann wird den Herren zu Diensten sein." Damit öffnete sie zur Linken eine Thüre und ließ die Besucher eintreten.

Selbst das Auge des Uhus hätte in diesem Raume nichts unterscheiden können, solche Finsterniß herrschte in demselben; endlich ließ sich, wie hinter einem Vorhange, eine Stimme vernehmen: „Das Orakel ist bereit!" — Es lag etwas in dem Tone der Stimme, was den Herzog allerdings an den Alchymisten seiner Mansarden erinnerte, wenn auch die dazwischen liegenden langen Jahre und der dämpfende Vorhang die Sache noch etwas zweifelhaft erscheinen ließen. Die erste Frage der etwas übermüthig gestimmten Cavaliere ging dahin, zu wissen, ob sie erkannt wären.

„Heil dem Gesandten Frankreichs, dem Sohne des Oberstkanzlers und dem Hauptmanne der kaiserlichen Trabantenleibgarde!" so lautete die Antwort. Der Herzog fragte weiter: „Was wünsche ich am meisten in der Welt?" und die Stimme antwortete: „Den Schlüssel zum Herzen der Fürsten. Du wirst ihn besitzen!" was Westerloo zu der Bemerkung veranlaßte, es sei dies nicht

richtig, denn derselbe möchte den Schlüssel zum Herzen der Damen. Aber die Stimme sagte wieder: „Diesen besitzt er ohnehin."

„Und ich, was ist mein innigster Wunsch?" fragte jetzt Abbé Sinzendorf. Die Antwort war: „Cardinal zu sein und Du wirst es werden!" — „Und ich?" fragte Westerloo. Die Antwort war: „Du willst Feldmarschall werden, aber Du wirst früh sterben."

Diese Prophezeiungen machten den Cavalieren vielen Spaß, so daß sie mit leiser Stimme an das Orakel mehrere andere Fragen richteten, deren Beantwortung jedoch ihren Unglauben erschütterte. Endlich kam man überein, daß der Magier den drei Herren jene Personen zeigen sollte, die sie ihm nennen würden. Jeder begehrte eine andere Person, Richelieu verlangte seinen Goldmacher todt oder lebendig zu sehen. Zuerst sollte Westerloo an die Reihe kommen, dann der Herzog, zuletzt der Abbé. Ein halbe Stunde verging, ringsum war Schweigen und Finsterniß. Plötzlich erhellte ein Licht das, wie es sich zeigte, schwarz behangene Gemach. Der Vorhang im Hintergrunde theilte sich und in heller Beleuchtung zeigte sich in chaldäischer Tracht der Magier, das Kinn mit einem langen weißen Barte umsäumt. Es war nicht der Alchymist, so viel glaubte wenigstens Richelieu bestimmt erkennen zu können.

Der Magier beschrieb mit seinem Stabe einen mystischen Kreis, in den er die drei Männer eintreten ließ, jedoch mit dem Verbote, aus demselben herauszutreten; er selbst isolirte sich in einem anderen Kreise und begann seine Beschwörungen. Nichts erschien; im Gegentheile, plötzlich verlöschten die Lichter und der ernsten eintönigen Stimme des Magiers folgte das klagende Geschrei eines neugeborenen Kindes. Als Westerloo fragte, was das für eine Stimme wäre, antwortete ihm der Magier: „Du wolltest die Frau wiedersehen, die Du einst geliebt. Nun gut, zum Leben zurückkehrend, erstickt sie von Neuem die Frucht Deiner Liebe und ihrer Entehrung!" Das Geschrei des Kindes dauerte fort. Westerloo konnte es nicht länger ertragen; er stieß selbst einen durchdringenden Schrei aus und rief: „Genug! Genug! Ich will sie lieber nicht wiedersehen! Gnade! Gnade!"

Unwillkürlich zitternd, suchte der Herzog die Hand des Grafen; er fand die des Abbé, welche wie die seinige erstarrt war. Das Licht erschien wieder. Westerloo lag auf dem Boden in Ohnmacht; er kam wieder zu sich, aber niedergeschlagen, das Auge ausdruckslos und blaß wie der Tod. Der Wahrsager begann wieder seine Formeln. Er fragte dann den Herzog, ob derselbe wirklich den Mann sehen wolle, der ihm vor so vielen Jahren das Leben wieder gegeben, der mit ihm unter einem Dache gewohnt hatte und dann plötzlich verschwunden war. „Heute wird dies unmöglich sein," fügte er hinzu, „aus Gründen, die ich dem Herrn Ambassadeur verschweigen muß, wenn sich aber der Herr Herzog morgen Abends sechs Uhr wieder hierher bemühen wollten —". — „Das ist unmöglich", fiel Richelieu ein, „ein wichtiges Staatsgeschäft hindert mich daran." Kaum aber hatte der Herzog diese Worte gesprochen, als sie ihn bereits reuten.

Der Magier konnte nicht erwidern, denn in demselben Augenblicke ertönte Lärm vor dem Hause. Rafé, der sich kurz vor den Beschwörungen aus dem Gemache entfernt hatte, stürzte herein mit den Worten: „Die Polizei ist im Hause!" Der Herzog, welcher allein seine Fassung bei dieser Nachricht nicht verlor, fragte, wen sie suche, und nun hieß es: „Es ist ein berüchtigter Agioteur (Wechselwucherer) und Zettelfälscher, der hier seine Werkstatt aufgeschlagen haben soll, um unter dem Deckmantel geheimnißvoller Künste —"

Aber Rafé vollendete seinen Bericht nicht, denn anstatt seiner ließ sich eine Stimme hören, ganz verschieden von der des Magiers, die Stimme des früheren Alchymisten, der jetzt den weißen Bart abgerissen und in seiner wahren,

früheren Gestalt vor dem Herzog und seinen Begleitern dastand. Er sagte: „Herr Herzog, Sie haben den Alchymisten zu sehen gewünscht — Sie sehen ihn vor sich; Sie haben aber auch die Verpflichtung, mich zu retten." — „Einen Betrüger und Fälscher? Niemals!" schrie der Herzog. — „Und doch wird es nöthig sein, Herr Herzog!" entgegnete der Magier mit einem gewissen höhnenden Tone. „Sie selbst haben mich einst in Ihrem Hôtel beherbergt, in Ihrem Hôtel übte ich mein Gewerbe und habe Sie mit Gold für den Schutz Ihres Namens gelohnt."

Bei dieser entsetzlichen Eröffnung mußte sich Richelieu an der Wand aufrecht halten. Von draußen aber tönten neue und stärkere Schläge an die Thüre des Hauses. Kalt und mit dem größten Gleichmuthe sagte der Magier: „Die Polizei verlangt Einlaß, die Herren dürfen nicht zögern, vor die Thüre zu gehen und sich der Behörde zu entdecken. Es genügt der Name des französischen Gesandten ganz allein, alle weiteren Nachforschungen abzuschneiden." Die Herren verweigerten dies einstimmig. Aber der Magier fuhr mit höhnendem triumphirenden Tone fort: „Nun dann, meine Herren, muß ich auch Sie als Mitschuldige eines Geisterbeschwörers bezeichnen, und was diese Nachricht an Folgen für Sie Alle haben wird, brauche ich Ihnen nicht weiter zu erläutern."

Der letzte Beweggrund war für die Drei entscheidend. Richelieu befahl dem Kammerdiener, die verschlossene Hausthüre zu öffnen, und trat mit dem Abbé und dem Leibgardehauptmann hinaus vor die Rumorwache, die bereits Miene machte, gewaltsam einzudringen. Wie es der Magier vorhergesagt, waren Name und Rang des Herzogs genügend, jedem weiteren an diesem Hause haftenden Verdachte zu begegnen. Die Polizei zog wirklich ab und als die Herren nach einer Weile in das Haus zurückkehrten, suchten sie den Magier vergebens — er war abermals verschwunden. Alle weiteren Nachforschungen waren umsonst.

Wenige Tage darauf veröffentlichte das „Wiener Diarium" (heute ämtliche „Wiener Zeitung") wörtlich folgende Notiz: „Am 23. August 1727 ist der berühmte Agioteur oder Zettel-Handler Sieur de Saint-Germain sein Ehfrau und noch eines Notars vornehmster Schreiber durch öffentlichen Aufruf binnen drei Tagen vor Gericht zu erscheinen citirt worden. Man sagt, daß dies die Verfälschung vieler Zetteln (Bankpapiere) betreffe." — Möglicherweise hat man es hier mit der Anwesenheit des später so berühmten Wundermannes, der sich Graf Saint-Germain nannte, zu thun. Wir werden auf denselben noch zurückkommen.

Als nach Verlauf eines Jahres der Herzog von Richelieu, zurückgekehrt von der Wiener Ambassade, in seinem Hôtel zu Paris saß, brachte ihm sein Kammerdiener einen Brief, welcher folgenden Inhalt hatte:

„Herr Herzog! Ehe ich von Europa scheide, um in fernem Lande den Rest meiner Tage im Genusse der Früchte meiner Arbeit zu genießen (Saint-Germain erzählte später öfters, daß er in Indien die Kunst der Verfertigung von Edelsteinen erlernt habe), drängt es mich, Ihnen vorher Dank zu sagen für den Schutz, den mir Ihr erhabener Name zweimal gewährt hat. Der Herzog von Richelieu ist zu erhaben über die Vorurtheile dieser Welt, als daß er das Recht der Täuschung nur der Diplomatie zugestehen sollte. Das war das Geheimniß meiner Geheimnisse und Ihr Haus, Herr Herzog, schützte mich am allerbesten vor jeder unberufenen Entdeckung. Nur drohte Ihr Wissenseifer so eifrig zu werden, daß die Reichthümer Perus für denselben kaum ausreichend gewesen wären, und ich es vorzog, Ihnen lieber den Glauben an den Stein der Weisen, als die thatsächlichen Früchte meiner angestrengten Arbeit im Schmelztiegel zurückzulassen. Mit den Glücksgütern, Herr Herzog, kommt der Ehrgeiz, und mein Ehrgeiz war es, im Dienste der Cabinete thätig zu sein."

„Als ich das zweite Mal die Ehre hatte, vor Ihnen zu erscheinen, geschah es im Auftrage des englischen Gesandten Saint-Saphorin, dem Alles daran lag, Gewißheit über die Unterzeichnung des Allianzvertrages zu erlangen. Beweis, wie so leicht sich die Welt von dem Nimbus des Geheimnißvollen verblüffen läßt, mag Ihnen das Beispiel des Grafen Westerloo sein, der gewiß des anderen Tages im nüchternen Zustande Mühe hatte, in seiner Vergangenheit nach der Schuld zu suchen, die ich für ihn vollständig erfunden und die ihn völlig betäubt hatte. Alles, was Ihnen als Zufall sich entgegenbrachte, war auf's sorgfältigste vorbereitet, denn ich war auf's genaueste über Sie, Ihre Umgebung und Ihre Bestrebungen unterrichtet. Darum geben Sie den Glauben an das Uebernatürliche auf und suchen Sie die Ursachen und Wirkungen desselben einzig und allein in der Leichtgläubigkeit des einen und der Vermuthungs- und Berechnungsgabe des anderen Theiles. Damit, Herr Herzog, sage ich Ihnen Lebewohl!"

Graf Bonneval, der Renegat. (Seite 189—194.)

Es scheinen jedoch die Herren noch nicht klug geworden zu sein, oder ist damit vielleicht ein und dasselbe Abenteuer gemeint, kurz — der Memoirenschreiber Karl Pineau Duclos (geb. 1704, gest. 1772) berichtet eine Begebenheit und wie er sie nennt „ein Abenteuer, das nicht werth sein würde, in der Geschichte aufgeführt zu werden, wenn es nicht dazu beitrüge, die Personen kennen zu lernen, die in den (diplomatischen) Geschäften eine Rolle spielen".

Eines Tages wurde der Herzog von Richelieu beredet, mit seinen Vergnügungsgefährten, dem Abbé Sinzendorf und dem Trabantenhauptmann Merode-Westerloo, einen Wundermann zu besuchen, der in einem Steinbruche (Sievring? Kalksburg?) bei Wien sich aufhielt und für einen Zauberer galt. Sie gingen hin und der Wundermann fing damit an, daß er einige Wahrheiten und viele Lügen erzählte, d. h. gewisse in der Diplomatie unbekannte Hofgeheimnisse mittheilte. Hierauf erbot er sich, jedem von den Herren zu verschaffen, was ihnen am meisten gefiele. Richelieu verlangte den Schlüssel zum Herzen der Prinzen, Merode-Westerloo den Schlüssel zum Herzen der Frauen, Sinzendorf den Cardinalshut. Der Magier antwortete: „Für gewisse Leute ist der Schlüssel zum Herzen der Frauen unnütz, weil die Frauen kein Herz haben!" Westerloo erklärte diese Behauptung für verleumderisch, denn er hatte die zärtlichste Neigung auf eine Dame gerichtet, auf deren Liebe er zählen zu können glaubte.

Der Magier aber antwortete: „Mein Herr, Frau von **, die Sie lieben, ist der schlechteste Beweis, den Sie zur Unterstützung Ihrer Ansicht über Frauen wählen konnten." — „Bursche, Du lügst!" donnerte Westerloo. Aber der Magier, ohne aus der Fassung zu kommen, erwiderte: „Mein Herr, man muß nie einen Mann und noch weniger einen Hexenmeister Lügen strafen und besonders muß man nie Denjenigen beleidigen, welchen man belästigt hat!" — Westerloo wollte aufbrausen und Richelieu gab ihm einen Wink, sich nicht fortreißen zu lassen, den aber der Betreffende nicht beachtete, sondern fortfuhr: „Ich fordere von Ihnen über Frau von ** etwas zu beweisen, was mir unangenehm wäre!"

Da öffnete der Magier den Mund und sprach durch eine halbe Stunde, was er von der Dame wußte. Graf Merode-Westerloo zuckte bald krampfhaft zusammen, bald erröthete, bald erbleichte er. Wüthend zog er zuletzt seinen Degen und wollte auf den Magier eindringen; aber dieser zog gleichfalls vom Leder und bald standen sich die Beiden gegenüber. Es waren gleich gute Fechter. Plötzlich strauchelte der Graf und fiel — der Magier schritt näher, um ihn zu durchbohren — da zog Richelieu seinen Degen und durchstieß den angreifenden Magier.

Es war Sommer, die Beschwörungen hatten lange gedauert, der Tag begann bereits zu dämmern, als die Taglöhner, die zu ihrer Arbeit im Steinbruche gingen, ein so durchdringendes Geschrei vernahmen, daß sie auf den Ort hinliefen, wo es herkam. Hier trafen sie eine Gesellschaft vornehmer Herren mit einem als Armenier gekleideten Mann, der in seinem Blute schwamm und eben seinen letzten Seufzer auszuhauchen schien. Es war offenbar der vorgebliche Magus, der grausam gemordet worden war, vielleicht um eine Rache zu kühlen, welche aus der Beschämung entsprang, geprellt worden zu sein. Die Arbeiter, die sich fürchteten, als Mitschuldige aufgegriffen zu werden, liefen fort und machten Anzeige von dem, was sie gesehen hatten. Die Gerichtsbeamten, welche die Namen der Cavaliere und besonders den Sinzendorf's erfuhren, machten dem Oberstkanzler, seinem Vater, ihre Meldung. Dieser unterließ aber nichts, um die Sache zu — unterdrücken. Richelieu blieb fest dabei stehen, er habe ja nichts gethan, als den Teufel getödtet.

Die damals herrschende Manie des Goldmachens und Teufelbeschwörens veranlaßte die Erfindung eines recht artigen Spieles, welches zuerst in Wien producirt wurde — das Schattenspiel mit den Händen. (Bild Seite 224.)

Noch heute befindet sich unter den Gaben, welche der Winter unseren lieben Kleinen bringt, auch jenes Spielzeug, welches man „das Schattenspiel" heißt. Nicht selten benützt diese Zeit auch ein Unternehmer, der ein solches in einem gemietheten Locale aufstellt, und da sitzen dann die Kinder mit den vergnügten, neugierigen Gesichtern, den runden Bäckchen, den fröhlich glänzenden Augen und den kleinen, von der Winterluft gerötheten Näschen und lachen in die geballten Fäustchen und baumeln wonniglich mit den Füßchen, während die Eltern, Lehrer, Geschwister, welche die liebe Jugend hineingeführt, sich des von ihren Schutzbefohlenen an den Tag gelegten Vergnügens freuen und herzlich lachen über das Lachen der Kinder, wenn der schwarze Eber vom schwarzen Speer des schwarzen Jägers getroffen wird und verendend auf dem schwarzen Erdboden neben dem schwarzen Baume zappelt.

Der Erste nun, welcher in Wien das bis dahin noch nie gesehene Schauspiel einer Schattendarstellung bot, welche Kunst er freilich auf ganz eigenthümliche Art übte, war der im Jahre 1673 zu Brünn geborene Bürger Anton Khünel. Auch er hatte sich von der herrschenden Modethorheit hinreißen lassen, sich auf Goldmacherei und auf das Auffinden des Steines der Weisen verlegt, dabei aber, genau so glücklich wie alle Anderen, wie so viele

Tausende seiner Vorgänger, Haus und Hof in Rauch verwandelt und beim Schornsteine des Laboratoriums hinausgejagt. Und nun — im Jahre 1727, an der Schwelle jener Altersjahre, wo der Stillstand an Kraft und Behendigkeit einzutreten beginnt — stand er arm und hilflos da. Seine Hoffnungen auf die Goldtinctur hatten sich als Schatten erwiesen, nach denen er — beim Scheine einer ärmlich flackernden Oellampe — verzweifelnd seine Hände ausstreckte.

Was war das?! — Welche seltsamen Schatten warfen diese seine leeren Hände auf der kahlen, weißen Wand des ärmlichen Kämmerchens, in dem er wohnte? Das sah ja einem Thierkopfe gleich — einen Wolf mit aufgesperrtem Rachen zeigte die eine — ein Häschen bildete die andere Hand — allerdings noch unvollkommen, aber deutlich erkennbar. Und nun durchzuckte es den Unglücklichen wie ein Blitzstrahl, ob er nicht im Stande wäre, durch Verschlingungen und Bewegungen der Hände Figuren und Abbildungen an die Wand im Schattenriß zu bannen. Konnte er dies, so war ihm ein Erwerbszweig geboten. Nun studirte er auf die verschiedenartigsten Wendungen, brachte mit denselben alle Gattungen Thiere, Darstellungen aus der biblischen und profanen Geschichte vor, und als er sich hinlänglich eingeübt hatte, trat er in die Oeffentlichkeit als erster Schattenspielmann.

Zuerst ging er nach Wien, wo er im Jahre 1728 sich vor dem Kaiserhofe producirte. Er lenkte mit Hilfe seiner dunkeln Kammern (Scheiben) den Sonnenstrahl mittelst eines Spiegels auf eine weiße durchsichtige Wand oder nahm dazu ein brennendes Licht und begann dann seine Schattenvorstellungen. Die in Wien anwesenden hohen Personen, darunter Prinz Eugen, die Fürsten Schwarzenberg, Liechtenstein u. s. w. u. s. w., ließen ihn zu sich kommen, denn der sogenannte „Schattenspielmann" war in der Mode.

Nach und nach kam auch ein gewisser Schliff in seine mündlichen Erklärungen beim Zeigen der Schattenbilder, so daß man ihm auch in dieser Richtung gerne zuhörte, besonders da er sie zuletzt gar mit recitirten Versen begleitete, welche theils ernst, theils burlesk, ohne poetischen Werth, jedoch nothwendig waren, um die Fantasie der Zuschauer anzuleiten. Er recitirte eine Strophe und ließ während derselben das Schattenbild folgen, aus dem sich allmälich die übrigen entwickelten, z. B.:

„Gott hat allein die G'walt,
Zu geben alle G'stalt.
Wir sind nur Staub auf Erden,
Zu Staub wir wieder werden.
Gott ist ewig allein,
Wir nichts als Schatten sein."

Nun folgte die Schöpfung mit dem Sündenfalle.

„Es war auch kurz vorher,
Der Fall des Luzifer,
Verführt Eva vermessen,
Gab Adam auch zu essen.
Er aß verbot'ne Speis,
Muß aus dem Paradeis."

Und in diesem Tone ging die biblische Geschichte fort, z. B.:

„Da ich nun weiter schau,
Seh' ich des Loth sein' Frau
An einer Säule stehen,
Zwei Töchter nach ihr gehen.
Da Loth den Wein thät g'nießen,
Thät er die Töchter küssen."

Und so machte er in Schattendarstellungen das alte und neue Testament durch, worauf er zuletzt mit einer Wanderung nach Rom schloß, wobei er sagte:

„Wir sind auch Pilgersleut',
Müssen fort, wann kommt die Zeit,
Und hat gar recht gesagt,
Job, da er sich beklagt:
Der Mensch, wie Blumen steht,
Als Schatten auch vergeht."

Merkwürdigerweise sind hier Dichtung und Musik-Rhythmus genau in der Weise gehalten, wie Ferdinand Raimund (geb. 1791, gest. 1836) sein „Aschenlied" im „Bauer als Millionär" gestaltete, und zeigt sich ferner daraus, daß Khünel seine Verse absang. Sich dessen unbewußt, war Khünel ein Prediger der Vergänglichkeit des Irdischen, und indem er die Ereignisse der Weltgeschichte mit kunstreichen Fingern als Schattenbilder vorüberführte, lehrte er, daß alles Geschaffene nur ein Schatten ist, sobald er aus der Gegenwart getreten und der Vergangenheit anheimgefallen. Er begab sich von Wien nach Dresden (1730) und dort widmeten ihm die „Curiosa saxonica" (Sächsischen besonderen Merkwürdigkeiten) gar manche Lobsprüche. So heißt es dort: „Der Hof, obwohl an die prachtvollsten Schauspiele gewöhnt, beehrte doch auch seine Gaben mit großem Applause und Contentement (Befriedigung), weil man dergleichen nirgends sonst gesehen. Denn:

„Sobald er singt, spricht auch das Wort,
Kommt Alles in Gestalt und Ort,
Zu Pferd, zu Fuß auch was Gestalt,
Getragen, Kinder, Jung und Alt."

Im Jahre 1732 begab sich Khünel nach Berlin, wo er sich ebenfalls vor dem Könige Friedrich Wilhelm I. und zahlreichen hohen Gästen producirte. Hierauf kehrte er, reich mit Geld versehen, in seine Vaterstadt Brünn zurück, wo er am 10. Januar 1754 im 81. Lebensjahre starb. Von Khünel selbst existirt eine, nunmehr sehr selten gewordene Broschüre, zu Brünn 1734 bei Jakob Maximilian Swoboda gedruckt; sie führt den Titel: „Durch den Schatten aus nichts gemachtes Wunderbüchel". Darauf prangt ein Holzschnitt, der auch dem Holzformschneider nicht zur Unehre gereicht.

Das erste chinesische Schattenspiel (mit ausgeschnittenen Figuren, wie es die neue Zeit producirt) wurde in Wien im Jahre 1775 gezeigt. Der Inhaber war ein Franzose und die Gesellschaft bestand aus fünf Personen, welche die Gespräche führten. Der Unternehmer hieß Ambros San-Quirico und erhielt die Erlaubniß, seine Kunstvorstellungen im Saale der „Mehlgrube" auf dem Neuen Markt zu geben. Bei der ersten Vorstellung waren die Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Josef II., alle Erzherzoginnen und der ganze Hofstaat zugegen.

Als Kaiser Josef hinter den Vorhang trat, um den Effect der Beleuchtung, sowie die Figuren in der Nähe zu sehen, küßte ihm einer der beim Schattenspiele Mitwirkenden — ein dreizehnjähriges Bürschchen — die Hand. Der Kaiser fragte auf französisch: „Was machst Du da? Wo bist Du her?" Der Junge antwortete deutsch: „Ich bin aus Berlin und hätte Lust, mit den Schattenspielleuten nach Italien zu gehen." — „Und wie heißest Du?" fragte der Kaiser. — „Philipp Klingmann!" war die unterthänig gegebene Antwort. Damals wußte der Junge noch nicht, daß er zwanzig Jahre später eine der größten Zierden der Hofbühne zu werden und sein Porträt (als Fürst in „Dienstpflicht") in der Gallerie der k. k. Hofschauspieler zu figuriren bestimmt war. (Er starb 1824 im 62. Lebensjahre.)

Noch einer Persönlichkeit aus den Tagen des Herzogs von Richelieu mag hier gedacht werden, eine der populärsten, welche es meisterhaft verstand, den Aberglauben der Leute auszubeuten — des Wurzelgrabers Johann Heisler (geb. 1650, gest. 1728).

Während aber der französische Gesandte in Wien allerlei Abenteuer bestand, war ein Gleiches dem kaiserlichen Botschafter in Paris nicht minder vorbehalten, nur war derselbe ein ganz anderer Mann an Werth und Charakter, die Begebenheit eine viel ernstere, weshalb wir derselben einen eigenen Abschnitt widmen.

Die Duellwuth im 18. Jahrhundert.

Ungeheueres Aufsehen in ganz Europa machte das Duell des Grafen Stefan Wilhelm Kinsky, welcher in den Jahren 1726 bis 1733 kaiserlicher Botschafter am französischen Hofe in Paris gewesen. Bevor wir jedoch die Begebenheit erzählen, müssen wir überhaupt über die damals grassirende Duellwuth sprechen, welche theilweise ebenfalls eine der Errungenschaften genannt werden muß, die Wien den Spaniern verdankte. Der Hauptplatz der Duelle war die Gegend der nachmaligen Rofranogasse (heute Lerchenfelderstraße).

Vor einigen Jahrhunderten stand an der Stelle des heutigen Bezirkes Josefstadt in Wien noch ein ausgedehnter Buchenwald, und die große Strecke, auf welcher sich derselbe befand, hieß schon seit dem Jahre 1280 das obere oder untere Buchenfeld. Als der Wald ausgerodet wurde, entstand ein Gebäude: Rodehof, später Rothehof genannt, das von großen Weingärten und Saatfeldern umgeben war und welches zur Zeit der Türkenbelagerung der Familie Kielmann gehörte. Von ihr brachte der Marchese Hyppolit Malaspina das große Besitzthum an sich (1690) und legte mit Bewilligung des Kaisers Leopold I. den ersten Grundstein zu einer neuen Vorstadt von Wien. Am 22. April 1700 verkaufte er diesen Rothenhof mit allen Zubehören und den Garten bis zum Hause „beim grünen Thor" (heute beliebte Ball-Localität), bis an das Lerchenfeld und in die untere Alserstraße dem Wiener Magistrate um 91.000 Gulden und 1000 Gulden Leihkauf, welche Stätte sodann verbaut und die neue Vorstadt dem geliebten römischen Könige Josef I. zu Ehren den Namen Josefstadt erhielt.

Unter den ersten Cavalieren, welche sich in der neuen Vorstadt ansiedelten, war ein Freund des Marchese Malaspina, der aus angesehener neapolitanischer Familie stammende Hieronymus Capece Marchese von Rofrano, kais. geheimer Rath und Generalpostmeister in Italien, Mitglied des höchsten spanischen Rathes, Grand von Spanien erster Classe, welcher sich 1712 von dem berühmten Architekten Fischer von Erlach einen der schönsten Paläste erbauen ließ und mithin der „Rofranogasse" den Namen gab. Der Garten dabei erstreckte sich vormals bis zur Langengasse in der Josefstadt, zu welcher das Palais als erste Nummer zählte (heute Anerspergstraße Nr. 1). Auch den schönen Garten des kais. Oberstwachtmeisters und Fortifications-Ingenieurs Donat Felix de Allio in der Nähe des Rothenhof am Glacis brachte Rofrano im Jahre 1721 käuflich an sich und ließ ihn in sein Palais einbeziehen. Als der Marchese am 29. Juli 1724 starb, folgte ihm im Besitzthum sein einziger Sohn Pietro (geb. 1713), nach dessen am 23. October 1732 erfolgtem Tode kam das Palais an die Tochter des Marchese, Maria Theresia (geb. 1715, gest. 1778), und 1734 durch deren Vermälung mit dem k. k. Kämmerer Grafen Johann Leopold

Kinsky an die Familie dieses Grafen und von diesem an die Fürsten Auersperg, die es heute noch besitzen.

Mit der Rofranogasse nun steht eine wahre Chronik von berühmten und berüchtigten Raufhändeln in Verbindung, denn hier war der gewohnte Platz für alle abzumachenden Duelle, bevor noch die Vorstadt Josefstadt erbaut wurde, und noch später, da man sich von dem Lieblingsplatze nicht leicht zu trennen vermochte. Besonders waren es aber die unter Karl VI. sich zahlreich in Wien einfindenden Spanier, Portugiesen, Italiener und Niederländer, welche vorzüglich solche Zweikämpfe veranlaßten und die wilde Lust daran unterhielten. So entstand dann später die irrige Meinung, diese Gasse habe ihren Namen von dem Ausrufe der Passanten: „Da rauft wieder Auer (Einer)!“ erhalten.

Von den in jener Gegend im Duelle Getödteten sind die markantesten Personen: 1707 der Graf Leopold Rambold Adolf Collalto, getödtet wegen eines Familienzwistes von seinem Halbbruder, dem Generalfeldwachtmeister Augustin Jakob Graf Sinzendorf; 1710 der Page des Prinzen von Hannover, Anton von Merode, ein vielversprechender junger Mann im Alter von 23 Jahren; 1722 Wolf Gottfried Baron Diebitsch, 28 Jahre alt; 1722 Lieutenant Baron Heydenburg, im selben Alter stehend; 1726 der französische Sprachlehrer Josef Divilie, 40 Jahre alt; 1727 der spanische Hauptmann Josef Peraldo, 50 Jahre alt; 1730 der Spanier Josef Rodriguez, 38 Jahre alt u. s. w. u. s. w. Dort blieben (wie im Wiener Diarium zu lesen) aber auch zahlreiche Studenten, Heiducken, Fouriere, Lakaien, Gewerbsleute: Tischler, Nadler, Schwertfeger, Schuster, denn es war eine gräuliche Wirthschaft, eine Duellwuth sondergleichen.

Und das Alles geschah einige hundert Schritte gegenüber der Wohnung des Kaisers, im Angesichte der Hofburg! Ja, man erzählt sogar folgendes, fast unglaubliches Geschichtchen: Zur Zeit der Schuhknecht-Unruhen (Seite 157 u. f. besprochen) spaziert eines Tages mit noch einem Herrn ein unscheinbares Männchen im kaffeebraunen Ueberrock in der Raufgegend im Gespräche auf und ab, wobei es sich nach Angewohnheit die Nase aus seiner Westentasche mit Schnupftabak füllt, wobei es, wie um Luft zu schnappen, stets den Mund offen hält. Dieses bemerkt der Schuhknecht Sebastian Mayr, und da er gerade in übermüthiger Stimmung sich befindet, fordert er den kleinen Tabakschnupfer heraus. Dieser lacht, sein Begleiter nicht minder; der Schuhknecht zieht den Degen und will den kleinen Lacher überfallen. Da erscheint eben ein Wachpiquet, macht Front vor dem kleinen Tabakschnupfer und mit außergewöhnlicher Ehrerbietung die militärischen Honneurs. Das Publikum sammelt sich — „der Prinz Eugen!“ heißt es von allen Seiten. Entsetzt weicht der Schustergeselle zurück, und die Folgen befürchtend, stoßt er sich sogleich den Degen in die Brust. Binnen wenigen Tagen war das Verbot des Waffentragens der Gesellen, auf das härteste verschärft, wieder in Wirksamkeit. Es hatte dieses Verbot (kaiserliches Manifest vom 8. März 1718) gelautet: „daß die Erlaubniß für die Gesellen, zu ihrem Sonntagsstaate Degen tragen zu dürfen, aufgehoben sei, wobei bemerkt war, daß ein jeder, der trotzdem mit einer Waffe an der Seite oder in der Hand betreten würde, den Kopf abgeschlagen bekäme“. Indeß erhellt aus allem Vorhergesagten, mit wie wenig Energie die Sicherheitsbehörde dem gegebenen Gesetze Achtung zu verschaffen verstand.

In jenen Tagen war es eine recht schwere Aufgabe, mit einer Mission an den französischen Hof betraut zu werden, und wer da nicht Thatkraft und Charakterstärke mit schlauer Höflichkeit zu paaren wußte, der zog bestimmt überall den Kürzeren. Besonders als noch Ludwig XIV. regierte, den sein Zeitalter ohne jede Berechtigung den Großen nannte, während er die absonderlichsten

Launen und einen Kleinigkeitsgeist sondergleichen besaß. Im verhimmelten Gefühle seiner Unnachahmlichkeit suchte er Alles um sich her zu verdunkeln und zu demüthigen. Vorzüglich schmeichelte es seiner Eitelkeit, wenn es ihm gelang, durch ein schnelles Imponiren auch den Entschlossensten zu verwirren, und seine Unterthanen spielten mit ihm die lächerliche Komödie, sogar die Hand vor die Augen zu legen, als wären sie von der Sonne geblendet, die sich ihnen plötzlich so majestätisch zeige. Einmal aber zeigte ihm ein Wiener in eindringlichster Weise, wie wenig er sich aus seiner Gottähnlichkeit mache.

Johann Christoph Freiherr von Pentenrieder und Adelshausen, kais. Reichshofrath, Legationssecretär beim Friedensschluß in Baden 1714, darauf außerordentlicher Gesandter nach Paris in einer wichtigen Mission, ein hochgesinnter, kühner Mann, welcher wohl nicht Aesop's Figur, aber dessen Verstand besaß, überreichte dem König Ludwig XIV. in feierlicher Audienz sein Creditiv und begann seine Ansprache an den auf seinem Throne sitzenden König mit den Worten: „Sire! L'empereur mon maître —“ (Allergnädigster König! Der Kaiser, mein Herr —). Aber es fiel ihm der König sofort in's Wort mit dem Ausrufe: „Plus haut, Monsieur le ministre!“ (Lauter, Herr Minister!) Anfangs etwas betroffen über diese, ebenso unerwartete als ungalante Unterbrechung, die ihn umsomehr befremdete, als er sich bewußt war, seine Anrede mit hinlänglich lauter Stimme angefangen zu haben, faßte sich indeß bald und hob mit ruhigem Tone und unverwandtem Blicke auf den heimlich schon triumphirenden König wieder an: „Sire! L'empereur mon maître —“ aber der König warf ein: „Plus haut, Monsieur le ministre!“ zum zweiten Male dazwischen. Aber auch diesmal ließ sich Baron Pentenrieder nicht im mindesten beirren; mit fester, stolzer Haltung trat er einige Schritte vor und sagte, die Bezeichnung seines Monarchen voran setzend: „Sa Majesté l'empereur, mon maître — Sire!“ (Seine Majestät der Kaiser, mein Herr — allergnädigster König!) Und König Ludwig schwieg; seine Umgebung war über die Schlußstellung des Sire in der Anrede auf's höchste betroffen und der Gesandte endete seine Rede, ohne ferner unterbrochen zu werden.

Nach vorzüglicher, in Paris abgelegter Verrichtung kehrte er im Monate October 1716 nach Wien zurück, wurde 1718 zum kais. Bevollmächtigten bei der Allianz in London ernannt, 1720 kais. Gesandter in Paris, 1722 kais. Bevollmächtigter in Cambray, 1725 Großkanzler der Erzherzogin Maria Elisabeth, Gouvernantin der Niederlande (Schwester des Kaisers, geb. 1680, gest. 1741), und starb zu Soissons am 18. Juli 1728. Sein Bruder Anton Konrad Freiherr von Pentenrieder, kais. Oberkriegscommissär, starb in Wien am 6. November 1728 im 47. Lebensjahre, worauf die Pentenrieder'schen Güter an den Schwager der Brüder, Namens Pesseneg, übergingen, jedoch unter der Bedingung, den Pentenrieder'schen Namen weiter zu führen.

Der Nachfolger des Vorigen als Gesandter in Paris, in den Jahren 1726 bis 1733, war Stefan Wilhelm Graf Kinsky (später der erste Reichsfürst dieses Namens, Ritter des goldenen Vließes, geb. am 26. December 1679, gest. als königlicher Statthalter und Oberster Landhofmeister von Böhmen in Prag am 12. März 1749). Der kaiserliche Hof konnte in der That keinen Passenderen wählen, denn Kinsky war in jedem Sinne des Wortes „Hofmann“, verband mit dem Adel seiner Gestalt, der Pracht seiner Kleidung den Geist eines Weisen und wußte seinen Degen so vorzüglich wie seine Sprache zu führen. Auch seine Prachtliebe mußte den prunksüchtigen Franzosen gefallen, denn jahrelang redeten die Pariser von der Pracht seines Einzugs und seiner Auffahrt, von seinen zottigen Hußaren, riesigen Heiducken von der Theiß und lustigen Tischräthen aus Tirol.

Der Ruf war ihm bis nach Paris gefolgt und verschaffte ihm, sowie sein Rang den Eintritt in die vorzüglichsten Häuser. Besonders suchte ein Marquis — die Geheimchronik jener Tage nennt ihn Arthur de Chateauloup — aus einer der ersten Familien seinen besonderen Umgang und zeigte für Kinsky so viel Zuneigung, daß sich dieser von ihm bereden ließ, sich mit ihm, von einem einzigen Diener begleitet, auf sein Landgut Boisrepos, einige Meilen von Paris, zu begeben. Hier wurde er zehn Tage prachtvoll bewirthet und nun schickte sich Graf Kinsky an, wieder nach Paris zurückzukehren.

Der Marquis suchte ihn nicht zurückzuhalten, sagte ihm aber, daß er ihm noch vorher eine große Seltenheit seines Schlosses zeigen müßte, aber nur bei Nacht und allein müßten sie sein. Der Graf war begierig, die gerühmte Seltenheit zu sehen, entfernte sich mit dem Marquis von der übrigen Gesellschaft und wurde von demselben über eine geheime Treppe hinabgeführt, wo er sich auf einmal in — einer Todtengruft erblickte. Verschiedene wohlbalsamirte Leichname, mit geronnenem Blute bedeckt, lagen sichtbar in Särgen von ausgezeichneter Schnitzarbeit.

Mit Erstaunen sah der Graf dies Alles beim matten Schimmer einiger Lampen und dachte sich nichts Anderes, als daß ihm sein Freund in der Familiengruft die traurigen Ueberreste einer geliebten Person zeigen wollte; aber sein Erstaunen erreichte den Höhepunkt, als der Franzose sagte: „Fassung, mein Freund, und keine Furcht ergreife Sie. Man hält Sie in Deutschland für den besten Fechter und mich hält man dafür in Frankreich, welcher Ruf mich bewog, Ihren Umgang zu suchen, in der freudigen Hoffnung, einst das Glück zu haben, eine Probe zu machen, wer von uns Beiden stärker in der Fechtkunst sei. Die Leichname, die Sie hier erblicken, gehören zwanzig theils in-, theils ausländischen Cavalieren an; sie Alle tödtete meine Hand. Nun — Einer von uns Beiden muß ihnen Gesellschaft leisten. Hier sind mehrere gute Degen — versagen Sie mir die Ehre nicht, sich mit mir zu messen, sonst würde ich Sie dazu zwingen müssen. Meine Leute sind schon mit meiner Leidenschaft bekannt; wenn ich unterliege, haben selbe strenge Ordre, Sie sicher nach Paris zu bringen, wo Sie den Ruhm genießen werden, mich besiegt zu haben."

Empört und vernichtend sah der Graf auf den Todtschläger aus Leidenschaft — denn als solchen betrachtete er ihn. Er dachte nach; endlich sagte er: „Mein Herr, ich schlage mich nicht mit Ihnen!" — „Und warum nicht?" — „Weil es mir mein öffentlicher Charakter nicht erlaubt, Ihre Ausforderung anzunehmen. In jedem anderen Falle stehe ich zu Diensten."

Alles half aber nichts. Der Marquis gab ihm einen Degen, griff ihn an und schrie, er solle sich vertheidigen. Als nun der Graf sah, daß er nichts Anderes thun könne, als den Kampf aufzunehmen, erbat er sich nur die Erlaubniß, einige Male in der Gruft auf- und abgehen zu dürfen, um sich von seinem Erstaunen zu erholen, eigentlich aber — um die Leichname und deren Wunden zu betrachten.

Da sah er denn, daß Alle an einem und demselben Orte den tödtlichen Stich empfangen hatten, und schloß daraus, scharfsichtig genug, es liege des Marquis ganze Geschicklichkeit blos in diesem einen Stoß — eine Art Coup de Jarnac (von dem Edelmanne gleichen Namens herrührend). Er merkte sich ihn gut und sagte: „Ich bin bereit, weil es denn schon sein muß!" — Voll Freude umarmte ihn der Marquis und konnte nicht genug mit Worten ausdrücken, wie dankbar er sei für die Ehre, mit dem Grafen einen Gang wagen zu dürfen.

Der Streit begann und beide Theile führten ihn mit gleicher Geschicklichkeit. Als der Marquis nach einigen Minuten dem Grafen den entscheidenden Stoß beibringen wollte, hatte dieser denselben gut parirt und, den Marquis außer

aller Fassung sehend, rief er: „Genug, wir kennen einander!“ — Der Marquis wurde über das Mißlingen seines Stoßes wüthend und stürzte auf den Grafen

Erzherzogin Maria Theresia und ihr Jagdcavalier Franz von Lothringen.

los; dieser sah sich zu ernstlichster Vertheidigung gezwungen und streckte den Marquis todt zur Erde.

Graf Kinsky verließ schaudernd den furchtbaren, grauenerregenden Ort, bei dessen Eingang die Diener seines Gegners den Mann verwundert betrachteten, der aus dieser Höhle unversehrt heraufkam. Noch dieselbe Nacht ging er zurück nach Paris, wo die Geschichte bald bekannt wurde. So rächte ein Gesandter des kaiserlichen Hofes seine tolldreist aufgebotene Ritterehre an einem Menschen, der so viele seiner Mitbrüder, blos als Charlatan seiner Fechtschule, ermordet hatte.

Bauwerke im emporblühenden Wien.

Denkwürdig ist die Entstehungsgeschichte jener neuen Bauten, welche der Munificenz Karl's VI. ihr Entstehen verdanken. Vor allen gebührt hier Erwähnung der Karlskirche auf der Wieden in Wien.

Banger Schrecken hatte die Bewohner der Residenz in Folge jener Begebenheiten erfüllt, welche der Gründung dieses herrlichen Gotteshauses vorhergegangen. Noch waren die Spuren der wilden Verheerungen aus den Tagen der Türkenbelagerung 1683 nicht gänzlich verwischt und kaum begannen die Segnungen des Friedens im Lande umher sich zu entfalten, als eine neue Geisel über Wien hereinbrach und daselbst durch ein volles Jahr wüthete — die Pest. Dieselbe soll durch eine in guter Hoffnung befindliche Schwäbin im März 1713 aus Ungarn eingeschleppt worden sein.

In jener Zeit des Entsetzens wirkte es ermuthigend, daß Kaiser Karl die Mauern Wiens nicht verließ und selbst die kräftigsten Anstalten traf zur Beschränkung und Heilung des Uebels, wie nicht minder, daß der Monarch es nicht blos bei Anordnung jener Maßregeln bewenden ließ, welche die Klugheit gebot, sondern auch seine Zuflucht zur Hilfe Gottes nahm. Er begab sich nämlich am 22. October 1713 mit dem ganzen Hofstaate in den altersgrauen Dom zu St. Stefan, wo er an den Stufen des Altars das Gelübde that: nach Abwendung der Pest zu Ehren des heiligen Karl Borromäus (geb. 1538, gest. als Cardinal und Erzbischof von Mailand 1610) eine Kirche zu bauen.

Nachdem die gräßliche Seuche 8644 Menschen hinweggerafft hatte, erlosch sie im Februar 1714. Es war dies gewiß keine außerordentlich große Anzahl Menschen zu nennen, im Vergleiche mit der vermehrten Bevölkerung Wiens gegen frühere Perioden und derartigen Heimsuchungen, besonders gegen jene im Jahre 1679, welche über 50.000 Opfer zählte. Und bald nach Erlöschen des Uebels beschäftigte sich Karl mit der Erfüllung seines Gelöbnisses.

Als Bauplatz wurde eine freundliche Anhöhe gewählt, am Ausgange des Rennweges, damals von dem kaiserlichen „Kalkstadel" beherrscht, einem alten und weitläufigen Gemäuer, das schon im Jahre 1650 an dieser Stelle bestanden, 1692 umgebaut und nunmehr 1716 demolirt wurde. Die Pläne der herrlichen Baute verfertigte der durch seine vielen Kunstwerke berühmte Architekt Johann Bernhard Fischer von Erlach und dieselben kamen unter Leitung und Aufsicht desselben durch den kais. Hofbaumeister Anton Erhard Martinelli (geb. 1684, gest. 1747) zur Ausführung. Die ausgezeichnetsten Künstler wurden zur Ausschmückung dieses Tempels berufen; die Arbeiten begannen und schon am 4. Februar 1716 erfolgte von der Hand des Monarchen die Versenkung des Grundsteines, welche der Neutraer Bischof Ladislaus Graf Erdödy

eingeweiht hatte. Die Mauern stiegen rasch empor und im Jahre 1723 war der Bau bereits unter Dach gebracht. Mit Ausnahme einiger inneren Einrichtungen war die Kirche im October 1737 ihrer Vollendung zugeführt. Die Baukosten betrugen 304,045 Gulden $22^1/_4$ Kreuzer und wurden theilweise durch Beisteuern der Landstände, theils durch die Hofcasse gedeckt. Weitere Beiträge lieferten die durch Aufhebung der Karthäuser in Prag fällig gewordenen Gelder und außerdem sollen auch jene Strafgelder zum Kirchenbau verwendet worden sein, welche die Stadt Hamburg zahlen mußte, als der dortige Pöbel bei einem Tumulte die katholische Kapelle des österreichischen Minister-Residenten, Max Heinrich Freiherrn von Kurzrock (geb. 1735), demolirt hatte. Auch die Juden Marcus und Mayer Hirschel hatten 150.000 Gulden zu diesem Baue gespendet und wollten ferner zu Staatszwecken 100.000 Gulden geben, wenn die (damals übliche) Wache an ihren Wohnungen aufgehoben würde und nicht so oft Hausdurchsuchungen stattfänden, was ihrem Credit schade.

Nachdem am 18. Juli 1737 die Weihe der von Johann Dival in Wien gegossenen und zusammen über 154 Centner wiegenden acht Glocken geschehen, wurde am 28. October 1737 Kirche und Hochaltar von dem Cardinal-Erzbischof Sigmund Graf Kollonits unter dem üblichen Gepränge eingeweiht. Noch während der Bauführung wurde die geistliche Besorgung dieses Gotteshauses mit kais. Entschließung vom 17. November 1733 dem ritterlichen Orden der Kreuzherren mit dem rothen Sterne (entstanden in Böhmen 1217, sich dem Schutze und der Begleitung der Pilgrime in das gelobte Land, der Pflege der armen, hilflosen Menschheit und der Seelsorge widmend) übertragen. Gleichzeitig traf der Großprior und Ordensgeneral Franz Matthäus Böhmb von seinem Sitze in der Altstadt Prag in Wien ein, empfing die Stiftung des Monarchen und vollzog die Einführung seiner Conventualen (Klosterpersonen), unter deren Obsorge die Kirche (Bild Seite 225), als eine der vorzüglichsten Zierden Wiens, noch heute sich befindet. Am 1. Mai 1738 hatten die stillen Andachten begonnen, denen am 24. August der erste feierliche Gottesdienst im Beisein des hohen Gründers Karl VI. folgte.

Das Aeußere der Kirche gewährt einen herrlichen malerischen Anblick; ihre Höhe von der untersten Stufe des Haupteingangs bis an die Kreuzesspitze der Kuppel mißt 227, die ganze Breite derselben 216 Fuß. Fünfzehn Stufen führen zu der von sechs korinthischen Säulen getragenen Vorhalle hinan, deren Giebel in halb erhobener Arbeit „Wien unter den Drangsalen der Pest“ darstellt. Das Motto auf dem Architrav (Oberschwelle, Hauptbalken) lautet: „Vota mea reddam in conspectu Timentium Deum. Ps. XXI.“ (Mein Gelübde will ich erfüllen im Angesichte Derer, welche Gott fürchten. Psalm 21. 26.) Es ist dem Gelübde des kaiserlichen Stifters entnommen.

Ueber dem Frontispice (Vordergiebel) erblicken wir die Bildsäule des heiligen Karl Borromäus, der knieend, um Hilfe flehend, seine Arme gegen Himmel richtet, umgeben von den Sinnbildern der vier Cardinaltugenden (Glaube, Gebet, Liebe und Buße). Basrelief und Bildsäulen sind von Johann Stanetti, kais. Kammer-Bildhauer, auch in Diensten des Prinzen Eugen stehend (geb. 1663, gest. 1726). An jeder Seite des Portals erhebt sich eine Prachtsäule dorischer Ordnung, 105 Fuß hoch in einem Durchmesser von nahezu 14 Fuß. Auf der östlichen Säule sind St. Karl's Leben und Hinscheiden, auf der westlichen seine Wunder in meisterhaften, nach aufwärts um die Säulen sich windenden Reliefen dargestellt, ein Werk des Bildhauers Christoph Mader (geb. 1697, gest. 1761). Im Innern der Säulenschäfte führen schmale Wendeltreppen zu den Capitälern. Jedes der kleinen Thürmchen auf dem Epistyl (Knauf) der Säulen birgt eine Glocke, und an den Ecken der Capitäler breiten vier

aus cyprischem Erze gegossene Adler ihre Schwingen aus, ein schützendes Geländer bildend. Im Rücken beider Säulen schließen sich triumphbogenförmige Gebäude mit Nebenpforten an die Kirche; sie dienen zum Standpunkte der Uhrwerke und Glocken. Aus der Mitte des Hauptgebäudes steigt die achteckige, von innen 15 Klafter hohe und 10 Klafter weite, mit Kupfer gedeckte Kuppel empor, oben durch eine sogenannte Laterne (thurmartigen Aufsatz) geschlossen.

Den Haupteingang zur Kirche bildet die erwähnte Vorhalle, über welcher das Epigraph: „In Gloriam Dei Omnipotens D. Carolo Borromaeo Deprecatori Caes. Aug. Carolus VI. Rex Cath. et Apost. Solvit. Votum. Cujus. Pro Salute. Populi. A. MDCCXIII. Reus et Anno Eodem Compos. Factus Est." (Zur Ehre des Allmächtigen Gottes hat dem heil. Karl Borromäus als Fürbitter der durchlauchtigste Kaiser und katholische und apostolische König Karl VI. sein Gelübde erfüllt, das er zum Heile des Volkes im Jahre 1713 gelobt und in demselben Jahre ausgeführt hat.)

Bei dem Eintritte in dieses Gotteshaus erregt zunächst dessen schwindelnde Höhe Erstaunen. Von der Sohle bis an den Gewölbeschluß der Laterne mißt dieselbe 192 Fuß, die Länge 174, die größte Breite 114 Fuß. In der Laternendecke prangt das Sinnbild des heiligen Geistes; das umfangreiche Kuppelgemälde stellt die Aufnahme des heil. Karl Borromäus in die Herrlichkeit der Verklärten dar. Diese Fresken stammen von der Meisterhand des kais. Kammermalers Johann Michael Rothmayer von Rosenbrunn (geb. 1660, gest. 1727), welcher 7000 Gulden dafür erhielt. Die Frescomalerei der Architektur in der Kuppel ist von Johann Cajetan Fanti. Den von Johann Ferdinand Prokoff (geb. 1688, gest. 1731 in Prag) verfertigten Hochaltar schmücken eine Statue des heil. Karl und mehrere Nebenfiguren aus weißem Kunstmarmor. Das alterthümliche Crucifix aus Elfenbein ist ein werthvolles Geschenk des Kaisers Josef II.

Im Jahre 1726 wurde eine Prachtbaute vollendet — die kaiserliche Hofbibliothek. Dieses Gebäude, für das schönste des älteren Wien gehalten, nimmt die ganze Südwestseite des Josefsplatzes ein und ist ebenfalls ein Denkmal des Kaisers Karl VI., wozu Fischer von Erlach die Pläne entwarf und den Bau auch selbst leitete. Anfangs litt es unter der ungeheuren Last des daselbst aufgehäuften Bücherschatzes und mußte deshalb 1769 reparirt werden, was auf das dauerhafteste geschah. Damals war jedoch das herrliche Gebäude noch hinter einer hohen Mauer versteckt, welche von der heutigen Reitschule bis zur Ecke der Augustinerkirche hinlief und die vorige Sommer-Reitschule einschloß. Diese Mauer ließ Kaiser Josef II. wegräumen, rief dadurch den nach ihm benannten Josefsplatz hervor und verschaffte dem Publikum den freien Anblick des herrlichen Bibliothek-Gebäudes.

Im vorspringenden Mittelgebäude desselben zeigt sich eine achteckige Kuppel, worauf Minerva, die Beschützerin der Wissenschaften, mit der Quadriga (Viergespann) thront, Unwissenheit und Neid unter den Hufen der Rosse zermalmend. Die darunter befindliche Inschrift heißt: „Carolus Austrius D. Leopoldi Aug. F. Aug. Rom. imp. p. p. bello ubique confecto instaurandis fovendisque litteris avitam bibliothecam ingenti librorum copia auctam amplis exstructis aedibus publico commodo patere jussit. CIↃIↃCCXXVI. — Josephus II. Rom. Imp. et M. Theresia mater augg. fundamentorum et fornicum substructione restaurari jusserunt. CIↃIↃCCLXIX. (Karl von Oesterreich), des seligen Kaisers Leopold Sohn, römischer Kaiser, ließ, nachdem überall der Krieg beendigt war, zur Hebung und Förderung der Wissenschaften die großväterliche Bibliothek, die er durch eine große Menge von Büchern vermehrt hatte, in einem neu erbauten Hause zum öffentlichen Vortheile öffnen.

1726. — Josef II., römischer Kaiser, und dessen erlauchte Mutter Maria Theresia ließen sie durch die Aufführung des Grundbaues und der Decken wieder herrichten. 1769.)

Zur Rechten der Göttin erblickt man den Riesen Atlas mit dem Globus, umgeben von allegorischen Gestalten der Astronomie; links steht die Göttin der Erde, Tellus, mit der Erdkugel und den allegorischen Gestalten der Geometrie. Der unbeschreiblich imposante große Büchersaal selbst ist 240 Fuß lang und 54 Fuß breit, äußerst reich und geschmackvoll verziert und einer der schönsten Säle Europas überhaupt. In seiner Mitte erhebt sich die auf acht Säulen ruhende majestätische Kuppel, welche dem Gebäude das Ansehen eines grandiosen Tempels giebt, in dessen Mittelpunkt die lebensgroße Statue Karl's VI. aus cararischem Marmor steht. Gold, Marmor und Gemälde von Daniel Gran (geb. 1694, gest. 1754) sind darin verschwenderisch angebracht. Das prächtige Plafond-Freskogemälde ist das Meisterstück dieses Künstlers, alle Wissenschaften bilden darin in symbolischen Figuren einen freundlichen Kreis. Rings um den Saal läuft eine großartige Gallerie, zu welcher vier in riesigen Pfeilern verborgene steinerne Treppen führen. Sowohl diese Gallerie, als die mit Medaillons gezierten Bücherschränke sind von Nußbaumholz geschmackvoll gearbeitet und reich vergoldet.

Es sei uns vergönnt, bei dieser Gelegenheit auch von dem herrlichen Bücherschatze zu sprechen. Die unschätzbare Büchersammlung der k. k. Hofbibliothek wurde gegen Ende des 15. Jahrhunderts von dem großen Freunde der Künste und Wissenschaften, Kaiser Maximilian I. (geb. 1459, gest. 1519), gegründet. Ihr Locale war damals bei den Minoriten im Stockwerke neben der Johanneskapelle, für welches das Kloster vom Hofe einen Zins bekam. Unter Kaiser Leopold I., Vater Karl's VI., machte der Bücherreichthum einen größeren Raum zum Bedürfniß und so wurde die Sammlung im Jahre 1663 in jenen Theil des Schweizerhofes übersetzt, wo später die Schatzkammer installirt wurde. Es hat sich aus jenen Tagen eine genaue Abbildung der kaiserlichen Bibliothek erhalten, welche uns einen ungemein interessanten Einblick in die Räume dieses früher benützten Locales gewährt und noch dazu während eines Besuches des Kaisers Leopold I. Derselbe tritt eben links zur Thüre herein, im Kaiserschmucke, die Krone auf dem Haupte, den Kaisermantel umgehängt, dessen Schleppe drei Mohren-Pagen tragen, das Scepter in der linken Hand (etwa weil eben von einer Staatsfeierlichkeit kommend). Gardisten mit Hellebarden folgen dem Monarchen, der, begleitet von dem ihm Allerlei erläuternden gelehrten und hochverdienten Bibliotheks-Director Peter Lambecius (Lambeck, geb. 1626, gest. 1680), seine Schritte mehreren ihn mit der spanischen Reverenz begrüßenden Männern zulenkt. Auf Bänken, vor dichtgefüllten Bücherstellagen, welche die ganze Höhe und Breite der Wände einnehmen, sitzen und stehen die Besucher, welchen die Bibliotheksbeamten — die Lenden mit den Degen umgürtet — mittelst hoher Leitern die gewünschten Bücher herabholen. Der Einblick in die weiteren Säle zeigt deutlich, daß das Naturaliencabinet mit der Hofbibliothek vereint war, an den Wänden hängen Conchylien, allerlei Versteinerungen und Thiere, solche Skelete auch vom Plafond herab. Das Bild (Seite 249) ist, wie gesagt, von großem Interesse.

Da aber unter Kaiser Karl durch seine und seiner Vorfahren Bereicherungen die Menge der Bücher sich schon über 100.000 Stück belief, sah sich dieser Fürst veranlaßt, das herrliche heutige Bibliotheksgebäude herzustellen.

Ein prächtiges Gebäude ist ferner das der Reichskanzlei auf dem Platze der kaiserlichen Burg, im Jahre 1728 von Fischer von Erlach im erhabensten Style ausgeführt. Es hat vier Stockwerke, an beiden Seiten und in der Mitte

Balkone von Marmor und am Giebel ist das Wappen des Erbauers angebracht. Außer den beiden großen Bogen zur Rechten und zur Linken ist die Durchfahrt von dem Michaelsplatze und der Schauflergasse auf den inneren Burgplatz. Bis 1728 stand an der Stelle dieses Prachtgebäudes ein ganz unansehnlicher Tract, der, zu den alten Burggebäuden gehörig, verschiedene Bestimmungen erhielt und gewöhnlich zu Kanzleien verwendet wurde. An einem Ende dieses Gebäudes wurde 1712 die Karolinische Triumphpforte erbaut.

Wie über dem großen Mittelthore, befinden sich über den zwei Bogen ebenfalls Balkons und am Giebel Gruppen von Adlern mit Trophäen. Zu beiden Seiten dieser Bogen zeigen sich kolossale, von Sandstein gearbeitete schöne Gruppen, die vorzüglichsten Thaten des Herkules darstellend; nämlich an dem Bogen, der auf den Michaelsplatz führt, der Kampf des Herkules mit dem Antäus und dem Busiris und an dem anderen Bogen, der in die Schauflergasse führt, seinen Kampf mit dem Nemäischen Löwen und dem Cretensischen Stier. Diese Gruppen sind ein Werk des Hofbildhauers Lorenz Mathielli. (Bild Seite 256.)

Das Gebäude führte bis zur Aufhebung der deutschen Reichsverfassung (1807) seinen Namen mit der That, indem darin der Reichshofrath seinen Sitz hatte. Derselbe zählte nebst dem Präsidenten, Vicekanzler und Vicepräsidenten sieben Reichshofräthe vom Grafen- und Herrenstande und acht Reichshofräthe vom Ritter- und Gelehrtenstande. Von jeher waren strenge Gerechtigkeit in Rechtshändeln zwischen Unterthanen und den Territorial-(Grund-)Herren und getreue Anhänglichkeit an die deutsche Verfassung die Tugenden desselben. Als die Franzosen 1809 in Wien einmarschirten, riefen sie, beim Erblicken des Reichskanzleigebäudes, enthusiastisch aus: „Ah, que cette ville est joli!“ (Ach, wie ist doch diese Stadt schön!)

Ein schönes Seitenstück bildet das sogenannte Schweizerthor, zum Schweizerhofe der kaiserlichen Burg führend. Die Bezeichnung wurde jedoch erst unter Maria Theresia ertheilt, weil die damalige Schweizerwache (Hofburgwache) unter dem alten Portale ihre Wachstube hatte. Der Name dieser Wache stammt daher, daß man in früheren Zeiten an den Höfen die Schweizer wegen ihrer Treue und ihres ansehnlichen Wuchses gerne zu Leibtrabanten zu wählen pflegte, und die Bezeichnung verblieb auch, als die Wache nicht mehr aus eigentlichen Schweizern bestand. Die Thürsteher in vornehmen Häusern (Portiere) wurden ebenfalls „Schweizer“ genannt, weil man dazu ebenfalls gerne Schweizer zu wählen pflegte.

Dieses alterthümlich schöne Einfahrtsthor, eines der prächtigsten Denkmale der Renaissance in Wien, zählt auch in seinem Durchgangsbogen zu den reizendsten architektonischen Werken Wiens. Das Spiegelgewölbe ist in glücklicher Eintheilung mit schönen Fresken bedeckt. Die blauen Hauptfelder enthalten Wappen zwischen Goldornamenten; mit ihnen wechseln weiße Felder mit buntgefärbten Arabesken; das Ganze ist lebensvoll entworfen und von wohlthuendem Einklang der Wirkung. Die Spiegelfläche zeigt das österreichische Wappen auf blauem Grund. In den grauen Feldern in den vier Ecken sind gemalte Bronzehermen (mit einem Kopf geschmückte Pfeiler) angebracht, welche das Mittelfeld zu halten scheinen. Der Name des Malers, dessen Selbstconterfei sich da findet, ist Battista Porti. (Bild Seite 257.)

Dieses Thor entstand bei Gelegenheit der ersten Vergrößerungen und Verschönerungen der kaiserlichen Burg durch Ferdinand I. im Jahre 1552, wie die Inschrift über demselben besagt. Auch sind die fünf Buchstaben des Wahlspruches Kaisers Friedrich III. angebracht, die Selbstlauter A. E. I. O. V. bedeutend: Amor Electis, Injustis Ordinat Vetor (Die Liebe waltet über die

Auserwählten), auch mit der schönen patriotischen Auslegung: „Aller Ehren Ist Oesterreich Voll.“ *)

Auch das kolossale Gebäude des kais. Hofstalles wurde von Karl VI. 1723 erbaut. Es hat drei Thore, und zwar mitten einen Hauptdurchgang und beiderseits, gegen die ehemaligen Vorstädte Laimgrube (heute zum Bezirk Mariahilf) und Spittelberg (heute zum Bezirk Neubau gehörig) ebenfalls Ausgänge. Die Fronte kehrt sich gegen die Hofburg, so daß der Haupteingang dem neuen Burgthor gerade gegenüber steht. Es ist 192 Klafter lang und hat außer den Risaliten (Vorsprüngen), die höher aufsteigen, zwei Fensterordnungen in einer Reihe von 99 Fenstern. Das Gebäude faßt 600 Pferde. In früheren Zeiten wurden die Hofpferde den Hausbesitzern der Stadt zur Last und in den Ställen der Bürger eingestellt; so befand sich z. B. der kaiserliche Sänftenstall in der Kumpfgasse (heute Nr. 5, alt 826), ein Theil der Pferde in dem noch heute Klepperställe genannten Hause der Teinfaltstraße (heute Nr. 6, alt 74). Um nun den Bürgern eine Erleichterung zu verschaffen, ließ Kaiser Karl die Stallungen vor dem Burgthore erbauen. Weil sich aber gleich anfangs bei deren Aufbau ein bedeutender Fehler zeigte, indem das Gebäude viel schmäler aufgeführt wurde, als es die Absicht des Kaisers war, so unterblieb die im Grundriß angedeutete Errichtung der Seiten- und Hintergebäude. Nach dem Willen des Kaisers hätten die Stallungen so geräumig sein sollen, daß man von der Laimgrube zu Wagen bei einem Thore hinein und mitten zwischen den zwei Pferdereihen beim anderen Thore am Spittelberg hätte hinausfahren können.

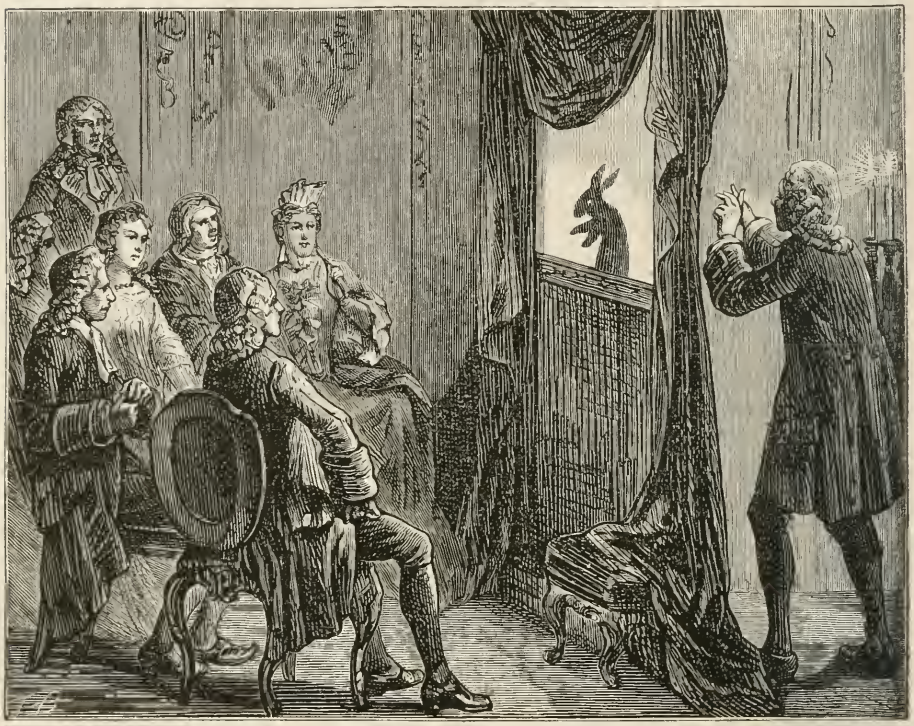
Auch die beiden kaiserlichen Reitschulen verdanken ihr Entstehen dem Kaiser Karl VI. Sowohl die Sommer- als die Winter-Reitschule befinden sich heute auf der Stätte des alten Lustgartens, welchen Ferdinand I. seiner Gemalin Anna zuliebe anlegen und mit einem Labyrinthe oder Irrgarten ausschmücken ließ. Die Sommer-Reitschule befindet sich zwischen dem Gebäude der Winter-Reitschule und dem Schweizerhofe und bildet ein offenes längliches Viereck. Wenn die Erzherzoge sich hier im Reiten übten, so war es von jeher erlaubt, daran als Zuseher theilzunehmen, und unter der Landesmutter Maria Theresia war die Reitschule vorzugsweise der Ort, wo die alte Anhänglichkeit der Wiener sich an dem herrlich heranblühenden Geschlechte ihrer Söhne innig erfreute.

Die Winter-Reitschule wird für die schönste in Europa gehalten; sie wurde nach dem Plane des berühmten Fischer von Erlach, sowie auch unter der Oberaufsicht des Oberststallmeisters Grundaker Graf Althann erbaut. Sie bildet gegen den Michaelsplatz den einen Flügel des neuen Burggebäudes, wie es nach dem Entwurfe Fischer's hätte vollendet werden sollen; die Hauptfronte ist gegen den Michaelsplatz gerichtet; der Eingang ist aber vom Josefsplatz her. Der Bau begann 1729 und war 1735 vollendet, wie die daran angebrachte Inschrift sagt. Das Innere sowohl als das Aeußere dieses prächtigen Gebäudes gewährt einen imposanten Anblick. Jenes bildet ein längliches Viereck; an der innern Wand läuft eine große steinerne Gallerie mit einem steinernen Geländer rings herum, von 46 Steinsäulen getragen. Am obern Ende ist die Kaiserloge, mit einem schönen Gemälde, Karl VI. zu Pferde darstellend, geschmückt. Das schöne Gebäude ward seit seiner Gründung sehr oft bei feierlichen Gelegenheiten zu Bällen und Carroussels verwendet, von welchen später noch gesprochen wird.

Unter Karl VI. wurde die St. Josefs-Säule zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria und des heil. Josefs als Patronen von Oesterreich in Marmor

*) Näheres darüber in M. Bermann's „Alt- und Neu-Wien“, S. 601. (A. Hartleben's Verlag.)

und Bronze ausgeführt und auf dem Hohen Markt aufgestellt. Ursprünglich hatte bereits Kaiser Leopold I. gelobt, dieselbe zu erbauen. Als nämlich im Jahre 1702 sein Sohn, der römische König Josef, zur Erprobung seiner Tapferkeit bei der Belagerung der Festung Landau das Commando übernehmen wollte, Kaiser Leopold aber es nur ungerne zugab, daß der theure Liebling sich solcher Gefahr preisgebe, gelobte er, als er seine Einwilligung ertheilte, die Errichtung einer Marmorsäule zu Ehren des heil. Vaters Josef, sofern der König wieder gesund zurückkehren würde. Als dann sein Sohn nicht nur glücklich, sondern wegen Eroberung der Festung Landau auch ruhmbedeckt zurückgekommen war, gedachte Leopold sogleich seines Gelübdes, ließ den Plan zum Bau des



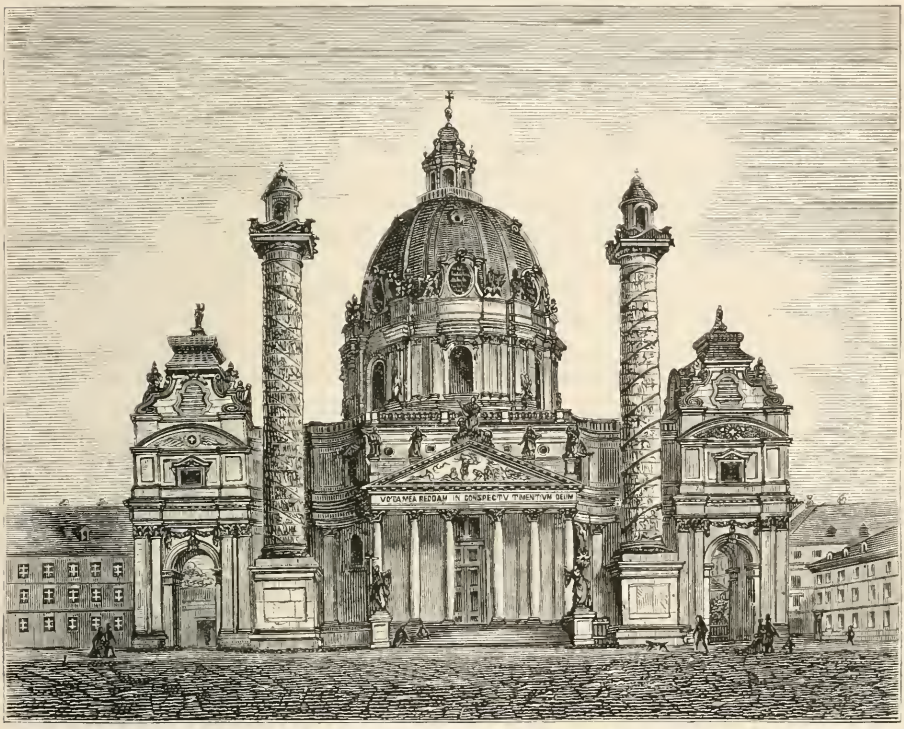
Der Schattenspielmann bei Hofe. (Seite 210.)

Denkmals entwerfen, wozu König Josef selbst die Angaben lieferte, ward aber durch seinen allzu frühen Tod an der Ausführung desselben verhindert.

Da er aber die Beschleunigung des Baues noch auf seinem Sterbebette anbefohlen hatte, beeilte sich auch Kaiser Josef I., den Willen seines Vaters zu erfüllen, und ließ im Jahre 1706 nach dem entworfenen Plan ein hölzernes Modell der Säule auf dem Hohen Markt errichten. Es war diese hölzerne Säule ein Meisterwerk der sinnreichen Erfindung des kais. Oberbaudirectors Fischer von Erlach. Sie stellte einen Tempel von sechs Säulen korinthischer Ordnung vor, in welchem die heil. Jungfrau Maria mit dem heil. Josef vom Hohepriester vermält wurde. Auf der rechten Seite des Tempels auf einem besonderen Piedestal stand die Demuth und auf der linken die Reinigkeit.

Aber auch Kaiser Josef brachte, seines frühzeitigen Todes wegen, die Errichtung des Denkmals nicht zur Ausführung; erst sein Bruder Karl VI.,

von gleicher Andacht zu dem heil. Josef beseelt, erfüllte das Gelübde seines Vaters und ließ die Säule aus weißem Marmor nach dem ursprünglichen Plane und zum Theile noch kostbarer aus Erz vollenden. Der Kaiser selbst legte am 13. August 1729, in Begleitung der ganzen kaiserlichen Familie, den Grundstein, der von Cardinal Kollonits eingeweiht worden war. Mit dem Grundsteine wurde auch eine goldene Denkmünze eingesenkt, auf deren einen Seite der Prospect des Monumentes abgebildet war, mit der lateinischen Unterschrift: „Der Vermälung der Heiligen Josef und Maria." Auf der anderen Seite befand sich die Inschrift: „Dieses vom höchstseligen Kaiser Leopold, Mehrer des Reiches, in Folge eines Gelübdes errichtete hölzerne Werk hat Kaiser



Die Karlskirche in Wien. (Seite 218—220.)

Karl VI., der fromme, gnädige Vater des Vaterlandes, von Grund auf aus Marmor hergestellt und gewidmet. 1729."

Das Monument stellt einen Tempel vor, mit vier prächtigen hohen Säulen, welche eine Kuppel tragen; inmitten auf einem hohen Piedestal stehen die heilige Jungfrau Maria und der heilige Josef, sich die Hände gebend, und auf einer höheren Stufe der Hohepriester, der sie segnet. Auf den vier Ecken der Säule stehen vier schön gebildete Engel mit den Abzeichen der jungfräulichen Vermälung. Unter den vier Engeln zieren die vier Ecken eben so viele Vasen und die beiden Seiten der Säule zwei Springbrunnen. Die vier Säulen und das Piedestal sind aus gemeinem schönen Marmor, die sieben großen Statuen aber aus schneeweißem genuesischen Marmor, von dem berühmten venetianischen Bildhauer Johann Anton Corradini (gest. 1742) gehauen. Die ganze Kuppel, die Vasen und übrigen Verzierungen sind von Erz, worunter ganz oben die

Darstellung des heiligen Geistes und die Strahlen herum in Feuer vergoldet sind. Am Säulenfuße ist mit großen vergoldeten Buchstaben in lateinischer Sprache die Widmungsinschrift zu lesen.

Diese Ehrensäule wurde unter Aufsicht des kais. General-Bandirectors Gundaker Graf Althann in drei Jahren vollendet und am 19. März 1732 in Anwesenheit des Kaisers und des ganzen Hofes vom Cardinal Kollonits mit großer Feierlichkeit eingeweiht. Die akademischen Poeten machten bei dieser Gelegenheit ein Gedicht, das sie dem Kaiser überreichten. Es lautete:

„Was Leopold verlobt, Josef aus Holz erwählet,
Hat Carolus aus Erz und Marmor hergestellet.
Die Frömmigkeit ist fest, wie Erz und Marmorstein,
Wodurch ein Bau nichts mehr als dauerhaft mag sein.
Was Vater, Bruder einst glücklich verfasset haben,
Siehet sich aufgeführt durch Karl's milde Gaben.
Den Großen übertrifft, glückseliger geacht,
Was jenige verlobt, hat er zu Stand gebracht."

Im Jahre 1844 in der Nacht vom 27. auf den 28. März wurde dieses Denkmal durch diebisches Abschrauben und Abschlagen der metallenen Widderköpfe und anderer Verzierungen von den laternenförmigen Seitenvasen stark beschädigt. Da die Polizeiwachstube des Schrannengebäudes sehr nahe gelegen, übrigens stets sich auf dem Platze Einzelposten und Patrouillen befanden, der unbehinderte Diebstahl daher thatsächlich ein Räthsel war, rächte sich der Wiener Witz sofort, indem er erzählte, es wäre zugleich in derselben Nacht an der Thüre der Wachstube ein Plakat angeschlagen worden mit der lapidaren Inschrift: „K. k. Blinden-Institut". Im Jahre 1851 war die Restauration erfolgt und prangte der Josefsbrunnen auf dem Hohen Markte wieder in seiner ursprünglichen Schönheit.

Aus den Tagen Karl's stammt auch das Gnadenbild Maria, Trösterin der Betrübten (Kapuzinerkirche und Kirche St. Leopold). Dieses Bild, vorstellend die Mutter Gottes, wie sie ihr göttliches Kind stillt, brachte der Kapuziner P. Josef Antonius von Trivigliano im Jahre 1727 nach Oesterreich. Er verehrte das kleine Original, das er bisher stets an seinem Herzen getragen hatte, dem Kaiser, und die Copie davon der Kaiserin, welche es in der Hofkapelle öffentlich aufstellen ließ. In diesem Jahre noch kam es von da in die Kapuzinerkirche auf dem Neuen Markt in die kaiserliche Kapelle, wo es seitdem von den Bewohnern der Residenz andächtig verehrt wird. Papst Benedikt XIII. ließ das Bild, in Folge mehrerer Gnaden und Tröstungen für die Beter, als gnadenreich erklären, Fürst Adam Schwarzenberg demselben einen großen silbernen Rahmen mit goldenen Strahlen anfertigen.

Seitdem ferner die Leopoldstadt aufgehört hatte, Judenstadt zu sein, hatte sie sich allmälich so vergrößert, daß bereits um das Jahr 1720 die vom Kaiser Leopold I. gegründete Kirche die Anzahl der Bewohner dieser Vorstadt nicht mehr zu fassen vermochte. Da wurde denn im Jahre 1723 die kleine Kirche vergrößert, erweitert, von außen durch einen schönen Thurm und neue Glocken, von innen aber durch neue Altäre, zumal durch das treffliche Altarblatt geschmückt, das den heiligen Leopold als Schutzpatron des Landes darstellt. Noch fehlte indeß ein Bildniß der Gottesmutter. Mit Freuden willigte daher der kaiserliche Hof in das Gesuch der Stadtbehörde und gestattete, daß eine getreue Copie des soebengenannten, in der Hofkapelle verehrten Bildes verfertigt würde, die der Maler Wolfgang Karl Hauer aus Wien mit Meisterhand ausführte. Nachdem dieses Bildniß vollendet worden und durch den frommen Missionär, P. Josef Anton, festlich geweiht war, ließ der Erzbischof von Wien im Jahre 1727 eine Mission eröffnen, die mit größter Feierlichkeit und unter dem Hinzuströmen

einer großen Menschenzahl das Bild in die Hauptkirche übertrug und auf dem prachtvoll geschmückten Altare zur Verehrung der hochgebenedeiten Jungfrau aufstellte.

Im Jahre 1777 wurde das erste Jubiläum des Bildes durch acht Tage gefeiert. Kaiserin Maria Theresia schenkte bei dieser Gelegenheit der Kirche einen himmelblauen, reich mit Silber durchstickten Ornat, Josef II. ließ den Kirchplatz mit den künstlichen eisernen Gittern verzieren und dessen Gemalin schmückte das Gnadenbild mit einem kostbaren Halsgeschmeide. Auch zeichnete sich die Pfarrgemeinde durch milde Freigebigkeit aus; denn durch ihre Beiträge ward der Hochaltar erneuert und der größte Theil der Ausgaben bestritten, welche diese Feierlichkeit erforderte; ja mehrere Mitglieder derselben ließen den großen, 35 Mark schweren, silbernen Rahmen verfertigen, in welchem noch gegenwärtig das Marienbild aufbewahrt wird.

Aus den Tagen Karl's stammen auch die zahlreichen, dem heiligen Märtyrer Johannes Nepomuk gewidmeten Kirchen, Kapellen, Statuen, Denksäulen u. s. w., über deren vorzüglichste und schönste wir weiter unten sprechen werden.

Johannes wurde in der Stadt Nepomuk in Böhmen geboren (daher sein Name) und nach einer schweren Krankheit in seiner Kindheit von den Eltern dem Altare geweiht. Er selbst hatte viele Lust zum Priesterstande, dem er sich vollkommen hingab, nach vollendeten Studien auch die Auszeichnung eines Magisters der Philosophie, Theologie und des Kirchenraths erhielt; später wurde er Domherr der Prager Metropolitankirche, worauf er die Aufgabe erhielt, vor König Wenzel IV., beigenannt der Faule (geb. 1361, gest. 1419), das Evangelium zu predigen; man betraute ihn ferner mit dem Amte, die königlichen Almosen an die Armen auszuspenden und die Königin erwählte ihn zu ihrem Gewissensrathe. Als Wenzel immer tiefer in Laster sank (die auch seine spätere Gefangenschaft zur Folge hatten), wagte er es, von Johannes zu verlangen, daß ihm die im sacramentalen Gerichte (Beichtstuhl) anvertrauten Geheimnisse der Königin Johanna eröffnet würden, welchem Verlangen aber der mit Schmeicheleien, dann mit Drohungen versuchte Diener Gottes widerstand. Deshalb wurde er auf Befehl des Königs gefoltert, in den Kerker geworfen und endlich, am 20. März 1393, zur Nachtzeit in die Moldau geworfen. Die Legende erzählt, daß, als der entseelte Leib flußabwärts getrieben wurde, sich auf dem Wasser umherschwimmende brennende Lichter zeigten, weshalb der Leichnam von den Domherren erhoben, im feierlichen Zuge nach der Metropolitankirche gebracht und dort in ein Grab gelegt wurde. Von da an verehrte man stets Johannes als „Märtyrer" (Blutzeugen), und schon 1675 geschah eine Anregung zum Processe der Heiligsprechung, aber erst im Jahre 1721 wurde derselbe selig, am 19. März 1729 aber von Papst Benedikt XIII. heilig gesprochen.

Von da an wurden bei dreihundert dem Heiligen errichtete Kirchen, Kapellen und Statuen, die sogenannten Nepomucenus-Andachten gehalten, gewöhnlich durch acht Tage fortgesetzt und oft recht prunkvoll durchgeführt. Die interessantesten Denkmäler dieser Art sind folgende.

Vor Allem die Johanneskirche in der Praterstraße. Im Jahre 1729 wohnte in dieser, damals noch Jägerzeil genannten Straße im sogenannten Aichbiegelhause (heute Nr. 50 und 52, alt 50 und 51) ein herrschaftlicher Laufer, der das Bildniß der heil. Maria von Pötsch auf seinem Hausaltare aufgestellt hatte. Bei der bald darauf entstandenen Feuersbrunst blieb dieses Bild verschont und wurde darauf an einem großen Baume in der Praterstraße aufgehängt, da von zahlreichen Andächtigen besucht und mit so vielen Gaben geschmückt, daß man es endlich für gerathen hielt, eine Kapelle aus Brettern darüber zu errichten. Als 1734 ein heftiger Sturmwind die hölzerne Kapelle zersplitterte und den

Baum umriß, wurde auf Veranlassung des k. k. Forstmeisters Josef Sperlbauer und des Grafen Johann Caraffa (gest. als kais. Feldmarschall 1743) eine steinerne Kapelle auf demselben Platze zu Ehren des heil. Johann von Nepomuk erbaut, in derselben das Bild Maria von Pötsch zur Verehrung aufgestellt und am 8. December 1736 die erste heilige Messe gelesen. Diese Kapelle bestand bis 1780, um welche Zeit Josef II. den Prater mit Alleen und Anlagen verschönerte. Da nun diese Kapelle die Breite der Praterstraße einnahm und sowohl die Ansicht des Praters verstellte, als auch die Zufahrt dahin unbequem machte, ließ sie der Kaiser abbrechen und statt derselben eine kleine freundliche Kirche, etwa zwanzig Klafter aufwärts, erbauen. Im Jahre 1786 zur Pfarrkirche der Vorstadt Jägerzeil erhoben, genügte gar bald der immer mehr anwachsenden Bevölkerungszahl die Kirche nicht, indeß wurde der Bau der gegenwärtigen Johanneskirche erst 1841, nach dem Plane des Professors Karl Rösner, vom Kaiser Ferdinand I. anbefohlen; 1846 war die Kirche vollendet.

Eine sehr schöne Johanneskapelle wurde auf der Hohen Brücke im Jahre 1725 errichtet, bestehend aus sechs korinthischen Marmorsäulen mit der Alabaster-Statue des Heiligen, und zwar auf Veranlassung des Herzogs Moriz Adolf Karl von Sachsen-Zeitz (geb. 1702, gest. als Bischof von Leitmeritz und Cardinal 1759). Im Jahre 1858 wurde die altersgraue, mit gefahrdrohenden Rissen und Sprüngen reichlich versehene „Hohe Brücke" durch einen freundlichen gothischen Neubau ersetzt und die Kapelle abgetragen.

Eines der schönsten Kunstdenkmäler Wiens in seiner Art ist die Johanneskapelle am Franz Josefs-Quai zunächst der Karlsbrücke (Bild Seite 233); sie wurde im Jahre 1744 an der Stelle einer aus Holz erbauten und 1741 abgebrochenen aus Privatmitteln errichtet. Die kunstvoll gearbeiteten, vergoldet gewesenen Eisengitter der Fenster und des Thores sind herrliche Meisterarbeiten des Schlosserhandwerkes aus dem 18. Jahrhundert. Schon oft wurde auf die Demolirung des hübschen kleinen Kirchleins im Renaissancestyle, bei welchem alljährlich die neuntägige Andacht zu Ehren des heil. Johannes Nepomuk abgehalten wird, angetragen, aber stets entrann sie diesem traurigen Schicksale, zuletzt nur unter der Bedingung, daß sie im guten Zustande erhalten werde, ohne Staats- oder sonst öffentliche Mittel in Anspruch zu nehmen. Und in der That gelang es dem Vorsteher dieser Kapelle, Karl Metzger, Beamter der Ersten öffentlichen Sparcasse, Ritter des Ordens vom heiligen Grabe, dieselbe mit Unterstützung der Verehrer des Heiligen bis zum heutigen Tage in gutem Stande zu erhalten.

Eine Begebenheit aus den Jugendjahren des berühmten Feldmarschalls Prinz Karl Josef de Ligne (geb. 1735, gest. 1814) verdient hier Erwähnung. Der Fürst selbst erzählt sie folgender Art: „Ich war eines Tages im Garten Montecuculi (bereits Seite 205 besprochen) gewesen. Auf dem Rückweg fahre ich sehr rasch vor der kleinen Kapelle an der oberen Brücke vorbei, ohne zu wissen, daß dem Heiligen zu Ehren eine Procession war, die gerade aus einer kleinen Straße hervorkam. Ein Frommer, von Zorn entbrannt, hält die Vorderpferde auf und wirft sie rücklings nieder. Ein Anderer fällt über den Kutscher her, ein Dritter schlägt auf ihn los. Ich schreie ihn an: „Fahre zu! Zum Teufel!" Diese Worte waren in der später gegen mich vorgebrachten Klage herausgehoben und hätten mich fast um den Dienst gebracht. (De Ligne war damals gerade Oberst geworden.) Mein Kutscher peitscht darauf los, man hält alle vier Pferde an. Da steige ich aus und zerstreue, da ich unglücklicher Weise kein Rohr bei mir hatte, mit dem Degen in der Faust die ganze Procession. Der Priester bleibt ganz allein an seinem kleinen Altare stehen und ich ziehe meines Weges."

„Zwei Tage darauf ist mir der Teufel auf den Fersen: Geistlichkeit, Bürgerschaft, Polizei, Justiz und ein paar Dutzend Actenstöße. Der Marschall Neipperg (Wilhelm Reinhard Graf Neipperg, k. k. Hofkriegsrathspräsident, geb. 1685, gest. 1774) läßt mich kommen. Er sagt mir: „Was haben Sie gemacht? In der alten Zeit mochte das angehen, Karl VI., so streng er war, hat darüber gelacht, als die Fürsten Commerci und Vaudemont wegen Straßenlärm auf der Polizei saßen; aber eine Procession! — Die Kaiserin! Sie sind verloren! — Geben Sie doch zu Herrn von Schrattenbach (Franz Ferdinand Graf Schrattenbach, Statthalter von Niederösterreich, geb. 1707, gest. 1780).“

„Das will ich bleiben lassen,“ antwortete ich. „Begegne ich ihm, so spreche ich vielleicht mit ihm von der Sache. Meinen ergebensten Dank, Herr Marschall!“ — Der Proceß nahm eine fatale Wendung; ich fürchtete mich noch mehr vor einer Predigt von der Kaiserin Maria Theresia, als vor der Cassation. Da sehe ich den dicken Polizeichef in seine Loge (Kärntnerthor-Theater) treten. Ich gehe ihm nach, erzähle ihm, wie meine Livrée und ich beschimpft, wie mir Pferde und Kutscher mißhandelt worden, wie man sogar mich mißhandeln wollte. Seine Excellenz meint, man habe Recht gehabt, man hätte meinen Burschen ganz wohl umbringen können, ja am Ende sollen. Ich werde zornig, Seine Excellenz meint noch, sie wisse ja auch nicht, ob ich die Wahrheit sage. Da werde ich wüthend und unbesonnen, wie man in dem Alter ist, in dem ich damals stand (er zählte zwanzig Jahre), rufe ich: „Sie glauben auf der Stelle, was ich sage! Denn wenn es Euer Excellenz nicht glaubt, so . . .“ Und dabei machte ich Miene, ihn in's Parterre hinunter zu werfen. Seine Excellenz thut, als ob sie es glaubte, und schlägt den Handel nieder.“

Daß dies nicht der einzige „Dumme-Jungen-Streich“ war, den Prinz de Ligne beging, erzählt er selbst recht naiv weiter, indem er sagt: „Wie manchen Verweis, wie manchen Degenstich und Proceß hatten mir nicht zu weit getriebene Scherze eingetragen! Falsche Unterschriften, unterschobene Briefwechsel, lächerliche abgeschmackte Negotiationen (Handelsgeschäfte), Käufe u. dergl., zu denen ich Leute wider ihren Willen verführt, tausenderlei tolles Zeug, wobei ich keinen Zweck hatte, als zu lachen und ein paar Anderen etwas zu lachen zu geben. In Lüttich z. B. gab ich mich einmal am Stadtthore und im Wirthshause für einen Cardinal aus, der im Namen des Papstes den Fürstbischof (Johann Theodor Herzog in Bayern, geb. 1703, gest. 1763) wegen seines unkirchlichen Lebenswandels vermahnen solle. Der Bischof verging beinahe vor Angst und dann vollends der Scandal hinterher in den Zeitungen. Er beklagte sich über mich schriftlich beim Prinzen Karl (Prinz Karl Alexander von Lothringen, Feldmarschall); da kam er aber schlecht an, denn der Prinz lachte sich halbtodt, als er mit mir von dem Handel sprach.“

Nicht so glücklich wie der Kapelle bei der Karlsbrücke erging es der im Jahre 1819 an Stelle einer einfachen Johannesstatue erbauten Johannes Nepomuk-Ehrensäule (ebenfalls Kapellchen) am linken Ufer des Donaucanals, gegenüber vom Schöllerhof nächst der Ferdinandsbrücke. Dieselbe wurde im Jahre 1877, da sie denn doch so ziemlich verfallen war, demolirt, während es nur einiger Restauration bedurft hätte, um sie wieder herzustellen. Der Statue selbst nahm sich ein Steinmetzmeister der Leopoldstadt an und stellte sie in seinem Hause auf, an Stelle der Kapelle wurde aber eine Baumreihe gepflanzt.

Fremde Ankömmlinge und sonstige Personalien.

Durch zwanzig Jahre hatte der erste Hannswurst Stranitzky (Bild Seite 49) ruhmgekrönt in Wien geherrscht; aber nunmehr fühlte er seine körperliche Schwäche bei herannahendem hohen Alter. Er dachte daran, seinen Gönnern einen Nachfolger zu geben, der das Glück an seine Fersen zu bannen vermöchte, und ein solcher fand sich einzig und allein in dem zweiten Komiker des Kärntnerthor-Theaters — in Gottfried Prehauser.

Prehauser war zu Wien am 8. October 1699 im später sogenannten Dreilauferhause auf dem Kohlmarkt (heute Nr. 26, alt 253, Ecke der Herrengasse) geboren worden. Sein Vater war Haushofmeister beim Besitzer des Gebäudes Johann Anton Freiherrn von Selb, der selbst ein tüchtiger Musiker war. Als Feldpage machte er, wie schon erwähnt, den ungarischen Türkenkrieg mit, kam nach der Schlacht von Belgrad nach Wien zurück und hatte da Gelegenheit, den berühmten Hannswurst Stranitzky zu sehen. Nun ging sein heißestes Sehnen dahin, einer Laufbahn zu folgen, welche anscheinend so viel Glück, Ehre und Reichthum brachte. In der That hatten sich Stranitzky und seine Gattin Maria Monica, genannt die Hannswurstin, ein für die damalige Zeit bedeutendes Vermögen erworben; er war nebstbei kaiserlicher Hof-Zahn- und Mundarzt, hatte gleich im Komödienhause selbst seinen Zahnladen, und das warf ihm einen bedeutenden Verdienst ab. Er wurde selbst Besitzer mehrerer Häuser.

Neben dem k. k. sogenannten untern Arsenale (Salzgries Nr. 22, alt 183 in der Zeughausgasse) stand ein altes Stadtthor, welches durch einen alten Römerthurm lief, der vom nahen Schiffs-Arsenale den Namen Arsenalthurm erhielt. Als nahe dabei im Jahre 1558 das „Neue Thor" eröffnet wurde, ging das alte Thor ein, man vermauerte dessen Durchgang gegen die Nordseite und in seiner Thorwölbung schlug der Grobschmied des Arsenals seine lärmende Werkstätte auf. Dieser ungemein merkwürdige Thurm, durch welchen, nebenbei gesagt, 1618 die Dampierre'schen Reiter mit Sauthilier an der Spitze zogen, um Kaiser Ferdinand II. den Bedrohungen der protestantischen Landstände zu entreißen, maß auf jeder Seite sieben Klafter und somit betrug die Peripherie (Kreisumfang) der vier Seiten 28 Klafter. Dem Hannswurst Stranitzky gefiel der Platz und er erbat und bekam vom Kaiser Karl VI. die Erlaubniß, sich auf diesem Thurme eine Wohnung bauen zu dürfen. (Bild Seite 272.) In dieser abenteuerlichen Wohnung bereitete er den größten Theil seiner extemporirten Rollen vor und schrieb sein spaßiges Werk: „Olla potrida des durchtriebenen Fuchsmundi". (Wien, 1722.) Später ließ er das Haus in seiner damaligen Gestalt, im Werthe von beiläufig 50.000 Gulden, worauf blos 8000 Gulden Schulden lasteten, ganz neu erbauen, überließ es aber noch vor seinem Ableben an seine Gattin Monica, nach deren Tode (1758) es an die übriggebliebenen Kinder Ignaz, Kaspar, Franz und Dominik Stranitzky, Juliana verehlichte Schledt und Franziska verehlichte Scharanzky kam. Im Jahre 1760 verkauften sie es dem Abte von Klein-Mariazell, nach Aufhebung dieses Stiftes kam es 1782 der Abtei Melk, 1785 der von Kremsmünster zur Administration zu, 1798 übernahm es die nieder-österr. Staatsgüter-Administration, die hier ihren Sitz aufschlug, und nach deren 1831 erfolgten Vereinigung mit der k. k. Cameral-Gefällen-Verwaltung wurde das Haus zum Amtsgebäude der k. k. Lotto-Direction (Salzgries Nr. 20, alt 184). Das Thor, durch welches die Retter Ferdinand's eindrangen, liegt noch heute unter dem Lotto-Directions-

gebäude. Stranitzky besaß ferner noch ein großes schönes Gebäude in Gumpendorf, und dieses, wie das Haus in der Stadt, hieß im Volksmunde bis auf die neuere Zeit noch immer das „Hannswurstenhaus".

Prehauser war, als er nach Wien kam, etwa achtzehn Jahre alt, ein aufgeweckter Junge, und so schloß er sich an einige Schauspieler an, die er in der bereits bekannten Komödiantenherberge „zum ewigen Licht" kennen gelernt hatte. Einer unter ihnen verschaffte ihm ein Engagement in der Bretterbude des Jakob Hierschnak, eines bürgerlichen Zahnarztes, der seine freie Zeit, die ihm nach Erledigung seiner zahnärztlichen Operationen übrig blieb, zur Leitung eines Polichinell-Theaters, das er abwechselnd auf dem Judenplatze und auf der Freiung aufgeschlagen hatte, benützte. Hier betrat er als „Don Philipp" im „Steinernen Gastmahl" zum ersten Male die Bühne, hier sah ihn ein anderer Theaterunternehmer und nahm ihn mit nach Linz, Steyer u. s. w., wo er sich zur Rolle des Hannswurst ausbildete und mit seinem Principale fast ganz Deutschland durchzog. Im Jahre 1725 berief ihn endlich Stranitzky für zweite komische Rollen an sein Theater nach Wien und Anfangs des Jahres 1726 übergab er ihm bei seinem letzten Auftreten den Dirigentenstab — die Pritsche.

Während seines Engagements, vor dem Abtreten Stranitzky's, wurde Prehauser wenig vom Publikum beachtet und nur mit geringem Beifall belohnt; wie sollte also ein derartiger Mann, dessen Talent gleichwohl der Altmeister erkannte, beim Publikum eingeführt werden? Indeß, es mußte unter jeder Bedingung gewagt werden.

Am Tage des Abschiedes von der Bühne, nach unzähligen Beifallssalven des überfüllten Hauses, trat am Schlusse der Vorstellung Altmeister Stranitzky vor und bat das Publikum: „Wollen Sie mir, Hochverehrteste und Gnädigste, erlauben, daß ein alter Veteran Ihnen eine Bitte vortrage?" — Aus allen Kehlen ertönte es: „Ja, ja, ja!" — Nun trat Stranitzky hinter die Coulisse, führte Prehauser, der in das Hannswurstengewand gekleidet war, bei der Hand herein und sagte: „Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen hier meinen Nachfolger vorstelle; — ich weiß keinen Tauglicheren für mein Fach und erbitte mir Ihre Gnade für meinen Clienten." Aber, als Stranitzky ausgesprochen hatte, herrschte Todtenstille in allen Räumen; Niemand regte sich. Da — inspirirt von einer glücklichen Idee — fiel Prehauser auf die Kniee nieder, hob die Hände, zur Bitte gefaltet, in die Höhe und rief mit den unwiderstehlichsten komischen Geberden: „Ich bitt' Ihnen um Alles in der Welt, gnädige Herren, lachen S' do über mi!" — Dies schien den Wienern so überaus drollig, daß sie in ein stürmisches Gelächter ausbrachen — die Eisrinde war gewichen und von dem Tage an Gottfried Prehauser der erklärte Liebling.

Er war aber auch ein außerordentliches Talent, einer der größten Komiker, man muß sagen Charakterdarsteller, der seinen Vorgänger an Vielseitigkeit weit überragte, denn er excellirte nicht allein in den Hannswurstenrollen, sondern auch im Fache der komischen Alten, und insbesondere spielte er in täuschenden Verkleidungsscenen unnachahmlich. Auch seine Improvisationen waren voll des pikantesten attischen Salzes.

Bei dieser Gelegenheit mögen ein paar der geistreicheren Improvisationen aus damaligen Stücken hier Platz finden. Bei solchen Gelegenheiten warfen sich die Schauspieler gegenseitig die Schlagworte zu, welche Jeder aufzugreifen hatte.

„Wie befindest Du Dich?" fragte Prehauser seinen Collegen. — „Nicht allzuwohl," antwortet Stranitzky, „seitdem ich Dich nicht gesehen, habe ich mich verheiratet." — „Hm, das ist ja gut." — „Nicht, wie Du denkst, denn ich habe eine schlimme Frau bekommen." — „Desto böser." — „Nicht so böse, als Du meinst, denn ihr Heiratsgut bestand in 20.000 Gulden." — „Ei nun,

das tröstet." — „So sehr eben nicht, denn ich habe für diese Summe Schafe gekauft, welche alle am Schwindel umkamen." — „Das ist in der That ein schlimmer Zufall." — „Nicht gar so schlimm, denn ich habe aus den Fellen mehr gelöst, als die Schafe mich kosteten." — „Auf diese Weise ist der Schaden ersetzt worden?" — „Nicht so, wie Du glaubst, denn mein Haus, in welchem ich das Geld hatte, ist von den Flammen verzehrt worden." — „O weh, das ist ein großes Unglück!" — „Im Gegentheil, denn meine Frau ist zugleich mit dem Hause verbrannt."

Auch außerhalb der Bühne war Stranitzky voll improvisatorischem Witz und Laune. Als ihm in einer Gesellschaft Jemand klagte, daß er so fett sei und kein Mittel dagegen fände, meinte Stranitzky, er könne ihm dazu guten Rath geben, wenn er nur weder Fleiß, noch Unkosten spare, und als ihm erwidert wurde, daß man es an nichts ermangeln lassen wolle, sagte er: „Nun, so nehmet zum Ersten ein Pfund Sorge alle Morgen in Euren Leib, fein nüchtern zum Anbiß; darnach zwei Pfund Schwermüthigkeit mit Thränen durchmischt zum Mittagmahl; desgleichen eine gute Schüssel voll betrübter Gedanken anstatt des Schlafes mit Wermuth zugerichtet zum Vesper- oder Halb-Abendbrot, und dann auch so viel hunderttausend Herzensangst zum Nachtessen, und bringet die Nacht hin mit Processen und Rechnen, was Euch's kostet und wie viel Ihr vergebens aufwenden müßt, so wird Euer fetter Leib bald schlank, mager und geschmeidig werden."

In einer anderen Gesellschaft wurde von einem vor Kurzem gestorbenen Kaufmanne gesprochen. Ein anwesender Arzt sagte selbstgefällig, er hätte viel Aehnlichkeit mit dem Kaufmanne gehabt. Da sagte Stranitzky trocken: „Sie irren sich, lieber Doctor, denn der Mann hat in seinem Leben keinen Menschen umgebracht." — Ein andermal war die Rede von einem Manne, der einen sehr langen Wuchs hatte, dabei auch grenzenlos dumm war. Stranitzky meinte: „Der Mann ist sehr zu entschuldigen; das oberste Stockwerk eines hohen Hauses wird selten bewohnt." — Als einst von glücklichen Ehen gesprochen wurde, sagte Stranitzky trocken: „Ich habe nie eine glücklichere Ehe gesehen, als die Vermälung des Dogen mit dem Adriatischen Meere!"

Bald nach der Uebergabe des komischen Scepters an seinen Nachfolger starb Stranitzky in seiner Wohnung im Komödienhause am 19. Mai 1726.

Der Curiosität halber mögen hier noch einige Titel sogenannter „Hanns-wurst-Actionen" aus jenen Tagen mitgetheilt werden. Zu beiden Seiten des an der Spitze der Komödienzettel prangenden mächtigen kaiserlichen Adlers stand gedruckt: „In dem von Ihrer Römisch-Kayserlicher und Königlicher Spanisch-Catholischen Majestät privilegirten Comödien-Hauß beym Cärntner-Thor wird heut eine gantz neue und weder hier noch anderer Orten gesehene Comödie aufgeführt werden, welche genannt wird: Der flüchtige Geist Isabella und deren fünfzehnmalige Verwandlungen. Mit Hanns-Wurst's beängstigten und zerstörten Hochzeit." — Nach einer kurzen Inhaltsangabe des Stückes wurden dann die „Veränderungen des Theaters" angeführt, welche bei obiger „Burleske" besonders reichhaltig waren. Da kam vor: „1. Ein Schiff mit Segeln, auf welchem Horatio und Hanns-Wurst fortziehet. — 2. Ein Flugwerk, vermittelst welchem Isabella und Hanns-Wurst durch die Luft getragen werden. — 3. Ein Tisch, aus welchem die schönsten Fontainen entspringen. — 4. Ein Apfelbaum, dessen Früchte sich in lächerliche Briefe verwandeln. — 5. Ein Baum, dessen Aepfel sich vor dem Hanns-Wurst in Knödel und Cervelatwurst verwandeln. — 6. Die Verwandlung des Hanns-Wurst's Gestalt in ein Todtengerippe. — 7. Isabella zaubert aus einer Mauer eine völlig gedeckte Tafel mit Schenktisch, Wein und Gläser auf einen Stranch, welches Schaustück niemalen in einer

Komödie wird sein gesehen worden. — 8. Isabella schenkt aus einer Bouteille weißen und rothen Wein. — 9. Sieht man des Horatio Bettstatt, an welche sich Hanns-Wurst hält, in die Luft gehen." — Der Anfang war bei dieser Burleske „wegen Länge der Verwandlungen" auf halb sechs Uhr angesetzt, sonst begannen die Vorstellungen um sechs Uhr.

Zu den in jener Zeit besonders beliebten Stücken gehörten noch folgende: „Die durch die Wasser-Schleussen umsonst belagerte Stadt Amsterdam, oder: die zwei schöne, galante, unglückliche, doch zuletzt glückseligst bekehrte Jüdinnen. Mit Hanns-Wurst, einem Feind der alten Weiber." — „David's Vater-Thränen über den Untergang seines Sohnes Absalons; oder: des Himmels schwerer Zorn die Kinder weiß zu strafen, wenn gegen Eltern sie ergreifen ihre Waffen." — „Il finto principe (der erdichtete oder verstellte Prinz), der verwirrte Hof von Belvedere, mit Hanns-Wurst, einem durch Zauberei verstellten Fürsten, und Pantalon, einem verliebten und mit Schlägen abgefertigten Hofmann." — Auf dem Zettel waren wohl die „agirenden Personen", jedoch die Darsteller der Rollen nicht genannt.

Die Nepomuk-Kapelle am Donau-Quai. (Seite 228.)

Im Jahre 1729 kam eine Persönlichkeit nach Wien und nahm da ihren ständigen Aufenthalt, welche noch heute eines Weltrufes genießt — der Dichter Metastasio. (Bild Seite 241.) Es verlohnt sich, über ihn, zu dessen Ehren in Wien ein Monument errichtet wurde, eingehender zu sprechen.

Pietro Trapassi (erst später Metastasio genannt) erblickte das Licht der Welt in Rom am 3. Januar 1698. Arme, aber ehrenhafte Eltern standen an seiner Wiege, welche, ohne ihm eine bessere Erziehung geben zu können, doch die angeborenen Talente ihres Sohnes sich unverkümmert entfalten ließen. Von zarter Jugend auf übte sich der arme Pietro im improvisirten Vortrage über jeden ihm aufgegebenen Gegenstand und erregte Bewunderung und Theilnahme.

Gian (Johann) Vincenzo Gravina (geb. 1664, gest. 1716), ein berühmter Rechtsgelehrter und Trauerspieldichter jener Zeit, hörte eines Tages das Kind und führte es, mit der gern gegebenen Erlaubniß der Eltern, zu sich nach Hause. Von ihm erhielt der Knabe den griechischen Namen Metastasio (Uebersetzer) und gleichzeitig gründlichen Unterricht in der griechischen, lateinischen und italienischen Literatur. Bald ein blühender Jüngling von einnehmendem Aeußeren, rang Metastasio mit berühmten Improvisatoren (Stegreif-Dichtern), wie Paul Rolli, Varini u. A., um die Palme, und seine melodische Stimme, seine feurige Fantasie, der harmonische Bau seiner Verse entzückten das weite Rom.

Mit vierzehn Jahren schon schrieb Metastasio auf Anregung seines Gönners die Tragödie „Giustino“, entnommen der „Italia liberata da Goti“ (Italien, von den Gothen befreit; erstes regelmäßiges Heldengedicht) des Gian Georgio Trissino (geb. 1478, gest. 1550) und rechtfertigte damit die Erwartungen seines Gönners.

Unleugbar war die poetische Begabung Metastasio's unter der Pflege und Sorgfalt Gravina's schon zu einer schönen Ausbildung gediehen und der Meister sorgte nun auch dafür, daß sein Schüler mit philosophischen Disciplinen und der Rechtsgelehrsamkeit vertraut wurde. Doch schon im Jahre 1718 entriß der Tod dem jungen Poeten den wohlwollenden väterlichen Freund, welcher ihm seine reiche Bibliothek und 15.000 Scudi hinterließ. Und nun folgte Metastasio ausschließend nur mehr den Eingebungen seines poetischen Geistes und schickte sich nun an, das Melodrama, welches der Florentiner Octav Rinuccini (gest. 1621) in seiner „Daphne“ geschaffen, Jakob Peri musikalisch belebt, Johann Baptist Lully (geb. 1633, gest. 1687) in der Kunst des Vortrages gepflegt hatte, auf den Gipfel der Vollendung für seine Zeit zu erheben und er wurde so der Schöpfer des neueren italienischen Schauspiels.

Gegen das Ende des Jahres 1720 kam Metastasio nach Neapel, wo er den „Endymion“, „gli orti Esperidi“ (Gärten der Hesperiden) u. s. w. schrieb. Im letzteren Werke hatte die berühmte Sängerin Anna Maria Bulgarelli (geborene Ginsti, gest. 1734), genannt la Romanina, die Rolle der Venus vertreten. Metastasio, der glückliche Dichter, lernte sie kennen und ward in den glänzenden Kreis von Freunden eingeführt, welcher die gefeierte Künstlerin umgab. So kam er auch mit dem Maestro Nicolo Porpora (geb. 1685, gest. 1767) zusammen, welcher ihn in die Tiefen der musikalischen Wissenschaft einweihte. Metastasio schrieb für seine geliebte Bulgarelli auf deren Wunsch „La Didone abbandonata“ (die verlassene Dido), welche ungemein ansprach, und begleitete sohin seine Freundin nach Venedig, wo 1727 sein „Catone“ zur Aufführung kam. Doch es war „Cato“ viel zu ernst für die fröhlichen Söhne Venetiens und — er fiel durch. Unbekümmert schrieb Metastasio fort und brachte für den Carneval von 1729 die „Semiramis“ und den „Artaxerxes“, welche seinen Ruf wiederherstellten. Diese und andere Melodramen machten seinen Namen bereits durch ganz Europa bekannt.

Indessen hatte der berühmte Apostolo Zeno (geb. in Venedig 1688, nach Wien berufen 1715, daselbst Hofdichter und Historiograph, gest. in Venedig 1750), welcher den Text zu vielen der Opern und Ballete geschrieben, die unter Karl VI. in Scene gesetzt wurden, und der nun im Begriffe stand, den kaiserlichen Hof von Wien zu verlassen, den berühmten Dichter als seinen Nachfolger empfohlen, und so richtete denn Mittwoch den 31. August 1729 Prinz Ludwig Pius von Savoyen, der Hofmusik-Intendant, im Auftrage des Monarchen an den damals in Rom weilenden Metastasio ein Schreiben, durch das er ihn einlud, in kaiserliche Dienste zu treten. Der Prinz äußerte sich: „Der Beifall, mit welchem Ihre Werke von aller Welt, wie vom Kaiser selbst aufgenommen werden, ist der Grund, aus welchem ich im Auftrage Seiner Majestät Sie einlade, in ihre Dienste zu treten. Die Höhe des Gehaltes, das Sie wünschen, wollen Sie selbst bemessen; alles Uebrige wird keinem Anstande unterliegen. Apostolo Zeno wünscht sich keinen anderen Genossen als Sie, denn er kennt zur Stunde Niemand, der geeigneter wäre, einem so kenntnißreichen Monarchen zu dienen, als Metastasio.“

Fast zwei Monate später, erst am 27. October, gelangte diese Einladung in die Hände des Dichters, der nun ungesäumt antwortete und zusagte. Es begannen nun die Verhandlungen über die Ziffer des Gehaltes, jedoch erst am

6. Januar 1730 war Alles endlich so weit gediehen, daß der Prinz auf die Bitte des Dichters beim Kaiser einen Vorschuß von drei Quartalen seines Gehaltes jährlicher 3000 Gulden beantragen konnte. Als Grund seiner Bitte, die er auf Vorschuß einer ganzen Jahresbesoldung richtete, wies Metastasio wie der Prinz auf die Besorgniß hin, durch die Kosten der Reise, der zu entrichtenden Taxen und zahlreicher anderer Erfordernisse gleich von vorneherein in Schulden zu gerathen und dadurch die Ruhe und Sammlung zu verlieren, die seine Arbeiten forderten.

Der Antrag des Prinzen Pio hatte durch das Oberstthofmeisteramt an den Monarchen zu gelangen und ist die Art der Erledigung nicht ohne Interesse. Der Oberstthofmeister, Feldmarschall-Lieutenant Rudolf Sigmund Graf Sinzendorf (geb. 1670, gest. 1747) richtete nämlich deshalb nicht etwa einen besonderen Vortrag an den Kaiser, sondern brachte den Antrag des Prinzen zugleich mit der Dienstentsagung einer „Comödie-Naderin, Casquetenmacherin und Federschmuckerin" zur Kenntniß des Monarchen. Die Art der Begründung zeigt so recht, daß in jenen Tagen besondere Hochachtung für Kunst und Wissenschaft in ihren Vertretern nicht zu den hervorragenden Eigenschaften der Personen dieses Amtes gehörte. Von unserem Dichter heißt es in dem erwähnten Vortrage: „Dieser Metastasio ist zwar dem Treu-gehorsamsten Obrist-Hofmeister-Ambt weder quoad personam, nec quoad aetatem, valetudinis constitutionem, aut qualificationem sive capacitatem (weder nach seiner Person, noch nach seinem Alter und seinem Gesundheitszustande, noch nach seiner Beschaffenheit oder Befähigung) im mindesten bekannt, noch auch wissend, ob er schon dahier angekommen seye oder nicht; in supposito jedoch, daß seine allergnädigste Aufnahme bereits ihre vollkommene Richtigkeit haben und von selbigem nicht zu besorgen sein solle, daß man an Ihme etwa in kurzer Zeit abermahl einen neuen theueren Provisionär (Bestallten), wie wohl öfters mitunter geschehen, zur Last des aerarii (Staatsschatzes) haben werde u. s. w." — erbitte sich das Oberstthofmeisteramt den Befehl Seiner Majestät. Karl VI. genehmigte den Antrag des Prinzen; aber von da an bis zur persönlichen Vorstellung des neu ernannten „italienischen Hofpoeten" verstrichen wieder vier ganze Monate, so daß seit dem Beginne der Verhandlungen nach elf Monaten endlich Metastasio seine Antrittsaudienz beim Kaiser zu Laxenburg halten konnte.

Diese Audienz hatte Dienstag den 18. Juli 1730, Nachmittags drei Uhr, nachdem er vom Prinzen Pio war zur Tafel gezogen worden, statt und wenige Tage darnach berichtete er in seiner Weise den Verlauf derselben einem Freunde in einem vertraulichen Briefe folgendermaßen: „Der Kammerherr, der mich in das Gemach des Monarchen führte, verließ mich an der Thüre desselben. Ich sah nun den Kaiser, der stehend an einem kleinen Tisch lehnte. Sein Haupt war bedeckt, sein Antlitz zeigte einen ernsten und feierlichen Ausdruck. Wie sehr ich mich auch auf diese Begegnung vorbereitet hatte, so fühlte ich doch einige Beängstigung. Mir fiel es ein, daß ich mich im Angesichte des größten und mächtigsten Mannes der Erde befinde und daß mir obliege, zuerst zu sprechen, eine Verpflichtung, die mich eben nicht ermuthigen konnte. Ich machte die herkömmlichen drei Verbeugungen: eine beim Eintritte, die zweite in der Mitte des Zimmers, die dritte nahe bei Seiner Majestät. Darauf ließ ich mich auf ein Knie nieder, aber der Monarch befahl mir, mich zu erheben, indem er mir huldvoll zurief: „Stehen Sie auf, stehen Sie auf!"

„Jetzt sprach ich mit einer Stimme, die, wie ich glaube, wenig Sicherheit verrieth, ungefähr in diesem Sinne: „Meine Freude und meine Verwirrung, mich zu Euer Majestät Füßen zu sehen, sind gleich groß. Seit meiner Kindheit hatte ich mich nach diesem Augenblicke innig gesehnt, und jetzt finde ich mich nicht

nur im Angesichte des größten Monarchen der Erde, sondern ich habe auch die ruhmvolle Sendung, mich seinen Dienern anreihen zu dürfen. Ich weiß, welche Verpflichtungen mir mein Amt auferlegt, ich weiß, wie schwach mein Talent ist, aber wenn ich mit Aufopferung meines halben Lebens ein Homer (man nannte ihn nämlich den Homer der Oper und den Sänger Hasse seinen Orpheus) werden könnte, wahrlich, ich würde mich nicht besinnen, es zu werden. Durch Fleiß und Anstrengung werde ich jedoch, so viel mir möglich ist, den Mangel an Talent zu ersetzen streben. So groß auch meine Schwäche ist, Euer Majestät Großmuth und Huld sind doch unendlich größer. Ich hoffe, daß die Würde eines kaiserlichen Dichters mir jene Fähigkeit verleihen wird, die ich von meinem Talente nicht erwarte."

„Je mehr ich sprach, desto mehr erheiterten sich, wie ich bemerkte, die Züge des Monarchen. Als ich geendet hatte, antwortete er mir mit klarer Stimme: „Von Ihrem Talente war ich bereits früher überzeugt, jetzt lerne ich auch Ihr anmuthiges Benehmen kennen. Ich zweifle nicht, daß Sie mich in Ihrer Wirksamkeit als kaiserlicher Diener vollkommen befriedigen, ja, mich verpflichten werden, mit Ihnen zufrieden zu sein." — Hier hielt der Monarch inne, um zu sehen, ob ich etwa noch eine Bitte hätte. Ich aber bat ihn nach der mir früher gegebenen Weisung um die Bewilligung, seine Hand küssen zu dürfen. Lächelnd reichte mir der Kaiser die Hand und drückte dabei meine eigene. Zugleich erhoben und hingerissen von diesem kostbaren Liebeszeichen, faßte ich die Hand des Monarchen, drückte sie mit beiden Händen und küßte sie so laut, daß mein gnädigster Herr sich leicht überzeugen konnte, daß dieser Kuß von Herzen kam."

Metastasio war also jetzt im Dienste des Kaisers Karl VI. und der Monarch ließ es keineswegs an Gunstbezeigungen fehlen. Schon wenige Monate darnach hatte der Dichter Veranlassung, seinem Monarchen zu Danke verpflichtet zu sein, denn dieser verlieh ihm unter'm 17. Juli 1733, ohne daß Metastasio es irgendwie durch die Fürsprache Anderer zu erreichen suchte, die Stelle eines Einnehmers oder Schatzmeisters in der Provinz Cosenza des Königreichs Neapel, eine Stelle, die, selbst wenn sie nicht persönlich versehen ward, was des Dichters Stellung am Hofe begreiflicherweise nicht gestattete, immerhin 1500 Gulden jährlich eintrug und auf Lebenszeit verliehen war. Dieser öffentliche Beweis von Zuneigung seines Monarchen erfreute unsern Dichter in hohem Grade, umsomehr, als er sie nur der Großherzigkeit des Kaisers zu danken hatte. Er erzählt selbst: „Zudem mußte mich noch mehr hinreißen die rasche, liebenswürdige und gnädige Art, mit welcher Karl mir diese Begünstigung verlieh." Denn der Kaiser hatte geradezu und an öffentlicher Tafel einem seiner Räthe erklärt, „es sei sein Wille und durchaus billig, daß Metastasio diese Stelle erhalte".

Trotzdem war der Dichter nicht blind gegen die Hauptfehler der damaligen Regierung, namentlich den schleppenden Gang der Staatsgeschäfte, welcher durch lauter Bedächtigkeit und Vorsicht das Beste versäumte, wie er sich denn auch ganz unumwunden in einem lateinischen Brief an den sardinischen Gesandten in Wien, Louis Malabaila Graf von Canales (Ahnherr der Grafen von Canal), aus dem Anfange des Jahres 1741 darüber ausspricht, indem er äußert: „Alles, was jetzt zum Schutze des Staates im Civile und Militär vorbereitet wird, könnte allerdings unsere gebrochenen Hoffnungen wieder aufrichten und unsern Muth stärken, wenn nur nicht mit Grund zu befürchten wäre, daß unser gewohntes Zögern wie immer die besten Gelegenheiten zum Handeln abermals versäumen werde."

In Wien schrieb Metastasio zuerst das Oratorium „Sant Elena al Calvario", dann mehrere andere Melodramen, deren schärfere Charakterzeichnung, größere Einfachheit der Handlung und Nüchternheit der Sprache den Beginn

der zweiten Periode seiner dichterischen Laufbahn günstig kennzeichnen. Da starb in Rom seine Freundin Bulgarelli (1734) und er hauchte den ganzen Schmerz seiner tiefverwundeten Seele in seiner „Betulia liberata“ (das befreite Bethulien) aus. Im selben Jahre entstand auch die „Clemenza di Tito“ (die Huld des Titus). Die Romanina hatte ihm ihr ganzes, 21.000 Thaler betragendes Vermögen vermacht; indessen war sie verheiratet und hatte ihren Gatten nie geliebt, nie geachtet und ihm deshalb auch ihr Vermögen entzogen. Aber der edle Metastasio konnte solches nicht ertragen. Ihr Herz, ihre Liebe war ihm das Theuerste, ihr ganzes Vermögen galt ihm nichts und er trat es sofort dem Gatten der Romanina ab.

Um die Schilderung des berühmten Mannes nicht zu unterbrechen, müssen wir, in Bezug auf ihn, den Ereignissen vorausgreifen. Der Dichter feierte die Vermälung der Erbprinzessin Maria Theresia mit Franz Stefan von Lothringen (12. Februar 1736) durch seinen „Achille in Sciro“, welcher Karl VI. so entzückte, daß er Metastasio die Erhebung in den Adelstand antrug; aber dieser schlug die Ehre bescheiden aus. Viele andere Melodramen und kleinere Musikstücke gehören derselben Periode an.

Seine Thätigkeit wurde vorübergehend durch die nach dem Tode Karl's VI. (1740) eintretende stürmische Periode unterbrochen. Seit 1745 fiel er in eine tiefe Melancholie, welche auch auf seine Arbeiten einen erdrückenden Einfluß ausübte; doch schickte er seinen „Ottilio Regolo“ 1749 dem berühmten Hasse nach Dresden und feierte die Krönung Josef's II. (1764) mit der Dichtung „Egeria“.

Seine Briefe enthalten viel Interessantes. So schreibt er am 12. Mai 1753 an den Fürsten Trivulzi nach Venedig über die neue Besetzung der höchsten Würden des Staates durch Maria Theresia, so über die Ernennung des Grafen Uhlefeld zum Oberstbofmeister, des Grafen Kaunitz an dessen Stelle zum Staatskanzler u. s. w.; er erzählt ihm auch, die Kaiserin habe drei Paläste, in und um die Residenz gelegen, an sich gekauft, deren einen sie dem Grafen Johann Chotek, den zweiten dem Grafen Wenzel Kaunitz, den dritten dem Grafen Josef Wilczek geschenkt habe, und ruft dann aus: „Wie schön ist es doch, einer Monarchin zu dienen, die ihren Dienern nicht blos gewährt, was sie bedürfen, sondern auch, was ihnen Freude macht!“

Im Jahre 1752, am 9. Januar, beklagt sich unser Dichter in einem vertraulichen Schreiben an denselben Fürsten auf komische Weise über seinen Stand und seine Verwendung am Hofe, wobei er unter Anderem sagt: „Wie glücklich sind Sie doch, Verehrtester, daß Sie kein Dichter sind und deßwegen keinen Herrscher die Lust anwandeln wird, Sie zum Hohne Minerva's schwätzen zu lassen. Meine gnädigste Kaiserin will aber, daß ich singe, obwohl ich heiser bin und verschnupft. Da sitz' ich also wieder und zerbrich mir den Kopf nach einem dramatischen Stoffe, der die hohen Sängerinnen nicht nöthigt, ihre Beine sehen zu lassen. Ich wandere also nach Asien. Auf baldiges Wiedersehen!“

„Zum Zeichen der Dankbarkeit für meine früheren Arbeiten übersandte mir die Kaiserin, mit einer Freigebigkeit, die ihr besser kleidet als meinem Verdienste, einen Leuchter sammt Schirm und Lichtscheere aus Gold, von großem Werthe, sowohl der Arbeit als des Stoffes wegen, und fügte den ausdrücklichen Befehl hinzu, meine Augen zu schonen. Jetzt verachten Sie mir einmal, wenn Sie den Muth haben, meine Augen, welche sich einer so erhabenen Beschützerin rühmen können.“

Noch weitläufiger und lustiger läßt sich Metastasio vernehmen über die vorhin erwähnte Beschränkung in der Wahl des Stoffes für seine musikalischen Dramen in einem Briefe vom 18. Februar desselben Jahres an den Sänger

Farinelli (Carlo Broschi, geb. 1705, gest. 1782, sang 1728 und weiterhin noch zweimal in Wien). Außer den antiken Stoffen, des minder verhüllenden Costüms wegen, durften nämlich auch keine gegenseitigen Bekämpfungen der Tugenden und Laster im gewählten Stoffe für hohe Darsteller liegen, weil Niemand von diesen eine widerliche Rolle übernehmen wollte; zudem sollte sich die Handlung auf höchstens fünf Personen, auf ein gewisses Maß der Zeit, der Verwandlungen und Arien, ja sogar auf eine bestimmte Anzahl Verse beschränken. Endlich ruft der gequälte Dichter aus: „Ich habe nur einen Trost und das ist die immer gleich bleibende Zufriedenheit meiner gnädigsten Monarchin, täglich durch neue und öffentliche Kundgebungen außer Zweifel gestellt."

Bei alledem lebte Metastasio in Wien in ziemlich mittelmäßigen Umständen. Da, wider Erwarten, machte er eine Erbschaft von 150.000 Gulden. Zugleich aber erfuhr er, daß der Freund, der ihm sein Vermögen vermacht, noch nahe Anverwandte habe, die in großer Dürftigkeit schmachteten. Metastasio, von dieser Nachricht äußerst beunruhigt, unterrichtete sich genau von der Sache, reiste sogar in dieser Absicht selbst nach Bologna und erkundigte sich sehr sorgfältig, bis er endlich die Verwandten seines verstorbenen Freundes ausfindig macht. Er entdeckt ihnen sogleich, was vorgefallen war, und giebt der Sache die Wendung: es habe sein Freund, im Vertrauen auf seine Redlichkeit, ihm sein ganzes Vermögen anvertraut, damit es sicher in die Hände Derer komme, die darauf die gegründetsten Ansprüche haben. Er sei deshalb nach Bologna gereist, um seine Pflicht zu erfüllen und das Vergnügen zu haben, ihnen das anvertraute Vermächtniß zuzustellen.

Mit dem herannahenden Alter sank die Spannkraft seines Geistes, er selbst fühlte gar wohl die Mühen der schwieriger gewordenen Arbeit, doch war auch diese Periode durch manchen Sonnenstrahl der Gunst der großen Kaiserin Maria Theresia erhellt, deren Tod er tief beweinte. Auch Josef II. beschützte den greisen Dichter wie seine Vorgänger und ehrte den Genius, welcher drei Regierungsperioden mit seinem Talente erfreut hatte, mit welchem das Melodrama, das Apostolo Zeno in Wien eingebürgert hatte, im Allgemeinen zu Grabe ging.

Als Papst Pius VI. nach Wien kam, bewunderte Metastasio vom offenen Fenster seiner Wohnung (das letzte Stockwerk im sogenannten alten Michaelerhaus am Kohlmarkt; damals Nr. 1182, später 1152, heute 11) eine jener glänzenden Processionen, welche die Anwesenheit des Heiligen Vaters verherrlichten, zog sich jedoch dabei eine Verkühlung zu und starb am 12. April 1782. Die letzten Worte, womit er das heilige Abendmahl empfing, waren:

„Jehovah! Gott der Huld!
Nimm hier in Deinem Sohne
Den Sühner meiner Schuld,
Und Deiner Liebe Pfand!

Sieh, Herr! vom Sternenthrone
Dies Opfer an, und dann
Verwerfe, wenn sie kann,
Mich Deine Vaterhand!"

Italien feiert noch heute Metastasio's Namen als einen Stern erster Größe seiner reichen Literatur des 18. Jahrhunderts; indessen auch im humorvollen Tone wußte Metastasio manch' nettes Gedichtchen vorzubringen. So eines Tages, als man ihn fragte, wie ihm Laxenburg gefalle, und er improvisirte:

Lassenburgo non è castello,
Lassenburgo non è città,
Ma è un luogho bello,
Che piace a Sua Maestà!"

(Laxenburg ist weder Schloß noch Stadt, aber ein schöner Ort, welcher Ihre Majestät gefällt.)

Ein andermal, wo ein freudenreiches Ereigniß am Hofe in Aussicht stand (1746), sagte die Kaiserin Maria Theresia zu einem ihrer Hofwürdenträger: „Was meinen Sie, werde ich einen Sohn oder eine Tochter zur Welt bringen?" — „Einen Prinzen," antwortete der Hofmann. — „Und ich wett' zwei Ducaten, daß es ein Mädel sein wird!" erwiderte die Kaiserin.

Theresia gebar wirklich eine Prinzessin (Maria Amalia); somit hatte der Hofherr verloren und wußte nicht, wie er sich dabei benehmen sollte, denn es ging doch nicht an, die zwei Ducaten der Kaiserin zu schicken. In dieser Verlegenheit wendete er sich an Metastasio. Als er ihm die Sache erzählt hatte, sagte dieser: „Hm, Sie müssen in jedem Falle bezahlen." — „Bezahlen? Wie kann ich der Kaiserin zwei Ducaten geben?" fragte der Hofherr. — „Da will ich gleich Rath schaffen," antwortete der Dichter. Auf ein Stückchen Papier schrieb er dann einen Vers und sagte: „Da hinein wickeln Sie Ihre zwei Ducaten und übergeben sie der Kaiserin. Der Vers aber lautete:

Io perdei: l'Augusta figlia
A pagar m'ha condannato;
Ma s'è ves, che a Voi sommiglia,
Tutto il mondo ha guadagnato.

(Ich habe verloren; die Kaisertochter hat mich zum Bezahlen verurtheilt; aber wenn sie der Mutter gleicht, so hat die ganze Welt gewonnen.)

Die Leiche Metastasio's ruht in der Gruft der Michaelerkirche, unter der Mariahilfkapelle, ganz unversehrt und mit kenntlich erhaltener Gesichtsbildung in seinem Abbé-Mäntelchen; im Innern der Kirche ist ihm eine Erinnerung gewidmet. Ein schönes Denkmal aber wurde ihm im Jahre 1855 in der italienischen Nationalkirche (Minoriten) gesetzt, die schöne vom Udineser Bildhauer Vincenz Lucardi verfertigte lebensgroße Marmorstatue auf Piedestal, geschmückt mit Emblemen, mit dem Namen und mit Basreliefs, welche Momente aus dem Leben des Dichters darstellen. Metastasio ist in sitzender Stellung angebracht, auf dem Knie liegt ein offenes Buch, die gehobene rechte Hand hält die Feder.

Eine später viel beliebte Institution verdankt man dem sächsischen Kaufmanne Friedrich Sigmund Barthold — die erste Güter-Lotterie. Derselbe, ein begüterter Handelsmann, hatte um das Jahr 1716 sein Geschäft in Sachsen aufgegeben und sich nach Wien begeben, um daselbst den Rest seines Lebens zuzubringen und die Früchte seines jahrelangen Fleißes in Ruhe zu genießen. Anfangs 1717 kaufte er sich ein artiges Landhaus in dem der Residenz nahen Weinhaus bei Währing, der sogenannten Türkenschanze gegenüber, das er durch einen Neubau vergrößern und verschönern ließ. Aber schon 1721 riefen ihn wichtige Familienangelegenheiten wieder bleibend in sein Vaterland zurück und er wünschte seine Besitzung zu veräußern. Als sich jedoch lange kein Käufer fand und ihm seine Angelegenheiten keinen längeren Verzug gestatteten, fiel er auf den Gedanken, seine Besitzung durch eine Art von Lotterie an Mann zu bringen. Er machte den Plan dazu und ließ in das „Wiener Diarium" (Nr. 1856, vom 17. bis 20. Mai) mit großen Lettern folgende Anzeige einrücken:

„Es wird hiermit Jedermänniglich kund und zu wissen gemacht, was Maßen ein gewisser Herr zu Weinhausen, nicht weit von der Stadt Wien, ein Haus, sammt einem Garten habe, welches, nämlich das Haus, in vier Zimmern, zwei Kucheln, einem Keller auf hundert Eimer Wein, wie auch Stallung auf fünf Pferd, einen großen Schupfen; der Garten aber in schön-fremden nieder-

ländischen Bäumen, einem kleinen Weingarten und einem erbaut-tiefen Brunn von 22 Klaftern, besteht."

„Weilen nun gedachter Herr nicht mehr hier zu bleiben gesinnet ist, als hat sich selber entschlossen, ermeldtes Haus sammt dem Garten zu verkaufen. Wann also selbes durch gute Freund und Liebhaber erkaufet, oder sothanes Haus und Garten durch 42 Losen, deren 14 treffende und 28 fehlende, das Leggeld aber für jeglichen Zettul 50 Gulden sein wird, ausgespielt werden; wobei, nebst verhoffenden Gewinn, jeglicher ein besonderes Vergnügen zu haben, versichert wird. Wiewohlen aber das Haus über 2000 Gulden gekostet, kann doch einer solches um einen geringen Preis an sich ziehen, maßen auf folgende Art das Werk tractiret werden:

Der erste Treffer hat keine andere Bürde auf sich, als daß er gegen Uebernehmung des Hauses und Gartens 500 Gulden herausgebe, welche 500 Gulden

Fischer von Erlach, Schöpfer vieler Bauwerke Wiens. (Seite 218—224.)

in verschiedene Zahlen ausgetheilet und einem jeglichen Gewinnenden ein gewisses Quantum gegeben wird, nemlich: dem zweiten 100, dem dritten 80, dem vierten 60, dem fünften 50, dem sechsten 40, dem siebenten 30, dem achten bis vierzehnten je 20 Gulden, also in Summa 500 Gulden. Mithin kommt dem erst Gewinnenden das ganze Haus sammt dem Garten, so nicht um 2000 Gulden erbauet worden, um 550 Gulden. Wem beliebig ist sein Glück zu wagen, kann sich in dem Matschaker-Hof (Seilergasse heute Nr. 6, alt 1091, schon damals ein Einkehrwirthshaus, Absteigort der Dedenburger Landkutscher) beim dasigen Wirth (Georg Grimb) anmelden und seinen Namen allorten notiren lassen, da, sobald die Geldsumme deren 2000 Gulden complet sein wird, sowohl die Publizirung des Ortes, als auch die Ziehung der Losung mit einer guten Merenda (Vesperbrot, Mahlzeit) bestehen solle. NB. Wegen eines Los-Zettuls können Zehn oder Mehrere zusammenstehen. Anbei kann ein Jeglicher versichert sein, daß die Uebergab des Hauses und Garten, sammt allen zugehörigen Instrumentis (Urkunden) an eben selbigem Tag geschehen solle."

Obschon nun die Aussicht auf großen Gewinn nicht allzu glänzend war, reizte doch die Neuheit der Sache; die Lose waren bald vergriffen und die Ziehung wurde am 25. Juli im großen Speisezimmer des ersten Stockes im damaligen Matschakerhof (der heutige ist ein Neubau des Jahres 1845) vorgenommen, wobei die versprochene gute Mahlzeit nicht fehlte. Der erste Treffer fiel auf die Nummer 32, welche sich in den Händen des Branntweinbrenners Georg Neuhauser, Besitzer eines Hauses in der Riemerstraße (heute Nr. 15, alt 814), befand. Und so ist dies der erste Fall einer öffentlichen Realitäten-Ausspielung in Wien, lange vor Errichtung des Lotto di Genova (kleine Lotterie), die erst unter Maria Theresia (1751) stattfand. Kaufmann Barthold aber, der seinen Zweck erreicht hatte, begab sich bald darauf nach Sachsen zurück.

Es existirten indeß damals bereits Geld-Lotterien, die aber so schlau

Hofdichter Pietro Metastasio. (Seite 233—239.)

eingerichtet waren, daß Niemand, der einsetzte, verlieren konnte. Ein Zeitgenosse hebt da besonders die „Einhundert privilegirten Lotterien der Röm. Kais. Orientalischen Compagnie" (bereits Seite 115 u. f. besprochen) hervor, über die in Wien am 29. April 1721 ein ausführlicher gedruckter Bericht ausgegeben wurde, um die treuherzigen Bewohner Oesterreichs anzulocken. Es waren Schwindeleien, wie sie Paris in den Actien Law's und England in der Südsee-Compagnie gleichzeitig hatte. Diese mit der Orientalischen Compagnie in Verbindung gesetzte ungeheure Lotterie bestand aus hundert Classen, jede zu tausend Losen, und ward alle Jahre viermal gezogen. Die Summe, die ausgespielt ward, belief sich auf 120 Millionen Gulden Rheinisch, so viel betrugen die Gewinne und Prämien. Wie bekannt, gerieth diese Lotterie schon 1730 wieder in's Stocken.

Wien hatte aber noch viel früher eine Gattung von Lotterien, nämlich deren Vorläufer, die sogenannten „Glückshäfen". Schon Kaiser Rudolf II. ertheilte im Jahre 1582 dem Jakob Prüssel, Bürger zu Nürnberg, die Bewilligung „zu fruchtbarer Vertreibung allerhand seiner habenden Silber-

geschmeide, schönen Bildnisse, Kräuter und Thierlein von Gold und Silber, sammt anderen mühsamen schönen Kunststücken und Schmuckwerk von Sammet und Seidenwaaren, auch Bezahlung der Schulden, darein er durch Zusammenbringung derselben gerathen, einen gebräuchlichen redlichen Glückshafen allenthalben im heiligen Reich (also auch in Oesterreich) durch Verstattung eines jeden Orts-Obrigkeit anzurichten und zu halten". — Dieses Privilegium wurde am 1. Februar 1585 erneuert, doch sollte allerorten die Obrigkeit immer darauf sehen, daß das Glückshafenspiel „ganz aufrecht, ehrlich, redlich und unverdächtig, ohne alle arge Gefahr, Betrug oder List" vor sich gehe, jederzeit binnen Monatsfrist ende, auch alle Gewinnste oder Gaben vor Augen gestellt würden. Ferner sollten, zur Verhütung alles Argwohnes, immer auf Kosten des Unternehmers von Obrigkeitswegen zwei oder mehrere Personen deputirt und verordnet werden, welche vom Anfang bis zum Ende, besonders aber bei Einrichtung des Hafens, zugegen wären, und dem so lange beiwohnten, „bis ein Jeder nach Erstattung des Legegeldes mit eigener Hand zu seinem Glück nach einem Zettel greifen würde".

Zu Ende des 18. Jahrhunderts waren diese Glückshäfen schon an mehreren Orten im Schwunge und man gestattete damals die Einsätze nicht blos in baarem Gelde, sondern auch in Waaren und anderen Gegenständen. Mit Erlaß vom 18. März 1704 gestattete Kaiser Leopold I., daß in Wien „ein Lotto oder Glückshafen aufgerichtet werden solle, welcher nicht allein von Unsern getreuen Vasallen und Unterthanen, sondern auch von andern ausländischen Personen in einer Zeit von drei Monaten von dem Tag der Publication an zu rechnen, gegen Bezahlung zweier Reichsthaler in Spezie oder vier Gulden in Münz für ein Zettel ausgehebt werden könne. Zu solchem Ende allhier in Wien eine Hütte auf dem Hof oder auf dem Graben aufgerichtet und solle ein getreuer Assistent (Beisitzer), welcher die Zettel, so von denen Partheien ausgehebt werden, zu unterschreiben, dann ein Schreiber, der auf die Zettelu dasjenige, so bedeut aushebende Partheien beliebigst zu notiren hat, bestellt und die Zetteln von Nummer Eins angefangen bis auf die letzte Nummer ordentlich numerirt und gedruckt werden, auch ermeldter Schreiber verbunden sei, alle solche in Druck numerirten Zetteln, so ausgehebt und unterschrieben werden, in ein hierzu verfertigtes Buch alles Fleißes zu registriren. Es wird ferner bei dieser Hütten sowohl auf dem Hof als auf dem Graben noch eine besondere Person zu einem Cassier erfordert, welcher das Geld, so von den Partheien um die ausgehenden Zetteln bezahlt würdet, zu empfangen und es jedesmal allsogleich an den Assistenten einzuhändigen haben u. s. w." Für die in der Ferne gemachten Gewinnste war das Geld bei dem Niederlagsverwandten Johann Baptist Busi, des Lottos Generalcassier, zu überschicken.

Die Ziehung selbst geschah aus einem verschlossenen Gefäße, das alle Nummern enthielt (darunter befanden sich 593 Gratien, d. h. gewinnende), auf dem bürgerlichen Rathhaus durch ein Knäblein. Der Haupttreffer gewann 25.000 Gulden, der zweite 15.000, der dritte 12.000, sodann zwei je 10.000, vier je 4000, acht je 2000, acht je 1500, zwanzig je 1000, vierzig je 500, vierundzwanzig je 400, zwanzig je 300, und 464 je 200 Gulden. Der erste Treffer bekam noch separat 1100 und der letzte noch 500 Gulden als besonderen Gewinn.

Die Eremiten und die Freundschaftsorden.

Großes Aufsehen erregten in jenen Tagen verschiedene Personen, die ungewöhnlichst hohe Menschenalter erreicht hatten. So starb am 5. Januar 1724 im Dorfe Köfrösch, vier Meilen von Temesvar, Petracz Czartan in einem Alter von einhundertfünfundachtzig Jahren. Eine gleichzeitige Schrift: „Das merkwürdige Wien oder monatliche Unterredungen von verschiedenen daselbst befindlichen Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst, Wien 1727," bemerkt über ihn: „Er hat noch wenige Tage vor seinem Tode gar wohl sehen können, wann einige Fremde bei dem dortigen Posthause abgestiegen sind, wohin er sich alsdann, um ein Almosen zu erlangen, mit dem Stock in der Hand, sogleich verfüget hat. Geboren 1539, hat er, als die Festung Temesvar aus christlichen Händen ist gerissen worden, seines Vaters Heerde gehalten und bei Austreibung der Tataren sich in das Gebirge salvirt. Seine Augen sollen etwas roth im Fleisch, Kopf und Bart aber wie ein Brod-Schimmel grünlich weiß gewesen sein; auch soll er noch etliche Zähne gehabt und seine Zeit mit Herumtragen der kleinen Kinder seiner Urenkel zugebracht haben. Insonderheit aber sind bei diesem Greise folgende Umstände merkwürdig: daß er in drei verschiedenen Jahrhunderten gelebt, im 16. vom Neununddreißiger-Jahre an, im vollen 17. und im 18. bis in's Jahr 1724; daß er zehn römische Kaiser erlebt: Karl V., Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II., Mathias, Ferdinand II., Ferdinand III., Leopold I., Josef I. und Karl VI.; daß er nach Aussage seines im Jahre 1724 noch lebenden und damals 100 Jahre alten Sohnes Stefan Czartan, früher fast um einen Kopf höher von Statur gewesen sein soll, und endlich, daß er bis an seine letzte Stunde alle nach dem griechischen Cultus üblichen strengen Fasten mitgehalten und außer diesen nichts als Milch und warme Kolatschen (runde Kuchen) von türkischem Weizen gegessen und täglich einen guten Trunk von dem im Lande gemachten Branntwein gethan habe."

Graf Franz Wenzel von Wallis (geb. 1696, gest. als kais. Feldmarschall 1774) ließ ihn durch einen, eben in Temesvar anwesenden deutschen Maler in Lebensgröße malen und eine Stunde nach Vollendung des Bildes starb er in den Armen eines seiner Verwandten. Das Porträt wurde von Schmutzer in Kupfer gestochen und dem „Merkwürdigen Wien" beigelegt.

Vorerwähntes Buch lieferte zu gleicher Zeit die Bildnisse des Janos Rovin und seiner Frau, Sarah Dessou. Rovin war aus Szardova im Karansebeser District im Banate im Jahre 1556 geboren, die Frau 1564, sie waren seit dem Jahre 1581 verheiratet. Noch waren zwei Söhne und zwei Töchter von ihnen am Leben; der jüngste Sohn, 116 Jahre alt, hatte zwei Urenkel, von denen der eine 35, der andere 27 Jahre alt war. Ihre Bildnisse wurden am 25. August 1728 gemalt, 1731 befanden sich Beide noch am Leben. Im Kloster der Barmherzigen Brüder zu Kukus in Böhmen befindet sich die Abbildung dieses merkwürdigen Paares, von welcher wir hier (Seite 297) eine genaue Nachahmung bringen. Viele Jahre war das Bild auf dem Boden im Staube vergraben gelegen, bis es 1860 der Ortsseelsorger P. Skalicky auffand und an's Licht brachte. Ein Zeitgenosse der vorbeschriebenen Greise war Johann Csardas, geb. 1667, gest. als Unterthan auf der Baron Hunyad'schen Herrschaft Kathel im Szümegher Comitate am 18. December 1781, also im Alter von 114 Jahren.

In die Zwanziger-Jahre fällt ferner das Auftreten der ersten geregelten Eremiten oder Waldbrüder in Oesterreich. Allerdings gab es daselbst schon früher mehrere Klausen; es befanden sich jedoch in Niederösterreich nur acht Eremiten, deren Jeder für sich lebte, und es bestand unter ihnen keinerlei Verbindung. Endlich aber vereinigten sie sich dahin, daß sie in Krankheiten einander beistehen und nach dem Tode für einander beten wollten. Die Oberaufsicht über den ganzen Eremiten-Orden übertrug der Cardinal-Erzbischof von Wien, Graf Kollonits, den Franziskanern in Wien, und der Provincial Alois Stöger war der erste Director des Ordens der Eremiten.

Unter der Vorgenannten Vorsitz wurde zu Rauchenwarth im V. U. W. W. das erste Ordens-Capitel gehalten, in welchem die Eremiten, nach dem Vorbilde anderer Orden, ein Oberhaupt aus ihrem Mittel, unter dem Namen Altvater, und eigene Ordensregeln erhielten. Der erste Altvater war Gregor Raditschnak, vorher Eremit zu Klein-Mariazell (gest. 1729). Von 1728 an wurde in jedem dritten Jahre ein Capitel gehalten. Im Jahre 1740 versammelte sich die Congregation der Eremiten zu Penzing zum Capitel und theilte sich in drei Diöcesen: Wien, Raab und Passau.

Im Jahre 1767 gab ihnen Erzbischof Migazzi eine Reform; er setzte dem Orden einen Domherrn von St. Stefan als Director und schrieb ihnen Satzungen nach den Regeln des ersten Einsiedlers Antonius vor. Der Laie, welcher in den Orden aufgenommen werden wollte, mußte sich ausweisen, daß er ledig und des Lesens und Schreibens kundig sei; daß er keine körperlichen Gebrechen, wenigstens das zwanzigste Jahr erreicht habe und im Stande sei, sich den nöthigen Unterhalt zu verschaffen.

Die Art der Einkleidung war sehr einfach. Der Director fragte den Novizen, der an der untersten Stufe des Altars kniete: „Was ist Dein Begehren?“ — Auf die Antwort: „Ich bitte um die Liebe Gottes, in die Eremiten-Conföderation (Bund) aufgenommen zu werden,“ schloß der Director mit folgenden Worten: „So wollen wir Alle, die wir hier zugegen sind, Gott bitten, daß er zu diesem heiligen Werke seine Gnade verleihe!“ — Ein vollkommenes Gelübde hatte Keiner abzulegen, nur die Angelobung des Gehorsams gegen seine geistlichen Obern wurde von ihm gefordert. Vor dieser feierlichen Handlung war Jeder verpflichtet, sein Testament zu machen. Das ganze Vermögen wurde in drei gleiche Theile getheilt. Ein Theil mußte für die Ruhe seiner Seele bestimmt werden; die Anordnung über die Verwendung des zweiten Theiles ward seiner Willkür überlassen; nur der dritte blieb der Conföderation.

Die Kleidung des Eremiten war folgende: ein Habit von dunkelbrauner Farbe und gemeiner Wolle auf Zwilchart gewebt, die Aermeln mußten bis an die Finger reichen und vorne so weit sein, daß ein Gegenstand eingeschoben werden konnte. Der Kragen hatte sich an den Hals anzuschließen. Ueber dem Hang hing ein schmales Scapulier von gleichem Stoffe, doch etwas kürzer als der Habit, mit einer Kapuze verbunden, die weder ganz abgerundet, noch ganz spitzig war. Die Schultern deckte ein Mantel von demselben Stoffe, der bis an die Lenden reichte; um diese zog sich ein lederner Gürtel, an welchem ein Rosenkranz hing; das eine Ende des Gürtels hatte gleiche Länge mit dem Scapulier. Kein Bruder durfte sich den Bart abscheeren lassen, dies war nur zunächst den Lippen erlaubt. Es ward ihnen verboten, die einmal angewiesene Klause nach Willkür zu wechseln, oder ohne Erlaubniß des Oberen eine neue zu bauen.

Die Einrichtung einer Klause war auf die nothwendigsten Geräthschaften beschränkt. Das Bett bestand in einem Strohsacke oder einer Matratze nebst einer Oberdecke aus Wolle. In jeder Klause befand sich ein Crucifix und eine Uhr.

Der vorgeschriebene Büchervorrath eines jeden Eremiten bestand aus dem Evangelienbuche, dem Katechismus, dem Buche des Thomas von Kempis: „Nachfolge Christi", dem Leben der Altväter, den Tagezeiten Mariens und dem Regelbuche. Unbedingt war es Jedem untersagt, einer Person des anderen Geschlechtes ohne Begleitung den Eintritt in die Klause zu gestatten. Die Handarbeit war Jedem vorgeschrieben, doch mit der Beschränkung, daß kein Laie in seinem Gewerbe beeinträchtigt werde. War ihr Wohnort einem Spitale, einer Kapelle oder Kirche sehr nahe, so versahen sie das Amt eines Kirchendieners. Neben anderen Bußübungen waren sie verpflichtet, besondere Fasttage zu halten.

Im Jahre 1782 wurde die Conföderation in allen kaiserlichen Staaten aufgehoben; sie bestand damals aus 30 Clausuren in der Diöcese von Wien, als: in dem k. k. Spitale (Ballhausplatz), in dem spanischen (Waisenhausgasse) und dem Johannisspitale (Währingergasse), zu St. Veit bei Wien (daher stammt noch heute die Eremitage daselbst), zu Ottakring, am Calvarienberge in Baden, zu Heiligenkreuz, zu Mödling (daher noch heute der Name „Klausen"), am Leonhardsberg in Perchtoldsdorf, in Gutenbrunn, Weikersdorf, Rauchenwart, Gainfahrn, Margarethen am Moos, Klein-Mariazell, Pottenstein, Mariahilf im Bernhardsthale, zu Laab; dann in Kornenburg, Ernstbrunn, Feldsberg, Liebenbrunn, Pulkau u. s. w.

Einer der merkwürdigsten Einsiedler war der des Marktes Perchtoldsdorf (im Volksmunde Petersdorf) bei Wien. Er hieß Johann Annoski und war zu Klattau in Böhmen am 14. Juni 1689 geboren. Seine Studien vollendete er in Kuttenberg, wurde 1710 Priester und 1713 Pfarrvicar daselbst, in welchem Jahre er in Expectanz (Anwartschaft) auf eine Pfarre nach Oesterreich kam. Sodann wurde er Aushilfspriester in der damals bestandenen (1783 abgebrochenen) Leonhardskirche auf dem gleichnamigen Berge in Perchtoldsdorf und wohnte in der daneben befindlichen Einsiedelei (1781 aufgehoben). Bald fand er Gefallen an diesem Berufe und entsagte ihm zuliebe jeder andern Stelle. Er führte ein sehr eingezogenes Leben und begann 1716, vielleicht zum Zeitvertreibe, vielleicht auch in Folge eines Gelübdes, einen Brunnen zu graben. Er wollte diese Arbeit durchaus mit eigenen Händen vollenden, und wenn gutherzige Landleute zur Zeit, da er schlief, Steine und Erde heraufschafften, um ihm die Mühe zu erleichtern, warf er diese immer wieder hinein, um sich durchaus keiner fremden menschlichen Hilfe zu bedienen.

So ließ man ihm endlich seine Freude, um ihn nicht doppelte Arbeit machen zu lassen, und so grub Annoski durch vier Jahre zu einer Tiefe von achtzehn Klaftern. Der obere Rand des Brunnens wurde später mit einer niedrigen Mauer umgeben. Das Schöpfen geschah mittelst einer eigenen Maschine durch ein großes vertical liegendes Rad, auf welchem sich während der Bewegung der Maschine die Jugend der Ortschaft fahren oder schaukeln ließ. Nachdem Annoski noch eine Abhandlung über die Wunder des heiligen Leopold geschrieben hatte, die jedoch nicht gedruckt wurde, starb er am 29. October 1748 und wurde in der Leonhardskirche begraben. Zu seinem Gedächtnisse wurde eine Marmortafel an die Wand des später statt der Einsiedelei erbauten Hauses gesetzt mit folgender Inschrift und erbaulichem Verslein: „Johannes Annoski, gewester Priester allhier 35 Jahre, so durch mehr als vierjährige Arbeit diesen 18 Klafter tiefen Brunnen in diese Felsen ohne einige menschliche Beihilfe gehauen, so in gegenwärtigem Gotteshaus begraben liegt, dem sei zum Angedenken dieß ewige Lob gespendet:

Daß Böhmen zwar Dein Vaterland,
Durch Stillschweigen ist all Ort bekannt.
Jedoch Dein Ruf im Hammerstreich,
Hast ausgebreit in Oesterreich."

Bei einem späteren Baue des Hauses (1820) wurde die künstliche Maschine weggenommen und der Brunnen zu einem gewöhnlichen Pumpenbrunnen umgestaltet.

Einer der letzten Einsiedler war Josef Hagensteiner (geb. 1721, gest. 1788), der Eremit von Laab, der die Aufhebung seiner Congregation (1782) um sechs Jahre überlebte und zuletzt von dem bekannten Juwelier Maria Theresiens, Franz Ritter von Mack (geb. 1729, gest. 1807), dem frommen Erbauer der Kirche auf seiner Herrschaft Kalksburg, ein Asyl daselbst erhalten hatte. Diese Gegend heißt noch heute die Klause. Ueberhaupt scheint die Laaber Eremitage eine der bedeutendsten in der ganzen Körperschaft gewesen zu sein, denn zu wiederholtenmalen wurde der Nutznießer derselben zum Obern (Altvater) der Gesellschaft ernannt.

Eine recht traurige Bewandtniß hatte es mit dem letzten Einsiedler von Matzleinsdorf (ehemalige Wiener Vorstadt, heute zum Bezirke Margarethen gehörig). Vor der Linie befand sich der Friedhof von Matzleinsdorf mit einer Kirche und einer Einsiedelei. Die kleine, ganz schmucklose Kirche zum heiligen Florian stand mitten in dem Gottesacker, welchen eine Holzplanke umgab, an deren Südseite die Klause angebaut war. Der darin hausende Einsiedler hatte die Verpflichtung, die Kirche aufzusperren und zu verschließen, sie in reinem Zustande zu erhalten und Sacristandienste an derselben zu verrichten. (Bild Seite 304.)

Matzleinsdorf hatte früher nur diese Kirche, in welcher allein an Sonntagen Messe gelesen wurde, die Pfarrkirche zu St. Florian wurde erst im Jahre 1725 erbaut. Die Kinder aus Matzleinsdorf mußten damals zu St. Stefan getauft werden. In jener Zeit bestand die Gegend um Matzleinsdorf ausschließlich aus Weingärten und wenig bebauten Feldern und Gründen, in welchen, außer dem Gartenpalaste des kais. geheimen und Conferenzrathes, nieder-österr. Erbmarschalls Grafen Thomas Gundacker von Starhemberg (geb. 1663, gest. 1745) und den Schloßgebäuden des kais. Feldmarschall-Lieutenants und Hofkriegsraths Franz Leopold Freiherr von Engelshofen, beide von Gartenanlagen umgeben, hier und dort eine armselige hölzerne Winzerhütte oder ein einsames Bauernhäuschen die Blicke auf sich zog.

Der Einsiedler vom Matzleinsdorfer Friedhofe war der kärglichen Bevölkerung dieser Gegend und den Bewohnern der genannten Herrschaft eine wohlbekannte und beliebte Persönlichkeit. Und einer der Einsiedler war es ganz besonders, der durch seine Frömmigkeit vor allen früheren die Zuneigung der Bewohner zu gewinnen wußte, der so getreu seinen Obliegenheiten nachkam, eine solche Demuth zur Schau trug, als dieser, dessen äußere Erscheinung schon an und für sich, die rauhe Kutte, die nur mit Sandalen bekleideten Füße und der lange Rosenkranz am Gürtelstrick ihn als den strengen Anachoreten (Klausner) kennzeichneten. Halbe Tage lang sah man ihn vor dem Altar seines Kirchleins auf den Knieen liegen und noch spät in der Nacht hörten Vorübergehende seine lauten Gebete aus der Zelle erschallen.

Die Kirche erhielt er fortwährend in dem reinlichsten Zustande, die Altarleuchter und messingenen Ornamente glänzten und funkelten, als ob sie erst die Werkstätte des Rothschmiedes verlassen hätten, die Kirchenfenster waren immer spiegelblank geschenert und die Votivtafeln und Opfergaben am Altar von jedem Stäubchen gesäubert. Ebenso ließ er des Morgens, des Mittags und des Abends das Glöcklein der Kirche zur Erbauung all Derjenigen erschallen, deren Ohr der wohlbekannte Klang erreichte. Ein Mann, noch nicht sehr weit in den Jahren vorgeschritten, schien er allen Hang nach Irdischem von sich abgestreift zu haben; fast unzertrennlich von seiner armseligen Wohnstätte, lebte er nur der Andacht

und seinen aszetischen (büßenden) Uebungen und sah es daher nur ungern, wenn Jemand die Schwelle seiner Klause betrat und ihn aus diesen aufstörte.

Schon eine Reihe von Jahren hatte der Fromme seine Einsiedelei bewohnt, als zu Matzleinsdorf noch ein anderes Individuum von sich reden machte, das aber nicht wie er der Andacht und Frömmigkeit lebte. Es erschollen nämlich wiederholtermalen Klagen und Beschwerden über nächtliche Beraubungen, ja sogar über Raubmorde. Der Gemordete wurde jedesmal seiner Kleider und Habseligkeiten beraubt am Morgen aufgefunden. Vergebens durchstreiften die Rumorknechte (Polizeisoldaten) zur Nachtzeit wiederholt die Gegend, der schlaue Verbrecher wußte sich immer ihren Späherblicken zu entziehen. Indessen häuften sich die nächtlichen Anfälle immer mehr und verbreiteten Angst und Schrecken unter den Bewohnern von Matzleinsdorf und dem Nachbarorte Nikolsdorf.

In einer stürmischen Herbstnacht vernahm die Streifwache unfern eines Ziegelofens ein jammervolles Geschrei, das aus einem jener Hohlwege erscholl, welche alldort die Hänge und Weinberge durchschnitten. Im Fluge eilten die Wachen der Stelle zu, von welcher der Schall gekommen, und fanden einen Mann in Blut gebadet, in dem man den Besitzer des Hühnerhofes in Matzleinsdorf erkannte, während der flüchtige Schatten einer anderen Gestalt am Ende der Hohlung sichtbar wurde. Hastig stürzten mehrere der Soldaten dem Flüchtigen nach und ermahnten ihn, stille zu stehen. Aber der Flüchtling war weit entfernt, ihrem Mahnrufe Folge zu leisten, und setzte seine Flucht nur um so beschleunigter fort. Einige Schüsse, welche ihm nachgesendet wurden, waren an ihm vorübergegangen, ohne ihn zu treffen. Vergebens durchstreiften sie hierauf die Gegend nach allen Richtungen; der Ruchlose war wie in die Erde versunken.

Und wieder verging eine geraume Zeit, in welcher man immer von neuen Raubanfällen hörte, obgleich die Streifzüge in der Nacht noch häufiger als früher und in größerer Anzahl unternommen wurden. Auf einer dieser Nachtpatrouillen durchstreiften die Rumorsoldaten und die Diebsschergen die Gassen der Vorstadt Wieden, die dazumal noch aus einzelnen größeren oder kleineren Häusergruppen bestand, welche von weitläufigen Gärten oder Gründen und Feldern unterbrochen wurden. Sie hatten eben die Mitte einer solchen öden Gasse erreicht, als ein lauter Hilferuf an ihr Ohr schlug, welchem der Schall von eilenden Schritten folgte.

Der Rottenmeister ließ seine Helfer sich hinter das nahe Gesträuch verbergen, was allsogleich geschah. Alsbald erblickten sie einen Menschen auf der eiligsten Flucht, von einem Zweiten in selber Hast verfolgt. Sie ließen Beide näher kommen. Schon hatte der Verfolger beinahe den Ersteren erreicht, da brachen plötzlich die Bewaffneten aus ihrem Hinterhalte hervor. Sichtbar erschreckt, faßte der Verfolger sich jedoch schnell wieder und suchte gewaltsam durchzubrechen, indem er mit einem langen Messer wüthend gegen die Andringenden ausfiel und auch mehrere von ihnen verwundete. Der Schlag eines Knüttels machte ihn jedoch kampfunfähig.

Das Maß des Verbrechens war gefüllt. Nachdem man ihm noch ein ganzes Arsenal von Mordwaffen, die er in den Kleidern verborgen hatte, abgenommen, wurde er gebunden und vorderhand in das nächste Diebsschergen-Quartier und Tags darauf in das Amts- und Gerichtshaus in der Stadt gebracht. Bei dem ersten Verhöre, von dem Malefiz- (peinlichen) Richter aufgefordert, sein Verbrechen reumüthig einzugestehen, schwieg er jedoch hartnäckig, und war zu keiner Aeußerung zu bewegen. Daher blieb dem Gerichte nichts übrig, als nach der damaligen Gerichtspflege zur „peinlichen Frage" (Tortur) zu schreiten.

Es war ein in Bauerntracht gekleideter Mann, in den Vierzigen, von robuster Gestalt, mit in die Stirne hängendem Haar und einem langen Barte.

Derselbe hielt mehrere Grade der Folter mit unglaublichem Trotze aus. Als man jedoch die Tortur verschärfte und ihm die Glieder gewaltsam auseinander gerenkt wurden, dieselben sich aus ihren Banden lösten, da vermochte er dem Schmerze nicht mehr Herr zu werden und er zeigte sich zum Geständnisse bereit.

Wer schildert aber das Erstaunen der Gerichtspersonen, als er jetzt bekannte, er wäre — der Einsiedler von Matzleinsdorf, als sich ferner herausstellte, daß alle vorgefallenen Raubanfälle von ihm verübt worden wären. Er hatte den frommen Klausner, der früher hier gewaltet, erwürgt und unter dessen Maske sein verbrecherisches Handwerk getrieben.

Als man hierauf in der Klause Nachforschungen anstellte, gelangte man durch eine unter Gerölle verborgene Fallthüre in eine Art von Kellergewölbe, in welchem männliche und weibliche Kleidungsstücke der verschiedensten Stände, Schmucksachen, Kaufwaaren, alte Münzen und Geldsorten aller Art aufgehäuft gefunden wurden. In Folge seiner ferneren Bekenntnisse grub man auch an mehreren Stellen des Friedhofes nach und fand die Leichen derjenigen Personen, die er nächtlicherweise auf denselben gelockt und ermordet hatte.

In Kurzem ward das Urtheil über den Verbrecher, welcher durch die gut nachgeahmte Frömmigkeit so lange jeden Verdacht von sich ferne zu halten wußte, gesprochen, welches auch alsbald auf dem Rabensteine vor dem Schottenthore unter ungeheurem Volkszulaufe an ihm vollzogen wurde. Nach seiner Hinrichtung bezog kein Einsiedler mehr die Klause an der Friedhofsmauer; sie wurde als ein Ort des Fluches betrachtet und ihrem Verfalle überlassen. Das Ereigniß mit diesem falschen Einsiedler hatte unter den Bewohnern jener Gegend Wiens eine zu große Aufregung hervorgerufen, als daß sie nicht einige Erinnerungsmale an denselben der Nachwelt aufbewahrt haben sollte, und so befindet sich noch gegenwärtig im Bezirke eine Einsiedlergasse, ein Einsiedlerplatz, und ein Haus auf der zu diesem Bezirke gehörigen Siebenbrünnerwiese (Siebenbrunngasse Nr. 62, Einsiedlergasse 1, alt 103) trägt noch heute das Schild „zum Einsiedler".

Die traurige Begebenheit mag augenblicks durch eine erheiternde Schilderung verdrängt werden, durch den Orden der lustigen Eremiten.

Zwei Stunden von Gotha liegt das in französisch-holländischem Geschmacke erbaute Lustschloß Friedrichswerth. Hier gründete Herzog Friedrich III. von Sachsen-Gotha (geb. 1699, gest. 1772) l'ordre des Hermites du bon humeur, d. i. den Orden der lustigen Eremiten, welcher in den Jahren 1729 bis 1742 florirte und endlich in dem Gewirre des siebenjährigen Krieges unterging.

Die „lustigen Eremiten" waren Lebemänner von der feinsten Sorte; an ihrer Spitze befand sich jener berühmte und berüchtigte Gustav Adolf Graf von Gotter (geb. 1692, gest. als kön. preußischer Hofmarschall 1762), einer der beliebtesten Tischgenossen und literarischen Freunde Friedrich's II. und der Meister der Epikuräer (Schwelger) und Genußzöglinge jener Zeit. Er hatte sein Schloß Molsdorf ganz in der Nähe von Friedrichswerth.

Die Idee von der Gründung eines solchen Ordens, der eigentlich bestimmt war, den Kern der feinen Gesellschaftsbildung in sich einzuschließen und vor rohen Angriffen und Elementen zu wahren, ging von zwei Frauen aus, zunächst von Frau von Buchwald, einem weiblichen Schöngeist und Correspondentin Voltaire's, öfter genannt in den Denkwürdigkeiten jener Tage, und dann von der Gemalin des Herzogs, der geistvollen Louise Dorothea von Sachsen-Meiningen (geb. 1710, gest. 1767). Der Herzog wurde veranlaßt, die poetischen Gebilde und Träume dieser beiden Damen zu verwirklichen. Auch er für seine Person hatte bereits ähnliche Regungen empfunden, auch ihm dünkte

der Gedanke ein glücklicher, fern von dem Treiben der Welt und ihren Eitelkeiten philosophische Freuden in einer Klausnerhütte zu genießen.

Man ging demnach sogleich daran, den Plan auszuführen. In dem Parke zu Friedrichswerth entstand eine Anzahl von Einsiedlerklausen, eine zierlicher wie die andere im Inneren ausgestattet, während das Aeußere die strenge Einfachheit anachoretischer Baukunst zeigte. Jede Klause war anscheinend roh aus Brettern zusammengefügt, mit einer Strohmatte an der Thüre und einer Glocke in einem Thürmchen. Dichte Baumgruppen und blühende Gesträuche, durch die ein kleiner, sorgsam gepflegter Pfad sich schlängelte, hie und da auch klare Seen mit ländlichen Brücken, die auf Inseln führten, verbanden diese kleine Einsiedlerstadt. Oeffnete man die grob gearbeiteten Thüren dieser Zellen, so erblickte man zwei bis drei zierlich eingerichtete Zimmer, im feinsten Geschmack decorirt, oft mit Spiegelwänden und Atlasruhebetten versehen und mit Wachskerzen erleuchtet, die ihren Schimmer auf die vor dem Fenster wehenden

Die kaiserliche Hofbibliothek. (Seite 221.)

Gebüsche warfen, wenn es der Eigenthümer der Klause nicht vorzog, die Laden seiner Fenster zu schließen, um die neugierig herumwandelnden Eremiten nicht unnützerweise mit den Eigenthümlichkeiten seiner Privatbuße bekannt zu machen.

In diesen anmuthig gelegenen und bequem ausgestatteten Cabineten versammelte sich nun die zum philosophischen Lebensgenuß aufgelegte Gesellschaft nach bestimmten Regeln und Statuten. Bis zehn Uhr war Conversationsfreiheit, nach zehn Uhr schlossen sich die Klausen und nur Eremiten des ersten und zweiten Grades — diese auch nur in Gesellschaft zu Dreien — hatten die Berechtigung, wenn sie Einladungen zu kleinen Soupers erhalten sollten, die Klausen der Einsiedlerinnen zu besuchen. Die ersten drei Nächte nach eingetretenem Vollmond war diese Stunde des Schlusses der Klausen bis auf die elfte Stunde verlängert, weil man annahm, daß der zärtliche Einfluß, den der milde Strahl des Mondlichtes auf gefühlvolle Gemüther ausübt, ganz besonders dazu geeignet ist, der Geselligkeit jenen sanften Charakter bescheidener und anmuthiger Heiterkeit zu geben, welche die Quelle tausend reiner und edler Herzens- und Geistesbündnisse sei. Da die Gesellschaft nur aus Personen bestand, die, was den männlichen

Theil betraf, dem Herzog, den weiblichen, der Herzogin durch Handgelöbniß die Zusicherung eines streng sittlichen Wandels gegeben hatten, so war nichts zu befürchten. Die Statuten wurden demzufolge ziemlich nachlässig eingehalten, ebensowenig kam es dazu, daß die Strafen in Anwendung gebracht wurden, die auf einzelne Fälle von Widersetzlichkeit gesetzt waren.

Alles, was Trübsinn, Traurigkeit, schwerfälliges Nachdenken, unheilbare Pedanterie (Kleinigkeitsgeist) und geistmörderische Langweiligkeit hieß, war auf das strengste verbannt. Die Gabe, nur das zu sagen, was gefällt, und das auf eine Weise zu sagen, die gefällt, wurde hier ausgebildet. In Versen war es erlaubt, sich lange Bekenntnisse zu machen und den Gott der Liebe und Freundschaft mit in's Spiel zu ziehen, nie aber durfte Liebe und Freundschaft bis auf einen Punkt hingetrieben werden, wo sie anfangen, Pflichten zu werden und in die Reihen der Sorgen des bürgerlichen Lebens zu treten. Zwei Liebende, als alle Regel der gemeinschaftlichen Mittheilung und Freude geradezu vernichtende egoistische und nur sich selbst lebende Wesen, wurden als Feinde des Ganzen betrachtet. Thränen, Seufzer wären ein Entsetzen gewesen für die lustige Gesellschaft der Eremiten. Deshalb durfte die Liebe wie die Freundschaft nur ihre heitere Seite zeigen, und sie durften es nicht übel nehmen, wenn ihnen bei Gelegenheit tausend Possen gespielt wurden.

Uebrigens giebt es eine Liebe, die nie Herzenssache wird, die sich nur mit der Oberfläche des Lebens beschäftigt und die ganz dazu gemacht ist, als Gesellschafts-Element jede Zusammenkunft der Geschlechter anmuthig und belebt zu machen. Mit dieser Art Liebe war den lustigen Eremiten vollkommen gedient. Die Briefe, die man sich schrieb, wurden von einer besonderen Post umhergetragen und Nachts in die offenstehenden Fenster geworfen. Mit diesen Briefen flogen Blumen, oft auch Ringe und Pretiosen hinein. Es gab Zellen von Einsiedlerinnen, in denen man nur Bücher und Manuscripte fand, andere, in welchen dem Auge nur musikalische Instrumente sichtbar wurden; wieder andere zeigten die Feinheiten der Toilette und des weiblichen Putzes, und Einsiedlerinnen dieser Sorte saßen oft noch um Mittag vor ihrem Spiegel und empfingen Besuche, indem sie sich das Haar frisiren und pudern ließen. Die Klausen des Herzogs und der Herzogin waren von denen der Anderen in nichts unterschieden.

Die Hauptregeln des Ordens waren folgende: Wer in den Orden der lustigen Eremiten tritt, muß zuvörderst bekunden, daß er Seiner Hoheit, dem Herzog, sowie dessen Gemalin mit Eifer und Liebe ergeben ist; — er muß Alles, was in seinen Kräften steht, thun, um zur Förderung der Zwecke der Verbindung beizutragen (d. h. „leurs Altesses“ zu amüsiren); — er verscheucht aus seinem Geiste Alles, was wie Kummer und Sorge aussieht, vor allen Dingen *die üble Laune, das Gift aller gesellschaftlichen Zusammenkünfte.* (Diese Regel kann auch der guten Gesellschaft heutzutage nicht scharf genug eingeprägt werden.) — Wenn man einer anständigen Freiheit genießt, so muß man dabei bedenken, daß es der Zweck dieser Freiheit ist, eine vernünftige Freude, eine stets gleiche, gleich reine und von keiner Leidenschaft getrübte einzuführen.

Der Hauptzweck der Verbrüderung — heißt es weiter — ist, eine dauernde und feste Freundschaft, die für das ganze Leben ausreicht, unter den Mitgliedern zu begründen. — Die Zusammenkünfte müssen vollständig sein, nur sehr triftige Gründe können das Nichterscheinen entschuldigen. — Wird man verhindert, zu kommen, so muß man einen Entschuldigungsbrief, aber einen scherzhaften, der in der Versammlung vorgelesen werden kann, einschicken. — Nur in der Ordenskleidung darf man erscheinen. — Die eigentlichen Ordensinsignien werden nur an den Ordensfesttagen angelegt; andere Ordenszeichen und Costüme dürfen nicht angelegt werden. — Stets müssen die Ordensregeln und die Liste der

Ordensmitglieder bei jedem einzelnen Mitgliede vorgefunden werden. — Wird man gefragt in Ordensangelegenheiten, so giebt man bescheiden und heiter seinen Rath, ungefragt schweigt man. — Niemand darf von Dingen sprechen, die er in engen Ordens-Conferenzen gehört; unverbrüchliches Schweigen wird gelobt. — Bei Tafel wird gesungen, besonders wenn der Wein und die Confitüren aufgetragen werden. Französische Chansons werden zu diesem Zwecke vorgeschlagen. — Begrüßt man sich untereinander, so sagt man nichts als die Worte: Es lebe die Freude! worauf geantwortet wird: Die Freude lebe!

Außer diesen vorstehenden 14 Hauptregeln, die in französischer Sprache aufgesetzt waren, gab es noch eine Anzahl kleinerer sogenannter Haushaltungsbefehle, unter denen jene bereits angeführten Gesetze über das Schließen der Klausen und die späten Besuche bei den Einsiedlerinnen sich befanden. Die Ordenstracht bestand in einem braunseidenen Domino mit einem um den Nacken gebundenen gleichfarbigen Mäntelchen, einem rosafarbigen Gürtel, einem mit Rosaseide gefütterten und mit Rosaband geschmückten Strohhut, grauen Marocquinschuhen und einem Pilgerstab, den eine Myrthenkrone schmückte und ein Rosaband umschlang. Das auf der linken Brust zu tragende Ordenszeichen, eine weiße, grau gesäumte Bandschleife, zeigte die Devise: „Vive la joie!“ (Es lebe die Freude.) Man hatte Mönchskutten, die mit rosenrothem Taffet gefüttert waren, vorne auseinanderflatterten und die wohlgeformten Beine der Cavaliere zeigten, die in einer Atlashose und in seidenen Strümpfen steckten.

Die Damen machten sogenannte halbe Hoftoilette und warfen über diese das Ordenskleid, das heißt, an den Festtagen des Ordens. Sie trugen einen kleinen, in Silber gefaßten Jocusstab (Stab mit einem Brustbilde, welches die Freude, oder auch oft ein Zerrbild mit Schellenkappe vorstellt), an welchem bei der Dame la prieure superieure (der Herzogin) Diamanten glänzten.

Wir wollen nun aus der Liste der Mitglieder, wie sie zwischen den Jahren 1739 bis 1742 aufgezeichnet sind, einige Namen herausziehen. Die Herzogin hieß Madame la prieure superieure (die Frau Oberin), der Herzog von Meiningen hieß le content (der Zufriedene); Frau von Buchwald, der berühmte Schöngeist, die „Glänzende“; der Erbprinz der „Wachsame“, Fräulein von Kameke die „Hoffende“, Prinz Wilhelm der „Unterhaltende“, ein Fräulein Jacquin die „Vielgetreue“, ein Herr Cachedenier, der nebenbei ein angesehener Gelehrter und großer Büchersammler war, der „Verschwiegene“; ein Herr von Beust der „Sänger“, Herr von Buchwald der „Scherzhafte“, ein Herr von Bachoff wurde „Schmetterling“ genannt und Graf Gotter, der eigentlich die Seele des Ganzen war und ohne den, wenn er einmal fehlte, die ganze Eremitage in's Stocken gerieth, hieß tourbillon (Sausewind). Drei Damen: Frau von Herzberg, von Pflugk und von Jagus nannten sich nach den drei Parzen: Clotho, Lachesis, Atropos, und drei Herren: Anakus, Minos und Radamanthus. Und so noch eine große Menge mehr.

Mitten in der blühendsten Periode des Ordens kamen die Franzosen nach Deutschland, und diese Fremdlinge, die man anfangs mit Bewunderung und großer Freude in die Reihen der Eremiten aufnahm, waren Ursache, daß der Orden in Verfall gerieth. Diese Sorte Eremiten war denn doch etwas stark. So wie diese neuen Gäste die Galanterie und Courtoisie verstanden, hatte man, obgleich man an deutschen Höfen abgöttisch die Franzosen verehrte, denn doch weder Muth, noch Lust, sie zu verstehen. Die Ordnung in der Verbindung wurde wankend, es schlichen sich unerhört freie Sitten ein und die Marschälle Karl Rohan Prinz von Sonbise (geb. 1715, gest. 1787) und August Graf Caulaincourt, geraden Weges aus den Boudoirs der Pariser Weltdamen kommend, machten sich zu Stimmführern der Gothaer Anachoreten. Aber das

ernste Antlitz, das nunmehr die Zeit annahm, zerstörte die Privatlustbarkeiten und mithin auch den Orden der lustigen Eremiten.

Entschiedene Verwandtschaft mit diesem Gothaer Eremiten-Orden hatte „la compagnie des Incas, ou l'ordre de l'amitié" (die Gesellschaft der Prinzen von Peru oder Orden der Freundschaft), welchen die geistreiche Tochter des Kaisers Karl VII. (Karl Albrecht von Bayern) und der Erzherzogin Maria Amalia, die Prinzessin Maria Antonia Walpurgis stiftete, um hinter den Männern nicht zurückzubleiben, die an den Freimaurerlogen und anderen geheimen Gesellschaften theilnahmen. Die Stiftung erfolgte an einem schönen Frühlingstage auf einer Gondel bei einer Canalfahrt im Lustschlosse Nymphenburg; der Prinzessin Bruder, Churfürst Maximilian III. Josef (geb. 1727, gest. 1777), war Mitglied. Kanzler war Josef Wilhelm Ernst Fürst Fürstenberg (geb. 1699, gest. 1762) unter dem Ordensnamen „le solide"; er führte das Ordenssiegel mit der Unterschrift: „La fidelité mène". (Die Treue ist Führerin.) Das erste feierliche Ordens-Capitel wurde am 6. Juni 1745 gehalten; Ordensfeste waren der 13. und 18. Juni, Namens- und Geburtstag der Stifterin. Das Ordenszeichen war ein Fingerring im Werthe von 180 Gulden mit der Inschrift: „L'Ordre de l'amitié. — Maria Antonia", am kleinen Finger der linken Hand zu tragen. Die Ordensgesetze gingen auf unverbrüchliche Freundschaft und strenge Verschwiegenheit. Der erste Paragraph der Statuten ging dahin: „vor Allem muß man gegenseitig die zärtlichste Freundschaft haben, aber nicht mehr".

Diese romantische Verbindung wurde auch noch fortgesetzt, als Antonia sich am 13. Juni 1747 mit ihrem Geschwisterkind, dem Churprinzen Friedrich Christian von Sachsen (geb. 1722, Churfürst im October 1763, am 17. December aber gestorben), vermält hatte. Die Großmeisterin fertigte die Beschlüsse des Ordens-Capitels zu Dresden aus den Jahren 1749 und 1750 mit Schreiben des Vicekanzlers Baron von Merkelin, der „l'Incorruptible" (der Unbestechliche) hieß, noch an ihren Kanzler.

Maria Antonia, geboren am 18. Juli 1724, gestorben zu Dresden am 23. April 1780, besaß die ausgebreitetsten Kunstkenntnisse und Fertigkeiten in der Malerei, Poesie und Musik. Sie ist die Verfasserin der Opern: „Il trionfo della fedeltà" (sie selbst nennt es Drama pastorale) und „Talestri, regina delle Amazoni", wie von dem vom Capellmeister Ernst Christian Hesse (geb. 1676, gest. 1762) in Musik gesetzten Oratorium „La conversione di San Agostino"; ferner noch vieler anderer, namentlich französischer Dichtungen. Jene bei den Opern setzte sie aber auch selbst in Musik (1755) nebst einer Licenza (ungebundenen Arie) auf den Geburtstag des Churfürsten (1767) für die Sängerin Gertrude Elise Schmähling (nachmalig so berühmte Mara, geb. 1749, gest. 1833). Daneben war sie eine ausgezeichnete Clavierspielerin und Sängerin. Ihrer hervorragenden Kunstgeschicklichkeit wegen zum Mitgliede der sogenannten „Arkadischen Gesellschaft" zu Rom ernannt, führte sie den Namen Emelinda Talia Pastorella Arcada, welchen Namen sie denn auch auf ihren Werken durch die Anfangsbuchstaben E. T. P. A. andeutete.

Im Jahre 1769 war die kunstgebildete, geistreiche Churfürstin Maria Antonia nach Berlin gereist, einzig um den siegreichen Feind, König Friedrich II., kennen zu lernen, der von 1750 bis 1763 ihr armes Sachsen so fürchterlich mitgenommen hatte. Auf diese Reise, welche großes Aufsehen machte, erschien damals folgendes köstliches, nur handschriftlich circulirendes satyrisches Gedicht:

„Wie einst zu Salomo des Saba's Königin,
So reis't Antonia zum großen Friedrich hin.
Zwar konnte sie wohl nicht mit Centnern Geldes kommen,
Die hatte Salomo vor Kurzem selbst genommen."

III. Buch.

Maria Theresia

als

Braut und Gattin.

Die Brautwerber der Kronprinzessin.

Erzherzogin Maria Theresia wuchs zu einem blühenden Bilde einer edlen Jungfrau heran; eine hohe, edle Gestalt, in vollkommen harmonischem Ebenmaße stand sie da, die anderen Frauen überragend, wie sie dieselben durch jugendlichen Liebreiz überstrahlte. Aus dem schönen Oval ihres Gesichtes sprach ein seelenvoller Ausdruck; das Himmelblau ihres Auges erglänzte in einem milden Feuer, welches eine innige Vereinigung von Geisteskraft und Herzensgüte verrieth. Die blühend reine Gesichtsfarbe, der das Hellblond ihres Haares entsprach, hob die Majestät ihres Wesens, doch wurde dieselbe niemals zur Starrheit; vielmehr spielte stets ein Zug des Wohlwollens herzgewinnend um den lieblich geformten Mund. Ihr Temperament war sanguinisch (leichtblütig),

doch gemildert durch den Einfluß der Bildung; ihre Bewegungen lebhaft, aber innerhalb der Grenzen jener Würde, die den Seelenadel abspiegelt; ihre Stimme hell und wohlklingend, ihre Sprache rasch, doch ohne allzu hastige Ueberstürzung. Endlich — und dies bildete das Grundwesen ihrer Eigenschaften — ihr Geist verband männliche Kraft mit weiblicher Zartheit. Die seltenen Anlagen ihres Geistes und Gemüthes ließen es frühzeitig ahnen, daß in ihr ein großer Stern am Horizonte der österreichischen Geschichte aufgehe.

In der Erziehung der Prinzessin ward, nach damaligem besten Können, die sorgfältigste Rücksicht auf ihren einstigen erhabenen Beruf genommen; denn wenn auch Karl VI. die geheime Hoffnung in sich nährte, daß ihm doch noch ein männlicher Erbe geboren würde, ward Maria Theresia doch stets als Thronerbin betrachtet, und dies umsomehr, als ihm die Kaiserin noch zwei Kinder, aber beide weiblichen Geschlechtes, gab: am 14. September 1718 die Erzherzogin Maria Anna und am 5. April 1724 die Erzherzogin Maria Amalia.

Die Geltung Maria Theresia's als Thronfolgerin war auch eine allgemeine und öffentliche. So nahm der Kaiser, als er im Jahre 1723 in Prag als König von Böhmen gekrönt wurde, die sechsjährige Thronfolgerin nach der böhmischen Hauptstadt mit, wie auch im Jahre 1728 nach Graz, als er dahin ging, um die Huldigung von Steiermark, Kärnten und Krain entgegen zu nehmen. Am 4. August 1728 empfing Theresia in der Gnadenkirche zu Maria-Zell in Gegenwart ihrer Eltern die erste heilige Communion, was einen so bleibenden Eindruck auf sie machte, daß sie später in dem für Maria-Zell so bedeutungsvollen Jubeljahr, als die sechste Säcularfeier dieses Gnadenortes 1757 auf das festlichste begangen wurde, nicht nur in eigener Person durch ihre Gegenwart diese Feier verherrlichte, sondern auch in Begleitung ihrer Kinder: Erzherzoge Josef, Karl und Leopold und der Erzherzoginnen Maria Anna, Maria Christina und Maria Elisabeth, den feierlichen, durch Graf Leopold Firmian, Bischof von Seckau, abgehaltenen Gottesdienst zur außerordentlichen Erbauung der vielen Tausende von andächtigen Wallfahrern beiwohnte und zum besonderen Andenken das kostbare silberne Gitter, welches die Gnadenkapelle schließt, zum Opfer darbrachte.

Auf dem Graben, in dem Hause an Stelle der heutigen Nummer 5 (Ecke der Bräunerstraße, alt 1130, nunmehr der prachtvolle Neubau, „Grabenhof" genannt), befand sich ein Kaufladen, „zur weißen Taube" beschildet. In demselben pflegte gewöhnlich eine Loge für den Hof hergerichtet zu werden, wenn derselbe der Frohnleichnams-Procession beiwohnte. Hier saß oft die kleine Erzherzogin Maria Theresia und jauchzte laut vor Entzücken über den prächtigen Zug, und als sie einst hinter dem sogenannten „Himmel" (Tragbaldachin über dem Allerheiligsten) ihren Vater, den Kaiser Karl, in seinem majestätischen Pompe erblickte, rief sie ihm, zum Entsetzen der Aja, jubelnd und überlaut zu: „Komm' her, Papa, und lass' Dich ein Bissel anschau'n!"

Ein vielfacher, allerdings nach den sehr engbegrenzten Anschauungen der damaligen Zeit entsprechender Unterricht, geleitet von den auserlesensten Kräften, gab der künftigen Kaiserin eine vielseitige Ausbildung, und bezeichnend genug für ihren innern Beruf mochte es sein, daß der Unterricht der Geschichte, die Schicksale der Staaten, in vorwiegendem Maße ihr Interesse fesselten. Und das war wirklich ein Wunder, denn ihr Lehrbuch für Geschichte und Geographie war nichts weiter als ein äußerst trocken fabricirtes Compendium. Ueber den Sprachunterricht verdient hervorgehoben zu werden, daß sie außer mehreren lebenden Sprachen auch noch eine alte — die lateinische lernte. Dieselbe war aber besonders wichtig für sie, da Latein die Regierungs- und Parlaments-

sprache in Ungarn war. Zudem aber besaß Maria Theresia natürlichen Verstand in ausgezeichnetem Maße, und dies half ihr über gar Vieles hinweg, ließ sie so Manches mit richtigstem Takte erkennen, das in den Lehrbüchern unter fast unverständlichem Schwulste verborgen lag. Ihr „Sprach-, Historien- und Geographiemeister" war Johann Dominik Schirmer (geb. 1666, gest. 1729) und der alte Zopf hatte nichts weniger als die beste Methode.

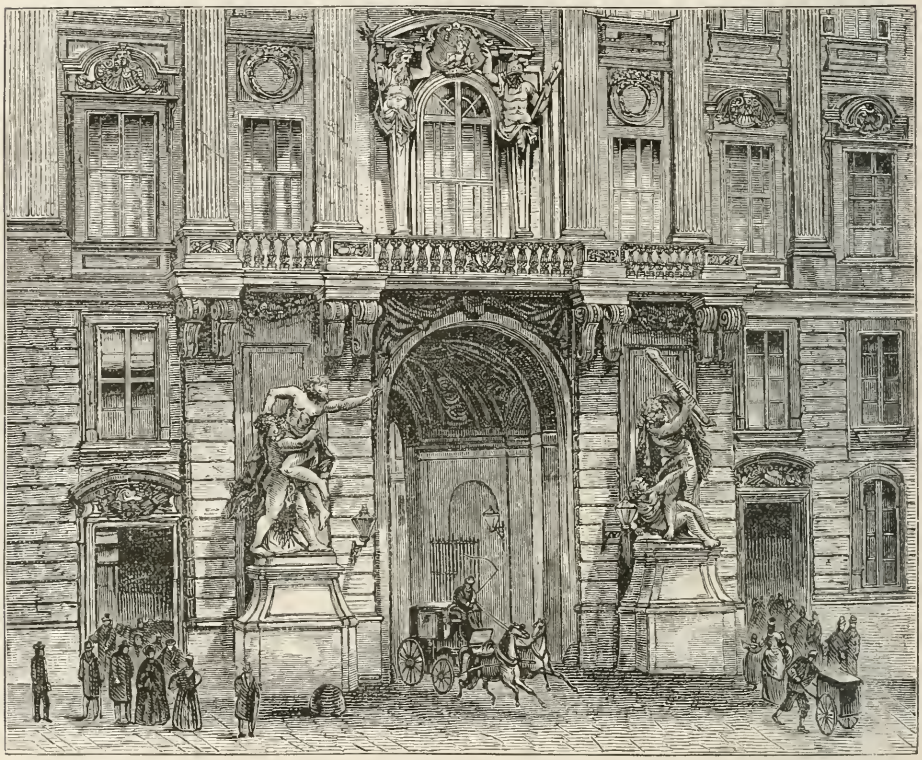
Trotz der ernsten Sorgfalt für den künftigen erhabenen Beruf der Erzherzogin, fehlten doch auch die heiteren Künste: Zeichnen, Musik und Tanz, nicht in dem Kreise ihrer Lehrgegenstände. In der bildenden Kunst hatte sie einen der tüchtigsten Meister; als ihr Zeichenlehrer fungirte nämlich der k. k. Gallerie- und Kunstkammer-Inspector Anton Daniel Bertolli (geb. in Udine am 1. März 1673, gest. in Wien am 27. December 1743), ein tüchtiger Historienmaler und Aetzkünstler. Noch heute bewahrt die Stadtbibliothek zu Trier eine Originalhandzeichnung Maria Theresiens, als Geschenk, welches Franz Ludwig Graf Kesselstadt (geb. 1753, gest. 1838), Domcapitular des ehemaligen Domstiftes Mainz, Präsident der dortigen Domcapitularischen Präsenzkammer, im Jahre 1827 der genannten Bibliothek machte. Die Zeichnung stellt den heiligen Franziskus von Sales vor und trägt auf der Rückseite in lateinischer Sprache die Inschrift: „Maria Theresia, Erzherzogin von Oesterreich ꝛc., im Alter von zwölf Jahren, im Monat September 1729 verfertigt". Die dem Bilde beigefügten Schriften bezeugen die Echtheit des Elaborats. In der ersten beurkundet Philipp Graf von Kesselstadt, Oberstthofmeister weiland Sr. churf. Durchlaucht von Trier, daß sein Churfürst Clemens Wenzeslaus ihm vielmals gesagt habe: „Er verehre diese eigene Handarbeit einer so großen Kaiserin noch um so höher, da es ein aus Höchstihrer Hand erhaltenes Geschenk sei. Nach dem Ableben des Churfürsten im Jahre 1812 hat besagter Graf, den Werth und die Verhältnisse dieser Handzeichnung genau kennend, solche in der Versteigerung an sich gebracht und sie seinem Bruder Franz zu Mainz geschenkt." — In der zweiten handschriftlichen Note sagt Graf Franz von Kesselstadt: „Aus Anhänglichkeit an meine Vaterstadt Trier übergebe ich der Stadtbibliothek diese Zeichnung der großen, höchst verehrungswürdigen Kaiserin Maria Theresia, und zwar mit desto größerem Vergnügen, als selbe durch Schenkung der Kaiserin an unseren letzten Churfürsten Clemens Wenzel gekommen ist, welcher selbe bis zu seinem Lebensende in ausgezeichneter Verehrung gehalten hat." — Dieses Bild, wohl einzig in seiner Art, wurde im Lesezimmer der Bibliothek bei dem Porträte des verstorbenen Churfürsten aufgestellt.

Ueber Theresiens Musiktalent wurde bereits (Seite 51) eingehender gesprochen. Es mag hier nur noch erwähnt werden, daß ihr Musikmeister Georg Christoph Wagenseil ein Schüler des berühmten Kapellmeisters Johann Josef Fux war und zu den ausgezeichnetsten und geistvollsten Tonsetzern gehörte, wie seine Sinfonien, Trios, Claviersonaten, Concerte, Arien, das Oratorium „Gioas, Rè di Giuda" u. s. w. bezeugen. Unter seine Lieblingsschüler gehörten die Gebrüder Tayber, Mederitsch (genannt Gallus) und Johann Schenk (Componist des Dorfbarbiers).

Die geliebteste Gespielin der Erzherzogin war Baronesse Pichler (später Frau von Jankovics), die auch nachmals der Kaiserin Hofdame wurde. Sie stand mit deren Tochter Marie Antoinette bis zu deren tragischem Ende im vertraulichen Briefwechsel. Theresiens Aja (Erzieherin) war vom Jahre 1728 an Charlotte Gräfin Fuchs von Bimbach, geborene Gräfin Mollart (Witwe des Grafen Christoph Ernst, geb. 1674, gest. am 27. April 1754), welche auch später, in den ersten Jahren ihrer Regierung, als ihre Oberstthofmeisterin das

Vertrauen der Monarchin genoß und von ihr mit so wahrer Dankbarkeit und Zärtlichkeit geliebt wurde, daß sie deren Leichnam in der kaiserlichen Gruft beisetzen ließ. Die „Fuchsin“, wie sie allgemein schlichtweg genannt wurde, war wohl von altem Adel, aber ohne Vermögen. In ihrer Jugend war sie Hofdame bei der Erzherzogin Maria Anna, nachmalig Königin von Portugal, und stand so in Gnaden bei derselben, daß man sie nicht nach Portugal mitziehen ließ, weil man befürchtete, sie würde auf die Königin einen zu großen Einfluß nehmen.

Darauf wurde sie Günstlingin der Kaiserin Elisabeth Christine und diese setzte es sogar mit Widerstreben des Kaisers durch, daß sie 1728 die Erzieherin der beiden Erzherzoginnen Maria Theresia und Maria Anna wurde.



Die Reichskanzlei. (Seite 221.)

Und in dieser Stellung erwarb sie sich wieder die Liebe Theresiens in so ausgezeichneter Weise, daß die Kaiserin-Mutter fast eifersüchtig war. Man erzählt, daß die „Fuchsin“, als Kaiser Karl seiner Tochter, nach dem Beispiele des Königs Friedrich Wilhelm I. mit seinem Sohne Friedrich, den Kaffee strenge entzog, diese vielgeliebten und schwer verpönten Bohnen ihr — und zwar auch noch, als sie bereits vermält war — in Haubenschachteln, Gebetbüchersäcken oder im Reitzeuge ihres Gemals, des Herzogs Franz Stefan, zuschmuggelte. Sie soll es auch gewesen sein, welche zunächst die Neigung und Liebe der jungen Fürstin zum Großherzog von Toscana begünstigte. Später erhielt sie die erste Ehrenstelle zur Seite der Kaiserin und blieb in deren Gunst bis zum Tode.

Von Jugend auf besaß die Gräfin Fuchs einen klugen, feinen, entschlossenen Geist; sie war eine vollendete Dame voll Verstand und feiner Lebenssitte, zugleich

von solchem Wohlwollen, daß Niemand ihr neidisch war. Sie hatte unter Männern und Frauen keinen Feind. Ihr Mann, der eine Zeit als Gesandter im niedersächsischen Kreis fungirt hatte, war schon 1719 gestorben. Sie hatte zwei Töchter, die ältere, Josefa, war in erster Ehe mit dem Reichshofrath Graf Nostitz verheiratet und seit 1746 in zweiter Ehe mit Graf Daun, dem nachmalig berühmten Marschall; die zweite hatte einen Grafen Kosi zum Gatten. Die Oberstthofmeisterin behielt bis in ihr Alter einen lebhaften munteren Geist und eine feste Gesundheit; keine Ermüdung, keine Unbequemlichkeit konnte sie von ihrem Dienst abhalten, nur wurde sie später schwerhörig und gleichgiltiger gegen die Hofformen. Im Jahre 1754 wurde sie in Schönbrunn unwohl und ließ

Das Schweizerthor der k. k. Burg. (Seite 222.)

sich in die Stadt fahren. Die Kaiserin kam eigens von Schönbrunn herein und konnte nur mit vieler Mühe vom Krankenbette weggebracht werden; der Kaiser hatte Thränen in den Augen und versuchte die beiden Töchter zu trösten.

Am 21. April 1754 starb die „Fuchsin" im 80. Lebensjahre. Maria Theresia ließ in der Trauer für sie acht Tage Niemand vor sich. Die Leichenfeier war außerordentlich; allen Hofherren, geheimen Räthen und Kämmerern war förmlich angesagt, die Kammerherren trugen den Sarg, die Kirche war schwarz ausspalirt. Maria Theresia ließ den Leib in der kaiserlichen Familiengruft bei den Kapuzinern beisetzen, um aller Welt von der Liebe und Achtung, welche sie immer für diese Frau gehabt hatte, ein Zeugniß zu geben. Sie behielt auch die Gnade für die Familie bei, besonders für die Gräfin Daun, eine vernünftige, gutthätige Dame (gest. 1764); dazu trug auch bei, daß Graf

Daun als Feldherr solchen Ruhm im siebenjährigen Kriege erwarb. Maria Theresia zeigte ihre Gunst auch darin, daß sie auf das Vermögen der beiden Töchter Rücksicht nahm: gleich nach dem Tode ihrer Mutter schenkte sie ihnen einen kostbaren Schmuck, und da sie wegen der Theilung nicht übereinkommen konnten, kaufte sie ihnen die Herrschaft Maunersdorf ab und zahlte den Kaufschilling von 400.000 Gulden gleich aus.

Und so kann man vollberechtigt sagen, daß die Erwerbung positiver Kenntnisse, die Ausbildung edler Weiblichkeit und endlich die sittliche Befestigung des Charakters den Dreiklang in der Erziehung der jungen Souveränin bildeten, dessen Harmonie wohlthuend und beglückend sich durch ihr ganzes Privat- wie öffentliches Leben zog.

Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, wie sehr an den verschiedenen Höfen Europas die Bewerbung um die Hand Maria Theresia's ein Gegenstand des lebhaftesten Wunsches ward, verband doch die junge Thronerbin in sich die höchsten Gaben, welche Natur und Schicksal zu verleihen vermögen. Und daher fehlte es weder an solchen Bewerbungen, die aus der aufrichtigsten Verehrung für die hochbegabte Persönlichkeit der Erzherzogin hervorgingen, als an solchen, die von der Politik dictirt wurden. Die mögliche Erwerbung eines großen Kaiserstaates durch die Hand einer reizenden Fürstin mußte des Strebens des höchsten Fürstensohnes würdig sein; deshalb war die Erzherzogin nicht nur eine vielbegehrte, lockende Braut, sondern es war auch ganz Europa bei der Frage interessirt: Wen wird Oesterreichs Thronerbin heiraten, und wer soll ihr Gemal werden? Es war somit die Vergebung ihrer Hand der Gegenstand rastloser Bewerbungen, weitgreifender politischer Berechnungen und eines Kampfes, der, wenngleich nur in zahllosen Verhandlungen zwischen den verschiedenen Regierungen Europa's, doch mit nicht geringerer Erbitterung geführt wurde, als es auf dem Schlachtfelde hätte geschehen können.

Betrachten wir uns nun Theresiens Brautwerber ein wenig näher. Vorher aber muß noch vorausgeschickt werden, daß die Erzherzogin Therese (wie sie damals allgemein genannt wurde) sich noch in dem Kindesalter von sechs Jahren befand, daß noch die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit durchaus nicht ausgeschlossen war, daß ihr ein Bruder geboren werden und diesem sodann das Recht der Erbfolge in den Ländern seines Vaters einzig und allein zufallen würde, und schon verlor sie den ersten ihr zugedachten Bräutigam durch den Tod an den Blattern: den Erbprinzen Leopold Clemens von Lothringen (geb. 1709, gest. am 4. Juni 1723). Der Vater dieses Prinzen, Herzog Leopold, hatte als Sohn des berühmten Türkenbezwingers Karl von Lothringen mit Eleonora Maria, Stiefschwester des Kaisers Leopold I., in erster zwieträchtiger Ehe Gemalin des unglücklichen Schattenkönigs Michael Wisnowicki von Polen (1668 bis 1673), seine Jugend am Wiener Hofe des kaiserlichen Oheims und in ununterbrochenem vertrautesten Umgange mit seinen beiden Vettern, den nachmaligen Kaisern Josef I. und Karl VI., verlebt. Er suchte nun nach dem Tode des Prinzen Clemens seinen zweitgebornen Sohn, den nunmehrigen Erbprinzen Franz Stefan in Allem und Jedem, also auch in der Bewerbung um die Hand der Erzherzogin Therese an die Stelle des älteren Bruders treten zu lassen.

Der Kaiser hatte bereits sein Auge auf den Prinzen Emanuel von Portugal geworfen, einen etwas abenteuerlichen Sonderling, von dem wir alsbald mehr sprechen werden, der statt August II. König von Polen werden sollte; er hatte ihn aber wenig sympathisch gefunden, und so stimmte er halb und halb für den Herzog von Lothringen, wenngleich ihm Verdacht eingeflößt worden war, daß der jüngere Prinz von seiner Mutter, der Herzogin Elisabeth Charlotte (Schwester des Regenten Philipp von Orleans), ganz nach fran-

zösischer Weise erzogen worden, daß er weniger ernst und besonnen als sein verewigter Bruder und auch den Studien minder geneigt sei.

Franz Stefan von Lothringen wurde am Wiener Hofe unter den Augen des Kaisers, unter der Oberleitung des Oberstthofmarschalls Johann Caspar Graf Cobenzl (geb. 1664, gest. 1742) und des Generalmajors Wilhelm Reinhard Graf Neipperg (geb. 1685, gest. 1774), von Baron Pfütschner, der mit dem Prinzen aus Lothringen gekommen war, und von dem böhmischen Appellationsrath Langer erzogen. Obwohl es dem Letzteren glücklich gelang, „sich die volle Zufriedenheit seines fürstlichen Schülers zu erwerben", obwohl jährlich im Sommer feierliche Prüfungen stattfanden, deren Erfolg natürlich jedesmal als ein „höchst ruhmwürdiger" hingestellt wurde, scheint der junge Prinz doch herzlich ungern gelernt zu haben; mindestens ließ der Kaiser gelegentlich die Bemerkung fallen, daß man sich auch außer den Lehrstunden nützlich beschäftigen solle, und daß nichts vortheilhafter sei, als sich an die Lectüre guter Bücher zu gewöhnen.

Auch der prinzliche Papa drang in seinen Briefen unablässig darauf, den Prinzen mehr zum Lernen anzuhalten und ihn nicht allzusehr dem Vergnügen nachgehen zu lassen. Er tadelte dessen geringe Neigung zu den Rechtsstudien, insbesondere aber seine Schriftzüge, welche denn auch wirklich, sowohl in der Jugend des Prinzen, als in seinen späteren Jahren selbst für jene Zeit wahrhaft miserabel genannt werden mußten. Aber noch weiter zurück blieb er in der Rechtschreibung, so daß, wer seine französischen Briefe zu entziffern sich bestrebt, die Ueberzeugung hegt, es habe der Prinz eigentlich nur deutsch zu schreiben verstanden, während wieder die Durchlesung seiner deutschen Briefe die Meinung erweckt, daß sie nur von einem echten Franzosen herrühren können, welcher mühsam gelernt habe, hie und da wenige deutsche Worte und diese nur fehlerhaft zu gebrauchen.

Das holde, für ihn ausersehene Bräutchen machte es in dieser Beziehung wohl auch nicht viel besser; bis an ihr seliges Ende schrieb Maria Theresia alle Sprachen sehr unorthographisch und ungrammatikalisch und gesprochen wurden sie von ihr alle nur mit häufig sehr komischen deutschen Spracheigenthümlichkeiten. Ihre Resolutionen, Billets und sonstigen Zettel, deren so viele sich im Wiener Hausarchive noch vorfinden, sind öfters, wenn der Raum des Papieres nicht hingereicht hatte, an allen vier Rändern beschrieben, und wenn auch diese voll waren und die Kaiserin gar keinen Platz mehr vorfand, pflegte sie entweder einen Zettel anzufügen, oder sie brach auf die originellste Art die Sätze ab, so daß der Empfänger sich noch Vieles hinzudenken mußte.

Wir können daher nicht unterlassen, einen Liebesbrief der hohen Frau mitzutheilen, den sie während ihres Brautstandes an den Herzog Franz Stefan schrieb, in dem aber das Ueberspringen aus dem officiellen Tone in den der Herzlichkeit von großem Reize ist. Der Brief lautet:

„Durchlauchtigster Herzog villgeliebter Bräutigamb.

Euer liebden schreiben hat mich sehr erfreut, bin auch ganz persuadirt (überzeugt) das Sie lieber selbes persönlich als schriftlich versichert hätten wie nicht zweiffle Euer liebden ein gleiches von mir auch glauben werden. ist wohl gutt das (es) nicht auf lange ist und hoffe das es ins künftige zu einer beständigern und gewünschtern einigkeit dienen wird, die versichere das zeit meines lebens verbleiben werde

Euer liebden

getreueste braut

Wien den 8ten Februarij 1736. Maria Theresia."

Caro viso, je vous suis infinement obliges pour votre attentation de m'écrire de vos nouvelles, car j'étois en peine comme une pauvre chienne; aimez moi un peu et me pardonnez si je ne vous repons pas assez, mais c'est 10 heure et herbeville (Graf, Kammerherr) attende pour ma lettre, adieu maeusl (Mäuschen, Mauserl), je vous embrasse de tout mon coeur, menagez vous bien, adieu caro viso

je suis la votre

sponsia dilectissima.

(Zu deutsch: „Theures Gesichterl! Ich bin Ihnen unendlich verbunden für Ihre Aufmerksamkeit, mir Nachricht von sich zu geben, denn ich war bereits in Unruhe wie ein junges Hündchen. Lieben Sie mich ein wenig und verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen nicht genügend antworte, aber es ist 10 Uhr und Herbeville wartet auf meinen Brief. Adieu, mein Mäuschen, ich umarme Sie von ganzem Herzen, schonen Sie sich wohl. Adieu, theures Gesichterl! Ich bin die Ihrige, vergnügteste Braut.")

Die Adresse lautete: „Dem durchlauchtigsten Fürsten Frantz Hertzogen zu Lothringen, meinem villgeliebten bräutigamb."

Wie gesagt, trotz der mangelhaften Orthographie wurde sie die große Theresia und ihr natürlicher Verstand ersetzte den Mangel an Gelehrsamkeit. So brachte eines Tages der Kaiser die sechzehnjährige Prinzessin zu den Staatsberathungen über die polnische Wahlsache nach dem Tode August's des Starken und Alles erstaunte — und nicht blos aus Höflingspflicht — über den Scharfsinn der Fragen Maria Theresia's und über die schlagende Richtigkeit ihrer Urtheile.

Doch wir sind ein wenig den Thatsachen vorausgeeilt und müssen wieder auf den verlassenen Pfad zurückkehren. Während der Erbprinz von Lothringen und die Erzherzogin Maria Theresia am Wiener Hofe von Jedermann als ein zukünftiges Paar angesehen wurden — war doch Herzog Franz ihr schützender Cavalier bei allen Vergnügungspartien, Jagdritten u. dergl. (Bild Seite 217) — ohne daß jedoch weder für den einen, noch den anderen Theil eine bindende Verpflichtung bestand, schwebte mehr als ein finsteres Gewölk über ihrer dereinstigen Vereinigung, dieselbe ernstlich bedrohend. Vor Allem schmeichelte sich die Königin Elisabeth (Isabella) von Spanien (eine Tochter des Herzogs Odoardo II. Farnese von Parma, geb. 1692, gest. 1766), zweite Gemalin des wahnsinnigen Philipp V., mit der Aussicht, die Hand Maria Theresia's für den Infanten Don Carlos (geb. am 20. Januar 1716, später als König Karl III., gest. 1788) zu gewinnen; ja sogar eine Verbindung der beiden Töchter Karl's VI. mit den zwei spanischen Infanten Don Carlos und Don Philipp (geb. 1720, gest. 1765) war im Antrag. (Die dritte Tochter des Kaisers, Maria Amalia, geb. am 5. April 1724, starb schon am 19. April 1730 sechsjährig.) Die Person, welche der Königin zu diesem Bestreben gerathen, war eine sehr interessante und wir müssen über dieselbe, wie über die spanischen Angelegenheiten jener Tage eingehender sprechen.

Das Gestirn des spanischen Staatsministers, Cardinal Julius Alberoni, war niedergegangen, der König hatte ihn verbannt; von Spürern und Meuchelmördern verfolgt, ging er heimlich und verkleidet durch das südliche Frankreich nach Italien. Aber jedesmal, wenn eine Schale in die Tiefe sinkt, steigt eine andere in die Höhe, und so stieg auch in Madrid ein neues Gestirn, in der nämlichen Sphäre auf, das mit bedeutendem Glanze eine Zeit lang funkelte — Johann Wilhelm Baron Ripperda.

Als Baron, im Jahre 1665 geboren und anfangs in holländischen Diensten als Oberst stehend, begabt mit einer feinen Witterung für günstige Gelegenheiten, erschien Ripperda im Jahre 1715, damals als Alberoni's Glücksstern aufgegangen war, in Madrid. Bereits ein Fünfziger, hatte der Baron

bis dahin das vagirende Leben eines Abenteurers vom reinsten Wasser geführt. Aus einer alten spanischen Familie stammend, welche zu Alba's Zeiten nach Holland gekommen, sich in der Gegend von Gröningen angesiedelt und zum Protestantismus übergetreten war, erwarb er sich in seiner Jugend eine umfassende Bildung; in der Folge eignete er sich gediegene Kenntnisse in der Finanzwirthschaft und Nationalökonomie an. Als der spanische Successionskrieg ausbrach, versuchte er sich während desselben als Soldat, ohne jedoch sonderlich zu reussiren.

Nach Madrid zog ihn die Berechnung, daß ein Emporkömmling, wie der Staatsminister, von seiner Gewandtheit in diplomatischen, nicht immer scrupulös aufzufassenden Geschäften gerne für manche Angelegenheiten Gebrauch machen werde. Und diese Berechnung schlug nicht fehl: wirklich erwies sich Ripperda als einen gewitzigten und anschlägigen Kopf, ja sogar in einem viel höheren Grade, als es seinen eigenen Interessen nützlich war, denn der Staatsminister schöpfte Verdacht, es könnten des Barons Talente in einer Weise verwerthet werden, die ihm selbst gefährlich würden; der Minister fürchtete sich, in Ripperda einen möglichen Nebenbuhler, einen Nachfolger und Erben seiner Macht großzuziehen. Dazu kamen noch Bestechungen und Unterschleife, die sich der Baron zu Schulden kommen lassen, und so wurde derselbe über Hals und Kopf aus spanischem Dienste entlassen.

Ripperda ging nach Deutschland und irrlichterte dort ohne dauernden Erfolg an verschiedenen Höfen umher, bis er nach Wien gerieth, wo Prinz Eugen, ein guter Menschenkenner, der den Abenteurer brauchen zu können hoffte, ihm aus der Staatscasse einen Jahresgehalt auswirkte. Auf die erste Kunde vom Sturze des Staatsministers Alberoni war er sofort zur Rückkehr über die Pyrenäen entschlossen, doch hielt ihn die Abwicklung der in Wien übernommenen Verpflichtungen noch bis 1721 in der Hauptstadt fest. In Madrid beeilte er sich dann vor allen Dingen den Glauben zu wechseln, um die Unterstützung des Clerus zu erreichen; aber obschon ihm die erstrebte geistliche Gönnerschaft wirklich zu Theil wurde und obgleich ihm auch in Folge derselben der Zugang zu der Königin Elisabeth gelang, dauerte es doch noch drei Jahre, bis er sich an dem Ziele seiner Wünsche sah. Zu dem Resultate aber wirkten eigenthümliche Verhältnisse mit.

Spanien, wie ganz Europa wurden am 16. Januar 1724 durch eine an den hohen Rath Castiliens gerichtete königliche Botschaft in Erstaunen gesetzt. König Philipp V. dankte ab zu Gunsten seines erst siebzehnjährigen Sohnes Don Luis (Ludwig), ein Schritt, den der König damit erklärte, daß er zum Heile seiner unsterblichen Seele nothwendig wäre und er fortan in mönchischer Zurückgezogenheit einzig dem Gedanken an Gott zu St. Ildefonso leben wolle. Der König leistete zugleich einen feierlichen Eidschwur, daß seine Entsagung auf den Thron Spaniens unwiderruflich und ewig sei. Nun ist allerdings recht annehmbar, daß bei Philipp's Gemüthsart, zu dieser Handlung ihn religiöse Motive bestimmt haben mögen, aber diese Abdankung hätte die ebenso ehrgeizige als herrschsüchtige Königin Elisabeth bestimmt nicht zugelassen, wären dafür nicht ganz besondere Erwägungen maßgebend gewesen.

Nach dem Tode des Herzogs von Orleans war die Regentschaft in Frankreich auf den Herzog von Bourbon übergegangen, der aus grimmigem Haß gegen seinen Vorgänger in allen Stücken das genaueste Gegentheil von dem that, was Orleans unternommen. Die überaus schwächliche und sieche Körperbeschaffenheit, die fast stete Krankheit des Knaben Ludwig XV. versprach diesem Könige kein langes Leben, und durch die Quadrupel-Allianz war der Familie Orleans die Nachfolge für den Todesfall des unmündigen Königs garantirt worden. Nun ging die Politik des Herzogs von Bourbon dahin, wider die

Festsetzung jener Verträge, die französische Krone nach dem Tode Ludwig's auf Philipp V. zu bringen, und so fanden seine Eröffnungen bei der Königin Elisabeth ein sehr geneigtes Gehör. War doch die Parmesanerin, als eine Ausländerin, bei dem spanischen Volke nichts weniger als beliebt und sehnte sich fort aus Madrid, wo sie häufig Kränkungen erfuhr, die sie als Frau auf das tiefste beleidigen mußten und die sie nicht einmal rächen konnte. Wenn sie mit dem Könige öffentlich durch die Straßen fuhr, wurden die Beiden von dem Volke mit dem Rufe empfangen: „Viva el rey y la Savoiana!“ (Es lebe der König und die Savoyardin! — d. h. Philipp's erste Gemalin Maria Louise Gabriele, Tochter des Herzogs Victor Amadeus II. von Savoyen, geb. 1688, gest. 1714.)

Da ist es denn leicht begreiflich, daß Elisabeth das spanische Volk haßte, und daß ihr die Aussicht verlockend genug erschien, ihren Thron einst gegen den französischen vertauschen zu können. Die Königin meinte, damit diese Aussicht verwirklicht werde, sei es unerläßlich, daß ihr Gemal die spanische Krone niederlege, um deren willen er vor 25 Jahren auf alle Erbansprüche in Frankreich ausdrücklich und feierlich Verzicht geleistet hatte, und deshalb beförderte sie bei Philipp den Gedanken der Entsagung, statt denselben, wie man sonst hätte erwarten sollen, zu hintertreiben. Dazu kam noch, daß Elisabeth mit Bestimmtheit darauf rechnete, den jungen König Don Luis, ihren Stiefsohn, ebenso beherrschen zu können, wie sie den Vater beherrschte. Nun wurde der Biscayer Grimaldo, ihr ältester und erprobtester Anhänger, zum ersten Minister eingesetzt; die Königin gedachte durch ihn auch von St. Ildefonso aus nach wie vor Spanien zu regieren. In dieser Beziehung jedoch täuschte sie sich entschieden.

Don Luis zeigte als König den glühendsten Haß gegen seine Stiefmutter; er hatte als Prinz denselben mit geschickter Heuchelei sorgfältig verborgen. Es verlor Grimaldo jeden Einfluß, und die neue Regierung trat zu der vorausgegangenen in den schneidendsten Gegensatz. Es kam zwischen Madrid und St. Ildefonso zum offenen Bruch, und bereits war es im Werke, dem abgedankten Könige Philipp den allerdings unverhältnißmäßig hohen Jahresgehalt zu entziehen, den Elisabeth dem königlichen Mönch vorbehalten hatte, um die Geldmittel zur Verfügung zu haben, deren sie zur Betreibung ihrer Pläne auf die französische Krone bedurfte. Da, in dieser für Elisabeth höchst kritischen Situation, erwies sich Ripperda, der bis dahin von der Königin gebraucht worden war, um ihr durch Bestechungen und andere Mittel die Wege in Frankreich zu ebnen, äußerst nützlich; als Meister in jeder Art der Intrigue und Kabale, spann er die Fäden zur Verschwörung gegen Don Luis. Zwar ersparte der plötzliche Tod des jungen Königs am 31. August 1724 an den Blattern nach einer kaum achtmonatlichen Regierung dem Abenteurer Gewalt und Gewaltthätigkeit, aber noch gab es für seine Maulwurfsthätigkeit unendlich viel zu thun.

Was den König Luis anbelangte, war derselbe schon als Knabe voll Stolz und Selbstgefühl, streng auf Etikette haltend. Als er z. B. einst zu dem König, seinem Vater, nach Segovia gefordert wurde, und man ihn fragte, ob er sich nicht freue, zu seinem Vater gehen zu dürfen, antwortete er kaltsinnig: „Nein; zu Madrid gebe ich die Parole, in Segovia aber der König!“ Eines Tages spielte der französische Gesandte Paul de Beauvilliers, Herzog von Saint-Aignan (geb. 1648, gest. 1714), in einem Garten in Gegenwart des Prinzen Ball, wobei er den Hut auf dem Kopfe behielt. Als Don Luis solches sah, forderte er seinen Hut, und auf die Frage, was er mit demselben wolle, gab er zur Antwort: „Sehen Sie denn nicht, daß dieser Mensch sich bedeckt hat?!“

Am 18. August 1723 vermälte sich der sechzehnjährige Don Luis mit der vierzehnjährigen Prinzessin Louise Elise von Orleans, die bis dahin

in der Stille eines Klosters auferzogen worden war. So streng aber der jugendliche König, ihr Gemal, auf die Etikette hielt, ebenso lebhaft und selbstwillig war seine junge Gemalin; den Zwang der Etikette hassend, fühlte sie sich selten geneigt, den Vorstellungen ihrer Camerara major (Oberstbofmeisterin) nachzugeben. Zudem war sie ja noch ein halbes Kind und fand ein großes Vergnügen an Kinderspielzeugen, die sie sich häufig, umgeben von den Frauen ihres Hofes, selbst einkaufte. Widerspruch gegen ihre Einfälle ertrug sie nicht, selbst nicht von ihrer königlichen Schwiegermutter, der sie nicht selten auf ihre Vorstellungen erwiderte: sie könne thun, was sie wolle, denn sie selbst wäre Königin und nicht jene. So liebte sie es namentlich in den heißen Sommertagen, in leichter Kleidung, begleitet von ihren Damen und mehreren Cavalieren, den Park zu durchstreifen, auch sich länger daselbst aufzuhalten, als die Etikette es gestattete; ja sie soll es sogar zuweilen gewagt haben, unter dem Schutze ihrer Damen sich in den kühlen Fluthen eines Bassins durch ein Bad zu erfrischen. Entsetzliches Verbrechen!

Unter den Hofcavalieren der Königin befand sich auch ein junger Mann aus den Niederlanden, der Marquis d'Ainsean, einer vornehmen vlämischen Familie angehörig, Bruder des Grafen de Peer, der auf seinen Reisen nach Spanien kam und, von Empfehlungsbriefen unterstützt, bei Hofe sehr wohl empfangen wurde. Ergriffen von der Anmuth der Königin, dazu eitel und ehrgeizig, wie er war, soll er sich ihr auf eine Weise genähert haben, die dem Könige nicht gefiel. Plötzlich war der Marquis aus dem königlichen Hoflager, ja aus ganz Madrid verschwunden, und man hörte niemals wieder von ihm. Gleichzeitig zog sich aber auch die Königin die offene Ungnade ihres Gemals zu.

Am 3. Juli 1724 war nämlich die Königin wieder, wie gewöhnlich, gegen Abend mit einigen Hofcavalieren und ihren Damen in den Park gegangen, um sich mit heiteren Spielen zu belustigen. Der König bemerkte das heitere Treiben aus den Fenstern seines Zimmers und fand es der Würde seiner Gemalin so wenig angemessen, daß er einen Cavalier an sie abschickte, mit der Bitte, sich aus dem Garten zurückzuziehen. Möglicherweise, daß die Königin den in Bitte gekleideten Befehl nicht verstand, oder daß sie denselben nicht verstehen wollte, kurz — sie achtete nicht darauf und setzte ihre Unterhaltung fort. Nun ließ ihr der König den bestimmten Befehl zugehen, sich aus dem Garten zu entfernen, worauf sie allerdings, indeß mit sichtlichen Zeichen des Aergers und der Ungeduld gehorchte. Kaum aber hatte sie ihre Gemächer betreten, als ein Hauptmann der Garde ihr im Namen des Königs Arrest ankündigte und in ihrem Vorzimmer zwölf Mann Wache aufstellte, die Jedermann den Zutritt verbot.

Am folgenden Abend ward die Gefangene, ohne daß der König ihr eine Unterredung gönnte, nach Madrid gebracht und dort in ihre Zimmer eingeschlossen. Nur ihrer Oberstbofmeisterin und ihrem Oberstbofmeister war der Zutritt vergönnt und von ihren Kammerfrauen wurden nur diejenigen für den Dienst bei ihr auserlesen, denen sie am wenigsten geneigt war. Ueber dieses Betragen empört, weigerte sich die Königin Speise und Trank zu nehmen und erhielt dann nach einigen Tagen die Erlaubniß, den am Palaste befindlichen Garten zu besuchen. Am 10. Juli aber berief sie der König wieder zu sich, fuhr ihr bis Puento entgegen, ließ sich von ihr die Hand küssen, umarmte sie, hob sie selbst in seinen Wagen und führte sie nach Buenretiro zurück.

Eine Königin von Spanien in Arrest, das war freilich ein Ereigniß, welches nach allen Seiten hin gemeldet und überall eifrig besprochen wurde. Die Härte des Arrestes steigerte die Begierde, den eigentlichen Grund davon zu errathen, und das gleichzeitige plötzliche Verschwinden des Marquis d'Ainsean aus den Hofkreisen bot eine Lösung des Räthsels dar, welche nur mit der schnell erfolgten völligen Begnadigung der schönen Gefangenen nicht in Uebereinstim-

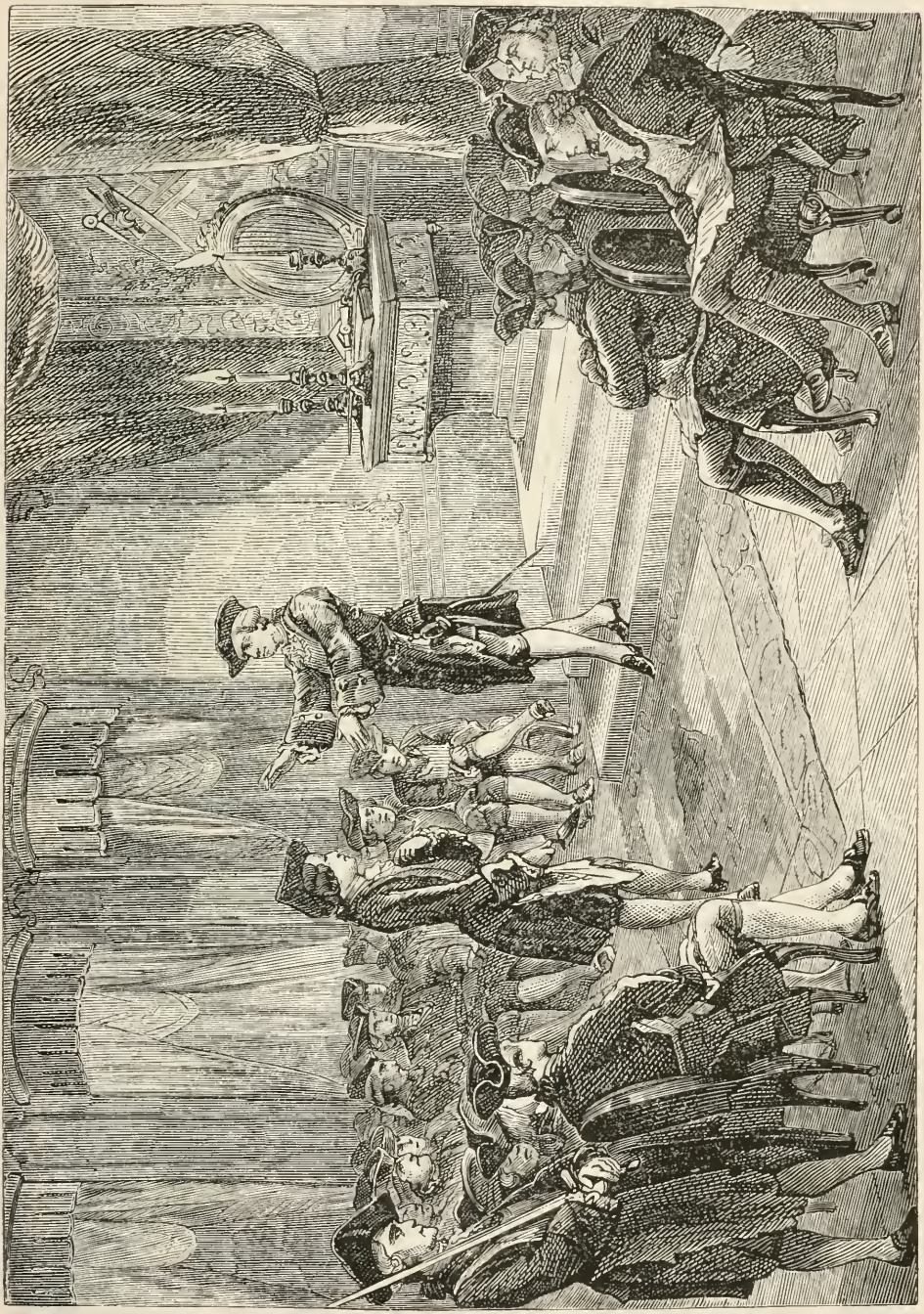
mung gebracht werden konnte. Ueber das räthselhafte Verschwinden des Marquis coursirten mancherlei Erzählungen. Einige meinten, er sei getödtet worden, als er mit Hilfe einer Strickleiter die Fenster der Königin in der Nacht ihrer Verhaftung habe erklettern wollen; Andere wollten wissen, man habe ihn in einer an die Gemächer der Königin stoßenden Gallerie erdolcht, noch Andere verlegen das blutige Ereigniß gar in das Zimmer der Königin selbst. Genaueres hat sich nicht gefunden, in jedem Falle mag der Marquis bei einem Versuche, die Königin aus der Haft zu befreien, geblieben sein; man verstand aber in Spanien, besser als anderswo, den Schleier des Geheimnisses um derartige Vorkommnisse zu hüllen. Eines aber bestätigte sich, daß, wenn Eifersucht den König zu dem strengen Verfahren gegen seine Gemalin bewog, diese Eifersucht gänzlich unbegründet war.

König Luis war also todt. Aber das nützte Elisabeth wenig, denn das Ministerium, der hohe Rath von Castilien und alle übrigen Behörden waren Eins mit dem ganzen spanischen Volke in ihren feindseligen Gesinnungen gegen Elisabeth, deren etwaige Rückkehr zur Gewalt jene hohen Beamten umsomehr befürchten mußten, je eifriger und ergebener sie sich gegen Don Luis gezeigt hatten. Aus diesen Gründen wurde nichts gespart, kein Gold, keine Bewilligungen und Versprechungen, um auf jene Personen einzuwirken, die den König Philipp umgaben. Man arbeitete mit allen Kräften, und als nun gar der Beichtvater Philipp's, der Jesuite Bermudez, erklärte, es sei das im Januar abgelegte Gelübde ewiger Entsagung auf den Thron bindend und unwiderruflich und deshalb gebühre nunmehr die Krone Spaniens dem Infanten Fernando (später König Ferdinand VI., geb. 1713, gest. 1759), dem zweiten erst zehnjährigen Sohne der Savoyardin, da war die Entsagung für Philipp ein unumstößliches Evangelium.

In diesem Augenblicke stand in der That für Elisabeth Alles auf dem Spiele. Eine Contremine Ripperda's gegen Bermudez rettete ihre schon verlorene Sache; derselbe fragte den päpstlichen Nuntius Alexander Aldobrandini (geb. 1674, gest. 1734) und dieser begab sich zum Könige und überreichte demselben ein von ihm und vier anderen Theologen ausgestelltes Gutachten, daß Philipp nunmehr strengstens verpflichtet sei, das Scepter wieder zu übernehmen. Es mochte da wohl auch die Vorstellung eingewirkt haben, daß Philipp's und Elisabeth's Ergebenheit für die Kirche über jeden Zweifel erhaben wäre, was aber bei der ungewissen Regentschaft, unter welche Don Ferdinand gestellt werden müßte, in der gleichen Weise fraglich sei. Philipp gehorchte pünktlichst und unterzeichnete am 5. September eine Acte, kraft welcher er sich wieder zum König von Spanien erklärte. Die Verdienste, welche sich Ripperda bei dieser Angelegenheit erworben hatte, sollten nicht unbelohnt bleiben; ja, es fand sich alsbald ein neues Glück für den Abenteurer, eine zweite Gelegenheit, bei welcher er den alten Verdiensten neue Verdienste hinzufügen konnte.

Für den Herzog von Bourbon, den Regenten von Frankreich, einigten sich alle Gedanken in dem Vorsatze nach Rache an den Orleans. Nur aus diesem Grunde allein hatte er den Plan entworfen und unterstützt, Philipp V. zum Nachfolger Ludwig's XV. zu machen. Aber plötzlich ließ der Regent das Project fallen, und zwar aus dem nämlichen Grunde. Das Jahr 1724 bildete in der körperlichen Entwicklung Ludwig's eine merkwürdige Epoche; bis dahin ein welkes, sieches Kind, entwickelte er sich auf einmal zu einer starken und kräftigen Gestalt, welche Veränderung den Herzog dazu bestimmte, den jungen König so bald als möglich zu vermälen, um dadurch die letzte Hoffnung der Orleans auf ein mögliches Erbrecht zu zerstören. Die Thatsache, daß die Ausführung seines Vorhabens Frankreich und Spanien tödtlich verfeinden müsse,

wog dem Regenten ungleich leichter, als die Befriedigung seiner Rache an den Orleans. Ludwig XV. war nämlich bereits durch den Herzog von Orleans mit einer Tochter Philipp's und Elisabeth's feierlichst verlobt, aber diese



Aufnahme in den Freimaurer-Orden.

Braut, welche in Paris erzogen wurde, dem Bourbon schon deshalb mißfällig war, weil sie von Orleans ausgewählt, konnte im Jahre 1724 gar nicht in Betracht kommen, weil sie erst sechs Jahre zählte. Man sendete sie einfach über die Bidassoa zurück und vermälte Ludwig XV. am 2. September 1725 mit Maria Leszczynska (Tochter des Königs Stanislaus Leszczynski von Polen, Herzogs von Lothringen, geb. 1703, gest. 1768).

Schon im Februar 1725 erschien der Abbé Livry in Madrid, um im Auftrage des Regenten den Absagebrief zu überreichen. Die erbetene Audienz bei den beiden Majestäten wurde ihm gnädig bewilligt; das Knie gebeugt und Thränen in den Augen, bot der Bevollmächtigte das Schreiben dar. König Philipp, unterrichtet von dem Inhalte, verweigerte kalt, ruhig, gemessen die Eröffnung. Nicht so die Königin Elisabeth. Kaum hat sich die Thüre hinter dem Gesandten geschlossen, reißt sie das mit Brillanten besetzte Miniaturbild Ludwig's XV., welches sie in ihrem Armbande trägt, herunter, wirft es zu Boden, tritt es wüthend mit Füßen und schreit: „Habe ich es nicht oft gesagt? Die Bourbons sind ein Hundevolk! Ja, Hunde sind sie Alle! Alle — mit Ausnahme von Eurer Majestät!" fügte sie hinzu, denn es ist ihr plötzlich beigefallen, daß Philipp ja auch ein Bourbon ist.

Jetzt wird der englische Botschafter Philipp Dormer Lord Stanhope (später Graf Chesterfield, geb. 1694, gest. 1773) gerufen, um zu rathen und zu helfen. „Sie sehen, wie man uns behandelt!" beginnt Philipp zu dem Lord, aber Elisabeth ließ ihn nicht weiter sprechen und schrie: „Dieser Verräther, dieser Lump von einem Herzog hat meine Tochter heimgeschickt? Und weshalb? Weil der König, mein Gemal, sich weigerte, den Mann seiner Geliebten zu einem Granden von Spanien zu erheben!" Ein Strom von Verwünschungen ergießt sich von den Lippen der Königin — endlich erlahmt ihre Zunge.

Der englische Gesandte verstand es nicht, die erregten Leidenschaften Elisabeth's in einer Weise zu benützen, daß ihm dadurch ein dauernder Einfluß auf die Königin geworden wäre; wohl aber verstand sich darauf vortrefflich Baron Ripperda. Dieser rieth Elisabeth, nicht blos mit Paris, sondern auch mit dem treulosen und unzuverlässigen Londoner Cabinet zu brechen und sich dagegen künftig an den Wiener Hof anzulehnen. Es würden directe Verhandlungen mit dem letzteren sicher dazu führen, daß die Königin ihren Lieblingswunsch, ein Fürstenthum in Italien für ihren Sohn Don Carlos, erreiche. Er selbst, genau bekannt mit den Verhältnissen am Wiener Hofe, wolle die Verhandlungen führen und er meine, den Erfolg verbürgen zu können.

Diese Rathschläge wurden von Elisabeth angenommen. Unter dem Namen Baron von Pfaffenberg begab sich Ripperda im November 1724 zunächst ohne ämtlichen Charakter nach Wien, um das Terrain zu sondiren. Er wohnte bescheiden in einer Vorstadt und unterhandelte, durch Hinterthüren und Geheimtreppen eingeführt, persönlich mit Kaiser Karl VI. Erst dann trat er öffentlich als spanischer Gesandter auf. Die Einzelnverträge, welche von ihm der Reihe nach am 30. April 1725 mit dem Kanzler Philipp Ludwig Graf Sinzendorf abgeschlossen wurden, heißen die Wiener Verträge.

Die wichtigsten Bestimmungen waren, daß Don Carlos die Anwartschaft auf Parma, Piacenza und Toscana von Oesterreich, diesem dagegen von Spanien die pragmatische Sanction garantirt wird. Spanien räumt der Ostender Handelsgesellschaft die Rechte der meistbegünstigten Nationen ein. Der Kaiser verspricht eine seiner Töchter dem Infanten Don Carlos zur Gemalin und hilft nöthigenfalls mit gewaffneter Hand Spanien zur Wiedererlangung von Gibraltar und Minorca. Sollte sich England weigern, die beiden Plätze gutwillig auszuliefern, so wird der Kaiser gemeinschaftlich mit Spanien

die Stuarts restauriren. Um einstweilen seine Rüstungen zu beschleunigen, erhält Karl VI. von Spanien zwei Millionen Scudi.

Am 29. November 1725 reiste Ripperda von Wien ab, und Elisabeth wußte ihrer Freude über den Wiener Vertrag nicht Maß noch Ende, denn Ripperda hatte ihr geschrieben, die für Don Carlos in Aussicht genommene Prinzessin sei keine andere als Karl's Erbtochter Maria Theresia. Der politische Ehrgeiz und die mütterliche Liebe der Königin von Spanien berauschten sich gleichmäßig an der Aussicht, welche auf die deutsche Kaiserkrone hinwies. Es kannte ihre Dankbarkeit gegen den Baron keine Grenzen, er wurde zum Minister und zum Granden und Herzog von Ripperda ernannt; Alles, die auswärtigen Angelegenheiten, der Krieg, die Marine, die Finanzen, Indien, ja selbst die Justiz wurde ihm übergeben.

Aber — so schnell wie das Glück seine Gaben über den Abenteurer ausgeschüttet hatte, eben so schnell sollten ihm die schönen Tage verrinnen — jählings stürzte er von seiner Höhe. Und diesen Sturz führte nicht seine Feindschaft mit den spanischen Großen herbei, welche den hochmüthigen Emporkömmling glühend haßten und seine Stellung nach Kräften zu untergraben suchten, nicht sein unkluges Zerwürfniß mit dem ältesten Günstling der Königin, dem erprobten Biscayer Grimaldo, sondern sein Sturz erfolgte, als sich auswies, daß der Hofkanzler Graf Sinzendorf zu Wien ihn übertölpelt und hintergangen hatte. Man war in der kaiserlichen Hofburg niemals Willens gewesen, in eine Verbindung Maria Theresiens mit Don Carlos zu willigen, denn diese Ehe war aus mehreren Gründen eine Unmöglichkeit. Erstens erneuerte sie gewiß die Gefahren einer europäischen Alleinherrschaft und hätte die Mächte gezwungen, den spanischen Erbfolgekrieg zu wiederholen, und zweitens war England der pragmatischen Sanction nur unter der Bedingung beigetreten, daß die Erzherzogin Maria Theresia ihre Hand weder einem Prinzen aus dem Hause Bourbon, noch überhaupt einem solchen Prinzen reiche, dessen Macht hinreichend groß wäre, um durch diese Verbindung das europäische Gleichgewicht zu stören. Der Kaiser war darauf eingegangen und der letzte Habsburger war nicht im mindesten gesonnen, sein Wort zu brechen.

Zwei Männer hatten dem Unterhändler die verlockende Abmachung hingeworfen, um von ihm die Millionen Scudi zu bekommen, deren der Staat, durch den Türkenkrieg völlig erschöpft, auf das dringendste bedurfte. Der Eine war der Oberstkanzler, der Zweite des Kaisers spanischer Vertrauensmann Don Raimund von Vilana Perlas, Marchese von Realp, Geheimer Rath und Oberster Universal-Expeditions-Staatssecretär (geb. in Catalonien 1663, gest. in Wien am 5. Juni 1741), der die Expedition der spanischen Geschäfte hatte und überhaupt der Anführer der sogenannten spanischen Partei in Oesterreich war. Realp besaß des Kaisers Wohlwollen und Vertrauen in so hohem Grade, daß er neben Prinz Eugen, dem Grafen Sinzendorf und dem geheimen Staatssecretär Freiherrn Johann Christoph von Bartenstein (geb. 1689, gest. 1767) der vierte einflußreichste Mann in Wien war. Der Gemal der „spanischen Althann" hatte den Spanier erhoben, weil er Blößen genug an ihm entdeckte, um ihn immer in Händen zu haben und auch von dieser Seite auf die Staatsangelegenheiten einzuwirken. Nach Althann's Tode fanden bei Realp jene vertraulichen Abendzirkel statt, in denen der Kaiser die spanische Grandezza ablegte und sich als gemüthlichen, lebensfrohen Wiener zeigte, wie er es sonst, selbst den Deutschen gegenüber, niemals that. Es war Realp ein ehrlicher, dem Kaiser treu und eifrig ergebener Mann, aber er war recht unwissend, dabei hitzig, nur Spanien, den Handel und die gewöhnlichsten Finanzoperationen kennend, so daß er im diplomatischen Fache den Kaiser, namentlich in den

zweischneidigen Verhandlungen mit Spanien, oft gewaltig compromittirte; und so geschah es auch bei den Geschäften, die Ripperda für den spanischen Hof führte. Hier schädigte er die kaiserlichen Interessen auf das empfindlichste, so daß, um es nur nicht wieder zum Krieg kommen zu lassen, den der Monarch über Alles scheute, keine Zuflucht mehr übrig blieb, als den Spanier vollkommen zu desavouiren. Nichtsdestoweniger erhielt sich der muntere Catalonier in des Kaisers Gunst; noch 1729, wo er sechsundsechzig Jahre zählte, heiratete er die siebzehnjährige Comtesse Maria Josefa von Sinzendorf, und der Kaiser schenkte ihm an seinem Hochzeitstage die für 240.000 Gulden erkaufte Herrschaft Liechtenstein.

Unter solchen Umständen mußte es bald zwischen Ripperda und dem kaiserlichen Gesandten in Madrid, Lothar Josef Dominik Graf Königsegg (geb. 1670, gest. 1754), zu heftigen Zerwürfnissen kommen. Als der Letztere erkannte, daß das gewünschte Geld nicht herauszubringen wäre, warf er Ripperda wie eine ausgepreßte Citrone beiseite und er beförderte selbst den Sturz dieses Günstlings, indem er der Königin Elisabeth eröffnete, daß Ripperda sie wider besseres Wissen getäuscht habe, wenn er für Don Carlos Aussichten auf die Hand der Erzherzogin Maria Theresia gemacht habe.

So fiel denn Ripperda genau in derselben Weise wie seine Vorgänger — wie die Herzogin Orsini, wie Cardinal Alberoni. Am 14. Mai 1726 trat er aus dem Cabinete des Königs, der sich mit ihm auf das gnädigste und huldvollste unterhalten hatte; es neigten sich tief die Schaaren im Vorgemache vor dem gebietenden Manne; aber wie änderten sich seine Mienen, als gleichzeitig ein Page dem Minister ein königliches Handbillet übergiebt, des Inhalts: Ripperda habe angesichts Dieses, alle seine Aemter niederzulegen. Noch nicht genug — ob mit oder ohne Grund, besorgte der Gefallene noch weitere und strengere Folgen der königlichen Ungnade und suchte deshalb sofort Zuflucht in der holländischen Gesandtschaft und dann in dem Palaste des englischen Gesandten. Diese Flucht betrachtete aber der Hof als Hochverrath und forderte die Auslieferung des Flüchtlings. Vergebens wurde sie von Stanhope verweigert; sein Schützling wurde mit Gewalt von einem Alkalden (Richter) aus dem Hause gerissen und als Staatsgefangener nach Segovia abgeführt.

Fünfzehn Monate saß Ripperda, ein lebendig Begrabener, unverhört, in einem schrecklichen Kerker. Da — wie sonst nur in Romanen zu lesen — entbrennt die schöne, siebzehnjährige Tochter des Gefangenwärters in heißer Liebe zu dem sechsundsechzigjährigen Gefangenen; sie ermöglicht und begleitet seine Flucht nach Holland. Nunmehr trat er zum protestantischen Bekenntnisse zurück und ging nach England. Der Minister Robert Walpole (geb. 1674, gest. 1745), wenig wählerisch in seinen Werkzeugen, wollte ihn in englische Staatsdienste ziehen, aber Ripperda entschied sich für etwas Anderes. Er war in London durch Zufall mit einem christlichen Renegaten zusammengetroffen, der an der Themse Geschäfte für Muley Abdallah, den Sultan von Fez und Marokko, besorgte, und diese Bekanntschaft hatte zur Folge, daß Ripperda beschloß, sein Glück in der Berberei zu versuchen. Er schwur zu Mohammed und gewann wunderbar schnell den größten Einfluß auf den Sultan und dessen Mutter. An die Spitze des Heeres gestellt, erkämpfte er für den Sultan zahlreiche Siege, und selbst als dieser durch eine Verschwörung um den Thron kam (was ihm indeß fünfmal arrivirte, bis er sich endlich behauptete und von 1742 bis zu seinem Tod 1757 ruhig auf dem Throne blieb), verharrte Ripperda, trotz der neuen Regierung, in seiner Stellung; er hatte sich eben unentbehrlich gemacht. Am 17. October 1737 starb er zu Tetuan, sich bis auf die letzte Stunde des höchsten Ansehens bei den Moslimen erfreuend.

Mit Don Carlos als Bräutigam war es nichts, und da der Kreis der Fürsten beschränkt war, unter denen die Erzherzogin Maria Theresia wählen konnte, so mochte das Haus Lothringen wieder Muth fassen, den köstlichen Preis für sich zu erwerben. Aber — nun traten die beiden Töchter des Kaisers Josef I. auf, die Churfürstinnen Maria Josefa von Sachsen und Maria Amalia von Bayern, und jede wünschte für ihren ältesten Sohn die Hand der Erzherzogin zu erlangen, obwohl beide Prinzen weit jünger als die erkorene Braut waren. Beide Fürstinnen besaßen zu Wien eine einflußreiche Stütze an ihrer Mutter, der verwitweten Kaiserin Amalia Wilhelmine; aber bald zerschlug sich die Verhandlung mit der sächsischen Nichte, und der, bekanntlich später ganz gelähmte älteste Prinz Friedrich Christian heiratete die Prinzessin Maria Antonia von Bayern, die bekannte Stifterin des Ordens der Freundschaft (Seite 252 besprochen), die ihn um siebzehn Jahre überlebte und im selben Jahre mit Maria Theresia starb (1780).

Das bayerische Haus durfte wohl auf einen beträchtlichen Anhang in den ganzen deutschen Erblanden des Kaisers zählen, von welchem es mit Freuden begrüßt worden wäre, wenn im Wege einer Heirat Bayern mit Oesterreich vereinigt und dadurch einerseits das deutsche Element in Oesterreich und andererseits Oesterreichs Stellung in Deutschland wesentlich gekräftigt worden wäre; — aber wenn es überhaupt ein wunderlicher Gedanke ist, daß ein Mann eine um zehn Jahre ältere Frau heiratet, so war es denn doch noch tausendmal wunderlicher, der Frau zuzumuthen, zehn Jahre zu warten, um dann erst einen zehn Jahre jüngeren Mann zu nehmen; es war das allersonderbarste, diese Zumuthung in den damaligen Verhältnissen dem kaiserlichen Hofe zu stellen. Lag doch eine Hauptgarantie der pragmatischen Sanction gerade in der Vermälung der Thronerbin und es mußte dazu die künftige Thronerbin noch bei Lebzeiten ihres Vaters vermält werden, denn man konnte die pragmatische Sanction, das Los der ganzen österreichischen Monarchie nicht auf das Leben einer einzelnen unvermälten Prinzessin gründen. Sahen doch gewiß auch überhaupt die Völker ihre Ruhe, ihre Sicherheit, ihr Wohl durch eine Dynastie viel gesicherter als durch eine einzelne Person, und ein Herrschergeschlecht wird durch einen auswärtigen Feind viel schwerer vom Throne verdrängt, als eine einzelne, isolirt stehende Person. Dies Alles mußte den Kaiser bestimmen, das Ansinnen des Churfürsten von Bayern abzulehnen.

In das Bereich der Sage gehört ferner, als hätte Friedrich II. von Preußen als Kronprinz Maria Theresia heiraten wollen, sei von ihr abgewiesen worden und habe dann als König, um sich zu rächen, sie mit Krieg überzogen. Es hätte also König Friedrich Wilhelm I. wegen einer Verbindung seines Sohnes Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe angeknüpft, die sich jedoch zerschlugen, weil der Kaiser nicht geneigt war, diesen Werbungen Gehör zu geben; von Anderen wird behauptet, daß man sich in Berlin einmal mit der Hoffnung getragen habe, Maria Theresia werde dem Kronprinzen Friedrich zu Theil werden; es sei diese Verbindung aber nur ein Wunsch des Königs gewesen, nicht aber der seines Sohnes und Thronfolgers; wieder Andere stellen die ganze Bewerbung Preußens um die Hand Theresia's entschieden in Abrede.

Aber ein geheimer Verehrer Thereſiens war noch da, dessen keiner der Geschichtsschreiber erwähnt, und dies war Ludwig VIII., Landgraf von Hessen-Darmstadt (geb. 1691, gest. 1768), der später die volksthümliche Bezeichnung „Maria Theresia's feurigster Anbeter" erhielt, von dem auch die nachmalige Kaiserin scherzend noch immer sagte: „Der Darmstädter bleibt mein treuester Anbeter!" Die Erzherzogin war nämlich wirklich nach dem Tode von Ludwig's

Gemalin Charlotte Christine (Gräfin von Hanau, geb. 1700, gest. 1726) dessen große Flamme. Landgraf Ludwig, ein schöner stattlicher Mann, befand sich, als die Erzherzogin fast noch ein Kind war, am kaiserlichen Hofe, wo er die Militär-Carrière machte und bis zum k. k. Feldmarschall und Oberst-Inhaber eines Dragoner-Regimentes stieg. Er liebte Maria Theresia zärtlich, sie war ihm gleichfalls gut und er würde um sie geworben haben, wenn er unter den Bewerbern um die deutsche Kaiserkrone hätte auftreten können. Bis in ihr Alter waren Beide einander wohlgeneigt und ergeben; der Landgraf half der Kaiserin möglichst mit Truppen im österreichischen Erbfolgekriege und im siebenjährigen Kriege und die Kaiserin half, daß der über und über verschuldete Landgraf nicht mit Reichshofraths-Processen behelligt wurde.

Im Jahre 1764, ein Jahr nach dem Hubertsburger Frieden, war eine Zusammenkunft des alten 73jährigen Landgrafen mit Kaiser Franz I. und seinem Sohne, dem römischen König Josef II., bei Heußenstamm am Rhein. Es war verabredet worden, daß unterwegs Kaiser und König den Landgrafen im Walde antreffen sollten. Dieser alte, dem Grabe sich nähernde Fürst wollte noch einmal den Herrn sehen, dem er in früherer Zeit sich gewidmet. Beide mochten sich jenes Tages erinnern, als der Landgraf das Decret der Churfürsten, das Franz zum Kaiser erwählte, nach Heidelberg überbrachte und die erhaltenen kostbaren Geschenke mit der Betheuerung einer unverbrüchlichen Anhänglichkeit erwiderte. Diese hohen Personen standen in einem Tannicht und der Landgraf, vor Alter schwach, hielt sich an einer Fichte, um das Gespräch noch länger fortsetzen zu können, das von beiden Theilen nicht ohne Rührung geschah. Kaiser Franz stellte den Landgrafen seinem Gefolge mit den Worten vor: „Hier mein bester Freund!"

Das Ende des Landgrafen Ludwig, des letzten großen Nimrod von Darmstadt, war sehr merkwürdig. Er wohnte einer theatralischen Vorstellung bei, die der Hof im Opernhause gab. In dem Augenblicke, als ein, seiner Rolle nach eben zum Tode abgehender Schauspieler die Worte aussprach: „Gott sei meiner Seele gnädig!" sank Landgraf Ludwig VIII. todt nm. Er starb, wie sein Vater, wie die meisten Darmstädter Fürsten, in hohen Jahren.

Am ausdauerndsten hielt sich aber Don Emanuel, Prinz von Portugal. Er war am 3. August 1697 geboren, focht als kais. Generalfeldwachtmeister tapfer im ungarischen Kriege, war bereits im Jahre 1715 in Wien, wo er bis 1716 blieb, dann 1718 dahin zurückkehrte; 1719 war er in Linz, kam dann wieder nach Wien, wo er im Gartenpalaste des Freiherrn von Engelskirchen wohnte. Später residirte er in St. Pölten und 1731 begab er sich wieder nach Wien und wohnte auf der Herrschaft Brunn am Gebirge (bei Mödling) in einem Schlosse, das dem portugiesischen Residenten Baron Tinti gehörte. Hier war er ein großer Gutthäter des neu erbauten Gotteshauses, dem er allerlei Kirchengeräthschaften und ein Vesperbild der sieben Schmerzen Mariens, das er aus Granada mitgebracht hatte, für den Hochaltar spendete. Im Jahre 1733 trat er als Prätendent für die polnische Krone auf, kehrte 1738 nach Portugal zurück, und trat 1743 in den Dominikaner-Orden; wie es heißt, da er den Gram wegen der Abweisung in Bezug auf die Erzherzogin Maria Theresia nicht länger mehr ertragen konnte. Er starb in Lissabon am 3. August 1766.

Bei all' den vielfachen Bewerbungen sah die junge Erzherzogin der Willenserklärung ihres kaiserlichen Vaters mit jener Spannung entgegen, mit welcher man das Urtheil erwartet, welches über Glück und Unglück des ganzen Lebens entscheiden soll. Denn ihr Herz hatte bereits gewählt — sie liebte, liebte mit all' der Innigkeit eines reinen Herzens und mit der Kraft eines lebhaften Gemüthes; und der Gegenstand ihrer Liebe war ihr Jugendgespiele,

war Franz Stefan von Lothringen. Und ihre Liebe ward erwidert, sie war die abgöttisch Angebetete Dessen, der auch ihr Herz gerührt — das wußte sie so genau, wie es alle Mädchen wissen, die sich in derselben Lage befinden, wenn auch der Gegenstand ihrer Wahl nicht zu sprechen wagt. Nichts fehlte zu ihrem Glücke als die Einwilligung des kaiserlichen Vaters in die Heiligung des geschlossenen Herzensbundes durch das Band der Ehe.

Konnte eine solche Einwilligung erwartet werden? Das wohl, aber doch nicht mit gewißheitsähnlicher Wahrscheinlichkeit, indeß gab es viel mehr Gründe dafür, als dawider. Zur Beurtheilung der Motive muß man sich den Fürstenstamm der Lothringer etwas näher betrachten.

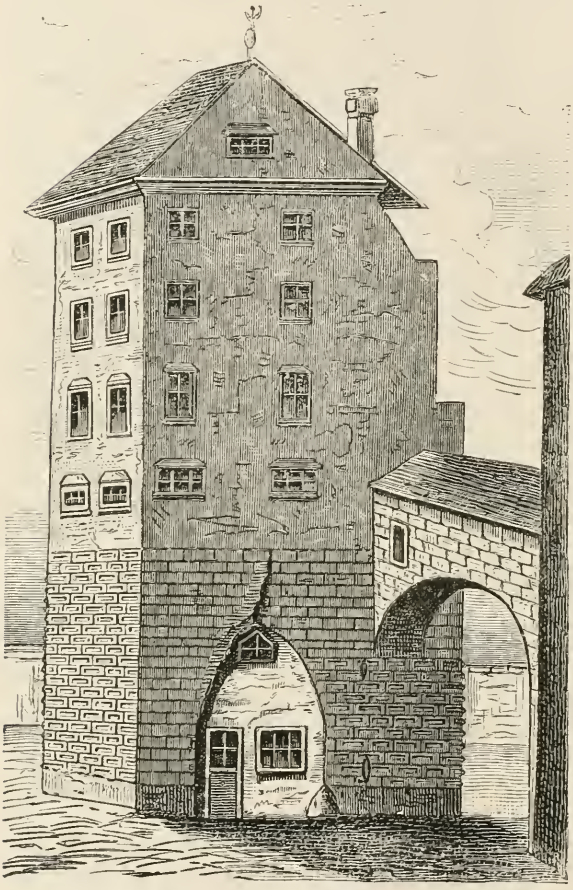
Der Name Lothringen bedeutet „Lothar der jüngere". Dieser hatte nämlich dieses Land im Jahre 855 in der Theilung mit seinen Brüdern Ludwig II. und Karl als Erbtheil erhalten. Lothringen bestand erstens aus dem Lande zwischen dem Rheine, der Maas und der Schelde bis an's Meer, welches Ober-Lothringen hieß, und zweitens aus den Ländern zwischen dem Rhein und der Mosel bis an die Maas, welches Unter-Lothringen hieß. Später dehnten sich die Grenzen Lothringens aus. Das Land enthielt jedoch nicht mehr als 479 Quadrat-Meilen mit 1,200.000 Einwohnern und bildete später die französischen Departements Maas, Wasgau, Mosel und Meurthe. Der Stamm des Volkes jedoch ist deutsch, die Religion katholisch. Daher bildete Lothringen lange einen Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich, welches letztere unablässig strebte, dieses deutsche Land sich einzuverleiben. Lange waren die angestrengtesten Bemühungen vergeblich; endlich aber erreichte Frankreich dennoch seine Absicht. Der des Thrones entsetzte König Stanislaus I. Leszczynski (geb. 1677, gest. 1766), Schwiegervater des Königs Ludwig XV. von Frankreich, erhielt durch den Wiener Frieden (am 3. October 1735, ratificirt 1738) die Herzogthümer Lothringen und Bar zeitlebens; hingegen sollten sie nach seinem Tode Frankreich anheimfallen, was denn auch geschah und woher es kommt, daß diese Länder jetzt mit Frankreich vereint sind.

Die Fürsten Lothringens standen mit Oesterreich in gutem Einvernehmen: Karl III. (auch IV.) von Lothringen (geb. 1604, gest. 1675) hielt im dreißigjährigen Kriege die Partei Oesterreichs; er wurde verjagt, erhielt aber 1659 seine Länder wieder, doch legte ihm ein Vertrag mit Frankreich sehr harte Bedingungen auf. Nichtsdestoweniger wurde er noch einmal verjagt und starb in kaiserlichen Kriegsdiensten. Erst seines Bruders Enkel Leopold Josef (Bild Seite 201) wurde durch den Ryswicker Frieden (1697) wieder als regierender Herzog eingesetzt. Der erste Sohn dieses Herzogs war Franz Stefan von Lothringen. (Bild Seite 281.)

Nun war allerdings die Genealogie wie der Landesbesitz dieses Prinzen nicht derart, daß er sich mit so vielen glänzenden und mächtigen Fürstensöhnen messen konnte, welche um die Hand Maria Theresia's anhielten, und es hätte sich leicht fügen können, daß die Erzherzogin sehen mußte, wie die Wahl ihres Vaters auf einen andern als den Auserwählten ihres Herzens fiel, dafür gab es jedoch glücklicherweise genug Gründe der Politik, die den heißen Herzenswunsch Maria Theresia's begünstigten. Ein allzu hoher Glanz irgend eines Fürstensohnes wäre gerade im Interesse Oesterreichs und somit auch in dem Willen des edlen Herrschers ein Gegengrund gewesen gegen die etwaige Verbindung jenes Fürstensohnes mit der Kaiserstochter. Die Erzherzogin durfte keine Verbindung eingehen, die ihre Selbstständigkeit bedrohte; zudem mußte hier auch die Politik des europäischen Gleichgewichtes berücksichtigt werden.

Wenn nun schon die Hand Franz Stefan's keinen glänzenden Länderbesitz zu bieten vermochte, so war eben dieser Umstand eher als günstig denn

als ungünstig zu betrachten. Andererseits knüpften sich an den Namen Lothringen schöne Erinnerungen. Franz Stefan war ja der Enkel jenes Herzogs Karl V. Leopold von Lothringen (Bild Seite 200), der ein halbes Jahrhundert vorher im schönen Bunde mit dem Polenkönig Johann III. Sobieski das belagerte Wien von den Türken befreite. Und so lebte der Name Lothringen noch frisch in dankbarem Angedenken dieser Stadt, in der ganzen Monarchie und des Deutschen Reiches, denn für diese hatte der Damm, welcher durch die Befreiung der kaiserlichen Donaustadt der europäischen Invasion des Halbmondes gesetzt wurde, eine große, den Folgen nach unberechenbare weltgeschichtliche Bedeutung. Dazu kam noch, daß Karl V. Leopold von Lothringen, gleich ausgezeichnet als Kriegsheld, wie als Freund der Wissenschaften, namentlich der Geschichte, der Gatte von des Kaisers Karl VI. Tante und Leopold's I. Schwester Eleonore war.



Das Hannswurstenhaus. (Seite 230.)

Merkwürdig genug hatte der Enkel Franz Stefan gleiche Jugendschicksale mit seinem Großvater, dem Herzog Karl. Beiden kam das Unheil von Frankreich, Beiden ward väterliche Aufnahme, Asyl und Ehre am Kaiserhofe zu Wien.

Franz Stefan von Lothringen wurde am kaiserlichen Hofe in Wien erzogen, und Karl VI. wandte große Sorgfalt auf die Erziehung dieses Prinzen an, ließ ihn 1731 eine Reise nach England, Holland und den österreichischen Niederlanden machen. Früher schon hatte er ihn mit dem Herzogthum Teschen belehnt. Als er nun von der Reise zurückkam, ernannte ihn der Kaiser zum Generallieutenant, dann zum Vicekönig und Statthalter von Ungarn, von jenem Lande, wo sein heldenmüthiger Großvater Karl so Vieles beigetragen hatte, um die Autorität des Erzhauses herzustellen und zu befestigen.

Die Regierung Lothringens hatte Franz Stefan bereits im Jahre 1729 angetreten; doch sollte er sie nicht lange inne haben. Ludwig XV., König von Frankreich, hatte zuerst den polnischen Thron für seinen Schwiegervater Stanislaus Leszczynski gefordert; dieser mußte jedoch dem Churfürsten von Sachsen, Friedrich August III., weichen. Nun trat Frankreich auf und verlangte Lothringen als Entschädigung für Leszczynski. Doch war dies mehr Vorwand,

denn im Hintergrunde lag der Lieblingsgedanke Frankreichs, sich Lothringen einzuverleiben. Es hieß daher im Friedenstractate von 1735 ausdrücklich, daß Lothringen nach Leszczynski's Tode an Frankreich fallen müsse. Frankreich setzte seine Absicht durch, jedoch wurde Franz Stefan seinerseits durch Toscana entschädigt. Mit der Lothringenschen Dynastie und durch sie sollte eine neue schönere Zeit für Toscana erblühen. Durch diesen Ländertausch ward Herzog Franz Stefan zum Großherzog und zur „Königlichen Hoheit", eine Rang-Erhöhung, die für ihn in der Erreichung seines erwünschten Zieles, der Vermälung mit der Erzherzogin Maria Theresia, unstreitig günstig wirksam war.

Kaiser Karl VI. hatte seinem geliebten Zöglinge zu viel Aufmerksamkeit geschenkt, als daß bei ihm die vielversprechenden Fähigkeiten desselben wie dessen Untadelhaftigkeit des Charakters nicht die günstigste Beachtung hätten finden sollen. Auch entging ihm das zärtliche Verhältniß nicht, welches zwischen seiner Tochter und seinem Zöglinge obwaltete. Da aber aus den erwähnten Gründen Franz Stefan die Achtung und Liebe seines kaiserlichen Beschützers gewonnen hatte und die bereits erörterten politischen Rücksichten ihm ebenfalls günstig waren, so krönte Kaiser Karl VI. gerne die Wünsche der beiden Liebenden. Die Verbindung der Kaisertochter mit dem Kaiserzögling war beschlossen.

Die Tradition spricht von einem Versuche, den die Anhänger Don Carlos' gemacht, um das Band, dessen Knüpfung schon Niemanden mehr ein Geheimniß war, durch eine Intrigue zu zerreißen und so einer erneuerten, dann vielleicht günstiger aufgenommenen Bewerbung des spanischen Prinzen den Weg zu öffnen. Es handelte sich dabei darum, den jungen Herzog von Lothringen aus der Gunst des Kaisers und der Erzherzogin durch schlaue Intriguen zu verdrängen, was einerseits schwierig ist, denn der Herzog führt einen untadelhaften Lebenswandel, wie es von einem Bewerber um die Hand der Erzherzogin gefordert wird, andererseits aber wieder leicht erscheint, denn Franz Stefan ist offen und vertrauend, giebt also einer geschickten Intrigue manche Blöße. Ein spanischer Kämmerer des Kaisers und ein Kammerfräulein der Erzherzogin vereinigten sich, um das Werk auszuführen. Dem Ersteren wirft ein Zufall eine Entdeckung in den Weg, die, wenn sie wohl benützt wird, ihn trefflich unterstützen kann.

In dem Gartenpavillon des schönen Palastes, den sich der kaiserliche Oberstthofmeister Johann Leopold Donat Fürst Trautson (gest. 1726) nach Plänen Fischer's von Erlach hat erbauen lassen (heute Palais der königlich ungarischen Leibgarde, Hofstallstraße Nr. 7, alt St. Ulrich Nr. 1), sieht der Kammerherr eines Abends ein helles Licht, trotzdem der Besitzer, der junge Fürst Trautson, fern von Wien ist. Die Neugier stachelt ihn, zu sehen, was darinnen vorgeht, und als er sich einen höheren Standpunkt gewonnen hat, um in die Fenster zu sehen, erblickt er in einem Gemache des Hauses drei junge schöne Frauen in orientalischer Kleidung. Sein Erstaunen gleicht seiner Neugier, zu vernehmen, wie der Fürst in Besitz dieser orientalischen Schönheiten gekommen ist. Geld und List müssen ihm den Weg in's Haus bahnen, und hier erzählt ihm die eine der jugendlichen Schönheiten, die der italienischen Sprache mächtig ist, daß sie früher Mitglieder des Harems eines türkischen Paschas gewesen, aber bei einem Ueberfalle in die Hände eines österreichischen Generals, Verwandten des Fürsten, gerathen sind, der sie hier verwahre.

Der Plan des intriguenhaften Spaniers ist sofort gefaßt und scheint umsoweniger auf Hindernisse stoßen zu können, da geeignete Personen für sein Intriguenspiel in genügender Anzahl am Hofe zu finden sind. Darunter gehört vornehmlich der Hofzwerg des Kaisers, Johann Baron Klein (geb. 1665, gest. im Alter von 94 Jahren in Wien, am Kohlmarkt im Hause mit der heutigen

Nummer 24, alt 254, am 3. Mai 1759), der „kleine Hansel“ genannt, welcher mit dem Kaiser in Spanien gewesen und mithin bei demselben und der ganzen kaiserlichen Familie aus alter Bekanntschaft immer sehr gerne gesehen wurde. Klein war nämlich trotz seiner Zwergengestalt von einer unbeschreiblichen Eitelkeit und hatte besonders die Marotte, bei allen Frauenzimmern für unwiderstehlich zu gelten. Ferner war er von seiner vermeintlich politischen Wichtigkeit so durchdrungen, daß er allen Ernstes verfügte, auf seinen kleinen, schon zum voraus angefertigten Sarg müßten die Worte kommen: „Hier ruht der letzte Klein, der kleinste Klein, und unter Allen der größte“; wobei er nur bedauerte, daß er nicht selbst seinem Leichenbegängnisse beiwohnen könne, um an seinem Sarge zu stehen und die Inschrift zu bewundern.

Der durch seine Maskenwette bekannte Graf Marcus Czobor spielte ihm aber einen erschrecklichen Schabernak. Er verleitete ihn zu einer Wette, bei welcher kein Preis ausgesetzt wurde, sondern der Sieger ihn bestimmen konnte. Klein verlor und Czobor verlangte, daß der Zwerg sofort seinen Sarg anfertigen lasse, der um einen ganzen Schuh länger als der längste für irgend einen Menschen sein sollte, daß aber die von Klein gewählte Inschrift darauf gesetzt würde. Anfangs verstand der Zwerg den boshaften Spaß nicht, aber endlich machte man ihn aufmerksam, daß die Inschrift, er sei der größte Klein, der freundlichste Lobspruch wäre, wenn sie auf dem kleinsten Sarge zu lesen, steht dieselbe aber auf dem größten Sarge, so bezeichnet sie den unglückseligen Todten als den kleinsten und unbedeutendsten der ganzen Familie. Darüber war er natürlich untröstlich, denn Czobor hatte ihm sofort den größten Sarg mit der Inschrift in's Haus geschickt.

Dieses zwergige Gecklein nun, das sonst ein liebenswürdiger und heiterer Greis war, überredete der Spanier, daß eine der Odalisken im Trautson'schen Palaste in ihn verliebt wäre, theilte ihm dann mit, daß der Herzog Franz Stefan sein Nebenbuhler sei und wußte einestheils seine Eifersucht, anderntheils seine Anhänglichkeit an die so hoch verehrte Kronprinzessin derart zu entflammen, daß der „kleine Hansel“ in die Falle ging und den Kaiser von der so unziemlichen Leidenschaft des Herzogs in Kenntniß setzte. Ohne es zu ahnen, bot der Herzog selbst Anlaß zu dem Verdachte, denn er brachte alle Abende fern von seinen Gemächern zu, und solches wurde natürlich durch das intriguante Kammerfräulein ohne Aufschub der Erzherzogin hinterbracht. Es kam jetzt nur darauf an, den Herzog selbst in den verdächtigen Gartenpavillon zu locken und darin überraschen zu lassen. Dazu erbot sich das Kammerfräulein, die ein geheimnißvoll gehaltenes Billet Franz Stefan in die Hände zu spielen wußte.

Kaiser Karl, von Baron Klein in Kenntniß gesetzt, sandte den Kammerherrn in den Gartenpavillon, Maria Theresia zu gleichem Zwecke ihr Kammerfräulein. Leider aber wollte es nun ein tückischer Zufall, daß der „kleine Hansel“, dem seine Eifersucht keine Ruhe ließ, bei einem allabendlichen Spaziergange in der Nähe des Gartenpavillons den Spanier hineingehen sah; er erkletterte die Fensterbrüstung, sah in dem hell erleuchteten Gemache den Spanier im vertraulichen Gespräche mit der Odaliske, wie dann das Kammermädchen, begleitet von noch einem Cavalier, ebenfalls das Gemach betritt, und eilt wüthend sofort zum Kaiser, ihn von der Aufführung der Damen und Cavaliere seines Hofes zu benachrichtigen.

Karl giebt den Befehl an den diensthuenden Lieutenant der Trabantengarde, sich sofort nach dem verdächtigen Pavillon zu verfügen, den anwesenden Herren ohne Ausnahme Hausarrest anzukündigen und die darin befindlichen Frauen in's Kloster zu bringen. Dadurch war auf einmal das spanische Intriguen-Netz zerrissen. Die vom Hofmarschall angestellte Untersuchung brachte die Schuldigen

an's Licht, der spanische Kammerherr wurde seines Dienstes entlassen und aus der Nähe der kaiserlichen Hoflager verbannt, dem Herzoge von Lothringen aber eine glänzende Genugthuung bereitet.

Derselbe hatte zwar dem Kaiser schriftlich seinen Entschluß angezeigt, daß er es seiner mißachteten fürstlichen Würde angemessen erachte, den kaiserlichen Hof zu verlassen, aber Kaiser Karl, umgeben von dem ganzen Hofstaate, verfügte sich in die Gemächer seiner Tochter, um diese zunächst von der veränderten Gestalt der Dinge in Kenntniß zu setzen. Aber hier fand er bereits den Herzog Franz Stefan, der bei der Erzherzogin eine Abschiedsaudienz erbeten, wobei denn auch der Umstand zutage tritt, daß er in den Stunden des Abends, wo er abwesend gewesen, den Vorlesungen des Barons Weber über das Staatsrecht beigewohnt habe. Da schwand jeder Argwohn gänzlich und das liebende Paar war der Entscheidung viel näher gekommen, denn der Kaiser ertheilte dem Herzoge die Erlaubniß, um die holdselige Thronerbin sich offen zu bewerben.

Die Vermälung.

Am 31. Januar 1736 fand die feierliche Werbung bei den kaiserlichen Eltern statt. Auch hier schrieb die strenge spanische Hofsitte ein glanzvolles und starres Ceremoniell vor, gegen welches die rein menschlich schöne Herzensneigung Franz Stefan's und Maria Theresia's sehr vortheilhaft abstach. Die Werbung geschah folgender Art.

Schon am Tage zuvor war dem hohen Adel das Erscheinen in Gala angesagt worden. Am Vormittag des 31. Januar fuhr Nikolaus Freiherr von Jacquemin (geb. 1671, gest. 1748), kais. geheimer Rath, Franz Stefan's Gesandter am Wiener Hofe, in einer sechsspännigen Carosse nach der Kaiserburg; der kais. Oberstkämmerer Johann Caspar Graf Cobenzl (geb. 1664, gest. 1742) und der kais. Oberststallmeister Heinrich Josef Johann Fürst Auersperg (geb. 1696, gest. 1783) begleiteten ihn, jeder in einem zweispännigen Wagen. Als sie in dem Burghof angelangt waren — es war elf Uhr — schritt Herzog Franz Stefan in einem kostbaren Kleide von kastanienbraunem Sammt, mit Silber durchwirkt, die Nähte mit Gold gestickt, mit Diamanten statt der Knöpfe, aus den Gemächern, die er in der Burg bewohnte, durch die kaiserliche Wacht- und Ritterstube bis zur ersten kaiserlichen Antichambre (Vorgemach). Voran traten ihm in glänzenden Reihen seine Läufer, Lakaien und Edelknaben, sodann seine stattlichen Cavaliere und Kämmerer, sein Gesandter Jacquemin, die Marquis Lambertie und Lenoncourt, sowie der Oberststallmeister Marcus Beauveau Fürst von Craon; der herzogliche Oberstkämmerer Marquis von Gablier folgte seinem Gebieter.

Am Eingang der ersten kaiserlichen Antichambre, wo die Leibgarde im Gewehr stand, empfingen den fürstlichen Freier der Obersthofmeister Sigmund Rudolf Graf Sinzendorf, der Oberstkämmerer Marquis von Pescora und der Obersthofmarschall Karl Maximilian Fürst Dietrichstein (geb. 1702, gest. 1784); der Obersthofmeister begleitete ihn dann bis zur Thüre des kaiserlichen „Retiro" (Ruhegemaches), an welcher ihn Karl VI. selbst empfing und hereinführte. Alsbald wurde die Thüre geschlossen und blieb es bis zur Beendigung der Unterredung zwischen beiden Fürsten, deren Inhalt die Werbung Franz Stefan's und das Jawort des Kaisers bildeten.

Nach gleichem Ceremoniell fand der Rückzug statt und der Prinz begab sich nun, gefolgt von der genannten Begleitung, nach den Gemächern der regierenden Kaiserin Elisabeth Christine. Im Audienzzimmer standen in einer Reihe die Hofdamen, und als die Flügelthüre des Spiegelzimmers geöffnet wurde, führte Fürst Auersperg den Prinzen in dasselbe, an dessen Eingang die Obersthofmeisterin der Kaiserin, Maria Theresia Fürstin Auersperg, und die Aja der Erzherzogin, Gräfin Fuchs, standen. An einen Tisch gelehnt, erwartete die Kaiserin den Herzog von Lothringen, in kleiner Entfernung von ihr stand links die Erzherzogin Maria Theresia — ach, nur mit Mühe konnte dieselbe den Ausdruck des Entzückens in dem rosigen Gesichtchen unterdrücken!

Die Kaiserin ging dem Herzog erst dann einen Schritt entgegen, als er die dritte Kniebeugung zu machen im Begriffe war. Nun fand Werbung und Antwort statt, wobei die Erzherzogin ihre ganze Aufmerksamkeit blos ihrer Mutter zuwendete; bis sie auf einen Wink derselben das mit Juwelen besetzte Miniaturporträt des Prinzen, statt des Glases mit einem großen Diamant bedeckt, entgegennahm und den Handkuß gestattete. Fürst Auersperg begleitete sodann den Prinzen bis zum Austritte aus dem Audienzzimmer zurück, worauf sich der Letztere mit seinem Hofstaate in seine Gemächer begab.

Die Aufwartung bei der verwitweten Kaiserin Amalie Wilhelmine erfolgte später, so wie dieselbe aus ihrem Kloster am Rennweg in die Burg gekommen war. Auch hier dieselbe Etikette, nur mit dem Unterschiede, der damals nicht geringen Belang hatte, daß die verwitwete Kaiserin dem Prinzen einen Schritt näher entgegenkam als die regierende Kaiserin. Offene Mittagstafel mit Musik, welche die regierende Kaiserin „auf ihrer Seite" gab (dieser Ausdruck wurde bereits Seite 31 erläutert), beschloß die Festlichkeiten dieses Tages. Bei dieser, von der regierenden Kaiserin gegebenen Mahlzeit hatten die Hofdamen das Ehrenamt der Bedienung und Franz Stefan erschien dabei, das Porträt seiner Braut, welches ihm diese mittlerweile zugesendet, auf seiner Brust tragend.

Am folgenden Tage fand in der kaiserlichen Rathsstube, wo ein Altar errichtet worden war, bei verschlossenen Thüren die feierliche Verzichtleistung der Erzherzogin statt. Der Kaiser, seine Gemalin und seine Tochter standen unter einem prachtvollen Baldachin; außer dem Hofstaat des Herzogs von Lothringen waren alle Häupter der Dicasterien und die kaiserlichen Geheimen Räthe anwesend. Nach einer Anrede des Kaisers an die Umstehenden, verlas der Graf von Sinzendorf die Urkunden, deren Inhalt in folgenden drei Punkten bestand: Zum Ersten verpflichtet sich die Erzherzogin Maria Theresia für den Fall, daß der Kaiser noch einen männlichen Erben erhalten würde, hinter demselben in der Erbfolge für ihre Person, so wie in Bezug auf ihre Nachkommenschaft zurückzustehen; — zum Zweiten ward festgesetzt, daß Maria Theresia in dem Falle, wenn sie selbst keine männliche Nachkommenschaft hinterließe, wohl aber eine solche von der Prinzessin Maria Anna, ihrer Schwester, vorhanden wäre, nebst ihren Töchtern von der Erbfolge in den österreichischen Stammlanden ausgeschlossen bleiben solle; — zum Dritten endlich sollte der Herzog von Lothringen für seine eigene Person nie einen Anspruch auf die Erbfolge in den österreichischen Erblanden erheben. Nachdem nun Graf Sinzendorf die Verzichtsurkunde vorgelesen, nahm Cardinal-Erzbischof Sigmund Graf Kollonits das Evangelienbuch und Maria Theresia beschwor, die Finger auf dasselbe legend, die Verzichtleistung, worauf sie die Urkunde unterfertigte. Gleiches geschah von Seite des Bräutigams für seinen Theil.

Die Trauung der Verlobten fand am 12. Februar 1736 statt. Maria Theresia war an dem ersehnten Ziele ihres innigsten Herzenswunsches, denn ihre Liebe zu Franz Stefan war eine jener reinen und mächtigen Herzens-

Vermälung Maria Thereſiens mit dem Herzoge Franz Stefan von Lothringen.

neigungen, die den Namen Liebe in des Wortes schönster und wahrster Bedeutung verdienen. War doch schon lange, bevor noch die Verlobung ihrem Gefühle die Weihe und das bestimmte Gepräge gegeben hatte, ihre Seele, fast ihrer selbst unbewußt, von ihrem theuren Jugendgespielen Franz Stefan erfüllt, wie denn ein völlig glaubwürdiger Geschichtschreiber berichtet: „Des Nachts träumte sie von ihm, des Tages sprach sie mit ihren Hofdamen nur von ihm." Und Franz Stefan? — für ihn war das glänzende Glück, ein so hohes Mitglied der erhabenen kaiserlich Habsburgischen Familie zu werden, nicht minder werthvoll und beseligend, als der Besitz der angebeteten, vollkommensten aller Fürstinnen.

Es ist die Vermälungsfeier Maria Theresia's ein zu gewichtiger Punkt in der Lebensgeschichte dieser großen Beherrscherin des Reiches, als daß davon nicht eine Darstellung geliefert werden sollte, welche nebst dem Interesse, das sie bietet, auch noch zur lebhaften Vergegenwärtigung jener Zeit und ihrer Sitten dient.

Franz Stefan, welcher erst am Nachmittag des Trauungstages von Preßburg in Wien angekommen war, ließ sich in den Zimmern des Oberstkämmerers Graf Cobenzl ankleiden. In weißen Schuhen und Strümpfen, weißem Hut mit weißen Federn, weißem Mantel von Silberstuck (Stoff) und mit dem goldenen Vließ geschmückt, schritt er zur festgesetzten Zeit unter Vortritt seines Cavaliers nach den Gemächern des Kaisers; Graf Sinzendorf, Marquis Pescora und Fürst Auersperg empfingen ihn oben an der Treppe der Gallerie und begleiteten ihn dann bis zu den kaiserlichen Zimmern, aus welchen ihm Karl VI. drei Schritte entgegen ging. Des Abends um sechs Uhr begaben sich dann der Kaiser und seine Gemalin, sowie Bräutigam und Braut nach der Hofpfarrkirche der Augustiner-Barfüßer. Voran schritten die kaiserlichen Cavaliere und Kammerherren, sowie die lothringenschen Cavaliere in bunter Reihe ohne Berücksichtigung des Ranges; dann erschienen die kaiserlichen Staatsminister und die Ritter des goldenen Vließes im vollen Ornat mit der großen Ordenskette. Nun folgte der Bräutigam, dem zwei Edelknaben die Fackeln vorantrugen und sein Oberst-kämmerer zur Seite schritt. Vier Edelknaben leuchteten dem Kaiser, welcher unmittelbar darauf einherschritt, begleitet von dem Marquis von Pescora und dem Hatschier-Hauptmann Franz Valerian Graf Podstatzky (geb. 1678, gest. 1741), desgleichen gingen vier Edelknaben mit Fackeln vor den beiden Kaiserinnen, der regierenden und der verwitweten, zwischen denen die Braut ging in einem mit Perlen und Diamanten besetzten Kleid von Silberstuck, dessen Schleppe die Gräfin Fuchs, als kaiserliche Aja, trug. Edelknaben trugen den beiden Kaiserinnen die Schleppen, die Fürsten von Auersperg und Liechtenstein, sowie der Graf von Starhemberg begleiteten die erlauchten Damen, Fürst Wenzel Liechtenstein und Graf Serini die Erzherzoginnen Maria Anna und Magdalena; die Hofdamen schlossen den Zug.

Am Eingange der Augustinerkirche standen drei kaiserliche Kammerherren zum Empfange des Adels, während der päpstliche Nuntius Dominik Passionei (geb. 1682, gest. 1761, Cardinal, ein inniger Freund des Prinzen Eugen), welcher die Trauung im Namen des Papstes verrichten sollte, umgeben von vier Prälaten, dem Ceremonienmeister, allen Caplanen und der assistirenden Geistlichkeit, die höchsten Herrschaften an der Loretokapelle erwartete, wo die Herzen der Fürsten des Hauses Oesterreich ruhen. Dabei charakterisirt ein kleiner Zug die Strenge der damaligen Etikette. Der Nuntius wollte, weil er die Person des Papstes vertrat, die Trauung sitzend vornehmen; dagegen protestirte aber Karl VI. und erwirkte darüber eine eigene Bulle, kraft deren der Nuntius die Trauung stehend verrichten durfte.

Dort wurde die Litanei gesungen, worauf sich der Zug in den mit kunstreich gewirkten niederländischen Tapeten behangenen Chor der Kirche an den Hochaltar begab, wohin sich mittlerweile die ganze Geistlichkeit verfügt hatte. Wände, Pfeiler und Altäre der in deutschem Style und in einfach-edlen Verhältnissen erbauten Kirche — einem Denkmale habsburgischer Frömmigkeit, das Friedrich der Schöne 1330 bis 1339 gebaut, um ein in seiner Haft auf der Trausnitz gethanes Gelübde zu erfüllen — waren mit Wachskerzen erleuchtet, der Hochaltar mit einem Baldachin und einer colossalen allegorischen Darstellung in dem überladenen Geschmack jener Zeit geschmückt.

Nachdem der kaiserliche Hof- und Burgpfarrer die päpstliche Dispensations-Bulle verlesen hatte, weihte der päpstliche Nuntius die Ringe und richtete die üblichen Fragen in lateinischer Sprache an das fürstliche Brautpaar. Die Etikette wollte, daß die Erzherzogin ihr „volo“ (ich will) nicht eher sprach, als bis sie nach einer Beugung vor den kaiserlichen Eltern durch einen Wink derselben die abermalige Zustimmung derselben erlangt hatte. Hierauf wurden die Ringe gewechselt und nun verband der Nuntius im Namen des Papstes die Hände der Neuvermälten mit der Stola. Als sie nach Beendigung dieser Ceremonie zu ihrer mit rothem Sammt überzogenen Kniebank zurückkehrten, stimmte der Nuntius das Tedeum an, unter Trompeten- und Paukenschall fiel die kaiserliche Musik ein und draußen auf dem Augustinerplatz gab die Stadtguardia eine Salve; auf den Basteien donnerten die Karthaunen. Die Segensertheilung des Nuntius beschloß die kirchliche Feierlichkeit, worauf sich der Zug in derselben Ordnung, wie er gekommen, abermals unter Salven des Kleingewehrs und der Geschütze in die Burg zurückbegab.

Abends neun Uhr fand die offene Hochzeitstafel im kleinen Opernsaale bei glänzender Beleuchtung und Vocal- wie Instrumentalmusik statt, jedoch ausschließlich nur für die kaiserliche Familie. Als der Kaiser das erste Glas erhob, um auf das Brautpaar den Toast auszubringen, donnerten die Salven zum dritten Male. Erhebend ist es, daß bei aller Entfaltung von Pracht, die hausbürgerlich-religiöse Sitte des „Benedicite“ (Tischsegens) vor und des „Deo gratias“ (Dankgebets) nach der Tafel nicht vergessen wurde, wie denn auch an großen Festtagen, so zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten, über Tisch geistliche Lieder gesungen wurden. Nicht minder bezeichnend ist der kleine Zug, daß der Bruder des Bräutigams, Herzog Karl Alexander von Lothringen, bei der Tafel sich als Zuschauer auf der Gallerie befand. Für dienende Minister und Cavaliere waren in der Regierungsraths- und Commission-Stube eigene Tafeln gerüstet, ebenso besondere für die Damen im spanischen Saal. Das Fest ging um Mitternacht zu Ende.

Der einfallenden Fastenzeit wegen dauerten die Vermälungsfeierlichkeiten im Ganzen nur drei Tage. Den auf die Trauung folgenden eröffnete eine stille Messe, welche der Nuntius hielt und wobei er die Neuvermälten neuerdings einsegnete. Die Tafel war diesmal „auf Seite der Kaiserin“ und da konnte Prinz Karl von Lothringen nebst der jüngsten Erzherzogin zugelassen werden. Des Abends wurde auf dem großen Theater in der Burg die italienische Oper „Achillo in Sciro“ (Achilles in Syrien) von Metastasio mit großem Aufwand von Decorationen und Ballet aufgeführt. Eine Maskerade, welche am dritten Tage im spanischen Saale stattfand, beschloß die Festlichkeiten.

Prinz Eugen und sein Tod.

Die Vermälung Maria Theresia's und zumal ihre Verbindung mit Franz Stefan von Lothringen war der sehnlichste Wunsch des Prinzen Eugen gewesen, und er rechnete es sich für ein großes Glück, sie erlebt zu haben. Er sah darin eine große Bürgschaft für das künftige Heil dieses Reiches. Aber — nicht lange sollte er Zeuge des Glückes sein, dessen das fürstliche Ehepaar genoß und aus dem er mit seinem untrüglichen Scharfblick das öffentliche Glück des Reiches prophezeite; denn bald nach der Vermälung Maria Theresia's starb der um das österreichische Kaiserhaus so hochverdiente Eugen.

Bei dem Austritte dieses Mannes aus der österreichischen Geschichte ist es hier wohl der passendste Ort, erstens einen kurzen Rück- und Ueberblick auf sein Leben und Wirken zu werfen, welches für das Schicksal der österreichischen Monarchie von so wichtigem und gedeihlichem Einflusse war, anderntheils jene Nachrichten über den großen Helden nachzuholen, die seinen Aufenthalt in Wien betreffen und noch nicht in diesem Buche Erwähnung gefunden haben; denn Eugen bildete im edelsten Sinne des Wortes eine von der Residenz unzertrennliche Stadtfigur.

Prinz Eugen stammte aus der Seitenlinie Savoyen-Carignan des königlichen Hauses von Sardinien. Sein Vater Eugen Moriz war französischer General-Lieutenant und Gouverneur der Champagne, seine Mutter hieß Olympia Mancini und war eine Nichte des Cardinals Julius Mazarin. Sie war die erste Liebe des Königs Ludwig XIV. gewesen. Seine Leidenschaft für sie bestimmte ihren Onkel, den Cardinal, sie vom Hofe zu entfernen und bald zu verehlichen. Sie ward Mutter von zwei Töchtern und fünf Söhnen, deren jüngster Prinz Eugen (geboren zu Paris am 18. October 1663) war. Sie starb (1673) und hinterließ diesen ihren jüngsten Sohn in einem Alter von zehn Jahren. Die einstmalige, so heiße Liebe des Königs für Olympia schien bei dem Könige ganz erloschen; wenigstens übertrug er diese Zärtlichkeit nicht auf deren Kinder.

Eugen war von schwächlichem Körperbau, so daß ihn sein Vater der militärischen, Thatkraft erfordernden Laufbahn entziehen zu müssen glaubte und ihn für den geistlichen Stand bestimmte. Aber in dem schwachen Körper lebte ein starker Geist und ein thatendurstiges Herz. Er hatte eine entschiedene Neigung für den militärischen Beruf. Schon frühzeitig war die Biographie Alexander des Großen von Curtius sein Lieblingsbuch und später bildeten die Kriegswissenschaften den Gegenstand seiner eifrigsten Studien. Dieser kriegerische Impuls aber war bei ihm nichtsdestoweniger mit Sanftmuth und Bescheidenheit verbunden. In seinem Vaterlande ward er verkannt; wegen seiner kleinlichen und schwächlichen Gestalt nannte man ihn spottweise bei Hofe: „Le petit abbé de Savoye“ (den kleinen Abbé von Savoyen).

Nachdem Eugen das neunzehnte Jahr zurückgelegt hatte, hielt er um ein erledigtes Dragoner-Regiment an; doch erregte es nur spöttisches Lachen, daß der „kleine Abbé“ sich an die Spitze von Dragonern stellen wolle, seine Bitte ward ihm mit Hohn abgeschlagen und man belehrte ihn: „Für Euch ist der Krieg nicht gemacht!“ — Darüber empört, verließ er Paris und sagte drohend: „Gut denn. Ihr wollt nicht, daß ich das Schwert für Euch ergreife, so will ich es gegen Euch. Ich werde wohl einen Herrn finden. Und dann sorgt nur Ihr, daß Ihr einen Mann findet, der einst mir gegenüber stehen wird!“

Mit ihm verließen auch die Prinzen Conti und einige andere Franzosen Paris, um im kaiserlichen Heere Dienste zu nehmen. Es wurde ihnen ein Bote nach-

gesandt, der ihnen die Weisung brachte, zurückzukehren. Die Uebrigen gehorchten, aber Eugen sagte: „Ich habe mich von Frankreich losgerissen!“ und setzte seine Reise fort.

Er kam nach Wien. Hier nahm ihn Kaiser Leopold I. wohlwollend auf und sandte ihn zur Armee unter Karl von Lothringen. Der Türkenkrieg begann; die Heldenthaten Eugen's, vom Entsatze Wiens angefangen, bei dem er mitwirkte (1683), bis an sein Ende, stehen unauslöschlich in der Geschichte Oesterreichs aufgezeichnet. Auf den Schlachtfeldern Ungarns und Italiens erwarb er sich Lorbeerkränze und sein Ruhm erscholl durch ganz Europa. Wie bereute es jetzt Ludwig XIV., den „kleinen Abbé“ abgewiesen zu haben! Er ließ ihm den Antrag auf Rückkehr nach Frankreich unter den allerglänzendsten Bedingungen stellen: er sollte die Stelle seines Vaters erhalten (das Gouvernement der

Maria Theresia, die Thronerbin. (Seite 258.)

Champagne), den Marschallstab und eine große Pension. Eugen gab kein Gehör, und zwar weniger wegen des Gefühls der Beleidigung, das er durch den französischen Hof erlitten, und des glühenden Hasses, der noch nicht in ihm erloschen war, als wegen der aufrichtigen Zuneigung, die er für den kaiserlichen Hof und den österreichischen Dienst hegte. Ein Mann, der vom Kaiser Leopold sagte, er sei sein Vater, von Josef I., er sei sein Bruder gewesen, der tauschte diese nicht gegen den sogenannten „großen Ludwig“ aus.

Wie abwechselnd auch das Kriegsglück sein mochte, welches am Ende kein Feldherr unbedingt an seine Fahne zu fesseln im Stande ist, so bewährte sich Eugen durch sein ganzes thatenreiches Leben hindurch als ein Feldherr erster Größe. Von dem Augenblicke an, als er zum ersten Male als selbstständiger Feldherr die Schlacht von Zenta schlug, bis zur Schlacht von Belgrad, die den Passarowitzer Frieden zur Folge hatte, ging er ununterbrochen von einer Großthat zur andern. Die letzten Feldzüge, die er in seinem siebzigsten Jahre unternahm,

waren wohl von minder großem Erfolge begleitet, aber hier war seine physische Erschöpfung die geringste Ursache: diese lag zum größten Theile, wenn nicht ausschließlich, in Verhältnissen, deren Ungunst für Oesterreich der klarsehende Eugen wohl zu würdigen wußte. Deshalb wollte er auch das Commando niederlegen, und nur die dringenden Bitten des Kaisers vermochten ihn, es wieder zu übernehmen. Und so ist es vielmehr anerkennungswerth, daß der treue Feldherr, der, in dreizehn Schlachten verwundet, sein Blut für das Haus Oesterreich vergossen hatte, nun am Ende noch seinen alten Kriegsruhm für dasselbe, glücklicherweise ungefährdet, auf's Spiel setzte.

Als Politiker war er eben so groß und eben so treu dem Hause Oesterreich als im Felde. Das Verhältniß, in welchem er zu den drei Monarchen durch

Franz Stefan von Lothringen. (Seite 271.)

53 Jahre stand, bezeichnete er haarscharf, indem er sagte: „Leopold war mein Vater, Josef mein Bruder, Karl mein Herr!" Der große Feldherr und scharfblickende Politiker war übrigens auch ein edler Mensch und geistvoller Freund der Künste und Wissenschaften; er hatte eine höchst gewählte Bibliothek, an 15.000 Bände stark, ebenso eine Sammlung von Handschriften und Kupferstichen (Alles jetzt der kaiserlichen Hofbibliothek einverleibt); auch besaß er eine Münzen- und Antikensammlung. Das Belvedere, die Paläste in der Himmelpfortgasse zu Wien, zu Schloßhof und Siebenbrunn in Ungarn geben seinem Kunstsinn und Geschmack das beste Zeugniß. Den Luxus hingegen liebte er nicht. Er trug sich daher auch nur bei großen öffentlichen Gelegenheiten prächtig, sonst ging er einfach, meist in einem braunen Rock mit Messingknöpfen, weshalb und auch wegen seiner unansehnlichen Gestalt ihn die Soldaten den „kleinen Kapuziner" nannten.

Prinz Eugen hatte von der Natur einen Körper von nur mittelmäßiger Größe empfangen, aber seine Gestalt hatte ein schönes Ebenmaß; schwarze Augen

voll Feuer und Leben erhoben sein geistvolles Gesicht und waren die deutlichsten Zeugen seines rastlos thätigen Geistes. Die Stirne war offen und frei, die Nase etwas aufgestülpt, sein Mund nicht schön, die Oberlippe beträchtlich zu kurz, so daß zwei große Zähne immer sichtbar waren. Er hatte eingefallene Wangen; seine Hautfarbe war mehr braun als weiß; seinen Kopf bedeckte schwarzes Haar, und erst als dieses grau zu werden anfing, bediente er sich nach der Mode jener Zeit eines künstlichen Haarschmuckes. Bei zunehmendem Alter wurde seine Gestalt mehr häßlich, wozu der übermäßige Gebrauch des Schnupftabaks nicht wenig beitrug.

Im Essen und Trinken war der Prinz sehr mäßig; er verachtete jede Nahrung, welche die Gesundheit des Körpers untergräbt oder die Heiterkeit der Seele stört. Auf seiner Tafel standen zwar immer die köstlichsten Speisen, doch nur für seine Gäste; dafür fand er aber einen desto größeren Geschmack an Künsten und Wissenschaften, davon zeugten seine Paläste, sein Hausgeräth, seine Büchersammlung, seine Schildereien, seine Gärten, kurz Alles, was ihn umgab, noch jetzt den edlen, gebildeten Geist des ersten Besitzers verkündigend.

Prinz Eugen war nie verheiratet gewesen; nach seinen Grundsätzen kettete die eheliche Verbindung den Kriegsmann zu sehr an seinen eigenen Herd, als daß er recht mit Lust und Neigung seinem gefährlichen Berufe sich hingeben könnte. Ueberhaupt sah Eugen, so leidenschaftlich sein Temperament auch war, doch die Liebe als eine jener Leidenschaften an, denen sich ein vernünftiger Mann nicht ganz überlassen sollte. Verliebte und Fanatiker stellte er in eine Classe, es waren ihm verkehrte Köpfe. Indessen floh er die Gesellschaft der Damen keineswegs und Niemand war artiger gegen das schöne Geschlecht, als er. Höflichkeit, gefälliges, zuvorkommendes Betragen, Conversationstalent und heitere Laune erschienen ihm als die Haupteigenschaften in einem weiblichen Zirkel. Er ging dann mit Damen so galant um, daß man ihn hätte für verliebt halten müssen, wenn er nicht dieselbe Artigkeit gegen Alle, ohne Unterschied ihrer Schönheit, bewiesen hätte. Und wie fein seine Complimente waren, giebt folgendes Beispiel Zeugniß. Eine junge schöne Dame fragte ihn: „Wie ist es möglich, Prinz, daß man nach so vielen glorreichen Siegen noch nach neuen Lorbeeren geizen kann?!“ — „Ach, Madame,“ antwortete Eugen rasch, „wie ist es möglich, noch Roth aufzulegen, wenn man so schön ist?!“

Eugen trug seinen Kopf immer empor gehoben und sein Blick war aufwärts gerichtet. Er redete wenig, bedächtig, aber nicht langsam. Sein Ausdruck hatte immer viel Leben und Bestimmtheit. Er überdachte Alles schnell, was er sagte, und gerieth deshalb durch kein Gespräch eigentlich in Verlegenheit, wenn er schon nicht immer Recht behielt. Wahre ungekünstelte Bescheidenheit war ein Hauptzug seines großen Charakters. Er hörte ungerne dem Lobe zu, das ihm mit so viel Wahrheit und Gefühl von allen Seiten entgegen schallte. Bei Feierlichkeiten nahm er eine ernste majestätische Miene an, die ihm sehr gut stand, wiewohl es eigentlich nicht seine natürliche war. Er haßte alle unnatürlichen Complimente und mischte sich, so oft es anging, gern unter die Menge, um unbemerkt zu sein.

Niemanden, der bittend sich ihm nahte oder Geschäfte mit ihm abzuthun hatte, ließ er die Hoheit seines Standes empfinden und jede Verlegenheit, in die Jemand durch seine Gegenwart zu gerathen schien, kränkte sein edles Gefühl. Den Geiz kannte er nur dem Namen nach. Verdienten Officieren schoß er sehr oft Geld von seinem eigenen Vermögen vor, damit der Dienst seines Herrn nicht darunter leiden möchte, wenn diese nicht gehörig equipirt erscheinen könnten. Von seinen, auf die rechtmäßigste Art erworbenen, beträchtlichen Reichthümern machte er überhaupt die trefflichste Anwendung, er war ein Vater der Dürftigen. Ihren Mangel, ihre Noth empfand er lebendig und erleichterte selbe ungebeten

und so, daß meistentheils der Unterstützte nie die Quelle seines Glückes erfuhr. Als die Pest in Wien wüthete (1713) und die Lebensmittel zu einem unerschwinglich hohen Preise gestiegen waren, als die Armen, auch bei aller Lust zur Arbeit, keine finden konnten, vermehrte er die Anzahl der Arbeiter an seinen Gebäuden bis auf dreizehnhundert, ob er gleich kaum der Hälfte bedurfte — also der Erste, welcher den Begriff von Nothstandsbauten anwendete. Auch übertrug er den Künstlern oft Arbeiten, blos in der Absicht, um sie vor den Gefahren des Müßigganges zu schützen und ihren Talenten eine stete nützliche Uebung zu geben.

Seine Religion gründete sich auf wahre Gottesfurcht und Rechtschaffenheit; er war weder leichtsinnig noch bigott und zeigte die Möglichkeit der Vereinigung eines guten Soldaten und guten Christen in seiner Person unwidersprechlich. Fluchen und Schimpfen haßte er ganz vorzüglich und widerlegte durch die That die irrige Meinung vieler unter ihm dienender Officiere, daß der gemeine Mann keiner anderen Aufmunterung zur Erfüllung seiner Pflichten fähig sei.

Aller Neid war seinem großen Herzen entfernt. Jedem Menschen gab er mit Freuden das gebührende Lob. Beständig bereit, seinen Freunden zu dienen, verachtete er keinen Feind, wohl aber in tiefer Seele die Rache. Am wenigsten fühlte er sich dazu versucht, wenn er die Macht in Händen hatte. Ja, er unterstützte oft seine Beleidiger, wenn es das Interesse des Ganzen und seines Monarchen zu fordern schien. Hatte Jemand eine gute Sache, so fand er gewiß bei dem Prinzen Gerechtigkeit. Mit großer Geduld hörte er den oft sehr umständlich Erzählenden an und es schien ihn selbst zu beleidigen, wenn ein Bittender aus Scham oder Achtung sich scheute, ihm sein Anliegen gehörig zu eröffnen.

Sollte man es glauben, daß der große, ruhmbedeckte Mann bei seinem Monarchen in Ungnade fiel? Und doch war es eines Tages so. Als Eugen einst zu seinem ersten italienischen Feldzug abging, war der französische Marschall Ludwig Hector Marquis von Villars in Wien und Eugen drückte ihm beim Abschiede Hochachtung und Freundschaft aus. Da wunderten sich einige Hofleute darüber, daß Eugen in solchem Tone zu einem Feinde spreche; aber Villars rief mit seiner angewohnten Ungenirtheit lebhaft aus: „Meine Herren, ich will Ihnen sagen, wo sich die wahren Feinde des Prinzen aufhalten. Sie sind hier in Wien, so wie die meinigen in Versailles.“ Und recht bald sollte Eugen die Richtigkeit dieser Worte erfahren.

Die Hofherren begannen es bald unerträglich zu finden, daß alle Welt nicht von ihnen, sondern nur vom Prinzen Eugen spreche, daß in allen Stücken nur nach der Meinung des Prinzen Eugen gefragt werde, als wenn es sonst gar keine „großen Männer“ gebe, als nur diesen Prinzen allein. Und dieser Prinz Eugen hatte nun gar kein spanisches Herz; er hatte 1709 das spanische Sicilien opfern wollen, um dem Deutschen Reiche Straßburg zu gewinnen; er hatte sich 1714 in Rastatt nicht um Catalonien, sondern um das deutsche Landau gekümmert, und antwortete 1717, als er schleunigst Truppen aus Ungarn nach Neapel senden sollte: „Pah, was ist denn an einer Landung von einigen Tausend Spaniern in Italien viel gelegen!“ Darüber waren die Spanier höchlich erzürnt, und es war Kaiser Karl in diese Stimmung um so leichter hineinzuziehen, je weniger dem etikettegewohnten Monarchen des Prinzen unbedingte Freimüthigkeit zusagte. Karl war der echte Sohn seines Vaters, voll Güte und Hochherzigkeit; aber in politischen Dingen, da wollte er nie recht einsehen, daß andere Menschen andere Meinungen oder andere Standpunkte haben könnten, als den seinen, und wie er überhaupt politische Angelegenheiten langsamer auffaßte, so war er mißtrauisch auf seine Selbstständigkeit und ließ sich von schmiegsamer Mittelmäßigkeit überreden, vor dem aufrichtigen und bedeutenden Rathgeber zurückscheuend.

Sein Hauptgegner war der höchst unbedeutende „spanische" Althann, der den Kaiser an seiner schwachen Seite zu fassen und Eugen's gerades Auftreten auf das gründlichste zu verdächtigen wußte. Mit einem Worte, der Sieger von Belgrad fiel in dem Augenblicke, wo er die Zukunft des Orients in die Hand seines Herrschers zu legen im Begriffe stand, in formelle Ungnade. Es beschloß Karl, so schnell wie möglich mit den Türken Frieden zu schließen, um seine Truppen für Italien verfügbar zu haben. Auch hier bewährte Eugen auf's Neue seine Selbstverläugnung und instruirte selbst, nachdem des Kaisers Befehl ertheilt war, die österreichischen Gesandten auf Herabstimmung ihrer Forderungen. Venedig mußte Morea in der Hand der Türken lassen; Oesterreich begnügte sich mit Belgrad und einem kleinen Bezirke der westlichen Walachei, und die schönen Träume: die Donau bis zum Pontus zu gewinnen, die Herrschaft des Halbmondes zu zertrümmern, die entscheidende und führende Macht im Orient zu werden, waren — wer weiß auf wie lange — zerronnen.

Eugen, nach Wien zurückgekehrt, behielt äußerlich durchaus die bisherige hohe Stellung als Präsident des Hofkriegsrathes, Conferenzministers und Generalgouverneurs der Niederlande; aber sein persönliches Verhältniß zum Kaiser war zerstört. Seine spanischen Gegner verbargen kaum den Wunsch, ihn völlig aus Oesterreich zu entfernen; er selbst warnte wohl seine Freunde, bei irgend einer Bitte sich nicht von ihm empfehlen zu lassen, weil dann die Abweisung sicher sei.

Anerkanntermaßen war Prinz Eugen das Haupt der deutschen Partei des Hofes und nach wie vor im engen Verhältnisse mit Gundacker Thomas Graf Starhemberg (geb. 1663, gest. 1745), dem Conferenzminister und Präses der Banco-Deputation (Art Finanz-Ministerium), der sich übrigens so viel wie möglich aus den politischen Streitigkeiten hinter seine Finanztabellen zurückzog. Die Lage war um so zerfahrener, als ein Theil der deutschen Staatsmänner, wie die Grafen Schlick und Windischgrätz, obwohl den Spaniern gleich feindselig, aus persönlicher Eifersucht auch von Eugen sich trennten und eine dritte Partei bildeten. Im Jahre 1719 war es so weit gekommen, daß der Schwager Althann's, der Reichshofrath Johann Friedrich Graf Nimptsch, der als lustige Person bei Kaiser Karl wohlgelitten war und sich Manches herausnehmen durfte, eine Reihe bestimmter Anklagen gegen Eugen, auf verrätherische Umtriebe mit Bayern und dem österreichischen Adel dem Kaiser zutrug, während ein politischer Abenteurer, Abbate Tedeschi, eine Creatur des sardinischen Gesandten, die Beweise dafür zu liefern versprach.

Glücklicherweise erhielt Eugen Nachricht von diesen Umtrieben und faßte seinen Entschluß mit derselben Kraft und Schnelligkeit wie auf dem Schlachtfelde. Er erschien vor dem Kaiser, er selbst als Kläger, mit der Forderung scharfer Strafe gegen die Verleumder, sonst werde er auf der Stelle Oesterreich und den kaiserlichen Dienst verlassen. Diese ruhige Festigkeit imponirte dem Monarchen so, daß derselbe sofort eine Criminaluntersuchung gegen Nimptsch und Tedeschi eröffnete und bald war Eugen's Ehre auf das glänzendste hergestellt. Graf Nimptsch wurde seiner Würden entkleidet und zu zwei Jahren Festungsarrest in Graz verurtheilt; Abbé Tedeschi aber des Landes verwiesen und vorher in seinem völligen Abbé-Staate öffentlich am Hohen Markte vom Henker mit Ruthen gestrichen. Der Wahrheit gemäß müssen wir auch sagen, daß ferner noch zu Eugen's Feinden folgende Personen zählten: der Feldmarschall und Hofkriegsrathspräsident Heinrich erster Fürst von Mansfeld (geb. 1640, gest. 1715); der Oberstkanzler in Böhmen Wenzel Norbert Octavian Graf Kinsky (geb. 1642, gest. 1719), dann der königlich spanische Rathspräsident Anton Folch von Cardona, Erzbischof von Valencia (geb. 1658, gest. in seinem prachtvollen Gartenpalast in der Josefstadt am 20. Juli 1724) und der Reichsfürst Josef

Folch von Cardona, Präsident des obersten Raths der österreichischen Niederlande (geb. 1641, gest. in Wien am 27. Juni 1729).

Aber seit den strengen Verurtheilungen wagten alle diese Gegner keinen offenen Angriff mehr; des Kaisers Stimmung war jedoch trotzdem nicht verbessert und der Gegensatz der politischen Meinungsgenossenschaften dauerte in den Geschäften mit gleicher Bitterkeit fort. Da begreift man denn leicht die Stockung der Arbeiten, die Unbehilflichkeit der Verwaltung, das Schwanken der auswärtigen Politik, was Alles die Folge solcher Verhältnisse sein mußte. Erst als Althann gestorben war, wurde der Kaiser in nachdrücklicher Weise inne, welch' großer Fehler die spanische Allianz gewesen war, wie richtig Eugen die Folgen derselben vorausgesagt. In den Gesinnungen des Kaisers trat jetzt ein völliger Rückschlag ein und Eugen befand sich mit bestimmendem Einflusse wieder höchst entschieden an der ersten Stelle. Oesterreichs Politik nahm dann sofort eine andere Gestalt an.

Noch müssen wir hier erwähnen, daß gegen Eugen ein Mord-Attentat verübt werden sollte; er erhielt nämlich eines Tages ein Packet Briefe, darin war ein fettes Papier, das er bei der Eröffnung auf die Erde fallen ließ. Ein dabei gegenwärtiger Officier hob es auf, untersuchte es und befand sich übel darnach. Nun wurde man aufmerksam und machte die Probe damit an einem Hunde, der sofort verendete. Eugen scherzte über diese Sache, indem er sagte: „Wenn ich noch einmal ein solches Papier erhielte, würde ich glauben müssen, ich wäre eine wichtige Person, weil man mein Leben fürchtet."

Eugen war, nachdem Kunst und Wissenschaft in den wilden Kriegen des 17. Jahrhunderts eine lange düstere Zeit hindurch wie begraben gelegen, wieder der erste große Mann in Oesterreich, der wissenschaftlichen Sinn anregte und die Künste erweckte. Er war der Freund und Correspondent des großen Gottlieb Wilhelm Freiherrn von Leibnitz (geb. 1646, gest. 1716), des hochgelehrten Charles de Secondat Baron Montesquieu (geb. 1689, gest. 1755) und des berühmten Arztes Hermann Boerhave (geb. 1668, gest. 1733). Mit Leibnitz berieth er namentlich bei Gelegenheit des Uebertrittes der hannoveranischen Prinzessin Wilhelmine Amalia vor ihrer Heirat mit Josef I. (1699) die Union der Katholiken und Protestanten; er berieth mit ihm später die Bedürfnisse der Nationalbildung, die Stiftung einer erst in unseren Tagen zu Stande gekommenen Akademie der Wissenschaften zu Wien.

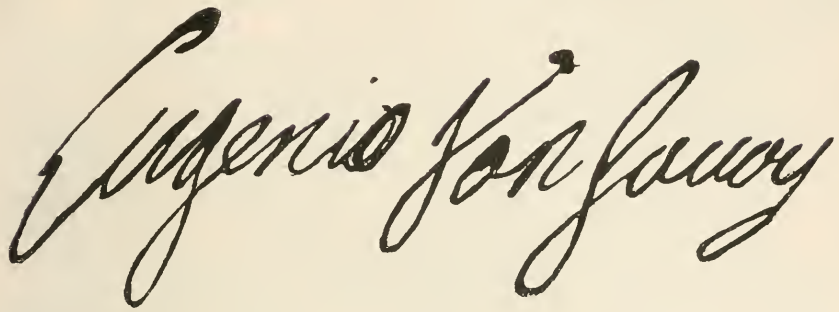
Die denkwürdigen Besuche des großen Leibnitz in Wien fallen in die Jahre 1688, 1690, 1699 bis 1700, 1702 und 1713 bis 1714. In den letzten Jahren wohnte er im sogenannten „Federlhof" (Lugeck Nr. 3, Bäckerstraße 2, alt 768), wie sich aus eigenhändigen Briefen des Gelehrten mit der Inschrift „Wien, Federlhof" ergiebt. Er verfolgte damals zwei Zwecke: erstens die Flüssigmachung seines Gehaltes als Reichshofrath, welcher bei den damals sehr beengten Finanzen der deutschen Reichsbehörden auf sich warten ließ, und zweitens die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften in Wien. — Kaiser Karl VI., welcher Leibnitz in besonderer Audienz empfing und sich mit ihm lange und sehr anerkennend unterhielt, auch dessen Werk „Essai de Theodicée" in zwei Bänden entgegennahm, zeigte sich dem Plane der Errichtung einer Akademie sehr geneigt; nicht minder interessirte sich der Förderer aller wissenschaftlichen Bestrebungen, Prinz Eugen, lebhaft dafür, und es existirt von dem großen Philosophen noch eine Zusammenstellung der Hauptgrundsätze seiner Philosophie, die er für den Prinzen Eugen ausdrücklich aufgesetzt hat; aber die Sache scheiterte an der Geldbeschaffung. Leibnitz selbst schlug verschiedene Mittel vor: eine inländische Papierfabrik, deren Ertrag hierzu gewidmet sein sollte, eine Ausgabe von Actien und endlich eine Lotterie, an deren Spitze der Kaiser und der Hof stehen sollten. Das Project — im großen Style angelegt,

denn es sollten mit der Akademie historisch-diplomatische und statistische Arbeiten, eine Bibliothek, ein Münz- und Antikencabinet, ein Kunst- und Natur-Theater, chemische, botanische, anatomische, chirurgische und medicinische Anstalten, sowie wissenschaftliche Reisen verbunden werden — kam aber bei der ernsten Lage der Zeit nicht zur Ausführung, denn eben damals drangen die Türken wieder gegen Ungarn vor und die Pest klopfte an die Mauern Wiens. So blieb denn der Gedanke einer Akademie der Wissenschaften in Wien unausgeführt, bis er, fast anderthalb Jahrhunderte später (durch Kaiser Ferdinand I. am 14. Mai 1847) zur Ausführung gedieh. Im Jahre 1713, dann später 1720 war übrigens auch der berühmte Seher Emanuel Swedenborg (eigentlich Swedberg, geb. 1689, gest. 1772) in Wien, bei Gelegenheit einer Bereisung der österreichischen Bergwerke und soll insgeheim vom Prinzen Eugen besucht worden sein. Als Swedenborg's Wohnhaus gilt das mit der heutigen Nummer 3 (alt 1217) versehene Haus in der Kramergasse nächst dem Hohen Markt.

Besonders anregend wirkte Prinz Eugen durch seine (bereits Seite 173 u. f. besprochenen) Bauten in Wien. In der Nähe der Residenz baute er die Lustschlösser Schloßhof und Petronell. In dem schönen, einsamen Schloßhof an der March, einem Schlosse von über 120 Zimmern, lebte Eugen zwischen Büchern, Schlacht- und Jagdbildern und Kupferstichen; in Petronell waren die classischen Erinnerungen der Römerwelt aufgestellt. Auf den anderen österreichischen Schlössern und Herrschaften zu Altenburg und Hainburg waren die deutsch-mittelalterlichen Erinnerungen vereinigt; zu Deven im Preßburger Comitate in Ungarn waren die magyarischen Alterthümer aufgestellt. Seine Bibliothek und seine Kupferstichsammlung (nunmehr beide in der k. k. Hofbibliothek befindlich) gehörten zu den kostbarsten in Europa. Mitten in den diplomatischen Geschäften, die ihn von Mitte Januar bis Ende März 1712 im spanischen Erbfolgekriege in London festhielten, sah man ihn umherlaufen, um seltene Manuscripte und Bücher einzukaufen. Von ersteren besaß er die durch Malerei und Vergoldung ausgezeichnetsten, namentlich auch die berühmte „Peutinger'sche Tafel" (Charte, entworfen unter der Regierung Theodosius des Großen und worauf die Märsche angegeben sind, welche die römischen Armeen damals in dem größten Theile des occidentalischen Reiches nahmen, welche Konrad Peutinger, Syndicus in Augsburg, geb. 1465, gest. 1547, von dem Dichter Konrad Celtes erhalten hatte). Alle Bücher seiner Bibliothek (an 15.000 Bände), die mehrere große Säle füllten, waren eingebunden in rothem Maroquin mit Goldschnitt von einem Franzosen, der in dieser Kunst lange seinesgleichen suchte. Eine der vielen absurden Behauptungen Bonneval's ist daher die, es hätte Prinz Eugen Alles in Leder aus Spahi- und Janitscharen-Häuten binden lassen. Der Prinz sammelte womöglich lauter Prachtausgaben „grand papier"; es war die erste geschmackvolle vollständige Bibliothek in Oesterreich. Seine Lieblingsbücher waren außer Curtius' Leben Alexanders, Cäsar, Tacitus und der englische Chevalier Temple.

Eugen liebte Literatur und schöne Künste weit mehr als Kanzleigeschäfte; bei diesen war es nicht leicht, ihn länger als vier Stunden des Tages festzuhalten. Aber er arbeitete schnell. Er unterhielt, obgleich er so wenig als möglich schrieb, fast Alles seinem vertrauten Secretär Ignaz Baron Koch (später kais. Staatsrath und geheimer Cabinetssecretär Maria Theresiens, geb. 1667, gest. 1763) dictirte, einen ausgebreiteten Briefwechsel mit Gelehrten, Staatsmännern und Soldaten, sowohl mit seinen ehemaligen Waffenbrüdern, wie mit den Lords Marlborough, Stanhope und Stairs, als mit Gegnern, wie Villars. Seine Handschrift war fest, etwas hart, die Buchstaben nach dem französischen Schriftzug fingerlang

gedehnt, ohne Haar- und Schattenstrich. Er unterschrieb seinen Namen in drei Sprachen, nämlich:



Als ihn einst die Marquise de Prie um die Ursache fragte, antwortete Eugen: „Es geschieht, um zu zeigen, daß ich ein dreifaches Herz besitze — das Herz eines Welschen gegen meine Feinde, das Herz eines Deutschen gegen meine Freunde und das Herz eines Franzosen für meinen Monarchen!“ Als diese Rede dem Kaiser Karl hinterbracht wurde, that er einige Zeit später an den Prinzen eben diese Frage; dem Monarchen antwortete Eugen: „Sire, ich habe Welschland mein Leben, Deutschland mein Glück und Frankreich meinen Ruhm zu verdanken!“

Am liebsten trieb der Prinz Conversation; drei, vier Stunden lang konnte er einen Stoff besprechen, Jedermann hatte im Krieg und Frieden bei ihm freien Zutritt. Sonst war Eugen sehr wortkarg bei den Empfängen, offenbar, um nicht seine Zeit zu verlieren. Er war dem Vergnügen nicht abhold und nach den Briefen der Herzogin von Orleans fiel er sogar in seiner Jugend in die Debauchen, in die freilich zu jener Zeit die ganze große Welt gefallen war. Eugen selbst äußerte einmal: „Denen, die nicht in der Liebe etwas gewagt haben, würde ich nicht gern den Befehl über hundert Mann anvertrauen!“

Sechs Monate vor seinem Tode, im Spätherbst 1735, ließ er noch seinen Vertrauensmann Koch zu sich kommen. Er sagte ihm, daß er sich sehr schwach fühle und daß er deshalb seine Rechnungen abschließen möge, um gegen allenfallsige spätere Chicanen geschützt zu sein. Nie vorher hatte der Prinz seinem Secretär, zu dem er unbegrenztes Vertrauen hatte, Rechenschaft über seine Verwaltung abverlangt. Aber mit dieser Schwäche war denn doch nicht eine gänzliche Geistesabwesenheit verbunden, wie seine elenden Feinde kennzeichnen wollten, als sie ihn in seinen letzten Tagen wie einen geistesschwachen kindischen alten Narren behandelten. Dagegen traf allerdings Friedrich II. das Richtige; als Eugen 1734 am Rhein das kaiserliche Heer gegen Frankreich commandirte, freilich mehr mit Märschen als mit Schlachten, und Friedrich an der Seite des Prinzen zum ersten Mal bei Philippsburg im Kanonendonner stand, während der alte Held ihn zum letzten Male hörte, da meinte der junge Thronerbe: „Ha, das ist nur der Schatten des großen Eugen!“

Am 20. April 1736 war geheime Conferenz bei Eugen; es sollte noch Einiges vorgenommen werden, er setzte es aber mit den Worten aus: „Es ist genug für heute, das Andere morgen — wenn ich so lange lebe.“ Darauf speiste er zu Mittag mit zwölf Personen. Am Abend fuhr wie gewöhnlich „der schlafende Wagen“ zur „schönen Lori“. Eugen spielte mit der Gräfin Batthyany, dem Grafen Windischgrätz und dem schwedischen Gesandten

Karl Gustav Graf Tessin (geb. 1695, gest. 1770) Piquet bis neun Uhr. Er sprach weniger als sonst und athmete schwerer, denn es plagte ihn sein altes Uebel, mit dem er fast beständig behaftet war, der Katarrh. Die Gräfin bat ihn, Arznei einzunehmen. „Es ist morgen noch Zeit dazu!“ erwiderte er und fuhr nach Hause.

Hier sah er das Porträt des Kaisers lange mit starren Augen an und legte sich dann zu Bette. Er ertheilte dem Kammerdiener Befehl, ihn des andern Morgens nicht vor neun Uhr zu wecken. Zur bestimmten Stunde trat dieser in das Schlafgemach ein; Eugen lag noch im Bette, das Haupt in die Hände gelegt. Nach einer Stunde kam er wieder und fand nun, daß der Prinz todt war. Wann er gestorben sei, wußte man nicht zu bestimmen; Viele glaubten aber, daß der Held Früh um drei Uhr bereits verschieden sei, weil zu dieser Stunde im Thierpark des Prinzen im Belvedere der älteste seiner Löwen gegen alle seine Gewohnheit ein entsetzliches Brüllen hatte hören lassen.

Am Morgen des 21. April wurde die Stadt durch die Kunde erschreckt, daß Prinz Eugen in der Nacht verschieden sei. Karl VI., dadurch tief erschüttert, befahl, daß der Held mit den einem Erzherzoge zukommenden Ehren begraben werden solle; denn der Kaiser sagte: „Man soll sehen, daß des Verstorbenen merita (Verdienste) allzeit bei Mir unsterblich sein werden“. Besonders war Karl VI. ergriffen, da doch Prinz Eugen vor kurzer Zeit an den Vermälungsfestlichkeiten der blühenden Thronerbin mit frohem Sinne Antheil genommen, da er Maria Theresia nicht nur sehr zugethan war, sondern auch die Hochzeit mit Herzog Franz Stefan als ein segens- und erfolgreiches Ereigniß bewillkommte. Es kam ihm daher nicht in den Sinn, daß die Tage des Helden, obwohl derselbe schon im 73. Lebensjahre stand, gezählt seien.

Der Leichnam wurde im Palais in der Himmelpfortgasse aufgebahrt, kaiserliche Trabanten und Soldaten der Stadtguardia hielten bei derselben Wache, was auch nöthig war, denn ungeheuer war der Zudrang von Beschauern, welche den Verblichenen noch einmal sehen wollten.

Am 26. April ging die prunkvolle Beisetzung vor sich. Den Zug eröffneten zwei kaiserliche Einspanier zu Pferde, hierauf folgten die Armen der verschiedenen Versorgungshäuser, die invaliden Officiere, welche unter Eugen gedient hatten, die Geistlichkeit der Stadt- und Vorstadt-Pfarren, ein Regiment Cürassiere, die Stadtguardia, sechs Geschütze mit Bedienungsmannschaft, vier Officiere, welche umflorte Fahnen trugen, fünf berittene Officiere des Regiments Savoyen, die kaiserliche Musikkapelle, die Geistlichkeit von St. Stefan mit dem Weihbischofe, der Sarg auf einem pompösen Leichenwagen mit einem prachtvollen Bahrtuche verhüllt, dessen Enden vierzehn Feldmarschall-Lieutenants, nämlich Fürst Wenzel Liechtenstein, Prinz Josef Friedrich von Sachsen-Hildburghausen (Gemal der Prinzessin Anna Victoria von Savoyen), Karl Graf, später Fürst Batthyany, Don Anton de Carreras, Don Sebastian de Dalman, Johann Daniel Graf Fürstenbusch, ferner Burbon, Landriani, Bynial, Walsegg, Maganli, Busletisch, Wentzel und Wallis, trugen. Die äußere Spalier bildeten 36 Beamte des Hofkriegsrathes mit Wachsfackeln. Hinter dem Sarge wurde das weiße Leibpferd des Prinzen geführt, kostbar geschirrt und auf dem Sattel den Galaharnisch gebunden, zwischen zwei mit Rüstungen bekleideten Reitern. Sodann kamen die Pagen des Prinzen und neun Handpferde, mit Flören bedeckt und von Reitknechten geführt. Daran schlossen sich die Hofkriegsräthe, die Hausofficiere des Verstorbenen und die Bedienten in schwarzen Mänteln, hierauf bei 400 Cavaliere und Officiere und eine Masse sonstiger Leidtragender, nach welchen eine Abtheilung Cürassiere den Schluß bildete.

Leichenbegängniß des Prinzen Eugen.

Der Zug, in dem alle Soldaten die Waffen verkehrt trugen, die Standarten mit Flor behängt waren und auch alle Officiere solche an den Armen trugen, dauerte über zwei Stunden, und es wurden alle Glocken der Stadt geläutet, während sich der Conduct vom Palais in der Himmelpfortgasse weg durch die Kärntner- und Augustinerstraße, über den Kohlmarkt und Graben nach St. Stefan begab, wo die geheimen Räthe, Minister und der Hof den Sarg erwarteten. Kaiser Karl VI. selbst begleitete die Leiche incognito bis zu St. Stefan, wo der Domprediger Franz Peickhart (geb. 1683, gest. 1752) die lateinische Leichenrede hielt. Nach den erfolgten Exequien wurde sie in der Kreuzkapelle beigesetzt. Der Sarg, über dem sich ein Helm und die Darstellung einer Schlacht in halb erhabener Arbeit befinden, endet in einer Pyramide mit einer Urne. Nebenbei gesagt, befinden sich allda auch die Gräber seines Neffen, des kais. Feldmarschall-Lieutenants Thomas Emanuel von Savoyen (geb. 1687, gest. 1729) und von dessen Gemalin Maria Theresia, geborene Fürstin Liechtenstein (geb. 1694, gest. 1772), der großen Wohlthäterin und Institutsstifterin. Deshalb ging auch das Schutzrecht der Kreuzkapelle auf die Familie dieser Letzteren über und wird dieselbe auch die Liechtensteinkapelle genannt. Das Herz des Prinzen wurde nach Turin überbracht und dort in der königlichen Gruft beigesetzt.

Prinz Eugen in der Schlacht. (Seite 290.)

Seine Haupterbin war Prinzessin Anna Victoria von Savoyen, Tochter seines Bruders Ludwig Thomas, genannt „Mademoiselle Soissons“ (geb. 1683, gest. 1763), Gemalin des Herzogs Josef Friedrich von Sachsen-Hildburghausen. Ihr kaufte später Kaiser Franz I. die Herrschaft Schloßhof und Maria Theresia das Belvedere ab; die Menagerie Eugen's schenkte die Prinzessin dem Hofe, die Bibliothek Eugen's wurde mit der kaiserlichen vereinigt. Wenn einige Pamphletisten, die so gerne alles Edle in Oesterreich mit ihrem Gifthauche begeifern, die Worte Maria Theresiens, es wären die beiden Söhne der „schönen Lori“, die Grafen Ludwig Batthyany (später Palatin des

Königreichs Ungarn, geb. 1696, gest. 1765) und Karl Batthyany (der erste Fürst, Feldmarschall, Erzieher des Erzherzogs Josef, geb. 1698, gest. 1772), „das Codicill Eugen's", dahin deuten, als wären selbe die Söhne des Prinzen, folgen sie da nur der verleumderischen Zunge des bösen Bonneval; Prinz Eugen liebte diese beiden Söhne väterlich und empfahl sie mit warmen Worten der Thronfolgerin, was diese als eine Art Testamentsanhang betrachtete. Die erhabene Herrscherin machte niemals derartige frivole Witze.

Von den Dienern des Prinzen Eugen sind erwähnenswerth: die Kammerdiener Peter Merrat (geb. 1660, gest. 1710), Anton Maria Benedetti (geb. 1656, gest. 1729) und Johann Georg Lagaf (geb. 1649, gest. 1722); die Portiere Anton Lang (geb. 1684, gest. 1723) und Georg Lechner (geb. 1659, gest. 1731); sein Hausverwalter Simon de Molle (geb. 1652, gest. 1732); sein Tafeldecker Peter Feichtpointner (geb. 1700, gest. 1764); sein Leibjäger Alexander Gluck (Vater des Componisten, gest. als großh. toscanischer Forstmeister in Reichsstadt 1747); sein Lustgärtner Josef Hammer (Vater des berühmten Orientalisten); sein Läufer Johann Georg Hennecker (geb. 1700, gest. 1784); der Silberwäscher Sebastian Leinbrunner (geb. 1663, gest. 1728); der Secretär und kaiserl. Fortificationsbau-Zahlmeister Jakob Simon von Mandacher (geb. 1664, gest. 1728); sein Hofmeister und gleichartige Zahlmeister Desiré de Parterre (geb. 1662, gest. 1729); der Gärtner Cornelius Schröder, welcher sich um den Lustgarten Belvedere besondere Verdienste erwarb; sein Koch Ludwig Serfi (geb. 1677, gest. 1725); endlich sein Verwalter Johann Georg Wißhofer (geb. 1669, gest. 1742), welche Alle mehr oder minder stadtbekannt waren, denen er ein gütiger herablassender Gebieter gewesen.

Auch ein Thier seiner Menagerie erfreute sich seiner ganz besonderen Zuneigung, und zwar der daselbst befindliche Adler, ein majestätisch schöner Vogel, den er täglich selbst zu füttern pflegte. Man erzählt, daß dieser Adler, gleich nach dem Trauermomente von Eugen's Begräbniß, in Zuckungen verfallen und nur mit höchster Mühe, durch sorgfältigste Pflege habe gerettet werden können. Er kam später in die k. k. Menagerie zu Schönbrunn. Thatsache ist, daß im Jahre 1809 Napoleon I. vor seinem Käfige stehen geblieben war, um das durch seinen ehemaligen Besitzer, wie durch sein hohes Alter merkwürdige Thier zu betrachten, worauf der alte historische Aar mit den Flügeln schlug und todt von der Stange herabfiel. Da wollte denn sofort die Poesie des Volksmundes wissen, der greise Aar habe den Machthaber jener Nation, deren Schrecken einst Prinz Eugen gewesen, nicht als Eroberer auf seinem Territorium sehen können und es sei dem treuen Thiere darüber das Herz gebrochen.

Seit dem 18. October 1865 ziert den äußeren Burgplatz, als Seitenstück des Denkmals für den späteren Lorbeerhelden Oesterreichs, den Erzherzog Karl, das Reitermonument des Prinzen Eugen, vom berühmten Erzgießer Anton Ritter von Fernkorn modellirt und in Bronze gegossen; es trägt auf einer Seite die Inschrift: „Prinz Eugen, der edle Ritter", auf der anderen: „Dreier Kaiser treuer Diener".

Daher mögen hier noch einige Erläuterungen über seinen militärischen Charakter Platz finden.

Eugen imponirte den Truppen und die Soldaten waren ihm außerordentlich ergeben. Er sah es gerne, wenn sie auf dem Marsche sangen oder sonst lustig waren, er sorgte für sie aus seinem eigenen Beutel, wenn etwa — was nicht selten der Fall war — der Hofkriegsrath eben kein Geld für sie hatte. Er schaffte in seinem Heere das Avancement nach der Anciennität (Dienstalter) ab und gewann dadurch Hunderte der besten Officiere. Er sagte: „Mögen die Herren Civilisten sie in ihren Rathsstuben so strenge, als sie wollen, beachten;

am Ende wird man auch dort einsehen, daß sie zu nichts als zur Vermehrung der Verwirrung führt. Die Anciennität im Dienst ist die Mutter der Eifersucht, des Eigensinns und der Kabale. Wie das schleichende Gift den Körper nach und nach zu Grunde richtet, so macht sie es mit den Armeen und ganzen Staaten. Man muß Alles anwenden, sich nicht durch sie die Hände binden zu lassen."

Eugen führte den Krieg mit allen Kunstgriffen eines klugen Kopfes. Er hielt, wie sein Waffenbruder Marlborough, sich stets eine Anzahl reichlich bezahlter Spione. Er war immer für den Angriff, auch wenn er der schwächere Theil war; er hatte diese Maxime von dem berühmten Feldherrn Ludwig von Baden. Er war unerschöpflich in seinen Plänen und Anschlägen, um dem Feinde seine Absicht zu verbergen und ihn irre zu leiten. Villars nannte ihn deshalb nur „den Mann der Listen und Finten". Dabei hoffte er nie; er pflegte zu sagen: „Die Hoffnung dient zu nichts, als die Thätigkeit zu lähmen, sowohl im Kriege als in der Politik". Er errieth meist die Pläne seiner Gegner und seine eigenen Angriffspläne waren einfach. Er hat selbst dem berühmten Feldmarschall Mathias Johann Graf Schulenburg (geb. 1661, gest. 1718) gesagt, daß er sie nie, ausgenommen ein einziges Mal, bei Turin, und nur auf Verlangen des Herzogs von Savoyen, schriftlich gegeben habe. Seine Adlerblicke überschauten nach wenigen Momenten das Schlachtfeld; die Befehle wurden von ihm dann eben so schnell gefaßt zu den entscheidenden Manövern der Truppen; sie waren auch kurz und klar. Er meinte: „Kriegsrath haltet man nur dann, wenn man nicht Lust hat, Etwas zu unternehmen". Wenn er zur Schlacht commandirte, sah man ihn öfters die Augen gegen Himmel richten; dann hörte man die Worte: „O mon Dieu!" (Oh, mein Gott!) und nach einer in frommem Nachdenken zugebrachten Pause, langsam und gelassen gesprochen, das Commandowort: „Avancez!" (Vorwärts!) Mitten im Feuer war er von einer bewunderungswürdigen Ruhe.

Seinen ersten großen Türkensieg bei Zenta (11. September 1697) entschied Eugen mit einigen Augenwinken und Händedeutungen, während Sultan Mustapha II., der vom anderen Theißufer die Schlacht sich beschaute und schon die Ketten für die Oesterreicher, silberne für die Generale, zarte goldene für den kleinen Oberfeldherrn, auf Wagen in Bereitschaft hielt, mit Schrecken plötzlich die ungeheure Deroute mit ansehen mußte, über die er sich Bart und Haare ausraufte und als gemeiner Janitschar verkleidet bis Adrianopel hinabfloh. Der Großvezir, viele Paschas und 25.000 Türken wurden am Tage von Zenta in die Fluthen der Theiß hinabgeworfen; Eugen hatte sie von allen Seiten bedrängt und abgeschnitten. Kurz vor dieser Schlacht war eine Depesche von Wien an Eugen gekommen. Deren Inhalt ahnend, schickte er den Courier in's Lager, mit der Weisung, sie wohl zu verwahren, bis er zurückkommen und selbe erbrechen werde, sich auch einstweilen auszuruhen. Vier Stunden erst nach dem Siege erbrach Eugen die Depesche; sie enthielt den wohlweisen am grünen Tische des Hofkriegsraths in Wien ausgeheckten Befehl: „jedem Treffen sorglichst auszuweichen".

Eine sehr hübsche Charakteristik liefert ein Gedicht, welches im Jahre 1720 verfertigt wurde, als der Feldmarschall-Lieutenant Friedrich Heinrich Graf Seckendorf (geb. 1673, gest. 1763) dem Prinzen Eugen einen schönen Pelikan für seine Menagerie zum Geschenke machte. Es lautet:

„Der Schutz-Geist Teutscher Welt, der Held Eugenius
Erhält ein solch' Geschenk, das Er bewundern muß,
Nicht darum, weil man es als etwas Seltnes preiset;
Nein! sondern weil es ihm sein eigen Bildniß weiset.
Man überbringet ihm den edlen Pelican,
Der, wie man davor hält, lebendig machen kann,

Wenn er die eigen Brust aus großer Liebe ritzet,
Und sein' entseelte Brut durch warmes Blut erhitzet.
Ob solche Meinung wahr? das untersuch' ich nicht;
Genug, daß die Wahrheit selbst von unserm Prinzen spricht:
Er habe mehr als oft in Werk und That erwiesen,
Was man gemeiniglich vom Pelican gepriesen.
Hier aber öffnet sich ein Palmen-reiches Feld,
Ich sehe wie der Printz sein Krieges-Volk gestellt,
Das ihm am Herzen liegt, das er als Kinder liebet.
Und dem sein tapfrer Muth Geist, Herz und Kräfte giebet.
Sprich, unbesiegtes Heer! befreytes Teutschland sprich!
Scheut er um euer Heyl auch Kugeln, Hieb und Stich?
Doch halt! es redet selbst die Menge seiner Wunden,
Durch deren Blut ihr längst ein neues Leben funden."

Ein unvergängliches Denkmal setzte dem Prinzen Eugen die Volkspoesie durch das unvergeßliche Lied, das folgendermaßen beginnt:

„Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wied'rum kriegen
Stadt und Festung Belgarad;
Er ließ schlagen eine Brucken,
Daß man kunnt hinüberrucken
Mit der Armee wohl für die Stadt."

Dieses Lied, das sich über ein Jahrhundert im Munde des Volkes erhalten hat, zugleich das berühmteste der auf Prinz Eugen überhaupt gesungenen und im engeren Sinne des Wortes vorzugsweise ein echtes, vielleicht das letzte allgemein gesungene historische Lied deutscher Nation, soll von einem Brandenburg'schen Krieger gedichtet sein, der unter dem Fürsten von Anhalt-Dessau im Heere Eugen's focht. Ob die dazu gehörige marschähnliche körnige Melodie zugleich mit den Worten erfunden, oder diese einer früheren Weise unterlegt worden, ist wohl kaum zu ermitteln. Auffallend ist nur, daß die Melodie dieses kriegerischen Gesanges, die gewiß unendlich oft seit 1717 angestimmt, aus tausend Kehlen erscholl, in neueren Volkslieder-Sammlungen in einer eigenthümlichen, von allen anderen aus dieser Zeit herstammenden Melodien abweichenden Gestalt, nämlich im Fünfviertel-Takt erscheint. In einer geschriebenen Liedersammlung mit Melodien, welche den fast possirlichen Titel führt: „Musikalische Rüstkammer auff der Harffe aus allerhand schönen und lustigen Arien, Mennetten, Sarabanden, Giguen (lustigen Tänzen) und Märschen bestehend aus allen Thonen (Tonarten), 1719" — also nur zwei Jahre nach der Entstehung — findet sich das Lied vom „edlen Ritter", und es ist wohl anzunehmen, daß dies die ursprüngliche Gestalt desselben war.

Das schönste poetische Denkmal setzte dem Prinzen Eugen der größte Dichter seiner Zeit, Johann Christian Guenther (geb. 1695, gest. 1728), welcher sang:

„Es schnaubt des Ueberwinders Roß,
Es schäumt und riecht den Streit von Fernen,
Das Glücke mengt sich in den Troß,
Um von Eugen Bestand zu lernen.
Die Luft ertönt, das Ufer bebt,
Der Reuter brennt, das Fuß-Volk strebt
Den wilden Haufen anzurennen:
Und wer nicht schärfer sinnt als sieht,
Der durfte, wenn die Mannschaft zieht,
Sein Heer ein fliegend Herze nennen."

Noch erübrigt uns ein Wort über das Wien zu sprechen, welches noch heute mit Stolz den Prinzen Eugen als sein Eigen betrachtet. Kann doch in Oesterreich namentlich und in Wien das Leben des Prinzen ein Mahner sein

an das, was er Glorreiches geleistet, wie an das, was wir zu leisten haben. Unter den Gründern des heutigen Oesterreich, steht Eugen in erster Linie, und wer die Bewahrung Oesterreichs wünscht, wird wohl thun, den Standpunkt zu erfassen, die Haltung zu beachten, die er eingenommen. Auf das deutsche Element im Reiche hatte er allerdings recht sehr sein Augenmerk gerichtet, aber ohne deshalb die übrigen Stämme, deren Wünsche und Bedürfnisse zu überhören und zu vernachlässigen. So z. B. als Ungarn in Empörung aufloderte, als die Schaaren Franz' II. Leopold Rakoczy's (Bild Seite 328) sengend und brennend die Grenzen Oesterreichs und Mährens überschritten, da strengte Eugen alle seine Kräfte an, den vermittelnden Kaiser Leopold I. zu dem nothwendigen Schritte zu bestimmen, dem Begehren der Ungarn einen Damm zu setzen, und erklärte es für den Untergang der Monarchie, wenn man nicht zu diesem Zwecke den letzten Mann und den letzten Gulden aufbiete; aber — er bestand ebenso darauf, nachdem der Aufruhr gebändigt war, den Ungarn die Summe zu zahlen, für die sich das kaiserliche Wort verpfändet hatte, koste es der Opfer noch so viele, und die ihnen verheißene Amnestie, sowie die Herstellung ihrer Verfassung zu bewilligen.

Eugen war es ferner, der nach jedem Bündnisse spähte, das den deutschen Geist in Oesterreich unterstützen, das den Einfluß Oesterreichs in Deutschland mehren konnte. Wäre es nach seinem Sinne gegangen, so hätte Oesterreich in Baiern den Doppeladler aufgepflanzt, so wäre Preußen, das unter seinen Fahnen focht, nicht nachmals Oesterreichs bitterster Gegner, so wäre das Elsaß und Straßburg schon damals wieder Deutschland einverleibt worden. Aber „ohne Gottes Zulassung kann ich keine Mirakel machen!" rief er einmal aus, als er ohne genugsame Verpflegsmittel für seine Truppen das Menschenmögliche gethan, und er mochte da auch zuweilen heimlich geseufzt haben: „ohne des Kaisers Zulassung kann ich die letzten Zwecke nicht erreichen!"

Es war eben leider ein zum Theile verwälschtes, französisirtes und hispanisirtes Wien, in welchem Eugen seine letzten Lebenstage verbrachte, und was gut deutsch darin aussah, das hatte halb einen dämlichen, halb einen barbarischen Anstrich. Spanische Räthe hielten den Kaiser Karl VI. umgarnt, wie ein paar Jahrzehnte früher Italiener sich um seinen Vater gedrängt hatten. Eugen war, wie schon erläutert, von Feinden umstellt und zu den heftigsten Widersachern gehörten sogar Persönlichkeiten der deutschen Partei, die ihm nicht verzeihen konnten, daß er der Sieger von Zenta u. s. w., daß er ein ungewöhnlicher Mensch war. Italienisch und französisch war die Hofsprache, wälsche Opern und Dramen bevölkerten das Theater und wälsche Burlesken bildeten den Grundstock des Repertoire der Localposse, die allerdings durch die derben Schwänke des gealterten Stranitzky und des eben aufblühenden Prehauser mit der deutschen Heimat zusammenhing.

Die Straßen Wiens boten das Bild einer Stadt, welche die Cultur des 18. Jahrhunderts kaum gestreift hatte. Ueber jedem Kaufladen war ein Schindeldach, an welchem ein breiter Streifen schwarzer Leinwand befestigt war; auf dieser stand in großen weißen Buchstaben die Firma. Es gab unveränderliche Arten, die einzelnen Handels- und Geschäftszweige anzuzeigen. So waren bei den Spezereihändlern colossale eiserne Mörser, bei den Materialisten Mißgeburten, Schlangen und Eidechsen in Spiritus aufgestellt; ober dem Gewölbe derselben hing auch ab und zu ein Seeungeheuer, meistens Krokodill — wie noch heute das mehr als hundertjährige Unthier ober dem Spezereiladen „beim schmeckenden Wurm",*) in der Bäckerstraße Nr. 6 (alt 772, Durchhaus in die Wollzeile

*) Ausführliche Erläuterung darüber in M. Bermann's „Alt- und Neu-Wien" S. 174 bis 189. A. Hartleben's Verlag.

Nr. 5) zeigt. Die Wohnung eines Zahnarztes bezeichnete ein hölzerner, sehr großer und schadhafter Zahn.

Ein recht trauriges Gepräge trugen die Plätze, denn die Mehrzahl ward zum Begraben der Leichen verwendet. Auf dem Stefansplatze waren Grabsteine, Todtenkreuze und Beinhäuser zu sehen und aus dem Dome drang nicht nur Weihrauch, sondern auch der Moderduft der Grüfte. Erst im Jahre 1732 schaffte Karl VI. den schädlichen Gebrauch des Beisetzens von Leichen auf dem St. Stefansfriedhofe, also im Mittelpunkte der Stadt, ab. Für die in dieser Pfarre Verstorbenen wurde ein Kirchhof vor dem Schottenthore neben der Schießstätte (diese stand an der Seelle des heutigen Criminalgerichtsgebäudes, Landesgerichtsstraße Nr. 21) angebracht. — In den Höfen der Gasthäuser wurden Schweine, Kälber und Lämmer geschlachtet, Würste gehackt, Pferde beschlagen; ab und zu konnte man einen Kellner beobachten, der sich unter der „Einfahrt" von einem herumziehenden Charlatan bei Trompetenschall einen Zahn ausziehen ließ.

Wie die Aristokraten von geringerem Adel durch Schuhe mit rothen Absätzen kenntlich waren, die vom höheren Adel durch eine mit Edelsteinen verzierte Fußbekleidung, so waren auch die verschiedenen Gewerke der Handwerker an Farbe und Stoff der Kleider leicht zu erkennen; die Müller trugen sich grau, die Bäcker lavendelblau, die Eisenarbeiter dunkelblau, die Gerber braun. Die Röcke der Pfründner des Hospitals waren weiß, ein Aermel schwarz; die Waisenknaben hatten spanische Tracht. Die Juden, die an Sonn- und Feiertagen nicht auf der Straße erscheinen durften, trugen einen runden gelben Lappen an der Brust.

Von den Basteien aus führten erbärmliche, im Zickzack angelegte Brücklein über die Wassergräben auf das Glacis hinaus, wo die Buchdrucker ihre Farbe, die Firnißsieder ihren Lack zu bereiten pflegten, und wo später das freundliche Wasserglacis, heute der reizende Stadtpark winkt, dort verkündeten aufgethürmte Haufen von Knochen und Hörnern, daß dort Jahrhunderte lang die Abdeckerei gewesen. Das Hochgericht, das 1707 noch auf dem Hohen Markte ragte, hatte sich im Jahre 1725 in die Roßau geflüchtet — die peinliche Justiz war an der Tagesordnung und grausame Hinrichtungen keine zu große Seltenheit.

In diesem nichts weniger als „schönen" Wien erstand durch den Prinzen Eugen das Belvedere, das sich in seiner Anmuth und Pracht und auf seiner die Kaiserstadt beherrschenden Höhe nicht weniger vereinzelt ausnahm als die Gestalt des edlen Ritters selbst in dem noch finstern und unbeholfenen Oesterreich. In seinem stolzen Bau richtete sich die Lehre des Philosophen Leibnitz wohnlich ein, belebten sich die Wände mit den Schriftzeichen der Schönheit und um den Bau herum zog die Hand des Gärtners Bäume, Beete und Blumen, und Alles das ward durch den Willen eines großen, mächtigen und guten Menschen in's Leben gerufen.

Und so, Du „edler Ritter", hast Du Dein Denkmal in der Kaiserstadt verdient, und vor der Burg des Kaisers, aber doch auf freiem Plane, ist dessen rechter Standort!

Franz von Lothringen, die Freimaurer und die Rosenkreuzer.

Als die Intriguen der verschiedenen Brautwerber um die Hand der liebreizenden und mächtigen Thronerbin sich wirkungslos abspielten, hatten die Gegner des Herzogs Franz Stefan von Lothringen wohl keine Ahnung von einem Umstande, der das Elternpaar der hohen Braut denn doch ein wenig unwirsch gemacht hätte. Herzog Franz war nämlich schon durch einige Jahre — Freimaurer.

Es liegen keine geschichtlichen Belege vor, daß die Maurerei vor Kaiser Karl VI. in Oesterreich in den ungarischen und deutschen Erbstaaten bestanden habe; gleichwohl kann daran nicht gezweifelt werden, denn es ist bekannt, daß sie in den österreichischen Niederlanden, vorzüglich in Brabant und Flandern, Fuß gefaßt hatte, indem der Kaiser sich veranlaßt sah, sie im Jahre 1736 auf Andringen der dortigen Geistlichkeit und der Stände zu unterdrücken. Es blieben jedoch die gleichen Versuche, die in Wien bei dem Kaiser gemacht wurden, um ein diesbezügliches Verbot in Betreff der Freimaurer-Logen in den übrigen Erbstaaten von ihm zu erlangen, erfolglos; unbestritten ist dies dem Umstande zuzuschreiben, daß gar einflußreiche Personen sich am kaiserlichen Hofe befanden, die den Bund beschützten, und so mächtig war dieser Schutz, daß selbst die Bannbulle vom 27. April 1738, welche Papst Clemens XII. (Lorenz Corsini, geb. 1652, gest. 1740) gegen die Freimaurerei erließ, worin er sie mit Gefängniß, Confiscation der Güter, Verbannung und selbst mit der Todesstrafe bedrohte, in Wien nicht öffentlich bekannt gemacht wurde und keine andere Folge hatte, als das Verbot der Freimaurerei in den österreichischen Niederlanden aufrecht zu erhalten. Diesen Schutz und Schirm verdankte der Orden in erster Linie dem kaiserlichen Schwiegersohne als einem seiner Mitglieder.

Franz Stefan war nämlich schon im Jahre 1731, mithin in seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre, in Haag, bei der ersten maurerischen Versammlung, welche in den vereinigten Niederlanden stattfand, unter dem Vorsitze des Philipp Dormer Stanhope (später Graf Chesterfield, geb. 1694, gest. 1773), englischen Gesandten beim Prinzen von Oranien, zum Lehrling und Gesellen der Maurerei aufgenommen worden. Hierbei versah Esquire (Ritter von) Strickland das Amt des Deputirten-Meisters, Benjamin Hadley und Wilhelm Duette, dieser Letztere ein bei der englischen Gesandschaft angestellter Brite, die Aufseherstellen. In demselben Jahre noch wurde Herzog Franz in London zum Meister befördert.

Durch ihn erhielt der Orden viele Begünstigungen. Als er nach dem Tode Johann Gaston's von Medicis (gest. 1737) die Regierung des Großherzogthums Toscana antrat, untersagte er nicht nur jede weitere Verfolgung des Bundes, die dort an der Tagesordnung war, sondern er nahm ihn öffentlich gegen die Geistlichkeit in Schutz. Es muß uns hier, um ein vollständiges Bild zu liefern, erlaubt sein, die Geschichte der Maurerei in Oesterreich unter Franz und Maria Theresia etwas vorausgreifend zu behandeln.

Wie bekannt, lebte Franz mit seiner kaiserlichen Gemalin in einer beispiellos glücklichen Ehe, gleichwohl mußte er durch die ganze Dauer derselben bis an seinen im Jahre 1765 erfolgten Tod seinen ganzen Einfluß bei Maria Theresia aufbieten, um die Bestrebungen der erklärten Gegner des Maurerbundes und deren öffentliches Auftreten zu dessen Unterdrückung dermaßen zu neutralisiren, daß die Freimaurerei in Oesterreich während der vierzigjährigen

Regierung dieser Fürstin wenigstens geduldet wurde. Einzelne Veranstaltungen, die zur Vertreibung der Maurer gemacht wurden, vermochte er jedoch nicht ganz zu verhindern, da die Vorbereitungen dazu im Verborgenen gemacht wurden und Franz davon nicht früher als das Publikum Kenntniß erhielt.

Der Großherzog selbst war Mitglied der Wiener Loge „zu den drei Kanonen", die ihre erste Verpflanzung dahin der Breslauer Loge „zu den drei Todtenköpfen" unter ihrem Großmeister, dem Grafen Nepomuk Johann Schaffgotsche (später kön. preuß. Staats- und Kriegsminister, Oberststallmeister, geb. 1713, gest. 1775), welcher der zuerst genannten Loge durch die Brüder Albrecht Josef Graf Hoditz (musikalischer Sonderling, kais. Kämmerer, unter Karl VI. die Seele der Hoffeste in Wien, 1743 Inhaber eines preußischen Hußarenregimentes, Besitzer von Roßwalde, wo er feenhafte Feste gab, geb. 1706, gest. 1778) und Karl Franz Sales von Groza (wohl der Hofjuwelier Johann Michael von Großer?) verdankte.

Diese Loge zu den drei Kanonen ist die erste bekannte Wiener Loge; sie wurde am 17. September 1742 eröffnet und das noch existirende Protocoll zeigt folgende Namen von Theilnehmern: Großmeister Graf Hoditz; Aufseher: Wallenstein, Gilgens; Schatzmeister Kolmann; Secretär Czernitscheff; Brüder: Duni, Michna, Blair; Lehrling Arnand; zwei Thürhüter und sechs dienende Brüder. Aufgenommen wurden Doria, Hamilton, Jörger, Gondola, Zinzendorf, Tinti, Camellern, Schram, Engel, Benedetto Testa. Es war aber damit nicht blos eine schlichte St. Johannes-Loge, sondern eine Groß-Loge in's Leben gerufen, ein Institut, das man gewöhnlich nur dann für möglich hält, wenn mehrere Johannes-Logen das Bedürfniß fühlen, die Leitung ihrer Angelegenheiten einer aus ihren Mitgliedern erwählten Behörde zu übertragen.

Die Wiener Maurer mußten vorsichtig dem Verrathe aus dem Wege gehen, deshalb hatten sie kein bestimmtes Local zu ihren Versammlungen, sondern wechselten beständig mit einem solchen. Die ersten beiden Logen wurden in der Wohnung des Großmeisters Hoditz (Rosengasse Nr. 4, alt 55), die folgende beim Meister Groza (Stock-im-Eisenplatz Nr. 7, alt 623); zwei beim Bruder Bnirette im Gundelhof (Bauernmarkt, demolirt); drei im Garten des Dallberg in der Favoritenstraße, Wieden; zwei beim Bruder Gondola in der Renngasse, dem Arsenal gegenüber; eine beim Bruder Drackowich im dritten Stockwerke der Gatterburg in der Dorotheergasse (heute Nr. 12, alt 1115); eine beim Bruder von der Lith in Hartmann's Hause, dem Salzspeicher gegenüber (heute Augustinerstraße Nr. 4, alt 1037), und die letzte im sogenannten Stachelschwein im ersten Stockwerke am Kienmarkt (heute Rupprechtsplatz Nr. 5, alt 461, zur schwarzen Bürste) abgehalten.

Diese Loge bestand größtentheils aus Adeligen und Militärpersonen; die Eigenschaften, welche zur Aufnahme und Beförderung befähigen sollten, waren daher dieselben, die einem chevaleresken Charakter beigelegt werden. Hoditz blieb aber nur wenige Tage Großmeister; er erschien am 30. September 1742 zum letzten Male in der Loge und ging unmittelbar darauf nach Preußen. Sein Nachfolger war Gondola. Die Loge selbst wurde am 7. März 1743 mit Gewalt aufgehoben, welches Ereigniß damals nicht nur in Wien, sondern in ganz Europa viel Aufsehen machte. Die Loge zählte damals neun Mitglieder des ersten, dreizehn des zweiten und dreiundzwanzig des dritten Grades. Ueber die Aufhebung der Loge erzählt ein Zeitgenosse Folgendes:

„Bei der zur Fastenzeit angestellten Wirthschaft (Hoffest, Bauernball) erschien unter Anderen auch eine Maske, welche einen Freimaurer vorstellte, welche Jedermanns Auge auf sich zog. Nun hatten sich viele vornehme Personen

in Wien seit einiger Zeit bemüht, öffentlich eine Loge der Freimaurer, wie an anderen Orten aufzurichten, welchem Vorhaben aber die Geistlichkeit (überhaupt alle Jene, denen geheimnißvolles Treiben als gefährlich dünkt) beständig zuwider war. Man hat aber unterderhand dergleichen Logen insgeheim errichtet, und weil verschiedene Damen als verkleidete Mannspersonen in den Orden aufgenommen zu werden suchten (daher mag wohl die Fabel kommen, es hätte Maria Theresia als Mann verkleidet eine Loge besucht, um zu sehen, was ihr Gemal dort mache), in ihrem Vorhaben aber eine abschlägige Antwort bekamen, so suchten sie aus Rache diese Zunft bei Jedermann verdächtig zu machen."

Das Greisenpaar Rovin. (Seite 243.)

„Als man nun Nachricht eingezogen, daß am 7. März in einem Hause und zwar im Margarethenhof am Bauernmarkt (1876 demolirt) dreißig Personen eine solche Zusammenkunft hielten, so wurde das Haus sogleich auf Befehl des Hofes (der Kaiserin) mit etlich hundert Mann der Bairenthischen Grenadier-Compagnie sowohl, als der zu Wien befindlichen Kürassierer besetzt und gegen achtzehn sogenannte Freimaurer, worunter etliche von hohem Adel, mit Arrest belegt, auch aus ihrer Gesellschaft verschiedene Schriften, Sessel, nebst drei silbernen Leuchtern weggenommen. Da man aber selbige zum Verhör gebracht, welchem selbst der Cardinal und Erzbischof von Wien (Sigmund Graf Kollonits) und der päpstliche Nuntius Cardinal Annibal Albani (geb. 1682, gest. 1751) beiwohnten und einige große Neuigkeiten von den Geheimnissen dieser großen Gesellschaft zu erfahren verhofften, so blieben die Freimaurer bei ihrem alten Wahlspruch, nämlich bei einem standhaften Stillschweigen, da selbst das Gefängniß ihnen kein Wort abpressen konnte. Es wurde hierauf ein außerordentlicher Expresser (Schnellbote) mit Berichten dieser Sache nach Rom geschickt. Der Ausgang der ganzen Sache ist endlich dieser, daß an dem Namenstage des Kronprinzen

Josef, den 19. März, allen in Arrest gehabten Freimaurern die Freiheit ertheilt worden, mit Beibehaltung ihres Charakters, jedoch mit der Bedingung, inskünftige dergleichen nicht weiter vorzunehmen, widrigenfalls sie ihrer Bedienungen (Anstellungen) entsetzt werden und die königliche Ungnade empfinden sollten."

Die Brüder, welche einen hohen Rang bekleideten, erhielten Zimmerarrest, die übrigen wurden in's Rumorhaus (Polizeigefängniß im Tiefen Graben, heute Nr. 37, alt 175) und ein englischer Abbé in den erzbischöflichen Palast gebracht. Zu den überfallenen Brüdern gehörten: Graf Starhemberg, Baron Livenstein, Baron Kunitz, Graf Karl Trauttmansdorff, Graf Gall, Herr von Pfuhl, Graf Gondola (Großmeister), Baron Tinti.

Trotz der weit- und altverbreiteten Volkssage, es wäre Maria Theresiens Gemal, Großherzog Franz Stefan von Toscana, selbst bei der Aufhebung der Loge anwesend gewesen, findet man darüber in allen Nachrichten keine Spur. Es wird erzählt, daß es ihm nur mit vieler Mühe gelungen wäre, den Verfolgungen der Soldaten auf einer Hintertreppe zu entgehen und einen Tragsessel zu erreichen, der auf ihn wartete, um ihn in die kaiserliche Burg zu bringen. In Wien cursirt die Meinung, Großherzog Franz habe sich durch einen unterirdischen Gang, welcher mit einer nach aufwärts führenden Stiege in jenes Haus der Wallnerstraße führte, das sein Privateigenthum war, geflüchtet, was allerdings von größerer Wahrscheinlichkeit wäre. Er hatte dasselbe im Jahre 1740 von dem Grafen Leopold Lamberg angekauft. Die Fronte dieses Hauses in der Wallnerstraße (heute Nr. 3, alt 213) zeigt noch heute ein schönes, großes, mit zwei Thoren versehenes Gebäude mit breitem Hofraume, drei Stockwerke hoch. An der Rückwand desselben soll jedoch eine mit Geschick verdeckte Thüre in das Nachbarhaus geführt haben, dessen Eingang sich auf dem Kohlmarkte befand. Der Eigenthümer konnte also sein Haus nach Belieben vom Kohlmarkte oder von der Wallnerstraße aus betreten oder verlassen, er konnte von dieser oder jener Seite Besuche empfangen und hatte überdies in dem streng verborgen gehaltenen geheimen Auswege nach dem Kohlmarkte ein Mittel in Händen, mit welchem er sich jeder unliebsamen Ueberraschung schnell und unbemerkt entziehen konnte.

Dieses Haus war die „petite maison" (das kleine Haus) des Großherzogs, wie die Franzosen jene kleinen, mit reichem Comfort ausgestatteten Häuser nennen, von deren Bestehen gewöhnlich alle Welt, die Familie nicht ausgenommen, wußte, obwohl man die Augen darüber zudrückte, kurz — wo alles Erdenkliche, was man vor der eigenen Frau und Familie verbergen wollte, berathen, beschlossen und ausgeführt wurde. Bei Großherzog Franz war dies nicht im echt französischen Sinne der Fall, es war nicht als ein Asyl für geheime Laster bestimmt, sondern diente zur Abwicklung seiner Privatgeschäfte und als sein chemisches Laboratorium, wovon ferner noch zu sprechen sein wird.

Der Volksmund bringt ferner die Flucht des Großherzogs über den Kohlmarkt mit der Bezeichnung eines dortigen allbeliebten Bierhauses in Verbindung. Er soll momentan sein längeres Verweilen in seinem Privathause nicht für gerathen gehalten haben, obwohl es ihm wenig wahrscheinlich vorkam, daß die Grenadiere den geheimen Gang zu entdecken vermochten. Um daher allen möglichen Zufällen vorzubeugen, verließ er sein Haus und huschte, vorsichtig um sich blickend, über den Kohlmarkt. Dort traf ihn aber das Mißgeschick, daß die Ablösung des Hauptwachpostens vom Burgplatz in der ganzen Breite der Straße herabmarschirt kam, und so schlüpfte er, in der gerechten Befürchtung, sofort vom commandirenden Hauptmann erkannt zu werden, in die Thüre, vor welcher er

sich eben befand, und die zu einem einfachen Bierhause gehörte, das bis dahin noch keinen Schild hatte.

Dort aber saßen eben mehrere Stammgäste, Leute der wohlhabenden Bürgerclasse, von unverwüstlichem Humor, beisammen und berathschlagten mit dem Wirthe, welchen Namen denn endlich das bisher unbeschildete Bierhaus erhalten sollte. Lange war, ohne Erfolg, um einen passenden Titel gestritten worden, bis man schließlich des Streites satt wurde und dem Vorschlage eines der Stammgäste Beifall zollte, den ersten Gast, der in das Bierhaus treten würde, um seinen Namen zu fragen und nach diesem unwiderruflich den Schild zu bestimmen.

Noch sprach man über diese absonderliche Idee, als rasch die Thüre geöffnet wird und ein schöner, stattlicher Mann in das Zimmer tritt, sich ängstlich umsehend, ob man ihm nicht auf dem Fuße folge. Der Stammgast, welcher den originellen Vorschlag gemacht, stürzt allsogleich auf ihn zu und ruft ihn an: „Um Gottes willen, wie heißen Sie?“ — Der etwas verlegen werdende Fremde weiß bei dem Ueberfalle sich nicht so rasch zu sammeln und sagt wahrheitsgetreu: „Ich heiße Lothringer.“ — Jetzt tönt es von allen Seiten: „Vivat das Lothringer-Bierhaus! Hoch der Lothringer und sein Bierhaus!“

Der Fremde, es soll eben der flüchtige Großherzog Franz gewesen sein, war von diesem Spektakel so überrascht und unangenehm berührt, daß er, nach einem flüchtigen Blick auf den Kohlmarkt, wo eben der letzte Mann der Soldatentruppe, vor der er sich gerettet, verschwand, sofort das Local verließ, ohne nur nach der Ursache zu fragen, warum man hier seine Antwort so bejubele. Aber ein alter Bürger erhob sich nun und erklärte im bewegten Tone, wie dem Hause soeben eine große Freude widerfahren; es werde der Name „Lothringer-Bierhaus“ demselben für ewige Zeiten zum Andenken bleiben, denn Derjenige, welcher dessen Pathe geworden, sei niemand Anderer als der allen Wienern theure Gemal der Monarchin, der edle Lothringer Herzog selbst! — Und von da an behielt thatsächlich das „Lothringer-Bierhaus“ seinen Namen und sein Renommée bis auf den heutigen Tag, man nannte das dortige Bier stets ein „kaiserliches“ Bier und meinte, es wäre gerade so gut und milde wie der geliebte „Lothringer Franzl“, wie die Wiener gerne zu sagen pflegten.

Großherzog Franz, welcher damals noch nicht die deutsche Kaiserkrone trug, welche er erst zwei Jahre später (1745) erhielt, verwendete sich allsogleich bei seiner Gemalin zu Gunsten der gefangenen Brüder und erlangte ihre Freiheit nach zwölf Tagen. Eine gleichzeitige Broschüre sagt darüber: „Niemand anders als S. K. M., der vornehmste Maurer in Europa, hemmte ihr (der Monarchin) Verfahren und erklärte sich selbst bereit, ihr (der Maurer) Betragen zu verantworten und jedem Einwurfe zu begegnen, den man gegen sie machen könne. Die Damen oder ihre Aufhetzer mußten einen besseren Grund zur Klage finden, ehe sie (die Monarchin) in die Sache sich einlassen würde, da das, was bis jetzt vorgebracht worden, nur Falschheit und unrichtige Darstellung sei.“

Nebst den bereits früher angeführten Personen gehörten zur Loge der drei Kanonen noch folgende Brüder: Oberstlieutenant Johann Baptist von Amadei, Arnaud, Baar, Ignaz Banozzi, Lieutenant im Regimente Forgacs, Batuska, Philipp Casimir Berg, Graf Bethlen, Bioni, Samuel von Bruckenthal (später Stifter der Loge zu den drei Schlüsseln in Halle, dann des berühmten Museums in Hermannstadt; geb. 1721, gest. 1803), Marquis von Buirette, Buol, Marquis Camellern, der k. k. Generalmajor Josef Robert de la Cerda, Franz Kolmann, Czernitscheff, Marquis Doria, der k. k. Major Casimir Graf Drackovich von Trakoczan, Duni, Engel, Anton von Freienthal, Unterlieutenant im Grenadier-Regiment Baireuth (dieser soll es gewesen sein, der

dem Großherzog zur Flucht behilflich war), Gilgens, Graf Hamilton, Hefferding (wohl Franz Hilverding van Veven, Director des deutschen Theaters in Wien, geb. 1710, gest. 1768), Prinz Constantin von Hessen-Rheinfels-Rothenburg (kais. Feldmarschall-Lieutenant, geb. 1716, gest. 1778), Hennisch, Graf Hoditz, Hofmann, Johann Ernst Graf Hoyos, Graf Joerger, Barone Ladislaus und Johann Heming (wohl Kemenyi), Andreas von Kemple, Hauptmann im Regimente Forgacs, Strumenau, Graf Karl von Ligny, Marquis de Lith, Graf Ferdinand von Michna, Jakob Andreas Gallart, Juwelier, Perol, Peroni, Josef Riga, Röck, Graf Salm, Schramm, Franz Ignaz Schwartzenberger, der Oberst-Hofkanzler Christian August Graf Seilern (geb. 1717, gest. 1801), Szillagy, Graf Philipp von Sinzendorf, Capitän im Regimente Nadasdy, Benedetto Testi, Jean de Vigneau, Secretär bei der englischen Gesellschaft, Graf Wallenstein (Waldstein), Graf Leopold Johann Victorin Windischgräz (k. k. geh. Rath und gewesener Gesandter im Haag, dann Finanzminister, geb. 1686, gest. 1746), Graf Zinzendorf.

Allein trotz der erwähnten Verfolgung und der den Ordens-Mitgliedern bei ihrer Freilassung gemachten Androhung der höchsten Ungnade, setzten die Brüder ihre Versammlungen heimlich fort, was daraus hervorgeht, daß noch am 4. Februar 1744 ein Bruder Köster die Weihe erhielt. Die Versammlungen der Wiener Loge „zu den drei Kanonen" erstreckten sich aber auch noch im folgenden Jahrzehnt. Die Loge Friedrich zu Hannover stellte dem dänischen Kammerjunker Johann Raban von Spörke am 22. Mai 1754 ein Diplom aus, kraft welchem er in Wien eine Deputations-Loge, die den Namen zu den drei Herzen annahm, constituirte; ungeachtet der getroffenen Vorsichtsmaßregeln blieb aber deren Dasein nicht unbekannt. Es entstanden zwischen dieser neuen und der älteren Wiener Loge Streitigkeiten, worüber ein Schreiben Spörke's Nachstehendes sagt:

„Ich muß Sie noch von den Streitigkeiten benachrichtigen, die entstanden sind zwischen unserer Loge und der hier unter dem Namen „die alte Loge von Wien" fortbestehenden, die bekanntlich 1742 aufgehoben wurde. Ihre Papiere befinden sich, wie Sie wissen, in Hannover. Der Schatz, welcher sehr beträchtlich sein soll, ist, wie man mir gesagt hat, nach England gebracht. — Einige Mitglieder dieser Loge haben sich unter der Hand fortwährend versammelt und Aufnahmen vorgenommen. Da sie gehört haben, daß ich beabsichtige, hier eine Loge zu bilden, so kamen mehrere zu mir und ich empfing sie um so lieber, als mir noch die nöthige Zahl fehlte, um eine Gesellen-Loge vollkommen zu halten. Bald nachher machten sie Vorschläge zu einer Vereinigung; auch sollte ich ihnen bei meiner Abreise die Bekleidung, den Schatz und die Möbel unserer Loge überlassen. Ich antwortete, daß ich nur berechtigt sei, in Wien während meines Aufenthaltes eine Deputations-Loge zu halten, und daß ich die Utensilien der Mutterloge zurückgeben müßte. Wenn sie aber nach meiner Abreise mit den zurückbleibenden Brüdern im Verein die Loge, abhängend von der in Hannover, fortsetzen wollten, so sei ich bereit, ihnen auch die Möbel der Loge zu überlassen. — Da sie einsäheu, daß ihnen diese Grube nichts nütze, brachten sie vor, es seien ihnen einige arme Maurer bekannt, zu deren Unterstützung wir ihnen unsere Armensäckel überlassen möchten. Wir antworteten, das sei ein Gemeingut der Loge, die darüber verfüge. Dieser Bescheid vermehrte ihre üble Laune, die in der vorletzten Loge zum Ausbruch kam, wo es sich darum handelte, zwei Besuchende zuzulassen, Engländer von Stand und Verdienst, welche sich mir nach allen Regeln der Kunst zu erkennen gegeben hatten. Als sie aber zweien Wiener Brüdern zur Prüfung übergeben wurden, berichteten diese, daß man die Fremden durchaus

nicht zulassen könne, weil sie keines der maurerischen Zeichen kannten. Ich schlug nun vor, die Besuchenden den Eid ablegen zu lassen, wie solches die große Loge zu London in Zweifelfällen vorschreibt. Die ganze Loge billigte diesen Vorschlag und die Besuchenden unterwarfen sich gerne. Kaum aber hatten die Wiener Brüder unsere Loge verlassen, so sprachen sie von dem Vorgange auf eine die Loge beleidigende Weise, weshalb wir beschlossen, sie nicht mehr zuzulassen, bis sie sich gereinigt haben würden."

Die päpstliche Bulle Benedikt's XIV. (Prosper Lorenz Lambertini, geb. 1675, gest. 1758) vom 18. Mai 1751, womit über die Freimaurerei der Kirchenbann ausgesprochen wurde, gab den Gegnern des Ordens die Veranlassung, neuerdings und viel schärfer gegen denselben aufzutreten. An sie schloß sich ein Theil des weiblichen Hofstaates der Kaiserin und mehrere Hofdamen an, welche die Monarchin von der empfindlichsten Seite der Weiblichkeit angegriffen — der Eifersucht, welcher sie überhaupt sehr ergeben war, und die ihr die eheliche Treue ihres Gatten als gefährdet hinstellten, da auch Frauen in den Logen befindlich sein sollten. So hat sich denn seit jenen Tagen bis heute das traditionelle Mährlein erhalten, es sei Maria Theresia eines Tages, um Gewißheit über diesen Punkt zu erhalten, in Gesellschaft ihrer geliebten Fuchsin in männlicher Kleidung ihrem Gatten in die Versammlung der Loge gefolgt, habe aber dieselbe alsbald verlassen, als sie Niemand vom weiblichen Geschlechte daselbst gesehen hatte. Da fragt sich aber vor Allem — wie erreichten diese Damen, bei der Strenge der Eintritts-Ceremonien, die sie gewiß nicht kannten, den Einlaß?

Alle diese Umstände mochten wohl die Neugierde der Landesfürstin in Bezug auf das Wesen der Freimaurerei rege gemacht haben, und da die Gegner des Ordens unaufhörlich in sie drangen, den Maurerbund in ihren Staaten in Folge der erlassenen zwei päpstlichen Bullen von 1738 und 1751 ganz aufzuheben, so wendete sie sich an drei bekannte Maurer, welche angesehene Staatsämter bekleideten, und verlangte von denselben nähere Aufschlüsse über die Freimaurerei. Sie wurden gegeben, aber der Erfolg dieser Maßregel befriedigte die Monarchin nicht, da man viel vor ihr geheim hielt, und so kam es denn endlich im Jahre 1764 dahin, daß ganz unerwartet im Namen Maria Theresia's eine Verordnung erschien, wodurch in allen österreichischen Staaten der Freimaurerorden aufgehoben wurde, wie solches schon ihr Vater Karl VI. im Jahre 1738 in den österreichischen Niederlanden gethan hatte. Gleichwohl aber arbeitete die Loge in Wien im Geheimen fort und es soll der Kaiser zur Zeit seines Todes (1765) noch Großmeister der Loge „zu den drei Kanonen" gewesen sein.

Auch in Prag, der Hauptstadt des Königreichs Böhmen, schlug unter Maria Theresiens Regierung die Maurerei ihre Bauhütten auf. Die erste Loge, welche in dieser Stadt errichtet wurde, entstand im Jahre 1749 durch die große Loge von Schottland. Im Jahre 1776 zählte Prag bereits vier Logen; sie zeichneten sich durch die hervorragenden Persönlichkeiten aus, welche sie zu Mitgliedern hatte. Einen Beweis ihrer Wohlthätigkeit legten diese im Jahre 1778 durch die Gründung des Institutes des dortigen Waisenhauses zu St. Johann dem Täufer ab.

Es mag hier noch bemerkt werden, daß in der Hauptstadt Böhmens zeitweilig folgende Logen bestanden haben: Die altschottische „Kasimir zu den neun Sternen"; die Provinzial-Loge von Böhmen; dann die Logen „zu den drei gekrönten Sternen", „Union", „zu den drei gekrönten Säulen", endlich die Loge „Wahrheit und Einigkeit zu den drei gekrönten Säulen". Diese letztgenannte Loge war die berühmteste; im Jahre 1790 zählte sie hundert und ein Mitglied, wozu die berühmtesten und gelehrtesten Männer jener Zeit gehörten, wie z. B. als Meister des Stuhls der berühmte Botaniker Emanuel Josef Graf Canal-

Malabaila (geb. 1745, gest. 1826), der Professor der Geschichte Peter Ignaz Cornova (geb. 1740, gest. 1823), der berühmte Mathematiker Professor Franz Josef Ritter von Gerstner (geb. 1756, gest. 1832); der Präsident der Gesellschaft der Wissenschaften Franz Anton Graf Hartig (geb. 1758, gest. 1797), Doctor der Rechte Johann Rudolf Jablonsky, der Landesgouverneur von Böhmen Franz Josef Graf Kolowrat (geb. 1748, gest. 1816), der k. k. Feldzeugmeister Vincenz Graf Kolowrat (geb. 1750, gest. 1824), der Oberste Justizpräsident Prokop Graf Lazansky (geb. 1741, gest. 1804), Professor und Schriftsteller August Gottlieb Meißner (geb. 1753, gest. 1807), Doctor der Medicin Franz Karl von Reilly (gest. 1802), Regierungsrath, Professor der Anatomie Georg Prohaska (geb. 1749, gest. 1820), Domherr, k. k. Rath und Bibliothekar Rafael Karl Ungar (geb. 1743, gest. 1807), General der Cavallerie Dagobert Graf Wurmser (geb. 1724, gest. 1797).

Nach dem Tode Franz' I. wurde die Freimaurerei in den Staaten Maria Theresia's nicht mehr weiter behelligt oder beunruhigt, am meisten war daran wohl Ursache, daß zwischen den katholischen Höfen und dem päpstlichen Stuhle diplomatische Verhandlungen wegen Aufhebung der Jesuiten gepflogen wurden und sich die ganze Aufmerksamkeit dem diesbezüglichen Kampfe zuwendete. So fällt in das Jahr 1771 die Gründung einer neuen Loge, der St. Josefs-Loge.

Nicht uninteressant erscheinen die Ceremonien, welche damals bei Aufnahme eines Laien in den Bund vorgenommen wurden.

Nachdem an der Eingangsthüre des Versammlungsortes der Lehrling mit seinem Mentor angelangt war, drehte der letztere an einer der Rosetten, mit welchen die Thüre versehen war, und sofort ließen sich schrille, in kurzen Absätzen von drei zu drei einander folgende Glockenschläge hören. Die Thüre ging sodann auf, die Eintretenden wurden in einem Vorgemache von einem Manne in schwarzer Kleidung mit bedecktem Haupte empfangen. Es wurde dem Lehrlinge geboten, alles Werthbare und was er überhaupt von Metall an sich trage, abzulegen. War dies geschehen, wurde ihm die linke Brust entblößt und das Beinkleid vom rechten Fuße emporgestreift, so daß das Knie frei wurde. „Der Suchende," hieß es dabei, „welcher Freimaurer werden will, bedarf keines andern Reichthums als jener Schätze, welche sein Herz birgt. Darum entreißen wir Dich des Ueberflusses. Die Brust entblöße ich Dir, weil des Freimaurers Herz seinem Bruder stets offen darliegen muß, und das entblößte Knie soll Dich erinnern, daß Du ein armer Wanderer bist, der auf seinem einsamen Pfade Trost und Hilfe sucht in unserem Orden." Dann legte er ihm eine Binde vor die Augen und führte ihn in das eigentliche Vorzimmer der Loge.

Der Saal oder die Loge war blau decorirt. Im Osten, unter einem blauen Baldachin, saß der Meister vom Stuhl hinter einem Altare, auf dem ein Hammer, ein Degen, eine Bibel, sowie Zirkel und Winkelmaß lagen. Auch standen drei im Dreieck gestellte Kerzen auf dem Altare, zwei rechts und links von dem Meister, die dritte ihm gegenüber. Im Westen der Loge saßen die Brüder Aufseher, nach dem Meister die obersten Beamten. In zwei Reihen, rechts und links an den Wänden, saßen die Brüder Maurer, weiße Schurzfelle vorgebunden und mit bedeckten Häuptern. Vor dem Altare und zwischen den Sitzreihen der Brüder lag ein großer, viereckiger Teppich, mit Emblemen gestickt — ein Sinnbild des Tempels Salomon's. Die Fenster waren dicht verhüllt und der Saal nur durch die drei auf dem Altare stehenden Lichter erhellt. An der Thür hielt ein dienender Bruder mit gezücktem Schwerte die Wache. (Bild Seite 265.)

Nun schlug der Meister mit dem Hammer auf den Altar. „Zur Ordnung, meine Brüder!" sagte er. Die Maurer traten zu ihren Stühlen. Der Meister

frug: „Bruder zweiter Aufseher, ist die Loge nach Vorschrift bedeckt?“ (d. h. gegen den Eintritt Profaner gesichert). Auf die Antwort: „Sie ist bedeckt!“ erklärte nun der Meister, daß die Loge eine Receptions- (Aufnahms-) Loge sein solle, und daß der Suchende, Namens X., als Freimaurer aufgenommen werden solle, nachdem keine Stimme dagegen Einspruch erhoben. Die Brüder gaben ihre Zustimmung. Nun sendet der Meister den ersten Aufseher an die Thüre, an welcher eben das dreimalige Klopfen des Führers ertönt. Die Thüre halb öffnend, fragt der Aufseher: „Wer ist da?“ — „Ein Suchender!“ antwortet der Führer des Lehrlings. — „Was verlangt er?“ — „Aufnahme in den Orden der Freimaurer.“ Der Aufseher meldete dem Meister das Anliegen des Außenstehenden und erhielt nun den Auftrag: Name, Alter, Religion und den Zweck, welcher den Suchenden die Aufnahme verlangen hieß, zu erforschen.

Nachdem auch diese Ceremonie beendigt war, wurde die Thüre mit Geräusch aufgerissen und der Führer geleitete seinen Zögling vor den Meister und setzte ihm da die Spitze eines Degens auf die Brust, worauf der Meister im drohenden Tone rief: „Sprich, Suchender! Was veranlaßt Dich, ein Glied unseres Bundes zu werden? Hüte Dich aber, zu lügen — das kalte Eisen, dessen Spitze Deine Brust berührt, würde die Lüge strafen.“ — „Ich suche nach Wahrheit!“ spricht nun der Zögling. — „So nimm denn,“ wendet sich der Meister an den zweiten Aufseher, „den leidenden Bruder und lasse ihn die drei Reihen machen, deren er bedarf, um der Unsern Einer zu werden.“ Nun stellten ihm beide Aufseher die Füße in einen rechten Winkel und hießen ihn drei große Schritte nach vorwärts thun. Dort drückten sie ihn mit dem entblößten rechten Knie auf einen Schemel, legten seine rechte Hand auf die Bibel und setzten ihm einen geöffneten Zirkel auf die Brust.

„Suchender!“ frug der Meister, „bist Du gewillt, Dich in Allem und Jedem der Constitution des Ordens zu unterwerfen?“ — „Ich bin es.“ — „Glaube nicht, daß in unserem Bunde irgend etwas Statt habe, was gegen Gott, gegen unsern Herrscher oder gegen das Vaterland seine Spitzen kehrte; es ist ein Bund, geschlossen zum Wohle der Menschheit, dem Du fortan als thätiges Glied angehören sollst. Tugend und Treue, Ehrbarkeit und Mildherzigkeit, Demuth im Glücke, Kraft im Leiden — das ist's, was den Maurer auszeichnen muß, wozu ihn unsere Verbindung kräftigen soll. Willst Du diese Tugenden zu erwerben trachten?“ — „Ich will es.“ — „Ich nehme Dir darauf Handschlag und Ehrenwort ab.“ — Der Meister ließ den Zögling die Bibel küssen und that sodann drei leichte Schläge auf den Zirkel. Feierlich sagte er: „So nehme ich Dich denn auf als Lehrling des hohen Ordens der Freimaurer.“ In demselben Augenblicke erklang eine festliche Musik und die Brüder sangen mit gedämpfter Stimme folgenden Chor:

„Brüder, heißt den Mann willkommen,
Den wir heute aufgenommen
In des Ordens hohen Bund;
Reicht zum Dank ihm seines Strebens
Nach dem wahren Licht des Lebens
Froh zum Gruße Hand und Mund.

Güter nicht und ird'sche Ehren
Kommt, von uns er zu begehren,
Licht und Wahrheit sind's allein;
Laßt den hehren Drang uns preisen,
Laßt uns ihm die Wege weisen,
Laßt uns seine Führer sein.“

Als der Gesang wieder verstummt war, umarmte und küßte der Meister den Lehrling in seinem und seiner Brüder Namen; dann wurde ihm die Binde

abgenommen. Die Loge war nur schwach erhellt und der Lehrling sah sich von den Brüdern umringt, die alle die Spitzen ihrer Degen auf ihn gerichtet hatten und einstimmig riefen: „Tod dem Verräther!“ — Im nächsten Momente schon war die Binde wieder um sein Auge geschlungen, um jedoch bald wieder zu fallen. Nun war die Loge hell erleuchtet; der Meister berief den Lehrling an seinen Stuhl, band ihm ein ledernes Schurzfell um die Hüften und befestigte eine kleine silberne Kelle an seiner linken. Dann wurde er in die Freimaurerischen Erkennungszeichen eingeweiht und ihm schließlich, soweit es für den Lehrling nöthig war, die symbolischen Zeichen des Tapis (Teppichs) erklärt. Dann wies man ihm seinen Platz im Norden der Loge an und es begannen die Verhandlungen mit den Gegenständen der Tagesordnung.

Ueber die Entstehung der Freimaurer-Bruderschaft oder des

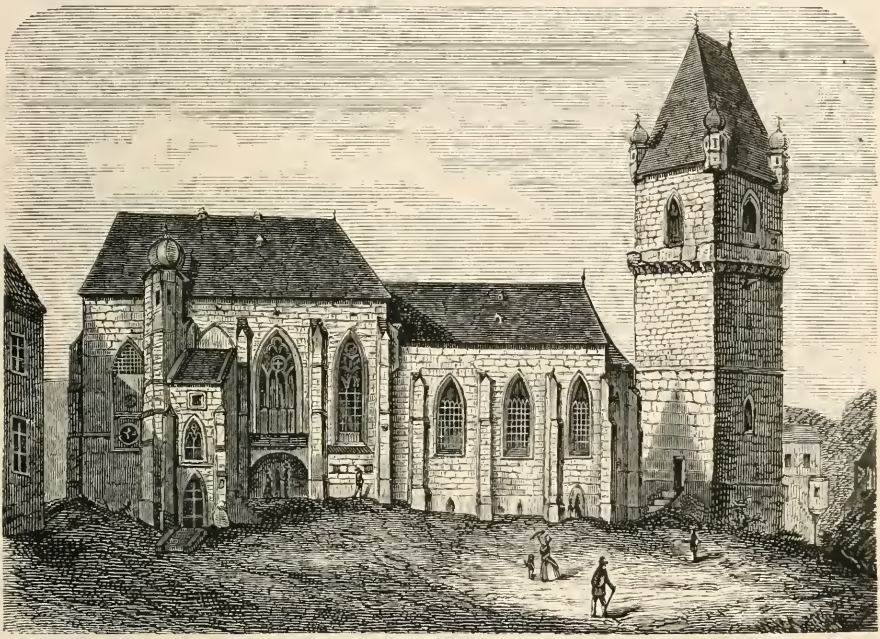
Die Eremitenklause bei Matzleinsdorf. (Seite 246.)

Freimaurerordens (in England Freemasonry, in Frankreich Franc-Maçons) wurden allerlei Ansichten verbreitet. Man versetzte ihr Alter in die entferntesten Jahrhunderte zurück und wurde ganz besonders von einiger Aehnlichkeit der Gebräuche mit den frommen Handwerkerverbindungen früherer Zeiten, besonders der alten „Bauhütten“,*) veranlaßt, den Ursprung aus diesen herzuleiten, was aber in solcher Fassung entschieden unrichtig ist. Die Freimaurer-Bruderschaft entstand erst im Jahre 1717, und zwar zu London, freilich wohl in der Bauhütte der Londoner Paulskirche, aber erst dann, als die englische Maurerzunft unter ihrem Großmeister, dem berühmten Mathematiker und Architekten Sir Christofer Wren (geb. 1632, gest. 1723) mit dem Baue der Kirche fertig war (1710). Als darauf die Brüderzahl der frommen Handwerks-Gesellschaft abnahm, wurde beschlossen, auch andere Personen als blos wirkliche Maurer und Steinmetze

*) Ausführlicheres darüber in M. Bermann's „Alt- und Neu-Wien“, S. 371. A. Hartleben's Verlag.

aufzunehmen, und deshalb trennte sich die vorige Londoner Baukünstlerschaft von dieser neuen, und drei Laien: Georg Payne, der Physiker Johann Theophil Desaguliers und der protestantische Prediger James Anderson, gründeten eine „Freimaurer-Loge", verließen das alte Bruderschaftslocale in der „Gans und dem Bratrost" (Schenke auf dem Kirchhof von St. Paul) und übersiedelten in das freundlichere Quartier des nunmehrigen Freimaurergasthofs. Diese Loge heißt aber noch heute Lodge of Antiquity (alte Loge).

In Deutschland gewann die Freimaurerei festen Fuß vom Jahre 1737 an. Es entstanden die Logen in Hamburg, Dresden, Berlin, Leipzig, Breslau, Bairenth, Frankfurt am Main, Altenburg, Halle und Braunschweig. Schon im Jahre 1738 erfolgte die Aufnahme des damaligen Kronprinzen von Preußen, nachmaligen Friedrich II., in die Bruderschaft, der sogleich nach seiner Thron-



Die Pfarrkirche in Petersdorf. (Seite 245.)

besteigung die Errichtung der noch jetzt existirenden Loge „zu den drei Weltkugeln" in Berlin anordnete und selbst Meister vom Stuhle ward, derselben auch eine kräftige äußere Stütze gewährte und viel zu ihrem Aufkommen beitrug. Vorzüglich waren es die höheren Stände der bürgerlichen Gesellschaft, welche sich in den ersten Jahrzehnten dem Bunde zuwendeten: Militärs, Beamte und Kaufleute, später erst folgten diesen auch Gelehrte. In Frankreich bildete sich der Bund 1725, dagegen konnte Italien kein günstiger Boden für die Freimaurerei sein.

Maria Theresia's erlauchter Gemal, sofort nach ihrer Thronbesteigung (1740) von ihr zum Mitregenten aller österreichischen Erblande erklärt und 1745 vom Deutschen Reich zum Kaiser erwählt, war der erste Fürst des europäischen Festlandes, der, nach der Stiftung des Freimaurerbundes, demselben als Mitglied beitrat. Wie erwähnt, erfolgte seine Aufnahme 1731 im Haag durch eine eigens zu diesem Behufe von England herübergekommene Deputation der Londoner Großloge. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Act allein schon die Ver-

breitung und das Gedeihen des Bundes mächtig fördern mußte und daß sich Franz insoferne weitere und wesentliche Verdienste um den Bund erwarb, als er die Sache desselben zu seiner eigenen machte und es bei Maria Theresia durchzusetzen wußte, daß während ihrer Regierung die Freimaurerei in Oesterreich, wenn auch widerwillig und mit oftmaligen Unterbrechungen nur, doch aber im Ganzen unter für die Maurer leidlichen Verhältnissen geduldet wurde.

Aber — es scheint nicht, daß (wie die Freimaurer heutzutage sagen) „diesem gutmüthigen und als feinen Lebemann höchst liebenswürdigen, um Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie hochverdienten Monarchen Geist und Wesen des wahren philantropisch-kosmopolitischen (menschenfreundlich-weltumfassenden) Maurerthums jemals zum rechten und vollen Verständniß gekommen seien", welchem gewiß wahren Ausspruche wir beifügen möchten, daß man ihn wohl auch maurerischerseits in diesen Geist und dieses Wesen nicht allzu tief eindringen ließ. Anderntheils ist es ebenfalls richtig, daß Großherzog Franz „von der königlichen Kunst Aufschlüsse und Ergebnisse erwartete, die sie ihm nimmermehr zu bieten vermochte, und daß er an ihre verlockend geheimnißvollen Symbole und Hieroglyphen Anschauungen und Vorstellungen ganz absonderlicher schwärmerischer und doch wieder sehr bestimmter Natur geknüpft habe, deren Nichtstichhältigkeit ihm, dem Generalpächter fast aller österreichischen Zölle und Gefälle, dem umsichtigen Armeelieferanten und Unternehmer einträglicher Handelsspeculationen (was Alles in der That Franz I. gewesen), der gewohnt war, sein ganzes Thun und Lassen fast ausschließlich auf seinen persönlichen Vortheil und auf die Vermehrung seines Privatvermögens zu beziehen, überaus unliebsame Enttäuschungen bereitet haben dürfte".

Irrige Ansichten solcher Art werden allerdings „entschuldigt und begriffen", denn zu jener Zeit war in der Maurerei eben Alles noch im Werden, Entstehen, Keimen und Kreißen begriffen, und ihre gediegenen, wie ihre verwerflichen Elemente brausten und kämpften noch in wüster chaotischer Gährung wild durcheinander. Und so sieht man Franz, als wahres Kind seiner Zeit, strebend und irrend wie sie, von ungezügeltem Gold- und Wissenschaftsdurste getrieben und von daraus entspringenden Wahngebilden und Irrthümern befangen, die er, so beklagenswerth absurd sie auch an sich sein mochten, mit tausenden seiner maurerischen Brüder theilte. Die „gerechte und vollkommene" Maurerei mußte ihn schon darum unbefriedigt lassen, weil sie den hochgespannten Erwartungen, die er von ihr zu hegen sich berechtigt glaubte, nicht entsprach und nicht entsprechen konnte; was seinen Lieblingsneigungen aber nicht zu schmeicheln, nicht Nahrung zu bieten vermochte, konnte sich in seinem Geiste auf die Dauer auch nicht behaupten.

Und so ist es auch nicht verwunderlich, daß er der sogenannten „wilden" Maurerei nachgerade immer mehr Aufmerksamkeit schenkte, daß er den mehr und mehr um sich greifenden Ausartungen und Verirrungen des Bundes seine volle Sympathie zuwandte und einzelne hervorragende Personen einer faulen Richtung mit seiner besonderen Gunst beglückte. Hartnäckig erpicht auf das Studium und die Praktik geheimer Künste und Wissenschaften, wurde der sonst so vorsichtige, nüchterne und praktische Geschäftsmann Franz, wenn er gerade dieses sein Steckenpferd ritt, lenksam und leichtgläubig wie ein harmloses Kind, und hatte für Abenteurer, Wundermänner, Rosenkreuzer und Afterpropheten aller Art, die sich mit der tiefernsten Miene alchymistischer, theosophischer (geisterkundiger) und magischer Weisheit an ihn zu drängen wußten, stets ein geneigtes Ohr, stets eine freigebige Hand.

Umgeben von einer Schaar solcher vermeintlicher Scheidekünstler, suchte er mit ihnen den Stein der Weisen, ließ im Banat und in Croatien, durch eigens hierzu bestellte Leute nach Schätzen graben, verfertigte aus Edelsteinen einen Liqueur, der ein treffliches Herzstärkungsmittel gewesen sein soll, und jagte bei den wunderlichen Versuchen: kleine Diamanten mittelst riesiger Brennspiegel in große Exemplare zusammenzuschmelzen, namhafte Summen, verflüchtigt in Rauch und Dampf, nutzlos zum Schornstein seiner petite maison in der Wallnerstraße hinaus. Wir werden auf die mysteriösen Günstlinge des Großherzogs noch weiter zu sprechen kommen.

Aus Allem geht eben hervor, daß Franz von Lothringen weniger Freimaurer als Rosenkreuzer war und daß unter der öfter vorkommenden Bezeichnung „Le souverain prince Rosecroix" (der gebietende Fürst vom Rosenkreuz, welchen Titel der Besitzer des siebenten oder höchsten Grades, der Großmeister des Ordens im Lande, führte) der Großherzog gemeint, ja daß die im Margarethenhofe auf Befehl Maria Theresia's auseinandergesprengte Gesellschaft wohl eher ein Bund der Rosenkreuzer als der Freimaurer gewesen sein mag.

Was nun die Rosenkreuzer, d. i. die Mitglieder der geheimen zu Anfang des 17. Jahrhunderts entstandenen, im 18. Jahrhundert ganz aufgelösten Gesellschaft anbelangt, so kennt man von derselben nur Bruchstücke; was in mehr als 200 Schriften über sie gesagt wird, steht mit einander im Widerspruche oder beruht, wegen ihres Strebens, an die Stelle klarer Vernunfteinsicht geistumnebelnden Mysticismus zu setzen, auf unbestimmten Angaben.

Die alten Rosenkreuzer waren Anhänger des berühmten Arztes Theophrastus Paracelsus (geb. 1493, gest. in Salzburg 1541), der den Grundsatz aufgestellt hatte, daß man wahre Philosophie und Arzneikunst nicht von Menschen, sondern von und durch Gott mittelst besonderer Gnade und Erleuchtung erlernen könne und müsse. In der zweiten Vorrede von: „Echo der von Gott erleuchteten Fraternität (Bruderschaft) des löblichen Ordens R + C" wird gemeldet, daß schon 1597 Vorschläge zur Errichtung einer geheimen Gesellschaft gemacht worden, deren Zweck Ausbildung der Theosophie (Erfahrenheit in göttlichen Dingen, Geisterseherei) und Kabbala (Geheimweisheit jüdischer Rabbiner) war.

Den Namen Rosenkreuz leiten alle Anhänger dieser Secte vom Kreuze Christi her, welches mit dem rosenfarbenen Blute desselben besprengt sei, ohne welches man kein Nachfolger Christi sein könne, mit welchem aber man alle Weisheit und Erkenntniß erlange. Als Gründer des Bundes wird Johann Valentin Andreae (geb. 1586, gest. als Hofprediger in Stuttgart 1654) genannt, obschon derselbe in der chemischen Hochzeit Christians Rosenkreuz 1603 über die Alchymisten und Theosophen seiner Zeit spottete, und zwar soll er dazu mit der von ihm verfaßten Fama fraternitatis die erste Veranlassung gegeben haben. Sich selbst nannte er Ritter vom Rosenkreuz, weil er ein Kreuz mit vier Rosen im Wappen führte. Wenigstens will der Notar Haselmayer im Jahre 1610 die noch handschriftliche Fama fraternitatis als Gesetzbuch des Ordens gesehen haben. Wie wenig Ernst es aber Andreae mit der Stiftung eines mystischen Ordens war, zeigt, daß er im Jahre 1620 eine Fraternitas christiana (christliche Bruderschaft) stiftete, um die Kirchenzucht zu verbessern, die christlichen Theologen von den Schulzänkereien ab- und zur Herzensreligion hinzuführen. Er unterscheidet gar sorgfältig in seinen Schriften mehrmals die beiden Fraternitäten und spottet über die theosophischen Rosenkreuzer, die durch ganz Deutschland Komödie spielten.

Erst 1614 erschien zu Regensburg die allgemeine und General-Reformation der Welt, nebst der Fama fraternitatis der Rosenkreuzer, und da wird angegeben, daß ein Deutscher, Namens Christian Rosenkreuz, im 14. Jahrhundert die Rosenkreuzer gestiftet, nachdem er in Aegypten und Fez die Weisheit des Orients erlernt habe; daß die Rosenkreuzer schon hundert Jahre im Verborgenen gewirkt hätten und große, menschenbeglückende Geheimnisse besäßen; daß der Zweck der Rosenkreuzer sei: mittelst geheimer Künste Schätze und Reichthümer zu erlangen, womit man Könige und Fürsten unterstützen wollte, um der allgemeinen Umwandlung förderlich zu sein; das Ende der Welt sei nahe und in Kurzem würde eine allgemeine Reformation der Welt zu Stande kommen, die Gottlosen vertrieben werden, die Juden sich bekehren und die Lehre Christi sich in der ganzen Welt ausbreiten.

Die Rosenkreuzer des mittleren Systems entstanden 1622 im Haag; durch sie scheint erst eine Art von Halt unter die früher zerstreuten und alten Rosenkreuzer gebracht worden zu sein. Diese mittleren Rosenkreuzer hatten Verzweigungen in Amsterdam, Nürnberg, Hamburg, Danzig, Mantua, Venedig und Erfurt. Sie nannten sich wahre Rosenkreuzer und ihren Stifter Christian Rose. Sie trugen öffentlich einen schwarzen seidenen Schmuck, welchen sie bekamen, nachdem sie einige Ekstasen (Entzückungen) gehabt hatten; in ihren Versammlungen aber gingen sie mit einem blauen Ordensbande, an welchem ein goldenes Kreuz mit einer Rose hing.

Die neuen Rosenkreuzer erschienen gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts zuerst in Süddeutschland als Inhaber eines höheren Ordensgrades der Freimaurerei, in dem Bemühen, die Freimaurerei selbst, als eine aus den früheren Rosenkreuzern hervorgegangene Verbrüderung darzustellen und den Wahn zu nähren, daß das eigentliche Geheimniß der Freimaurerei in einem Nimbus von Theosophie, Magie und Alchymie verborgen sei, zu dessen Enthüllung nur Hochgeweihte gelangen. Und dieses Princip mußte einen Chemiker, wie Großherzog Franz einer war, in bedeutend größerem Maße anziehen, als die schönsten Principien des damaligen Freimaurerthums.

Erst viel später kam die deutsche Freimaurerei allmälich von der alchymistischen Abirrung zurück; in der französischen dagegen erhielt sich „le souverain prince Rosecroix“ als siebenter und letzter Grad des Rite français ou moderne oder als achtzehnter in dem aus Amerika nach Frankreich eingeführten altenglischen Systeme lange nach anderen Systemen, auch noch in anderen Stellungen. Man sagt jedoch, als wäre dies nur eine Nachahmung des alten Ritterwesens und eine Feier des Todes und Wiederauflebens Jesu auf eine katholisch-religiöse Weise.

Das Zeichen der Rosenkreuzer war ein Andreaskreuz über einer mit Dornen umgebenen Rose mit der in lateinischer Sprache beigegebenen Umschrift: „Das Kreuz Christi ist die Krone des Christen“. Das Geheimnißvolle dieses Ordens, die Angabe menschenfreundlicher Zwecke, zogen das wackere Herz des Lothringers und so vieler seiner Unterthanen an, und so ist es wohl erklärlich, daß selbst der Adel, dem damals nicht jene Einflußnahme auf den Geschäftskreis zu Gebote stand, wie es heutzutage ihm ermöglicht ist, aus Langweile sich in alle derartigen Gesellschaften einschreiben ließ.

Die beiden Ehegatten.

Bevor wir wieder einen Ueberblick über die denkwürdigsten Begebenheiten und Persönlichkeiten der Dreißiger-Jahre halten, in denen zum ersten Male in ganz eigenthümlicher, auf Oesterreich Bezug nehmender Weise der Kronprinz Friedrich von Preußen, der nachmalige König Friedrich II., auftritt, wollen wir einige Worte dem Ehestande des vom Volke so innig verehrten Paares widmen.

Die Ehe Maria Theresia's mit Franz Stefan war eben so glücklich, als es ihre Liebe und Brautschaft gewesen war. Kaiser Karl VI. hoffte nun neuerdings auf einen männlichen Erben seines Thrones; es lebte dieser Wunsch, der schon seit so vielen Jahren seine Seele erfüllte, ohne sich zu verwirklichen, von Neuem wieder in ihm auf; war es ihm nicht gegönnt, einen Sohn von seiner Gemalin zu erhalten, so hoffte er nun einen Enkel von seiner Tochter zu bekommen. Aber — leider war er in dieser Hoffnung so wenig glücklich als in jener. Die Vorsehung hatte bestimmt, daß diesem Regenten auf Erden nicht die Freude bereitet werde, seine heißesten Wünsche in Erfüllung gehen zu sehen, es sollte Karl VI. die Geburt eines männlichen Erben nicht mehr erleben.

Ein Jahr nach ihrer Vermälung genas die Herzogin von Lothringen eines Kindes, doch war dies eine Tochter, die Prinzessin Maria Elisabeth, welche am 5. Februar 1737 das Licht der Welt erblickte, aber schon am 7. Juni 1740 ihren Eltern zu Laxenburg durch den Tod wieder entrissen wurde, gegen neun Uhr Abends, an einem Erbrechen, welches an demselben Vormittag sich ganz plötzlich geäußert und ohne Unterlaß bis auf den Abend angehalten hatte. Ein Jahr darauf, am 6. October 1738, ward eine zweite Niederkunft Maria Theresia's der Gegenstand allgemeiner Erwartung in Wien. Die Bewohner der Residenz, welche die Hoffnung ihres Kaisers theilten und die Geburt eines Prinzen erwarteten, umlagerten die Kaiserburg und sahen mit Spannung der Kunde entgegen, um ihrer Freude über die glückliche Erfüllung ihrer Erwartung in lautem Jubel Luft zu machen. Endlich kam die Meldung, die Herzogin von Lothringen sei entbunden — mit einer Prinzessin, der Erzherzogin Maria Anna. Das Volk schlich sich ohne den beabsichtigten Jubel ganz still nach Hause.

Wie unmuthig auch der Kaiser selbst über seine abermals getäuschte Hoffnung war, fühlte er doch das Bedürfniß, das getreue Volk zu beruhigen; die Art jedoch, wie er dies that, ist ungemein bezeichnend für den jovialen Charakter des Wiener Volkes, wie er damals besonders vorwaltete. Voll des heitersten Frohsinns und der ungetrübtesten Gutmüthigkeit liebte es selbst in den ernstesten Dingen den burlesken Scherz. Der Kaiser kannte seine Wiener und wußte nach ihrer Weise sie zu beruhigen und zu fernerer Hoffnung auf einen männlichen Thronerben zu ermuthigen. Er gab nämlich am Tage nach der Entbindung Maria Theresia's eine Frei-Komödie und ließ dabei hundert Tauben in das Publikum fliegen, deren jede ein Band um den Hals trug, mit den komischen Reimen:

„Das Mannsvolk bleibt nicht aus, wo schöne Jungfern sein,
Die Wahrheit dieses Spruchs trifft unzweifelhaft ein.
Es wird daher ein Mann als Drittes uns nach Wunsch begaben.
Jetzt konnt's nicht sein. Warum? Gut Ding muß Weile haben."

Da gab's nun freilich ungemein fröhliches Gelächter, aber — die Prophezeiung ging dennoch nicht in Erfüllung, denn der zweiten Prinzessin

folgte am 12. Januar 1740 die dritte, Maria Carolina, welche bereits am 25. Januar 1741 starb.

Wie bekannt, erhielt Franz Stefan als Entschädigung für Lothringen das Großherzogthum Toscana. Am 9. Juli 1737 war der letzte Sprosse der Familie Medicis, Großherzog Johann Gasto, gestorben, und nun nahm Franz in Folge seiner vertragsmäßigen Anwartschaft Besitz von diesem schönen Lande. Als nunmehriger Großherzog von Toscana erhielt er auch den Titel „Königliche Hoheit". Es hatte nunmehr die Bevölkerung Toscanas den Wunsch, ihren neuen Herrscher persönlich kennen zu lernen, und dies mußte Franz um so eher zu einer Reise nach Toscana bewegen, als eine solche auch in seinem eigenen Interesse lag.

Es traten daher Franz Stefan und Maria Theresia am 17. December 1738 ihre Reise nach Toscana an und am 30. Mai 1739 kehrten sie zurück. Diese Reise war ein Triumphzug; in allen Städten Toscanas, welche das Fürstenpaar besuchte, reihte sich Festlichkeit an Festlichkeit. Maria Theresia wußte aber auch durch liebenswürdigste Herablassung alle Herzen zu gewinnen; ihr fürstlicher Gemal selbstverständlich nicht minder. Die Damen in Florenz waren ganz entzückt darüber, daß es ihnen gestattet wurde, vor der Erzherzogin im italienischen Mantelkleide zu erscheinen, da sie doch befürchtet hatten, daß ihnen der Zwang auferlegt würde, nach der Mode des Wiener Hofes angekleidet sein zu müssen.

Der Aufenthalt des Fürstenpaares in Livorno wurde durch einen Gnadenakt bezeichnet; zwölf türkische und vierzig andere Galeerensklaven erhielten ihre Freiheit. Auch ward der Großherzogin Maria Theresia während ihrer Anwesenheit in Italien die seltene Ehre zu Theil, daß ihr der Papst die geweihte „goldene Rose", übersandte. Diese goldene, mit Diamanten besetzte, durch Besprengung mit Weihrauch u. dergl. wohlriechend gemachte Rose pflegt der Papst, seit Urban V., 1366, am Sonntag Lätare (daher Rosensonntag) unter besonderen Ceremonien zu weihen und dann an begünstigte Personen zu verschenken.

Und auch hier möchten wir, wenngleich ein wenig vorgreifend, im Allgemeinen eine Charakteristik des Ehegatten Franz geben, damit ihn die freundlichen Leser bei den nachfolgenden Auseinandersetzungen in Bezug auf die geschichtlichen Ereignisse sofort voll und ganz kennen lernen.

Maria Theresia's Gemal war ein lebenslustiger, fröhlicher Mensch, der selbst später, als deutscher Kaiser, doch nie selbstständig, ja nicht einmal thatsächlicher Mitregent war. Das Volk liebte ihn aufrichtig um seines leutseligen, freundlichen Benehmens willen; dazu galt er noch für einen guten Haushalter, und die schmeichelhafte Meinung, daß ohne ihn die Verwirrung im Reiche eine noch viel größere sein würde, hatte in den weitesten Kreisen Eingang gefunden.

Franz fühlte sich durch die äußeren Zeichen seiner hohen Würde ziemlich gedrückt; zwar fügte er sich, um seiner äußeren Würde und dem Anstande nichts zu vergeben, in das peinliche Ceremoniell, in die tödtlich gehaßten Forderungen der Etikette, er ertrug geduldig diese beiden tyrannischen Beherrscherinnen des Hofes bis in die kleinsten, abspannenden Details, aber zufrieden und glücklich fühlte er sich nur, wenn er sich geben durfte, wie er war, und nicht nöthig hatte, bei jedem Lächeln, bei jedem Gruße darauf zu achten, welcher Grad der Freundlichkeit in das erste, welcher der Herablassung in den zweiten zu legen sei.

So war Franz denn auch späterhin nur dem Namen nach Mitregent der österreichischen Staaten, wo übrigens zum größten Theile es seine eigene Schuld war, daß er es blos dem Namen nach blieb, denn es hatte nur von ihm abgehangen, in den ersten Jahren seiner Regierung die Zügel in die Hand zu nehmen und sich an die Spitze der Staatsgeschäfte zu stellen. Aber sein bequemer Sinn, die Weichheit seines Charakters, welche ihn hinderte, der nicht selten

ausbrechenden Heftigkeit seiner Gemalin energischen Widerstand zu leisten, dazu sein leichtes französisches Blut, alles das zusammen machte die Gewalt seinen Händen entschlüpfen, ja er brachte es endlich so weit, daß ihm nur ein Schatten von Ansehen blieb und seiner Meinung, selbst in den geringfügigeren Angelegenheiten, nicht das mindeste Gewicht beigelegt wurde.

Dazu kam, daß Theresiens Schmeichler, die ehrgeizige Schaar der Hofschranzen, von welchen Jeder die Hand nach einem Theilchen Macht ausstreckte und gar viele Heuchler, welche sich von dem aufrichtigen Franz verachtet und gehaßt wußten, es verstanden, den Mangel an politischer Festigkeit, welchen der junge Fürst zeigte, gut zu benützen und der Monarchin ihres Gemals „Schwäche" bei jeder Gelegenheit in einer Weise hervorzuheben, daß sie endlich selbst das Zutrauen verlor, es könne Franz in staatlichen Dingen etwas Rechtes leisten. Und doch — in Folge eines seltsamen Widerspruches ihrer Gefühle mit der ihr beigebrachten Meinung — griff Maria Theresia nichts Bedeutendes an, ohne den Rath und die Zustimmung des Kaisers; besonders in den Angelegenheiten, welche auf Ungarn Bezug hatten, wendete sie sich stets an ihren Gemal, der in jenem Lande Statthalter gewesen und die Verhältnisse desselben genauestens kannte.

Dieser Zustand politischer Unbedeutendheit erweckte in dem Kaiser nicht die mindesten Empfindungen unangenehmer Art. Fremd jeder ehrgeizigen Regung, fühlte er sich ganz wohl und zufrieden; er ärgerte sich selbst darüber, daß er, der bloßen Form wegen, die Gesandten der auswärtigen Mächte in Audienz empfangen mußte und machte selbst kein Hehl daraus, daß er sich in der Politik als vollkommene Null betrachte und seiner Gemalin vollkommen unterordne.

So war es z. B. eines Tages, als die Kaiserin-Königin ihren Unterthanen Audienz gab, da trat Franz aus dem Kreise und setzte sich in einen Winkel des Saales zu zwei Frauen. Diese wollten sogleich aufstehen, aber Franz sagte: „Oh, achten Sie nicht auf mich; ich will so lange hier bleiben, bis sich der Hof zurückzieht, und mich am Anblicke der Menge ergötzen." Eine der Damen erwiderte nun: „Der Hof wird so lange hier bleiben wie Eure Majestät!" Aber Franz meinte lächelnd: „Oh, da irren Sie sich. Die Kaiserin und meine Kinder machen den Hof aus; was mich selbst betrifft — ich bin blos der Papa, ein einfacher Privatmann."

Würde Franz mehr politisches Gewicht gehabt haben, wäre das europäische Staatensystem sicher nicht umgestürzt worden, da er Frankreich eben so haßte, wie seine Gemalin Preußen, und er hatte das spätere Bündniß mit den Bourbons tief bedauert, so daß er einmal in die Worte ausbrach: „So wenig Verbindung mit Frankreich als nur möglich, das ist das Beste!" — Er schätzte ferner Friedrich II. und stellte, wiewohl vergeblich, seiner Gemalin öfters vor, daß es besser in ihrem Interesse läge, Friedrich als Freund Oesterreichs zu erhalten.

Im Hause aber, in seinen Familien-Angelegenheiten, da zeigte Franz seinen Mann. Er würde nicht das Mindeste geduldet haben, was seine Festigkeit, seinen Charakter, sein Ansehen als Gatte und Vater hätte compromittiren können, und Maria Theresia wußte genau, wie weit sie in ihren Vorwürfen gehen durfte, wenn ihr die Anlässe zur Eifersucht einmal etwas „zu dick" wurden (wie die Wiener zu sagen pflegten). Sie liebte ihn so leidenschaftlich, war ein so musterhaftes Bild ehelicher Zärtlichkeit, daß sie gar manche wirkliche Veranlassung zur Eifersucht von Seite des feurigen schönen Mannes ohne Murren ertrug, und that, als ob sie dergleichen nicht bemerke.

So viel Gegensätze auch ihre beiderseitigen Charaktere und Lebensweisen an sich hatten, waren doch ihre inneren Eigenthümlichkeiten auf das engste miteinander verbunden und sie lebten thatsächlich nur mit- und ineinander. War doch Franz die erste und einzige Liebe Theresia's! Sie konnte ihm

beinahe kein Begehren abschlagen und ging sogar in den Gefälligkeiten für ihn etwas zu weit.

Besonders erfreut war sie, wenn er an ihrer Seite öffentlich erschien: „Ich und mein Franzl!" waren die Worte, die sie beständig im Munde führte. Sie duldete nicht, daß sein Name von dem ihrigen getrennt wurde und ließ einmal einer Inschrift, die nur ihren Namen allein zeigte, sofort den Namen des Gatten beifügen; ihr Bild durfte nirgends ohne das seinige aufgestellt werden.

Im Hause — den Begriff eines Familienlebens angenommen — war Franz ein echt bürgerlicher Vater, liebte seine Kinder zärtlich, vergötterte seinen erstgeborenen Sohn Josef, und entstanden Zwistigkeiten zwischen ihm und der Hausmutter, so gab er, wenn es nicht entwürdigte, zuerst nach und that den ersten Schritt entgegen.

Während die Sonne des Glückes dem jungen österreichischen Fürstenpaare lächelte, zogen im Osten düstere Wolken am Horizonte Oesterreichs herauf, und so müssen wir nun unseren Blick manchen trüben und ernsten Vorfallenheiten aus jenem Zeitraume zuwenden.

Der Fluchtversuch Friedrich's II.

Eine der betrübendsten und epochemachendsten Erscheinungen der Dreißiger-Jahre waren die Zerwürfnisse zwischen König Friedrich Wilhelm I. von Preußen und seinem Sohne, dem Kronprinzen Friedrich (später als König Friedrich II.). Das Verhältniß der beiden, sich durch die Natur so nahe verbündeten Personen war schon frühzeitig ein sehr gespanntes. Geboren zu Berlin am 24. Januar 1712, wurde Friedrich durch den Tod von zwei älteren Brüdern schon früh Kronprinz. Seinen ersten Unterricht verdankte er der Hofmeisterin seines Vaters, der verwitweten Oberstin von Rocoules und einem französischen Protestanten Duhan de Jandin; vom siebenten Jahre an leiteten seine Erziehung der General Graf Albrecht Konrad von Finkenstein (geb. 1660, gest. 1735) und der Obristlieutenant Christoph Wilhelm von Kalkstein (geb. 1682, gest. als Feldmarschall 1759). Aber er hatte schon frühzeitig viel von seinem Vater zu leiden, da er den Wissenschaften und Künsten anhing, die jener verachtete, und sich mehr zu seiner Mutter als zum Vater hinneigte.

Besonders war es die Musik, welcher Friedrich leidenschaftlich ergeben war. In seiner frühesten Kindheit schon erhielt er zu Berlin Unterricht im Claviere von dem Dom-Organisten Heine; er vertauschte jedoch bald dieses Instrument mit der Flöte, die er unter Leitung des damals berühmten Virtuosen und Componisten Johann Joachim Quanz (geb. 1697, gest. 1772) zu seinem Lieblingsinstrumente erkor. Sein Vater, bekanntlich ein leidenschaftlicher Militärist und vornehmlich Liebhaber großer Soldaten, weshalb er auch keine, selbst nicht ungerechte Mittel scheute, um aus ganz Europa ein Gardebataillon von Riesen zusammenzutreiben (durch Engagements und wo dies nicht ging, durch Menschenraub), wünschte den Sohn zum Krieger heranzubilden, weshalb er denn auch Alles beseitigte, was den Prinzen von dieser Bahn abbringen konnte, ihm daher nicht nur verbot, die Musik zu erlernen, sondern selbst untersagte, sie anzuhören. In seiner gänzlichen Unbekanntschaft in den schönen Künsten meinte er, es würde der militärische Geist seines Sohnes durch Musik verweichlicht. Daß nun ein solches Verbot eher dazu beitrug, die längst gehegte Vorliebe für diese Kunst zu

nähren, als sie zu unterdrücken, sah Jedermann voraus — nur der König nicht. Als daher der Kapellmeister Karl Heinrich Graun (geb. 1701, gest. 1759) auf

Die Gefangennahme des gelehrten Maupertuis.

seine Vorbitte, in die Dienste seiner Mutter, der Königin Sophie Dorothea (geb. Prinzessin von Braunschweig-Hannover 1687, gest. 1757) aufgenommen wurde, veranstaltete der junge Prinz, unter dem Vorwande der Jagd, seine Concerte im Walde, oder er musicirte mit seiner Kapelle häufig in unterirdischen Gewölben. Wo er nur einen Augenblick entschlüpfen konnte, eilte er in den Wald und blies, melancholisch an einen Baum gelehnt, seine geliebte Flöte.

Die Knauserei, die Härte, der Jähzorn des Vaters, die von dessen Wünschen abweichenden Neigungen, der Eigensinn und die Stützigkeit des Sohnes, der in seiner Widersetzlichkeit durch seine Mutter noch bestärkt, ja sogar geradezu gegen den Vater gehetzt wurde, führten immer heftigere Scenen herbei. Einer der Hauptanlässe der immer wachsenden Zwietracht war die projectirte Vermälung des Prinzen Friedrich mit der englischen Prinzessin Amalie (geb. 1711, gest. 1786) und seiner Schwester Prinzessin Wilhelmine (geb. 1709, gest. 1758) mit dem Prinzen Friedrich Ludwig von Wales (geb. 1707, gest. 1751). Königin Sophie Dorothea betrieb diese Doppelverbindung mit dem englischen Königshause aus allen Kräften; ihr Gemal aber, wenn er sich auch zeitweilig dazu geneigt zeigte, fürchtete andererseits wieder, es durch eine solche Verbindung mit dem Kaiser Karl VI., den er hochschätzte, zu verderben, und trat daher entschieden der Doppelheirat entgegen.

Da kam es denn oft so weit, daß der König in seinem Jähzorn den Prinzen auf's Blut schlug (er war überhaupt gleich mit eigenhändigen Stockprügeln fertig) und bei den Haaren im Zimmer herumriß. Auch die Prinzessin mißhandelte der König, wo er sie sah, mit Schlägen, die Königin mit kränkenden Worten. Von da an sann der Kronprinz Tag und Nacht auf Flucht nach England. Eines Tages sagte Friedrich zu seiner Schwester Wilhelmine: „Ich bin der unglücklichste Mensch; vom Morgen bis zum Abend umgeben mich Spione, die jedes meiner Worte, jede meiner Handlungen boshaft verdrehen. Die unschuldigsten Vergnügungen, Bücher und Musik, sind mir verboten, kaum getraue ich mir etwas zu lesen, und nur versteckt und zitternd greife ich nach der Flöte. Als ich neulich Morgens in das Zimmer des Königs trat, faßte er mich bei den Haaren, warf mich auf den Boden nieder, schlug und schleppte mich ungeachtet alles Widerstandes an das nächste Fenster, schlang eine Schnur des Vorhanges um meinen Hals, um mich zu erwürgen. Glücklicherweise hatte ich mich aufgerichtet, hielt seine Hand fest und schrie. Ein Kammerdiener kam zu Hilfe und rettete mich. Das muß endigen!"

Im Juni 1730 lud Friedrich August II., König von Polen und Churfürst von Sachsen, den Berliner Hof zu einem prächtigen Lustlager bei Mühlberg. Friedrich Wilhelm I. erschien mit seinem Sohne Friedrich. Wegen eines höchst unbedeutenden Anlasses mißhandelte er daselbst den Prinzen sogar vor Zeugen mit Stockstreichen und fügte überdies noch Schimpf bei, denn er rief aus: „Wär' ich von meinem Vater auf solche Weise behandelt worden, ich hätte mich todtgeschossen. Aber Er läßt sich Alles gefallen, denn Er hat keine Ehre im Leib und ist ein Feigling!" — In Verzweiflung getrieben, bat Friedrich den sächsischen Minister Karl Siegfried Graf Hoym (geb. 1675, gest. 1738) insgeheim um Pferde und einen Paß, allein Hoym errieth die Absicht des Prinzen und schlug sein Gesuch ab. Der Prinz mußte mit seinem Vater nach Berlin zurückkehren, aber der Entschluß zu fliehen, ward immer fester in ihm. Er fragte unter der Hand bei dem englischen Gesandten und Geschäftsträger an, ob er in England eine freundliche Aufnahme zu erwarten hätte. Die Flucht nach England wurde ihm von Beiden abgerathen, weil sie einen Krieg entzünden könnte, aber der Prinz dagegen vertröstet, daß, wenn er Geld bedürfe, es ihm daran nicht fehlen solle. Seitdem trug sich Friedrich

mit dem Gedanken, in Frankreich eine Zufluchtsstätte zu suchen und etwa dort Kriegsdienste zu nehmen. Und ein passend scheinender Anlaß kam bald.

König Friedrich Wilhelm hatte seit einiger Zeit eine Reise in's südliche Deutschland und nach Mannheim vor. Der Erbprinz sollte seinen Vater begleiten. Nun traf Friedrich seine Anstalten, die freilich wenig Schlauheit oder Erfahrung in solchen Dingen verriethen. Drei Personen waren im Geheimniß gewesen: die Lieutenants Heinrich von Katte (Sohn des Generals) und Keith, dann des Letzteren Bruder, welcher Dienste als Page bei Friedrich Wilhelm that und zum Gefolge des Königs gehörte. Damit er selbst nicht im ersten Augenblicke durch seine preußische Uniform verrathen werde, ließ sich der Prinz einen rothen Oberrock nach der damaligen französischen Mode machen. Uebrigens hatte er bei allen diesen Vorbereitungen so wenig Vorsicht angewandt, daß seine Begleiter, die auf Befehl des Königs jede seiner Bewegungen mit Argusaugen bewachten, die Absichten des Prinzen kannten.

Friedrich mußte seinem Vater nach Mannheim folgen. Mit ihm besah er die Stadt und die Kirchen. Noch einmal forderte der Prinz den Pagen auf, ihm für die Pferde zu sorgen. Keith versprach es, aber seine Stimmung war nicht mehr dieselbe; Furcht und Reue hatten ihn übermannt und — in einem der Zimmer des Mannheimer Schlosses fiel er dem König zu Füßen und bekannte Alles. Friedrich Wilhelm bezähmte seine Wuth, bis er sein eigenes Gebiet erreicht haben würde; dem Oberstlieutenant Daniel von Rochow sagte er unter vier Augen: „Mit Enerem Kopf steht Ihr mir dafür, daß Ihr meinen Sohn lebendig oder todt nach Wesel bringt!“

Von Mannheim reiste der König über Darmstadt nach Frankfurt und Kassel bei Mainz, wo Schiffe bestellt waren, um ihn und das Gefolge den Rhein hinunter nach Wesel zu führen. In den ersten Tagen wußte der Prinz nicht bestimmt, daß sein Plan verrathen war und was ihm bevorstand, nur ahnte ihm Schlimmes wegen des feierlichen Ernstes seiner Begleiter. Zu Frankfurt bekam Friedrich Wilhelm aufgefangene Briefe seines Sohnes an Katte in die Hände, welche einen unzweifelbaren Beweis von der beabsichtigten Flucht lieferten. Er gab sogleich nach Berlin Befehl, Katte zu verhaften, was auch gelang.

Die Wuth des Königs erreichte den höchsten Grad. Sie brach los, als er bei Kassel die Yacht bestieg, auf welcher er den Rhein hinunter fahren sollte und hier seinen Sohn erblickte. Er faßte ihn bei den Haaren, schlug ihm das Gesicht blutig und würde ihn erwürgt haben, wäre er nicht durch den General Arnold Christoph von Waldau (geb. 1672, gest. 1743) daran gehindert worden. Auf Bitten seiner Begleiter bewilligte er, daß man den Prinzen auf eine andere Yacht brachte. Der Degen wurde ihm abgenommen. In seiner Verzweiflung rief Friedrich die Vermittlung des kaiserlichen Gesandten Friedrich Heinrich Graf Seckendorf (geb. 1673, gest. 1763) an, den er bisher nicht mit Unrecht als seinen Todfeind gehaßt hatte. Wirklich machte Seckendorf dem Könige eindringliche Vorstellungen, aber er richtete nichts aus, hauptsächlich weil der König erfuhr, daß der Lieutenant Keith, der Wind erhalten hatte, von Wesel nach Holland durchgegangen sei. Friedrich Wilhelm sah darin den Beweis einer von seinem Sohne angezettelten verzweigten Verschwörung.

Abends den 12. August langte der König in Wesel an. Sogleich gab er Befehl, den Prinzen in's Verhör zu rufen. Er fuhr ihn mit den Worten an: „Warum hat Er ausreißen wollen?“ — „Weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen Sklaven behandeln!“ antwortete der Kronprinz. Der König aber donnerte: „Schweig Er! Er ist ein feiger Ausreißer ohne Ehre!“ worauf der Prinz erwiderte: „Ich habe so viel Ehre als Sie, und nur das gethan,

was Sie mir hundertmal gesagt, an meiner Stelle zu thun!" Durch diese wahre, aber bittere Bemerkung außer sich gebracht, zog der König den Degen und wollte den Sohn erstechen. Zum Glücke warf sich Generalmajor von Mosel zwischen Beide und verhinderte die Greuelthat.

Der König beschloß, mit dem Sohne nach Berlin zurückzureisen. Da er argwöhnte, daß geheime Verbündete unterwegs versuchen könnten, den Prinzen zu befreien, traf er umständliche Vorsichtsmaßregeln. Der Augenblick der Abreise wurde geheimgehalten, das hessische und hannoveranische Gebiet gemieden, nicht in Städten und Dörfern, sondern vor denselben ward umgespannt; man aß nur kalte Küche und diese entweder im Wagen oder im freien Feld, fern von Waldungen und Gehegen. Für den Fall, daß Wegelagerer sich des Prinzen bemächtigen wollten, war Befehl gegeben, denselben wenigstens nicht lebend in ihren Händen zu lassen.

Ueber die Absichten, welche Friedrich Wilhelm damals bezüglich seines Sohnes hegte, kann kein Zweifel obwalten. Gewiß ist, daß der König von Preußen sich den großen Peter von Rußland zum Vorbild erkoren hatte. Wie dieser gegen seinen Thronfolger Alexis verfuhr (bereits Seite 104 besprochen), so war auch Friedrich Wilhelm entschlossen, seinen Sohn als Ausreißer und Hochverräther zum Tode zu verurtheilen. Er schrieb an seine Gemalin: „Ich habe den Schurken, den Fritz, festnehmen lassen und werde ihn behandeln, wie es sein Verbrechen und seine Feigheit verdienen. Ich erkenne ihn nicht mehr als meinen Sohn an, er hat mich und mein ganzes Haus entehrt. Ein Elender wie er, darf nicht länger leben!"

In Berlin angekommen, eilte er in's Zimmer der Königin, kündigte ihr den Tod des Sohnes an, belegte seine Tochter Wilhelmine als Theilnehmerin an dem Verbrechen des Prinzen mit Schimpfworten, schlug sie halb todt. Wilhelmine lag ohnmächtig auf einem Stuhle, umringt von Hofdamen, die sie mit Wasser und Riechfläschchen wieder zur Besinnung zu bringen suchten; die Königin ging wehklagend, händeringend auf und ab, die anderen Kinder lagen weinend zu den Füßen des Königs und flehten um Erbarmen für den ältesten Bruder.

Endlich gestand Friedrich Wilhelm, daß der Kronprinz noch lebe, schwur aber, daß er ihn hinrichten lassen werde. In diesem Augenblicke trat die Oberst-hofmeisterin, Frau von Kamecke, vor und sprach: „Eure Majestät hat bisher sich etwas darauf zugute gethan, ein gerechter und frommer Fürst zu sein; der Allmächtige hat Sie mit Wohlthaten überhäuft, aber — wehe Ihnen! wenn Sie von Gottes Geboten abweichen! Fürchten Sie seine Gerechtigkeit! Noch immer sind jene Fürsten, die das Blut ihrer Söhne vergossen haben, wie z. B. König Philipp II. von Spanien, dafür gestraft worden; ihr Mannesstamm ist erloschen, der Abscheu des menschlichen Geschlechtes lastet auf ihnen. Es wird Ihnen bestimmt eben so gehen, wenn Sie thun, was Sie vorhaben." — Erstaunt sah Friedrich Wilhelm die Rednerin an; er wagte nicht, dieselbe zu unterbrechen. Er schied mit begütigenden Worten.

Der König ließ nun in des Kronprinzen Gegenwart ein Verhör mit dem Lieutenant Katte nehmen. Bei seinem Eintritte fiel dieser vor den Füßen des Königs nieder. Friedrich Wilhelm's Wuth erwachte, er riß dem Gefangenen das Johanneskreuz vom Halse, stieß ihn mit den Füßen, schlug ihn mit dem Stocke. Katte gestand Alles, was er wußte. Da der König argwöhnte, daß die Königin und die Prinzessin von der Flucht des Thronerben unterrichtet gewesen, richtete er in dieser Hinsicht Fragen an Katte, der jedoch hierüber nichts zu sagen vermochte. Nun wollte ihn der König foltern lassen; nur mit

Mühe brachten ihn Seckendorf und Grumbkow (der erste Minister und Vertraute des Königs) davon ab.

Am 31. August verstieß der König seinen Sohn aus dem Heere. Der Kriegsminister und mehrere Auditore nahmen ihn in's Verhör. Der Prinz zeigte Fassung und setzte den Fragen Grumbkow's, der sich überzeugt hatte, daß die wichtigsten Papiere zur Seite geschafft waren, stolze Antworten entgegen, was den Mann so erbitterte, daß er mit der Folter drohte. „Ich finde es ganz natürlich, daß ein Henker, wie Ihr, gerne von seinem Handwerkszeug redet!" war des Prinzen Entgegnung.

Kronprinz Friedrich wurde erst nach Wittenwalde, dann nach der Festung Küstrin abgeführt, wo man ihn in einen schlechten blauen Rock steckte und mit äußerster Strenge als Staatsgefangenen behandelte. Die Thür seines Gemaches durfte des Tages nur dreimal und nicht länger als vier Minuten geöffnet werden. Bei Lebensstrafe war verboten, mit ihm zu reden. Das Essen ward ihm Mittags für sechs, Abends für vier Groschen aus der Garküche geholt und Alles klein geschnitten, da der Vater den Gebrauch von Messer und Gabel verboten hatte. Ebenso waren ihm Tinte und Federn, auch die Flöte und — außer der Bibel und etlichen Evangeliumsschriften — alle Bücher versagt.

Noch immer dachte der König daran, seinen Sohn hinrichten zu lassen, es nützte da weder das Zureden des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, noch des alten Feldmarschalls Dubislaus Genomar von Natzmer (geb. 1654, gest. 1739) und des kaiserlichen Gesandten Seckendorf, noch die mehrfachen Verwendungsschriften, welche von befreundeten Höfen einliefen; nur eine einzige Verwendung brachte ihn von diesem Plane zurück, allerdings die schwerwiegendste von allen — die des Kaisers Karl VI. Derselbe hatte sich beeilt, sich für den unglücklichen Gefangenen zu verwenden, schrieb deshalb eindringlich an den erbitterten Vater und beschwor denselben als Freund und Bruder, als Mensch und Christ, des Kronprinzen zu schonen; er, der Kaiser werde das Leben des preußischen Thronfolgers als das schönste Geschenk ansehen, das je ein Reichsstand dem Reichsoberhaupte gemacht.

Des Königs von Preußen Rückantwort lautete folgendermaßen:

„Euer kaiserliche Majestät danke ich auf das verbindlichste, daß sie so viell anteill nehmen an meinem mißvergnügen, welches mein Kronprinz durch seine bisherige aufführung mir verursacht hat. Ich kann nit in Abrede seyn, als mir solches umb so empfindlicher zu Herzen gehet, da ich an väterlichen Vermahnungen und sorgfältiger Erziehung es niemals habe ermangeln lassen, und dennoch bishero alles fruchtlos gewesen, welches mich den auch billig hat bewegen müssen, mit gehörigem Ernst wider ihn zu verfahren."

„Ich hatte auch wohl Ursache, ihm solchen noch ferner empfinden zu lassen, Euer kaiserlichen Majestät aber hat er lediglich zu danken, daß Sie Dero Vorwort Ihm haben angedeien lassen wollen, maßen ich bloß dadurch bin bewohgen worden, Ihn zu pardoniren, und will ich wünschen und hoffen, daß dieseß einen solchen eindruck auf sein herz machen möge, daß derselbe dadurch ganz geendert werde, und er recht erkennen lerne, wie sehr Er Euer kaiserlichen Majestät und dero Erzhaus vor die bezeigte aufrichtige Liebe und neigung verbunden bleibe, wie ich dann auch selbst niemals die besondern Kendtzeichen von dero aufrichtigen und wertesten Freundschaft und Vertraulichkeit vergessen, sondern viehlmehr mit äußersten Kräften jederzeit mich bestreben werde, Euer kaiserlichen Majestät hinwiederumb wahre Proben von meiner hochachtung und ergebenheit abzulegen und zu zeigen, daß mir nichts lieberes als mit Euer kaiserlichen Majestät und dero Ertzhause in einer beständigen Vertraulichkeit und

immerwährender Freundschaft verknüpft zu sein und das solche immer mehr befestigt werde, der ich gleichfalls mit aufrichtigem teutschen Herzen, und dabey mit aller Ergebenheit jederzeit verbleibe bis in das Grab.

Euer kaiserlichen Majestät freundwilligster Vetter und getreuer Bruder

Wusterhausen, den 20. November 1730. F. Wilhelm I."

Als Kaiser Karl VI. dieses Schreiben erhielt, sandte er es an den Prinzen Eugen von Savoyen mit folgendem Briefe:

„Mon cher Prince!" (Mein theurer Prinz!) Wie die Unlust und Gefängnuß des Cronprinzen in Preußen mit seinem Herrn Vattern in großen eyffer waren, und allerseits geförchtet worden, daß die Sachen bald zu ein traurig und üblen end kommen konnten, also darum keine Zeit zu verliehren war, so hab bei mir nöthig gefunden, alsogleich alles vorzukehren, um das Uebel zu verhindern, und weil in allen gescheint, daß der König nicht nur ein sonder Freundschaft, sondern auch absonderlich Egard (Rücksicht) gegen mich geführet, so hab Mich entschlossen, in eyl und höchster geheimb ein eigenhändigen Brief an König dem Seckendorf zu überschicken mit Befehl, daß er selben in höchster geheimb halten und dem König nicht übergeben soll, außer er sehete die Noth der extremität (äußersten Endes), sollt auch keinen Menschen, auch hiesigen Ministris nichts von diesem melden, sondern mir direkte von demselben berichten."

„Nun hat er nicht allein mein Brief und mit erwünschten effekt (Wirkung) übergeben, sondern mir dieser tagen beykommende Antwort eigenhändig vom König überschickt, welche dann mit dem Verlauf Euer Liebden communicir (mittheile) und sie auch sowohl den Brief, als dies mein Zettel der übrigen konferenzministris werden zirkuliren lassen können. Die abschrift von mein Brief, welche auch von mir geschrieben, hab dem Seckendorf geschickt, also kein ander bey mir hab, und werde selbe von ihm abfordern und sie auch kommuniziren.

Carl."

Der im Briefe des Königs in Aussicht gestellte Dank des Kronprinzen Friedrich für diese Lebensrettung wird sich später, im schlesischen Kriege, klar darstellen. Hier mag vorläufig erwähnt sein, daß der durch Karl's Brief tief erschütterte König zum Grafen Seckendorf sagte: „Möcht' Kaiser Karl, möcht' seine Erbtochter nie bereuen, daß sie für diesen ungerathenen Sohn gebeten haben!" Friedrich hatte übrigens später ebenfalls an Kaiser Karl einen rührenden Brief geschrieben, in welchem er für seine Lebensrettung und andere Wohlthaten demüthig dankte und die heilige Versicherung aussprach, dem Kaiserhause immerdar dankbar ergeben bleiben zu wollen. Die Bethätigung — siehe später Schlesien.

König Friedrich Wilhelm wollte nun, als Ersatz für die Todesstrafe, seinen Sohn Friedrich von der Nachfolge ausschließen und zur Unterzeichnung einer Verzichtsacte nöthigen.

Nachdem die Verhöre beendigt waren, wurde zu Köpenik ein Kriegsgericht niedergesetzt, um ein Urtheil über Friedrich und seine Mitschuldigen zu fällen. Trotz wiederholter Mahnungen erklärte sich das Gericht den 27. October unzuständig, über ein Glied der königlichen Familie zu richten. Den Lieutenant Katte verurtheilte die Mehrheit zur Ausstoßung aus dem Heere und lebenslänglicher Festungsstrafe. Aber Friedrich Wilhelm mußte Blut sehen; da er dem Kaiser Karl versprochen hatte, des Sohnes zu schonen, sollte wenigstens Katte als Opfer fallen. Der König befahl, daß er zu Küstrin, und zwar unter den Fenstern des Prinzen (am 6. November 1730) enthauptet werde. Und so geschah es auch. Früh Morgens erfuhr Friedrich, was ihm zu sehen bevorstand. Er forderte Aufschub, bis er durch einen Eilboten dem Könige

gemeldet haben werde, daß er, der Prinz, bereit sei, sich dem Tode, der Entsagung auf sein Erbrecht, selbst lebenslänglichem Gefängniß zu unterwerfen, wenn nur sein Freund Katte verschont würde. Vergebens! Niemand wagte die Hinrichtung, die in den gemessensten Ausdrücken anbefohlen war, zu verzögern.

Das Schaffot für Katte war auf dem Walle in Küstrin hinter der Citadelle errichtet und hatte mit dem Zimmer des Kronprinzen gleiche Höhe. Zugleich ward das Fenster dieses Zimmers nach unten so erweitert, daß man aus demselben gerade auf das mit schwarzem Tuch bedeckte Blutgerüst sehen konnte. Der Prinz, unter dessen Augen dies Alles geschah, war anfangs der festen Meinung, daß es für ihn bestimmt sei, indessen Früh am Morgen kam der Festungsgouverneur und der Präsident Münchow in sein Gefängniß mit der Nachricht, daß Katte, sein Busenfreund und Mitwisser seiner Flucht, zum Tode geführt werde. Die Verzweiflung, die den Prinzen da ergriff, läßt sich nicht in Worten schildern.

Sobald Katte innerhalb der Festung war, sagte der ihn begleitende Officier: „Seien Sie standhaft, lieber Katte, Ihrem Herzen steht eine grausame Prüfung bevor; Sie sind in Küstrin und werden den Kronprinzen sehen.“ — „Sagen Sie vielmehr,“ rief Katte, „daß mir der größte Trost werden soll, den man mir schenken kann.“

Der Prinz stand am Fenster, wo das Opfer des königlichen Zornes vorbeigeführt ward. „Verzeihung, theurer Katte!“ rief er laut. Dieser antwortete: „Der Tod ist süß für einen solchen Prinzen!“ — Der gequälte Friedrich fiel in Ohnmacht, während welcher die anwesenden Officiere sich seiner annahmen. Am Sandhügel angekommen und eingeschlossen von Gendarmen, hörte Katte das Todesurtheil noch einmal ruhig an, entkleidete sich, kniete nieder, warf noch mit der Hand einen Kuß nach dem Fenster des Prinzen und empfing fast in demselben Augenblicke den Todesstreich. Der Leichnam blieb, nach dem Willen des Königs, bis Sonnenuntergang auf dem Blutgerüste liegen, dann ward er in einem Winkel der Bastei zur Erde bestattet.

Lieutenant Keith war aus Holland nach Britannien hinüber entwichen. Der preußische Gesandte in London erhielt den Auftrag, einen Preis für Den auszusetzen, der ihn nach Deutschland abliefern würde; da das aber nichts nützte, wurde sein Bildniß an den Galgen geschlagen. Seinen Bruder, den Pagen, der den Plan zur Flucht verrathen hatte, steckte der König als Gemeinen in ein Füselier-Regiment.

Fast anderthalb Jahre verbrachte der Kronprinz in Küstrin, welcher Aufenthalt allerdings für ihn den Vortheil hatte, daß er den Kreis seiner Kenntnisse wesentlich erweiterte, dann wurde er auf freien Fuß gestellt, blieb aber vom Hofe verbannt, und der König entzog ihm alle Mittel zu einem standesgemäßen Leben. Er arbeitete dann, ehe er an den Hof zurückkehrte, als jüngster Kriegsrath an der Domänenkammer zu Küstrin, wo ihm gleichsam die ganze Stadt zum Gefängnisse ward, da er nicht aus den Thoren durfte. In dieser Stellung sammelte er einen großen Vorrath seiner ökonomischen und finanziellen Kenntnisse. Seine Einkünfte waren fortan so beschränkt, daß zu seinem Vergnügen fast nichts übrig blieb. Den Stern des schwarzen Adlerordens und den Degen erhielt er zurück; Uniform und Porte-epée wurden ihm noch nicht verwilligt. Seine Kleidung bestand aus einem hechtgrauen Rocke mit schmaler Silbertresse nach französischem Schnitte, was der König für einen Schimpf hielt, und es ward ihm verboten, französisch zu sprechen. Eines Tages fragte ihn der Präsident Münchow, der ihm seinen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen suchte, wie er sich als König gegen seine jetzigen Feinde zu verhalten gedenke? Großmüthig antwortete Friedrich: „Ich werde feurige

Kohlen auf ihr Haupt sammeln." Und er hat Wort gehalten; Denen, die um ihn gelitten, vergalt er nach seiner Thronbesteigung reichlich. Ein Beispiel dafür ist besonders eclatant.

Friedrich versäumte schon als Kronprinz nicht, sich zu seinem hohen Berufe vorzubereiten, und besonders war es sein Streben, die Kräfte und Mittel des Staates kennen zu lernen, den er dereinst regieren sollte. In diesem Sinne fragte er eines Tages den damaligen Schatzminister von Boden, wie hoch sich denn der Schatz anschlagen lasse; aber dieser wies in aller, dem Thronerben seines Monarchen schuldigen Ehrerbietung diese Anfrage des Prinzen mit den dürren Worten zurück: „Königliche Hoheit, das weiß ich nicht." Dabei glitt

Der Prinz von Lothringen wirbt um Maria Theresia. (Seite 276.)

selbstverständlich ein Zug leiser Ironie über das Gesicht des alten Ministers, denn er legte der Frage des Prinzen einen ganz andern Sinn unter. Hocherglühend vor Zorn, wandte der Jüngling dem trockenen Abfertiger den Rücken zu und vernachlässigte ihn von der Zeit an mit auffallendem Widerwillen.

Beim Hintritte des Königs Friedrich Wilhelm konnte unter solchen Verhältnissen Boden nur seine Entlassung erwarten, und er traf auch sofort alle Veranstaltungen, um sich gleich nach der ersten Cour auf sein, nahe bei Berlin liegendes Gut Blumberg zurückziehen zu können. Sich der strengsten Rechtschaffenheit in seiner Dienstesverwaltung bewußt, hatte er allerdings keine Verantwortung zu scheuen, doch des Vorhergegangenen wegen ein unangenehmes Zusammentreffen zu befürchten.

Der junge König Friedrich empfing würdevoll die Beileidsbezeigungen und Glückwünsche seiner Minister; nur im Allgemeinen äußerte er, daß auch er den seinem Vater bewiesenen Diensteifer erwarte. So beurlaubt, entfernten sie sich.

Da, plötzlich, rief der König den Schatzminister Boden zurück, der nun nichts gewisser vermuthete, als das volle Ungewitter des Zornes über sich ausbrechen zu sehen, besonders da der junge Monarch sogleich ernst und finster begann: „Nun, Herr von Boden, werde ich doch wissen können, wie hoch sich der Schatz meines Vaters belauft?“ — Boden zog sogleich ein Papier hervor, auf welchem die vorhandenen Summen genau und bestimmt angegeben waren, und sprach: „Für die Richtigkeit dieser Angaben, wie überhaupt meiner Rechnungsführung, hafte ich Euer Majestät mit meinem Kopfe. Dero Herr Vater hatten befohlen, daß außer ihm und mir Niemand von dem Betrag des Schatzes Kunde erlange und mir hinsichtlich Seiner königlichen Hoheit des Kronprinzen keine Ausnahme gestattet.“ — „Und ich,“ entgegnete der König, „muß Ihm das Zeugniß geben, daß Er diesen Befehl pünktlich befolgt hat. Diene Er mir mit derselben Treue, über alles Weitere sprechen wir ein ander Mal.“ — Unter huldvollem Bezeigen entließ der Monarch nun seinen freudig betroffenen Minister und gab ihm ferner bei jeder Gelegenheit Beweise des ehrenden Zutrauens.

Leider aber handelte Friedrich nicht so gegen die Familie seines Lebensretters Karl VI., der dem preußischen Thronfolger noch überdies einen längeren Zeitraum hindurch im Geheimen jährlich 3000 Ducaten hatte auszahlen lassen, als derselbe in pecuniärer Noth gewesen.

Während des Arrestes hatte Friedrich Wilhelm seinem Sohne vergebens die Freiheit, sowie die Erlaubniß zu reisen und zu studieren antragen lassen; der Kronprinz erklärte, daß er hierzu sofort bereit wäre, wenn sein Vater öffentlich die Erklärung abgebe, daß er nicht sein Sohn sei. Von dem Augenblicke an war von Seite des, die eheliche Treue über Alles hochschätzenden Königs nicht mehr von der Sache die Rede.

Auf des Vaters Befehl vermälte sich Friedrich mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig (geb. 1715, gest. 1797; Uebersetzerin von Gellert's geistlichen Liedern in's Französische) und lebte zu Reinsberg den Wissenschaften; Beider Verhältniß blieb aber immer ein fremdes. Im Jahre 1734 begleitete Friedrich seinen Vater im polnischen Königswahlkrieg und zum Feldzug an den Rhein, wo er den Prinzen Eugen von Savoyen persönlich kennen lernte (bereits Seite 287 erwähnt). Als sein Vater am 31. Mai 1740 starb, folgte er ihm auf dem Throne.

Als sehr interessant mag noch erwähnt werden, daß die berühmte „Haude und Spener'sche Zeitung“ jener traurigen Epoche aus dem Leben Friedrich's II. ihr Entstehen verdankt. Bei der beispiellosen Strenge, womit König Friedrich Wilhelm die Liebe seines Sohnes für Wissenschaft und Lectüre zu unterdrücken suchte, denn der Kronprinz sollte außer einigen militärischen Schriften, die er aus der Hand des Königs empfing, keiner anderen Lectüre Geschmack abgewinnen, waren auf strengen Befehl alle Bücher von dem königlichen Schlosse verbannt. Da hatte denn der, dem Schlosse gegenüber wohnende Buchhändler Haude dem hart behandelten Kronprinzen, dessen lebhafter Geist nicht ohne Nahrung bleiben konnte, ein Stübchen eingerichtet, wo er alle besseren literarischen Erscheinungen seiner Zeit beim Lampenlicht, häufig um Mitternacht, las, da der finstere König davon nichts wissen wollte.

Diese keineswegs gefahrlose, ja hart am Schaffot vorbeistreifende Gefälligkeit des Buchhändlers vergaß Friedrich so wenig, daß er ihn gleich nach seiner Thronbesteigung fragte, wie er ihm seine Verbindlichkeit abtragen könne. Haude bat um das Privilegium einer Zeitung, welche der junge König, dessen Geist

durch die Lectüre so viel gewonnen hatte, sogleich gewährte und noch überdies das Blatt durch die Mittheilung aller wichtigen politischen, dem Hofe zukommenden Nachrichten zu unterstützen gebot. Diese Zeitschrift wurde boshafterweise sofort die „löschpapierne" genannt, weil sie seit ihrem Entstehen auf schlechtem Papier und mit stumpfen Lettern gedruckt wurde. Sie fand aber stets, ihrer parteilosen und verläßlichen Nachrichten wegen, einen zahlreichen Leserkreis, so daß sie einen großen Kreis von Theilnehmern sich errang. Im Jahre 1846 wurde das Haude'sche Zimmer, wo Friedrich heimlich die Zeitungen las (in der Schloßfreiheit gelegen, dem königlichen Schlosse gegenüber, Parterre, nach dem Hofe zu), in ein großartiges, höchst elegantes Lesecabinet umgestaltet und in demselben eine Denktafel an König Friedrich II. errichtet.

Im vorliegenden Abschnitte wurde der Liebhaberei erwähnt, welche König Friedrich Wilhelm I. hatte, eine Leibwache oder Ehrengarde zu halten, die aus lauter Männern von ungewöhnlicher Körpergröße bestand. Dafür ließ er, da er in den eigenen Staaten nicht genug von solcher Größe fand, auch in anderen Ländern werben, und es dürfte wenig bekannt sein, daß im Jahre 1732 eine solche Werbung auch in Tirol, und zwar mindestens zu Trient, bestanden hat. Der Werbungscommissär Joachim Christian Neßler, königlicher Rath und Kriegscommissär, der dort die Werbung im Gentalottischen Hause in der Straße San Marco eröffnet hatte, erließ da eine gedruckte italienische Bekanntmachung, um, wie er im Eingange sagt, die lügenhaften und verleumderischen Angaben zu zerstreuen, die gegen diesen ehrenvollen Dienst verbreitet wurden, und um die sehr günstigen Bedingungen bekannt zu machen, die den Angeworbenen zugesichert wurden.

Diese Bedingnisse waren folgende: Die Anzuwerbenden müssen von hoher Statur von 5 Schuh und 10, 11 und 12 Punkten (was am Rande mit Federschrift auf eine Trienter Klafter, $2^1/_2$, $3^1/_2$ und $4^1/_2$ Zoll erklärt wird) und nicht über 36 Jahre alt sein. Sie haben drei Jahre zu dienen, nach deren Auslauf es in ihrer freien Wahl steht, ob sie austreten oder ferner dienen wollen; sie erhalten im ersten Falle zureichendes Reisegeld mit einem Dienstzeugnisse, im letztern neues Handgeld, und sie können auch ihr ganzes Leben unter denselben Bedingnissen im Dienste bleiben. — Jeder Angeworbene erhält ein bedeutendes Handgeld, worüber er frei verfügen kann. — Jeder wird in einer Kalesche oder Wagen an seinen Bestimmungsort geführt und auf der Reise gut behandelt und verpflegt. — Im Bestimmungsorte wird er täglich eine heilige Messe und von einem römisch-katholischen königlichen Caplan den Beistand durch alle Gottesdienste, Seelsorge, Predigt und Administrirung der heiligen Sacramente erhalten und zur bestimmten Zeit beichten und communiciren.

In Krankheitsfällen hat Jeder auf königliche Kosten den Arzt und Wundarzt, nebst den Arzneien; übrigens hat Jeder ein gutes Bett, Zimmer, Holz und Licht, täglich zwei Pfund Brot u. s. w. Er wird täglich eingepudert und mit weißer Leinwand bestiefelt auf Art der Cavaliere und anderer gebildeter Personen, damit er mit Anstand auftreten kann. — Sogleich anfangs wird er vom Kopfe bis zu den Füßen neu gekleidet, mit bordirtem Hute, feinem blauen Tuche, mit rothen bordirten Aufschlägen und mit Pantalons; jedes Jahr erhält er ein neues Kleid und er kann das alte für sich verkaufen. — Der tägliche Sold ist nicht für Alle gleich und richtet sich nach der Größe der Statur und nach dem Betragen des Mannes, worüber der König bestimmet; Viele erhalten täglich einen Gulden zu 60 Kreuzern, Jeder aber so viel, daß er nicht nur bequem leben, sondern bei guter Wirthschaftlichkeit am Schlusse des Jahres ein Bedeutendes erspart haben kann. — Jene der ersten und zweiten hohen Statur können auch Frau und Kinder mitbringen und man wird dafür sorgen, daß diese mit Nähen und anderen

Arbeiten sich ihr Brot verdienen können. Gebildete Frauen (Signore) werden ihrem Stande gemäß behandelt werden.

Den Officieren ist nach ausdrücklichem Befehle des Königs nicht erlaubt, diese Männer mit Stockstreichen zu bestrafen, da der König sehr wohl weiß, daß der Italiener und der Tiroler glimpflich behandelt sein will, weswegen er will, daß für beide Nationen besondere Rücksicht genommen werde. — Die zur Seelsorge bestellten königlichen Capläne sind angewiesen, die Mannschaft ihrer Religion nicht nur im kranken, sondern auch im gesunden Zustande öfter zu besuchen und bei ihnen die Stelle nicht nur geistlicher, sondern auch weltlicher Väter zu vertreten, auch manchmal im Jahre ihren Verwandten über ihr Befinden Nachricht zu geben. Kann der Mann selbst schreiben, so werden seine Briefe an ihren Bestimmungsort zuverlässig befördert werden. Nach Umständen werden diesen in der Folge noch andere günstige Artikel beigefüget werden; nach Verdiensten werde die Mannschaft auch zu höhern Stellen befördert.

Noch wird an die Ehre erinnert, in der Leibgarde des Königs zu dienen, der zugleich selbst der erste Hauptmann derselben sei. Endlich wird bemerkt, nicht nur habe die römisch-katholische Religion freie Ausübung in allen königlichen Staaten, sondern der König habe auch auf seine Kosten mehrere katholische Kirchen zu Berlin, Spandau, Potsdam, Halle und an anderen Orten bauen lassen. Den Schluß macht ein, dieses bestätigendes Zeugniß des Paters Raimund Bruns, eines Dominikaners, apostolischen Missionärs und Caplans der königlichen Garnison und der Leibgarde, nach welchem drei katholische königliche Feldcapläne angestellt waren.

Man ersieht da, welche lockenden Versprechungen den fromm erzogenen Tirolern gegenüber gemacht wurden, um sie in die königlich preußischen Dienste zu bringen. Es ist uns jedoch nicht bekannt, welchen Erfolg diese Werbung in Trient und in Tirol gehabt hat. Kaum einen ergiebigen, denn man weiß von allerlei Menschenraub, den gerade in Tirol die preußischen Werber verübt hatten.

Der Salpeterer Empörung gegen Oesterreich.

Eine der interessantesten geschichtlichen Episoden der damaligen Zeit bilden die Freiheitsbestrebungen der Hauensteiner Bauernschaft im Schwarzwald, und verlohnt es sich der Mühe, etwas eingehender darüber zu sprechen. Die Herrschaft Hauenstein im südlichen Schwarzwald mit dem alten Schlosse darin, das im Mittelalter als Albgau bekannt ist, gehörte seit dem 13. Jahrhundert den Habsburgern; der Name Vogtei Howenstein (Hauenstein) kommt im Jahre 1398 zuerst vor; sie wurde seit 1408 durch Landvögte verwaltet, 1469 von Karl dem Kühnen von Burgund verpfändet, welcher den grausamen Gilgenberg zum Statthalter hierher setzte, den jedoch die Hauensteiner 1474 erschlugen. Die Hauensteiner führten lange Kämpfe mit ihren Herren im Kloster St. Blasien, bis sie sich endlich befreiten, was nachstehend geschildert werden soll.

Den Urcantonen in der Schweiz, den Appenzellern, den graubündtischen Unionen gelang es, sich zu unabhängigen Bauernstaaten zu entwickeln und in hartem Kampfe zu behaupten; die Hauensteiner aber, die im Mittelalter unter einer kräftigen Einungsverfassung sich zu einer ganz respectablen Bauernschaft zusammengeschaart hatten, konnten sich dagegen aus der herrschaftlichen Gewalt des Stiftes St. Blasien, in die sie auf Grund eigener Berechnung gerathen

waren, nicht zu rechter Zeit losmachen, und als erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts, wo sonst wohl nirgends solche Emancipationsbestrebungen im deutschen Bauernstand vorkamen, vielmehr dumpfe Theilnahmslosigkeit längst über ihn eingebrochen war, es ihnen endlich gelang, sich von St. Blasien loszukaufen, da wollten sie auch noch den zweiten Schritt thun und sich der österreichischen Herrschaft gegenüber zur reichsunmittelbaren freien Bauerngrafschaft emporringen.

Allein vor 150 Jahren war ein Fechten mit Morgensternen und Streitkolben, wie es die Eidgenossen bei Morgarten und am Stoß mit Erfolg geübt, nicht mehr sachdienlich, und im Federkampf mit den Verfügungen des Reichshofraths zu Wien, im großen und kleinen Intriguenspiel mit den kaiserlichen Ministern und Räthen, sowie im offenen Gefecht mit den Grenadieren, deren Handgranaten ganz „wider die Abrede" waren (so sagten Jene, welche diese Granaten trafen), mußte der Bauersmann unterliegen und verlor seine Einungsverfassung sammt der alten Landfahne, unter der er früher, anstatt Recruten zu stellen, selber kriegsbereit ausgezogen war.

Es ist jedenfalls eine specifische Erscheinung, daß zweihundert Jahre nach dem Bauernkrieg und ein halb Jahrhundert vor dem Zeitalter der „allgemeinen Menschenrechte", mitten in den großen Strömungen des österreichischen Nachfolgestreites, angesichts der am Oberrhein stehenden Heere, es einer Partei im Hauensteiner Schwarzwald einfiel, für die angeblichen „alten Rechte und Privilegii" der Grafschaft Hauenstein, die sie bis zum fabelhaften Grafen Hanns von Hauenstein in's 14. Jahrhundert hinaufdatirten, in offenem Aufruhr gegen Oesterreich sich zu erheben, einer der stärksten Zeitverwechslungsfehler, die in der Geschichte des deutschen Bauers vorkommen werden. Immerhin aber bleibt die Zähigkeit und Ausdauer, mit der diese Bauern ihre angeblichen Rechte nicht nur dem Kloster St. Blasien wie dem österreichischen Waldvogteiamt und der Regierung in Freiburg gegenüber, sondern auch durch eingeborne Diplomaten von Bergalingen und Dogern unmittelbar am Kaiserhof zu Wien durchzufechten suchten, der tragische Schluß, der die einen an den Galgen zu Albbruck, die anderen von ihren Tannenwäldern weg in die Verbannung nach Siebenbürgen hinführte, und das Nachzittern dieser Geschichten in der Ueberlieferung und den Wünschen der Enkel selbst in der Gegenwart ein culturgeschichtlich bedeutsames Problem. Sie hatten sich freilich seit dem Mittelalter her eine gewisse Uebung in „gefährlichen Verbündtnuß und Zusammenschickungen, Uffruhr, Empör- und Rottirung" erworben und das altallemanische Wesen leistete der Rauferei im Kleinen und Großen wesentlich Vorschub.

Die Hauensteiner waren von altersher freie Leute in ihren Einungen zu selbstständigen Föderationen (Verbündungen) abgeschlossen; sie gehörten nach der von den fränkischen Königen gemachten Gau-Eintheilung zum Albgau, über welchen eigene Gaugrafen gesetzt waren. Als dann in den Verwirrungen des früheren Mittelalters aus den Grafschaften da und dort die Anfänge einer Landeshoheit herauswuchsen, finden wir die Grafen von Stühlingen als erbliche Herren im obern Albgau, während das Schicksal der Grafschaft Hauenstein bis auf Rudolf von Habsburg im Dunkel liegt. Dieser besaß die grafschaftlichen Rechte mit vielem Grundeigenthum in diesen Gegenden und übte sie nicht mehr im Namen des Reiches, sondern kraft eigener Landeshoheit aus; Kaiser Albrecht (dessen Sohn und Nachfolger) aber führte dies vollends durch. In dem habsburgisch-österreichischen Urbarbuch, das der in diesen Regionen heimische Schreiber Albrecht's, Meister Burkard von Frikk (im benachbarten aargauischen Frickthal), zwischen 1303 und 1311 zusammenschrieb, sind die officia (Obliegenheiten) zu Säckingen, Wehr, zu Waldshut „und uffem Walde"

genau verzeichnet. Daraus geht bestimmt hervor, daß die Herzoge zu Oesterreich, damals als „Grafen zu Habsburg", die „Kastvögte" (Schutzherren, vom Kasten nämlich, der die Einkünfte bewahrt, so benannt) zu Säckingen und des Gotteshauses von St. Blasien" und als „Herren zu Waldshut" Gülten, Nutzen, Steuern und allerhand Rechte von den Insassen des Hauensteins beanspruchten, auch über „Dieb und Frevel" richteten.

Da aber ein urkundlicher Nachweis über die Entstehung dieser landeshoheitlichen Befugnisse nie zu führen war, so war hier immer die schwache Seite des Hauensteiner Staatsrechtes und dem Bauer wollte die Verwandlung der alten „von Kaiser und Reich wegen" gesetzten Grafschaft in erbliche Herrschaft des Hauses Oesterreich nie recht zu Kopf und er knüpfte bei seinen späteren Bestrebungen immer wieder am „letzten Grafen" und am damaligen Rechtszustand an, ohne jedoch mehr als eine dunkle Ueberlieferung anführen zu können.

Da, wo der Rhein über die Felsen des Hauensteins sich in wildem Strudel Bahn bricht, stehen die Trümmer der Feste derer von Habsburg-Laufenburg, die als „Vögte auf dem Wald von der gnädigen Herrschaft zu Oesterreich wegen" residirten, und im alten Schlosse zu Hauenstein, das sich hart am Rhein an der Heerstraße nach Waldshut auf stumpfem Felsrücken erhebt, wurden die Waldvogteigerichte gehalten. In jenen Zeiten des Thronstreites zwischen Albrecht von Oesterreich und Adolf von Nassau, so wie zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Baier, als Schwaben ohne Herzog und das Reich ohne Kaiser war, bildete sich im Hauenstein'schen durch Einung der verschiedenen Thal- und Berggemeinden eine eigenthümliche Bundesverfassung. Wie die Clans (Lehensverbündeten) im schottischen Hochland oder die Bündte in Rhätien und der Schweiz traten die Waldgemeinden zusammen „einander zu helfen im Frieden oder Unfrieden gegen Männiglich, so sich wider uns setzet oder uns angreift. Die auf dem Walde sollen Volkes gegen den Feind stellen drei Theile, Todtnau und Schönau den vierten Theil, alles jedoch ohne Abbruch der Rechte des Hauses Oesterreich und der Abtei St. Blasien".

Acht Einungen bildeten den Kern dieses Hauensteinischen Bauernstandes: ob der Alb Dogern, Birdorf, Wolgadingen und Hächenschwand; unter der Alb Görwyl, Rickenbach, Hochsal und Murg. Dazu kamen die zugewandten Vogteien Todtmoos, Schönau und Todtnau und der Sanct Blasische Twing und Bann. Jede Einung stand unter einem Einungsmeister; diese zusammen als „Acht-Mannen" wählten den „Redmann" (Sprecher). Dieser führte die oberste Leitung aller Einungsgeschäfte und vertrat die Bauernschaft beim österreichischen Waldvogt wie beim St. Blasischen Waldpropst, schrieb Steuern aus zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben und zog mit dem Kriegsaufgebot unter flatternder Landfahne in's Feld oder wenigstens an den kaiserlichen „Landhag", der mit seinen Verhauen und Schanzen an den Hauptpässen das Land schützen sollte.

Die Einung hatte aber ein Element in sich, welches früh oder spät Zusammenstöße unvermeidlich machte. Das war das Stift St. Blasien, welches in der Einöde des Albthals vor allen anderen Schwarzwaldklöstern Macht und Ansehen gewonnen hatte. Angezogen von den Vortheilen der Immunität (Dienstpflicht-Befreiung), hatten im Laufe der Zeit viele der freien Bauern ihre etwas drückende Freiheit gegen die Stellnng klösterlicher Zins- und Dienstleute an St. Blasien getauscht, insbesondere um dadurch von der Last des Kriegsdienstes frei zu werden. (Grimm sagt in solcher Beziehung ungemein richtig: „die höchste Spitze ächten Eigenthums hatte in den Augen der ärmeren Menge des freien Volks minderen Werth als der breite Schatten, unter dem sich's im Schutze des Mächtigen ruht".) Diese Zinsbauern waren aber immer noch freie Leute und durch das Vogteirecht der Abtei den eigentlich leibeigenen Leuten derselben keineswegs

gleichgestellt. So unterscheidet das habsburg-österreichische Urbar (Grundbuch) die Leute auf dem Wald sehr scharf in „vrie Liute“ (freie Leute), „darkommen Liute“ (d. s. die ihr Gut dem Kloster dargeboten hatten) und „Gottshusliute“.

Das „Gottshus“ (Gotteshaus) aber machte zwischen den dargekommenen freien und seinen leibeigenen Leuten, die, wie z. B. die Thalbewohner von Bernau und Menzenschwand, in Zwing und Bann des Klosters standen, nicht viel mehr Unterschied, dehnte auch seine Dinggerichtsbarkeit auf die ganze Grafschaft Hauenstein aus, wiewohl diese kaiserliche Bestätigungen ihrer Privilegien, daß sie freie Leute mit eigenem Gericht und freier Pirsch (Jagdgerechtigkeit) sein sollten, für sich hatte, und suchte mit thatsächlicher Verkennung der historischen Rechtsverhältnisse den Bauer unter den Druck der Hörigkeit zu bringen.

Auf die klösterlichen Urkunden und Schriften hatte daher der Wälder eine eben so große Heimtücke als er seinerseits viel auf seine eigenen „alten Handfesten und Privilegien hielt, die freilich eigentlich nirgends existirten. Im Bauernkrieg gab's einmal Gelegenheit, das Archiv von St. Blasien gründlich zu bereinigen; ein heller Haufen aus dem Hauenstein'schen „verruinirte“ damals die Bibliothek und Zubehör so durchgreifend, daß, wie der gelehrte Abt Martin Gerbert (geb. 1720, gest. 1793) in seiner „Geschichte des Schwarzwald“ klagt, man damals bis an die Kniee in den zerrissenen Urkunden waten konnte.

Diese momentane Aufwallung, an der auch die Wiedertäufer und Meister Balthasar Hubmayr*) in Waldshut Schuld waren, abgerechnet, bestand der Verband der Waldbewohner mit der gefürsteten Reichsabtei St. Blasien durch alle Kriegsläufte des 17. Jahrhunderts hindurch. Als aber 1725 das Kloster zu Auffrischung seiner alten Rechte und Leibeigenschaftsgefälle eine genaue Aufzeichnung aller Einwohner im Hauenstein'schen vornehmen ließ, je nachdem sie frei oder stiftseigen waren, auf eigenen oder Klostergütern saßen, als aus den Listen über Zinsen, Fastnachthühner, Ehrthau (Tagewerkverpflichtung) und Leibfall (Rückfall des leibeigenen Gutes nach dem Tode) das Gespenst der Leibeigenschaft selbst auch gegen die Freien wieder aufzusteigen drohte, wiewohl sie durch kaiserliche Verordnungen aufgehoben war, da rottirte sich der Wälder zusammen und legte sich seine alten Rechte nach eigenen Heften aus.

Damals trat an die Spitze Derer, die sich der Leibeigenschaft zu erwehren suchten, ein Prachtexemplar von einem bäuerlichen Demagogen, Johann Fridolin Albiez, Einungsmeister von Birndorf, der zugleich den Salpeter im ganzen Hauenstein'schen gewann, daher der „Salpeterhannes“ geheißen, ein trotziger und frommer Mann, der eben so kräftig zu fluchen, als den Rosenkranz zu beten verstand.

Wenn einmal der Bauer störrisch wird, dann revolutionirt er immer nur nach rückwärts, d. h. er will auf einen Zustand zurückgehen, der vor dem jetzigen, ihm unbequemen, vorhanden war, auch etwa durch „Brieff, Siegel oder alte Pergament“ nachgewiesen werden kann; er will die „gute alte Zeit“, während er für moderne Principien keine Hand rührt. So ging denn auch der Salpeterhannes auf die alten Zeiten zurück, wo die Grafen von Habsburg-Laufenburg als Vögte über den Hauenstein gesetzt waren, und erfand die Mähr, daß deren letzter Sproß, der Graf Hanns von Hauenstein (wie erwähnt eine niemals existirt habende Persönlichkeit), als er ohne Erben starb, in seinem Testament verfügt habe, daß die Grafschaft frei an Reich und Kaiser zurückfalle und im alten Recht der Reichsunmittelbarkeit erhalten werde. Nur der Kaiser sei der Schutzherr des Landes, und so wenig sie dem Hause Oesterreich als solchem

*) Ueber diesen interessanten Mann und sein tragisches Ende in Wien sehe man M. Bermann's „Alt- und Neu-Wien“, Seite 669 u. f. A. Hartleben's Verlag.

gehörten, so wenig habe St. Blasien gegründete Rechte auf sie; die Leibeigenschaft aber sei ein Ansinnen des Klosters, das freien, reichsunmittelbaren Bauern nicht zieme.

Solche Lehren, in nächtlichen Versammlungen vorgetragen und durch alt-wiedertäuferische Ideen gesteigert, daß bald unter Gottes Leitung die alte Zeit zurückkehren werde, wo Jeder frei ist, nur das Wort Gottes richtet, der Hausvater unter dem Baum vor seinem Hause die Angelegenheiten der Seinen schlichtet und „Herren und Soldaten todtgeschlagen, die Güter der Gegner aber von den erwählten Brüdern getheilt werden", schuf dem Salpeterhannes bald einen gewaltigen Anhang.

Er begab sich hierauf selbst nach Wien, indeß seine Freunde zu Haus ohne Entgelt seine Felder bestellten, seine Ernte einheimsten, um, getreu dem Wälder Grundsatz: „'s muß usprobyrt sy" (es muß durchgekostet werden), vom Kaiser selbst Abhilfe der Klagen gegen St. Blasien zu erhalten. Und wiewohl er dort sofort ausgewiesen wurde, verbreitete er bei seiner Rückkehr die Mähr von einem Gnadenbrief zur Wahrung der alten Rechte, den ihm der Kaiser selbst unterzeichnet und besiegelt; er tobte mit seinem Anhang durch's Land, bis ihn die österreichische Regierung festsetzen und nach Freiburg bringen ließ, wo er in enger Haft starb.

Die Leute seiner Partei hießen die „Salpeterer", während die Einsichtigen, Ruhigen, die ihnen gegenüberstanden, „Hallunken" geschimpft wurden; die Hauenstein'schen Abwarter jedoch, welche ängstlich auf dem Speicher standen und zwischen den Dachsparren hinauslugten, ob die „Salpeterer"- oder die „Hallunken"-Actien höher stiegen, und ob es Zeit sei, etwas mehr rechts oder etwas mehr links zu rücken, wurden in köstlicher Parteibezeichnung die „Sparrengükkler" (Sparrengucker) genannt.

Nach dem Tode des Salpeterhannes hatte seine Partei einen Märtyrer oder Heiligen an ihm. Der Bauerntumult währte fort; dem neuen Abte zu St. Blasien wurde die Huldigung, als er schon unter der Linde zu Weilheim auf dem für ihn erhöhten Throne saß, von allen acht Einungsmeistern verweigert; die alten Rechte vom Grafen Hanns von Hauenstein und Auflehnung gegen das Kloster waren die Parole des Tages, die „Hallunken" wurden verfolgt und mißhandelt, mit Baseler Advocatenschriften gespickt ging eine Absendung von fünf Hauensteinern nach Wien, und erst als diese dort als Rebellen in's „Rumorhaus" gesperrt wurden und 1200 Soldaten im Wald einrückten, gab's einige Ruhe. Indeß erreichten die Salpeterer das wichtige Resultat, daß St. Blasien selbst, des Haders müde, sich bereit erklärte, die Leibeigenschaft sammt allen damit zusammenhängenden Gefällen ablösen zu lassen, worauf im Jahre 1738 alle Einungen für die Summe von 50.000 Gulden mit dem Kloster über den Loskauf übereinkamen.

Anstatt aber hiermit zufrieden zu sein, versuchten die Salpeterer nun, gestützt auf ihre Theorie von den alten Rechten, die österreichische Herrschaft ebenso abzuschütteln wie die Blasische, und es ist wahrhaft classisch, mit welcher Schlauheit und Zähheit sie diesmal alle Hebel in Bewegung setzten. Mit einhundertundelf weißgekleideten, kranzgeschmückten Jungfrauen wallfahrtete Leontius Brutschi von Dogern nach Einsiedeln, um dem Salpeterhandel Glück zu erflehen; zwanzig Mann zogen wieder nach Wien, und da ihnen der Zutritt zu des Kaisers Majestät streng untersagt war, verfiel diese Wälder-diplomatie auf den raffinirten Gedanken — seinen Beichtvater bestechen zu wollen. Dies verfing nun wohl nicht bei dem gewissenhaften Pater Veit Georg Toennemann (geb. 1659, gest. 1740), aber sie erzweckten doch das Eine, daß

sich derselbe ihrer insoweit annahm, als er ihre Beschwerdeführung vor den Kaiser brachte.

Hanns Fridli Gersbach von Bergalingen kehrte heim und verkündete auf der Landesgemeinde zu Görwihl die angeblichen Erfolge, nachdem er zuerst ein Vaterunser und ein Ave Maria hatte beten lassen. Am Schluß sprach er: „Der Kaiser hilft uns. Wer meine Briefe da (auf die Tasche deutend) lesen will, kann zu mir kommen; wer's nicht glauben will, hat hier (seinen Knorrenstock emporhebend) seinen Schulmeister. Ich, Hanns Fridli Gersbach von Bergalingen, hab's gesagt, ich sterbe dafür. Es liegen Handschuhe hinter'm Ofen (in der Wälder Symbolik: es sind Unbernfene in der Nähe); Ihr versteht mich!"

Es half aber nichts. Auch diesmal wurde die Wiener Gesandtschaft fest-

Fürst Franz Leopold Rateczy. (Seite 293 und 341.)

genommen und nach Freiburg zur Bestrafung abgeliefert; kaiserliche Commissäre mit 600 Mann trafen in Waldshut ein, und als nun der Wald in offene Rebellion ausbrach, machten die Handgranaten der kaiserlichen Grenadiere in kurzem Gefechte dem Bauerntumult ein Ende, und die Haupträdelsführer vergaßen unter des Scharfrichters Schwert oder am Galgen von Albbruck die Mähr von den alten Rechten und vom nebulosen Grafen Hanns von Hauenstein; Andere wurden nach Komorn in Ungarn abgeführt (1739).

Zur Ergänzung muß noch angeführt werden, daß im Jahre 1745 der alte böse Geist unter den Salpeterern noch einmal losbrach. Ein verkommener Advocat, Dr. Berger von Laufenburg, ließ sich auf der Landsgemeinde zu Görwihl zum Obersten Beamten der reichsfreien Grafschaft wählen, beeidigte den Redmann und die Einungsmeister auf die alten Rechte und zog erpressend und plündernd mit der alten Landfahne durch den Gau. Nun beschloß die

österreichische Regierung eine durchgreifende Luftveränderung als bestes Heilmittel, und so wurden siebenundzwanzig von den Hauptsalpeterern sammt Weibern und Kindern unversehens in Waldshut aufgegriffen und theils in das Banat, theils nach Siebenbürgen abgeführt. Von dieser Zeit an waren alle Nachrichten über dieselben verschwunden; sollten jedoch da und dort an den Ostgrenzen der österreichisch-ungarischen Monarchie die Namen Gottstein, Zehlin, Albiez, Strittmatter, Gampp, Eby, Gersbach, Leber oder ähnliche vorkommen, so sind dies sicherlich Nachkommen jener Hauenstein'schen Salpeterer.

In diesen eben so hartnäckig als vernunftlos durchgeführten Kämpfen hatten sich die Hauensteiner Bauern erschöpft; seither ist's auf dem Walde „nüt mehr gegangen", und was draußen in der Welt vorfiel, das ging sie nichts mehr

Fürst Josef Rakoczy. (Seite 341.)

an. Die französische Revolution, Napoleon's I. Kriege, die Auflösung des heiligen römischen Reichs, Alles rauschte an den Wäldern vorüber, ohne ihre Theilnahme zu erregen; ihre eigentliche Geschichte ist mit dem Jahr 1745, als man ihre Ahnen in's Banat abführte, geschlossen. Hier trifft prächtig des Culturhistorikers Heinrich Wilhelm Riehl's Wort zu: „Die Geschichte der letzten hundert Jahre ist für den deutschen Bauer ein weißes Blatt."

In zäher Erinnerung aber lebt die Geschichte vom Grafen Hanns von Hauenstein und von den alten „Recht und Privilegii" bei den Nachkommen der Salpeterer fort, und in langen Winterabenden, wenn der Aetti (Großvater) auf der „Kunst" sitzt, und wenn „keine Handschuhe hinter'm Ofen liegen" (d. h. wenn der Bürgermeister oder Ortsdiener nicht um den Weg sind), dann erzählt er vom Salpeterhannes und seinen Leuten, wie sie den „Hallunken" bös mitgespielt und in hellem Haufen einst Waldshut berannt, und wie sie in

Wien beim Kaiser eigentlich gut angeschrieben gewesen, und wie Alles anders gegangen wär', wenn die „kaiserlichen Gnaden- und Freiheitsbriefe" nicht verloren oder von den „Hallunken" unterschlagen worden wären.

Und all' die Gestalten von damals, die durch Tod oder Exil im fernen Ungarn einen mythischen Glorienschein erhalten haben: der „Müller Thoma von Haselbach", jener sächsische Landsknecht Michael Hartmann, der als Anführer bei Etzwyl gegen die Grenadiere gestanden und dann am Ort des Gefechts vom Scharfrichter auf's Rad geflochten worden, werden in des Großvaters Erzählung von den Todten auferweckt, und wenn er recht warm geworden ist, dann zuckt er wohl auch pfiffig mit den Augenwimpern und meint: die goldene Zeit könne doch noch anbrechen, wenn einmal der „Rechte" komme, und so lange auch nur Drei zusammenhielten, stehe es noch gut mit der Salpetersache.

So geht die Bauernhistorie ihren eigenen Gang, unabhängig von der Weltgeschichte im Großen, und als mit dem Uebergang der vorderösterreichischen Besitzungen an das Großherzogthum Baden (1805) auch die Grafschaft Hauenstein badisch und den Amtsbezirken Waldshut und Säckingen zugetheilt worden war, geriethen die badischen Behörden in nicht geringes Erstaunen, als auch jetzt noch der unvermeidliche Popanz, Graf Hanns von Hauenstein, und die alten „Recht und Privilegii" ihnen in ähnlicher Art Schwierigkeiten bereiteten, wie weiland zu des Salpeterhannes Zeiten dem kaiserlichen Waldvogteiamt.

Das Aufhören der österreichischen Herrschaft gab den Nachkommen der Salpeterer wieder Gelegenheit, an ihrer Ueberlieferung herumzubrüten; die politischen Ereignisse der Zeit und den jungen Begriff des badischen Staates in seiner neueren Ausdehnung konnten sich die Wälder nicht zurechtlegen; dagegen kamen sie auf den Gedanken, es würde den „Rechten" der Grafschaft etwas vergeben, wenn man den Uebergang in den neuen Staatsverband so kurzerhand als „vollendete Thatsache" annehme. Und als 1815 in Aegidius Riedmatter von Kuchelbach, dem der Geist des Salpeterhannes erschienen war und ihn zum Nachfolger eingeweiht hatte, ein Anführer gefunden war, da fing der alte Salpeterhandel wieder an, leibhaftig auf dem Wald zu rumoren. Da wurden wieder nächtliche Versammlungen gehalten, kaiserliche Briefe und Privilegien der Landschaft vorgelesen und die Theorie des Hauenstein'schen Staatsrechts nur dahin geformt: man müsse bei der alten Reichsfreiheit der Grafschaft stehen bleiben; nur was der Kaiser als Reichsoberhaupt verfüge oder was die Landschaft sich selbst geordnet und gesetzt habe, sei rechtens. Daher sei der neue Landesherr nur insofern, als der Kaiser mit dem Uebergang des Landes an ihn einverstanden wäre, anzuerkennen und nicht als eigentlicher Landesherr, sondern als provisorischer „Meier" (Verwalter), bis das Land wieder an's „Reich" falle.

Um nun diese vermeintlichen alten Rechte nicht durch Verzicht oder Stillschweigen zu beeinträchtigen, bildeten die Salpeterer, denen seit dem Galgen von Albbruck und der Abführung in's Banat die offene Widersetzlichkeit etwas bitter in die Erinnerung geschrieben stand, eine Theorie des passiven Widerstandes gegen alle Anordnungen der neuen Regierung aus, die sie mit einer Zähigkeit und Bauernlogik durchführten, welche Alles, was in diesem Fache anderwärts geleistet wurde, weit hinter sich läßt. Nicht nur, daß sie nicht huldigten, daß sie keine Recruten stellen, daß sie ihre Kinder nicht in die Schule schicken, daß sie keine Mauth und Steuer zahlen wollten, bis die Executionsmannschaft kam; ihr System der Renitenz erstreckte sich auf Alles und Jedes, was überhaupt von oben angeordnet wurde. Und als die neue badische Feuerschau-Ordnung verfügte, daß durch bestellte Schornsteinfeger die Camine untersucht und gekehrt werden müßten, würde ein echter Salpeterer geglaubt haben, sich am Geist des Grafen Hanns und der alten Rechte zu versündigen, wenn er einen neumodischen

Caminfeger in seinen Rauchfang hätte aufklettern lassen. Als das Impfen der Schutzpocken allgemein eingeführt war, konnte das Physicat von Waldshut nur unter Zuzug von Gendarmerie den neugeborenen Salpeterkindlein diese medicinische Wohlthat spenden, und vor etwa dreißig Jahren noch, als in einer Wälder-gemeinde eine neue Vermessung von Wald und Flur stattfinden sollte, erschien ein von einem Dutzend Salpeterer-Nachkommen sammt Weib und Kind unterzeichneter Protest, besagend: „Wir Unterzeichneten nehmen bezüglich der neuen Ausmarkung von Wald, Wiesen und Aeckern von der Gemeinde und dem Amt nichts an, sondern Wir bleiben bei den kaiserlich-königlichen Bundesacten stehen, wie sie vom Erzhaus Oesterreich der Grafschaft Hauenstein sind zugetheilt worden."

Die Gerichte beurtheilten die Widersetzlichkeit dieser Leute in richtiger Erwägung, daß dieser Zeitrechnungsfehler zu groß war, um gefährlich sein zu können, und historische Beschränktheit die eigentliche Schädigungsabsicht ausschließt, sehr mild, und wiewohl die Salpeterer, als gerichtlich gegen sie eingeschritten wurde, ein „Schiedsgericht von zwei gekrönten Häuptern, dem römischen Papst und dem Kaiser von Oesterreich" verlangten und ihre Verfolger in der Sprache des letzten Templer-Großmeisters zur Rechenschaft vor den Richterstuhl Gottes luden, so wurde keinem Gelegenheit zu unverdientem Martyrium gegeben und die Sache ging allmälich in Vergessenheit über. Im gewöhnlichen Leben verschwanden darauf bis in die neueste Zeit die Aeußerungen des Salpetererwesens, verständiges Ignoriren hatte sie viel sicherer in den Schatten gestellt, als strenge Bestrafungen. Nur bei außergewöhnlichen Ereignissen, an die der Bauer überhaupt einen ganz eigenthümlichen Maßstab anlegt, streckt der eine oder andere wieder das Haupt in die Höhe und schaut, ob die Raben noch fliegen!

Oben aber, auf dem hohen Rücken des Erzbergs, von wo sich eine weite Aussicht über das Rheinthal in's arganische Frickthal hinüber eröffnet und die Spitzen der Alpen vom Appenzeller Säntis bis in's Berner Oberland aus duftiger Ferne herüberglänzen, schauen die Strohdächer des Hauensteiner Dörfleins Egg zwischen den Tannen hervor. Vor diesem steht wohl noch heute, bei den verfallenen Giebeln eines steinernen Bauernhauses, ein Crucifix mit kunstreichem, verwittertem Schnitzwerk und ein dürrer Apfelbaum, so seit lange keine Frucht mehr getragen. Dort hauste einst Johann Thoma, der Lehenbauer von Egg, gewöhnlich „der Eggbauer" genannt, welcher zur Zeit des Salpetererkrieges ein großer Mann gewesen, auch am Wiener Hof „viel feine Intriguen angezettelt" und sich „Edler ab Egg" geheißen, schließlich aber, als der Rumor zu Ende ging, von der österreichischen Regierung am Kragen genommen und in's Banat verwiesen worden. Dort ist er verschollen und in seinem Hause nisten jetzt die Fledermäuse. Bei den Salpeterern aber geht die Sage, daß, wenn einmal der „Rechte" kommen wird und das alte Reich und mit ihm die alten „Recht und Privilegii", und wenn ihre Landsleute aus dem Banat wieder auf dem Wald erscheinen werden, vorher an jenem Apfelbaum ein Zeichen geschieht.

Und als es in jüngerer Zeit ein paarmal wie das Echo eines fernen Kriegslärmes über den Wald kam, und als plötzlich die Trommel schlug und die preußischen Regimenter unten auf der Heerstraße am Rhein aus dem Lande abzogen, da hieß es: „Jetzt werden die Oesterreicher einrücken!" Und siehe, da kamen ein paar alte Hauensteiner von vier Stunden Entfernung her nach Egg und schauten nach dem Apfelbaum bei des Eggbauern Haus, ob er etwa jetzo ein grünes Reis getrieben! Der Baum war aber noch dürr wie ehedem und die Männer sind wieder heimgegangen. Nützte auch wahrlich nichts, sie zu beruhigen, wenn wirklich die Oesterreicher Besitz von dem Hauenstein'schen nähmen, denn dann griffen die Bauern sicher wieder auf ihren nebulosen Grafen Hanns zurück.

Die Begebenheiten der Dreißiger-Jahre.

Eine der traurigsten Begebenheiten jener Tage war die Verfolgung der Protestanten in Salzburg. Sie war die Folge eines Planes, der bereits im dreißigjährigen Kriege mißglückt war, Ende des 17. Jahrhunderts aber von Neuem hervorgeholt und durchzuführen versucht wurde, des Planes: Deutschland wieder in die Einigkeit der katholischen Mutterkirche zurückzuführen. Der Plan wurde sehr geheimgehalten und dessen Fäden laufen zurück bis auf das Jahr 1697, wo durch die Clausel des vierten Artikels des Ryswicker Friedens mit Frankreich, abgeschlossen seitens Oesterreichs vom Großvater des berühmten nachmaligen Staatskanzlers Kaunitz (Dominik Andreas), die hübsche Anzahl von 1922 Orten in der Pfalz, in denen Ludwig XIV. durch seine „Reunionen" die katholische Religion wieder hergestellt hatte und die an's Reich wieder abgetreten werden mußten, katholisch blieben. Oesterreich glaubte bei diesem Handel ganz im Rechte zu sein und bedauerte nur, nicht mehr erlangt zu haben. Der englische Staatssecretär Blathwait schrieb an den Gesandten in Wien Lord Lexington aus dem Haag unterm 8. November 1697: „Graf Auersperg (Leopold, kais. Gesandter in London, geb. 1663, gest. 1705) sagte mir ganz offen, daß sie nicht halb so viel Kirchen durch diesen Frieden erhielten, als wir durch den von Münster."

Das Jahr 1697 war zugleich das Jahr, wo der Churfürst August II. von Sachsen, um die Polenkrone tragen zu können, wieder zum Katholicismus übertrat. Seitdem wurde unablässig im Geheimen gearbeitet, dem Katholicismus nach und nach wieder Boden in Deutschland zu gewinnen. Es kamen die berüchtigten und stets so unpraktischen Religionsbedrückungen, wie z. B. in der calvinischen Pfalz, die seit 1685 an die convertirte Linie Neuburg übergegangen war, aus der Kaiser Leopold I. 1676 und der letzte Habsburger in Spanien Karl II. (dieser, nachdem seine erste Gemalin Maria Luise von Bourbon 1689 vergiftet worden war) sich ihre Gemalinnen wählten. Die beiden letzten Kaiser des Hauses Habsburg, Josef I. und Karl VI., hatten Gemalinnen aus dem convertirten Hause Braunschweig. Nur das Aussterben dieser convertirten Branchen im Hause der Welfen und vor Allem die Nachfolge der protestantischen Hannover-Dynastie in England ermöglichte den Fortbestand der protestantischen Religion. Auf die unklugen Religionsbedrückungen in der Pfalz, welche die Massenauswanderungen der Pfälzer nach England und Pennsylvanien veranlaßten, folgten ähnliche Religionsbedrückungen in den Hohenlohe'schen Herrschaften, und im Jahre 1732 kam für Oesterreich die schwerste Folge ähnlicher Maßnahmen — die große Salzburger Emigration.

In den Gebirgsgegenden des Erzstiftes Salzburg wohnten mehrere tausend Protestanten, die zwar einige Gebräuche der katholischen Kirche beobachteten, doch die Bibel lasen und im wesentlichen sich zur lutherischen Lehre bekannten. Da vermeinte nun der Erzbischof Leopold Anton Eleutherius Graf Firmian (geb. 1669, gest. 1744) durch die rücksichtslosesten Verfügungen und mit allen möglichen Pressionsmitteln das Volk dem Katholicismus gänzlich zuzuführen. Er ließ viele der Salzburger einkerkern und darauf aus dem Lande treiben, ihr Hab und Gut, Weiber und Kinder aber zurückhalten. Vergebens verwendete sich das Corpus Evangelicorum (die vereinigten evangelischen Reichsstände Deutschlands) für sie und forderte ihretwegen die Aufrechthaltung des westfälischen Friedens (10. April 1645), auf welchem allerdings keine Rede von allgemeiner Religions-

und Kirchenfreiheit gewesen, wo aber doch die Rechte der kirchlichen Gesammtheiten und Stände festgesetzt worden waren.

Erzbischof Firmian beachtete dieses Einschreiten nicht, sondern behauptete, daß die Protestanten einen Aufruhr erregen wollten, und berief 6000 Mann österreichischer Truppen in sein Land, die bei den Protestanten als „Execution" eingelegt wurden, um sie dadurch zum Uebertritt zur römischen Kirche zu zwingen. Dann mußten im October 1731 Alle, die sich weigerten, zur katholischen Kirche überzutreten, das Land verlassen und nur auf abermalige Verwendung der protestantischen Mächte wurde ihnen die Mitnahme ihres Vermögens gestattet.

Und so jagte man auf die unvernünftigste Art der Welt mehr als 20.000 fleißige, ruhige, anhängliche Unterthanen — den Kern der Bevölkerung — aus dem Lande, von denen sich die größere Zahl (18.000) nach Preußen wandte, wo dieser Zuwachs betriebsamer Staatsbürger vom Könige mit Jubel aufgenommen wurde. Ueber dem früher so blühenden und viel bevölkerten Lande lag jetzt die Stille des Friedhofes, und die Worte Firmian's waren erfüllt, der gesagt hatte: „Ich will keine Ketzer in meinem Lande haben, und wenn Dornen und Disteln auf den Aeckern wachsen sollten." Diese wuchsen auch reichlich darauf, dafür aber wurde Firmian vom Papst Clemens XII. im Einklang mit der Beschaffenheit der erhaltenen Berichte der Titel Excelsus oder sua Celsitudo (Hoheit) beigelegt.

Wir können nicht verhehlen, daß es gewiß andere und bessere Mittel gegeben hätte, um die Auswanderung so vieler fleißiger Unterthanen zu verhüten, es ist aber auch von Seite der Geschichtsforscher ein häufig vorkommender Fehler, stets die Persönlichkeiten und Ereignisse früherer Jahrhunderte nach der weit vorgeschrittenen Ansicht der heutigen Zeit und ganz besonders nach der Leidenschaftlichkeit politischer und religiöser Parteien zu messen. Und so ist's auch hier der Fall. Der Salzburger Emigration wurde viele Entstellung zu Theil und der Hauptschuldige verschwindet in der Dunkelheit. Da ist es denn gewiß berechtigt, der Stimme eines verdienten Geschichtsforschers Gehör zu leihen, und zwar der des gelehrten Gfrörer, welcher in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts darüber Folgendes sagt:

„Im Jahre 1724 hatte im Erzstifte Salzburg nur das katholische Bekenntniß geherrscht, folglich war vermöge des bestehenden Staatsrechtes, das die Verträge von 1648 dem Reiche gegeben, der Erzbischof Firmian allerdings befugt, seine andersgläubigen Unterthanen auszutreiben. Hierzu kommt noch ein anderer Punkt. Wenn man gerecht urtheilen und sich nicht vom Parteigeiste blenden lassen will, wird man zugestehen müssen, daß ein hoher katholischer Prälat wenig erbaut sein mußte, unter seinen Unterthanen solche zu haben, welche den Papst für den Antichrist, die römische Kirche dagegen, gemäß einer bekannten Deutung der Apokalypse Johannes, für die babylonische Freudendirne erklärten, die da auf den sieben Hügeln sitzt. Auch war es nicht Selbstsucht, was den Erzbischof bei Austreibung seiner armen Unterthanen leitete, sondern seine Kammereinkünfte haben im Gegentheil durch die Opfer, die er strengen geistlichen Pflichten bringen zu müssen glaubte, empfindlich gelitten. Man kann daher weder von Seiten des Rechtes, noch der Ehre den Salzburger Prälaten angreifen, während man zu Berlin, wo die Schritte Firmian's zum eigenen Vortheile ausgebeutet wurden, hier wie sonst einer eigennützigen Berechnung folgte."

Nachdem der Erzbischof gemäß seiner oberhirtlichen Pflichten alles Mögliche aufgeboten hatte, um in seinen Landen durch ausgesendete Lehrer die aufgehetzten, sich selbst unklaren Wühler und Mystiker, im Einklange mit den Bestimmungen der Reichsgesetze, zur Ruhe und Ordnung zurückzuführen, diese seine redlichen Bemühungen jedoch ohne Erfolg blieben, „ließ er," erzählt Gfrörer weiter,

„einen der widerspenstigen Bauern, Namens Johann Lerchner, des Landes verweisen. Dieser und ein anderer auswandernder Bauer wendeten sich nun nach Regensburg an den — preußischen Gesandten von Dunkelmann. Woher wußten die zwei Salzburger Bauern, daß es in Regensburg einen preußischen Gesandten gebe, der ihre Beschwerden gegen den Erzbischof entgegennehmen, ihren Klagen eine mächtige Verwendung leihen werde? Wer die Welt kennt, weiß, daß die Bauern abgelegener Gebirgsgegenden, die ohne Verkehr mit großen Städten sind, solche Schritte nicht thun, wenn man es ihnen nicht eingeblasen hat. Die Ereignisse, über die ich sogleich berichten werde, nöthigen zu der Annahme, daß preußische Agenten von Anfang an die Schritte des Erzbischofs belauerten, das Feuer im Gebirge schürten und die Bauern arglistig auf ein Ziel hintrieben, das ihnen später bittere Reue gekostet, dem König von Preußen großen Vortheil gebracht hat."

„Ich will sogleich den wahren Zusammenhang aufdecken. Als Friedrich Wilhelm die Regierung antrat, waren seine preußischen Lande theils durch den nordischen Krieg, theils durch die Pest verheert. Ganze Fluren der weiten Strecken waren entvölkert und öde; diese mußten also, sollten sie dem preußischen Staatssäckel sich dienstbar erweisen, recultivirt und bevölkert werden. Aber woher die nöthigen Leute nehmen? — Der preußische Finanzdruck war in ganz Deutschland bekannt; wer hätte die Heimat verlassen mögen, um ein brandenburgischer Steuer- und Recrutenbauer zu werden? — Dennoch gelang es, Bauern aus verschiedenen Gegenden zu bethören, so daß sie sich herbeiließen, die öden Sumpf- und Moorgegenden gegen das Versprechen gewisser Beneficien, als mehrjährige Steuerfreiheiten u. s. w., zu bewohnen. Trotzdem hielten es die neuen Colonisten unter den Schwingen des preußischen Adlers nicht lange aus und verließen nach und nach die unheimlichen Wüsteneien. Wie das der König erfuhr, gerieth er in Wuth und erließ unter dem 26. Februar 1717 den Befehl, diese Menschen wieder einzufangen und als Meineidige und Diebe aufzuknüpfen. Durch derlei blutige Maßregeln wurde natürlich kein Ausländer bewogen, allzu hastig der Wohlthaten damaliger preußischer Staatsangehörigkeit sich theilhaftig zu machen. Im Gegentheil wollte es dem Könige nicht mehr gelingen, trotz der glänzendsten Anpreisungen, weitere Zuzüge von Einwanderungen in die verödeten Gebiete seiner Länder herbeizulocken; denn des Seilers-Töchterlein (wie humoristisch der Galgen genannt wurde) schien den von draußen scheu über die preußischen Grenzen blickenden Landleuten eine gar gefährliche Landpflegerin zu sein."

„Da kam die Nachricht, daß der Erzbischof von Salzburg seine halb lutherischen Unterthanen katholisch machen wolle. Der Preußenkönig, der überall als Bannerführer des Protestantismus auf der Lauer stand, ob er nicht irgendwo einen Vortheil erhalten könnte, beschloß, das Ereigniß zu benützen, den Streit zwischen dem Prälaten und seinen Leuten unheilbar zu machen und die armen Leute mit der Lockpfeife ungehinderter Gewissensfreiheit aus den schönen Gebirgen Salzburgs nach den Sümpfen Litthauens zu leiten."

„Durch die Agenten wurden nun die Salzburger bearbeitet, so daß Viele, im Vertrauen auf den Schutz des Königs, dem Erzbischofe die Alternative stellten, entweder die Zulassung protestantischer Pastoren in die protestantisch sich geberdenden Salzburger Gemeinden, oder aber deren ungekränkten Ausgang mit all' ihrer Habe zu bewilligen."

„Ein katholischer Erzbischof konnte aber unmöglich," spricht Gfrörer weiter, „die Anstellung protestantischer Pfarrer bewilligen, und so blieb ihm nur mehr übrig, die Auswanderung zu gestatten. Eben auf dieses Ziel steuerten die preußischen Aufhetzer los. Es gelang durch die unerhörtesten Ränkeschmiedereien wirklich, die schlichten Gebirgsleute mit den ausgespannten Netzen

zu umgarnen, um sie," sagt Gfrörer, „aus einem freien und glücklichen Zustande in preußische Leibeigene zu verwandeln. Meines Erachtens," schließt der Geschichtsforscher recapitulirend, „bildet die salzburgische Auswanderungsgeschichte den schwärzesten Fleck in der Geschichte Friedrich Wilhelm's."

Und das Geschick einer der vertriebenen Salzburgerinnen war es, welches Goethe den Stoff zu seiner reizenden Dichtung „Hermann und Dorothea" gegeben. Die Originalgeschichte dieser Jungfrau lautet folgendermaßen: „Dieselbe zog mit ihren Landsleuten fort, ohne zu wissen, wie es ihr ergehen oder wo sie Gott hinführen würde. Als sie nun durch das Oettingische reisten, kam eines reichen Bürgers Sohn aus dem Altmühlthal zu ihr und fragte sie, wie es ihr im hiesigen Lande gefalle? Sie gab zur Antwort: „Herr, ganz wohl!" Er fuhr fort, ob sie denn bei seinem Vater dienen wolle? Sie antwortete: „Gar gerne, sie wolle treu und fleißig sein, wenn er sie in seine Dienste annehmen wolle, und nannte ihm alle die Bauernarbeit, auf die sie sich verstehe."

„Nun hatte der Bauer seinen Sohn oft gemahnt, daß er doch heiraten möchte, wozu er sich aber bisher nie hatte entschließen können. Da jedoch die Salzburger Emigranten durch die Altmühl zogen und er dieses Mädchens ansichtig wurde, gefiel ihm dasselbe. Er ging daher zu seinem Vater, erinnerte denselben, wie er ihn so oft zum Heiraten angespornt, und entdeckte ihm dabei, daß er sich nunmehr eine Braut ausgesucht hätte; er bäte, der Vater möchte ihm nun erlauben, daß er dieselbe nehmen dürfte. Der Vater frug ihn, wer dieselbe sei. Er gab ihm zur Antwort, es sei eine Salzburgerin. Wollte ihm aber der Vater nicht erlauben, daß er dieselbe nehmen dürfe, so werde er auch niemals heiraten. Als nun der Vater nebst seinen Freunden und dem herzugeholten Prediger sich lange vergeblich bemüht hatten, ihm solches aus dem Sinne zu reden, es ihm aber doch endlich zugegeben, so stellte dieser seinem Vater die Salzburgerin vor."

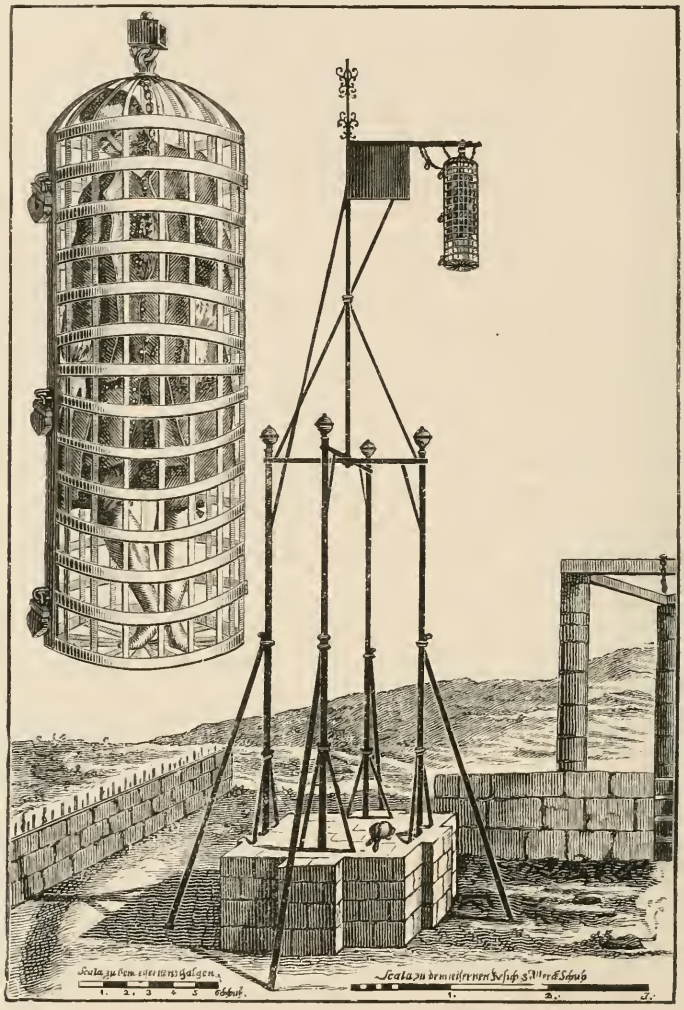
„Das Mädchen wußte aber von nichts Anderem, als daß man sie zu einer Dienstmagd verlangte, und deswegen ging sie auch mit dem jungen Menschen nach dem Hause seines Vaters. Dieser hingegen stund in den Gedanken, als hätte der Sohn der Salzburgerin sein Herz schon eröffnet. Daher fragte er sie, wie ihr denn sein Sohn gefiele und ob sie ihn heiraten wolle. Weil sie nun davon nichts wußte, so meinte sie, man suche sie zu äffen. Sie fing darauf an: man solle sie nur nicht foppen. Zu einer Magd hätte man sie verlangt, und zu dem Ende sei sie seinem Sohne nachgegangen; wolle man nun sie dazu annehmen, so wolle sie allen Fleiß und Treue beweisen und ihr Brot schon verdienen; foppen aber lasse sie sich nicht."

„Der Vater aber blieb dabei, daß es sein Ernst sei, und der Sohn entdeckte ihr dann auch die wahre Ursache, warum er sie nach Hause geführt, nämlich: er habe ein herzliches Verlangen, sie zu heiraten. Das Mädchen sah ihn darauf an, stand ein klein wenig still und sagte endlich: wenn es sein Ernst sei, daß er sie haben wollte, so sei sie auch zufrieden, und wolle sie ihn halten, wie ihr Auge im Kopf. Der Sohn reichte ihr hierauf ein Ehepfand; sie aber griff sofort in den Busen, zog einen Beutel heraus, darin 200 Ducaten staken, und sagte, sie wolle ihm hiemit auch einen Brautschatz geben. Folglich war die Verlobung richtig."

Dieses also ist der Marmorblock, aus welchem Goethe sein bewunderungswürdiges Kunstwerk schuf.

Nicht lange Zeit darauf erweckte das Schicksal eines anderen Märtyrers aus jenem Fürstenthume allgemeinste Theilnahme; der Mann ist bis heute unter der Bezeichnung die eiserne Maske vom Schloß Werfen (im Salzburgischen)

bekannt. Indessen hat derselbe auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit seinem Namensbruder vom Schlosse Pignerol in Frankreich, wie denn diese Bezeichnung überhaupt die Erfindung des Verfassers der „Briefe eines reisenden Franzosen“ ist, der seinen Landsleuten das Märchen zum Besten gab, es befände sich auf dem Schlosse Werfen im Salzburgischen ebenfalls ein Gefangener mit



Des Finanzministers Sueß trauriges Ende.

einer eisernen Maske vor dem Gesichte. Die Veranlassung dazu ist jedoch nicht gänzlich aus der Luft gegriffen und verhält sich die geschichtliche Thatsache folgender Art.

Es gab einst wirklich einen stummen Gefangenen auf der Festung Werfen; aber sein Name war kein Geheimniß, wie jener des Mannes mit der eisernen Maske (über den man noch heute nicht unumstößliche Gewißheit hat), auch trug derselbe keine Maske.

Der Mann hieß Josef Steinwendner, war Bauer auf dem Lasaberge in Burgau und als ein der Heterodoxie (Irrglaube, Irrlehre) verdächtiger Mann unter der Regierung des Erzbischofs Sigismund Graf Schrattenbach (geb. 1698, erwählt 1753, gest. 1771) auf die Festung gebracht worden. Zu ingrimmigem Trotze hatte von da Steinwendner die Rolle eines Stummen

Die sogenannte eiserne Maske auf Schloß Werfen. (Seite 337.)

übernommen und sie mit seltener Beharrlichkeit beinahe sieben Jahre fortgespielt, ohne je in irgend einer Beziehung aus derselben zu fallen oder sich in irgend etwas zu verrathen.

Durch Haft im tiefen Kerker, beladen mit Ketten, vermeinte man seinen Starrsinn zu brechen; aber erst nach sieben Jahren gelang es den Vorstellungen eines kaiserlichen Officiers, wie den Bitten und Thränen seiner Tochter, die man zu ihm ließ, ihn zu rühren, und er eröffnete den Menschen wieder Mund

und Herz. Von diesem Augenblicke an wurde er aus dem Kerker genommen und im Schlosse mit großer Schonung behandelt. Die zwei Schloßgeistlichen besuchten und luden ihn oft zu sich, und der Pfleger, Patriz Kunz von Goldenstein, machte ihn zum Aufseher über die übrigen Gefangenen. Er durfte nicht nur frei auf dem Schlosse herumgehen, sondern sich auch auf mehrere Stunden daraus entfernen, was er jedoch vorher melden mußte.

Steinwendner mißbrauchte diese Freiheit nie und erwarb sich dadurch immer mehr Zutrauen. Man überließ ihm unbedenklich die Schlüssel zu Thoren und Kasten, er verrichtete häusliche Geschäfte aller Art, erhielt auch den Vorzug, die Fremden im Schlosse herumzuführen. So war sein Loos nicht nur erträglich, sondern sogar angenehm geworden. Als unter der Regierung des letzten Erzbischofs von Salzburg, Hieronymus Graf Colloredo (geb. 1732, gewählt 1772, gest. 1812), der Befehl kam, ihn ganz in Freiheit zu setzen, dankte er für diese Gnade und bat, seine übrigen Tage auf dem Schlosse verbringen zu dürfen. Vergebens drang seine Familie in ihn, Werfen zu verlassen; er erklärte standhaft, daß er nie mehr nach Hause kehren würde. Was ihn dazu bewog, ist ein Geheimniß geblieben. Am 5. October starb der sonderbare Mann im 66. Jahre seines Alters. Sein Tod ist im Protocoll des Vicariats Werfen mit folgenden Worten angezeigt: „Die sexta Octobris anni 1788 sepultus est hic loci in coemeterio, sed sine ceremonia, tempore nocturno Josephus Steinwendner de se rusticus ob periculum seductionis ex poenitentia jam ultra 22 annos in arce, qui et pes plures annos se mutum simulavit et nec verbulum locutus est, aetatis 66 annorum.“ (Am 6. October 1788 wurde hier an diesem Friedhofe, jedoch ohne jede Feierlichkeit zur Nachtzeit, der 66jährige Bauer Josef Steinwendner begraben, nachdem er wegen Gefahr der Verführung bereits über 22 Jahre in der Festung geschmachtet hatte; der mehrere Jahre sich stumm gestellt und kein Wort gesprochen hatte.)

Recht wohlthuend sticht von so traurigen Verfolgungen durch Landesbesitzer das Verhältniß in Wien ab. Wohl hat erst Kaiser Josef II. den Akatholiken die Toleranz gewährt und ihnen gestattet, gottesdienstliche Uebungen zu halten, respective Bethäuser zu errichten, nichtsdestoweniger waren jedoch schon in früherer Zeit Akatholiken in Wien, welche ihre religiösen Bedürfnisse befriedigen wollten und solches auch durften. So wurde z. B. den nichtunirten griechischen Metropoliten und Bischöfen, welche von Zeit zu Zeit nach Wien kamen, gestattet, in ihren Wohnungen Gottesdienst zu halten, bei welcher Gelegenheit es ihnen erlaubt war, ihre Glaubensgenossen an demselben theilnehmen zu lassen. Da diese Glaubensbekenner immer zahlreicher in Wien wurden, so miethete der Metropolit im Jahre 1730 eine Wohnung im Dempfingerhof in der Seitenstettengasse (wo sich jetzt der jüdische Tempel befindet) und richtete einige Zimmer zu gottesdienstlichen Zwecken ein. Nach sechs Jahren übersiedelte das Gotteshaus in den sogenannten Steyrerhof (Rothenthurmstraße 22, alt 727). Anfangs wurden die Priester aus dem Clerus der illirischen Nation und dann aus dem Mönchstande der Hierosolymitaner-Klöster berufen. Im Jahre 1753 beriefen sich die türkischen Unterthanen in Wien, welche griechisch nichtunirt waren, auf ein angebliches Privilegium, welches sie vom Kaiser Karl VI. erhalten haben sollten, daß ihnen die Kapelle im Steyrerhof als unumschränktes Eigenthum gehöre, und setzten jene nichtunirten Griechen, welche nicht türkische Unterthanen waren, vor die Thüre. Nun aber mischten sich der Hofkriegsrath und die Staatskanzlei in diese Angelegenheit, und es wurden die türkischen Unterthanen mittelst Decret vom 28. März 1761 verständigt, daß alle nichtunirten Griechen gleiches Anrecht an der bezeichneten Kapelle haben. Die türkischen Unterthanen wollten jedoch von einer Gemeinschaft nichts wissen und nahmen

alle Ornate und kirchlichen Geräthe aus der Kapelle, sperrten dieselbe und erklärten, es werde von nun an kein Gottesdienst gehalten werden. Wohl mußte die Kapelle auf Befehl der Regierung wieder geöffnet werden, doch verfiel sie immer mehr und mehr.

Im Jahre 1732 ereigneten sich zwei Todesfälle, welche vieles Aufsehen machten: zuerst der am 9. Juni erfolgte Tod des Fürsten Adam Franz Schwarzenberg (geb. 1680, kais. geheimer Rath, Oberstthofmarschall, Oberststallmeister und Oberstthofmeister), auf der Jagd durch Unvorsichtigkeit erfolgt; und der des Bischofs von Fünfkirchen, Franz Wilhelm Bertram Graf Nesselrode (geb. 1638, gest. in Wien am 1. October 1732), denn letztere Persönlichkeit lebte volksthümlich in aller Welt Munde. Und dies ging derart her.

Graf Nesselrode war im Jahre 1686 Oberst eines Hußarenregimentes gewesen; er hatte sich besonders unter den commandirenden Heerführern, den Generälen Palffy und Schwarzenberg, bei Raab, wo die Türken vertrieben wurden, ausgezeichnet. Er verfolgte mit seinen Hußaren den christlichen Erbfeind (wie man damals die Türken nannte) rastlos, wobei er mehrmals in Gefahr gerieth, gefangen zu werden, ja einmal entging er diesem Unglücke bei Simontornya nur wie durch ein Wunder, und da hatte er denn geschworen, nach glücklich beendigtem Feldzuge Priester zu werden. So geschah es wirklich; Nesselrode wurde nach beendigtem Kriege General, dankte jedoch ab, ließ sich als Seminarist einkleiden, wurde in kurzer Zeit Diakon, dann Priester und erhielt später die Propstei Stuhlweißenburg.

In Folge seiner außerordentlichen Anstrengungen beim Studium der Theologie wurde Nesselrode endlich von steter Schlaflosigkeit gequält, die seinen Körper sehr schwächte, weßhalb ihm seine Freunde riethen, bei den damals schon berühmten Wiener Aerzten sich Rath zu holen. Nesselrode reiste nun mit seinem treuen Diener, einem ehemaligen Hußaren seines Regimentes, nach Wien, wo er längere Zeit zubrachte, ohne daß ihm im Geringsten geholfen werden konnte.

Da wurde er einmal zu einer Abendunterhaltung der Jesuiten in ihrem Profeßhause am Hof (heute Kriegsministerium) eingeladen, woselbst das Leiden Christi durch die jungen Priester aufgeführt werden sollte. Weil es jedoch noch zu früh war, ging er mit dem ebenfalls geladenen Ordensgeneral der Kreuzherren in den Productionssaal, wo sie die auf der Theaterbühne aufgestellten Gegenstände betrachteten. Unter einem Thronhimmel stand da ein goldgestickter Stuhl mit hoher Lehne und Seitenkopfpolstern (sogenannten Ohren). Nesselrode konnte dem Drange nicht widerstehen, sich in den Stuhl zu setzen, der so ganz zum Schlafen eingerichtet schien.

Aber kaum saß er darin, als er auch schon — zu schlafen anfing. Der Ordensgeneral, der seine schwere Krankheit der Schlaflosigkeit kannte, wollte ihn nicht wecken, sondern ging zur Gesellschaft zurück, wo er bat, mit der Production noch einzuhalten, da der Thronstuhl, welcher für jene Person hergerichtet war, die in dem geistlichen Drama Gott Vater vorstellen sollte — daher gewöhnlich der „Gottvaterstessel" genannt — von dem Propste eingenommen sei. Inzwischen blieb der treue Diener neben dem schlafenden Herrn, der jedoch erst mit dem Morgen-Ave-Marialäuten erwachte. Da in dem Nebenzimmer ein Priester und ein Laie Wache hielten, erschienen dieselben sogleich, als sie den Grafen sprechen hörten, und fragten nach seinem Begehr, indem sie ihn zugleich zu einer gedeckten Tafel führten.

Allein der Graf ging, statt etwas zu genießen, zu einem Betschemel, kniete darauf nieder und dankte Gott für die Gnade, die er ihm durch den Schlaf hatte angedeihen lassen. Hierauf rief er seinen Diener, der jedoch nicht

antwortete, weil er, ermüdet durch das Nachtwachen, in demselben Stuhle, den sein Herr verlassen hatte, ebenfalls schlief, und zwar bis Mittag, wo er endlich geweckt wurde. Kaum setzte sich jedoch ein Dritter in den Stuhl, als auch dieser sogleich einschlief, und so ging es Allen, die denselben Versuch machten. Da man sich den dem Stuhle innewohnenden Zauber nicht erklären konnte, so rief man den Meister herbei, der denselben verfertigt hatte und fragte ihn, ob sich nicht etwas Schlafbeförderndes in dem Stuhle befinde, was der Meister verneinte, während der Ordensarzt behauptete, es müsse in den Ohren des Sessels Opium enthalten sein. Man trennte ihn deshalb auf, fand aber nichts Anderes als gewöhnliches Roßhaar darin.

Nesselrode speiste sodann bei den Jesuiten; als er aber Nachmittags in seine Wohnung in der Teinfaltstraße kam, fand er dort zu seiner freudigen Ueberraschung den „Gottvatersessel", mit welchem ihm das Jesuitencollegium ein Geschenk machte. Er setzte sich sogleich hinein, hielt ein Nachmittagsschläfchen und wurde erst geweckt, als ihn eine hohe Person vom kaiserlichen Hofe zu sprechen wünschte. Diese überreichte ihm im Namen des Kaisers Leopold I. ein Decret, wodurch er zum Bischof von Fünfkirchen ernannt wurde, ein Amt, das er vom Jahre 1703 bis zu seinem Tode mit rastloser Thätigkeit bekleidete. Er wurde auch geheimer Rath und 1707 kais. bevollmächtigter Minister in Savoyen. Alle Schlafsessel wurden alsbald aus obiger Veranlassung „Gottvatersessel" genannt; wohin aber der Nesselrod'sche echte gekommen, davon schweigt die Geschichte, während sie jedoch die Wahrheit des eben Erzählten verbürgt.

Aus jenen Tagen datirt auch eine Legende, die mit einem Eccehomo-Bilde an der Außenseite des Stefansdomes verknüpft ist. Bekanntlich befindet sich noch heute an der Rückmauer des Domes, neben dem Meßnerhänschen, eine breite Nische, deren Wand das von dem berühmten Historienmaler Josef Danhauser (geb. 1805, gest. 1845) um das Jahr 1827 gemalte sogenannte Fegefeuerbild, darstellend die heil. Maria als Beschützerin der Armen Seelen, wie auch das Steinbild eines Ecce homo auf einer Säule einnimmt. Letzterer ist eine stets von den Andächtigen mit Blumen und Kränzen geschmückte Steinkaryatide, vor welcher eine „ewige Lampe" brennt und ein breiter Betschemel befindlich ist, den zu allen Zeiten, besonders in den traurigen, finsteren Abendstunden des Herbstes und Winters, flehende Beter einnehmen. In früheren Zeiten, wo noch der Stefansfreithof die Kirche umgab, figurirte das Steinbild als sogenannter „Todtenherrgott" auf diesem Friedhofe; bei Aufhebung des Begräbnißplatzes durch Karl VI. (1732) wurde es jedoch an der rückwärtigen Mauer des Domes angebracht, wo es sich noch heute befindet.

Dieses Steinbild wurde bald darauf im Volksmunde schlechtweg der „Zahnwehherrgott" genannt, und zwar brachte diese Bezeichnung ein junkerlicher Spötter auf, als er eines Tages in toller Lustigkeit mit seinen Zech- und Spielgenossen vorbeiritt, damit eine freche Anspielung machend auf das verblaßte Rosaband, welches sich um das Kinn des Ecce homo schlang, als Halt für die Blumenkrone, mit welcher stets das Haupt geziert erscheint, und das in der That einem Zahntuche ähnelt. Aber — so erzählt die Legende — der freche Spötter wurde noch am selben Tage von einem schrecklichen Zahnleiden befallen, das aller ärztlichen Mittel spottete und erst dann schwand, als er reuevoll vor dem Bilde kniete und seinen Spott abbat. Seitdem behielt die Karyatide den Namen „Zahnwehherrgott" im edleren Sinne bis heute, und wendet man sich mit Bitten um Befreiung von Mundleiden an dieselbe.

Am 22. Februar 1734 wurde in Wien ein kaiserliches Patent bekannt gemacht, das die Abschaffung der Franzosen aus der Hauptstadt Wien

und allen kaiserlichen Erbländern decretirte. Eine eigene Hofcommission unter dem Vorsitze des Hofkriegsraths-Vicepräsidenten Feldmarschall Ludwig Andreas Graf Khevenhüller (geb. 1683, gest. 1744) wurde deshalb aufgestellt. Den Herrschaften wurde angedeutet: „daß sie bei unausbleiblicher landesfürstlicher Ungnad und Ahndung alle in ihren Diensten stehenden Personen dieser feindlichen Nation (wegen des nach Absterben des Königs Friedrich August II. von Polen ausgebrochenen Krieges) gebührend anzeigen sollen, damit wegen ihrer Hinwegschaffung das Nöthige veranlaßt werden könne". Hierauf wurden „nicht allein die zu Wien sich ihrem Vorgeben nach blos auf einige Zeit aufhaltenden, sondern auch die sich hier niedergelassenen Franzosen von allerlei Professionen, verheiratete und ledige, welche keine Schutzverwandte (das sind solche, welche gegen ein gewisses „Schutzgeld" unter dem Schutze der Obrigkeit ein bürgerliches Gewerbe trieben) waren, aufgesucht und abgeschafft". Da man auch in Erfahrung gebracht, daß sich mehrere verkleidete feindliche Kundschafter nicht nur in Wien, sondern auch in der Umgebung befänden, so wurde in der Nacht des 25. Mai eine allgemeine Durchsuchung der Stadt und der Vorstädte vorgenommen, wobei 140 verdächtige Personen eingezogen wurden. Auch wurde allen Hausbesitzern und Inwohnern angedeutet, keinen Geistlichen, er sei wer er wolle, in Quartier zu nehmen, wenn er kein vom Wiener Cardinal-Erzbischof Kollonits beglaubigtes Zeugniß aufweisen könne.

Die Dreißiger-Jahre brachten auch den Untergang des berühmten Geschlechtes Rakoczy mit sich. Am 8. April 1735 starb zu Rodosto der Fürst Franz II. Leopold Rakoczy von Siebenbürgen. Geboren 1676, hatte er nach seinen Empörungen gegen den Kaiser, welche endlich gedämpft wurden, sich seit 1717 in der Türkei aufgehalten, wo er von einem ihm von Sultan ausgesetzten Jahresgehalte lebte. Seine beiden Söhne Georg III. und Josef Rakoczy waren in Wien erzogen worden, mußten aber ihren Namen ablegen und sich der Erstere Marchese di San Elisabetha, der Letztere Marchese di San Carlo nennen. Sie lebten Beide bei dem kais. Hofkammerrathe Anno Heinrich von Kellern (Staatssecretär und spanischer Rathsdeputirter in Wien, gest. 1737), der so zu sagen ihr Beaufsichtiger war. Im Jahre 1727 entfloh Georg nach Paris, im Jahre 1734 folgte ihm Josef, der bisher die ansehnlichen jährlichen Unterstützungsbeträge des Kaisers in sinnlosesten Vergnügungen vergeudet und große Schulden gemacht hatte, die ein paarmal der Kaiser aus seiner Schatulle tilgte, endlich aber nichts mehr davon wissen wollte. Da ergriff er denn heimlich die Flucht und ging nach Venedig, dann nach Paris. Er knüpfte mit dem Renegaten Bonneval eine Correspondenz an und erbot sich, der Pforte, gegen den Kaiser, seinen Wohlthäter, viele nützliche Dienste zu leisten, wenn ihm der Sultan zum Fürstenthum Siebenbürgen verhelfen wolle. Durch Bonneval's Fürsprache unterstützt, wurde er in Constantinopel glänzend aufgenommen, erhielt auch das Commando über eine geringe Mannschaft (Art Fremdenlegion), verbreitete als angemaßter „Fürst von Siebenbürgen" allerlei aufrührerische Manifeste in Ungarn, ohne Erfolg, und wurde in Wien für vogelfrei erklärt. Aber bereits im Jahre 1738 erlag sein durch Ausschweifungen aller Art zerrütteter Körper und er starb, ohne im mindesten kriegerische Erfolge erzielt zu haben. (Bild Seite 329.)

Rakoczy, der Vater, (Bild Seite 328), hat der Welt ein wundersames Andenken an sich zurückgelassen, das Jahrhunderte lang fortleben und stets mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen werden wird, den nach ihm benannten Rakoczy-Marsch.

Nicht alle Nationen bewahren die Kunde ihrer ältesten Schicksale in erzählenden Liedern oder gar in umfassenden Heldengedichten; manche Völker müssen sich mit alten Tonweisen begnügen, die aus der Vergangenheit herstammen und

oft der einzige Behälter des historischen Nationalbewußtseins sind. Es ist in der That sehr bezeichnend für die ungarischen Zustände, daß die großen Gedanken und tiefen Empfindungen des Volkes ihren Ausdruck nicht in Gedichten, sondern in National-Melodien finden. Die bewaffneten Reichstage spiegeln sich in der Rakos-Melodie ab; es giebt ein Mohacslied, ein Zrinylied, welches das Andenken an die heldenmüthige Vertheidigung von Szigeth (1566) feiert. In diesen Melodien verräth nichts die musikalische Wissenschaft, das Unerwartete, das Ueberspringen waltet vor und das Ganze trägt den Charakter einer ungeschulten Begeisterung einer regellosen, aber originellen Erfindungsgabe; dies kommt daher, daß ihre Urheber keine eigentlichen Componisten waren, sondern einfache Männer, die ihr lebhaft aufwallendes Gefühl in ihrer Weise ausdrückten, verschollene Tondichter, die ihr eigenes Talent nicht ahnten. War nur ihr Herz einmal für eine ihnen heilige Sache, für einen großen Namen entbrannt, so entstand auch die entsprechende Nationalweise, die sich zum Dolmetscher des Volksgeistes gestaltete.

Ursprünglich wurden die ungarischen National-Melodien auf dem Tárogató-sip (ungarische Kriegstrompete) gespielt, einem fußlangen Instrumente von Holz mit einer Mündung von Stroh, dessen Klang an das Oboe erinnert. Nach aller Wahrscheinlichkeit stammt es aus Asien, der Urheimat der Ungarn. Beim Schalle dieses Instruments versammelte sich einst das Volk und zog in den Kampf, wie denn überhaupt nichts Wichtiges vorgenommen wurde ohne Mitwirkung dieses Instrumentes, dessen sich die deutschen Truppen nach der Unterdrückung der Aufstände stets zu bemächtigten suchten und fast mehr verfolgten, als die Fliehenden selbst. Sie verbrannten alle solchen Instrumente, die in ihre Hände fielen, und die Verfertiger desselben wurden mit harten Strafen bedroht. Jetzt heißt es, daß Niemand mehr dieses Instrument zu spielen verstehe, und soll in ganz Siebenbürgen nur ein einziger Tárogató zu finden sein, den der Besitzer indeß aus der Moldau holte, wo er unter den Csango-Magyaren noch üblich sein soll.

Ueber das Entstehen des Rakoczy-Marsches giebt es eine Menge Versionen, und es ist eigenthümlich, daß man bisher noch niemals auf die geschichtlich documentirte Wahrheit gekommen ist. Man hört und liest nur immer von Wahrscheinlichkeiten und Seinsollendem, aber bestimmt nachgewiesen wurde bisher noch nichts. Die Einen sagen, es sei der alte Held Georg I. Rakoczy (geb. 1591, gest. 1648) nach einer Niederlage traurig dahin gezogen, als plötzlich die Berge von den hellen und klingenden Tönen des Tárogató widerhallten. Ein unbekannter Reitersmann improvisirte in diesem Augenblicke eine Melodie, in der er einerseits den entmuthigten Truppen den ganzen Schmerz des Unglücks malte, andererseits aber sie hoffnungsvoll befeuerte, den Muth nicht zu verlieren und von Neuem zu kämpfen. Rakoczy wurde selbst dadurch begeistert und ließ das herrliche Lied bei jeder Gelegenheit als Anfeuerung zum Kampfe spielen, weshalb es seinen Namen erhielt.

Und in der That, der Rakoczy-Marsch ist nicht blos ein erhabenes Tongedicht, sondern eine Hymne, ein Heldengesang. Was ein verzweifelter Kampf von Hoffnungen und Thränen, von Ruhm und Schmerz in sich vereinigt, ist hier auf eine bewunderungswürdige Weise ausgedrückt; man glaubt die stufenweise Entwicklung eines Dramas vor sich zu haben — zuerst einige traurige, langgezogene Molltöne; plötzlich erschallt ein kühner Ruf zu den Waffen. Ruhig und ernst wallt der blutige Zug der Schlacht nun vorüber, jetzt blinken die Schwerter, die Hufe der Rosse zerstampfen das Feld. Man meint Siegesjubel zu hören — aber wieder erneuert sich der heiße Kampf und das Geschrei des Unterganges stöhnt in den klagenden Tönen, womit diese Melodie abbricht.

Andere sagen wieder, die Melodie sei von einem böhmischen Musiker, der erste Satz sterbenstraurig, der zweite heroisch. Den Originalsatz gab Gabriel von Matray (Wien 1825) heraus, jener Marsch dagegen, welcher unter diesem Namen neuerer Zeit überhaupt gespielt wird, sei blos eine schwache, homöopatisch verdünnte Uebertragung, durch den Kapellmeister des Infanterie-Regimentes Alexander, Namens Wenzel Ruzicska, 1824 eingeführt, während noch hin und wieder einzelne Zigeuner ihn in der Urcomposition spielen.

Aber alle diese Meinungen treffen nicht den wahren Sachverhalt, welcher folgender ist. Als Franz II. Leopold Rakoczy (nicht Georg) sich mit der wegen ihrer Schönheit berühmten Prinzessin Amalia Charlotte von Hessen (geb. 1679, gest. 1722) vermälte und er dieselbe nach seinem Erbbesitzthum, Sárospatak in Ungarn, brachte, hielt er wenige Tage darauf als Obergespan des Sároser Comitats in Eperies einen pomphaften Einzug. Hier traf er den berühmten Zigeunermusikus Michael Barna, Großvater der nachmalig so berühmten Zigeunervirtuosin Czinka Panna. Derselbe hatte sich hier eingefunden, da Rakoczy's Gastfreundschaft und Musikliebhaberei allgemein bekannt waren, und er hatte sich im Erfolg nicht getäuscht, denn er wurde Rakoczy's Hofmusikus, begleitete ihn allenthalben und übte sogar durch seine Kunst einen gewissen Einfluß. So heißt es, Barna habe den Fürsten, als er die ihm angebotene Amnestie ablehnen wollte, durch einfach rührende Melodien zur Annahme zu bewegen vermocht.

Und damals componirte auch Barna die sogenannte „Rákóczy-Nóta", das so überaus originelle, melodische und melancholische Musikstück. Diese „Nóta" (Hymne) wurde bald populär und hat sich in treuer Ueberlieferung bis heute bei dem Volke und den Zigeunern in ihrer Ursprünglichkeit erhalten. Barna hatte seiner Enkelin, Czinka Panna (geb. 1735, gest. 1772) diese „Nóta" selbst einstudirt und nach der Letzteren Spiel wurde dieselbe von dem Prämonstratenser Karl Vaczek in Stuhlweißenburg, einem damals sehr gefeierten Musiker, der sich selbst bei Hofe in Wien producirte, zum ersten Mal in Noten gesetzt. Dieser Domherr Vaczek hatte später in Veszprim im Beisein des berühmten Violinisten Anton von Csermák (geb. 1771, gest. 1822) diese „Rákóczy-Nóta" dem Componisten Ruczicska übergeben, der dann nach derselben den „Rakoczy-Marsch" componirte, wie er heutzutage überall aufgeführt wird. Aus dem Vorstehenden ist somit ersichtlich, daß das, was man jetzt allgemein für eine Reliquie aus einer der Glanzperioden des ungarischen Nationallebens ausgiebt und verehrt, eigentlich eine Schöpfung der jüngsten Vergangenheit ist, von der man die Ursprünglichkeit der Stammcomposition wohl so ziemlich abgestreift hat, der aber dessenungeachtet noch immer genug überwältigende Wirkung innewohnt. Eine sogenannte „neuere Forschung" aus den Fünfziger-Jahren, welche als den „Schöpfer" des Rakoczymarsches den renommirten Geiger und Csárdáscomponisten Marcus Rozsavölgyi (Israelit Rosenthal, geb. 1787, gest. 1848) nennt, mag hier nur als Curiosum ihren Platz finden.

Selbst über den, in allen Quellen übereinstimmenden Namen Ruczicska ist man nicht vollkommen unterrichtet. Der Componist soll seinerzeit Regenschori an der Domkirche zu Veszprim gewesen sein und auch die erste ungarische Oper „Béla futása" (die Flucht Bela's) componirt haben. Nun kennt man aber drei Musiker dieses Namens: Wenzel Ruczicska (geb. 1748, gest. in Wien als k. k. Hof-Burgtheatermusiker am 6. Januar 1831); Wenzel Ruczicska, k. k. erster Hoforganist (geb. zu Jarmeritz in Mähren am 8. September 1758, gest. in Wien am 21. Juni 1823) und Franz Ruczicska,

Organist (geb. 1793, gest. in Wien am 10. September 1865). Welcher ist der rechte?!

Im Jahre 1734 trat das Schicksal einer wichtigen Person in Europa in den Vordergrund — des Königs von Polen Stanislaus I. Leszczynski. Aus Böhmen stammend, lieferte die Familie eine Reihe hervorragender, um ihr Vaterland verdienter Männer. Stanislaus' Urgroßvater Rafael erwarb sich durch seine Tugenden bei seinen Zeitgenossen den bedeutungsvollen Beinamen „Volksfreund", dessen Enkel gleichen Namens (der Vater des Stanislaus) nahm bedeutsamen Antheil an dem Entsatze Wiens 1683 im Heere Sobieski's, und es war sogar nur allein seinem aufgeklärten Geiste, seinem Talente zu verdanken, daß der polnische Reichstag auf ein Bündniß mit Kaiser Leopold I. einging. Stanislaus Leszczynski, zu Lemberg am 20. October 1677 geboren, genoß die sorgfältigste Erziehung, besuchte nach deren Vollendung mehrere Hauptstädte Europas und hielt sich längere Zeit in Wien auf, wo er durch sein ausgebreitetes Wissen und seinen makellosen Charakter die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Im Jahre 1695 wurde er bereits zum Landboten gewählt, als welcher er den Titel Woywode von Posen führte. Der Reichstag von Warschau ernannte ihn 1704 zum Groß-Kronfeldherrn und zum Abgesandten an König Karl XII. von Schweden. Gleich bei der ersten Unterredung mit ihm erkannte Karl dessen Vorzüge und, sich an sein Gefolge wendend, bemerkte er: „Das ist der König, welcher über Polen herrschen soll." Und er schickte nicht nur den General Horn mit bedeutenden Truppen nach Warschau, sondern erschien auch selbst auf dem Wahlfelde, und es war Karl XII. der Erste, der den Ruf ertönen ließ: „Es lebe Stanislaus, König von Polen!" in welchen der ganze Reichstag einstimmte.

Am 12. Juli 1704 wurde Stanislaus Leszczynski vom Reichstage zum König von Polen proclamirt, im October 1705 erfolgte seine und seiner Gemalin Katharina von Bnin-Opalinska (gest. 1747) Krönung. Aber seine Regierung war nur von kurzer Dauer und von den härtesten Prüfungen begleitet. Churfürst August II. von Sachsen, der von Karl XII. gezwungen worden war, der polnischen Krone zu entsagen, bestrebte sich, wieder zum Throne zu gelangen, Rußland unterstützte August, und die vom Schwedenkönige verlorene Schlacht von Pultawa (1709) machte Stanislaus seiner Krone verlustig. Er wurde flüchtig, ging nach Schweden, wo er eine Zeitlang zurückgezogen lebte, dann nach Zweibrücken, wo von einem sächsischen Officier (wohl im Auftrage des Feldmarschalls Grafen Flemming) ein Angriff auf sein Leben gemacht wurde, der jedoch mißlang. Nach dem Tode Karl's XII. (1718) wies ihm der französische Hof Weissenburg im Elsaß zum Aufenthalte an, und von hier aus wurde 1723 seine Tochter Maria mit König Ludwig XV. von Frankreich vermält.

Nach dem Tode August's II. (1733) rief Stanislaus eine Partei in Polen, die von Frankreich kräftig unterstützt wurde, wieder zum König aus und derselbe begab sich nach Danzig; aber August III., sein Gegner, behielt die Oberhand, Danzig wurde von den Russen eingeschlossen und nur mit Mühe und Gefahr entging Stanislaus, verkleidet als Bauer, der russischen Gefangenschaft und entkam nach Marienwerder. Der Streit um die polnische Thronfolge hatte aber den sogenannten polnischen Königswahlkrieg entzündet, welchen allerdings der Wiener Frieden vom 3. October 1735 (ratificirt 1738) beendete, der aber festsetzte, daß Stanislaus der polnischen Krone entsagen, jedoch auf Lebenszeit den Titel eines Königs von Polen behalten sollte; daß die Herzogthümer Lothringen und Bar vom Herzoge Franz Stefan ihm abgetreten und nach seinem Absterben an die Krone Frankreich abgetreten werden sollten.

Leszczynski residirte zu Luneville und erwarb sich durch weise Milde, Unterstützung von Kunst und Wissenschaft, großen Wohlthätigkeitssinn die Liebe seiner Unterthanen und die hohe Achtung der ganzen Mitwelt, welche ihm den Beinamen „le Philosophe bienfaisant“ (der wohlthätige Weltweise) gab. Seine Schriften athmen den Geist einer Politik der Menschheit und bilden ein schönes Vermächtniß, das er der Nachwelt hinterlassen. Er starb am 23. Februar 1766, im 89. Lebensjahre. Am Kamin sitzend, wurde sein Schlafrock vom Feuer ergriffen, ohne daß er es gemerkt hätte, und ehe seine Umgebung ihm zu Hilfe kam, war durch die Flammen sein Körper schon so zerstört, daß er in wenigen Stunden seinen Geist aushauchte.

Auch Stanislaus Leszczynski war Freimaurer; er wurde durch den

Stanislaus Leszczynski, König von Polen. (Seite 341.)

Grafen Friedrich Ludwig Truchseß von Waldburg (geb. 1711, gest. 1777), der ihn nach Frankreich begleitete und dort selbst zum Maurer aufgenommen worden, dem Freimaurerthum zugeführt. Die Entstehung der Logen im Elsaß und Lothringen und die Verbreitung der Maurerei daselbst ist sein Werk; sein öffentliches Eingreifen in die Logenarbeiten verhinderte aber der Umstand, daß er als regierender Fürst in einem gewissen Verhältnisse zu den anderen Souveränen, namentlich zur französischen Regierung, stand, und daß sein Schwiegersohn König Ludwig XV. die Maurerei in seinen Staaten verboten hatte.

Von Interesse für Oesterreichs Handelsgeschichte sind noch die Elbe-Zoll- und Schifffahrts-Streitigkeiten. Ein diesbezügliches Promemoria bewahrt die fürstlich Kinsky'sche Bibliothek in Prag, aus jener Periode herrührend, wo Graf Philipp Josef Kinsky (geb. 1699, Gesandter in England, Conferenzminister, Ministerial-Banco-Deputationspräses, gest. 1749) das wichtige Staatsamt eines Oberstkanzlers von Böhmen bekleidete (1738 bis 1745).

Zu der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren es nicht selten Streitigkeiten mit Sachsen, welche der böhmischen Schifffahrt nach den untern Elbegegenden Hindernisse setzten. Ein solcher Elbestreit, der im Jahre 1719 zwischen den beiden Nachbarländern ausgebrochen war, hatte in Sachsen eine Elbesperre für böhmische Schiffe zur Folge und im Jahre 1729 ward das Schiff eines Tetschener Bürgers und Handelsmannes, das mit verschiedenen böhmischen Waaren beladen nach Hamburg bestimmt war, in Dresden angehalten, mit Beschlag belegt und war noch im November 1736 nicht freigegeben worden.

Als der vorerwähnte Streit ausbrach, galt es vor Allem unterderhand und ohne viel Aufsehen zu sondiren, wie die unterhalb Sachsen liegenden Elbstaaten, namentlich Preußen und Hannover, „zur Elbschifffahrt inclinirten". Ein Glashändler aus Böhmisch-Kamnitz, Namens Krauß, wurde mit Erforschung der Sachlage betraut. Dieser begab sich sofort nach Magdeburg und Hannover und brachte bei den dortigen Kammern, ohne die sächsische Elbesperrung zu berühren, eine Vorstellung ein, dahin lautend, daß „böhmische Negotianten gern auf dem Elbstrom viele Glas- und andere Waaren transportiren möchten, wenn nur der davon abzutragen kommende Zoll in etwas wollte nachgesehen werden".

Damals fand sich Hannover williger als später (1856), denn sowohl die churhannoveranische als die kön. preußische Kammer ertheilten dem Glashändler Krauß die schriftliche Versicherung, daß „wenn die böhmischen Glashändler und Negotianten das Elbecommercium (Elbehandel) treiben und wieder emporbringen wollten, ihnen alle Beförderung geleistet werden sollte, wie man denn zu einer proba den sonst abgetragenen Elbzoll von ihren Glaswaaren für drei Jahre auf die Hälfte gleich herunterzusetzen wollte".

Einige Zeit später verfiel ein anderer böhmischer Glashändler, Namens Küttel aus Bürgstein, auf ein eigenthümliches Mittel, seinem Geschäftsverkehr in Preußen freiere Hand zu schaffen. In Preußen herrschte eben König Friedrich Wilhelm I. (der Vater Friedrich's II.), und man kannte die leidenschaftliche Vorliebe für klafterlange Soldaten, welche dieser König hatte und die zu befriedigen ihm jedes Mittel genehm war. Diese Passion benützte denn auch der Bürgsteiner Glashändler und erwirkte sich gegen dem, daß er dem Könige „einen sechs Fuß hohen Kerl" lieferte, das Recht, die Messe zu Frankfurt an der Oder mit Glaswaaren beziehen zu dürfen.

Diese „Convention" (Uebereinkunft) eines böhmischen Handelsmannes mit Preußen brachte den Verfasser des eingangs erwähnten Promemoria auf den Gedanken, ob nicht dasselbe Mittel benützt werden könnte, um auch Sachsen der Aufhebung der Elbesperre gefügiger zu machen, und zwar in folgender Weise.

Der Antragsteller meint, wenn man das, was Küttel speciell für sich gethan, für's Allgemeine benützen wollte, dürften „drei bis vier große Kerls Vieles verrichten". Wenn man dem Könige von Preußen diese zu stellen verspräche, würde er sich gewiß der sächsischen Elbesperre widersetzen, umsomehr als dadurch seinem Zollregale (Gerechtsame) wie denen der übrigen unteren Elbuferstaaten der größte Abbruch geschehe. Der König von Preußen hätte auch ein ganz leichtes Mittel, „Sachsen" zur Raison zu bringen, indem alle Jahre von Dresden und Pirna die sogenannten Elbfahrer, in zwölf bis fünfzehn Schiffen bestehend, im Monate Martio und Septembri auf- und abfahren. Wenn also der König von Preußen diese auch nicht passiren ließe, bis sie in ihren Sächsischen Landen den Böhmen ein Gleiches thäten, so würden die Sachsen sich bald zum Zweck legen und die Hinderung aufgeben. Die etlichen großen Leute freizuwerben, da die Capitulation (Soldaten-Dienstzeit) nur auf etliche Jahre geht, würde dem Lande nicht viel Kosten oder Schaden bringen, da man vor wenigen Jahren dem König von Preußen etliche zwanzig Mann

um nichts zu werben erlaubt hat. Es ist auch ganz sicher zu glauben, daß wenn der jetzige König von Preußen mit dem Tode abgehen sollte, sein Nachfolger diesen großen Leuten zusammen den Abschied ertheilen und solche also in ihr Vaterland zurückkommen würden." Es wird übrigens von den Lieferanten von „Riesen" später eingehender die Rede sein.

Ob dieser Antrag, den man übrigens nicht nach unseren heutigen Ansichten und Begriffen, sondern nur nach denen jener Zeit beurtheilen darf, angenommen wurde, ist unbekannt geblieben, doch scheint es nicht der Fall gewesen zu sein, denn die Elbestreitigkeiten, wenn sie auch für eine Zeit lang verstummt sein mochten, erneuerten sich bald wieder, wie die vorhin erwähnte Festhaltung des Tetschener Schiffes in Dresden beweist.

Zwar wurde am 16. Juli 1733 zwischen Oesterreich und Sachsen ein Tractat geschlossen, daß zur Hintanhaltung aller Irrungen zwischen den angrenzenden Elbländern in Prag oder Dresden eine Zusammentretung stattfinden möge; aber aus einem in der fürstlich Kinsky'schen Manuscriptensammlung in Abschrift befindlichen Schreiben des Kaisers Karl VI. an den König von Polen als Churfürsten von Sachsen ergiebt sich, daß noch am 19. November 1736 diese Zusammentretung nicht erfolgt war und daß die böhmischen Stände noch immer Ursache hatten, über Verhinderungen der Elbschifffahrt von Seite Sachsens zu klagen. Das erwähnte kaiserliche Handschreiben beantragt deshalb nochmals, Bevollmächtigte zur Behebung aller Hindernisse in Prag oder in Dresden, oder am liebsten, da auch Collisionen wegen Schlesien zu begleichen waren, in Wien zusammentreten zu lassen.

Die Dreißiger-Jahre weisen auch mehrere Gerichts- und Scandalhändel auf. So fand am 23. Juni 1730 auf dem Pranger des Neuen Markt in Wien die Verbrennung eines Buches durch den Henker statt; der Grund erhellt ausführlich aus dem „Ruf", wie derselbe vor der Execution von dem kaiserlichen Unterrichter öffentlich abgelesen worden, und den wir hier wörtlich mittheilen:

„Nachdem die Nachricht eingeloffen, daß im Monat April dieses instehenden 1730. Jahres in Holland einige Schriften unter dem Titul: Relation des Demelées entre son Excellence Monsieur le Comte de Bonneval et son Excellence Monsieur le Marquis de Prie (Bericht über die Händel zwischen dem Grafen Bonneval und dem Marquis de Prie), in offenen Druck ohne den Ort der Druckerei beizusetzen, sondern nur mit dem bloßen Anhang: Publiée par ordre de son Exc. Mr. le comte de Bonneval (veröffentlicht auf Anordnung des Grafen Bonneval) ausgegangen und hiervon auf dem letzt-geweest-Wienerischen Pfingst-Jahrmarkt etwelche Exemplaria verkaufet worden seien, dahingegen bei Durchgehung solcher Relation sich befunden, daß derofelben Inhalt mit verschiedenen famosen (berüchtigten) und ärgerlichen Calumnien (Verleumdungen) angefüllet und er Comte de Bonneval, welcher vorhin schon seiner schweren Verbrechen wegen nicht nur seiner Kriegs-Charge entsetzet, processiret und geurtheilet worden, beinebens cautionem juratorium de non offendendo (Verbürgung der Enthaltung von ferneren Beleidigungen) abgeleget, sondern darüber hin zum Erbfeind der Christenheit durch- und übergegangen ist, solchen Schriften mit offenem Druck in der Welt aussträhen (streuen) zu lassen und dadurch einen Minister, welcher in einem ansehnlichen charactere publico (öffentlichen Würde) gestanden, sammt seiner Familie so schrift- und freventlich zu proscribiren (ächten) und anzugreifen sich unterstanden habe. Gleichwie nun diese Vermessenheit sowol in sich selbsten, als auch an Seiten des Calumniantens (Verleumders) und der calumnirten Partei also beschaffen ist, daß in Gegenhaltung des miteinlaufenden Publici eine offentliche Demonstration (Beweisführung) nothwendig

fürzukehren, anbei dem beleidigten Theil die andurch verletzte Ehre gemessen hergestellet werden muß; als hat eine hohe landesfürstliche Obrigkeit gnädigst resolviret: das gegenwärtig zu handen gebrachtes Exemplare ermeldeter famosen und ärgerlichen Schmähschrift an dem Neuen Markt auf einer nechst der allda stehenden Schand-Saulen (Pranger) oder sogenannten Setz-Stein errichteten Bühne mit vorhergehend gewöhnlicher Zuziehung des Hutstockes (Gefangenwächters) in Begleitung der Wacht, auf Vorreitung des Unterrichters und von demselben auf dem Markt offentlich ablesenden Rufs, durch des Scharfrichters Hand verbrennet werden solle. Wird demnach dieser allergnädigste Befehl hiemit offentlich kund gemachet und das Exemplar solcher lasterhaften Schmähe-Carten (Scharteke) dem Freimann übergeben, damit er selbe oberwehntermassen durch das Feuer vertilgen solle."

So geschah es denn auch. Nicht lange darauf, am 6. August 1733, wurde auf der Gänseweide (heutige Weißgärberlände) eine Brandlegerin mit dem Tode auf dem Scheiterhaufen bestraft; zur Beschleunigung der Hinrichtung hatte sie auf der Brust einen Pulversack (behufs Erstickung) befestigt.

Im Jahre 1734 wurde Stanislaus Graf Jablonowski, ein naher Verwandter des Königs Stanislaus Leszczynski (dessen Mutter war eine geborene Jablonowska) in Wien arretirt und „mußte wegen verdächtiger Briefe Rede und Antwort geben". Er erhielt jedoch bald die Freiheit wieder nebst 200 Ducaten Reisegeld. Dafür geschah jenem polnischen Gesandten nicht das mindeste, der im Liechtenstein'schen Hause in der Herrengasse zwei seiner Diener, eines verübten Excesses wegen, auf offener Straße todtprügeln ließ.

Ein ähnlicher Scandal fiel in der Alservorstadt vor, nur hat derselbe eine mehr humoristische Seite.

Der Anbau der Vorstadt Alsergrund, welcher Bezirk sich heute durch großartige öffentliche Anstalten auszeichnet, ging sehr langsam vorwärts; erst in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts fingen hier die neuen Ansiedlungen an, sich zu vermehren. Es erhoben sich binnen kurzer Zeit auch herrliche Gärten ausgezeichneter Adelsgeschlechter (Dietrichstein, Blümegen, Schönborn u. s. w.), darunter ganz vornehmlich das berühmte Palais mit der Reitschule des Reichsgrafen Josef Ignaz von Paar, k. k. Oberst-Reichs-Hof- wie auch General-Erbland-Postmeister (geb. 1660, gest. 1735). Dieser Cavalier, damals der berühmteste Reiter und Pferdehälter in Oesterreich und weltbekannt als Oberst-Reichs-Postmeister (damals kein leerer Titel), hatte diese prächtige, im Style der zur Zeit Karl's VI. erbauten Herrenhäuser Wiens angelegte Besitzung (heute Reitergasse Nr. 13, alt 98) zum Sommeraufenthalte gewählt und hier im Jahre 1712 eine großartige Reitbahn (Bild Seite 352, genau nach einem gleichzeitigen Prospecte wiedergegeben) errichtet, von welcher ein Zeitgenosse berichtet, daß sie „sowohl mit guten Pferden und demjenigen versehen, was zu denen Exercitiis zu Pferde und zum Caroussel nöthig, als auch prächtig erbauet, rings mit schönen Galerien umgeben und mit vielen zierlichen Statuen versehen ist". Nebenbei gesagt, kam diese herrliche Villa 1763 in den Besitz des Grafen Nikolaus Esterhazy (geb. 1711, gest. 1764 als Kronhüter des Königreichs Ungarn), 1769 in den des kais. Feldmarschalls Josef Balthasar Graf Wilczek (geb. 1716, gest. 1787); 1790 des berühmten Reitergenerals Johann Fürst Liechtenstein (geb. 1760, gest. 1836), 1837 des regierenden Fürsten Alois Liechtenstein (geb. 1796, gest. 1858), 1849 des Baurathes Josef Leistler, von welcher Zeit an die weiten Räume an Industrielle vermiethet wurden.

Das Amt des Postmeisters Graf Paar (aus einer aus Bergamo stammenden italienischen Familie, die bereits 1624 unter Kaiser Ferdinand II.

das Erbpostmeisteramt in den Erblanden erhalten hatte) trug ungeheures Geld ein. Aber Karl VI. entrückte der Familie ihr goldenes Ei. Er fragte eines Tages den Grafen Paar, wie viel ihm denn die Post eigentlich eintrage, worauf der Graf leichthin erwiderte: „Pah, Majestät, kaum sechzigtausend Gulden!“ Aber Karl war der Schlauheit des Postmeisters gewachsen und sagte sogleich: „Gut, das ist ein Wort!“ zahlte der Familie noch 6000 Gulden mehr, ließ ihr Titel, Wohnung im Palast des General-Erbpostamts am Stubenthore (heute Wollzeile Nr. 30, alt 792), die Ernennung der Postmeister, einen Antheil von den Einkünften der Extrapostpferde u. s. w. und zog dafür die gesammte Postverwaltung an den Staat. Unter Maria Theresia belief sich bereits deren Ertrag auf 200.000 Gulden.

Während nun ringsum auf dem öden Boden stattliche Bürgerhäuser und stolze Edelsitze sich erhoben, schien auf einem Theile dieser Vorstadtgegend der Fluch des Nichtgedeihens zu lasten; es war dies der sogenannte Hohlweg (später Kasern-, jetzt Reitergasse), welche die Verbindung der Alserstraße mit der obern Landongasse (früher Herrengasse) unterhält. Die linke Seite dieser Hohlweggasse, wenn man sie von der Alserstraße nächst dem Brunnenplatze betrat, wurde damals und bis in eine viel neuere Zeit noch von der Gartenmauer des vormaligen Paar'schen Palais gebildet und ihre rechte wurde erst in den Vierziger-Jahren des 19. Jahrhunderts mit Häusern besetzt. Bis dahin war es ein wüster, holperiger, für Fuhrwerk kaum benützbarer Seitenweg, der besonders zur Nachtszeit um so ängstlicher gemieden wurde, als er allgemein den schauerlichen Namen „der Hexentanz“ führte. Und das nicht ohne Grund, denn die Bewohner der Nachbarschaft wußten sich von dieser unheimlichen Passage eine solche Unzahl von haaremporsträubenden Spukgeschichten zu erzählen, daß eine tüchtige Portion von Muth dazu gehörte, sich darüber hinauszusetzen. Ja, es kam eine Zeit, wo man anfing, diesen Hohlweg zu einer Art wienerischem Blocksberg zu machen, wo dann und wann ein kleiner Hexensabbat abgehalten wurde, was ihm eben auch den Namen des Hexentanzes verschafft hat, wie er noch in den Vierziger-Jahren genannt wurde.

Die veranlassende Ursache dieser Gebilde einer aufgeregten Phantasie war aber nichts Anderes als eine Begebenheit aus den Dreißiger-Jahren des 18. Jahrhunderts, die dem ohnehin tiefwurzelnden Aberglauben neue Nahrung gab.

In jenen Tagen stand nämlich beinahe in der Mitte der Hohlweggasse zwischen den beiden Seiteneingängen des Paar'schen Gartens ein ebenerdiges Gebäude, worin der Aufseher der gräflichen Reitschule und Ställe, welche sich hier befanden, wohnte. Der Mann war unverheiratet und lebte in guten Umständen; seine aus einer ungemein großen Stube und einer Schlafkammer bestehende Wohnung war der Zeit gemäß stattlich möblirt und insbesondere war das Kandelbrett (Credenztisch) so reichlich mit Trinkgefäßen besetzt, daß man daraus ersehen konnte, wie reichlich hier die Gottesgabe Wein fließen mußte. Derlei Ströme ergossen sich ganz besonders zur Fastenzeit, wo in dieser entlegenen Wohnung wahre Bacchanale gefeiert wurden.

Der dadurch entstehende Lärm störte jedoch die ruheliebenden Stallbedienten, die in demselben Gebäude wohnten und sich dieses Spektakel verbaten. Da ihr Ansinnen unbeachtet blieb, so legten sie sich auf die Lauer, um dem tollen Treiben auf den Grund zu sehen, und als ihnen dies gelungen war, unterließen sie nicht, bei dem gräflichen Stallmeister klagend aufzutreten. Dieser untersagte den Lärmern jede Störung der nächtlichen Ruhe und drohte ihnen mit ernstlichen Ahndungen, wenn sie es wagen sollten, dem Gebote zuwider zu handeln. Dieser Fall trat auch bald ein; die lockere Gesellschaft versammelte sich abermals bei dem Stallaufseher, mit dem Vorsatze, sich bei einem Trinkgelage zu ergötzen,

und als die Flaschen und Krüge anfingen leer, die Köpfe hingegen voll zu werden, vergaßen sie sich bald und der Unfug ging von Neuem an.

So geschah es auch einmals in einer kalten, stürmischen Februarsnacht. Aber da pochte es plötzlich nach Mitternacht gewaltig an die verschlossene Thüre und mit Schrecken vernahmen die trunkenen Zecher die rauhe Stimme des Stallmeisters, der im Namen des Gesetzes und der gräflichen Herrschaft Einlaß begehrte. Die Eingeschlossenen standen vor Furcht gelähmt, eine Weile betäubt und kamen erst zur Besinnung, als die Thür durch äußere Gewalt aus ihren Angeln getrieben wurde und — die Wache eintrat. Der Stallmeister selbst erschien mit einer tüchtigen Schulpeitsche bewaffnet und befahl der verblüfften Gesellschaft, die eben im trunkenen Uebermuthe im Zimmer herumgehopst war, unverweilt die Stube zu verlassen, und zwar in demselben Zustande, in welchem sie sich befand; die Männer in Hemdärmeln mit aufgelösten Halsbinden ohne Kopfbedeckung, und die Weibspersonen ohne Busentücher und im leichten Tanzcostüm mit dünner Fußbekleidung.

Von der Wache escortirt, wurden die erhitzten Tänzer und Tänzerinnen an eine untere Stelle des Hohlweges geführt, wo dieser an beiden Seiten sich erweiterte und eine Art freien Platzes bildete. Hier befahl der Stallmeister den Spielleuten, ihre Instrumente erklingen zu lassen und einen Schnelltanz aufzuspielen, weil es sich jetzt darum handle, die heutige Ballnacht mit einem „Kehraus“ (Schlußtanz mit Damenwahl, wobei der zuletzt Uebrigbleibende im Scherze mit einem Besen aus dem Saale gekehrt wurde) zu beschließen, wovon man noch nach Jahrhunderten sprechen werde. Als nun die Musikanten mit düsteren Gesichtern im schnellsten Tempo darauf losspielten, erhielten die Tanzpaare die Weisung, sich zum Tanze anzuschicken, und da sie anstanden, es zu thun, so fuhr ihnen der Tanzmeister mit seiner Peitsche so kategorisch zwischen die Füße, daß in Zeit einer halben Minute ein allgemeines Hüpfen und Springen auf dem schneebedeckten Boden herrschte.

Durch eine volle Stunde setzte der stallmeisterische Tanzunternehmer seine Lection im Freien fort und entließ dann seine erschöpften Schüler mit der Ermahnung, sich diese Lehrstunde zu Herzen zu nehmen und bei erneuertem Gelärme einer noch viel ausgiebigeren Tanzübung gewärtig zu sein. Die Tumultuanten schlichen sich mit durchgebläuten Waden nach Hause und mußten noch dem Himmel danken, daß ihre Ausschweifung nicht schärfer geahndet wurde.

Dieser Ball im Freien war aber von anderen Bewohnern dieser Vorstadtgegend nicht unbemerkt geblieben; die wilde Musik, das Schnalzen der Tanzpeitsche, das laute Spottgelächter der Wachmänner, das Fluchen der Tänzer, das Gekreische der Tänzerinnen, mit einem Worte, das höllische Spektakel wurde in weiter Ferne gehört. Einige Wanderer, welche aus der Umgegend kamen, vernahmen das Unwesen, einige Beherzte wagten es sogar, sich dem Tummelplatze des räthselhaften Auftrittes etwas zu nähern, um die tanzenden Gestalten wahrnehmen zu können, und diese Zuseher waren es, welche am folgenden Morgen die Schauerkunde verbreiteten, im Hohlwege hätten in der vergangenen Nacht die Hexen ihre Fastnacht und „Rimasori“ (von Rimasúglio, Ueberbleibsel, Rest, also Schmaus der Ueberbleibsel größerer Tafeln) gehalten. Da es auch im Interesse der Theilnehmer dieses Hexentanzes selbst lag, den Glauben an die unheimliche Begebenheit zu befestigen, so unterließen sie auch ihrerseits nicht, die Sache zu bestätigen. So kam dieser Vorstadtgrund in den Ruf der Unheimlichkeit und zum Namen des Hexentanzes, die Wiener Localsprache aber zu dem bis heute gangbar gebliebenen Worte „Rimasori“, auch „Remisori“, um eine lärmende Unterhaltung, wie sie im Uebermuthe bei Gelagen stattfinden kann, zu bezeichnen. In gleicher Weise stammt auch das Wort Schlamassel, einen verdrießlichen

Handel, Ungemach u. dgl. bedeutend, vom italienischen schiamazzo (Geschrei, Lärm). Ueberhaupt entstanden derartige in die Localsprache übergegangene Bezeichnungen zur Zeit des Prinzen Eugen, wo viele Italiener in Oesterreich lebten, und da dieselben bei jedem noch so kleinen Ungemache sofort großes Geschrei und Weklagen erhoben, bildeten die Alles verballhornenden Wiener auch diese Bezeichnung aus dem Urworte, das wieder aus dem lateinischen exclamare stammt, und sie nahmen dergestalt die Folge für die Ursache auf. Auch im Hebräischen wird Masol für Glück und Schlemasol für Unglück angewendet, was wohl nur in der seit 1810 erst in Deutschland aufgebrachten Gaunersprache zuerst entstand und auch denselben Ursprung zu haben scheint.

Im Jahre 1735 machte ein Mordanfall auf einen jungen Künstler großes Aufsehen. Derselbe, der zu Preßburg am 18. Februar 1717 geborene Adam Friedrich Oeser, studierte die Bildhauerei an der Wiener Kunstakademie, genoß dabei den Unterricht des berühmten Bildhauers Rafael Donner und erhielt, im Alter von achtzehn Jahren stehend, die goldene Prämienmedaille als Preis unmittelbar aus den Händen des Monarchen für eine gelungene Darstellung von Abraham's Brandopfer. Die leer ausgegangenen Mitbewerber gährten vor Neid, Grimm und Rachsucht und luden ihn unter dem Vorwande, sie wollten seine Auszeichnung feiern, in ein Gasthaus, zu den „drei Hacken" genannt (heute Römischer Kaiser), auf der Freiung, zum Abendbrot, und baten, er möchte auch die Medaille mitbringen. Man betrachtet sie, sie geht von Hand zu Hand — verschwindet aber plötzlich und ist nicht mehr zu finden. Natürlicherweise veranlaßt dies einen Wortwechsel, Streit und zuletzt Thätlichkeiten; es fliegen die Degen aus der Scheide, die Mordgesellen dringen auf Oeser ein, verwunden ihn tödtlich (wie es heißt mit einer vergifteten Degenspitze) und entfliehen. Sterbend wurde er von den Wirthsleuten zu seinem Verwandten, einem Wundarzte, gebracht, der ihn nach langem Bemühen vom Tode rettete. Aber es duldete den Jüngling nicht mehr in Wien, wo man ihm nach dem Leben getrachtet hatte und wahrscheinlich noch auflauert. Eines Tages ist er aus Wien verschwunden und man hält ihn für todt.

Da — auf einmal, und nach langer Zeit — dringt der Ruhm eines Künstlers nach Oesterreich, der, wie sich herausstellt, derselbe junge Ungar ist, dessen Abenteuer in Wien so lange Stadtgespräch gewesen. Oeser war nämlich nach Dresden gegangen, wo er seine Studien mit unermüdetem Eifer fortsetzte und bedeutende Fortschritte machte, unter anderen auch in der Frescomalerei, worin er den Unterricht Silvestre's genoß. Hier wurde auch der nachmalig so berühmte Archäologe Johann Joachim Winckelmann (geb. 1717, ermordet in Triest 1768) sein vertrauter Freund, dessen erste Schritte bei dem Studium der alten Kunst Oeser leitete. Im Jahre 1763 kam er nach Leipzig und wurde dort Director der neuen Zeichnungs-, Malerei- und Architektur-Akademie, als welcher er sich durch die Bildung vieler Zöglinge große Verdienste erwarb. Daselbst vollendete er auch seine schönsten Arbeiten. Oeser starb am 18. März 1799 mit dem Ruhme nicht nur eines ausgezeichneten Künstlers, sondern auch eines höchst achtenswerthen und redlichen Staatsbürgers.

Auch Goethe stand mit Oeser in Verbindung. Als derselbe als Student im Herbst 1768 nach dreijährigem Aufenthalte Leipzig verließ, fühlte er sich von keinem der Universitäts-Professoren sonderlich gefördert; aber den bescheidenen Director der Zeichen-Akademie nannte er neben Shakespeare und Wieland verehrungsvoll und dankbar seinen Lehrer. Goethe nannte Oeser einen der begabtesten Menschen des Jahrhunderts; auf die Stufe, wohin er gelangte, sei er wie spielend aus freier Gunst der Natur gestiegen, die, mütterlich freigebig, das Füllhorn ihrer Gaben auf diesen Liebling ausgeschüttet. An seinen Bildern

findet er wohl technisch viel zu tadeln, er rühmt jedoch ihre Anmuth und bezeichnet sie als Ergießungen einer harmlosen kindlichen Seele eines schön begabten Geistes.

Oeser besaß ferner einen hervorragenden Weltverstand. Er wußte die Großen ebensogut zu behandeln, wie seine Schüler. Er suchte und brachte Amusement; er steckte voll drolliger Geschichten. In der Gesellschaft breitete er einen unerschöpflichen Reichthum an Geist, Gemüth und Thätigkeit aus; er war lenkselig, gefällig, liebenswürdig, leichtlebig. Und so wirkte er äußerst wohlthuend auf seine Umgebung ein. Er war endlich unübertrefflich, wo es galt, das Gefühl des Schönen in Anderen zu wecken. Er war ein Anreger ersten Ranges. Zwei wirkliche Genies hat er in ihrer Kunstanschauung auf Jahre hin beherrscht; Beiden predigte er das Ideal der Einfalt und Stille, Beide haben seinen Standpunkt erst durch ihren Aufenthalt in Rom überwunden — Winckelmann und Goethe. Zwischen ihnen stellt dieser Oesterreicher eine Art persönlicher Verbindung her.

Die Reitschule des Grafen Paar. (Seite 348.)

In den Zwanziger-Jahren hielt sich eine, später zu sehr trauriger Berühmtheit gelangte Persönlichkeit in Wien auf — Josef Sueß-Oppenheimer (geb. zu Heidelberg 1692), der sich unter den Hausirjuden herumtrieb, um alle ihre Handelsvortheile kennen zu lernen. Sueß kam darauf nach Württemberg, half dem Herzog Karl Alexander (geb. 1684, kais. Feldmarschall) aus vielen Verlegenheiten, so daß ihn dieser, als er 1733 die Regierung antrat, zu seinem Finanz- und Premierminister machte. Als solcher war er der Erfinder des Kartenstempels (1735). Durch ungerechte und drückende Maßregeln, wie durch die Gewaltschritte, welche er sich gegen die Stände, die sich seinem Wirken widersetzten, erlaubte, zog er sich den allgemeinen Haß zu. Als er gerade die angesehensten Beamten verhaften lassen wollte, starb der Herzog am 12. März 1737 plötzlich und nun wurde Sueß von des Prinzen Karl Eugen (geb. 1728, gest. 1796) Vormund, Herzog Karl Rudolf (geb. 1667, gest. 1742), gefangen

gesetzt, ihm der Proceß gemacht und er in Stuttgart am 4. Februar 1738 in seinem scharlachenen Hoftleide an den Fahnen des eisernen Galgens in Ketten und in einem eisernen Käfig aufgehenkt. (Bild Seite 336.)

Dieser Galgen, 35 Fuß hoch, war ein merkwürdiges Instrument. Herzog Friedrich von Württemberg hatte ihn im Jahre 1596 von den 36 Centnern und 18 Pfund Eisen herstellen lassen, welche sich der alchymistische Schwindler Georg Hanauer (geb. zu Olmütz in Mähren 1573) ausgesucht und Gold daraus zu machen versprochen hatte. Der Herzog war durch ihn um zwei Tonnen Goldes gebracht worden, ohne natürlich Erfolg zu erzielen, worauf der Fürst mit 3000 Gulden Kosten den Galgen bauen, ihn schön roth anstreichen und mit

Das erste Feuerwerk im Prater. (Seite 354.)

Gold zieren und am 2. April 1597 den Betrüger daran henken ließ. Sein Stallmeister und Mitgehilfe wurde ebenfalls, indeß nur an einen einfachen, gleich daneben aufgerichteten hölzernen Galgen gehenkt. Später zierten noch einige Goldmacher diesen Galgen, darunter der Italiener Peter Montani (1600); Hanns Heinrich Neuscheler, genannt „der blinde Goldmacher" aus Zürich (1601); Hanns Heinrich Müller, genannt Mühlenfels (1606); endlich ein Schmied, „Eisendieb" genannt, welcher nach und nach den eisernen Galgen zu stehlen und wegzutragen begonnen hatte, bereits auch siebzig Centner Eisen entwendet hatte (1653).

Neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Unterhaltung.

Ein besonderes Ereigniß für Wien war das großartige Feuerwerk, welches die Gilde der Constabler (Feuerwerker) am 17. November 1732 zu Ehren der Rückkehr des Kaisers aus Karlsbad gab. Dasselbe wurde unter der Leitung des kais. Stuckhauptmanns und Stadtzeugwarts Anton Ospel (geb. 1677, gest. in Wien am 3. April 1756) abgebrannt und bestand in einer Ernst- und Lustfeuerwerksprobe, durch welche zugleich die Geschicklichkeit der städtischen Artillerie im Bedienen ihrer Geschütze erhärtet werden sollte.

Die Production fand in der sogenannten Spittelau am Ende des Praters (Stelle des heutigen k. k. Lusthauses) statt. Daselbst waren Tribünen für den Hof und die vornehmen Gäste aufgeschlagen und am Tage der Production füllte sich der weite Plan mit einer zahllosen Menge Neugieriger. Als der Hof erschienen war, begannen die Uebungen. Zuerst schossen die Schüler Ospel's mit dreipfündigen Regimentsstücken auf einen 400 Schritte entfernten, 17 Fuß hohen und 14 Fuß breiten Wachtthurm, der statt einer Scheibe in der Mitte ein vergittertes Fenster hatte. Unter 24 Schüssen gingen nur drei daneben und der Thurm wurde vollständig zerstört. Hierauf wurde ein türkisches Raubschloß, 36 Fuß hoch, 72 breit, nach Angabe des berühmten Architekten und Theatermaschinisten Franz Galli-Bibiena (geb. 1659, gest. 1739) erbaut, mit Mörsern in einer Entfernung von 500 Schritten beschossen und Feuerkugeln aller Art in dasselbe geworfen, so daß das Castell bald in Flammen aufging. Doch ging die Beschießung fort, auch eine Mine flog auf und so wurde das Schloß gänzlich zerstört. Das Gekrache, besonders, als ein in die Erde gegrabener Mörser mit 50 Granaten abgefeuert wurde, war so arg, daß auf der kaiserlichen Tribüne mehrere Fenster zersprangen und einige Zuschauer durch die Erschütterung zu Boden geschleudert wurden. Damit war die Ernstprobe zu Ende und das Lustfeuerwerk begann.

Aus der zerstörten Festung stieg eine Girandole (Feuerrad, Strahlengarbe) von 200 Raketen in die Höhe; von allen Seiten flogen Schwärmer, zischten und wirbelten Feuerräder, glänzten farbige Sterne und Knallkugeln, so daß die ganze Gegend einem Feuermeere glich. Dann kamen wieder Girandolen und flogen sogenannte Triumphkugeln auf, welche aus Mörsern geworfen wurden, hoch in die Luft flogen und sich dort in kleine Sterne zertheilten. Das Feuerwerk — das erste, welches im Prater stattfand — dauerte länger als eine Stunde, bis zum Schluß unter Trompeten- und Paukenschall eine Fronte abgebrannt wurde, bei welcher die Chiffre C. VI. in Brillantfeuer nicht fehlte und eine Salve von 200 Doppelhaken (schwere Feuerröhre mit einem Luntenschlosse, beim Abfeuern mittelst einer Gabel gestützt) die Production beschloß. Der Kaiser bezeugte seine Zufriedenheit, ließ den Magistrat, den Zeugwart Ospel und die Constabler zum Handkusse zu und händigte den letzteren eine ansehnliche Belohnung ein. (Bild Seite 353.)

Diese Productionen hatten allgemein so angesprochen, daß sie später fast jährlich wiederholt wurden, bis in den späteren Jahren Maria Theresia's nach Ausbildung des Artilleriecorps das städtische Zeugcorps in den Hintergrund trat. Die Feuerwerke der städtischen Constabler erreichten wohl ihr Ende, aber nicht die beliebten Productionen selbst, welche nun von Unternehmern veranstaltet wurden. Der erste derselben war der Italiener Girandolini, welcher im Jahre 1750 ein besonderes Privilegium von der Kaiserin Maria Theresia erhielt. Bald aber folgte ihm als Rival Johann Georg Stuwer (geb. 1732, gest. 1802), dessen Vater, Caspar Stuwer, aus der Schule der früheren Stadt-Constabler hervorging und in dem Berichte über ein im Jahre

1744 abgebranntes Feuerwerk in der Liste der städtischen Büchsenmeister erscheint. Als Girandolini im Jahre 1770 starb, blieb Stuwer der einzige Veranstalter solcher Festlichkeiten, und seinen Nachkommen verblieb das Privilegium, im k. k. Prater Feuerwerke zu veranstalten bis in das Jahr 1873. Es war am 28. Mai 1773 das erstemal gewesen, daß der vorerwähnte Johann Georg Stuwer im Prater (sogenannte Prateran) von diesem seinem Privilegium Gebrauch gemacht hatte.

Berühmte Feuerwerker jenes Jahrhunderts waren Franz Tobias Kolman kais. Stuckhauptmann und Zeugwart der Stadt Wien 1716, welchem es oblag die bürgerlichen Feuerwerker und Büchsenmeister in der Artillerie zu unterrichten; Romerius von Cetto, ebenfalls Stuckhauptmann und Oberfeuerwerksmeister (geb. 1659, gest. 1723); Anton Pentzeneder, in gleicher Charge (geb. 1700, gest. 1746, welcher am 1. October 1731 ein ähnliches Feuerwerk, wie Ospel, außer der kaiserl. Favorita (heute Theresianum) gegen die Linie zu gab: Simon Thaddäus Wittmann, städtischer Zeugwart und oberster Feuerwerksmeister der bürgerlichen Artillerie (geb. 1714, gest. 1783) u. A.

Auch im Theaterwesen boten sich einige neue Epoche machende Erscheinungen, darunter ganz besonders die einer Tänzerin, welche bestimmt war, später einen welthistorischen Namen zu tragen — den des großen Mimen Garrick. Und in der That, wen von unseren freundlichen Lesern und Leserinnen wird es nicht ungemein interessiren, Einiges über die Gattin des hochberühmten englischen Schauspielers David Garrick, welche eine geborene Wienerin gewesen, zu vernehmen?

Auf dem Stefansplatze, in dem uralten Gebäude mit dem Giebeldache, zum Häusercomplex der im Jahre 1876 demolirten „Brandstatt" gehörig (heute die Nummer 2, Rothenthurmstraße 3, alt 629 tragend und ober dem Eingangsthore mit einer alten Tafel versehen, welche besagt, daß im Jahre 1388 hier die „Stadt-Möhrung" oder der Canal gewesen;*) — in diesem, damals dem kaiserlichen Leibmedicus Jakob Ignaz Focky gehörigen Hause wurde am 29. Februar 1724 dem im letzten Stockwerke wohnenden Ehepaare Johann Veigel, herrschaftlicher Bediensteter, und Maria Eva Veigel ein Töchterlein geboren und demselben in der durch die St. Stefanspfarre vollzogenen Taufe der Name Eva Maria Veigel beigelegt.

Herr Johann Veigel hatte einen Freund, einen jungen Ballettänzer vom Kärntnerthor-Theater, Franz Hilverding van Beven (geb. 1710, später kais. russischer Balletdirector, zuletzt Director des deutschen Theaters in Wien, woselbst er am 30. Mai 1768 starb), und dieser ertheilte aus Gefälligkeit dem Kinde Tanzunterricht. Aber sofort entdeckte Hilverding an der „kleinen Trud", wie er Eva scherzweise stets benannte, ein eminentes Talent für die Bühne und drang auch so lange in die Eltern, bis sie darein willigten, daß das kleine Mädchen seiner Leitung gänzlich übergeben werde und sich dem Theater widmete.

Auf den Wunsch der Erzherzogin Maria Theresia, welche der Kleinen viel Huld und Gnade erwies, wählte man als Theaternamen das französische Violette (Veilchen, im Wiener Dialekt Veigel) und das Publikum der alten Kaiserstadt zeigte sich entzückt über die neue graziöse, schöne und virtuose Acquisition, die in dem Hilverding'schen Ballete „Amor und Psyche" als Psyche, im Jahre 1734, also im Alter von zehn Jahren, ihr erstes Debut hielt. Von da an brachte man dem Mädchen Huldigungen dar, welche beinahe an Vergötterung grenzten; der Adel stritt sich um das Vergnügen, das unschuldige naive Kind in seinen Salons zu empfangen, und die Modedamen jener Epoche,

*) Ausführlicheres über diese uralte hochinteressante Baute befindet sich in M. Bermann's „Alt- und Neu-Wien" S. 37, 210, 257, 344, 414, 440, 640 bis 643, 1179, nebst Abbildungen.

die „schöne Lorl“ und die „spanische Althann“ (von denen Seite 180 bereits ausführlich gesprochen), sowie deren Freund, der lorbeergekrönte greise Held Prinz Eugen von Savoyen, gaben keine Soirée, ohne daß die reizende junge Künstlerin daselbst einige Solotänze aufgeführt hätte.

Als Violette zum ersten Male bei der Gräfin Eleonore Batthyany-Strattmann tanzte und man sich um sie drängte, sie mit Complimenten förmlich überschüttete, sagte der berühmte ungarische Lyriker Baron Ladislaus Amadé (geb. 1703, gest. 1764) zu ihr: „Mein Fräulein, Ihr Tanz hat heute mehr Unheil angerichtet, als einst der Tanz der Herodias; durch diesen verlor nur ein Einziger den Kopf, während dies heute allen anwesenden Herren widerfährt!“ — Diese Beliebtheit steigerte sich noch mehr, als die Geschichte eines Backenstreiches ruchbar wurde, welchen das zarte Kind mit ungewöhnlicher Kraftentwicklung dem Haushofmeister des Prinzen Eugen, einem lüsternen, beinahe fünfzigjährigen Venezianer, applicirt hatte, weil er ihr, obschon in der verblümtesten Weise, glänzende Offerten gemacht, deren Endziel sie durchschaut hatte.

Violette war endlich zwanzig Jahre alt geworden und hatte sich als Künstlerin, wie als Weib bezaubernd entwickelt; sie war in jedem Sinne die erste „Prima-Ballerina“ der Wiener Bühne. (Bild Seite 368.) Im Jahre 1744 erhielt sie in Folge ihres weitverbreiteten Rufes den Antrag, Gastspiele in London zu geben. Sie reiste in Begleitung einer ihr bekannten, zufällig dahin sich begebenden Familie ab und wurde dort sofort von dem neuen Director des Drurylane-Theaters — David Garrick — engagirt. Der Erfolg ihres Auftretens war kein minder brillanter als in Wien; ihr Talent, ihre Schönheit leuchteten in gleich hohem Glanze wie ihre Tugend, denn alle Bemühungen der reichsten und vornehmsten Stutzer um ihre Gunst scheiterten an ihren ehrenhaften Grundsätzen. Tagesgespräch wurde damals ihr nur aus zwei Briefen bestehender Schriftwechsel mit Lord Huntingdon, auf welchen nämlich Violette einen tiefen Eindruck gemacht.

„Ihre Tugend,“ so schrieb er ihr, „ist allgemein bekannt und geehrt; Sie haben den Vorsatz, sie zu wahren, oft und laut ausgesprochen. Dieses Benehmen und dieser Entschluß verdienen umsomehr die höchste Bewunderung, als sie in unserem Zeitalter etwas ganz Unerhörtes sind. Beharren Sie bei dieser Denkungsart, ich beschwöre Sie darum, und ich ersuche Sie zugleich, beiliegende Verschreibung von mir anzunehmen, die Ihnen monatlich fünfzig Guineen sichert, so lange Sie Ihrem Vorsatze getreu bleiben. Sollten Sie aber einmal zufällig sich veranlaßt finden, anderen Sinnes zu werden, so bitte ich mir den Vorzug vor Anderen einzuräumen, und ich werde dann diese fünfzig Guineen verzehnfachen.“

„Mylord!“ lautete die Rückantwort der braven Wienerin, „Sie scheinen in dem Wahne zu stehen, als sei meine Aufführung nichts als eine Larve, weil Sie so unzart und unedel sich zur Verzehnfachung des mir unaufgefordert gemachten Geldanerbietens erklären, wenn ich von der Bahn der Tugend weichen und Ihnen den Vorzug schenken würde. Wer giebt Ihnen ein Recht, mein unbeflecktes Herz durch den Schimmer des schnöden Metalls zu versuchen? Wer die Tugend in der Hoffnung auf ihren Fall belohnen will, hat nur die Absicht, sie zu untergraben. Mylord! Ich kenne meine Pflichten und bürge für mein Herz. Die Bühne soll mich nicht auf Abwege führen und ich werde nie an den edlen Grundsätzen, die ich dort von den Dolmetschern begeisterter Dichter vortragen höre, durch meinen Wandel zur Verrätherin werden. Es thut mir leid, daß Sie mich in die Nothwendigkeit versetzen, Ihnen ohne Rückhalt zu sagen, wie ich Ihr scheinbar großmüthiges Anerbieten für das erkenne, was es ist — ein Hohn gegen das Sittlichkeitsgefühl. Sie haben sich sehr geirrt, wenn Sie durch

ein solches, nichts weniger als feines Gewebe mich zu bestricken hofften. Solchen Schlingen auszuweichen, ist nicht schwer, wenn man nicht schon tief gesunken ist. Behalten Sie Ihr Geld; ich verachte einen Mann, der die Tugend mit fünfzig und das Laster mit fünfhundert Guineen belohnen will, und es wird mich freuen, wenn Sie in der Folge darauf sinnen, von Ihrem Reichthume einen besseren Gebrauch zu machen."

Violettens Beliebtheit stieg immer mehr und es stand ihr eine goldbringende Zukunft offen, da ergab sich plötzlich eine unerwartete Aenderung. Ihre besonderen Beschützer, Lord und Lady Burlington, an welche sie durch Wiener Briefe empfohlen war und an denen sie ein zweites Elternpaar gefunden hatte, machten ihr den Antrag, die Bühne zu verlassen und bei ihrer einzigen Tochter (der nachmals so berühmten Herzogin von Devonshire) die Stelle einer Gesellschafterin zu übernehmen. Freudig übernahm Violette diese ruhige und ehrenvolle Stellung, lebte auch sehr glücklich unter der mütterlichen Sorgfalt der edlen Lady; aber — nach und nach trübte sich der Himmel. Eine unheilvolle Leidenschaft verzehrte das reizende Mädchen, es verfiel sichtlich immer mehr; es war dies ein Uebel, welches keiner der berühmten Aerzte, die man consultirte, zu heben vermochte, da das weibliche Zartgefühl Violetten keine offene Mittheilung gestattete. Endlich aber gelang es dem Scharfblicke der Lady, das Geheimniß zu ergründen und in der Person des berühmten, eben im Alter von dreißig Jahren stehenden Mimen David Garrick, den so heiß geliebten Gegenstand zu entdecken.

Nun ließ der Lord den Künstler kommen, bewarb sich förmlich um ihn für seine „zweite Tochter Violette", wie er sie stets nannte, und sicherte ihm eine Aussteuer von 6000 Pfund Sterling (60.000 Gulden Conv.-M.) zu. Garrick dem schon lange die reizende Tänzerin nicht gleichgiltig geblieben war und dem nur bisher der Umstand den Muth genommen hatte, um sie zu werben, daß sie stets die Heiratsanträge der reichsten und angesehensten Cavaliere zurückgewiesen hatte, ging auf des Lords Antrag mit innigster Freude ein, und so fand am 22. Juni 1749 die Trauung des Directors des Drurylane-Theaters, David Garrick, mit der reizenden Wienerin Eva Maria Veigel statt.

Das Glück dieser Ehe war bis zum Tode Garrick's ein ungetrübtes. Im Jahre 1754 kaufte er ein schönes Wohnhaus auf der sogenannten Adelphi-Terrasse in London, welches seine Frau mit feinstem Geschmacke einrichtete und ausschmückte. Hier empfingen sie die beste Gesellschaft der Hauptstadt. Auch der in London anwesende berühmte Philosoph Jean Jacques Rousseau pflegte öfter ihr Haus zu besuchen.

Im Jahre 1762 hatte Mistreß Garrick die Betrübniß, ihre Mutter zu verlieren; dieselbe starb in Wien am 25. Juli im Alter von 75 Jahren (am Neubau in dem Hause „zum grünen Palmbaum" in der Kirchengasse mit der heutigen Nummer 6, alt 137). Im Jahre 1763 verließ das Ehepaar, der wankenden Gesundheit Garrick's wegen, England und ging in die Bäder nach Padua. Nach zwei Jahren kehrten sie zurück; Garrick betrat wieder die Bühne, verließ sie jedoch 1776 für immer und er erbaute sich zu Hampton in der Nähe Londons einen prachtvollen Landsitz, auf dem er im Umgange mit der Elite der fashionablen und gelehrten Welt den Rest seiner Tage verlebte. Am 20. Januar 1780 starb er in London und wurde in der Westminster-Abtei am Fuße von Shakespeare's Monument beigesetzt.

Seiner Witwe hinterließ er in seinem letzten Willen den größten Theil seines bedeutenden Vermögens, knüpfte jedoch die strenge Bedingung daran, sich nicht mehr zu verheiraten, widrigenfalls sie ein Dritttheil der Einkünfte und Besitzungen verlieren würde. Nicht deshalb aber, sondern im Andenken an ihren unvergeßlichen Gatten, schlug sie alle Anträge — und es wurden ihr deren nicht

wenige gemacht — aus, selbst den des liebenswürdigsten, geistreichsten und achtenswerthesten aller reichen Sonderlinge, des berühmten Philosophen und Naturhistorikers James Burnett Lord Monboddo (geb. 1714, gest. 1799), der zugleich ein hoher Gerichtsbeamter war.

Die Witwe Garrick lebte den Geboten der katholischen Kirche, die sie nie verlassen hatte, der Pflege des durch das berühmte Shakespeare-Mausoleum gezierten schönen Gartens in Hampton, wo beinahe jedes Bäumchen von ihr und dem theuren Gatten war gepflanzt worden (Geburtstag und Stunde jeder Pflanze wußte sie auf das Genaueste anzugeben), der Lectüre, wozu ihr die auserlesene Bibliothek Garrick's reichliches Materiale bot, und starb endlich, beinahe hundertjährig, in ihrem Hause auf der Adelphi-Terrasse unerwartet am 16. October 1822, während ihre Vorleserin ihr eben den „Hamlet" vortrug, in ihrem gewöhnlichen Lehnstuhle, einer unbezahlbaren Reliquie — dem Lehnstuhle Shakespeare's.

Sie wurde in die nämliche Gruft gesenkt, in welcher ihr Gatte ruhte. Bei dieser Gelegenheit überzeugte man sich von einer interessanten Thatsache. Mistreß Garrick, welche alljährlich am Todestage ihres Gatten in die Westminster-Abtei gegangen war, um an seinem Grabe zu beten, fragte einmal den Wächter des Denkmals, ob, nach Garrick's letztwilliger Anordnung, auch wirklich auf dessen Sarge der siebente Band von Shakespeare's Werken in Johnson's Ausgabe liege. Niemand konnte diese Frage beantworten, da es nicht möglich war, sich davon zu überzeugen. Als nun die Leiche der Mistreß beigesetzt und die Gruft deshalb geöffnet wurde, erinnerte sich der Wächter an ihre Frage, suchte nach und fand wirklich das Buch auf dem Sarge Garrick's liegen. Der Einband war noch unversehrt, das Papier jedoch von der feuchten Luft angegriffen und die Buchstaben waren unlesbar geworden.

Das Vermögen, welches Garrick's Witwe hinterließ, belief sich auf 70.000 Pfund Sterling (700.000 Gulden Conv.-Mze.). Nach Abzug mehrerer beträchtlicher Legate kam ein bedeutender Theil desselben in die Hände ihrer Verwandten nach Wien. Zu diesen zählte auch Elisabeth von Saar, geborene Veigel, Gattin des Rechnungsrathes bei der k. k. Ober-Postbuchhaltung, Peter von Saar (gest. 1830). Sie war die Großnichte von Frau Garrick und diese hatte mit ihr bis zu ihrem Tode correspondirt. Die Räthin Saar starb am 18. Februar 1840, im Alter von 85 Jahren, in dem mit der alten Nummer 236 bezeichnet gewesenen Theile des Häusercomplexes am Heidenschuß (Freiung), an dessen Stelle im Jahre 1857 das Gebäude der Creditanstalt gesetzt wurde. In ihrem Nachlasse befanden sich: ein Brief David's und einer Eva Garrick's (jetzt im Besitze des bekannten Autographen-Sammlers Generalmajors Alfred Ritter von Frank in Graz) und zwei sehr gute Oelporträts des Ehepaares Garrick, sowie ein sehr schönes Miniaturbild von ihm.

Was die weitere Verwandtschaft der Witwe Garrick betrifft, so starb in Wien die herrschaftliche Secretärswitwe Eva Rosina Veigel am 31. Mai 1774, alt 84 Jahre; Ferdinand Violette (Veigel), Tänzer am Kärntnerthor-Theater, Bruder der Mistreß Garrick, am 20. März 1789, alt 69 Jahre; Therese Veigel, k. k. Güterbestätigers-(Manthbeamten-)Witwe, am 12. November 1780, alt 72 Jahre; deren Tochter Theresia am 14. Februar 1802, alt 72 Jahre; Theresia Veigel, Bürgerin und Kaufmannsgattin, am 21. August 1782, alt 76 Jahre, in ihrem eigenen Hause in der Leopoldstadt (heute Ferdinandsstraße Nr. 14, alt 380); Josef Veigel, herrschaftlicher Zuckerbäcker in der kais. Burg, am 3. Juli 1729, alt 64 Jahre; Johann Veigel, k. k. Oberaufseher, am 26. Februar 1830, alt 65 Jahre; Rosine Veigel, Hausinhaberswitwe am Alsergrund, am 22. Juli 1841, alt 87 Jahre; Franz Veigel, Tabaktrafikant,

am 14. November 1866, alt 77 Jahre. Die Familie Veigel, von welcher noch ein Sprosse zu Wien lebt, ist eine der ältesten und denkwürdigsten Bürgerfamilien, welche bereits im 14. Jahrhundert daselbst ansässig war; als ihren Stammvater rechnet sie jenen Mann, der dem Herzoge Otto dem Fröhlichen das erste Märzveilchen gebracht und daher den Beinamen „Der Veigel" erhalten haben soll.

Den Verwandten und Bekannten David Garrick's hinterließ dessen Witwe viele kostbare Gegenstände, welche demselben gehört hatten, zum Andenken; so z. B. erhielt Lady Amherst einen kostbaren, mit Diamanten besetzten Ring, in welchem ein Stückchen von der Eiche enthalten war, auf die sich König Karl II. von England nach der Schlacht von Worcester geflüchtet hatte; der berühmte Schauspieler Edmund Kean bekam Stern, Hosenbandorden und anderen echten Schmuck, den Garrick in der Rolle Richard's III. getragen; Fate Wilkinson ein Paar kostbare Schuhschnallen Garrick's, mit denen sich derselbe nachher ganze Stunden beschäftigte, indem er sie fortwährend putzte und mit liebender Verehrung betrachtete; die berühmte Schauspielerin Sarah Siddons, geborene Kemble, erhielt ein Paar Handschuhe, welche Shakespeare gehört hatten und die Garrick einst beim Jubiläum in Strafford von einem Nachkommen des Dichters erhalten u. s. w. u. s. w. Auch eine Dose befand sich darunter mit einem reizenden Gemälde M. Watts, das Haus der Witwe Garrick in Hampton vorstellend. Man sieht rechts das Wohnhaus mit der großen Terrasse, auf welcher Garrick mit seiner Eva zu sitzen pflegte, um sich am Anblick des schönen Parkes zu erlaben; links zeigt sich der Tempel, den der große Mime zum Ruhme Shakespeare's errichten ließ und welcher im Innern mit der von Roubilliac ausgeführten Marmorstatue des unsterblichen Dichters geschmückt ist.

Neuer Türkenkrieg.

Bevor wir zu einer wichtigen Epoche in der österreichischen Geschichte jener Tage schreiten — zu der des Türkenkrieges — müssen wir noch kurz erläutern, wie die pragmatische Sanction ihre Anerkennung von Seite der auswärtigen Mächte gefunden hatte.

Nachdem Kaiser Karl VI. die pragmatische Sanction seinem Reiche als ein heiliges und unwiderrufliches Gesetz verkündigt hatte, mußte sich nun sein Augenmerk nach außen richten. Er wollte jedem etwaigen späteren Angriffe auf die von ihm festgestellte Erbfolge vorbeugen. So wenig nun auch irgendeine auswärtige Macht das Recht hatte, den Verfügungen des Kaisers in Bezug auf die inneren Angelegenheiten seines Reiches entgegenzutreten und der Thronfolge Maria Theresia's die Anerkennung zu verweigern, so hielt es der Kaiser doch für gerathene Vorsicht, auch auf irgend ein Unrecht bedacht zu sein. Er forderte

daher die Mächte Europas auf zur Anerkennung der pragmatischen Sanction.

Die erste Macht, welche die pragmatische Sanction bereits im Jahre 1725 anerkannte und deren Gewährleistung übernahm, war Spanien; Churfürst Karl Albert von Bayern und sein Bruder, der Churfürst Clemens August von Cöln, traten im folgenden Jahre 1726 jener Vereinbarung mit Spanien bei. Am 6. August 1726 übernahm auch die Kaiserin Katharina I. von Rußland die Gewährleistung; am 20. October desselben Jahres König Friedrich Wilhelm I. von Preußen durch den Tractat von Wusterhausen, wie zwei Jahre später, am 23. December 1728, abermals durch den geheimen Vertrag von Berlin. Am 16. März 1731 unterzeichnete der englische Minister Sir Thomas Robinson in Wien die Gewährleistung von Seite Großbritanniens.

Große Weitläufigkeiten fand die pragmatische Sanction bei dem Deutschen Reich, sowohl wegen des complicirten Geschäftsganges, der dem Beschlusse voranging, als auch deshalb, weil Churfachsen und Bayern, so wie Churpfalz, beide letztere durch das Gesammtinteresse der Dynastie Wittelsbach verbunden, Bedenklichkeiten erhoben und entgegenarbeiteten. Andererseits bewies man ihnen, daß in Angelegenheit der Garantie die Stimmenmehrheit der Stände auf dem Reichstag zur Abfassung eines allgemein giltigen Reichsschlusses statthaft und hinreichend sei. Demgemäß erfolgte unterm 11. Januar 1732 das Reichsgutachten, welches die Gewährleistung des Reiches für die pragmatische Sanction bewilligte und dann durch ein kaiserliches Commissionsdecret ratificirt (genehmigt) wurde. Dagegen schlossen die Bayern und Churfachsen unter'm 9. Juli zu Dresden ein Bündniß zum wechselseitigen Schutze für drei Jahre — ein bedenkliches Anzeichen ihrer Gesinnungen in Beziehung auf die Anerkennung der österreichischen Erbfolge.

Da änderte der Tod Königs August II. von Polen (1. Februar 1733) das ganze Verhältniß; da sich der Churfürst August III. von Sachsen dem Kaiser zuwandte, um dessen Beistand zur Erlangung der polnischen Krone zu erhalten, so ließ Karl VI. die Gelegenheit nicht unbenützt, um durch seine Parteinahme für Churfachsen die Gewährleistung durch dasselbe zu erlangen. Obwohl nun der Churfürst von Sachsen, nachdem ihm die polnische Krone gesichert worden, auch die Versicherung zwischen dem Kaiser und dem Churfürsten von Bayern zu vermitteln suchte, so war er doch gegen den Ersteren keineswegs aufrichtig und ließ den Letzteren errathen, wie manche „Milderung" mit der von Churfachsen übernommenen Garantie noch vorgenommen werden könnte.

Dagegen verhehlte Karl Albrecht seine Absichten dem Kaiser nicht; als ihn dieser an die Verpflichtung der Churfürsten, an den 12. Artikel des Wiener Vertrags von 1725, dem er am 1. September beigetreten, erinnerte, bemerkte Karl Albrecht ausdrücklich: „er habe zwar die Erbfolgeordnung in Ansehung seiner Gemalin Maria Amalia angenommen, aber damit keineswegs seinen Nachkommen ein Recht rauben können oder wollen, welches ihnen durch das Testament Kaiser Ferdinand's I. (vom 1. Juni 1543) zugesichert worden; seine Gemalin habe sich zwar als Erzherzogin von Oesterreich ihres Rechtes begeben, nicht aber das Anrecht des Hauses Bayern vergeben können und wollen."

Das vorerwähnte Testament Ferdinand's I. enthielt nach der bayerischen Abschrift die folgende Stelle: „Mit dieser angehaften Erklärung, die Wir hiermit kund thun, daß in solchem Falle, wenn alle unsere geliebte Söhne ohne männliche Leibeserben abgingen, bemeldete beide Unsere Königreiche Hungarn,

Böhmen sammt ihren anhängenden Landen an Unsere älteste Tochter, so zu derselben Zeit im Leben sein werden, erben und fallen soll."

Vertheidigung von Türrenstein.

Aber — in der Originalurkunde, welche sich zu Wien befand, hieß es statt „männliche“ Erben — „eheliche“ Erben; allerdings ein großer Unterschied, der späterhin zu ernsten Erörterungen führte.

Bald, nachdem das Deutsche Reich die Garantie der pragmatischen Sanction übernommen hatte, thaten dies auch die Generalstaaten der vereinigten Niederlande (in dem Tractat vom 20. Februar 1732), jedoch nicht ohne den geheimen Artikel beizufügen für den Fall, daß die Erbtochter des Kaisers sich an einen Prinzen vermälen würde, der so mächtig wäre, daß die Vereinigung seiner Hausmacht mit der österreichischen Besorgniß für die Erhaltung des europäischen Gleichgewichtes erregen könnte; in diesem Falle sollte es einem solchen Prinzen freistehen, seine eigene Hausmacht an seine nächsten Agnaten (Verwandten väterlicher Seite) abzutreten oder auf die Garantie zu verzichten; Letzteres natürlich in Verbindung damit, daß dann auch die Generalstaaten (so wie England) der von ihnen übernommenen Gewährleistung entbunden seien.

Am 27. Mai desselben Jahres gelang es dem Kaiser, auch von Dänemark die Uebernahme der Garantie zu erlangen. Frankreich zögerte mit derselben bis zum Abschluß des Definitivfriedens von 1738, in welchem der Kaiser Lothringen an Frankreich übergab. König Karl von Beiden Sicilien (später als König von Spanien Karl III.) trat der Bestimmung dann gleichfalls bei. Der Kaiser erachtete somit sein Werk, die Grundlage der österreichischen Thronerbfolge, von innen und außen für gesichert.

Bevor aber noch seine Erbin schwere Täuschungen in dieser Beziehung erfahren sollte, brach der Türkenkrieg aus, der leider nicht einen jener lichten Punkte in der österreichischen Geschichte bietet, aus denen der Glanz der österreichischen Waffen widerstrahlt, und da müssen wir sofort vorausschicken, daß die Unfälle, welche Oesterreich in dem nun folgenden Kriege trafen, keine Scharte in dem österreichischen Kriegsschwerte sind, da es nirgends an Kriegsmuth und Tapferkeit fehlte. Der Uebelstand lag einzig und allein darin, daß die Kriegsbewegungen, anstatt sie der Einsicht und der Taktik des Feldherrn anheimzustellen, von einem Kriegsrathe in Wien vorgeschrieben wurden, der mit dem besten Willen nicht die taktische Einsicht verband. Zudem waltete sonst auch noch mancher hemmende Einfluß ob, weshalb es nicht ohne Interesse ist, einen Blick auf das damalige Minister-Cabinet in Wien zu werfen.

Das Cabinet hatte zwei neue Mitglieder bekommen: den Grafen Alois Thomas von Harrach (geb. 1669, gest. 1742), vormals Botschafter in Spanien, Vicekönig in Neapel bis 1733, und den Grafen Lothar Josef Dominik von Koenigsegg (geb. 1670, gest. 1751), kais. Feldmarschall und Oberbefehlshaber in Italien, Präsident des Hofkriegsrathes, früher Generalgouverneur der Niederlande, Gesandter in Paris, Holland und Spanien; er war kurz nach Eugen's Tode zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt worden. Aber der Kaiser mißtraute damals seinen vorzüglichsten Räthen mehr als jemals und schenkte sein ganzes Vertrauen dem Referendar des Cabinetsrathes, Johann Christoph Bartenstein, einem Emporkömmlinge, den wir etwas näher betrachten wollen.

Bartenstein, als Sohn eines Straßburger Professors im Jahre 1689 geboren, kam Anfangs des Jahres 1714 nach Wien, trat da vom Protestantismus zur katholischen Kirche über und widmete sich der Advocatur. Da er Geschäftsträger oder Fürsprecher bei einem Richterstuhle war, erwarb er sich das Wohlwollen des Grafen Starhemberg, für welchen er einen Rechtsstreit glücklich führte. Durch mehrere eingereichte Schreiben machte er sich so nützlich, daß er in der Kanzlei der auswärtigen Angelegenheiten angestellt und nachher Referendar oder Geheimcabinetsschreiber wurde. In dieser Stellung hatte er die Gelegenheit.

seine Anlagen zu entwickeln, und mittelst seiner stand der Kaiser, der alle Geschäfte nur schriftlich verhandelte, mit seinen Räthen im Briefwechsel.

Karl VI., welcher gegen seine vornehmsten Minister sehr zurückhaltend war, zeigte sich gegen die von minderem Range sehr traulich und herablassend und sie hatten häufig bei ihm Zutritt; da war es nun für Bartenstein, dem es nicht an Scharfblick fehlte und der alle Gaben besaß, um des Kaisers Vertrauen und Gunst zu gewinnen und zu behaupten, nicht schwer, eine wichtige Rolle in den Augen des Monarchen zu spielen, und in der That war dies der Fall eben in der Zeit, wohin diese Geschichte nun gediehen ist. Wiewohl in einer untergeordneten Stelle, erhielt er doch, wie die geheimen Staatsräthe, die Mittheilungen der auswärtigen Mächte und hatte bereits so viel Uebergewicht erlangt, daß er die Minister, welche eine der seinigen entgegengesetzte Ansicht behaupteten, demüthigen, ja sie in Ungnade bringen konnte. So verlor z. B. Friedrich Karl Graf Schönborn, Fürstbischof von Bamberg seit 1729, durch Bartenstein die Stelle des Reichs-Unterkanzlers, weil er sagte: „Des Geheimschreibers Amt ist zu schreiben und nicht zu sprechen." Graf Königsegg, der dem Kaiser vorgestellt hatte, er möchte doch bei Kriegsunternehmungen lieber seinen Heerführern, als den Geheimschreibern folgen, wäre entlassen worden, hätte er sich nicht bei dem Günstling entschuldigt und Prinz Eugen sich für ihn verwendet. Ja, Bartenstein benahm sich gegen Herzog Franz von Lothringen so ungemein hochfahrend, daß er, als dieser Fürst sich abgeneigt zeigte, seine Länder ohne Ersatz abzutreten, ihn zornig anfuhr: „Keine Abtretung, keine Erzherzogin!" Und Franz schwieg wohlweislich, denn er wußte, daß dies keine leere Drohung war.

Bartenstein war heftig, eifersüchtig, jähzornig, unversöhnlich und verbarg dies unter einem gehaltenen und glatten Aeußern. Da er sich durch seine Feder gehoben hatte, so war er auf seine Schriften eitel. Auch war er äußerst wortreich und statt gedrängter, klarer Antworten sprach er lang und breit mit den Ministern und ließ sie nicht zu Worte kommen. Aber die Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen, daß er unbestechlich und aufrichtig dem Vortheil und Ruhm des österreichischen Hauses anhing. Als geheimer Staatssecretär nahm er entscheidenden Einfluß auf die Gründung des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs, dessen Direction er auch führte. Im Jahre 1733 war er in den Freiherrnstand erhoben worden. Bartenstein war Mitarbeiter der pragmatischen Sanction und später (1741) Verfasser der Kriegserklärung an Frankreich.

Der Oberstkanzler Graf Philipp Ludwig von Sinzendorf erfuhr von dem Kaiser, statt sich im Ansehen zu erhalten, nur Verachtung und Abneigung; als er durch den Tod seiner Gemalin (1733) einen beträchtlichen Theil seines Vermögens verloren hatte und mit Schulden überhäuft war, hatte er den abenteuerlichen Plan, um seine Vermögensumstände und sein Ansehen emporzubringen, Cardinal werden zu wollen. — Der Finanzminister Graf Gundaker Starhemberg konnte wegen seines Alters, seiner angeborenen Zurückhaltung und Gleichgiltigkeit dem Einflusse des Geheimschreibers nicht Abbruch thun. — Graf Harrach, der sein Emporkommen dem Staatssecretär Bartenstein zu danken hatte, war dabei zu geschmeidig, als daß er nicht mit dem Strome hätte schwimmen sollen.

Graf Königsegg, den mehr der Wunsch des Heeres, als die Zuneigung des Kaisers zum Heerbefehl berufen, sah seinen Feind, Graf Ludwig Andreas von Khevenhüller (geb. 1683, gest. 1744), als Vicepräsidenten des Hofkriegsrathes. Königsegg war übrigens einer der stattlichsten Cavaliere, General, Staats- und Hofmann in einer Person, ein Mann der unzerstörbarsten Seelenruhe in Glück oder Unglück, dem in Italien seine Soldaten den Spottnamen „General

Rasttag" aufgebracht hatten, hoch gebaut, vollkommen schön gewachsen, mit einem langen Gesicht, blauen geistvollen Augen und schwarzen Brauen darüber, einer Adlernase und einem hübschen Munde, von nobler Haltung, leichten und gefälligen Manieren und großer Redefertigkeit. Er war früher in Dresden als Gesandter gewesen und hatte dort viele Liebe und Ansehen sich erworben. Er war ein besonderer Liebling des starken August gewesen und in dem unordentlichen Leben, zu dem ihn dieser veranlaßt hatte, war seine Gesundheit zerstört worden, er litt später bedeutend an der Gicht.

Von Dresden war Königsegg als Gouverneur in die neu erworbenen Niederlande gegangen und hier hatte er sich mit der Gräfin Maria Theresia Isidora von Lannoy (geb. 1692, gest. 1750) vermält, aus demselben Hause, das den Franzosen höchst fatal war, da eines seiner Mitglieder, Karl von Lannoy, Vicekönig von Neapel und Führer des kaiserlichen Heeres in Italien (geb. 1470, gest. 1527), es gewesen war, der König Franz I. von Frankreich in der Schlacht von Pavia gefangen, dessen Degen in Empfang genommen und den König in seine einjährige Haft nach Spanien übergeführt hatte. Deshalb kündigte auch der „Mercure galant" im Septemberheft 1716 der Welthauptstadt Paris die Gräfin Lannoy, neuvermälte Königsegg, mit einem sanglanten Witzcouplet an. Königsegg lebte in Paris mit solchem Glanze, daß er sich fast ruinirte und, trotz der hohen einträglichen Stellen, die er später bekleidete, sich nur mit Mühe wieder erholen konnte. Fürst Wenzel Liechtenstein behauptete, er habe in Paris nicht weniger als $2^1/_2$ Millionen ausgegeben.

Die Ursachen und Verhältnisse, welche den türkischen Krieg entflammten, waren eigenthümlicher Art. Es bestand ein Vertrag vom 6. August zwischen Oesterreich und Rußland, durch welchen Rußland die Garantie des Wiener Friedens übernommen hatte, Oesterreich dafür aber auch alle europäischen Besitzungen Rußlands gewährleistete. Sollte nun eine von den beiden Mächten in Bezug auf die eben erwähnten Punkte angegriffen werden, so war die andere verpflichtet, jener mit einem Hilfsheer von 30.000 Mann Beistand zu leisten. Als nun Rußland im Jahre 1736 der Pforte den Krieg erklärte, sandte ihm der Kaiser das Hilfsheer von oben besagter Stärke. Ja, der Kaiser that noch viel mehr, als wozu ihn der Vertrag verbindlich machte; er wollte förmlich Antheil nehmen an diesem Angriffe Rußlands auf die Türkei. Den Mächten, welche eine Theilung der Türkei fürchteten und sich hierüber eine Erklärung von Seite des Kaisers ausbaten, sagte er deutlich genug, daß er für den großen Aufwand des Krieges gegen Frankreich, der ihm allein zur Last gefallen sei, und für den Verlust in dem Friedensschlusse von 1735 sich anderweitig entschädigen wolle.

Es fand jedoch die Absicht des Kaisers nicht ihre Erfüllung, das Ende dieses Krieges war kein glückliches, aber die Schuld des mißlichen Ausganges trugen nicht die österreichischen Waffen. Wie bereits kurz erwähnt, lag die Schuld zum Theil darin, daß nicht der Oberfeldherr den Krieg leitete, sondern der Hofkriegsrath in Wien, von seinem grünen Tische aus; von diesem Kriegsrathe nun empfing der General-Feldmarschall Graf Friedrich Heinrich von Seckendorf die Befehle zu allen seinen Operationen. Aber auch abgesehen von der Unzweckmäßigkeit, ja Verderblichkeit einer solchen Kriegsleitung (die sich bis auf eine sehr neue Zeit fortgepflanzt hatte), ließ der Kriegsrath das Heer in einem sehr argen Zustande. Es herrschte eine völlige Verwahrlosung der Festungen, Kasernen und Lazarethe, Mangel an Munition, Pontons, Schiffen und Proviant. Das Heer zählte auf dem Papiere freilich 122.514 Mann leichte Truppen, die Artillerie und die Donauflotte nicht mit eingerechnet; in der Wirklichkeit jedoch war es blos 26.000 Mann zu Fuß und 15.000 zu Roß stark. War aber das Heer

nicht vollzählig, so waren die Befehlshaber überzählig: es war eine zu große Menge von Commandanten, zwischen denen nun Eifersucht und Nebenbuhlerei herrschte und von denen der eine wie der andere sich hierdurch Fehler zu Schulden kommen ließ.

Oberbefehlshaber war Graf Seckendorf, der sich aus mehrfachen Gründen nicht der Liebe der höheren Officiere erfreute, welche ihn als ehemaligen Gesandten für einen Intriguanten hielten. Er war übrigens ein brauchbarer Feldherr, geschult aus der besten Zeit des Prinzen Eugen, welcher selber ihn empfohlen hatte. Aber dadurch, daß er allerseits nur Abneigung begegnete, wurde seine Stelle eine unerfreuliche und dieselbe noch viel schwieriger, als Franz Stefan von Lothringen bei dem Heere eintraf. Der Herzog wollte den Krieg als „Volontär" (Freiwilligen) mitmachen, nichtsdestoweniger aber mußte er, nach einer in Wien deshalb ausgefertigten Instruction, mit allen Vorzügen eines commandirenden Generals en chef behandelt werden. In der That wurde auch das gute Einvernehmen zwischen dem Feldmarschall und dem Herzoge bald gestört, obgleich Franz Stefan bei dem Feldzuge allerdings nur eine untergeordnete Rolle spielte.

Ehe wir nun auf die Ereignisse des Krieges selbst übergehen, müssen wir noch den Blick der Leser auf einen Punkt lenken, der ganz besonders in diesem Augenblick interessiren muß, wo Oesterreich mit so günstigem Erfolge als der Schutzherr der Christen auf türkischem Gebiete aufgetreten ist. Diese schöne Rolle war damals bereits Kaiser Karl VI. zugedacht und woran sie gescheitert ist, wird sogleich erläutert werden.

Der Erzbischof von Ochryda in Macedonien und der Patriarch von Pechia hatten dem Kaiser insgeheim die Zusage gegeben, daß die christliche Bevölkerung daselbst in dem Augenblicke, als seine Armee die Grenze überschritte, dieselbe unterstützen und sich sogleich von der türkischen Herrschaft losreißen würde. Dem Kaiser war dieses Anerbieten nun allerdings willkommen, er versprach den beiden Kirchenfürsten, sie unter seinen Schutz zu nehmen und dem griechischen Cultus freie Religionsübung zu gewähren und rechnete nun bei dem ganzen Kriegsplan mit voller Zuversicht auf die Erfüllung jener Zusage, welche ihm die genannten griechischen Kirchenfürsten gemacht hatten; aber der kühne Erzbischof hatte noch einen anderen, viel weiter ausgreifenden Plan, und dieser war die Klippe, an welcher Alles scheiterte.

Es wollte nämlich der Erzbischof mit dem Siege des Kreuzes auch die Wiedergeburt der griechischen Nation. Diese sollte frei und selbstständig als wichtige Zwischenmacht in Bosnien, Serbien, Albanien, Macedonien und auf dem Peloponnesos (südlichster Theil Griechenlands, Halbinsel) dastehen, das geistliche Haupt zugleich ihr weltliches sein, aber im Lehensverband mit dem deutschen Reiche, unter Oberlehensherrlichkeit des deutschen Kaisers, der dem Fürsten des neu erstandenen Griechenlands Sitz und Stimme auf dem deutschen Reichstage anweisen sollte. Unter den obwaltenden Umständen bei Erschlaffung der osmanischen Streitkraft und der Bedrängung der Türkei durch Rußland war jene Idee der griechischen Selbstständigkeit wohl immer eine kühne, aber allerdings keine Chimäre. Indeß, entweder hatte der Kaiser keine Neigung für diesen Plan, oder kein Vertrauen in dessen Ausführbarkeit — er sprach sich nicht entschieden dafür aus; er erwog, gab Zusagen, doch im Allgemeinen, mit Vermeidung jeder Bestimmtheit. Das war keineswegs befriedigend für die Griechen, denn sie wollten wagen Alles für Alles, aber Nichts für die Hälfte. Und so kam es, daß, als nun ein kaiserliches Streitcorps in Albanien eindrang, sich keine Hand zur Unterstützung desselben regte, was doch der Kaiser so fest gehofft. Und diese getäuschte Hoffnung in

Verbindung mit den früher angeführten Mißlichkeiten erklärten den mißlichen Erfolg des Krieges.

Es hat sich ein charakteristisches Documentchen bis auf unsere Tage erhalten, dessen Mittheilung gerade in unserer Zeit, wo die österreichischen Truppen das Paschalik von Novibazar besetzt halten, doppelt interessant erscheint. Es datirt aus eben jenen Tagen, wo der Sandschak Novibazar von unseren Regimentern occupirt wurde und bildet einen der noch heute üblichen Besetzungsrapporte bei Einrückung in eine feindliche Ortschaft, der aber einerseits durch seine Schreibweise den damaligen Militärstyl charakterisirt, andererseits die Unzuverlässlichkeit der griechischen Mithilfe kennzeichnet. Der Rapport, erstattet von einem Lieutenant und an den Commandanten der eben eroberten Festung Nissa, den Feldmarschall-Lieutenant Karl Magnus Baron von Leutrum (geb. 1679, gest. 1738) gerichtet, lautet wörtlich folgendermaßen:

„Ihro Excellenz, Hochgeborener Reichs-Freiherr! Gnädigster und hochgebietender Herr Herr Feldmarschall-Lieutenant! Es werden Euer Excellenz mir nicht ungnädig nehmen, daß ich komme, mit solchen Papier meinen gehorsamsten Rapport abzulegen, ist einzig und allein die Ursach, daß allhier keines zu finden ist und auch nichts bei mir habe, als wie ich gehe und stehe. Ich bin den 7. August zu Nachts bei Procopia von Ihro Excellenz General Schmettau hieher nach diesem Schloß commandirt worden, mit dieser Mannschaft, wie die Standestabelle zeigt, bin auch den 9. zu Nachts richtig allhier angelangt. Mein Führer war ein raitzischer Pope (Priester), welcher J. E. dem Herrn Generalen mit lauter Unwahrheiten berichtet hat. Nämlich: es befinden sich 3 metallene Stücke allhier, welches nicht wahr, sondern nur zwei metallene türkische Mörschel (Mörser) ohne Laffetten und vernagelt. Dieser raitzische Pope verdient gebunden nach Nissa geführt zu werden, wegen seiner großen Unwahrheiten, die er Ihr. Exc. berichtet hat. Erwarte also eine Antwort von J. Exc. als meinem Commandanten, wie ich mich zu verhalten habe. Dieser Pope hat auch Ihr. Exc. gesagt, es wäre nicht weit von Nissa dieses Schloß. Zu Fuß hat ein Mann vier Tage zu marschiren, in Allem hat dieser Pfaff die Unwahrheit geredet. Auch will er Pulver in das Schloß schaffen und ist das auch nicht wahr, habe also nicht mehr Munition bei mir, als ein jeder Mann 30 Schuß. Von diesem Schloß wäre gut gewesen, die Türken hätten es nicht so schlechter Weise verlassen. Es hat mich schon zwei Tage die Dysenterie (Ruhr) hergenommen, wenn's nicht besser, so werde gehorsamst bitten, daß ein anderer Lieutenant mich kommt ablösen. Das ausgelegte Geld werde ich E. E. mit gehorsamsten Dank bezahlen. Der ich mit allerunterthänigster Devotion (Ehrerbietung) ersterbe E. E. gehorsamster Diener Baron von Dornsperg, Lieutenant. Datum Novi berdo den 11. August 1737." Adresse: „An S. Ex. Monsieur le Baron de Leutrum, General-Marschall-Lieutenant et Commandant d'Nissa, pour S. M. Imp. e Catolique à Nissa."

Bei dieser Gelegenheit möge auch einer Specialität der österreichischen Armee Erwähnung geschehen — der sogenannten Bosniaken. Es hatten schon zur Zeit des letzten Türkenkrieges unter dem Prinzen Eugen mehrere croatische Magnaten aus christlichen Bosniern und türkischen Ueberläufern zwei freiwillige Hußarencorps errichtet, die sich wiederholt auszeichneten. Dasselbe geschah auch 1737. Auch diesmal wurden diese Soldaten officiell Hußaren genannt, führten jedoch im Volksmunde allgemein den Namen Bosniaken. Ihr Anzug glich jenem der gewöhnlichen Hußaren nur in einigen Stücken, ihre Waffen bestanden in einem Handschar (türkischen Dolch, kurzen Degen), zwei bis vier Pistolen, einem Gewehr und einer kurzen Lanze.

Nach dem Vorausgeschickten mag nun eine kurze Schilderung dieses Türkenkrieges, und zwar blos nach den Umrissen der Ergebnisse folgen. Der Anfang des Feldzuges von 1737 ließ sich immerhin günstig an; es zog die Hauptarmee im Juli über die Morava; Nissa wurde eingeschlossen und ergab sich am 28. Juli den Kaiserlichen, welcher Erfolg Karl VI. nicht wenig erfreute. Er ertheilte den Befehl, die dortigen Moscheen niederzureißen, bis auf eine, welche zur katholischen Kirche geweiht werden sollte. Noch währte in Wien die Freude über diesen ersten Erfolg, als schon auf dem Kriegsschauplatze selbst ein Mißgriff und Unfall den andern drängte. Wohl war es gerade von keinem großen Belange, daß sich der, in diesem Kriege nur eine untergeordnete Rolle spielende Herzog Franz Stefan von dem Kriegsschauplatze entfernte, um von seinem Großherzogthume Toscana Besitz zu ergreifen, aber seine Autorität als Mitglied des kaiserlichen Hauses hatte doch die Leidenschaften der rivalisirenden Generäle in Schranken gehalten. Ein schwerer Fehler war es jedoch, daß Khevenhüller versäumte, die Festung Widdin zu nehmen. Der Feldmarschall Prinz Josef Friedrich Wilhelm Hollandinus von Sachsen-Hildburghausen (geb. 1702, gest. 1787), welcher mit dem zweiten Heere nach Bosnien gezogen war, während ein drittes Heer unter Graf Wallis in die Walachei rückte, belagerte Banjaluka vergeblich und wurde geschlagen. Khevenhüller zog sich nach Persa Palanka, dann über die Donau nach Orsova und Mehadia zurück, die Hauptarmee unter Seckendorf gegen Schabacz und Belgrad.

Am 15. October übergab der Feldmarschall-Lieutenant Nikolaus Doxat (geb. zu Yverdun in der Schweiz am 19. Januar 1682, ein tüchtiger Ingenieur und Verbesserer der Befestigungswerke Wiens) die Festung Nissa wieder mittelst Accord den Türken und wurde dafür am 20. März 1738 zu Belgrad enthauptet. Alle Schuld wurde nun auf Seckendorf gewälzt, dessen Feinde triumphirten. Er sah sich plötzlich vom Commando abgerufen und nach Wien verlangt, wo er sofort verhaftet und angeklagt wurde. Ohne den Spruch des Kriegsgerichtes zu erhalten, aber auch ohne seine Titel und Würden zu verlieren, wurde er bis zum Tode des Kaisers Karl zu Graz in Haft gehalten. Statt seiner wurde zuerst Feldmarschall Victor Graf Philippi (geb. 1675, gest. 1740), dann Königsegg Oberfeldherr.

Der neue Feldzug begann ebenfalls glückverheißend, endete jedoch ebenso wenig vortheilhaft, wie der erste. Die kaiserliche Armee, bei welcher sich abermals Franz Stefan, jetzt aber als Großherzog von Toscana, als „Volontär", jedoch mit allen Ehren und Ansprüchen eines Generalissimus befand, siegte am 28. Juni 1738 bei Kornia, entsetzte Neu-Orsova und schlug die Türken bei Mehadia. In diesem Feldzuge hatte der Großherzog ein Abenteuer, dem wir alsbald einen eigenen Abschnitt widmen müssen. Durch diese Siege wurde aber die Armee bedeutend geschwächt, und da man sie nicht durch frische Truppen ergänzte, so mußte, als sich der Großvezier mit einem bedeutend stärkeren Heere näherte, Königsegg sich in die Linien von Belgrad zurückziehen, worauf die Türken, ohnehin bereits Meister von Neu-Orsova, Semendria nahmen. An die Stelle Königsegg's, welcher nun zurückberufen wurde, trat Feldmarschall Georg Olivier Graf Wallis (geb. 1673, gest. 1744), unter noch viel ungünstigeren Umständen. Es war nämlich das feindliche Heer gerade doppelt so stark als das kaiserliche, das letztere noch dazu in üblem Zustande, und auf den Befehl des Hofkriegsraths in Wien mußte Wallis noch dazu seine sichere Stellung verlassen!

So erlitt er denn bei Kropka am 23. Juli eine fürchterliche Niederlage, welche seinen schleunigen Rückzug bis Belgrad und über die Donau zur Folge hatte. Nun verlor er die Besinnung. Der Feind, umsomehr ermuthigt, belagerte Belgrad, wo Feldmarschall-Lieutenant Jakob Heinrich Freiherr von Buckow

(gest. 1740) commandirte und, sonderbar genug! gleich nach Beginn des Angriffs sagen ließ, daß er sich nicht länger halten könne; eine Nachricht, die Wallis noch mehr entmuthigte, und zwar in solchem Grade, daß er von der kaiserlichen Vollmacht, den Frieden zu unterhandeln, Gebrauch machen zu müssen glaubte.

Aber wie geschah dies! Man sollte es kaum glauben, daß ein Feldherr zum vorläufigen Uebereinkunftspunkt die Schleifung der wichtigsten Festung machte! Dabei ist allerdings nicht zu übersehen, daß der französische Gesandte bei der Pforte, Peter Marquis von Villeneuve, hierbei auf's allergeschäftigste die Hand im Spiele hatte.

Es läßt sich denken, daß die Berichte des Feldmarschalls Wallis, die er

Die erste Prima-Ballerina der Wiener Bühne. (Seite 356.)

über den Stand der Dinge nach Wien sandte, keine geringe Bestürzung beim Hofkriegsrath und bei den Majestäten, insbesondere bei der Kaiserin Elisabeth Christine erregten. Der Generalfeldzeugmeister Samuel Reichsgraf von Schmettau (geb. 1684, gest. 1751) wurde mit dem Auftrag zur Armee zurückgeschickt, Belgrad und Peterwardein zu retten; er gab auch wirklich noch nichts verloren, wenngleich die Armee durch die Pest bedeutend gelichtet war und unter den Befehlshabern fortwährend Uneinigkeit und Eifersucht herrschten, und warf sich nach Belgrad, um es bis zum letzten Augenblicke zu vertheidigen.

Nun bemühte sich der Gesandte Frankreichs, einen Separatfrieden zu ermitteln, um dadurch die beiden Mächte, Oesterreich und Rußland, zu trennen; aber die Eifersucht von Wallis auf den Feldzeugmeister Wilhelm Reichard Graf Neipperg (geb. 1685, gest. 1774) trat jedem vermittelnden Ausgange hindernd entgegen. Der Kaiser hatte Wallis befohlen, die bereits erwähnte

Friedensvermittlungs-Vollmacht Neipperg zu übergeben und allen Bestimmungen des Letzteren nachzukommen; aber, empfindlich gekränkt dadurch, ließ Wallis nun Neipperg ohne alle Nachricht über den Stand der Armee und die neue Lage der Dinge in Belgrad, ja selbst ohne die über die Anerbietungen, welche er (Wallis) selbst bereits den Türken gemacht, in's feindliche Lager zum Großvezir abgehen, wo Neipperg, der überdies so unvorsichtig gewesen war, nicht einmal sicheres Geleite zu begehren und solches abzuwarten, als Gefangener behandelt wurde und aus Furcht für seinen eigenen kostbaren Leib blindlings unterschrieb, was man ihm vorlegte, und dergestalt am 1. September 1739 den schmählichen Präliminar-Frieden unterzeichnete, der vom französischen Gesandten im Namen seines Hofes garantirt wurde und dessen Hauptbedingungen in der Uebergabe von Belgrad und Schabatz (mit Schleifung der äußeren Festungswerke) an die Türken, Abtretung Serbiens und der Walachei, endlich, was wohl das Schmählichste, in der schon fünf Tage nach Abschluß des Präliminar-Friedens vorzunehmenden Schleifung der äußeren Werke Belgrads bestanden. Alle diese Zugeständnisse waren bei den Siegen der Russen vollkommen unnöthig. Aber freilich, es kamen im türkischen Lager geradezu unglaubliche Scenen vor. So spie der Pascha von Bosnien dem Grafen Neipperg in's Gesicht und sagte zu ihm: „Du ungläubiger Hund, Du sagst kein Wort von dem Hauptpunkt, welchen der Vezir Wallis geboten hat. Du wirst nach Constantinopel geschickt und bestraft werden, wie Du es werth bist!"

Peter Wancsa, der Harambascha. (Seite 374.)

Und wirklich, man wartete nicht einmal die Genehmigung durch den Kaiser ab, sondern räumte bereits am 1. September den Türken das Kaiserthor und die Alexander-Kaserne in Belgrad ein, worauf denn auch die Uebereinkunft über die Schleifung der Festungswerke binnen sechs Monaten abgeschlossen und sowohl von Neipperg als von Villeneuve unterzeichnet wurde. Erst nachdem dies geschehen war, nämlich am 18. September, schloß Neipperg im türkischen Lager von Belgrad den endgiltigen Frieden. Der mit diesem Geschäfte beauftragte Bevollmächtigte des Kaisers kam zu spät. Am 22. October fügte sich der Kaiser

in das Unvermeidliche; er genehmigte den Frieden, dessen Dauer für siebenundzwanzig Jahre bestimmt war, und über welches diplomatische Kunststück sich Kaiser Josef II. später äußerte: „Man hat kein Beispiel eines so geschlossenen Friedens!“ Aber Wallis und Neipperg hatten so unverantwortlich gehandelt, daß sie vor ein Kriegsgericht gestellt wurden. Man verhaftete sie und sie blieben Beide bis in's Jahr 1740 gefangen. Neipperg kam auf die Festung Graz, Wallis nach Glatz. Bartenstein, der hochmüthige Anzettler des verderblichen Krieges, weil er sich mit der ausschweifenden Hoffnung trug, die Ungläubigen aus Europa verjagen zu können, wüthete nun wie besessen gegen Neipperg, von dem er sagte: „Dieser Mann verdient gespießt und nur aus großmüthiger Begnadigung gehangen zu werden.“

Es war ein harter Schlag, der den Kaiser getroffen hatte, um so härter, je größer seine Hoffnungen gewesen waren, die er auf den Ausgang dieses Krieges gesetzt, den er sich im vorhinein als siegreich und triumphirend gedacht. Er hatte dazu das Recht gehabt, beim Andenken an die Siege des Prinzen Eugen, an die Unüberwindlichkeit der österreichischen Waffen, wie sie sich erst kurz vorher in so vielen Schlachten gegen christliche Mächte, wie gegen den Halbmond so glänzend bewährt hatte. Und wirklich bedurfte es nur des Zusammentreffens so vieler außerordentlicher ungünstiger Umstände, wie wir sie im Vorstehenden geschildert, um einen so unerwünschten Ausgang möglich zu machen.

Daß es in Wien, wo man nicht lange vorher das Lied von Belgrad und dem edlen Ritter begeistert gesungen, nicht an Spottgedichten und anderen Schmähschriften fehlte, brauchen wir bei der allbekannten, von altersher datirenden witzigen Laune der Wiener nicht erst zu versichern. Da hieß es z. B. in Wien:

Wenn Wallis im Latein so viel als Thal bedeutet,
Und Neuperg auf gut deutsch von Berg wird hergeleitet,
So sieht man Berg und Thal — ein Wunderding der Welt —
Nunmehr beisammen sein und völlig gleichgestellt.

Die zwei, die kurz vorher der Ehren Berg bestiegen,
Macht das verkehrte Glück im Thal des Unglücks liegen,
Denn Thal hat vor dem Berg der Krieg den Fall gemacht,
Den Berg hat in das Thal der Friedensschluß gebracht.

Hätt' in dem Krotzkerthal das Thal sich nicht gerieben,
Und auf dem Belgradsberg der Berg nicht unterschrieben,
Wär' Thal noch auf dem Berg und Berg wär' nicht im Thal,
Und weder Berg noch Thal erlitten diesen Fall.

So liegen Berg und Thal in einem Thal begraben,
Aus dem sie aufzusteh'n gar schlechte Hoffnung haben,
Ihr Menschen kennet nun, wie klein und schwach ihr seid,
Denn Berg und Thal sind selbst vom Falle nicht befreit.

Derber waren das „Epitaphium (Grab-Denkschrift) von Belgrad“ und das „Matrimonium Sacrilegum“ (gotteslästerlicher Ehestand), zwei Pasquille auf die beiden Grafen Wallis und Neipperg, die man in Wien öffentlich ausbot. Im letzteren fragt der Papst (Clemens XII.) die Braut (Belgrad): „Sage, liebe Prinzessin und Tochter, bist du schon majorenn?“ und diese antwortet: „Nein, Ihro Heiligkeit; denn ich bin erst zweiundzwanzig Jahre (seit 1717) in christlichen Händen, mithin also der Welt neugeboren und nach den österreichischen Rechten noch minorenn.“ Als „Hochzeitsleute“ werden angeführt: „Belgrad die Braut, die Festung Kranzeljungfrau; Bräutigam der Großvezir, sein Beistand der französische Botschafter, der Braut Beistand Graf Wallis, Kuppler (Heiratsvermittler) der Graf Neuperg.“

Wie der Kaiser selbst mit seinen Ministern den Friedensschluß und die Uebergabe Belgrads angesehen, wurde in einem Circularschreiben an die österreichischen Minister an auswärtigen Höfen ausgesprochen, das zugleich bei Johann Peter von Ghelen (k. k. Hofbuchdrucker, geb. 1663, gest. 1754) auf sechs Blättern in Quart im Drucke erschien. So interessant auch der vollständige Abdruck desselben im vorliegenden Buche wäre, müssen wir selbstverständlich wegen Raummangels davon absehen; nur die Schlußworte dieses Elaborats, in denen Kaiser Karl VI. seine Genehmigung rechtfertigen zu sollen glaubt, mögen nachstehend im Wortlaute Platz finden.

„Durch sothanen übereilten Vollzug (Räumung und Demolirung Belgrads) wurde alle Berathschlagung ohnenutz gemacht, alle abhelfliche Mittel abgeschnitten, und Uns von Unseren eigenen Dienern die Willkühr benommen, dasjenige zu mißbilligen, was sie wider den ihnen ertheilten Gewalt, und wider die obhabende Befehl zum Abbruch Unserer getreuesten Erb-Königreichen und Länder und zum Nachtheil gesammter Christenheit denen Türken zugestanden."

„Sie die Türken selbsten würden Uns bei sammetlichen Umständen nicht haben verdenken können, wofern Wir die also von einem, mehr einem Gefangenen, als Ministrum dargestellten Bevollmächtigten geschlossenen Präliminarien (vorläufige Verhandlungen) schlechter Dingen verworfen hätten. Wir waren es auch nach Unserer Ministrorum einhelligen Einrathen, und noch mehr nach Unserer eigener Neigung, in dem Fall, da die Vollziehung nicht allschon den Anfang genommen hätte, zu thun gänzlichen entschlossen, und haben uns solcher Ursache den Marquis de Mirepoix (Karl Peter, General, französischer Gesandter in Wien 1737; gest. als Marschall 1757) bereits beibringen lassen, daß bei obiger Unserseits eintreffender der Sachen Bewandtnuß die französische Garantie vor Unserer erfolgten Genehmhaltung von keiner Wirkung sein könnte. Ja es ware das nach obigem Entschluß ausgemessene Handschreiben an Grafen von Neuperg (Neipperg) schon fertig, und man an denen es ablauffen zu lassen, als den 10. in der Frühe die Nachricht von der noch vor dem bestimmten Termin ihren Anfang genommenen Execution einlieffe. Wornach nichts übrig verbliebe, als denen an sich ungültigen Präliminarien durch die Uns abgedrungene Ratification die erforderliche Gültigkeit beyzulegen. Nach welchem Vorgang Wir vielbesagte Präliminarien nicht minder heilig, als wann sämmtliche vorstehende Umstände nicht wären, und selbe in gleichem Grad zu Unseren Nutzen gereicheten, als sie zum unersetzlichen Schaden gereichen, zu erfüllen, und unabbrüchig zu halten, fest entschlossen seynd; gleich wir davon in Unserem Namen die allerthenerste Versicherungen der Pforten zu ertheilen den Marquis de Villeneuve ersuchen lassen, und dem Grafen von Neuperg gemessen anbefohlen haben."

„Gleichwie aber Unsere Ehr, Würde, das gute Trauen und Glauben, ja das Gewissen erheischt, inn- und ausser Lands, wie Wir das Vorgefallene ansehen, nicht unkenntlich zu lassen. Also haben Wir zuforderst der Czarin Liebden (Anna Iwanowna, geb. 1693, gest. 1740) hierüber zugeschrieben, hiernächst aber auch für gut befunden, daß der Sachen völliger Verlauf und Aneinanderhang auf die gegründete Art, wie selber in gegenwärtigen Rescript angeführt sich befindet, an allen christlichen Höfen, und zwar mit dem ausdrücklichen Beisatz kund gethan werde, daß gleichwie Wir einerseits die geschlossene Präliminarien auf das höchste mißbilligten, also Wir nicht minder anderseits dieselben noch einmal ausgewechselten Ratificationen auf das heiligste halten würden, daß Graf von Neuperg nicht nur den ihme ertheilten Gewalt ungemein weit überschritten, sondern auch gegen die obgehabte Befehl directe gehandelt; daß Unser hiesiges Ministerium daran weder Theil noch Schuld trage; und daß

wir endlichen zu seiner Zeit, was die Gerechtigkeit erheischen möchte, vorzukehren nicht ermangelen würden. An Befolgung alles dessen, was voraussstehet, beschiehet also Unser gnädigster Will und Meinung."

Es erübrigt uns noch von einzelnen Persönlichkeiten aus dem neuen Türkenkriege zu sprechen, von denen pikante Details weniger verbreitet worden sind.

So tödtete sich in Belgrad am 5. September 1738 durch Gift der Feldmarschall-Lieutenant de Beauffe, Chef der kais. Ingenieurs, der am 17. August mit dem Commandanten Oberst Körrenberg (nicht Kornberg, wie er stets genannt wird, dieser starb ebenfalls zu Belgrad 1. October 1738 im Kriegsarrest) die schöne Festung Orsova, allerdings nach tapferer Gegenwehr, an die Türken übergeben hatten, wobei die gesammten schönen Kanonen verloren gingen. De Beauffe hinterließ ein Schreiben an den Kaiser, worin er angab, daß er blos in der Absicht, das Leben und die Freiheit des in Orsova mit eingeschlossenen Prinzen Karl von Lothringen (Bruders Franz Stefan's), der ihm gewissermaßen anvertraut worden war, zu retten, zur Capitulation gerathen habe. Da er aber einsehe, daß das Kriegsgericht dieser Entschuldigung keine Geltung schenken werde, sei er durch seinen Tod dem schimpflichen Processe entflohen.

Nicht uninteressant ist, daß der nachmalige französische Kriegsminister Claude Ludwig Graf Saint-Germain (geb. 1707, gest. 1778) als Rittmeister im kais. Cürassier-Regimente St. Hilaire (jetzt Dragoner-Regiment Nr. 8, Prinz Karl von Preußen) stand und den Feldzug gegen die Türken in Ungarn mitmachte.

In den Dreißiger-Jahren endete auch ein Hündchen, das mit der Geschichte der Festung Belgrad verwebt ist, jener Mops, welcher dem Herzoge Karl Alexander von Württemberg, dem berühmten General des Prinzen Eugen, kais. Feldmarschall, Oberbefehlshaber von Belgrad ꝛc. (geb. 1684, gest. als regierender Herzog am 12. März 1737) gehörte. Derselbe hatte seinen Herrn auf seinen Feldzügen gegen die Türken begleitet und kam aus Belgrad, woselbst er nach der Abreise des Herzogs eine Zeit lang zurückgehalten worden war, eines Tages ganz unerwartet nach Stuttgart zurück. Das treue Thier hatte somit den weiten Weg von etwa 130 deutschen Meilen allein gefunden! Welche Irrfahrten hat es wohl gemacht, um allemal wieder den rechten Pfad zu finden, wo hat es übernachtet, auf welche Weise sich Nahrung verschafft, wie lange Zeit hat es gebraucht, um die weite Strecke Weges zurückzulegen?

Zu Wienerthal, in dessen Schlosse (der nunmehrigen Irrenheilanstalt) damals der Herzog residirt hatte, ließ er seinem treuen Hunde einen Denkstein errichten, auf dem ein kaum noch erkennbarer Mops ausgehauen ist und folgende, kaum noch lesbare Inschrift sich befindet:

„So darf nach deinem Tod hier ein Gedächtniß stehen,
Mops, ausgehauener Mops, das macht dein Hundsverstand,
Der sich mit schmeichelnder Geschicklichkeit verband;
Und den so Herr als Knecht mit vieler Lust gesehen.
Du ruhst nunmehro, Mops, von aller deiner Pein;
Wie manchem rauhen Wort, wie manchem Rasenstieber,
Mops, mußtest du nicht stets hier unterworfen sein.
Doch lehrte dich dein Witz dies in Geduld ertragen,
Und weil du Hofmops warst, so dientest du der Zeit,
Dein holdes Maulchen blieb bei seiner Freundlichkeit
Und jede Miene wies, was du nicht konntest sagen;
Nebst allem diesem warst du ungemein getreu,
Und was wir Lieb's und Gut's von Hunden melden können,
Mit all' dem warst du Mops geziert zu nennen.
Dies setzen wir hiermit dir statt der Grabschrift bei.
Hat sich dein Hundsgeist schon längst zum Hundsstern hingeschwungen,
So hast du es verdient und bleibest unterbrungen;

Hast du den Cerberum zu deinem Kameraden,
So hütte dich dein Stolz vor Schimpf, vor Biß und Schaden.
Anno 1733."

Eine zweite komische Geschichte, in welcher ebenfalls ein Hund die Hauptrolle spielt, gab einem Hause in Wien den Schild. Ein ausgedienter Panzerreiter (Cürassier) hatte sich nach dem Türkenkriege in Ruhe gesetzt und, da er eine Erbschaft gemacht, sich in einer Vorstadt Wiens ein Haus bauen lassen (heute Neubau, Burggasse Nr. 69, alt 233). Dieser grau gewordene Kriegsmann stellte nun seinen Sturmhelm, Haudegen, Panzer, kurz seine ganze Bewaffnung auf einem Tische seines Schlafzimmers auf, um diese ehrenvollen Erinnerungen seiner überstandenen Gefahren stets vor Augen zu haben und den Fremden, die ihn besuchten, die daran sichtbaren Merkmale der türkischen und französischen Hiebe und Kugeln zeigen zu können.

Der brave Mann hatte aber auch einen guten Haushund, der jedoch eines Tages in der Küche dem Gelüste nicht widerstehen konnte, eine daliegende Wurst sich zuzueignen, weshalb ihn sein Herr mit einer Peitsche in der Hand verfolgte, um ihm den Lohn für seine Gefräßigkeit zu ertheilen. Es fehlte aber dem vierfüßigen Flüchtling keineswegs an Mutterwitz. Wohl ermessend, wo er am sichersten geborgen wäre, rettete er sich in das Schlafzimmer seines Herrn, sprang auf den Tisch, welcher dessen Kriegstrophäen trug, und verbarg sich in der Bauchung des Eisenpanzers, da zwischen der Armschiene wehmüthigen Blickes den Kopf herausteckend. Als ihn sein Herr da erschaute, ließ er in Anbetracht der ihm so werthen Zufluchtsstätte diesesmal nicht nur Gnade für Recht ergehen, sondern auch den aus dem Cürasse hervorblickenden Hund über der Thür seines Hauses malen, welches von da an den Schild führte: „Zum gepanzerten Hund".

Das Jagd-Abenteuer der Herzoge von Lothringen.

Es war im Juni des Jahres 1738 gewesen, als der Großherzog von Toscana, Franz Stefan, zur kaiserlichen Armee nach Ungarn sich begab, welche sich bei Temesvar zusammenzog und nach der Orsovaer Gegend bestimmt war. Am 19. Juni Abends traf er mit seinem Bruder Karl in der Hauptstadt des Banats ein, von wo er zwei Tage später den Marsch nach Lugos und Karansebes antrat. (Diese Daten enthält das Tagebuch der ehemaligen Jesuiten-Mission zu Temesvar, ein geschriebener Foliband, der sich nunmehr in der katholischen Stadtpfarre daselbst befindet.) Die Operationen seiner Truppen gegen die Türken auf dem Landstriche zwischen Karansebes und Orsova begannen mit dem bereits früher erwähnten siegreichen Gefechte bei Kornia am 4. Juli; er leitete sie bis 19. Juli, an welchem Tage die schon bis über Toplez vorgeschobene Armee wieder nach Karansebes zurückgeführt wurde, und Herzog Franz, fieberkrank, die Armee verließ, um in Ofen und Wien seine Heilung zu suchen. (Laut des vorgenannten Tagebuches der Jesuiten war er schon am 20. Juli um drei Viertel auf ein Uhr Nachmittags durch Temesvar gereist, was von der Angabe Schmettau's, daß der Herzog erst am 24. Juli Lugos verlassen habe, stark abweicht.)

Während dieses im Felde zugebrachten Zeitraumes vergönnten sich die Herzoge Franz und Karl Alexander einmal das Vergnügen der Jagd. An welchem Tage dies geschah, kann nicht mit Gewißheit angegeben werden, vielleicht

war es noch vor der glücklichen Affaire bei Kornia, wahrscheinlicher aber unmittelbar nach derselben, als die Armee der Feier des Sieges oblag. Genug, die Jagd ging in den dortigen Wäldern vor sich und hätte die beiden Prinzen beinahe in die Hände der wirklich feindlichen Streifparteien, oder einheimischen, aber feindlich gesinnten Räuberbanden gespielt, wären sie nicht glücklicherweise mit einigen ihrer braven Landsleute zusammengetroffen, die sie auf Umwegen an eine sichere Stelle, nach Slatina, führten. Der erste dieser Führer hieß Peter Wancsa (Bild Seite 369), und die Art und Weise seiner Rettungsthat wird auf verschiedene Weise erzählt. Hören wir zuerst, was der Volksmund darüber spricht, dessen Erzählung viel des Romantischen birgt.

Der Fluß Temesch entquillt hinter dem Dorfe Teregova in dem Gebirge, das sich auf dem linken Ufer erhebt, und drängt sich im schlängelnden, gegen Norden gerichteten Lauf durch das Thal zwischen hohen Felsenwänden, an welchen sich die Straße windet, davon der von beiden Seiten am stärksten eingeengte Punkt der „Schlüssel" genannt wird, da andere gleichfalls hier entspringende Flüsse, als: Berzava, Karas, Nera, gegen Südwest der Donau zuströmen, wohin auch die Temesch, nachdem sie das Gebiet von Temesvar berührt und kreisförmig sich derselben genähert hat, parallel mit dieser durch das ganze deutsch-banatische Regiment eilt und bei Pancsova in dieselbe fällt.

Bei Karansebes und Illova, wo österreichischerseits die Armee aufgestellt war, um hier den Fortschritten der Türken einen Damm entgegenzusetzen, erhoben sich auf beiden Ufern der Temesch große und hohe Gebirge, die mit mannigfaltigem Wild, als: Bären, Gemsen, Wildschweinen, Auer- und Birkhähnen u. s. w., angefüllt war; Reize genug für die beiden Herzoge von Lothringen, um eine Jagdpartie anzustellen. Auch begleitete sie ein zahlreiches Gefolge, die rechte Stelle im hohen Gebirge wird glücklich erreicht, die Jagd nimmt ihren Anfang.

Die Herzoge, welche beisammen blieben, setzten einem Wilde hastiger nach und unbemerkt entfernen sie sich zu weit von dem Gefolge. Als man Beide länger vermißte, wurden die gewöhnlichen Zeichen, damit man sich versammeln sollte, von Zeit zu Zeit wiederholt; aber die Herzoge hatte der Eifer in Verfolgung des Wildes zu weit getrieben, als daß die Zeichen in ihre Ohren hätten dringen können; sowie auch ihr gegenseitiges Rufen und ihre Flintenschüsse zwischen den tiefen Klüften und dichten Wald verhallten, ohne von dem Gefolge gehört zu werden. Sie traten also auf gut Glück den Rückzug an; — aber indem sie durch Dickicht sich winden müssen, verlieren sie die rechte Orientirung und statt rückwärts dem Orte, woher sie ausgegangen sind, sich zu nähern, entfernen sie sich vielmehr davon und dringen immer vorwärts, bis sie zuletzt klar einsehen, daß sie sich wirklich verirrt haben.

Unschlüssig, wohin sie ihre Richtung nehmen sollen, schreiten sie langsam vorwärts — da, auf einmal, stellen sich zu ihrem Erstaunen ihren Blicken mehrere wilde und höchst abschreckende Gesichter dar. Es war eine aus Walachen bestehende Räuberbande, die ihr Lager hier aufgeschlagen hatte. Die beiden Jäger wurden bemerkt und konnten sich nicht mehr zurückziehen. Sie gingen also dem Lager gerade zu. Die Räuber ihrerseits sahen auch nicht ohne Entsetzen Männer mit Gewehr auf sich losgehen, und in der Meinung, es könnten dies ihre Verfolger sein, machten sie sich fertig zur Gegenwehr. Doch als sie merkten, daß sich außer den Beiden Niemand mehr blicken ließ, erkannten sie selbe für verirrte Wanderer, freuten sich des guten Fanges und in der Vermuthung, bei so wohlgekleideten Personen volle Börsen und andere Kostbarkeiten zu finden, schickten sie sich an, ihr Handwerk auf der Stelle an Beiden auszuüben.

In dieser Verwirrung sprang der Oberrock des Herzogs Franz auf — der Stern des Ordens, den er hatte, blitzte den Räubern in die Augen, sie

stutzten gewaltig und der Harambascha (Anführer), der sich an Größe und Stärke des Körpers von den Uebrigen auszeichnete, sah ein, daß da kein gemeiner Fang gemacht worden sei. Er gebot der Bande, sich ruhig zu verhalten, und da er gleich anfangs Beide für österreichische Officiere hielt, so war er jetzt um so neugieriger, zu erfahren, wer sie eigentlich seien.

Herzog Franz suchte seiner Neigung entgegenzukommen, indem er sich gleich die Mühe nahm, ihm durch Worte und Zeichen zu verstehen zu geben, wer sowohl er selbst, als auch sein Gefährte sei, verlangte in's Lager zurückgeführt zu werden und versprach gute Belohnung. So entstand ein kleines Parlamentiren. Der Harambascha machte verschiedene Forderungen und Bedingnisse und schloß mit dem Begehren, daß ihm und seinen Mitgesellen ein Pardon bewilligt werde. Alles ward ihm zugesprochen, selbst unter anderen Ungereimtheiten auch das sonderbare Verlangen, wenn Neu-Orsova von den Türken zurückgenommen werden sollte, er zum Commandanten dieser Festung ernannt werden möchte.

Trotzdem kam es noch zu einer harten Probe. Als Alles in's Reine gebracht war und der Harambascha sich eben anschickte, sein Versprechen in's Werk zu setzen, da kam einhergeschlichen das Eheweib des Anführers, ein an Bosheit und Grausamkeit dem wildesten Räuber überlegenes Geschöpf. Sie war gleichfalls die Anführerin einer Räuberbande, die in einer anderen Gegend hauste. Als sie erfuhr, was für hohe Gäste ihr Ehegemal in seiner Gewalt habe, beneidete sie ihn um sein Glück und verlangte mit Ungestüm, er solle ihr solche überlassen. Sie sagte, es ließe sich von den Türken für deren Ueberlieferung eine weit größere Belohnung erwarten, als von den Deutschen für ihre Befreiung. Aber der Harambascha hatte sich fest vorgenommen, sein Wort redlich zu halten, er schalt daher sein Weib derb aus. Als sie sah, daß sie nichts ausrichten könne, warf sie einen grimmigen Blick auf den Herzog Franz und ging unter fürchterlichen Flüchen und mit der Drohung fort, bald wieder mit den Türken zurückkommen zu wollen.

Jetzt war keine Zeit zu verlieren. Der riesenstarke Harambascha begann in Begleitung seiner Bande die Wanderung gegen das österreichische Lager. Vorsichtigerweise schlug er nicht den gewöhnlichen Weg ein, damit er nicht etwa von seinem bösen Weibe mit den Türken ereilt werde, sondern verfolgte einen schlängelnden Gang durch unwegsame Gegenden. Und um die Spur seiner Wanderung noch besser zu verdecken, setzte er, den Herzog Franz auf seine Schultern nehmend, bald von dem linken Ufer der Temesch auf das rechte, bald von diesem auf das linke, und suchte so den bösen Absichten seines Weibes zu entgehen.

Bei den Raststunden und Nachtlagern unterwegs mußten die Herzoge natürlich mit der Kost der Räuber vorliebnehmen und so oft man auf Quellen stieß, oder durch die Temesch waten mußte, ward ein ausgeschnitzter hölzerner Pocal hervorgeholt, dessen sich auch die Herzoge bedienten, um ihren Durst zu löschen. Dieser Pocal — unfehlbar gleich jenen aus Holz geschnitzten Gefäßen, wohin auch noch viel später die Batschen (Ober-Schäfter) auf den in Ober-Ungarn üblichen Koschars (Berg- oder Feldschafheerden) den Gästen mit Zsentieza (warmen Käsemolken) zu credenzen pflegten — soll noch lange Zeit darnach bei der Nachkommenschaft des Harambascha's aufbewahrt worden sein.

Die schlängelnde Richtung, in welcher der Harambascha seine Wanderung anstellte, war Ursache, daß er erst am dritten Tage der Gegend, wo das Lager der Kaiserlichen stand, sich nähern konnte; auf ein Haar wäre hier der ganze Rettungsversuch mißglückt, denn auf der Anhöhe erschien das böse Weib des Harambascha in Begleitung einer zahlreichen Schaar, und nur der Umstand, daß der riesige Anführer den Herzog in seine Arme nahm und mit Aufgebot aller

Kräfte zu laufen anfing, wobei er dem Herzoge Karl dringend an's Herz legte, sich dicht an ihn zu halten, wodurch man einem etwaigen Succurse von Seite der Truppen immer näher kam, nahm dem Ueberfall seinen Erfolg. (Bild Seite 377.) Im ohnmächtigen Zorn feuerte das Räuberweib seine Flinte auf die Fliehenden ab, glücklicherweise ohne Jemanden zu treffen, und als der Rand des Gebirgsanhangs auf dem linken Ufer der Temesch erreicht wurde, setzte der athemlose, bereits wankend gewordene Harambascha den Herzog Franz aus seinen Armen auf einen Felsen nahe bei dem Dorfe Slatina nieder — die Herzoge waren glücklich der Gefahr entronnen.

Wohlbehalten eilten sie von hier in das Lager, wo sie mit desto lebhafterer Freude und Jubel empfangen wurden, als ihr langes Ausbleiben nichts Gutes über ihr Schicksal ahnen ließ und sich der Truppen deshalb bereits große Bestürzung bemächtigt hatte. Der Harambascha nebst seinen Mitgesellen erhielt allsogleich den verlangten und so wohlverdienten Pardon sammt den übrigen Belohnungen, die er sich bedungen hatte. Nur Commandant von Orsova konnte er nicht werden, da man diese Festung nicht mehr zurückgewann, man machte ihn daher zum Commandanten der Plajaschen (berittenen Grenz-Gendarmen).

Der Harambascha, Petru (Peter) Bagyu mit Namen, hatte auch bald darauf das Glück, sein böses Weib zu verlieren und verheiratete sich darauf mit einer braven und hübschen Witwe, Namens Wancsa (Wantscha), die eben guter Hoffnung war und ihm einen Stiefsohn gebar, der später zu großen Ehren gelangte.

Daß Peter Wancsa Feldwebel bei der banatischen Land-Panduren-Compagnie gewesen, dafür sprechen zwei seiner Pässe, die noch aus dem Jahre 1737 herrühren und welche sein Sohn, der k. k. pensionirte Major Johann von Wancsa (geb. 1766, gest. 1843) zu Logos aufbewahrte. Diese Pässe sind von der vormaligen k. k. banatischen Landes-Administration und vom k. k. Vice-Commandanten im Temesvarer Banate, Generalmajor Johann Graf Scotti (gest. 1747), für den Feldwebel Peter Wancsa und zwölf Mann ausgestellt, welche insgesammt zu Auskundschaftungen an der österreichisch-türkischen Grenze während der im Winter von 1737 auf 1738 geherrschten Waffenruhe sich freiwillig meldeten. Dadurch erleidet denn das Volksmärlein von der Räuberbande einen merklichen Abbruch, vielmehr erhellt, daß Peter Wancsa die dortigen Gegenden genau kennen und daher allerdings ein guter Führer sein mußte; daß ferner er nebst noch einigen seiner vertrauten Leute 1738 den herzoglichen Brüdern als Wegweiser diente, auch im kais. Hauptquartiere war, dafür bürgen die vom Major von Wancsa in früheren Jahren zu Terrengowa aufgenommenen Aussagen eines gewissen Kuria Pepa, der mit unter den Leuten Wancsa's war und noch 1796 lebte.

Reichlich beschenkten die Prinzen nach überstandener Gefahr ihre Geleitsmänner; mehr aber noch wurde der Feldwebel Wancsa mittelst eines im Feldlager bei Kornia am 17. Juli ausgefertigten Patents für seine gegen den Erbfeind in verschiedenen Gelegenheiten geleisteten ersprießlichen Dienste überhaupt, zum Lieutenant der Panduren (ungarischer Polizeisoldat zu Fuß) im Temesvarer Banate ernannt. Als Zeichen seiner Dankbarkeit gegen Gott — dieses nie fehlenden Symptoms in der erlauchten Familie von Habsburg-Lothringen — ließ Herzog Franz, nachdem 1739 der Krieg durch den Belgrader Frieden gänzlich beendet war, in Slatina eine katholische Kirche erbauen, und zwar über denselben Stein, auf welchem er mit seinem Bruder Karl nach der gefahrvollen Jagd die erste Ruhe genoß, und der zum Theile noch existirt.

Was die Volkssage sogleich nach jenem Ereignisse den Harambascha werden läßt, dies erreichte der Panduren-Lieutenant Peter Wancsa im Jahre 1754.

Damals erging von der im Banate zeitlich aufgestellten Hof-Commission der Befehl ddo. 28. April: „daß der Panduren-Lieutenant Peter Wancsa den Posten in Schluppaneck nächst Orsova für beständig zu beziehen und unter seinem Commando die im Karansebser und Orsovaer Districte zertheilten 22 Plajaschen (Grenzwächter, später Panduren) zu vereinigen, sie allenfalls bis auf 27 Köpfe zu vermehren und zum Grenz-Patrouillen-Dienste eifrig zu verwenden habe". Am 25. Mai desselben Jahres erfloß ein Rescript der banatisch-illyrischen Hofdeputation in Wien, enthaltend die von der Kaiserin Maria Theresia resolvirte Ernennung des Lieutenants Peter Wancsa zum wirklichen Capitän der k. k. illyrischen Landmiliz und dessen Bestätigung im Commando über die

Rettung der Herzoge Franz Stefan und Karl von Lothringen. (Seite 375.)

Plajaschen der Districte Orsova und Karansebes. In diesem Rescripte, das der Sohn Wancsa's ebenso wie das erwähnte Lieutenantspatent und den Hof-commissionsbefehl vom 28. April 1754 aufbewahrte, wird auch belobend erwähnt, daß Peter Wancsa besonders im Türkenkriege 1738 der kaiserlichen Armee durch Anzeigen der geeignetsten Wege und Uebergänge in den Gebirgen nützlich war. Hierdurch erhält eine der Aussagen Kuria Pepa's, daß Wancsa und seine Leute, wie schon früher den Prinzen von Lothringen, so auch kurz darauf den nach Karansebes rückmarschirenden Truppen als gute Wegweiser gedient, gegründeten Glauben. Capitän Wancsa starb im Ruhestande 1776 zu Karansebes.

Sein Sohn, der sehr verdiente Stabsofficier, pensionirte k. k. Major Johann von Wancsa, starb zu Lugos im Krassoer Comitat am 8. September 1843. Derselbe war im Jahre 1766 in der Karansebser Militärgrenze geboren

und betrat 1783 seine militärische Laufbahn. Durch seine brave Aufführung bald zum Officier befördert, zeichnete er sich in den Feldzügen 1795 bis 1796 bei Paläſtrina und Corseirara, dann 1809 in Gattern im Passanischen besonders aus, ja, er rettete durch seine weise Anordnung und Tapferkeit das zweite Bataillon des damalig walachisch-illyrischen Grenzregiments (heute ungarisches Infanterie-Regiment Nr. 43, mit dem Werbbezirke in Karansebes) unmittelbar aus Feindeshänden. Elf Feldzüge hatte der Major stets mit ausgezeichneter Tapferkeit mitgemacht, bis er nach vollbrachten dreißig Dienstjahren im Jahre 1813 in den wohlverdienten Ruhestand versetzt und in Anbetracht seiner Verdienste durch Franz I., Kaiser von Oesterreich, im Jahre 1818 in den ungarischen Adelsstand taxfrei erhoben wurde.

Ueber die Art und Weise, in welcher der Becher, aus dem sich Herzog Franz erquickte, bei der Familie Wancsa's verblieb, ist Folgendes bekannt:

Es war ein kalter November-Abend des Jahres 1770. In einem reich-verzierten Gemache der kaiserlichen Burg zu Wien saß eine Matrone in Trauer; ihr zur Seite stand ein Militär in den Dreißigen. Die Fenster des Gemaches waren offen, trotz des eisigen Windes, der fast die Wachskerzen des Marmortisches vor den beiden verblies. Die Dame hielt in der Hand einen rohgeschnitzten hölzernen Becher und benetzte ihn mit Thränen — es waren die Thränen der Kaiserin Maria Theresia, welche in Gegenwart ihres Sohnes Josef II. in diesen Becher fielen.

„Man lasse den Mann eintreten!" sagte Maria Theresia zu dem Diener, der an den Flügelthüren harrte, und — herein trat ein Naturſohn von fast schreckbarem Aussehen. Es war ein Bewohner der buntscheckigen Wojwodina, die noch heute eine Musterkarte der Nationen genannt werden darf. Seines Stammes war er ein Walache und mochte man auch sorgsam an ihm gewaschen und geordnet haben, ehe man ihn vor das Angesicht der Kaiserin brachte, den Ausdruck der Wildheit in den Zügen konnte man ihm so wenig nehmen, als das malerische Gewand seiner Heimat, welches schon für sich allein einen fremdartigen Eindruck bedingte.

Als der Walache sofort an der Pforte auf beide Kniee sank, sprach ihn die Kaiserin ernst an: „Steh' auf, Petru; nur vor Gott sollst Du im Staube liegen, der Dich so lange auf Erden wandeln läßt als Zeugen einer wunderbaren Begebenheit! Ich habe Dich rufen lassen, auf daß Du mir und dem Kaiser erzählen mögest, was Du von der Begebenheit weißt."

Peter Wancsa, er war der Mann, lag noch immer auf den Knieen. Kaiser Josef trat zu ihm heran und wiederholte die Weisung seiner Mutter. Langsam erhob sich der Mann und seine Züge drückten so tiefe Demuth aus, als sie überhaupt auszudrücken fähig waren. Dann erzählte er die Geschichte der Rettung des Vaters dem vor ihm stehenden Sohne jenes Mannes.

Mit welchem Interesse horchten Mutter und Sohn auf die schlichte Erzählung des Alten! führte dieselbe doch die Kaiserin zurück in jene Zeiten, wo sie, fast noch in den Flitterwochen, den theuren Gemal von ihrer Seite gehen sah, damit er an den Grenzen der Türkei der Kriegsgefahr in's Auge schaue. Und Josef hörte aus dem Munde des unmittelbar Betheiligten ein Begebniß, das ihm von Kindesjahren an bekannt, aber nie so lebendig vor seinem geistigen Auge erschienen und wo jeder kleinste Umstand ihm von Interesse war.

Als der Erzähler geendet, hub die Kaiserin an: „Petru, diesen Becher mußt Du mir verkaufen. Ich werde Dir ihn gut bezahlen. Was willst Du dafür?" — Einen Augenblick besann sich der Walache, dann sagte er im gebrochenen Deutsch: „Mutter Kaiserin, Du bist Herrin über mein Leben, wie über meinen Tod. Nimm dem alten Petru Alles, was er besitzt und dessen ist nicht viel,

er giebt es freudig hin, weil er es allein der Gnade Deines verstorbenen Herrn verdankt. Aber Schwereres kannst Du nicht befehlen, als daß dieser Becher Dein sein soll. Mein Sohn hat gleich mir gelernt, ihn zu betrachten fast so ehrerbietig, als sei er der heilige Kelch des Priesters. Ich habe den Becher gerettet, als mein Haus verbrannte, und habe Gott lange und inbrünstig gedankt, als es mir gelungen."

Hier schaltete Josef ein: „Aber, Petru, Deine Hütte ward Dir von der Kaiserin wieder aufgebaut und so wirst Du Dich wohl entschließen müssen, ihr dafür den Becher zu überlassen." — Da antwortete Petru traurig: „Nun freilich, ja! So möge mir denn die Kaiserin den Becher noch einmal geben, daß ich Abschied nehme von ihm."

Josef überreichte ihm das kunstlose Gefäß; Petru aber drückte es leidenschaftlich an seine Brust und, weinend wie ein Kind, gab er es zurück. Darauf entstand eine Pause, während Maria Theresia den Sohn der Wojwodina aufmerksam betrachtete. In ihr kämpfte ein Entschluß. Endlich rief sie aus: „Es sei ferne von mir, daß ich diesen Mann seines einzigen Kleinods beraube. Es bleibe bei ihm und seiner Familie für alle Zeiten! Behalte also den Becher, Petru, ich verlange nichts von Dir, als daß Du und die Deinigen manchmal beten mögest für die ewige Ruhe Desjenigen, der einst in schwerer Stunde daraus trank. Und für dies Gebet will ich dem Herrn an Stelle des verfallenden Kirchleins ein neues bauen an jener Stelle, wo mein Franz von den ermatteten Schultern dieses Mannes sank."

Und so geschah es auch. Die vom Herzoge Franz in Slatina erbaute Kirche war schon bis zum Jahre 1770 in Verfall gekommen, überdies auch noch dadurch entweiht worden, daß man in ihr, eben 1770, eine berüchtigte Räuberbande aufgriff und vernichtete, die lange Zeit das Land durchplünderte, woraus wahrscheinlich im Volksmunde jene Erzählung von dem „Räuber", der die Prinzen rettete, wie von dessen übriggebliebener Horde entstand.

Auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia nun wurde, wie aus den hierüber im Archive der Temeser königlichen Cameral-Administration befindlichen Papieren erhellt, woselbst sich namentlich sechs Zuschriften des geheimen Cabinetssecretärs der Kaiserin, Hofrath Pichler, an den Präsidenten der Banatischen Landes-Administration, Karl Graf Clary, über diese Angelegenheit befinden, 1770 bis 1771 die Kirche zu Slatina neu hergestellt. Sie ließ dieselbe durch den Banatischen Provincial-Ingenieur Kostka (aus der Familie des heiligen Stanislaus Kostka), einfach aber anständig wieder herstellen und mit drei, dem gekreuzigten Heilande, dem heiligen Franz und der heiligen Theresia gewidmeten Altären versehen, wozu die Bilder in Wien gemalt, Tabernakel und Aufsätze aber in Temesvar verfertigt wurden. Auch ist auf ihren ausdrücklichen Befehl das an der Kirche noch heute sichtbare Chronogramm (Zahlbuchstabenschrift) eingemauert worden, welches die Entstehung und Erneuerung des Gebäudes vereinigt und welches lautet:

QVoD FranCIsCVs, post Caesar, et CaroLVs, fratres Lotharl
VenanDo errantes hIC TVrCas eVaserVnt (1738)
LargItate VIDVae aC affInIs MarIae ThereslaeE restrVCta, (1771)

(Zu deutsch: Weil Franz, später Kaiser, und Karl, die Lotharingischen Brüder, als sie beim Jagen sich verirrten, hier den Türken entronnen sind (1738), wurde dieses Denkmal durch die Freigebigkeit der Witwe und Schwägerin Maria Theresia wiederhergestellt (1771).

Die großmüthige Geberin versah die Kirche auch mit den erforderlichen Ornaten und Geräthen. Diese und das Gebäude selbst gingen 1788 im Türkenkriege beinahe ganz zugrunde; nur ein Meßkleid, das man stets als das „Maria Theresien Meßkleid" hoch in Ehren hielt, ward gerettet und nur

die Inschrifttafel blieb, welche an der 1789 und dann wieder 1824 restaurirten heutigen Kirche noch befindlich ist.

In derselben Gott geweihten Halle war es, wo am 1. Juli 1838, um die nämliche zehnte Vormittagsstunde, um welche die Herzoge von Lothringen einst Slatina erreicht hatten, als hundertjähriges Jubiläum die Dankesfeier vor sich ging für die geglückte Erhaltung der Herzoge von Lothringen, vornehmlich Franzens des Stammherrn des Habsburg-Lothringen'schen Regentenhauses.

Karl VI. und sein Tod.

Die Unglücksfälle, welche zu Ende der Dreißiger-Jahre das Reich trafen, wie die Rückstellung Serbiens und der Walachei an die Pforte, die Abtretung mehrerer mailändischer Gebiete an Savoyen, Neapels und Sicilien an die spanischen Bourbonen, des Herzogthums Lothringen an Frankreich, zehrten am Leben des Kaisers Karl VI., und das in der Familie seiner Tochter erblühende Glück erwies sich als ein zu schwaches Gegengewicht. Der Kaiser wurde trübsinnig und gab sich mehr denn früher seinem Lieblingsvergnügen, der Jagd, hin, wie sehr er auch gar oft an Anfällen von Fußgicht litt. Zum Behufe dieses Vergnügens zog der Hof im October 1740 nach Halbthurn in Ungarn, für welches Schloß der Kaiser, wegen der dortigen bedeutenden Wildbahn, eine besondere Vorliebe hatte. Aber seine Gesundheit war sehr erschüttert, er klagte über Weh im Herzen. Dessenungeachtet ließ er sich selbst durch die Aerzte nicht abhalten, auf die Jagd zu gehen. Die Witterung war schon rauh, ein kalter Regen fiel und es schneite bereits. Der Kaiser strengte sich bei der Jagd sehr an, obschon ihn Leibgrimmen plagte.

Bei dieser Gelegenheit muß eine merkwürdige Begebenheit berührt werden. In Eichstetten (Marktflecken am Oberrhein) hauste damals ein Seher, Kunz mit Namen, als irdischer Mensch mit Schwefelfäden handelnd, insgemein „der Dorfprophet" genannt, welcher besonders gern in das nahgelegene Bözzingen ging und dort gegen die Einwohner mit seinem prophetischen Vertrauen sehr freigebig war. Eine dort ansässige Familie hatte es übernommen, stets die Aussagen des Sehers aufzuzeichnen, und da findet sich denn Folgendes geschrieben: „Im kalten Winter von Anno 1740 kam Kunz zu meiner Mutter, um ihr Einiges von seinem Krame zu verkaufen. Unter Anderem fragte er sie in meiner Gegenwart, dessen ich mich noch wohl erinnere: „Was steht Neues in der Zeitung?" Sie antwortete: „Nichts, als daß der Kaiser Karl unwohl ist." Man lachte nun darüber und meinte: „Die Zeitungen machen gleich großen Lärm, wenn einem hohen Herrn nur der Kopf weh thut." Aber Kunz erwiderte kopfschüttelnd: „Ich sage, und der Mann sagt's, diesmal ist's Ernst. Der Kaiser hat kaum noch acht Tage zu leben. Und es müssen diesen Winter noch zwei Kronen leer werden. In einem Lande wird's ruhig zugehen, im andern nicht." — Meine Mutter zeichnete diesen Tag mit der Kreide auf und richtig war der achte Tag (19. October) der Sterbetag Karl's VI. und die Kaiserin von Moskau (Anna Iwanowna, gest. am 28. October) folgte."

In der Nacht des 10. Octobers hatte Karl heftige Magenschmerzen; er hatte des Abends viel Schwämme mit Oel genossen; es kam zu häufigem, sehr angreifendem Erbrechen. Des Morgens, am 11., befand sich der Kaiser sehr

übel und schwach, so daß er sich genöthigt sah, sich sogleich nach seinem Lustschlosse Favorita in der Wiener Vorstadt Wieden, wo der Hof gewöhnlich vom Anfang des Juli bis zum Herbst zu residiren pflegte, bringen zu lassen. Er war in einem so erschöpften Zustande, daß er unterweges einige Male ohnmächtig wurde und bei der Ankunft in der Favorita, als man ihn aus dem Wagen hob, beinahe für todt gehalten wurde. Vorzüglich durch Ruhe erholte er sich einigermaßen wieder, so daß man ihn außer Gefahr glauben konnte; doch am 12. kehrte das Erbrechen wieder, und zwar mit ungemeiner Stärke; ein hitziges Fieber stellte sich ein; die Schmerzen des Podagra nahmen zu und bereits am 18. October sprachen die Aerzte ihre Zweifel über das Aufkommen des Kaisers aus.

Karl VI. trug seine Leiden umsomehr mit Geduld und Gelassenheit, als er nicht einen Augenblick an seiner Wiederherstellung zweifelte und über die Versicherungen der Aerzte, daß augenscheinliche Gefahr vorhanden sei, sogar scherzte. Als sie jedoch ihre Erklärungen mit Festigkeit erneuerten, änderte er seine Meinung, behielt aber seine ruhige Stimmung. Sie beriethen sich an seinem Bette laut über seinen Zustand, und da sie in ihren Ansichten sich nicht vereinigen konnten, sagte er auf gut wienerisch: „Laßt's das Streiten! Wann ich einmal todt bin, nachher öffnet mein' Körper, und dann werd't Ihr finden, was die Ursach' von meinem Tod g'wesen ist." Jetzt aber bereitete er sich selbst darauf vor, aus der Welt zu scheiden.

Er ließ sich noch an demselben Tage von dem päpstlichen Nuntius Passionei das heilige Abendmahl reichen und empfing in der darauffolgenden Nacht durch den Burgpfarrer die letzte Oelung. Hierauf ließ er seine Minister zu sich bescheiden, ordnete das Nöthige wegen seiner Thronfolge an und dankte ihnen, besonders dem Grafen Starhemberg, für die geleisteten Dienste. Darauf nahm er Abschied von seiner Familie. Er ließ seine zweite Tochter, die zweiundzwanzigjährige Erzherzogin Maria Anna, seinen Schwiegersohn, den Großherzog Franz Stefan von Toscana, und dessen Bruder Herzog Karl Alexander von Lothringen vor sein Bett kommen und ertheilte ihnen seinen Segen. Herzog Karl verging in Schmerz und seine Thränen flossen. Der Kaiser, in völliger Ruhe, suchte ihn zu trösten und sagte: „Wein' nit, Karl, ich bitt' Dich! Fürwahr, Du verlierst ein' treuen Freund!" Seine älteste Tochter und Thronfolgerin Maria Theresia konnte nicht erscheinen; sie war in hoch gesegneten Umständen (mit Erzherzogin Maria Carolina) und mußte selbst das Bett hüten. Und doch war sie es, an der er stets mit besonderer Liebe hing, und jetzt, da er sein nahes Ende fühlte, mit allen seinen Gedanken nur bei ihr war. Er wendete sich mit tiefer Inbrunst nach dem Zimmer hin, wo Maria Theresia lag, und schüttete im Geiste über ihr Haupt den vollen Segen eines brechenden Vaterherzens aus.

Wunderbar war die Seelenfassung, mit welcher der Kaiser dem nahenden Tode entgegensah. Mit erstaunenswerth ruhigem Geiste traf er die letzten Anordnungen in Bezug auf die Behandlung seiner Leiche und gab er seinen Ministern die ernstesten Ermahnungen rücksichtlich ihrer ferner einzuhaltenden Pflichten. Mit dem alten Feldmarschall Johann Graf Palffy (geb. 1663, gest. 1751, später von Maria Theresia nur „Vater Palffy" genannt) hielt er eine lange Unterredung. Er ernannte ihn zum Palatinus von Ungarn und legte es ihm sehr an's Herz, dem Hause Oesterreich auch ferner mit gleicher Treue wie bisher zu dienen. Mit seinem Schwiegersohn, dem Großherzog von Toscana, hielt er noch unmittelbar vor seinem Tode zwei volle Stunden lang eine Unterredung. Sein Tod erfolgte in der Nacht vom 19. auf den 20. October zwischen ein und zwei Uhr. Eines seiner letzten Worte war: „Barcellona!" Er starb im Alter von fünfundfünfzig Jahren.

Und so sah man denn die Ritterstube in der kaiserlichen Burg, welche früher bei einem freudigeren Anlasse, der Taufe Maria Theresia's, in Verwendung gestanden, jetzt ringsum schwarz ausgeschlagen. In derselben steht das kostbar gezierte Trauerbett, über welchem sich ein schwarzsammtner Baldachin wölbt und zu welchem drei Stufen hinanführen. Weiße Wachskerzen auf silbernen Leuchtern brennen in feierlich strahlendem Trauerkranze um das Bett. Auf diesem letzteren liegt die balsamirte Leiche des Kaisers, in schwarzem spanischen Mantelkleide, den Hut auf dem Kopfe, den Degen an der Seite. Die Insignien jener Macht, die er im Leben bekleidete, liegen auf goldenen Kissen: die Kaiserkrone mit Scepter und Reichsapfel; die spanische Krone mit dem goldenen Vließ, die Kronen von Ungarn und Böhmen und der Erzherzogshut von Oesterreich. Zur Seite stand ein umflorter Becher; dieser enthielt das Herz und die Zunge des Monarchen. Ebenso ein silberner Kessel, in welchem die Augen, das Hirn und die Eingeweide des Dahingeschiedenen lagen. So erforderte es die Hofsitte. Dieser zufolge wurde auch zuerst jener Becher mit dem Herzen und der Zunge des Fürsten in der Lorettokapelle der k. k. Hofkirche zu St. Augustin, hierauf der Kessel mit Hirn, Augen und Eingeweide unter den gewöhnlichen Ceremonien im St. Stefansdome beigesetzt. Er hatte sich, als er bereits dem Tode nahe war, die Urne zeigen lassen, welche zur Aufbewahrung seines Herzens bestimmt war, und dabei scherzend zu den Umstehenden gesagt: „Das Gefäß wird mein Herz nicht fassen können!" Wirklich wurde bei der Section das Herz so groß gefunden, daß es den Raum des Gefäßes übertraf und ein größeres herbeigeschafft werden mußte. In der Prälatur des Stiftes Klosterneuburg befindet sich ein vom Kaiserpaar gespendetes, zierlich gearbeitetes Reliefbild, welches Kaiser Karl VI. und seine Gemalin Elisabeth Christine vorstellt. In der Gegend der Brust vereinigen sich zwei goldene Ketten zu Einem Herzen aus Gold, über welchem geschrieben steht: Nonnisi falce rumpor (nur durch den Tod wird unser Bund gelöst) — jetzt war der Bund gelöst.

Aber selbst bis zum letzten Augenblicke blieben die eheliche Liebe und Zärtlichkeit der Kaiserin ungetrübt. In seiner letzten Krankheit verließ sie sein Lager in keiner Stunde des Tages und der Nacht. In der Sterbenacht war sie in Ohnmacht gesunken und mußte weggetragen werden; doch kaum hatte sie sich in etwas erholt, da eilte sie wieder zum Kaiser. Dieser, noch im Sterben von ihrer Treue gerührt, sprach die Worte: „Ach, meine theure Liesl, Du verlaßt mich halt doch nicht!" — Bald darauf verschied er.

Um sieben Uhr des Abends verkündete das Geläute aller Glocken, daß die Leiche zu ihrer Ruhestätte in der kaiserlichen Familiengruft in dem Kapuzinerkloster am Neuen Markt getragen werden sollte. Dort war der letzte Fürst vom Mannesstamm der Habsburger zu seinen Vätern gebracht. Dort ruhten bereits die Leichen von sechsunddreißig Mitgliedern seines Hauses und das Herz der Kaiserin Claudia Felicitas (geb. 1653, gest. 1676), zweiter Gemalin Leopold's I., deren Körper bei den Dominikanern in Wien bestattet worden. Zwölf Kammerherren erhoben nun den kupfernen Sarg, in welchem sich der innen mit rothem, außen mit schwarzem Sammt ausgeschlagene hölzerne befand, worin die Leiche lag, das Haupt auf einem mit Gold verbrämten Kissen — und trugen ihn in die Augustinerkirche. Dort wurde der hölzerne Sarg aus dem kupfernen genommen und auf eine Bahre gestellt, welche nun vierundzwanzig Kammerherren anfaßten, um ihn zur letzten Ruhestätte zu tragen.

Als der Sarg vor der Thüre der Kapuzinerkirche ankam, war dieselbe, dem herkömmlichen Ceremoniell gemäß, geschlossen und es erscholl die Frage, wer vor derselben harre? Die Antwort lautete: „Es ist Kaiser Karl VI., welcher sich in dieser seine Ruhestätte gewählt hat." — Da öffnete sich die Kirche und acht

Guardiane der in geringerer und weiterer Entfernung um Wien liegenden Kapuzinerklöster, zu jener Trauerceremonie nach der Residenz berufen, standen auf der Schwelle, um den Sarg zu übernehmen. Fackelschein füllte jetzt die Kirche; der Sarg wurde hineingetragen und auf einen erhöhten Ort gestellt. Der Erzbischof segnete die irdischen Reste des Monarchen ein und Psalmengesänge erscholleu. Hierauf trugen die ersten Mönche beim Fackelschein den offenen Sarg in die Fürstengruft hinab. Hier stellten sie ihn neben den des Kaisers Josef I., seines Bruders, mit dem Haupte nach dem Altare zu.

Leider lag es später in dem Principe, mit der Geschichte und ganz besonders mit den religiösen Momenten derselben zu brechen (worauf wir eingehend zurückkommen werden); es wurde da selbst mit den theuersten, die allerhöchste Dynastie betreffenden Erinnerungen schonungslos aufgeräumt. Diesem traurigen Lose verfiel auch das Sterbezimmer Karl's VI. in der Favorita auf der Wieden (Theresianum). Das Gestions-(Verwaltungs-)Protocoll (Archiv des Staatsministeriums) im 599. Vortrag vom 28. April 1782 enthält die Bitte des neuen Chefs der theresianischen Ritter-Akademie in Wien, Emanuel Josef Baron Stillfried (geb. 1726, gest. 1794), um Vergrößerung seiner Wohnung. Auf den Vortrag, welcher besagt, „Stillfried entlasse den bisherigen Rector Pater Gratian (Piarist) und adaptire dessen Wohnzimmer zu seiner (des Barons Stillfried) Wohnung", erfolgte folgender kaiserlicher Entschluß: „Die Entlassung des P. Gratian kann ohne Anstand für sich gehen — die Zimmer können zugerichtet werden, dasjenige, wo Kaiser Karl (VI.) gestorben, kann mitverwendet werden, der Altar hinweggenommen und die Inschrift sammt den zu lesenden Messen in die nächste Kirche übersetzt werden und so aus diesem Zimmer alle Erinnerungen des allda vorgegangenen Todesfalles auszulöschen und ist selbes nach Befund nachhero zu benutzen. Joseph."

Karl VI. war ein Fürst von vielen trefflichen Eigenschaften des Geistes und des Herzens. Ritterlichen Sinn und persönlichen Muth hatte er an den Tag gelegt, als er, ein achtzehnjähriger Jüngling, nach Spanien zog, um sein Recht auf dieses Land mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Mit dieser Kraft und Ritterlichkeit verband er einen frommen Sinn und tiefe Religiösität, wie so manche Stiftung, insbesondere die der Karlskirche zeigt. Und daß seine Religiösität eine wahre und erleuchtete war, geht aus der Achtung hervor, die er dem Rechte freier Religionsübung auch eines fremden Cultus zollte. Auch war es seine eifrige Betheiligung an den Verhandlungen auf dem Reichstage zu Regensburg, die den Reichstagsbeschluß von 1721 zur Folge hatte, in welchem eine wechselseitige religiöse Duldung ausgesprochen wurde.

Ein wahres Bedürfniß war es für den Kaiser, Künste und Wissenschaften zu pflegen und zu fördern. Brachte er doch selber täglich einige Stunden auf seinem Bibliothekszimmer zu, führte er doch selbst auf Reisen und Feldzügen eine kleine auserwählte Büchersammlung mit sich. Er dichtete und, wie bereits früher erörtert, spielte einige Instrumente und componirte Musikstücke. Wie seine religiösen Stiftungen Denkmale seines frommen Sinnes sind, so sprechen die Prachtbauten seiner Zeit noch heute seine Kunstliebe aus. Mit wahrhaft kaiserlicher Großmuth kaufte er die seltensten Hand- und kostbarsten Druckschriften für die Hofbibliothek an, öffnete, mit Hintansetzung kleinlicher Bedenken und Rücksichten, jedem Berufenen die Archive, unterstützte mit Freigebigkeit jede Forschung auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, setzte Gelehrten bedeutende Gnadengehalte aus und zog die Heroen der Kunst und Wissenschaft an seinen Hof.

Und so mancher segensreicher Gedanke, der erst in neuester Zeit in's Leben trat, lag dem Keime nach schon in dem Regierungsprincipe Karl's VI. Die

große Idee der „österreichischen Reichseinheit" schwebte vor der Seele des Monarchen, der, beiläufig gesagt, alle Sprachen der seinem Scepter gehorchenden Nationen redete. Diese Idee kam, wie bereits erwähnt, in der Art und Weise der feierlichen Verkündigung der pragmatischen Sanction zum Ausdruck. Der Kaiser sah es aber wohl ein, daß die Hebung des materiellen Wohles das beste Bindungsmittel der verschiedensten Bestandtheile des Reiches ist; daher that er Vieles zur Emporbringung des Handelsflores, indem er zweckmäßige Anstalten in Bezug auf Straßenbau und Schifffahrt traf.

In letzterer Beziehung finden wir denn eine lebhafte Bemühung zur Schaffung einer österreichischen Kriegsmarine. Bisher waren die Beziehungen zur See nur in kleinen Verhältnissen aufrecht erhalten worden. Im Jahre 1700, bei dem Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges, rüstete man in Triest eine kleine Flottille aus, um gegen Neapel zu operiren, und die in Italien stehende kaiserliche Armee wurde dann von Triest aus mittelst Flottillen, welche den Golf durchkreuzten, mit Proviant, Munition und Ersatzmannschaft versehen. Nun aber wurde, feuriger als je vorher, das Project einer österreichischen Flotte durch Kaiser Karl VI. wieder aufgenommen. Die Häfen, welche dieser Monarch dem Verkehre eröffnete, die Handelsverbindungen, welche er mit den entferntesten Ländern anzuknüpfen suchte, die großen Privilegien, welche er an Handelsgesellschaften, namentlich an die „Orientalische Compagnie" verlieh, — Alles wies gebieterisch auf die Nothwendigkeit hin, die heimischen Interessen durch eine Kriegsmarine vertheidigen zu können.

Bis dahin stand die österreichische Schifffahrt so schutzlos da, daß die Commerz-Hofcommission am 27. August 1718 die ämtliche Erklärung abgab: Man könne den Seeräubereien der Barbaresken zu Algier, Tunis und Tripolis keine Grenzen setzen, um den Griechen, welchen man zur Belebung des vaterländischen Handels damals die Niederlassung im Porto Buccari gestattete, eine Sicherheit zu gewähren. Vornehmlich auf Anrathen des großen Eugen gab Kaiser Karl VI. im Jahre 1718 den Befehl zur Errichtung einer österreichischen Kriegsflotte, welche dem Hofkriegsrathe untergeordnet wurde. Zugleich erfolgte die kaiserliche Genehmigung der von der Commerz-Hofcommission am 6. September des genannten Jahres gefaßten Beschlüsse hinsichtlich der Zurichtung der Flaggen.

Die kaiserliche größere Flagge für ein Kriegsschiff von 40 bis 50 Kanonen war gelb, mit dem kaiserlichen Adler auf dem an den Kopf anstoßenden Theile der Flagge; die kleinere ebenfalls gelb mit dem österreichischen rothen Schilde, das von zwei ausgezackten weißen Querbalken durchkreuzt wurde, über welchem der kaiserliche Adler stand. Die ersten Schiffe, namentlich die weiterhin genannten drei Linienschiffe, kamen aus Neapel. Zum Vice-Admiral wurde der Engländer Lord George Forbes (später großbritannischer Gesandter in Petersburg, Contre-Admiral von der rothen Flagge 1734) ernannt, der Bau eines Kriegs-Arsenals in Triest befohlen, Girolamo Davanzo und nach ihm der französische Emigrant Boyer zu kaiserlichen Schiffbaumeistern befördert, von denen der letztere sein Amt durch elf Jahre verwaltete und in dieser Zeit mehrere Kriegsschiffe erbaute.

Die Ausführung des Ganzen konnte natürlich nicht so schnell von statten gehen. Noch im Jahre 1720 erhielt die Orientalische Compagnie von Seite der Commerz-Hofcommission den Bescheid: wider die Seeräuber zu Salerno könne ihr Sicherheit nicht ertheilt werden; wohl aber werde Sorgfalt getragen, daß sie mit ihrem Schiffe ungehindert eine Expedition nach Sicilien unternehmen könne. Im Juli 1720 erfolgte auch die Anordnung zur Verbesserung und Erweiterung der Festungswerke an den Seehäfen und zur Versehung der Freihäfen zu Triest und Fiume mit Bollwerken und Batterien.

Das von der „Orientalischen Compagnie“ angelegte Werft in Triest wurde nebst allem Zubehör vom Kaiser Karl VI. angekauft, welcher auf demselben ein Kriegs-Arsenal erbauen und es (1733) mit Mauern umgeben ließ.

Bereits im Jahre 1725 waren alle Vorbereitungen so weit gediehen, daß, trotz aller Einsprüche der Seemächte, eine österreichische Flottenabtheilung zum Auslaufen bereit lag, auf deren Linienschiffe „Santa Elisabetta“ der Engländer Deighmann als Vice-Admiral seine Flagge aufzog. Als im Jahre 1733 zu Toulon vier französische Schiffe ausgerüstet wurden, von denen man feindselige Absichten gegen Triest und das österreichische Litorale (Küstenland) befürchtete, wurden die Zengger zur Ausrüstung einiger Kaper und bewaffneter Fahrzeuge aufgemuntert.

Im Jahre 1734 entzündete der Streit um die polnische Krone auch wieder den Krieg in Italien und da erhielt die österreichische Flotte unter dem neuen Vice-Admiral Johann Lukas Pallavicini einen ansehnlichen Zuwachs. Sie bestand jetzt aus den drei Linienschiffen „San Carlo“ mit siebzig, „Santa Elisabetta“ mit sechzig und „San Michele“ mit vierzig Geschützen; ferner aus drei Galeeren von 30 bis 40 Geschützen, jede mit 700 Mann an Bord, darunter 343 Ruderknechte, 200 Soldaten, 60 Matrosen, 12 Bombardiere, ein Caplan, ein Arzt und ein Rechnungsführer; dann aus zwei Armenizzen von 30 bis 32 Kanonen, einer Fregatte, 4 Galeotten, einer Schebeke, einer Felucca, mehreren Tartanen und Trabakeln und 100 Pontons. Die Armenizze waren Dreimaster, welche im Range den Fregatten fast gleich standen; sie zählten jede 40 Ruder, wovon jedes drei Mann bewegten. Auch die Schebeke war ein Dreimaster; jede der Trabakeln hatte 100 Leute zur Bemannung, darunter 24 Ruderknechte. Die ganze Flotte zusammen zählte über 500 Kanonen, meist Zwanzig- bis Fünfzigpfünder; Steingeschütze waren zwölf- bis vierzehnpfündig. Die Mannschaft der Linienschiffe und Tartanen (kleines, leichtes Mastschiff) belief sich auf 2400 Köpfe. Das Officierscorps war hauptsächlich aus Genuesern, Spaniern und Neapolitanern gebildet und diesen Ländern gehörten auch größtentheils die Galeerensträflinge und Ruderknechte an, weil die damaligen österreichischen Küstenländer nicht so viele Leute stellen konnten, als man bedurfte. Die Regimentsmusik bestand aus türkischen Sklaven; die Capläne waren Dominikaner. Die gesammte Mannschaft betrug etwa 8000 Köpfe. Im Arsenale arbeiteten nebst den Galeerensträflingen 150 Schiffszimmerleute, meist aus Neapel und Fiume.

Grenadier und Musketier. (Seite 324 und 391.)

In den letzten Regierungsjahren Karl's VI. gerieth das so kräftig begonnene Werk aus Mangel an Mitteln wieder in Verfall, ja, die vorhandenen

Schiffe wurden sogar den Venetianern zum Verkaufe angeboten, die aber den Antrag zurückwiesen. Vice-Admiral Pallavicini legte seinen Posten nieder, das Regiment Seesoldaten wurde aufgelöst, die große Standarte im Castell von Triest aufbewahrt, zehn Flaggen aber an verschiedene Kirchen vertheilt.

Man that zwar im Jahre 1737 Schritte zur Herstellung der Flotte und sendete zu diesem Zwecke die Arsenalarbeiter, Marinesoldaten, Galeerensträflinge, sowie die Mehrzahl der Matrosen nach Belgrad, wo unter Pallavicini's Leitung zwei Linienschiffe und zwei Galeotten erbaut wurden; in Triest selbst hob man Matrosen für die Donau aus, und es wurden dorthin die hundert Pontons, die Artillerie und die Schiffsgeräthe landwärts bis Laibach geschafft, während zur Bewachung der abgetakelten Fahrzeuge blos einige Matrosen zurückblieben; — aber die vier großen Donauschiffe waren so unzweckmäßig erbaut, daß sie beim Auslaufen schon auf den nächsten Sandbänken sitzen blieben, und da auch noch das Linienschiff „San Carlo" durch einen Unfall zu Grunde ging, versank mit ihnen abermals der Gedanke einer österreichischen Marine.

Eine schöne That war es, als Kaiser Karl VI. für die Stadt Triest, durch Verleihung des Freihafens, den Grundstein zu deren Wohlfahrt legte. Bald werden es auch fünfhundert Jahre sein, seit Triest sich freiwillig unter den Schutz des Hauses Habsburg stellte, und so mögen wohl einige kurzgefaßte Nachrichten darüber willkommen sein.

Tergestum (Triest) soll im Jahre der Welt 1934, 278 Jahre nach der Sündflnth, 1364 vor der Erbauung Roms und 2121 vor Christi Geburt erbaut worden sein. Ein Enkel Noah's, Namens Cottin, befahl seinem Sohne Carnius, sich auf dem Landstriche, welchen man gegenwärtig unter den Namen Friuli, Carnia, Trieste und Istria kennt, anzusiedeln. Dieser Landstrich hatte damals den Namen Carnia erhalten, und zwar von Carnius, der mit seinem Volke dahergewandert war und mehrere Städte erbaute, darunter Triest. Ueber die Namensentstehung sind die Meinungen sehr getheilt. Einige sagen, er wäre von der dreimaligen Zerstörung und Wiedererbauung (Tri-este) entstanden, Andere glauben, er rühre von drei entscheidenden Waffenthaten der Bewohner her; Mehrere wollen denselben von einem angesessenen ausgezeichneten Manne, Namens Tergesto, herleiten. Die Griechen nennen Triest Tergestrum, auch Tergestraeon, Tergistum und Torgium. Indeß am wahrscheinlichsten ist, daß der Name Triests vom krainerischen Worte Trest oder Terest (deutsch Schilfrohr, nicht aber Markt, was Trst heißt) herrühre, weil am Fuße des Berges Tiber, worauf die Stadt erbaut, gegen die Meerseite viele Sümpfe waren, in welchen derlei Rohr wuchs, und diese Sümpfe bestanden auch wirklich bis zum Jahre 1747, in welcher Zeit der Bau der Neustadt begonnen wurde.

Triest war unabhängig bis zu dem Zeitpunkte, als es sich den Römern unterwarf; diese befestigten es und erklärten es als Municipium (Pflanzstadt), sodann als lateinische und später römische Colonie. Der Kaiser Octavianus Augustus ließ Triest mit festen Mauern und Thürmen umgeben und nannte sie „Militär-Colonie". Attila verwüstete Triest und legte die Stadt in Schutt und Asche, worauf die Patriarchen von Aquileja sich derselben bemächtigten. König Lotarius I. eroberte und gab sie als Geschenk dem Bischofe Johann II. von Triest, dieser verkaufte die Stadt an die Gemeinde selbst und die Triestiner erlangten ihre frühere Freiheit und Unabhängigkeit. Aber der vielen Neckereien und Ueberfälle von Seite Venedigs wegen, entsagten sie derselben und unterwarfen sich freiwillig dem regierenden Hause Habsburg.

Es kamen also Stadt und Gebiet Triest weder durch Kauf, noch Eroberung, noch Heirat, sondern durch Vertrag an das österreichische Herrscherhaus. Es war eben die Stadt, die unter der schwach begründeten Herrschaft der Patriarchen

von Aquileja im Grunde stets frei und selbstherrschend geblieben war, gegenüber der mächtigen Republik Venedig doch zu schwach und mußte mit Fug und Recht befürchten, daß der Löwe von San Marco bei nächster Gelegenheit seine Tatzen auf das alte Tergeste legen werde. Für Triest war aber der freie Seeverkehr ebenso nothwendig, wie ein Hinterland als Absatzgebiet, und so waren es rein ökonomische Interessen, welche 1382 das Municipium bewogen, sich freiwillig den Herzogen von Oesterreich zu unterwerfen, welche als Besitzer Istriens der krainischen Herrschaften (sowie des Alpengebietes südlich der Donau) nicht nur Nachbarn Triests geworden waren, sondern auch mächtig genug erschienen, die Interessen Triests zu wahren. Am 30. December 1382 wurde der Vertrag unterzeichnet, demzufolge das Haus Habsburg Souverän von Triest wurde. Wenn also von einem „historischen Rechte", diesem vielfach egoistisch ausgenützten Worte, auf Triest die Rede ist, so bildet dieser Vertrag die Grundlage dieses Rechtes ganz allein für Oesterreich und niemals für Italien.

Die Urkunde besagt ausdrücklich, daß die Stadt Triest durch ihren Bevollmächtigten den Herzog von Oesterreich „zu ihrem wirklichen und natürlichen Herrn und Fürsten und mit Gottes Hilfe zum vorzüglichen Vertheidiger besagter Stadt, ihrer Einwohner und jener ihrer Castelle und ihres Gebietes berufen, aufgenommen und anerkannt" hat. Es wurde sonach dem Hause Habsburg die volle Souveränität übertragen und der Besitztitel Oesterreichs ist ein unanfechtbarer. Es führt ferner die Urkunde an, daß vereinbart wurde:

„Daß erstens Wir, Unsere Nachfolger und Erben Uns verpflichten, zu regieren, zu behaupten und zu vertheidigen die Stadt und das Gebiet Triest u. s. w.; daß Wir vorbenannte Stadt, ihre Rechte und Besitzthümer weder einer einzelnen, noch einer moralischen Person verkaufen, verpfänden, übergeben, sei es als Erb- oder Lehngut, oder in irgend anderer Weise übertragen werden, daß Wir im Gegentheil aus Unserer Machtvollkommenheit und Gewalt weder die Stadt, noch die Castelle, noch das Gebiet veräußern werden, die für ewige Zeit ungeschmälert mit der Herrschaft und dem Titel der Herzoge von Oesterreich verbunden bleiben müssen. (Sonach ist das Kaiserhaus Oesterreich sogar vertragsmäßig verpflichtet, Triest unter seiner Herrschaft zu behalten und allen Lostrennungsgelüsten entgegenzutreten.)

Weiter heißt es: „Wir, Unsere Erben und Nachfolger haben und behalten das Recht, der Stadt Triest einen Hauptmann nach Unserem Ermessen zu geben und einzusetzen, und zwar soll dieser Hauptmann nicht, wie früher der von der Gemeinde erwählte Podestà (Stadtrichter, Amtmann) alljährlich das Amt wechseln, sondern nach dem Gutdünken des Souveräns belassen bleiben. Dieser Statthalter soll Triest „gemäß den Statuten und dem Herkommen von Triest treu zu regieren, zu schützen und zu behaupten haben, und diese Statuten und Verordnungen sollen binden auch für die Nachkommen und ohne Falsch und Trug sein." (Diese erwähnten Statuten betrafen die Magistratur, den Rath und die Gesetze.)

Das unabhängige Triest beherrschte sich selbst; unter der römischen Herrschaft hatte es Prätoren; die Venetianer verwalteten es durch Podesti; das Erzhaus Oesterreich regierte es anfänglich durch Capitani (Hauptleute), dann durch Präsidenten und zuletzt durch Gouverneure. In der Vorzeit bestand in Triest ein oberster Magistrat als unabhängige Behörde, die absolute Gewalt hatte und den Namen Baila (Amtmannschaft) führte, jedoch im Jahre 1426 plötzlich aufgehoben wurde. Die Wahrheit des Christenthums erleuchtete die Bewohner Triests schon im Jahre 50, da in diesem Jahre die Stadt ihren eigenen Bischof erhielt.

Das erste Wappenschild Triests war ein Castell mit drei Thürmen, auf welchen zwei Fahnen wehten, und Herzog Leopold von Oesterreich veränderte dies wieder, indem er das Wappenschild seines erlauchten Hauses dafür hingab, dazu aber noch in der Mitte des rothen und weißen Feldes die Hellebarde des heiligen Servolus einschaltete. Kaiser Friedrich III. fügte dem Wappenschilde den kaiserlichen Doppeladler hinzu, wie es gegenwärtig besteht.

Die Stadt Triest besteht also seit 3929 Jahren und vom Jahre 1382 an ist sie durch den bereits erwähnten „Atto di dedizione“ (Uebergabs- und Unterwerfungsact) den mächtigen Herzogen von Oesterreich ergeben.

Im 18. Jahrhundert war Triest unter dem Schutze und der Beihilfe der Regenten aus dem Erzhause zum ersten Seehafen der österreichischen Küste emporgestiegen und sein Aufschwung wurde noch befördert, als Karl VI. im Jahre 1717 dasselbe zum Freihafen erklärte. Von diesem Monarchen erhielt die Stadt 1722 das neue Handelsrecht, 1723 das Mercantilgericht und das Seeconsulat erster Classe, 1729 das Zollpatent, 1730 ein wiederholtes Privilegium-Patent, in demselben Jahre die Erlaubniß zur Abhaltung eines Jahrmarktes, 1731 das Triester Transito- (Durchfuhr-) Manthpatent und 1734 eine besondere Ordnung für Falliten (Zahlungsunfähige). In Folge dieser Begünstigungen stieg die Bevölkerung, welche im Mittelalter blos 4000 Seelen betrug, rasch, so daß sie 1777 bereits bei 20.000 erreichte. Schon während der Regierung Karl's VI. hielten die meisten größeren Mächte Handelsconsuln in der Stadt Triest, die sich allgemach zur siegreichen Nebenbuhlerin der Lagunenstadt Venedig emporschwang. Die Kaiserin Maria Theresia vergrößerte den Hafen, und es wurde die Neustadt von Triest angelegt.

Kaiser Karl VI. war es auch, welcher zuerst regelrechte Kasernen anlegte, an denen es in früheren Tagen, wo die stehenden Heere noch nicht regulirt waren, mangelte.

Zu Anfang des Söldnerwesens, wo das schnell zusammengeworbene und ebenso schnell wieder aufgelöste und zerfahrene Kriegsvolk nicht die entfernteste Idee stabilen Aufenthaltes aufkommen lassen konnte, gab es höchstens gewisse feste Garnisonen, die in manchen Festungen und sogenannten „Taborn“ (improvisirten Befestigungen) unterhalten wurden. Derlei Besetzungen bildete man aus der ersten annähernd regelrechten Truppe — den Lanzknechten. Diese Art Soldaten schreibt man leider schon in frühester Zeit und noch heute immer unrichtig „Landsknecht“, denn sie erhielten ihren Namen bestimmtest nur von ihrer Waffe, wurden auch von ihren Befehlshabern „Lanzen“ genannt und die kameradschaftliche Anrede der Knechte untereinander war: „Du, Lanze!“

Es wurde indeß, um die kostspieligen bestehenden Besatzungen und zugleich den Aufbau neuer Befestigungen zu ersparen, auch die Offenhaltung von Schlössern und Burgen gesichert, welche Privateigenthum oder im Besitze anerkannter Corporationen waren. Schon Kaiser Friedrich III. hatte 1489 ähnliche Uebereinkünfte geschlossen; noch häufiger that dies Maximilian I., der überhaupt eine großartige Thätigkeit und Scharfsinn in kriegerischen Dingen entwickelte, ja, es nicht unter seiner Würde hielt, in eigener Person im ersten Gliede der Ordnung mit einem langen Spieße auf der Schulter, das gemeine Schlachtschwert an der Seite, zu stehen.

Damals wurden die Söldner auf dem flachen Lande bei den Einwohnern bequartiert und bedrückten diese im Kriege auf unerhörte Weise. Ganz besonders verstanden dies die sogenannten Orlogs (niederländische luide van oirloghe, Kriegsleute zu Pferd und zu Fuß), die in ihrer Heimat durch eigens dazu bestellte Hauptleute haufenweise angeworben und auf den „Artikelsbrief“ (eine in Artikel abgetheilte Urkunde, vornehmlich kaiserliche Capitulation) ver-

pflichtet wurden, wo ihnen eigens bekannt gegeben werden mußte: „daß sie den armen Dorfbewohnern und Anderen, zu denen sie in Quartier kämen, nicht Kosten noch Schaden zufügen, daß sie Alles, was sie nähmen, redlich bezahlen, nicht Zank, Balgerei und Ungebühr anstellen und daß die Uebertreter sich der Justiz fügen sollen".

Leider vergaß man aber dabei nur zu oft, ihnen den Sold zu bezahlen, und so war dies den Kriegsgesellen nicht so sehr zu verargen, wenn sie bei ihren Unterstandsgebern ihre Bedürfnisse auf Credit „am Sanct Nimmerstag zahlbar" (eine schon damals übliche Redensart) nahmen. Dazu kam noch, daß der Einmarsch einer Truppe in eine Landschaft dem Einbruche eines fremdartigen Völkerstammes ähnlich sah, weil der Soldat noch bis in viel späterer Zeit sogar im Felde seinen eigenen Haushalt führte und wie im bürgerlichen Leben dort mit Weib und Kindern wirthschaftete. Nebstbei zogen Weiber aus allen Ländern, selbst „gestäupte und gebrannte (gebrandmarkte) Dirnen" dem Kriegshaufen zu, weil sie einen Mann, Freund oder Verwandten im Lager hatten. Ueber die dadurch hervorgerufenen Scandale, Streite, Räubereien u. dergl. ließe sich ein Buch voll der interessantesten Einzelheiten schreiben.

Was die Haupt- und Residenzstadt Wien speciell anbelangt, wurde die erste Garnison aus der Bürgermiliz gebildet, zu deren Organisirung die erste türkische Belagerung 1529 Veranlassung gab. Indessen hatte sie schon seit dem Jahre 1526 die Bewachung der Thore über, bei welchen kleine „Quartierhäusel" zur Beherbergung der diensthuenden Mannschaft angebracht waren, während die übrigen Milizen in ihren Wohnungen hausten und nur für den Bedarf sich auf den „Musterungen" (Standplätzen) sammelten. Im Jahre 1571 bestand die gesammte Stadtwache Wiens aus dem Bürger und Wachtmeister Paul Epele (als Commandant), einem Trabanten, acht Rottmeistern, zwei Uebergebern (Besichtiger, Aufseher, daß Alles in Ordnung), drei Dolmetschern und 136 Soldaten. Diese Truppe erhielt an Wochenlohn zusammen 155 Gulden 6 Schilling Rheinisch.

Später aber kam die Stadtgarde oder Stadt-Guardia, wie sie genannt wurde, unter militärische Jurisdiction. Im Jahre 1595 ordnete Kaiser Rudolf II. wegen damaliger Feindesgefahr, „um auf alle Fälle gute Zucht in Wien zu erhalten, die Stadt zu bewachen und der Bürgerschaft einen Trost zu bereiten", eine Verstärkung der Stadt-Guardia auf 500 Köpfe an und im Jahre 1607 ernannte er den kaiserlichen Kriegsrath, Hans- und Landzeugmeister (Aufseher über die Kriegsgeräthschaften), Freiherrn Hanns Mollart, zu ihrem Obersten, dem er eine umständliche Instruction ertheilte.

In derselben wird der Oberst mit seinem Gehorsam unter den Gouverneur Erzherzog Mathias und den Hofkriegsrath gestellt, „soll aber zugleich im Einvernehmen mit dem Stadtrath und der Bürgerschaft bleiben", die ihm bei etwaigen Unruhen auf sein Begehren hilfreiche Hand leisten müssen. Er soll die Schlüssel zu allen Basteien in seiner Verwahrung haben (er wohnte Herrengasse, im Hause mit der heutigen Nummer 9, alt 28), um dort, wie auch auf den Wällen und Wehren der Stadt die Waffen jederzeit bestellen zu können. Die Oeffnung und Sperrung der Stadtthore geschieht gemeinschaftlich durch den Obersten und den Magistrat. Er hat in seinem Fähnlein 500 Soldaten zu halten und nur gediente und bewährte Kriegsleute in dasselbe aufzunehmen. Die niederen Chargen werden von ihm, die höheren aber, nämlich der Lieutenant, Fähnrich und der Wachtmeister, vom Erzherzog-Gubernator oder vom Hofkriegsrathe ernannt.

Er hat Rumor- (lärmende) und Raufhändel zu verhüten und Personen, die über die bestimmte Zeit sich mit Musik oder sonst auf der Gasse finden

lassen, aufzuheben, stellt sie aber binnen vierundzwanzig Stunden an ihre ordentliche Obrigkeit. Wirthe und Bürger müssen zuerst ihm und dann dem Bürgermeister ihre fremden Gäste anzeigen; fremde Kriegsleute, die nach Wien kommen, müssen sich ihm melden u. dergl.

So begegnen wir denn in Wien bereits einer stabilen Garnison, wobei sich indeß der Uebelstand ergab, daß eine große Anzahl der Guardia-Soldaten keine Zimmer haben oder bezahlen konnte, mithin sich in den Vorstädten aufhalten mußte. Entstand nun zur Nachtzeit ein Lärm in der Stadt oder eine Feuersbrunst bei Tage, so konnten sie nicht augenblicklich ihren Dienst versehen, noch zu ihrer Compagnie gelangen, und das Oeffnen der Thore für sie allein gefährdete die allgemeine Sicherheit. So wurde denn 1612 der Befehl ertheilt, daß künftig kein Soldat der Guardia außerhalb der Stadt seine Wohnung haben dürfe, daß sie vielmehr nahe bei den Stadtmauern und Basteien untergebracht und zu diesem Zwecke auf der Kärntner-, Schotten- und Biberbastei kleine Soldatenhäusel in hinreichender Anzahl erbaut werden sollten.

Die erste regelrechte Kaserne nach den heutigen Begriffen, zugleich die älteste in Deutschland, war jene in Salzburg, anfangs „Thünitz", später „Grieskaserne" genannt. Der Grund dazu wurde 1641 gelegt und 1654 war sie beendet. Das erste dort untergebrachte Militär war die Stadt-Guardia. Bald war die Kaserne so sehr bevölkert, daß der damalige Oberst Zinrletta an den Landesherrn, den Erzbischof Guidobald Graf Thun (Cardinal, ausgezeichneter Staatsmann, gest. 1668), meldete: „vor lauter Kindern sieht man die Soldaten in der Kaserne kaum", und auf den Befehl, eine Abhilfe zu treffen, meldete der Oberst, „er habe in das St. Johannesschlößchen am Mönchsberge zwölf Mann, welche zweiundsiebzig Kinder besaßen (!), verlegt, und es müsse für die letzteren ein eigener Schullehrer gehalten werden." (Im Jahre 1863 wurde diese erste Kaserne in Oesterreich und Deutschland demolirt.)

Als erste Kaserne in Wien könnte einestheils das im Jahre 1697 „Newgepaute Stadt-Guardia-Hauß, Ihro Römisch. Kayſ. und Katholischen Majestät zugehörig" auf der Wieden „am Kaiserweg" (heutige Favoritenstraße mit der Nummer 22, alt 307) gelten, in dem, so lange sich der Kaiser in seinem Lustschlosse Favorita aufhielt, ein starkes Contingent der Wiener Stadt-Guardia lag, „welche des Nachts alle Avenues (Zugänge und Alleen) besetzte". Diese diente indeß nur bestimmtem Zwecke.

Erst unter Kaiser Karl VI. wurde der Bau großer Kasernen beantragt und dazu die Stände sowohl, wie die Bürgerschaft aufgemuntert. Von Seite der Ersteren wurde der Entschluß am 10. Juni 1716 gefaßt, als Platz die Leopoldstadt und nahe dem alten Tabor ein zum Kaiserspital gehöriger Grund ausersehen, welcher durch zwei dem Josef Zigeuner und der Witwe des Dominik Forte gehörige Küchengärten erweitert wurde. Dem Ersten wurde ein anderes Haus sammt Garten in der Nähe (heute Nr. 5, alt 147, Obere Donaustraße) eingeräumt, die Witwe erhielt baare Entschädigung. Der Bau dieser (nachmaligen Reiter-) Kaserne wurde 1721 begonnen, 1723 vollendet und vom Cheveauxlegers-Regimente Fürst Karl Batthyany (einst Pappenheim, dann Piccolomini) bezogen.

Die zweite Kaserne war am Getreidemarkt, wo schon früher ein Soldatenhaus gestanden; sie wurde 1732 von dem Dragoner-Regimente Prinz Eugen von Savoyen (Nr. 13, errichtet 1682, bis heute stets diesen Namen führend) bezogen, wurde aber später zumeist von den Grenadieren occupirt. Die dritte Kaserne entstand auf dem Salzgries und kam an die Stelle von 53 Häusern und Häuserchen. Sie hieß anfangs „auf der Münchbastei" und wurden bei ihrem Bau aus der Erde in bedeutender Tiefe starke hölzerne Wehren

gegraben, die gegen das Einreißen des Donaustromes, der hier vormals vorüberfloß, gelegt worden waren. Diese Kaserne wurde zum ersten Male am 12. Mai 1748, und zwar von dem Infanterie-Regimente Kolowrat (heute Freiherr von Kuhn Nr. 17, errichtet 1675) bezogen. Ihre Demolirung geschah 1880.

Zur Ergänzung mag gleich hier angeschlossen werden, daß die vierte Kaserne die Alserkaserne gewesen, zu welcher 1751 das Gebäude der Landschafts-Akademie erkauft wurde. Dieselbe bezogen 1753 ein Bataillon nebst zwei Grenadier-Compagnien des Infanterie-Regimentes Baron Karl Gustav Kheul (heute Feldmarschall Heß Nr. 49, errichtet 1715); die Mannschaft war eben neu montirt worden. Die Artillerie-Kaserne am Rennweg (früher das Waisenhaus), die Reiterkaserne in der Josefstadt und andere sind Bauten der neueren Zeit.

Dem schönen Beispiele des Kaisers und des Prinzen Eugen in Bezug auf Verschönerung der Residenz durch aufgeführte Paläste folgte auch der übrige Adel, und bald zierten herrliche, mit großen schönen Gärten versehene Lust-, respective Sommersitze die Vorstädte Wiens, erhoben sich im Innern der Stadt imposante Gebäude, welche den Sitz der feinen Gesellschaft, der Kunst und Wissenschaft abgaben.

Einer der vorzüglichsten dieser Sommersitze ist der fürstlich Liechtenstein'sche Gartenpalast im Bezirke Alsergrund (ehemals Roßau), erbaut von dem Herzensfreunde des Prinzen Eugen, Johann Anton Andreas Fürst Liechtenstein, Ritter des goldenen Vließes, kais. geheimer Rath, Director der kais. Bank, insgemein nur „der reiche Hanns Adam" genannt (geb. 1656, gest. 1712). Er hieß auch „Oesterreichs Crösus" und war so reich, daß das Volk in Wien allgemein glaubte, er besitze das Geheimniß, Gold zu machen. Er verwandte aber auch seinen Reichthum in wahrhaft fürstlicher Weise; nicht nur daß er eines der glänzendsten Häuser in Wien unterhielt, sondern er that auch für die Residenz mehr, als der ganze übrige Adel aus allen Jahrhunderten dafür gethan hat. Von ihm rührt auch der Fürst Liechtenstein'sche Palast in der Schenkenstraße unweit der kais. Burg, die vortreffliche Anstalt des Wiener Stadtbanco, die ganze Vorstadt Lichtenthal her, welche man zu Ehren Kaisers Karl VI., der am 20. November 1712 den Grundstein zur dortigen Kirche „zu den vierzehn Nothhelfern" (seit 1723 Pfarrkirche, 1770 vergrößert) legte, später auch Karlstadt nannte.

Vormals, als die mächtige Donau noch ein anderes Rinnsal hatte und der einst weit stärkere Alserbach in einen zweiten Arm sich theilte, war das nachmalige Lichtenthal, wie die Roßau und die Leopoldstadt ein „Werd" (von Werder, Eiland, Uferland), woher die alte Benennung Altlichtenwerd. Es ist ein uraltes Liechtenstein'sches Eigen und ganz die Schöpfung dieses Fürstenhauses. Schon im Jahre 1254 erscheint Heinrich von Liechtenstein als Besitzer der großen Wiese unter dem dürren Sporkenbühel. Der daranliegende Garten wurde 1683 von den Türken ganz verwüstet, bald aber wieder hergestellt und durch den Ankauf einer schönen großen Wiese des Grafen Weikhard von Auersperg, auf der sich ehemals die Studenten mit Ballschlagen unterhielten, vergrößert. Im Jahre 1694 erbaute der Fürst Hanns Adam das große, zwei Stockwerke hohe Brauhaus, worin der herrschaftliche Amtssitz sich befand und wöchentlich 500 Eimer bayrisches Bier gebraut wurden. Als zehn Jahre später diese Gegend in die Linien eingeschlossen war, wurde der Grund in Bauplätze abgetheilt. Das Andenken an seine vorige Bestimmung wurde noch bis in die neueste Zeit im Sprachgebrauch erhalten, denn Lichtenthal und die Wiese sind stets im Munde des Volkes gleichbedeutend gewesen; die letztere Bezeichnung war sogar noch die gebräuchlichere. Durch den niedrigen Preis dieser Baustellen, die steuerfreien

Jahre und die freigebige Unterstützung des Fürsten entstand nach Verlauf eines Zeitraumes von acht Jahren Lichtenthal. Nach Vollendung des fürstlichen Sommerschlosses (heute Liechtensteinstraße 36, alt 254), das zwischen 1701 bis 1712 erbaut worden, erkaufte der Stadtrath im Jahre 1713 einen nahen Garten des Grafen Althann zum Anbau der gleichnamigen Vorstadt.

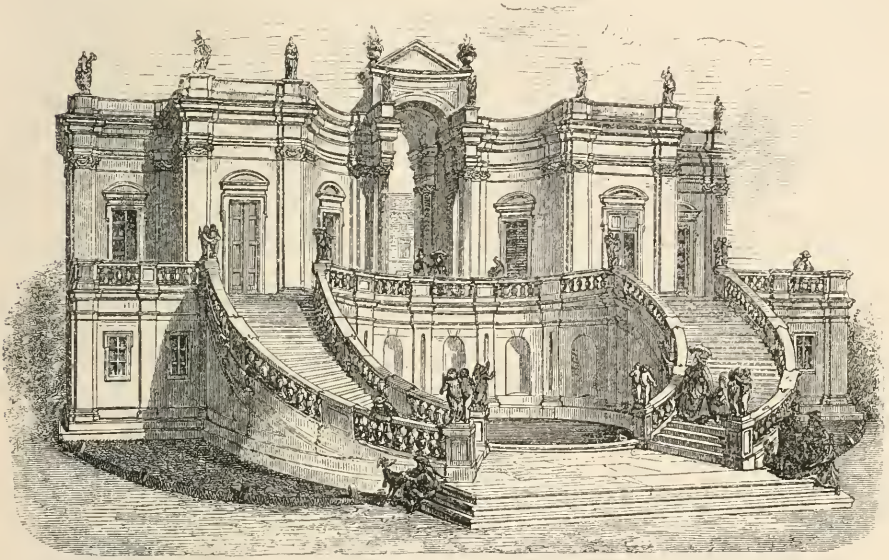
Schon am Eingangsthore zum Vorhof dieses Palastes verkündigen Sinnbilder der Künste und die eben so bündige, als wahre Aufschrift: „Der Kunst, den Künstlern. Johann Fürst von Liechtenstein", jene Genüsse, die sich hier dem Auge entfalten. Hanns Adam ließ den schönen Palast nach Grundrissen des Architekten Dominik Martinelli (geb. 1650, gest. 1718) durch den berühmten Fischer von Erlach erbauen und die hinzugekaufte erwähnte Auersperg'sche Wiese ringsum in blühende Gartenanlagen verwandeln. Während der Sommermonate hielt hier der prachtliebende Fürst einen beinahe königlichen Hof und sammelte Alles, was Kunst und Wissenschaft übte oder liebte, um sich. Fürst Hanns Adam, edelmüthig und groß durch das Gold, wie die früheren Liechtensteine sich mächtig im Eisen bewährten, ist auch der Schöpfer jener berühmten Gemäldesammlung, die zum unveräußerlichen Familiengute erhoben, bisher alle fürstlichen Nachfolger mit Kunstwerken bereicherten. Aber erst im Jahre 1806 wurde diese unschätzbare Sammlung (worunter besonders hervorragend der Decius-Cyclus des gewaltigen Meisters Peter Paul Rubens) aus dem Majoratshause in der Schenkenstraße, ihrem ursprünglichen Aufenthaltsorte, nach dem Sommerpalaste in die Roßau übertragen.

Der am Eingange des Gartens stehende und von einem Vorraum umschlossene Haupttheil des Palastes besteht aus einem hohen Stockwerke und einem Halbstocke mit einem etwas vorspringenden Mitteltracte. Halbsäulen beleben die Flächen zwischen den Fenstern. Die reiche Einrahmung der Fenster schließt oben mit einem Giebel ab. Die fünf Eingänge des Mitteltractes führen in das gewölbte und von Pfeilern gestützte Vestibule und von dort unmittelbar in das Gartenparterre. Ebenerdige Nebenräume begrenzen im Halbkreise den Palast zu beiden Seiten des Vorraumes. Der gewölbte Saal des ersten Stockwerkes ruht auf achtzehn Marmorsäulen und ist geschmückt mit Fresken (die Apotheose des Herkules vorstellend) des berühmten Malers, Jesuit Andreas Pozzo. Von überraschender Wirkung ist die am Abschlusse des Gartens erbaute Gloriette (Garten-Pavillon, Bild Seite 393) mit der berühmten, wahrhaft malerischen Marmortreppe, für welche Franz I., der Gemal Maria Theresia's, 70.000 Gulden geboten haben soll, die leider im Jahre 1863 abgetragen wurde. Die Malerei der Plafonds stammt aus der Meisterhand Anton Belucci's (geb. 1654, gest. 1726). Palast und Gartenhaus gehören zu den ausgezeichnetsten Werken der italienischen Renaissance der Hauptstadt Wien, edel in den Verhältnissen, reich, wirkungsvoll und schön in den Details.

Der Eintritt in die Säle und nahen Gartenanlagen, welche ihr fürstlicher Besitzer gerne dem Publikum öffnete, ist bei trockenem Wetter noch heute jedem anständigen Besucher gestattet. Wenn auch der Garten nicht als umfangreich gelten kann, ist er doch durch gelungene Anordnung verschiedenartig wechselnder Partien scheinbar vergrößert und eine Lieblingspromenade der Wiener geworden, besonders der Mütter mit ihren Kindern. Innerhalb des Hauptthores liest man die Aufschrift: „Der Natur und ihren Verehrern. 1814." Palast und Garten waren öfter Zeugen glanzvoller Festlichkeiten, auf welche wir noch zu sprechen kommen werden. Auch so manche komische Vorfallenheiten weiß der Volksmund zu erzählen, darunter besonders eine, welche dem Garten einen eigenthümlichen Spitznamen eintrug. Ein gemeiner Hußar, verwandt mit dem Gartenaufseher, kam einst nach Wien zu diesem auf Besuch und wurde von ihm überall herum-

geführt. Der Aufwärter zeigte ihm alle merkwürdigen Pflanzen und Bäume; allein der Hußar war mit nichts zufrieden und schüttelte bei jedem Baumnamen den Kopf. „Was suchst Du denn für einen Baum?“ fragte ihn endlich der Führer unwillig. „Such' ich schon immer verdammten Baum in allen Gärten und kann ich nicht finden!“ war die Antwort. — „Ja, wie heißt denn dieser Baum?“ — „Ist Burzelbaum!“ (So nennt nämlich der Oesterreicher die Fertigkeit der Kinder, mit Körper und Füßen ein Rad zu schlagen.) Seitdem nannten die Wiener den Liechtenstein'schen Park den „Purzelbaum-Garten“.

Eine zweite monumentale Prachtbaute aus jenen Tagen ist der fürstlich Schwarzenberg'sche Palast am Rennweg (Landstraße). Er war 1698 von dem Fürsten Franz von Mannsfeld gegründet worden, gelangte 1716 in den Besitz des Fürsten Adam Schwarzenberg, welcher das unansehnliche Gebäude



Der Liechtenstein'sche Gartenpavillon in der Roßau. (Seite 392.)

nach Plänen des Architekten Josef Emanuel Fischer von Erlach in seinem gegenwärtigen Bestand umbauen ließ. Der im Jahre 1726 vollendete Palast in seinem architektonischen Aufbau, in seiner Gesammtanordnung ähnlich dem Liechtenstein'schen Palaste in der Roßau, ist nur noch wirksamer als dieser durch den reich angeordneten, mit einer hohen Kuppel überwölbten Mitteltheil und die imposante Auffahrt in das erste Stockwerk. Die Decke des Saales ist von dem berühmten Freskenmaler Daniel Gran.

Sonst existirten damals noch eine Menge von schönen herrschaftlichen Gärten, welche aber größtentheils verschwunden und verbaut sind. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts gab es, außer den Klostergärten, noch folgende: Im II. Bezirke (Leopoldstadt) 260, darunter die alte Favorita (Augarten), der Montecuculi'sche, der Czernin'sche (Czerningasse), Gatterburg'sche, Schmerling'sche Garten. — Im III. Bezirke (Landstraße) 110, darunter der Garten des Fürsterzbischofs von Wien, des Dompropstes und des Grafen Paar; unter den Weißgärbern 71 Gärten, in Erdberg 320, am Rennweg 16, darunter Belvedere,

der Schwarzenberg'sche, der Managetta'sche Garten. — Im IV. Bezirke (Wieden) 58, darunter die neue Favorita (Theresianum), dann der Lobkowitz'sche, Starhemberg'sche (Freihaus), Althann'sche Garten; am Wienfluß 5 Gärten. — Im V. Bezirke (Margarethen) am Hundsthurm 19, in Matzleinsdorf 30 Gärten. — Im VI. Bezirke (Mariahilf) 117, darunter der Eßterhazy'sche; auf der Laimgrube 26, Windmühl 18, Magdalenagrund 9. — Im VII. Bezirke (Neubau) 137, darunter der Trautson'sche (heute Palais der ungarischen Leibgarde); am Spittelberg 17. — Im VIII. Bezirke (Josefstadt) 119, darunter die Gärten des Grafen Windischgrätz und des Marchese Rofrano (heute Auersperg). — Im IX. Bezirke (Alsergrund) 58, darunter der Eßterhazy'sche, Schönborn'sche, Paar'sche; in der Währingergasse 18; in der Roßau 86, darunter der Dietrichstein'sche, Liechtenstein'sche, Kuefstein'sche, Sinzendorf'sche; in Lichtenthal 50, am Thury 11. — Endlich hatte Lerchenfeld 151 Gärten.

Neben allen diesen nehmen noch die Klostergärten ungemein große Strecken ein; so entstanden z. B. nach der Klosteraufhebung unter Josef II. (1782) auf dem Raume des Kapuzinergartens sechs, auf dem des Franziskanergartens drei Häuser in der inneren Stadt, in den Vorstädten wurde der Garten der Augustiner auf der Landstraße zu 28, der Dominikaner daselbst zu 12, der Carmeliter in der Leopoldstadt zu 17, der Piaristen in der Josefstadt zu 5, der Carmeliter auf der Windmühl zu 18 und der Kapuziner zu St. Ulrich (am sogenannten Platzl) zu 9 Häuserstellen abgetheilt.

Im Ganzen zählte man innerhalb den Linien, ohne jene zu rechnen, welche Klostergebäude umgaben, 1754 Gärten. Aber was blieb von diesen allen bis zum heutigen Tage übrig?! Wie viele hunderttausend Bäume fielen dem anwachsenden Häuserkoloß Wien zum Opfer?!

Karl's VI. Verdienste um die Verschönerung seiner Residenz wurde bereits an betreffender Stelle gewürdigt und so wollen wir noch einen Blick auf jene bedeutsamen Künstler werfen, welche aus jener Epoche monumentale Werke ihres auserlesenen Genius bis auf unsere Tage zurückgelassen haben.

Die Künstler Rafael Donner, Daniel Gran und Martin Meytens.

Unsterblichen Nachruhm erwarb sich vor allen Künstlern der damaligen Epoche der Bildhauer Georg Rafael Donner. (Bild Seite 398.) Geboren zu Eßlingen im Marchfelde am 25. Mai 1693, Sohn des Zimmermannes Peter Donner aus dessen erster Ehe, erhielt er in der Taufe den Namen Georg, legte sich später den Namen Rafael bei und gebrauchte denselben in den letzten Lebensjahren ausschließlich. Im Jahre 1708 kam er in das Stift Heiligenkreuz, wo unter dem Schutze des kunstsinnigen Abtes Gerhard Weichselberger (gest. 1728) die berühmten Künstler: Maler Martin Altomonte (Hohenberg; geb. 1657, gest. 1735) und Bildhauer Johann Giuliani (geb. 1663, gest. 1744) arbeiteten und ihre schönen Gebilde des Knaben rege Phantasie für Kunst entflammten. Giuliani war sein erster Lehrer, den der talentvolle Jüngling auch bald übertraf; dann ging er nach Wien und besuchte die Akademie (1715). Später ging er nach Salzburg, darauf nach Ungarn, wo ihn der Fürstprimas Emerich Eßterhazy zu seinem Baudirector ernannte, mit welcher Stelle der bleibende Aufenthalt in Preßburg verbunden war. Er beschäftigte sich daselbst mit dem Erzgusse in größerem Maßstabe, befand sich 1739 wieder in Wien und

wurde kaiserlicher Kammer-Bildhauer. Aber plötzlich erkrankte er und starb am 15. Februar 1741 (im Managetta'schen Garten am Neumarkt). Er wurde auf dem Kirchhof der St. Nikolauskapelle auf der Landstraße bestattet, später (1784) jedoch, als auf Kaiser Josef's II. Befehl die inner den Linien Wiens befindlichen Kirchhöfe entfernt wurden, auf den St. Marxer Friedhof übertragen.

Herrliche Arbeiten von ihm sind: das Crucifix auf dem Hochaltar der Hofburgkapelle in Wien; die Büste des Cardinals Sigmund Graf Kollonits in der Stefanskirche; die Kreuzabnahme Christi im Tabernakel des Wiener Invalidenhauses; die Mutter Gottes-Statue auf dem neuen Kirchhofe zu Klosterneuburg, die Reiterstatue des heil. Martin in der St. Martinskirche zu Preßburg; die Bildsäule Karl's VI. im Erdgeschoße der k. k. Bildergallerie im Belvedere; die unbefleckte Empfängniß Mariens, Statue an der Außenseite des Savoy'schen Damenstiftshauses in der Johannesgasse (heute Nr. 15, alt 976); die vier Jahreszeiten, Statuen im fürstlich Grassalkowits'schen Palaste in Preßburg; das Crucifix am St. Stefans-Altar in Heiligenkreuz; das wunderschöne Basrelief: Andromeda durch Perseus befreit, am Rathhausbrunnen in der Wipplingerstraße. Endlich sein Meisterwerk: Der Brunnen auf dem Neuen Markte in Wien, begonnen 1737, beendet 1739, in der Mitte die Statue der Vorsicht von vier Kindern umgeben, welche Fische halten, aus denen das Wasser springt, um das Becken herum die Figuren der vier Flüsse, welche sich im Erzherzogthum Oesterreich in die Donau ergießen: die Trau und die March (männliche Figuren), die Ybs und die Enns (weibliche Figuren).

Daniel Gran, in Mähren 1694 geboren, gehörte zu den bedeutendsten Malern, welche Oesterreich im 18. Jahrhundert hatte. Nachdem er einige Reisen gemacht hatte, kam er nach Wien und wurde sofort von dem kunstliebenden Kaiser Karl VI. vielfach beschäftigt. Des Kaisers großer Sinn bewährte sich hierbei schlagend, denn er bezahlte dem Künstler ein tägliches Honorar von 100 Ducaten und ließ, wenn er die Plafonds in Hetzendorf oder einem anderen Lustschlosse zu malen hatte, eine Hofequipage mit vier Pferden eigens für ihn bereithalten. Er war aber maßlos verschwenderisch und starb, verlassen, in höchster Dürftigkeit zu St. Pölten 1757. Einer volksthümlichen Ueberlieferung zufolge, war er Küchenjunge im fürstlich Schwarzenberg'schen Hause, bezeichnete dort alle Wände mit Kohle und machte dadurch auf sein Talent aufmerksam. Er wurde dann wohl Schüler der neu errichteten Akademie, ging, unterstützt vom Fürsten Adam Schwarzenberg, nach Italien und malte nach seiner Rückkehr (1726) die schönen Fresken in dessen Gartenpalast am Rennweg, 1729 bis 1735 war er fürstlicher Garteninspector daselbst. Ein Meisterstück sondergleichen lieferte Gran in dem Deckengemälde der k. k. Hofbibliothek, wo die Kuppel mit optischer und perspectivischer Täuschung viel höher erscheint, als sie in der That ist. Als der berühmte Winckelmann, geleitet vom Grafen Sperges, die Wiener Kunstbauten durchwanderte, rief er beim Anblick des Gran'schen Gemäldes aus: „Aehnliches ist seit Rubens nicht geschaffen worden!"

Wenn man von der Wiedener Hauptstraße in die Hechtengasse eintritt, bemerkt man zur Linken ein kleines einstöckiges Haus (heute Nr. 3, alt 504), welches einen sehr alterthümlichen Anstrich hat. Drei Stufen führen zum Thore desselben und die ebenerdige Halle läßt links eine Stiege und gegenüber einen von Häusern eingeschlossenen kleinen Garten erblicken. Dieses Häuschen (Bild Seite 401) wurde von der großen Maria Theresia erbaut, damals „rückwärtiges Hotel" benannt und von ihr als Erholungs-Lusthaus benützt, nur war der Garten statt von Häusern von fruchtbaren Weingärten umgeben und am Eingange in die Hechtengasse stand eine hölzerne Einfriedung mit einer gleichen

Thüre, welche den seither verbauten Gartengrund auf der rechten Seite des Gäßchens abschloß.

Es war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als der erste und einzige Stock einen Mann beherbergte, dessen Name in der Künstlerwelt von gewichtigem Klange gewesen — den Akademie-Director, kaiserlichen Hof- und Kammer-Porträtmaler Martin von Meytens. Als Sohn eines niederländischen Malers wurde er zu Stockholm am 24. August 1695 geboren, trat neunzehnjährig als Volontär in die Dienste des Königs Georg von England, und dort begannen sich seine Talente zu entwickeln, welche große Reisen und Aufenthalte in Paris, Venedig und Rom immer mehr zur Reife brachten. So redete und schrieb er z. B. vollkommen in sechs Sprachen. Er wurde ein eminenter Künstler in der Schmelzmalerei und beschloß nun, sich in Wien anzusiedeln. Schon 1721 war er in der Residenz gewesen, wo er in kurzer Zeit so bekannt wurde, daß es ihn Mühe kostete, sich von Wien wieder loszureißen. Die häufigen Arbeiten, die der Hof und der hohe Adel von ihm verlangte, hielten ihn über zwei Jahre lange in Wien auf. Kaiser Karl VI. und Elisabeth Christine, die Beide zu malen er die Ehre hatte (Bilder auf Seite 8 und 9), wollten ihn ebenfalls in ihren Diensten behalten, aber Meytens verbat sich diese Gnade vorläufig, da er nach Italien gehen müsse, um sich derselben erst würdig zu machen, versprach jedoch nach Wien zurückzukehren, was auch im Jahre 1730 geschah. Ausgenommen kurze Zwischenräume, die er zu Reisen benützte, blieb Meytens in Wien bis an sein Lebensende, überhäuft von den Gunstbezeugungen der kaiserlichen Familie. Besonders Maria Theresia, die er noch als Braut gemalt (Bild Seite 280), gewann ihn lieb und schenkte ihm das von ihr 1748 erbaute vorerwähnte Lusthaus auf der Wieden, das er zu seinem Atelier einrichtete.

Daselbst ertheilte er mehreren jungen Künstlern Unterricht, wobei er ihnen auch stundenlang auf dem Travers (Querflöte), das er mit Virtuosität blies, vorspielte. Oft wurde er mit dem Besuche der huldreichen Monarchin beehrt, welche gern den Fortgang seiner Arbeiten in Augenschein nahm und daselbst mehrere Stunden der Muße zubrachte. Fast jeden Samstag Nachmittag hielt ein Hofwagen an jener Seite des Meytens'schen Hauses, das von den Weingärten umgeben war, aus welchem Wagen die Kaiserin stieg und die Wohnung des Künstlers betrat. Meytens erhielt allemal ein grünes Beutelchen mit zehn Ducaten, jeder Schüler einen Ducaten als besonderes Zeichen ihres Wohlgefallens an dem Fortgange der von ihr bestellten großen Ceremoniengemälde, welche noch heute im Billardsaale des Schlosses Schönbrunn hängen. Oft lag schon Dunkelheit auf den Gärten und Straßen, bis sich Maria Theresia entschloß, das Atelier zu verlassen. Um den Zudrang von Neugierigen zu vermeiden, welche die Hofequipage gewöhnlich herbeilockte, wurde diese stets fortgeschickt; die Kaiserin entfernte sich durch die rückwärtige Gartenthüre und fuhr mittelst ihres Leibfiakers, des lebensheiteren Liebenthaller (dessen Familie noch heute zu den renommirtesten dieses Geschäftes gehört), in die Stadt zurück.

Es wird die Leser dieses Buches gewiß interessiren, wenn wir ihnen eine lebensvolle Scene aus dem Atelier dieses bedeutenden Künstlers vorführen, wie sich von ihr die volksthümliche Ueberlieferung erhalten hat.

Es war an einem Samstage. Meytens befand sich in seinem Atelier, umgeben von seinen arbeitenden Schülern, während er auf dem Travers spielte. In den Pausen ging er im Zimmer auf und ab und sprach mit den Schülern, die er entweder belobte oder auf gemachte Fehler aufmerksam machte. Eben sagte er zu einem derselben: „Mein lieber Derichs, heute zeigst Du nicht, daß Du einer der ersten und würdigsten Schüler bist, wie die Leute von Dir sagen. Wo bleibt die regelmäßige Zeichnung? Wo die der naturgemäße und lebhafte

Farbengebung? Aber ich weiß, was Dir wieder im Kopfe steckt — so eine echte Wiener Geckin, die weiß, was die herrschende Mode ist, wer die besten Deutschtänzer sind, wo man das beste Gefrorene bekommt; welche die Verdienste ihrer Liebhaber nach der Anzahl der Flinserln zu berechnen weiß, die selbe auf der Weste tragen; die glaubt, daß es genug sei, eine Wienerin zu sein, um einen Mann zu bekommen, eines jener Weibsen, die meinen, daß ihnen Besuche von großen Herren Ehre machen, die hoffen, große Frauen zu werden und als Frauen thun zu dürfen, was ihnen einfällt."

Kühn erwiderte der Schüler: „Ja, Meister; ich denke allerdings an ein Mädchen, das ich liebe und das mich wieder liebt." — Aber da kam er beim Meister schön an, welcher hitzig fortfuhr: „Ha, Ha! Dich liebt? Das kenn' ich besser. Die Weiber lieben nur Den, der sich für einen Grafen oder Baron ausgiebt, Alles, was Stiefel und Sporen trägt und mit Pferden umgeht; jede Männerhand, an der ein brillantener Ring steckt. Für ihre Seligkeit halten sie schöne Garderobe und Equipage, lange Toilette nach einem langen Schlaf, ein bischen Verleumden, kostbare Geschenke, wären sie auch vom Manne; für Todsünden halten sie ein Gesicht ohne Schminke, auf dem Canapée nicht den ersten Platz behaupten, endlich durch das ganze Jahr gesund sein. Fremder Sünden machen sie sich schuldig durch ihre poches (Taschen, Tragbeutel), bouffantes (Banschen), culs postiches (falschen Hintertheile) und so weiter; durch die französische Erziehung, die sie durch fremde Abbés und hergelaufene Gouvernanten ihren Kindern geben. Das letzte unter ihren vier letzten Dingen ist eine Liebe zu unserem Herrn Gott!"

Dieses Urtheil ergriff den Schüler gewaltig, so daß er etwas pikirt meinte: „Ihr seid sehr hart auf die Wienerinnen der Jetztzeit zu sprechen. Kenntet Ihr aber meine Magdalena, würdet Ihr sie hochachten. Es ist eine gar eminente Künstlerin, das Fräulein de la Haye!" (Sie war thatsächlich eine ausgezeichnete Malerin.) Bei Nennung des Namens erstaunte Meytens allerdings und rief: „Potz Tausend, die Anna Johanna Magdalena ist Deine Flamme? Nun, da hast Du Dir nichts Uebles ausgesucht. Malen kann das Mädel, wie nur irgend wer! So will ich denn auf Euer Glück ein brillantes Adagio blasen."

Und Meytens setzte von Neuem die Flöte an den Mund, stellte sich zum Fenster und blies die schmelzendsten Töne in den Garten hinab, wobei er gar nicht bemerkte, daß eben eine stattliche Dame eingetreten war, vor welcher sich alle Schüler erhoben und tief verbeugten.

„Ei, Herr Kammermaler, bei Ihm geht's heut' außerordentlich lustig zu!" sagte nicht ohne Strenge die Dame, wenngleich aus deren mildem Auge freundliche Güte strahlte. Nun wandte sich Meytens um und beugte ebenfalls seine Kniee — vor Maria Theresia. „Verzeihung, allergnädigste Frau," nahm er das Wort, „schon öfter durfte Ihro Majestät mein geringes Spiel hier erfreuen; was hat denn heute den Himmel Eurer Gnade mir getrübt?" — „Ich will's Ihm sagen, Meytens," war die Antwort, „was mich heut' über Ihn erzürnt hat. Der Swieten war bei mir." — „Hat Der über mich Klage bei Ihro Majestät geführt?" — „Allerdings. Er brachte einen ganzen Fascikel über das Unwesen, das die alchymistischen Laboranten in der Residenz fort und fort treiben. D'ran schließen sich Geisterbeschwörer und Schatzgräber, was Mein höchstes Mißfallen erregt, indem Hunderte der rechtschaffensten Familien dadurch unglücklich geworden sind. Und auf der Liste, die er mir gebracht, sind nit weniger denn neuntausend solcher Frevler, lediglich in Wien ihren Unfug treibend, verzeichnet. Und welche Namen hab' ich gefunden?! Männer vom höchsten Rang, aus meiner nächsten Umgebung, dann solche, denen ich besondere Gnaden angedeihen lasse; — versteht Er mich, Meytens?"

Ehrerbietig, aber fest und ruhig erwiderte der Künstler: „Auch ich stehe auf der Liste. Ich gesteh' es offen meiner allergnädigsten Monarchin, daß ich mich nicht hätt' sollen so sehr von der Alchymie hinreißen lassen, die ich leidenschaftlich treib' und der ich den größten Theil meines Verdienstes geopfert hab'. Aber ich kann nicht anders, mich treibt dazu die Begierd', neue Entdeckungen zu machen." — „Barmherziger Himmel!" seufzte die Monarchin auf. „Die Religion ist tief gesunken! Wer Gottesfurcht hat, kann sich unmöglich so frech an den Geheimnissen der Vorsehung versündigen. Wie könnt Ihr, als schwacher Sterblicher, Euch unterstehen, die ewigen Gesetze Gottes und der Natur entschleiern, ja meistern zu wollen! Ihr seid wirklich ruchlos!"

Bildhauer Rafael Donner. (Seite 394.)

„Ihre Majestät sind weise und werden meine Vertheidigung hören," sagte der Maler, „die ich im Namen so mancher der auf der Liste noch Befindlichen anzubringen mich erdreiste. Ich hab' mich nicht der Alchymie ergeben, in der Hoffnung, den sogenannten Stein der Weisen zu finden; ich bin Philosoph genug, um die hypothetische Unmöglichkeit davon einzusehen. So denken Viele, gleich mir, aber es treibt sie, gleich mich, die Lust, Entdeckungen zu machen, und welch' schöne Erfindungen dankt man nicht den Alchymisten? Den Karmin, das Porzellan und sogar viele andere. Ich selbst habe durch die Alchymie und Physik, die ich betreibe, das Geheimniß gefunden, die Farben und deren Mischung zur besonderen Vollkommenheit zu bringen, besonders den Zinnober, Grünspan und das Berlinerblau — deshalb habe ich auch von meiner allergnädigsten Majestät das Privilegium erhalten, eine Farbenfabrik zu errichten. Freilich bleibt da auch

wahr, daß ich bei meinen chemischen Versuchen den größten Theil meines Vermögens eingebüßt habe."

„Nun ja, sieht Er, Meytens, ich hab' das und noch Viel Anderes dem Swieten gesagt und ihm besonders die Nas' d'raufg'stoßen, daß so viel ehrenhafte Namen auf der Liste stehen, Namen von Männern, die sich um die Wissenschaft oder Kunst hochverdient g'macht, und Andere sogar, die sich in der Gottesgelahrtheit hervorgethan, die in kirchlichen Aemtern steh'n. Na und da hab' ich dem Swieten alle die Personen verzeichnet, die ich vor der Hand mit seinen inquisitorischen Anfechtungen verschont wissen will. — Er ist auch dabei, Meytens; aber lass' Er das Alchymisiren sein."

Der gerührte Maler beugte seine Kniee und drückte die ihm huldreich dargereichte Rechte der gnädigen Monarchin an seine Lippen. Die Kaiserin hob ihn auf und wollte nun die Fortschritte in den Arbeiten für den Hof besehen, aber plötzlich ertönte draußen Lärm und herein stürzte ein etwa dreizehnjähriges Bürschchen, das sich, bitter schluchzend, zu des Meisters Füßen warf. Es war dies Franz Altmutter (geb. 1746, gest. 1817), einer der besten Schüler, der nachmalige berühmte Wiener Pastellmaler.

„Was hast denn, Franzi? Was geberd'st Dich denn so verzweifelnd?" fragte der gutherzige Maler. — „Ach, Herr, tödtet mich!" rief der Junge. „Mir ist etwas Entsetzlich's passirt. Das Porträt für'n Herrn von Wendelstein —" „Unglückseliger, Du hast's doch nicht verloren? Da muß man gleich nachsuchen lassen und einen Preis aussetzen." — „Ach, wenn's nur das wär'! Auf der Donaubrucken nehm' ich's aus der Tasche; da packt's ein Windstoß und führt das Miniaturbildl mir aus der Hand, hinein in den Fluß!" — „Entsetzlich! Es war das Porträt von Ihro Majestät, das ihm Allerhöchstdieselben verehrt hatten," erläutert Meytens der Kaiserin. „Was nun beginnen? Was hast Du weiter gemacht?" — „Ich lauf' gleich zum Eigenthümer, erzähl' ihm mein Unglück, woran ich nicht schuld; sag', daß da das Bild von meinem Meister sei, derselbe gewiß ein ganz Gleiches augenblicklich malen wird. Aber es hilft nichts. Der Herr wüthet fort und schreit: „Mein Bild muß ich haben, und bringst Du mir's nicht zwischen heut' und morgen, so mach' Dich auf's Allerschlimmste gefaßt. Mein Gott, mein Gott, was soll ich anfangen!"

„Wart' ein Bissel, Franzi!" sagte die erhabene Monarchin, setzte sich zu Meytens' Schreibtisch, nahm von ihrem Busen das mit Diamanten besetzte eigene Porträt herab, schlug es in ein Blatt Papier und schrieb darauf: „Lieber Wendelstein! Ich send' Ihm anbei als Zeichen meiner vollsten Affection den Ersatz für das Verlorene; aber quäl' Er mir den armen Burschen nit. Maria Theresia." Dann sagte sie: „So, Franzi; da lauf' und trag's dem Eigenthümer hin." — Der Knabe drückte hastig den Saum ihrer Robe an seine Lippen und eilte mit Windesschnelle davon.

Meytens starb in diesem Hause am 26. März 1770 im 75. Lebensjahre. Darauf nahm Kaiser Josef II. von demselben Besitz, verkaufte es jedoch 1777 an den Wirth Georg Fleischmann, von welchem die Nebengasse den Namen erhielt. Dieser theilte die großen Grundflächen ab und verkaufte sie wieder an einzelne Kauflustige.

IV. Buch.

Maria Theresiens erste Regierungsjahre.

Die europäischen Mächte und ihre Gesinnungen gegen die neue Herrscherin.

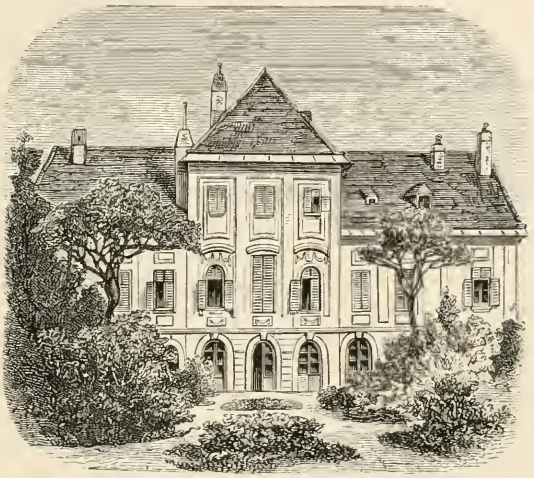
Am 20. October 1740, am Sterbetage ihres Vaters, des Kaisers Karl VI., trat Maria Theresia, im Alter von dreiundzwanzig Jahren stehend, die Regierung der Erblande an. Nach dem Erbschaftsgesetze, welches ihr ganzes Reich beschworen und die Mächte Europas anerkannt hatten, war sie dazu vollkommen berechtigt, und alsbald richteten sich die Augen von ganz Europa auf die herrliche Thronerbin.

Wohl war die brave Tochter noch tief gebeugt von Schmerz und Kummer um den Verlust des geliebten Vaters, aber ihr Gemüth richtete sich empor an dem Gedanken, wie sehr das Wohl ihrer Unterthanen ihre ganze Fassung und Kraft erheische. Und so wurden schon am 20. October nach allen Seiten Couriere entsendet, welche den Tod des Kaisers und den Regierungsantritt der „Königin von Ungarn und Böhmen", wie sich Maria Theresia nunmehr nannte, meldeten. Auch empfing sie noch am selben Tage die Huldigung ihrer Minister und der Spitzen der Behörden. Sie beließ Alle an ihren Stellen, dankte ihnen für die treuen Dienste, die sie ihrem Vater gewidmet hatten, und bat sie, auch ihr eben so anhänglich zu dienen. Obwohl öfter von Schluchzen und Thränen unterbrochen, ferner schüchtern und sich selbst mißtrauend dadurch, daß sie bisher von den Staatsgeschäften ferne gehalten wurde, fand sie dennoch für Jedermann ein anpassendes und huldreiches Wort.

So nannte sie den greisen Feldmarschall Johann Palffy (geb. 1663, gest. 1751), den Siegesgenossen und Freund des Prinzen Eugen, einen der edelsten Ungarn jener Zeit, der dem Kaiserhause so treu war wie dem Vaterlande, ihren Vater, welche Bezeichnung in ihrem Munde er auch zeitlebens beibehielt. Nicht minder wurden der verdiente Feldmarschall und älteste Conferenzminister Lothar Josef Dominik Graf Königsegg (geb. 1673, gest. 1751), wie auch der einstmalige Botschafter in Madrid, dann Vicekönig von Neapel,

seit 1734 Conferenzminister, Alois Thomas Raimund Graf Harrach (geb. 1669, gest. 1742) mit huldvollen Worten beglückt.

Protocollführer dieser Conferenz war der bereits früher besprochene Staatssecretär Johann Christoph von Bartenstein. Nicht unberechtigt fürchtete er, es werde ihn die junge Herrscherin entlassen, weshalb er vor ihr seine Aemter niederlegen wollte; aber Theresia erwiderte ihm: „Jetzt ist nicht die Zeit, daß Er abdanken darf. Fahre Er fort, so viel Gutes zu thun, als Er vermag; ich werd' Ihn schon verhindern, Böses zu thun." In der That war sie ihm anfangs abgeneigt, aber sie wollte seine Kenntnisse und seine Kraft nicht vermissen. Vertrat er doch eben so feurig und beredt, als muthig und tapfer stets die Interessen der Dynastie und des Landes, war auch die Seele der kaiserlichen Politik, weshalb aber auch deren gute oder schlimme Folgen ihm allein in Rechnung gestellt wurden. Und mit dem Volke ist oft herzlich schlecht zu rechnen. Dazu kam der verletzende Stolz eines Emporkömmlings, den er stets zur Schau trug, so daß er sogar einst dem kaiserlichen Schwiegersohn Franz, der ihm nach einem unglücklichen Erfolge kaiserlicher Politik vorwurfsvoll sagte: „Ihr habt den Hof tief hineingefahren!" stolz zur Antwort gab: „Na, so werd' ich ihn halt wieder herausfahren!" Es lastete deshalb auch viel Haß auf ihm, das Volk hielt beim Tode des Kaisers seinen Sturz für unvermeidlich und bewarf sein Haus mit Koth. Maria Theresia aber, welche trotz ihrer ungünstigen Meinung gegen Bartenstein dennoch seinen Werth nicht verkannte, schenkte ihm bald ihr ganzes Vertrauen, war entzückt von seinem Wissen, seiner unermüdlichen Arbeitskraft und bald ging Alles wieder durch Bartenstein's Hände.



Maria Theresia's Lusthaus auf der Wieden. (Seite 395.)

Am 21. October nahm die junge Herrscherin zum ersten Male an der Sitzung ihres Ministeriums Theil. Strahlend vor Schönheit, zur Seite ihres lebensfreudigen Gemals, saß sie unter den abgelebten Greisen, deren jeder über siebzig Jahre zählte, und der so naheliegende Vergleich des Frühlings neben dem Winter muß sich da herausbilden.

Was da berathen wurde, war recht ernster Natur. Es handelte sich um die gefahrvolle Lage des Reiches. Durch den letzten Krieg waren die Cassen gänzlich erschöpft, das früher vierzig Millionen betragende Steuererträgniß war auf zwanzig, die nicht genügten, herabgesunken; das früher 160.000 Mann starke Heer zählte nunmehr etwa die Hälfte und diese war von der türkischen Grenze bis in die Niederlande und von Toscana bis nach Böhmen zerstreut. Dazu fehlte der alte siegesgewisse Geist, Alles war entmuthigt durch die letzten Niederlagen, die Disciplin gelockert, die Festungen verwahrlost; die Bevölkerung in Ungarn und den deutschen Provinzen befand sich in bedenklichster Stimmung.

Welche riesengroße Aufgabe also für eine junge neue Herrscherin war da zu lösen?! Kein Wunder, daß die Minister mit düsterem Bangen in die Zukunft sahen, kaum an den Fortbestand des Reiches glaubten und an allen Enden Empörung und Ueberfall hereinbrechen sahen. Die Wiener selbst, doch sonst so vertrauensselig und leichtlebig, meinten: „Ein so großes Reich kann unmöglich von einem Weib regiert werden und der Churfürst von Bayern wird bald Herr des Ganzen sein!“

Die junge Königin jedoch verzagte nicht und bald richtete sich ihre Umgebung wieder auf, neu beseelt von dem Geiste ihrer Zuversicht. Bald zeigten die ersten Maßregeln der neuen Regierung, wie sehr man bemüht sei, allgemein zu versöhnen und die Beschwerden abzustellen; solche, die für ungerecht behandelt galten, wieder in Ehren und Würden einzusetzen, neue Kräfte willkommen zu heißen und zum Dienste des Ganzen zu verwenden. Man entließ die Feldmarschälle Seckendorf, Wallis und Neipperg aus ihrer Gefangenschaft und Theresia überschüttete die beiden Letzten sogar mit Zeichen königlicher Huld. Prinz Karl von Lothringen, Bruder des Großherzogs, wurde zum Feldmarschall ernannt, Starhemberg und Daun durch Gnaden ausgezeichnet. Da Theuerung herrschte, ließ die Königin die Kornböden öffnen und das Getreide um billigen Preis verkaufen. Das Wild wurde in großen Massen abgeschossen, die beliebten Verschleuderungen öffentlicher Gelder abgestellt; ebenso die vielen Mißbräuche in den Rechnungen des Hofes, wie z. B. die Aufrechnung von täglichen zwölf Maß Ungarwein als Schlaftrunk für die verwitwete Kaiserin(!!), zwei Faß Tokayer zum Einweichen des Brotes für die Papageien, 15 Eimer Wein für jedes Bad(!!). Auch die Pensionen — es lebten fast 40.000 Personen allein nur vom Hofe — wurden auf ein richtiges Maß zurückgeführt. Die Leitung der Finanzen übernahm Franz Stefan, der Gemal Theresiens, und für Derlei besaß er ein hervorragendes Talent.

Am 21. November wurde der Gemal der Königin von ihr zum Mitregenten ernannt; gleichzeitig übertrug sie ihm die Vertretung der böhmischen Kurstimme bei der bevorstehenden Kaiserwahl. Nicht nur, daß sie damit ihren Willen andeutete, den von ihr zärtlich geliebten Mann ihr an Rang nicht nachstehen zu lassen, war dies auch ein kleines Abzeichen, wie sie ihrem Hause das Kaiserthum erhalten und gerade das Haupt ihres Gemals mit der ersten Krone der Christenheit geschmückt sehen wollte. Großherzog Franz, der den Mächten, welche die pragmatische Sanction gewährleistet hatten, keinerlei Vorwand liefern wollte, ihr Wort zurückzunehmen, stellte alsbald einen Revers aus, daß durch diese seine Erhöhung der pragmatischen Sanction auch nicht der mindeste Abbruch geschehen solle. Man dachte eben nicht daran, wie bald jene Worte zur Wahrheit werden sollten, die seinerzeit der weise Eugen seinem kaiserlichen Herrn zugerufen: „Pah, zweimalhunderttausend Soldaten sind mehr werth, als die beste pragmatische Sanction!“ Diese Soldaten hatte man aber leider nicht.

Am 22. November 1740 fand nach dem Gebrauche die Erbhuldigung in Wien statt. Obwohl hierbei der ganze Hofstaat in schwarzen Kleidern erschien, wurde doch die höchste Pracht entwickelt. Die Königin, in einem schweren Taffetkleide, jedoch mit Schmuck auf's reichste geziert und mit gepuderten Haaren, wurde in einer Sänfte getragen. Hinter ihr folgte der Leibwagen mit sechs Rappen leer und ein zweiter Hofwagen, in welchem die geliebte Oberstthofmeisterin Gräfin Fuchs saß. Der Zug, in welchem alle Erbämter, Herold, Marschall, Jägermeister und die sonstigen Würdenträger mit den Landes-Insignien fungirten, begab sich über den Kohlmarkt und Graben nach St. Stefan, wo die Krönung und Salbung geschah, und hierauf über den Stock-im-Eisen, Mehl-

markt und Augustinergasse nach der Burg zurück, wo die Eidesleistung erfolgte. Auch die gewöhnlichen Festlichkeiten des Geldauswerfens, der Vertheilung von Brot und Fleisch auf besonderen hierzu am Graben aufgerichteten Gerüsten und der Brunnen daselbst, aus welchem rother und weißer Wein sprang, fehlten nicht. Bei der Prunktafel in der Ritterstube der Hofburg nahm nur Maria Theresia mit ihrem Gemale Platz, welcher ihr zur Linken saß.

Leider trübte der Pöbel den schönen Tag, indem er gegen den allgemein verhaßten Hofkriegsrath Augustin Edlen von Wöber demonstrirte, dessen Haus auf dem Alten Fleischmarkt (heute Nr. 14, alt 689) förmlich stürmte, die einschreitende Stadt-Guardia mit Schand und Spott davonjagte, bis endlich das Dragoner-Regiment Althann mühsam die Straßen säuberte. Indeß, derlei Kleinigkeiten wurden nicht geachtet, hatte doch das Auftreten der jungen Herrscherin im Innern den besten Erfolg, und so schien, da die Stände Niederösterreichs die Huldigung, die übrigen Länder (mit Ausnahme Ungarns) den Eid der Treue vor den Statthaltern geleistet, die Angst aller Derjenigen unbegründet, welche Oesterreich bereits in Stücke zerfallend gesehen hatten. Da handelte es sich denn nunmehr darum, wie das Ausland den Regierungsantritt Maria Theresia's aufnehmen werde, wie die Höfe auf das Begrüßungsschreiben der jungen Herrscherin antworten würden.

Und da zeigte sich bald ein recht drohendes erstes Anzeichen nahenden Sturmes — von Bayern her, welches einen Protest gegen den Regierungsantritt Maria Theresia's erließ. Wohl hatte Churfürst Karl Albert (geb. 1697, Sohn des heldenmüthigen, aber auch verschwenderischen und durch seine Verbindung mit Frankreich im spanischen Erbfolgekriege für den Kaiser und das Reich so gefährlichen Maximilian Emanuel und der Theresia Kunigunde Sobieska) bei seiner Vermälung mit der Erzherzogin Maria Amalia (zweiter Tochter des Kaisers Josef I.) auf alle Ansprüche verzichtet, die er durch sie an Oesterreich hätte machen können, er hatte aber 1731 im Verein mit dem Churfürsten von Sachsen Verwahrung gegen die pragmatische Sanction eingelegt und so gab sein Gesandter, Maximilian Cajetan von Bertrand, Graf von Pernsa (geb. 1682, gest. 1755), die Anzeige vom Tode des Kaisers Karl VI. und der Thronbesteigung Maria Theresia's mit dem Bemerken zurück: es könne sein Herr die Erzherzogin als Königin von Ungarn und Böhmen nicht anerkennen. Zugleich forderte er die Präsidenten der Hofstellen auf, von Niemand Befehl anzunehmen, als vom einzig berechtigten Erben, dem Churfürsten von Bayern; er ermahnte endlich die anwesenden Gesandten der fremden Mächte, mit Maria Theresia in keine Verbindung zu treten, denn sein Herr allein habe das Recht der Nachfolge in sämmtlichen Ländern des Hauses Oesterreich.

Bayern aber stützte diese Ansprüche keineswegs auf das Testament Leopold's I., denn dann hätte der Churfürst Karl Albert dem Gemale der älteren Tochter des Kaisers Josef I., der Churfürstin von Sachsen und Königin von Polen, Maria Josefa, weichen müssen, die doch das nächste Anrecht dazu gehabt hätte; sondern er stützte sich auf das Testament Kaisers Ferdinand I. vom Jahre 1543, in welchem dieser den Nachkommen seiner Tochter Anna und des Herzogs Albrecht III. von Bayern in einem gewissen Falle die Erbfolge zugesichert haben sollte. Aber da gingen die Meinungen bei beiden Höfen gar weit auseinander. Zu München behauptete man, es wäre das bayerische Haus erbberechtigt, wenn der habsburgische Mannesstamm aussterbe, in Wien aber, wenn überhaupt gar kein ehelicher Leibeserbe mehr vorhanden sei. Und so verlangte der Graf von Pernsa die Vorlegung des Testamentes.

Diese wurde ihm gewährt. Am 3. November 1741 wurde vor den versammelten Gesandten die Handschrift des Original-Testamentes verlesen und dann von jedem der Anwesenden eingesehen. Und da hieß es in demselben nicht, daß Bayern erbberechtigt sei, wenn keine männlichen, sondern wenn keine ehelichen Leibeserben mehr vorhanden wären. Die Ansprüche Bayerns erwiesen sich demgemäß als vollkommen grundlos, und selbst die kleinlichste mehrmalige Untersuchung Pernsa's, ob nicht eine Verfälschung vorgenommen worden sei, hatte keinen Erfolg; tief beschämt mußte er sich endlich zurückziehen. Er verließ Wien am 20. November und geschah dies um so eiliger, als die Wiener anfingen, ihm ihren Haß auf recht unzweideutige Weise kund zu geben, so daß er gegründetste Befürchtungen für sein persönliches Heil hegte.

Wie Karl Albert, handelte auch sein Bruder Clemens August, Churfürst von Cöln (geb. 1700, gest. 1761) und sein Vetter Karl Philipp, Churfürst von der Pfalz (geb. 1661, gest. 1742); dieselben beantworteten die Meldung des Regierungsantrittes nur mit einem Schreiben, das sie mit der gewöhnlichen Post sandten und welches die Adresse führte: „An die Erzherzogin Maria Theresia".

Der Widerstand Bayerns wurde für um so ungefährlicher gehalten, als von Seite der anderen Mächte die besten Versicherungen erfolgten; so erklärte England, es werde den dem Kaiser Karl VI. ertheilten Zusagen treu bleiben und stellte den Antrag zu einer Verbindung wider das Haus Bourbon in Frankreich und Spanien. Die Generalstaaten gaben die Versicherung, ihren Verpflichtungen gegen die Erbin des Kaisers pünktlich nachkommen zu wollen; König Karl Emanuel III. von Sardinien erkannte zuerst Maria Theresia an und König August III. von Polen bot seinen Beistand zur Verwirklichung der pragmatischen Sanction. Nicht minder betheuerte König Friedrich II. von Preußen seine freundschaftliche Gesinnung und erbot sich zur Hilfe gegen alle Jene, welche die pragmatische Sanction anfechten würden. Rußland ließ seine besten Versicherungen melden. Der französische Staatssecretär Amelot betheuerte dem österreichischen Gesandten in Paris, wie geneigt sein Hof wäre, die Verbindlichkeiten gegen Maria Theresia zu erfüllen, und der Minister Cardinal Andreas Herkules von Fleury (geb. 1653, gest. 1743) entschuldigte die Verzögerung der schriftlichen Antwort König Ludwig's XV. damit, daß man die Formularien, die an die Königin von Ungarn geschrieben werden müssen, im Staatsarchiv noch nicht habe finden können. Endlich traf (Januar 1741) auch ein eigenhändiges Beileids- und Anerkennungsschreiben des Königs in Wien ein. Wenngleich England Grund zum Mißtrauen gab, traute man dennoch allen Versicherungen, wies den Antrag zu einem Bunde gegen das Haus Bourbon kalt zurück und wiegte sich in vollkommenster Sicherheit, mit froher Hoffnung der Zukunft entgegensehend. Bayern fürchtete man nicht und stellte gegen einen etwaigen Angriff auf Böhmen die Regimenter an die geeigneten Punkte. Den Officieren auf Urlaub wurde der Befehl der Rückkehr zu ihren Truppen ertheilt, die Regimenter ergänzte man.

In Oesterreich hatte man somit keine Ahnung von dem Sturme, der sich furchtbar dräuend gegen Maria Theresia zusammenzog, wie man in Paris, Madrid und Berlin Pläne entwarf, Oesterreich zu zertrümmern und dem Churfürsten von Bayern für die Preisgebung seines Vaterlandes an den Fremden und Theilung des Raubes die Kaiserwürde zuzuwenden. Die Gefahr, welche daher an Oesterreich herantrat, war nicht minder arg als zur Zeit Ferdinand's II., und nur die Seelengröße der Herrscherin, die Treue des Volkes, konnte Rettung bringen.

Betrachten wir uns vorerst die Beschaffenheit der politischen Lage Europas, die der europäischen Höfe beim Regierungsantritte der jungen Monarchin, wie sie eine gewiegte Feder schilderte.

In Spanien war noch jener selbe Philipp V. König, welcher das Land sammt den Besitzungen in Amerika mit Hilfe französischer Waffen den Habsburgern entrissen hatte; indeß herrschte er nicht, denn er war bereits schwermüthig bis zum Stumpfsinn geworden. Hin und wieder konnte er Monate lang im Bette liegen, ohne die Wäsche zu wechseln, sich Bart und Nägel abschneiden zu lassen; er konnte bisweilen Jeden schlagen und kratzen, der in seine Nähe kam, sich den Arm selber blutig beißen und dann plötzlich auflachen und ein Lied singen. Die Seele der Regierung war seine zweite Gemalin Elisabeth Farnese, ein Weib von maßloser Ehr- und Herrschsucht, das die ganze Welt hätte beherrschen mögen, durch keine Rücksicht sich zurückhalten ließ, mit kühnen Schritten auf ihr Ziel losging und den Stolz eines Spaniers, die Hartnäckigkeit eines Engländers mit italienischer Schlauheit und französischer Lebhaftigkeit verband. Da aus der ersten Ehe des Königs schon ein Erbe der spanischen Krone vorhanden war, der nachmalige Ferdinand VI. (geb. 1713, gest. 1759), und der Stolz des spanischen Volkes eine Theilung der Monarchie nicht geduldet hätte, so trachtete die erwerbsüchtige Mutter unablässig, ihre Söhne mit Ländern auf Kosten Anderer zu versorgen und setzte durch ihre Ehrsucht ganz Europa in Bewegung. Früher schon war es ihren Schleichwegen gelungen, Oesterreich Neapel zu entreißen und ihrem ersten Sohn Don Carlos Sebastian (geb. 1716, später als Karl III. König von Spanien, gest. 1788) die Krone von Neapel und Sicilien zu verschaffen (1735); nun hatte sie aber noch einen zweiten Sohn, Don Philipp (geb. 1720, gest. 1765), der ebenfalls nicht leer ausgehen sollte und für den sie Toscana, Mailand, Tirol und Kärnten als Königreich ausersehen hatte. Deshalb wurde eifrigst gerüstet, und um wenigstens einen Theil zu bekommen, das ganze Erbe Maria Theresiens in Anspruch genommen, wenngleich man für die Anerkennung der pragmatischen Sanction von Oesterreich bereits Neapel und Sicilien bekommen hatte.

Es hieß eben in Madrid, daß das Haus Bourbon mehr denn Alle zur Nachfolge in ganz Oesterreich berufen sei, denn in Folge des Theilungsvertrages zwischen Karl V. und Ferdinand I. (1521) sollen die österreichischen Länder beim Aussterben der männlichen Nachkommenschaft Ferdinand's an die Erben Karl's V. zurückfallen. Dabei ward komischerweise gar nicht in Betracht gezogen, daß die Erben Karl's V. mit Kaiser Mathias (1619) ausgestorben waren, die steierische habsburgische Linie mit Ferdinand II. zum Throne gelangte und überhaupt statt einer habsburgischen Linie eine bourbonische auf dem Throne zu Madrid saß, die noch überdies die pragmatische Sanction anerkannt hatte. Und so legte denn auch der spanische Gesandte in Wien gegen die Uebertragung der Würde eines Großmeisters des Vließordens an Franz Stefan von Lothringen und gegen alle anderen Handlungen, welche den Rechten König Philipp's als Nachfolger und Erben König Karl's VI. zuwiderliefen, Verwahrung ein.

Glücklicherweise für Maria Theresia waren die Ansprüche Spaniens weitaus größer als seine Streitmacht und die Lage seiner Finanzen. Erstere bestand aus 60.000 Mann und 50 Kriegsschiffen, der König besaß ein Einkommen von 24 Millionen Thalern, die Regierung war aber nichtsdestoweniger ganz verarmt, das Volk hatte gar keine Industrie, die Schätze aus Amerika gingen nur durch das Land in die Hände der Italiener, Holländer und Engländer, welche Spanien mit ihren Fabrikaten versorgten und für das verarmte Land das waren, was ein Tropfen Wasser für Einen vor Durst Verschmachtenden.

Dazu war Spanien noch mit England in einen Krieg verwickelt, dagegen war seine Kraft wieder verstärkt durch seine nahen Beziehungen zu Frankreich und zu Neapel. Die Befehle der Königin von Spanien wurden von dem neapolitanischen Minister d'Estevan gar pünktlich vollzogen. Man unterhandelte mit dem Könige von Sardinien, welcher als Herr von Savoyen die Thore der Alpen hütete, ein Heer von 30.000 Mann, ein Einkommen von 5 Millionen Thalern besaß und nach der Vorschrift seiner Vorfahren „die Lombardie wie eine Artischoke zu verspeisen" (d. h. ein Stück nach dem andern) immerdar geneigt war, sich dahin zu wenden, wo er etwas abzuzwacken vermochte. Und so war denn auch Karl Emanuel III. (geb. 1701, gest. 1773) einige Zeit gesonnen, als Abkömmling von Katharina, Tochter Philipp's II., Anspruch auf Mailand zu machen.

In Frankreich war damals Ludwig XV. König. Es war ein Mann von klarem Urtheile, jedoch haßte er die Arbeit und überließ, einzig seinem Vergnügen lebend, das Regieren seinen Ministern. Nun war der von 1726 bis 1743 fungirende Minister, sein ehemaliger Lehrer Cardinal Fleury, ein beredter, geistreicher, rechtschaffener und unbestechlicher Mann, kühn in seinen Entwürfen, bedenklich in ihrer Ausführung, sparsam mit den Geldern des Staates, beseelt vom Geiste der Ordnung, der durch seine weise Sparsamkeit den Staat vom Untergang gerettet hatte, mit dem ihn die steten Kriege und die Verschwendung unter Ludwig XIV. und der Regentschaft bedrohten. Es war ein Theil der ungeheuren Schuldenlast abgetragen, der Credit wieder hergestellt, Frankreich besaß die entscheidende Stimme auf dem Festlande und rang darnach, England zur See zu überflügeln. Das stehende Heer betrug 130.000 Streiter und die Regierung verfügte über 80 Kriegsschiffe und 60.000 Matrosen. Die Staatseinkünfte beliefen sich auf 60 Millionen Thaler.

Der gewissenhafte Fleury war grundsätzlich gegen jeden ungerechten Krieg; vom Kriege von 1733, in welchem Frankreich doch Lothringen erhielt, sagte man in Paris, des Cardinals Vertrauensmann, der Staatssecretär Germain Louis de Chauvelin (geb. 1685, gest. 1762), habe ihm den Krieg unter den Händen wegpraktizirt, aber der Cardinal habe ihm wieder den Frieden wegpraktizirt. Doch Fleury war alt und ihm gegenüber stand eine von Eroberungslust überbrausende Kriegspartei. An deren Spitze stand der Marschall und Kriegsminister Claude Ludwig Anton Foucquet Graf Belle-Isle (geb. 1684, gest. 1761) und die Geliebte des Königs, Maria Anna de Mailly, Herzogin von Chateauroux (gest. 1744). Jener jagte einem wilden Traume von Größe und Kriegsruhm nach, diese, die den König ihren beiden Schwestern abgejagt hatte, wollte ihren königlichen Liebhaber im Schimmer eines Helden und Eroberers sehen und klagte, es lasse der Cardinal den Kriegsruhm der Franzosen zu Grunde gehen. (Sie führte auch, nebenbei gesagt, Ludwig XV. persönlich in den Elsäßischen Krieg, was ihr französische Geschichtsschreiber hoch anrechnen.) Rein von einem zufälligen Ereignisse hing es da ab, ob die Kriegs- oder Friedenspartei den Sieg davon trüge. Ein berühmter Zeitgenosse spricht über Belle-Isle: „Sein Geist war weit umfassend, sein Verstand war glänzender Witz; sein Muth Kühnheit; er liebte mit Leidenschaft seine Kriegsbeschäftigung, überließ sich aber ohne Rücksicht seiner Einbildungskraft. Er entwarf die Pläne, sein Bruder (Arnaud Foucquet Chevalier de Belle-Isle, Generallieutenant, geb. 1693, gest. 1746 in Folge seiner ungeheuren Bravour beim Angriff des Fort d'Exiles) ordnete sie. Man sagte, der Marschall ist die Einbildungskraft, sein Bruder die Vernunft. Die Chateauroux war die vierte unter den Weibern, mit denen in Frankreich das schmachvolle Maitressenregieren begonnen hatte; es war eben Ludwig XV. schon längst, wenngleich er einen Engel zur Gemalin hatte, auf den schmachvollen Abweg der Sünde gerathen; er zog durch seine Ausschweifungen die Krone in

den Koth hinab und sein schlaffes Herz war fortan kaum mehr von einer höheren Regung belebt."

In England befand sich damals ebenfalls ein Minister des Friedens, Robert Walpole, erster Graf von Orford (geb. 1676, gest. 1745), der von 1721 bis 1742 die Regierung leitete, mit Fleury innig befreundet war und durch seinen Bruder, Horace Walpole (geb. 1678, gest. 1757), den englischen Gesandten in Paris, mit dem französischen Minister stets im innigsten Verkehre stand. Wenn Frankreich Oesterreich angriff, war es gewiß, daß England Maria Theresia beistand, denn es fühlte jeder Engländer, wie es kein Bollwerk mehr gegen Frankreichs Uebermacht auf dem Festlande geben würde, wenn Oesterreich zerfiele. Wie darum Fleury, so war auch Walpole aus Furcht vor einem weitaussehenden Kriege für den Frieden. Denn nur im Frieden konnte der Letztere auch den Thron der Welfen in Großbritannien gegen die Partei der Stuarts befestigen. Freilich waren seine Mittel, den Frieden zu erhalten, nicht groß und Walpole erkaufte seine Gegner, die sich auch durchgängig erkaufen ließen; denn in England herrschte damals das schmachvollste Bestechungswesen, so daß der Minister öfters äußerte: „Für jeden Menschen giebt es einen Preis, durch den man ihn gewinnen kann!" Die Leitung der auswärtigen Politik überließ er meist seinem Bruder Horace; als ihn einst Damen zu einer Spielpartie einluden, lehnte er mit den Worten ab: „Das Spiel und Europa überlasse ich meinem Bruder."

Aber so friedliebend Walpole auch war, wurde er doch 1739 von der Stimmung der Nation in einen Krieg mit Spanien hineingerissen. Es waren nämlich die Engländer unzufrieden mit der spanischen Colonialpolitik und hofften, Spanien durch einen Krieg zu anderen Zoll- und Mauthgesetzen zu zwingen. Da wurde denn die Mißhandlung eines englischen Schiffcapitäns von der Kriegspartei benützt, um die Nation in Flammen zu setzen. Am 20. April 1731 war im Golfe von Florida der Capitän Jenkins vom Schiffe „Rebekka" von spanischen Zollwächtern bei Durchsuchung seines Schiffes, als er keine Contrebande anzeigen wollte, mißhandelt worden und als er mit der Rache der britischen Majestät drohte, riß man ihm das Ohr ab und schlenderte es ihm in's Angesicht mit den Worten: „Da, bring' das Deinem Könige!" Der Capitän wickelte sein Ohr sorgfältig in Baumwolle und brachte es dem Minister. Dieser suchte ihn zu begütigen, denn er wollte keinen Krieg, aber das Ohr des Jenkins war nun fortan das Geschrei der Oppositionspartei und dieselbe brachte es 1738 dahin, daß sich das Parlament als Comité constituirte und Jenkins vor die Schranken des Unterhauses rief. Seine Erzählung von den erlittenen Mißhandlungen zündete, namentlich als er auf die Frage, was er während der Mißhandlung durch die Barbaren empfunden habe, antwortete: „Ich empfahl meine Seele Gott und meine Angelegenheit dem Vaterlande!" Vergebens suchte der Minister zu vermitteln und erwirkte von Spanien eine Summe zur Schadloshaltung; die Gegner zwangen ihn im October 1739, an Spanien den Krieg zu erklären, und nun entbrannte zur See ein wilder Kampf.

Damals verfügte England über 80 große und 150 kleine Kriegsschiffe; es hatte bei einem Einkommen von 24 Millionen Thalern 30.000 Mann Landtruppen, zu denen Dänemark für eine Jahresrente von 150.000 Thalern jährlich 6000 Mann stellte; auch Hessen stellte gegen Hilfsgelder 6000 Mann und Hannover 22.000 Mann. Weil Frankreich mit Spanien durch einen Familienvertrag seit den 7. November 1733 verbunden war, so lag die Gefahr sehr nahe, daß Frankreich mit Spanien gemeinschaftliche Sache mache, um England die Handelsvortheile und die Herrschaft zur See zu entreißen. Darum hatte auch England Maria Theresia gleich bei ihrem Regierungsantritte den Antrag zu einem

Bunde wider die bourbonischen Höfe gemacht, den aber Maria Theresia ablehnte, weil sie den friedlichen Versicherungen des französischen Cabinets traute.

Was die Republik Holland anbelangt, ging dieselbe damals meist mit England Hand in Hand und folgte seiner Politik wie die Schaluppe der Spur eines Kriegsschiffes. Der Beitritt Hollands war von Bedeutung, da es bei einem Einkommen von 12 Millionen Thalern 40 Kriegsschiffe und 30.000 Mann regulärer Truppen besaß. Nur hatte die holländische Armee keinen tüchtigen Anführer, denn es war leider die alte Schule ausgezeichneter Officiere theils auf den Schlachtfeldern gefallen, theils den Krankheiten erlegen.

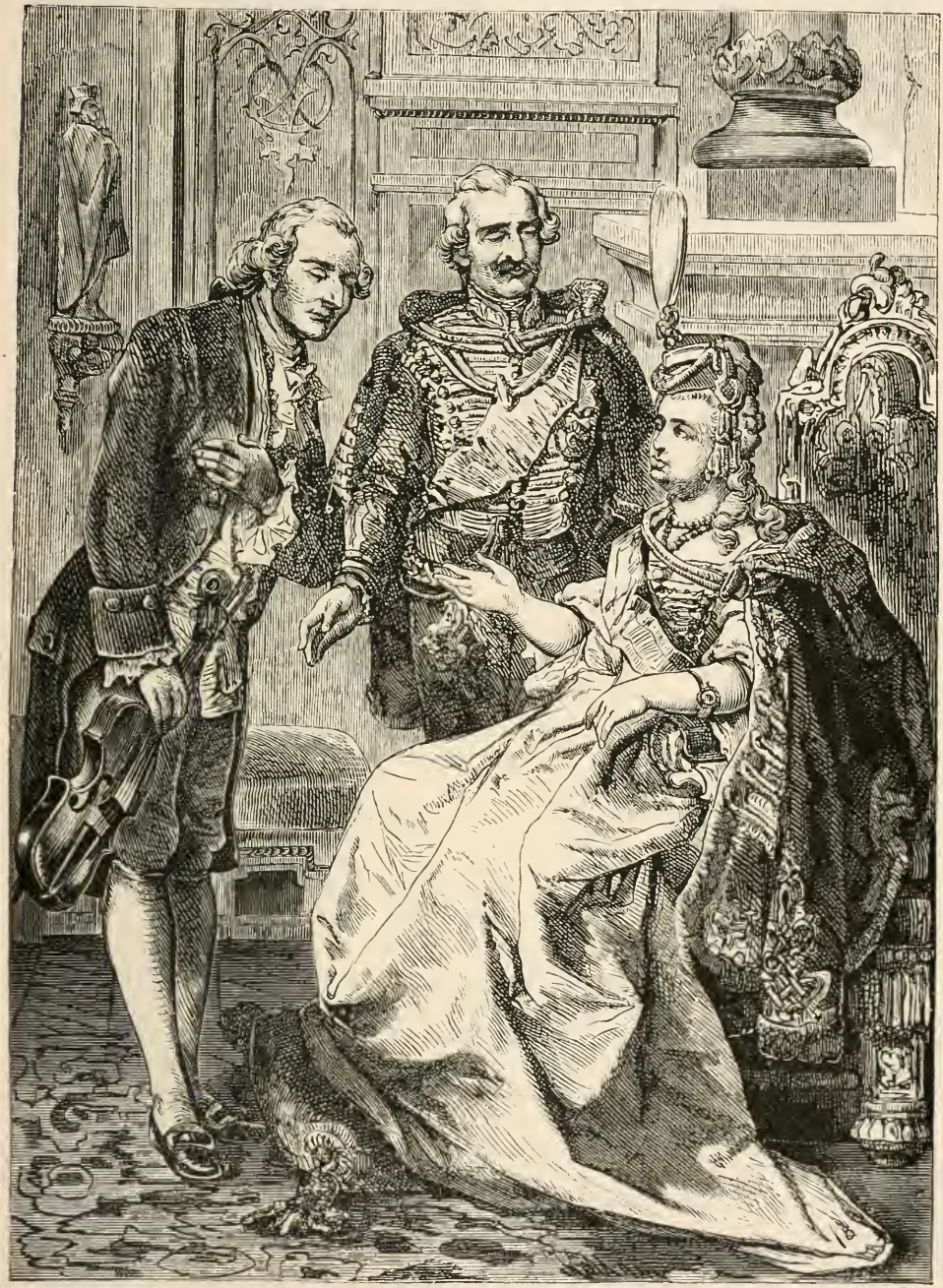
Schweden war eben so im Sinken, als Rußland im Aufsteigen begriffen; es hatte seine Kraft zu den Zeiten Gustav Adolf's und Karl's XII. verspritzt, seit dem Tode des Letzteren war die Macht der Monarchie dahin, es herrschte der Adel und das Königthum war nur mehr ein Schatten. Die schwedischen Adeligen aber, zu arm für den Aufwand, zu welchem sie ihr Stolz trieb, ließen sich vom Auslande bestechen; da Frankreich und Rußland bezahlten, so gab es eine französische und eine russische Partei, jene hieß die der Hüte, diese die der Mützen, und diese Parteien stritten sich auf jedem Reichstage. Das zwei Millionen starke Volk hatte noch immer kriegerischen Geist, aber das Vaterland war von den Parteien verrathen. Schwedens Kriegsmacht bestand in 24 Linienschiffen, 36 Fregatten, 7000 Mann regelmäßigen Militärs und 33.000 Mann Landmilizen, das Einkommen des Staates betrug 4 Millionen Thaler.

Rußland war durch die Riesenfaust Peter des Großen aus seiner asiatischen Erschlaffung herausgerissen und in die Reihen der europäischen Staaten gestellt, ja, für die Freiheit des Abendlandes gefährlich gemacht worden. Auf Peter folgte 1725 bis 1727 seine Gemalin Katharina und auf diese der Enkel, Peter II., bis 1730. Dann bestieg Anna, die verwitwete Herzogin von Curland, die Tochter von Peter des Großen jüngerem Bruder Iwan, den Thron der Czaren. Sie war eine gutmüthige, für große Pläne empfängliche Frau; ihr Feldherr Burkhard Christoph Graf Münnich (geb. 1683, gest. 1767) war Rußland das, was Prinz Eugen für Oesterreich gewesen, er demüthigte die Pforte. Ihr zum Herzog von Curland erhobener Günstling, Ernst Johann Biron (der Enkel eines Stallknechtes, geb. 1690, gest. 1772), wurde vor ihrem Tode (sie starb 1740) zum Regenten ernannt für Iwan, den Sohn ihrer Schwestertochter, der an den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig vermälten Anna von Mecklenburg. Biron war hart, herrschsüchtig, aber ein Feind Preußens, und deshalb war von ihm für Oesterreich nichts zu befürchten. Die Streitmacht Rußlands betrug in jener Zeit 170.000 Mann, 12 Linienschiffe, 26 geringere Kriegsschiffe und 40 Galeeren.

Von dem Großtürken befürchteten die Minister Maria Theresia's einen Angriff auf Ungarn, zumal der in Constantinopel so mächtige Renegat Bonneval dazu antrieb, die Verlegenheit Oesterreichs zu benützen. Es war jedoch Sultan Mohammed V. ein friedliebender, schwacher Mann. Die Pforte begnügte sich mit den Vortheilen des letzten Friedens und als Friedrich II. in Schlesien einfiel, erklärte der türkische Gesandte in Wien, Tschanibei Ali Bassa, mit aller Entschiedenheit, es werde ihn Gott für diesen Treubruch bestrafen.

Dieser Tschanibei war überhaupt eine den Oesterreichern höchst interessante Person, denn er war zu Perchtoldsdorf im Jahre 1679 geboren und unter jenen Kindern, die während der Belagerung Wiens 1683 durch die Türken von diesen in die Türkei weggeschleppt wurden. Wiener Nachrichten vom Jahre 1740 sprechen über ihn: „Der vornehmste Minister an diesem Hofe ist dieses Jahr der türkische Großbotschafter gewesen. Er heißt Tschanibei (Janibi) Ali Bassa und ist

schon ein Mann bei Jahren. Er trägt nach türkischer Gewohnheit einen großen Bart und ist von Person hager und lang, hat aber in seinem Gesichte viel



Maria Theresia und Haydn in Eisenstadt.

Merkmale eines widersinnigen Gemüthes. Er soll nebst der türkischen Sprache auch der lateinischen, französischen und italienischen kundig sein. Man hält ihn für eben den Renegaten, welcher sich ehemals an dem königlich polnischen Hofe durch seinen Eigensinn im Ceremoniel und dem bei sich gehabten Gefolge von Mohrinnen distinguirt (hervorgethan) haben soll. Einigen anderen Nachrichten nach soll er aus Petersdorf in Oesterreich, oder wie Andere wollen, von Mödlingen gebürtig und im vierten Jahre als ein Kind nach der Türkei geschleppt worden sein. Sein Gefolge ist sehr zahlreich und hat anfangs aus 904 Personen bestanden, so sich aber nachgehends sehr vermindert. Den 11. Juni wurde er gegen den kaiserlichen Großbotschafter Anton Corfiz Graf Ulfeld (den nachherigen Staatskanzler, geb. 1699, gest. 1769) an der Grenze des türkischen Gebiets ausgewechselt. Nachdem er einige Zeit zu Schwechat unweit Wien campiret und des Ceremoniels wegen viele Schwierigkeiten gemacht hatte, hielt er endlich den 23. August in dieser Residenz-Stadt (Wien) zu Pferde seinen öffentlichen Einzug, wobei der Ober-Hofmarschall Fürst Auersperg und der General Graf Wurmbrand kaiserliche Commissäre gewesen. (Er zog durch die St. Marxer-Linie, durch das Kärntnerthor in seine Wohnung zum goldenen Lamm in der Leopoldstadt, heute Praterstraße). Den 28. hatte er bei dem Kaiser solenne Audienz. So eigensinnig er in den Dingen ist, welche die Ehre seines Herrn und das Ceremoniel anbetreffen, so hat er doch in seiner ganzen Aufführung viel Lächerliches an sich."

Die Verhältnisse in Deutschland standen sehr eigenthümlich; es war in viele kleine Herrschaften getheilt. Zu den mächtigsten Fürsten gehörten der Churfürst Karl Albert von Bayern, der Churfürst Friedrich August III. von Sachsen und König Friedrich II. von Preußen. Bayern litt noch sehr schwer unter der Schuldenlast, welche die Kriege und Verschwendungen Maximilian Emanuel's auf dasselbe gewälzt; das Erträgniß war 5 Millionen Thaler und höchstens konnten 12.000 Mann auf die Beine gestellt werden. Mit Karl Albert hielt es aber sein Bruder, der Churfürst von Cöln, zugleich auch Bischof von Münster, Osnabrück, Paderborn und Hochmeister des deutschen Ordens, welcher ein Heer von 12.000 Mann hielt, und der Churfürst von der Pfalz, der zwei Festungen (Mannheim und Düsseldorf) und ein Heer von 10.000 Mann besaß.

Karl Albert war ein gebildeter, geistreicher, wohlwollender Mann; sein Fehler war der Ehrgeiz nach einer Krone, zu der ihm jeder Beruf und auch die Mittel fehlten; Churfürst August III., ein wohlwollender, aber nicht sehr begabter Mann, der sich von seinem Minister, Heinrich Graf Brühl (geb. 1700, gest. 1763) unbedingt leiten ließ. Dessen Verschwendung ist weltbekannt, er hatte 200 Diener, täglich 30 Gerichte auf der Tafel, bei Gastmählern 80 bis 100, Schuhe, Perrücken zu Hunderten und auf des Churfürsten beständige Frage: „Brühl, haben wir Geld?" hatte er immer ein unterthänigstes „Ja!" in Bereitschaft. Friedrich II., der Brühl mit seiner Feder bitter verhöhnte, nennt ihn den Minister der Listen und kleinen Ränke. Uebrigens war Brühl für Oesterreich und gegen Preußen. Die sächsische Macht war nicht ohne Bedeutung — 24.000 Mann. Die Geldmittel, welche das gewerbreiche und fleißige Sachsen dem Könige lieferte, betrugen 6 Millionen Thaler. August war zugleich König von Polen und verfügte als solcher über 24.000 Mann, jedoch schlechter Truppen.

Interessant ist das Urtheil Friedrich's II. über das Polen jener Zeit; es ist sehr hart, aber die Fehler, die er rügt, haben nebst seiner eigenen Politik später Polens Untergang herbeigeführt. Er sagte: „Dieses Königreich ist in einer beständigen Anarchie. Die großen Geschlechter sind sämmtlich in ihren Absichten gegen einander gespannt; alle ziehen ihre eigenen Vortheile der Staatswohlfahrt vor und vereinigen sich nur zu gleicher Härte, um ihre Leibeigenen zu

unterdrücken, die sie mehr wie Lastthiere, als wie Menschen behandeln. Die Polen sind eitel, hochmüthig im Glücke, kriechend im Unglücke, zu Allem fähig, um Geld zusammenzuscharren, das sie, so bald sie es haben, auf die Straße werfen; leichtsinnig ohne Beurtheilung, stets geneigt, ohne Grund eine Partei zu ergreifen und wieder fahren zu lassen, und durch ihr planloses Gebaren sich die schlimmsten Händel zuzuziehen. Sie haben Gesetze, aber Niemand beobachtet dieselben, weil es am Zwangsrecht fehlt. Der Hof sieht seine Partei zunehmen, wenn viele Aemter erledigt sind, der König hat die Befugniß, dieselben zu vergeben und bei jeder Gunstbezeugung neue Undankbare zu machen. Der Reichstag versammelt sich alle drei Jahre, bald in Grodno, bald in Warschau. Die Staatskunst des Hofes besteht darin, daß die Wahl zum Reichstagsmarschall auf eine ihm ergebene Person fällt."

Endlich Preußen. Dieses besaß ein Heer von 76.000 Mann; es waren die bestgedrillten Truppen in Europa. König Friedrich Wilhelm I. hatte bei seinem am 31. Mai 1740 erfolgten Tode seinem Nachfolger zugleich eine gefüllte Schatzkammer hinterlassen; das Staatseinkommen belief sich auf 7 Millionen Thaler. Die Schwäche des Staates lag in der Armuth eines großen Theiles seiner Provinzen und in seiner unregelmäßigen Gestalt; es fehlte alle Abrundung, schmale und auseinandergestreute Provinzen reichten von Curland bis nach Brabant. Damals konnte Preußen, nach dem Ausdrucke seines eigenen Königs, nichts unternehmen, als wenn es sich auf Frankreich oder England stützte.

Wie vorgeschildert war damals die Lage Deutschlands, die Lage Europas. Von der Republik Venedig, im Süden von Oesterreich, war keine Gefahr zu befürchten, man stand mit ihr in den besten Beziehungen; es dachte die Regierung nicht mehr auf Eroberungen, sondern suchte nur noch zu erhalten und zehrte von der Vergangenheit; sie hatte ein Heer von 15.000 Landtruppen. Mit der Schweiz stand man gleichfalls im besten Einvernehmen; auch diese Republik eroberte nicht mehr, sondern vertheidigte nur.

Trotz Allem hatte im Jahre 1740 die Erhaltung des Friedens große Wahrscheinlichkeit für sich; denn trotz der Eroberungsgelüste Spaniens war dessen Macht durch den Krieg mit England gebunden; trotz der Kriegspartei in Frankreich war Cardinal Fleury noch stark genug, den Frieden zu erhalten; und ein Angriff Bayerns, wenn selbes auch Chur-Cöln und Chur-Pfalz auf seiner Seite hatte, war für Oesterreich nicht furchtbar. Und so konnte ein großer englischer Staatsmann und Geschichtschreiber mit vollem Rechte sich folgender Art über die Lage der Dinge äußern:

„Die europäischen Herrscher waren vermöge aller der Pflichten, welche Männern, die mit der höchsten Gewalt über ihre Mitmenschen betraut sind, die heiligsten sein müssen, zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction, zur Achtung und Vertheidigung der Rechte der Erzherzogin Maria Theresia verbunden. Die Lage und die persönlichen Eigenschaften der Letzteren waren derart, daß sich erwarten ließ, in der Seele eines jeden edlen Mannes müßten sich Mitleid, Bewunderung und ritterliche Gefühle regen. Es ließ sich mit Grund annehmen, daß alle Potentaten der Christenheit nach einem kurzen Schwanken die Bestimmungen des verstorbenen Kaisers ehren würden. Aber die selbstsüchtige Gier des Königs von Preußen gab seinen Nachbarn das Signal. Sein Beispiel stumpfte ihr Schamgefühl ab. Sein Erfolg verleitete sie, die Schwierigkeit einer Zerstückelung der österreichischen Monarchie zu unterschätzen. Die ganze Welt stürzte zu den Waffen. Auf dem Haupte Friedrich's lastet all' das Blut, das in einem Kriege, der viele Jahre lang und in jedem Welttheile gewüthet hat, vergossen worden ist, das Blut der Angriffscolonnen von Fontenoy, das Blut der Hochländer, die bei Culloden

geschlachtet wurden. Die Uebel, welche seine That hervorrief, wurden in Ländern gefühlt, wo der preußische Name unbekannt war, und damit er einen Nachbar, dem er seine Hilfe versprochen hatte, berauben könne, fochten die Schwarzen an der Küste von Koromandel und scalpirten sich die rothen Krieger an den großen Seen in Amerika."

Und in der That — der erste Angriff auf das Gebiet der edlen Herrscherin ging von Preußen, ging von einem Könige aus, von dem man Feindseligkeiten zu erwarten auch nicht den mindesten Grund hatte.

König Friedrich II. fällt in Schlesien ein.

Das Haus Hohenzollern, welches noch vor nicht langer Zeit auf der Bank der Churfürsten saß, war 1701 durch Kaiser Leopold I. mit der königlichen Würde von Preußen bedacht worden, und so gingen die Brandenburger in der Politik zumeist mit dem Kaiser, und so launisch auch die Politik des Königs Friedrich Wilhelm I. war und so sehr er auch gleich hohen Lohn für den kleinsten Dienst forderte, in Bezug auf Oesterreich war ihm nicht beizukommen, wie er denn auch eines Tages die schönen Worte sprach: „Meine Feind' mögen thun, was sie wollen, so geh' ich nicht ab vom Kaiser, oder der Kaiser muß mich mit Füßen wegstoßen, sonsten ich mit Treue und Blut sein bin und bis in mein Grab verbleib'. — Das muß ein Coujon (von coglione, einfältiger Kerl) von einem deutschen Fürsten sein, der es mit Frankreich gegen das Kaiserhaus hält, und ich selbst müßte auch einer sein, wenn ich es thäte." Und noch auf seinem Todtenbette empfahl er seinem Sohne Rücksicht auf das Kaiserhaus.

Welche Wohlthaten dessen Erbe, Friedrich II., dem Kaiserhause verdankte, wurde bereits an einem anderen Orte (Seite 317 u. f.) erörtert. Karl VI. war überdies sein Taufpathe und hatte ihm während seiner stürmischen Jugend manches Gute zukommen lassen, abgesehen von seinem Eingreifen in die furchtbare Familientragödie, welche sich im Hause Hohenzollern abgespielt hatte. Damals schrieb Friedrich an den Prinzen Eugen: er habe die Fürsprache des Kaisers nicht verdient, werde sie aber in Ewigkeit nicht vergessen. Der Kaiser und das gesammte deutsche Vaterland sollten in Zukunft sehen, daß ein junger deutscher Fürst irren könne, daß er aber mit der Zeit zum Verständniß komme, wie ohne die Freundschaft des Kaisers keine Ruhe und Sicherheit in der Verbindung mit ausländischen Fürsten zu finden sei. Der Kronprinz bezog vom Kaiser einen Jahresgehalt von 2500, später von 3000 Ducaten; auf seine Bitte warf Karl auch seiner Schwester einen Jahresgehalt von 1000 Ducaten aus, worauf Friedrich von seiner „unsäglichen Verehrung für den Kaiser" schrieb und wie er hoffe, ihm nie Kummer zu machen und er sei unglücklich, daß er diese Wohlthaten nie vergelten könne!

Und doch war es derselbe Friedrich, der, kaum König geworden, gegen die Tochter seines Wohlthäters den ersten Schlag führte, derselbe deutsche Fürst, der, als er nach Schlesien abzog, zum französischen Gesandten sagte: „Ich spiele für Sie; — wenn das Glück mir lächelt, theilen wir!" Und rücksichtslos warf er die Brandfackel des Bürgerkriegs in sein Vaterland.

Am 26. October 1740 war es gewesen, wo die Nachricht vom Tode Kaiser Karl's VI. den König von Preußen im Schloß Rheinsberg traf. Wie sich der König sofort entschloß, die Noth der bedrängten Tochter seines Wohlthäters zur eigenen Vergrößerung zu benützen, erhellt aus dem Briefe, den er am gleichen Tage an seinen Freund, den dramatischen Dichter Franz Marie Aronet von Voltaire (geb. 1694, gest. 1778) schrieb, in welchem es heißt: „Der Kaiser ist todt. Dieses Ereigniß stößt alle meine friedlichen Ideen um. Der Augenblick ist da, das alte politische System Europas umzuwandeln." Am gleichen Tage wurden der Feldmarschall Curt Christoph Graf Schwerin (geb. 1684, gest. 1757) und der Staats- und Kriegsminister der auswärtigen Angelegenheiten Heinrich Graf Podewils (geb. 1695, gest. 1760) nach Rheinsberg berufen, woselbst der König mit ihnen durch fünf Tage in geheimen, ernsten Berathungen zusammenblieb.

Friedrich erklärte ihnen seinen Entschluß, Maria Theresia Schlesien wegzunehmen, von welchem Unterfangen ihm Beide dringend abriethen; er aber antwortete ihnen: „Wenn man im Vortheile ist, soll man ihn benützen oder nicht? Ich bin mit meinen Truppen zu Allem bereit. Wenn ich ihn nicht benütze, so habe ich in meiner Hand ein Gut, das ich nicht zu gebrauchen weiß. Wenn ich es gebrauche, wird man sagen, daß ich gewandt genug bin, mein Uebergewicht über meine Nachbarn geltend zu machen." Als nun Schwerin und Podewils den festen Entschluß des Königs zum Kriege sahen, riethen sie ihm, wenigstens nicht gleich von vornherein so schroff aufzutreten; man solle Oesterreich für Schlesien einige Millionen Hilfsgelder, ein Schutzbündniß für seine Erblande und dem Gemale Maria Theresia's die Unterstützung zur Erlangung der Kaiserkrone versprechen; auf der anderen Seite möge man drohen, daß man im Weigerungsfalle sich mit Oesterreichs Feinden zu seiner Zertrümmerung verbinden werde. Zur rechtlichen Begründung dieses Attentates auf das Besitzthum eines Andern könne man ja alte Ansprüche auf einige schlesische Fürstenthümer erheben: auf Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf. Friedrich willigte darein, der Feldmarschall und der Minister reisten ab, um alle nöthigen Anordnungen zum Kriege zu treffen, und es wurde nun der Universitätskanzler und Geschichtsforscher Johann Peter von Ludwig (geb. 1668, gest. 1743) mit der Darlegung der Rechtsansprüche auf diese Fürstenthümer beauftragt.

Die Ansprüche waren mehr als zweifelhaft, und daß Friedrich selbst nichts auf dieselben hielt, ergiebt sich aus seinem Buche: „Geschichte meiner Zeit", worin er mit größter Offenheit sich äußert: „Mein Alter, das Feuer meiner Leidenschaften, das Verlangen nach Ruhm, sogar, um nichts zu verhehlen, die Neugierde und endlich ein geheimer Instinct haben mich aus der süßen Ruhe gerissen, die ich damals genoß, und dann hat mich die Begier, meinen Namen in den Zeitungen zu lesen und weltgeschichtlich zu werden, verführt." Im zweiten Capitel seiner Geschichte, bei Ausführung dieser Gründe, spricht er weiter: „es sei die preußische Monarchie ein Zwitterstaat gewesen, mehr ein Churfürstenthum als Königreich, und wie es ruhmvoll erschienen, ihr Wesen zur Entscheidung zu bringen; wie Preußen nicht die gehörige Achtung genoß, wie z. B. König Georg II. von England den verstorbenen König von Preußen nur seinen „Bruder Unterofficier", den „König der Landstraßen" und „des heiligen römischen Reiches Erzsandstreuer" nannte. (Allerdings recht unstatthafte Witze.) Ein Regent müsse seine Person und vorzüglich sein Volk in Achtung setzen."

Die wahren Gründe also, wegen deren Friedrich einen Krieg entzündete, in den nach und nach ganz Europa verwickelt wurde, einen Krieg, durch den die deutsche Reichsverfassung gesprengt und eine Einigung Deutschlands fürderhin unmöglich gemacht wurde, waren einfach Ruhm- und Eroberungssucht. Die

Ansprüche auf die Fürstenthümer Liegnitz, Jägerndorf u. s. w. waren nur scheinbarer Grund und überdies, wären sie auch begründet gewesen, hatte sie ja das Haus Brandenburg längst aufgegeben. Denn der Berliner Hof hatte nicht blos vor Kurzem die Integrität (Vollständigkeit) der österreichischen Staaten garantirt, sondern hatte sich auch schon seit Langem in alle die bestehenden Verhältnisse gefügt. So sagt denn ein großer englischer Staatsmann mit Recht: „Ist es nicht völlig klar, daß die Welt nie einen Tag lang Frieden haben wird, wenn es gestattet ist, veraltete Ansprüche gegen neuere Verträge und langen Besitz geltend zu machen? Die Gesetze aller Völker haben die weise Einrichtung einer Verjährungszeit getroffen, so daß Besitztitel, wie unrechtmäßig sie auch begonnen haben mögen, nach einer gewissen Frist nicht mehr angetastet werden dürfen. Die Gesammtheit der Bürger darf fordern, daß es für jeden Streit ein Ende giebt.“ Und wie Staatsmänner von Ehre über Friedrich's Unterfangen dachten, zeigt sich in dem Ausspruche des englischen Gesandten in Wien, Sir Thomas Robinson, lautend: „Ein Fürst, der die geringste Rücksicht auf Ehre, Wahrheit und Gerechtigkeit nähme, könnte die Rolle nicht spielen, auf welche der König von Preußen losgeht. Er verdient, daß man ihn in den politischen Bann thut.“

Nicht genug aber, daß Friedrich sein Heer gegen Schlesien in Bewegung zu setzen begann, er suchte auch Oesterreich, auf das er sich zu werfen im Begriffe stand, wehrlos zu machen und ihm die Hilfe von anderer Seite abzuschneiden. In erster Reihe war Rußland zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction verpflichtet, der Regent Biron hätte auch bestimmt gegen Preußen Hilfe geleistet, allein — er war nicht mehr Regent. Es hatte nämlich die Großfürstin Anna, welche er recht hart behandelt hatte und die noch viel Härteres von ihm fürchtete, den Antrag seines Todfeindes, Feldmarschalls Münnich, ihn zu stürzen, angenommen und ihn am einundzwanzigsten Tage seiner Regentschaft, in der Nacht vom 20. November 1740, von treuen Truppen festnehmen und nach Sibirien transportiren lassen. Mit Kundmachung vom 21. November trat sie nunmehr selbst die Regentschaft an, ernannte ihren Gemal, den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, kais. russ. Generalissimus (geb. 1714, gest. 1775), den Schwager des Königs von Preußen, zum Mitregenten und Münnich zum ersten Minister. Dieser Letztere, welcher einige Monate hindurch Alles leitete, haßte Oesterreich, während Großfürstin Anna dem Lande geneigt war. Nun sandte Maria Theresia den gewandten Marquis Anton von Botta-Adorno (geb. 1688, gest. 1745) als außerordentlichen Botschafter nach St. Petersburg, Preußen hingegen den General Hanns Karl von Winterfeld (geb. 1709, gest. 1757). Dem Letzteren gelang es, ein Vertheidigungsbündniß zwischen Rußland und Preußen abzuschließen, worüber Friedrich höhnisch ausruft: „So behielt der pommerische gesunde Menschenverstand die Oberhand über die italienische Spitzfindigkeit.“ Es bestand freilich dieser pommerische Menschenverstand einzig und allein darin, daß an Münnich und seine Frau stattliche Geschenke gemacht wurden, daß Winterfeld die Tochter des Feldmarschalls zur Frau nahm. Der Vortheil des Ministers siegte eben über die Verträge.

In Paris wieder, da warnte Friedrich vor einem feindseligen Bunde Maria Theresia's mit den Seemächten; es bezwecke sein Einfall in Schlesien daher nichts Anderes, als die Königin von diesem Bunde loszulösen. In London dagegen theilte er vertraulich mit, daß sich Maria Theresia bereits mit Frankreich verständigt hätte. In München und Dresden schürte er ebenfalls.

Mittlerweile meldete der österreichische Gesandte in Berlin, Karl Graf Batthyany, daß ein Gewitter drohe, daß Friedrich die Königin angreifen werde. Da Friedrich überaus eifrig seine freundschaftlichen Gesinnungen und

seine Hilfsbereitschaft versichert hatte, hielt man eine so empörende Treulosigkeit für unmöglich, für Verleumdung und der Minister schrieb ihm zurück: „Wir wollen, wir können es nicht glauben!“ Aber als die Nachrichten immer dringender und bedenklicher wurden, sandte man den gewandten und eifrigen Botta d'Adorno nach Berlin, denselben, welcher darauf nach Petersburg ging. Als dieser den König nach dem Zwecke seiner Rüstungen fragte, betheuerte Friedrich seine freundschaftlichen Gesinnungen für Maria Theresia und ihren Gemal; jedoch könne er sich nicht all' die Feinde des Hauses Oesterreich auf den Hals laden und müsse darum als Freund der Königin Schlesien besetzen, um die Macht der Königin zu vermehren und ihrem Gemal die Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen. — Worauf Botta entgegnete: „Weder Bayern, noch Sachsen denken im Augenblicke daran, Oesterreich anzugreifen. Bleiben Euer Majestät nur ruhig, meine erhabene Königin wird sich ihrer Feinde schon erwehren und erst dann, wenn sie dies nicht vermag, Preußens angebotene Hilfe annehmen. Ist's doch eine eigenthümliche Art zu helfen, indem man Jemand anfällt.“ Botta hatte Friedrich's Absicht rasch durchschaut, ließ sich nicht täuschen und meldete nach Wien: „Der König von Preußen hat einen unerhörten Streich vor.“

Und so war es auch thatsächlich. Am 16. December 1740 rückte das preußische Heer mit fliegenden Fahnen und unter dem Schlag der Trommeln in Schlesien ein. Es führte, wie ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber sagte, mit sich eine Menge Kanonen, „dergleichen Europa nie gesehen hatte“.

Während Friedrich an den Gemal Theresiens schrieb, daß seine Absichten reine wären, man solle ja nicht vorschnell über ihn richten, meldete er einem Vertrauten: „Ich bin über den Rubicon gegangen, meine Truppen sind voll guten Willens, die Officiere voll Ehrgeiz, die Generale dürsten nach Ruhm!“ Nicht minder sprach seine Anrede an die Officiere seine kriegerischen Absichten aus. Er sagte: „Wir werden uns mit den Truppen messen, die unter dem Prinzen Eugen im höchsten Rufe standen.“ Dem kriegstüchtigen Fürsten von Anhalt, dem „alten Dessauer“ Leopold, welcher das Unternehmen des Königs laut als eine „politische Ruchlosigkeit“ bezeichnete, ertheilte er darüber einen Verweis. In einem Aufrufe that er den Schlesiern kund: Es habe der König von Preußen seine Truppen im Einvernehmen mit Maria Theresia in das Land einrücken lassen, blos um es zu beschützen, keineswegs aber in der Absicht, die Königin von Ungarn zu beleidigen, — welche Lüge bezweckte, allen Widerstand des Landes niederzuschlagen.

Während Friedrich bei den fremden Mächten erklärte, bei seinem Einrücken in Schlesien habe er keine feindseligen Absichten gegen Maria Theresia, versuchte er den Hof in Wien einzuschüchtern und schickte als außerordentlichen Gesandten den Staats- und Kriegsminister Gustav Adolf Graf von Gotter, einen „barschen Großsprecher, daß man meinte, sein Herr sei schon im Marsche gegen Constantinopel“.

Gotter erschien am 18. December in Wien, verlangte und erhielt sogleich beim Großherzog Franz Stefan Audienz und wandte nun Versprechungen und Drohungen zu gleicher Zeit an, um Maria Theresia zu bewegen, Schlesien an Preußen abzutreten. Er bedeutete, es wolle sein König mit ganzer Kraft das Haus Oesterreich gegen jedermänniglich vertheidigen, der es anzugreifen wagte, wolle sich hierzu mit den Höfen von Petersburg, London und im Haag verbinden, dem Gemale Theresiens die Kaiserkrone verschaffen und überdies zwei Millionen Gulden bezahlen, wenn man ihm Schlesien abtrete; wenn aber nicht, so werde er mit den Feinden Maria Theresia's sich verbünden und Oesterreich zertrümmern.

Diese Drohung konnte man natürlicherweise nur als eine Beleidigung aufnehmen und auf das Hilfsversprechen des doppelsinnigen Königs keinen Werth legen. Dazu noch war das tapfere Herz Maria Theresiens nicht so leicht einzuschüchtern und darum erklärte ihr Gemal fest und würdig: „Nicht für die Kaiserkrone, nicht für den Besitz der ganzen Welt gebe ich irgend ein Recht der Königin oder auch nur ein Handbreit ihrer gesetzmäßig ererbten Länder auf. Eher wollen wir zu Grunde gehen, als mit dem Könige von Preußen unterhandeln, so lange derselbe auch nur Einen Mann in Schlesien stehen hat!“ Und Bartenstein rief ihm zu: „Wie? Der Vater mußte als Erzkämmerer dem Kaiser das Waschbecken reichen und der Sohn will jetzt des Kaisers Tochter Gesetze vorschreiben?“

Jetzt stimmte Friedrich seine Forderungen herab. Er verlangte nicht

König Friedrich II. von Preußen in Breslau. (Seite 420.)

mehr ganz Schlesien, sondern nur einen guten Theil desselben; versprach sogar vier Millionen Gulden, wenn man ihm diesen guten Theil als ein nie einzulösendes Pfand besitzen lasse; — umsonst! Es wurde ihm die Antwort, daß die Königin nicht Willens wäre, ihre Regierung mit Zerstückelung ihrer Staaten zu beginnen; sie halte sich in Ehre und Gewissen verpflichtet, die pragmatische Sanction gegen jeden mittelbaren und unmittelbaren Angriff zu vertheidigen. Zu gleicher Zeit wurde beim Reichstage in Regensburg und bei den mächtigsten Garanten der pragmatischen Sanction über des Königs Verletzung der Reichsgesetze und treuloses Verfahren Klage geführt.

Damals schrieb Friedrich: „Die alte Zeit ist aus. Das System wendet sich. Der Stein ist losgegangen, der auf Daniel's Traumbild aus viererlei Metall abrollen und es zertrümmern wird.“ Später schrieb er: „Hätte die Königin mir damals das Fürstenthum Glogau abgetreten, so wäre ich zufrieden

gewesen und hätte ihr gegen alle ihre Feinde Beistand geleistet." Und so wurde Maria Theresien seitdem von mancher Seite diese Unnachgiebigkeit zum Fehler angerechnet. Mit großem Unrecht. Abgesehen davon, daß sie auf das Versprechen Friedrich's, seiner Handlungsweise nach, keinen Werth zu legen vermochte, daß sie also keine Gewißheit darüber hatte, daß er, wenn sie wirklich nachgab, die Saiten nicht noch höher spannte, würde sie durch die Nachgiebigkeit jeden Anderen erst recht ermuntert haben, es gerade so zu machen und ihr ebenfalls ein Stück Land abzudrohen. Wie konnte sie ferner die Garanten des Vertrages der pragmatischen Sanction zum Schutze ihrer Länder auffordern, wenn sie selber durch eine freiwillige Abtretung die Sanction verletzte? Endlich konnte sie nicht damals schon wissen, daß die anderen Mächte sie eben so heutegierig wie Friedrich anfallen würden.

Bevor wir nach Schlesien uns begeben, mögen über den Gesandten Gotter noch einige recht picante Nachrichten mitgetheilt werden.

Gotter, früher Sachsen-Gothaischer Geheimrath, später in preußischen Diensten, hatte, als der „Liebenswürdigste der Epikuräer (Genußmenschen)", wie ihn König Friedrich später nannte, sein Glück in Wien gemacht, indem er einige österreichische junge Herren vom Adel bezauberte; sie führten ihn in die erste Gesellschaft Wiens ein und bald ward der „Roturier" (Unadelige) zum Reichsbaron ernannt. Es soll dies folgendermaßen hergegangen sein.

Das vorige Jahrhundert war überhaupt reich an Sonderbarkeiten und Ueberschwänglichkeiten; es fehlte — ganz besonders an den Fürstenhöfen aller Länder — nicht an Glücksrittern, welche, begünstigt von Zeit und Umständen, eine glänzende Laufbahn fanden; es fehlte aber auch nicht an jenem romantischen Drange der Hochgestellten, ihre hohe Stellung auf Augenblicke zu vergessen und sich einem freieren Verkehr mit Gleichgesinnten hinzugeben. Und so machte denn unter der Regierung Karl's VI. ein junger Student einiges Aufsehen durch den glänzenden Glückswechsel, der ihn plötzlich aus der Menge hervorhob und den ausschließlichen Kreisen aneignete.

Derselbe hieß Gotter, war zwar in bürgerlichen Verhältnissen geboren, aber seine Eltern waren wohlhabend genug, ihn studieren zu lassen. Und so bezog mit dem neunzehnten Lebensjahre Gotter die Universität Wien, wo sein heiterer Sinn, sein unternehmender, strebsamer Geist ihn bald auszeichnete und einen Kreis heiterer Genossen sich um ihn sammelte, mit denen er tolle Streiche machte, aber auch die Wissenschaften nicht vernachlässigte. Bald machte sich das wilde Heer in Wien bemerkbar; die lustigen Streiche mußten unverfänglich und doch anregend gewesen sein, denn selbst die Kaiserin Elisabeth Christine soll auf den munteren Studenten aufmerksam gemacht worden sein und ihrer Umgebung den Wunsch ausgesprochen haben, den lustigen Gesellen zu sehen.

Daß Gotter wieder diesen Wunsch erfuhr und ihm zu willfahren suchte, versteht sich von selbst, und so verfehlte er nicht, sich oftmals nahe dem Burgportale aufzustellen, um die Kaiserin zu sehen, wenn sie ausfuhr, und sich vor ihr ehrfurchtsvoll zu verbeugen. Elisabeth Christine dagegen soll ihm gnädig zugelächelt haben, nachdem sie einmal auf ihn aufmerksam gemacht worden war, mit dem Beisatze: „Das ist der wilde Gotter!"

Einst wurde, bei Gelegenheit einer großen Festlichkeit, ein öffentliches Schauessen gehalten. Eine mit rothem Sammt drapirte Barrière trennte die Zuschauer, unter denen natürlich Gotter nicht fehlte, von den hohen Herrschaften. Nach aufgehobener Tafel setzte sich die Kaiserin wie gewöhnlich an den Spieltisch, um ihr Spielchen zu machen; aber es war ihr hoher Partner durch eine wichtige Depesche veranlaßt worden, sich auf einen Augenblick zu entfernen, so daß die Kaiserin genöthigt war, zu pausiren. Als ihr dies aber zu lange dauerte, rief

sie ungeduldig: „Kann nicht ein Anderer die Karten einstweilen übernehmen?“ Die Umgebung der Monarchin, auf einen solchen Fall nicht vorbereitet, stand unbeweglich. Da schwingt sich plötzlich ein junger Springinsfeld über die Sammtbarrière, tritt vor die erhabene Herrin und verneigt sich tief. Es ist der „wilde Gotter“.

Der Kaiserin gefiel sein Wagniß; sie mustert ihn mit einem freundlichen Blicke und sagt: „Wohlan, Baron Gotter, übernehme Er die Partie! Coeur ist Atout.“ Gotter ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder. „Ah, Er verlangt wohl den Ritterschlag,“ fuhr die Monarchin lebhaft fort, „damit Er mit mir spielen kann? Nun, da hat Er ihn!“ und Elisabeth tippte ihm mit dem Fächer auf den Kopf und die beiden Schultern.

Dadurch war Gotter's Glück gemacht. Die Kaiserin verlor absichtlich eine bedeutende Summe an ihn und Kaiser Karl bestätigte das Baronat, das ihm seine Gemalin so rasch ertheilt hatte. Bald darauf trat Gotter in den Staatsdienst, erhielt vertrauliche Missionen an die ersten Höfe Europas, ward reich, kaufte später das schöne Gut Molsdorf in Thüringen, baute ein schönes Schloß und stattete es mit fürstlichem Prunke aus.

Hier stiftete er mit einer Anzahl Gleichgesinnter mit der Zeit eine Ordensgesellschaft, deren Zweck war, die Freuden des kurzen menschlichen Daseins zu genießen. Zu den hervorragendsten Mitgliedern dieses Bundes sollen gehört haben: Prinzessin Amalia von Braunschweig als Großmeisterin; Fürst Friedrich August von Anhalt-Zerbst (Bruder der Kaiserin Katharina II. von Rußland), welche, ebenfalls Mitglied des Ordens, als ihre Vertreterin die Hofdame von Schuwalow zu den jährlichen Ordenszusammenkünften sandte. Von Berlin erschienen: die Obersthofmeisterin von Brandt, die Hofdame Fräulein von Platen, Graf Keyserling; aus Sachsen: der Hofmaler August's II., Louis de Silvestre (geb. 1675, gest. 1760), der Kapellmeister Hasse mit Frau, ferner noch ein Fräulein von Spaur, die gefeierten Balletänzerinnen Maria Anna von Camargo (geb. 1710, gest. 1770), Marie Sallé und Barbara Cochois (geb. 1722, später Marquise d'Argens, gest. um 1780) neben anderen Prinzessinnen, Diplomaten, Schauspielerinnen, Künstlern und Sängerinnen.

Diese Gesellschaft versammelte sich jedes Jahr eine Woche lang auf dem Schlosse des Grafen Gotter, vergaß während der Zeit ihre Verhältnisse und bemühte sich, nur als Menschen das Leben zu genießen bei Scherz, Tanz und heiterem Spiele. Natürlich waren Jugend, Schönheit und Geist die Haupterfordernisse, um in den Kreis der Ordens-Brüder und -Schwestern einzutreten. Doch wie alles Menschenwerk seine Grenzen hat, so auch dieses. Graf Gotter ruinirte durch den fabelhaften Aufwand, den er machte, sein Vermögen so gründlich, daß er das reizende Molsdorf mit all' seiner Einrichtung dem Herzog von Sachsen-Gotha verkaufen mußte. König Friedrich übertrug ihm darauf das einträgliche Amt eines Generalhofmeisters; ferner war er noch 1743 Director der königl. Hofoper zu Berlin.

Wir kehren nun nach Schlesien zurück. Am 16. December rückten die Preußen, 40.000 Mann stark, ein und zogen in zwei Abtheilungen, die eine unter Feldmarschall Schwerin westlich gegen Liegnitz, Schweidnitz, Frankenstein, die andere unter Friedrich östlich der Oder aufwärts voran. Es war keine Kriegserklärung vorausgegangen, die Provinz vollkommen wehrlos, denn es waren nur 7000 Mann im Lande, die Regimenter standen in Italien oder Ungarn. Die Festungen waren verfallen, Glogau hatte einen schlechten Wall, und an mehreren Stellen konnte man durch seinen Graben reiten; seit neunzig Jahren hatte man an den Werken von Brieg nichts ausgebessert. Neisse

und Breslau waren wohl haltbar, indeß nur mit bedeutender Macht. Glücklicherweise stand an der Spitze der wenigen Regimenter ein tüchtiger Führer, sonst wäre im ersten Anlauf schon ganz Schlesien genommen worden, und dieser nannte sich Maximilian Ulysses Graf Browne (sprich Braun) le Camus, entsprossen einem irischen katholischen Adelsgeschlechte und Sohn des Ulysses von Browne, welcher 1690 als Anhänger des Königs Jakob II. Irland verließ und als kaiserlicher Oberst 1731 starb. Maximilian wurde zu Basel am 23. October 1705 geboren, diente von Jugend auf im kaiserlichen Heere und zeichnete sich im italienischen Kriege, besonders in den Schlachten bei Parma und Guastalla, ferner in den Feldzügen gegen die Türken, bei Banjaluka und Grotzka, aus, worauf er 1739 Feldmarschall-Lieutenant und Hofkriegsrath wurde. Nach dem Frieden von Belgrad erhielt er das Commando in Schlesien. Bereits in früheren Tagen hatte er sich durch Scharfblick und Entschlossenheit hervorgethan; nunmehr leistete er mit der geringen Mannschaft in Schlesien was überhaupt geleistet werden konnte. Es war nur schade, daß nicht ihm der Oberbefehl blieb, denn der dafür bestimmte Graf Neipperg war gar zu ängstlich und unentschlossen. (Bild Seite 425.)

Da Friedrich erklärte, daß er ein Freund der Königin Maria Theresia wäre und nur gekommen sei, um deren Rechte gegen Jedermann vertheidigen zu helfen, zudem den gemeinen Soldaten bei Strafe des Gassenlaufens und den Officieren bei infamer Cassation verboten hatte, irgend etwas zu nehmen, ohne es baar gekauft zu haben, so wußten die Schlesier, welche erst kurz zuvor ihrer Monarchin gehuldigt hatten, nicht, was sie von dem Einmarsche der Preußen denken sollten, und ihre Verwirrung stieg, als bei Gelegenheit des Herabfallens der Glocke einer Dorfkirche der König von Preußen erklärte: dies sei das Anzeichen, es werde das Haus Habsburg erniedrigt werden. Anderen wieder gingen die Augen auf; eine Stadt sandte Abgeordnete, welche Verwahrung einlegten gegen die Ueberschreitung österreichischen Gebietes, und als ein preußischer Officier die Thorschlüssel des Städtchens Grüneberg verlangte, erklärten Bürgermeister und Rath: „Wir können sie nicht übergeben — dort liegen sie — Ihr könnt sie nehmen!“

Darauf ging der Marsch auf Glogau, wo Graf Franz Wallis an der Spitze von nur tausend Mann das Möglichste gethan hatte, die Stadt vertheidigungsfähig zu machen, welche Festung aber Friedrich einschließen ließ. Dagegen wurde am 28. December Liegnitz vom Feldmarschall Schwerin (Bild Seite 424) überrumpelt. Schon am 1. Januar 1741 standen die Preußen vor Breslau, und da schrieb bereits der König nach Berlin an seinen Freund Charles Etienne Jordan (geheimer Rath, Vicepräsident der Akademie der Wissenschaften und Universitäts-Curator, geb. 1700, gest. 1745) unter Anderm: „Du wirst nächstens Schlesien in der Mitte unserer Provinz eingereiht sehen. Die Religion und unsere tapferen Soldaten werden das Uebrige thun.“ Und wirklich verschaffte die protestantische Agitation ihm die Stadt Breslau.

Da der Besitz dieser Stadt entscheidend war für die Behauptung Schlesiens, legte man in Wien großen Werth auf dieselbe; indeß — es war Breslau eine freie Reichsstadt, sie wurde gleich einer kleinen Republik von ihren selbstgewählten Beamten geleitet, hatte das Recht, sich selbst zu vertheidigen und von jeder Einlagerung frei zu bleiben. Nachdem klar am Tage lag, daß die bewaffnete Bürgerschaft sich nicht gegen das preußische Heer vertheidigen können würde, verlangte der Oberamtsdirector (so viel wie Statthalter), es solle dieselbe österreichische Besatzung aufnehmen, und schon willigte der Magistrat darein; da erhob sich die Bürgerschaft, an ihrer Spitze der Schuhmacher Döblin, ein preußischer Agent, dagegen und erklärte: „Wir wollen keine böhmischen Truppen!

Wir werden die Stadt schon selbst vertheidigen. Es sollen die Thore geschlossen und höchstens zehn Oesterreicher ohne Obergewehr in die Stadt gelegt und Truppen bei Durchmärschen nur compagnieweise durch die Straßen geführt werden."

So geschah es auch, die Bürgerschaft bewaffnete sich und sicherte die Stadt, indeß geschah dies mehr gegen Oesterreich als gegen Preußen. Man schloß die von Jesuiten geleitete Universität, und alle Studenten, welche Anhänglichkeit an die rechtmäßige Herrscherin zeigten, mußten Breslau verlassen. Und so stand nicht die Freiheitsliebe, sondern confessionelle Haß hinter der ganzen Bewegung. Wie bei den Salzburgern, so wurden auch hier schon seit längerer Zeit die Protestanten im Lande aufgereizt, ihnen eindringliche Lehren über ihre „schauerliche Bedrückung" ertheilt und sie so der Regierung abgeneigt gemacht. Friedrich, der Religionsspötter, erschien auf einmal als ein zweiter Gustav Adolf als Befreier und Art Heiliger. Sehr klug wäre es von dem Commandanten gewesen, wenn er ohne Verzug, im Nothfalle selbst mit Gewalt, die Stadt besetzt hätte; allein er hatte weder die Vollmacht, noch von Wien aus Befehl dazu, und die milde österreichische Regierung achtete zu sehr die bestehenden Rechte. Und dergestalt war Breslau bereits an die Preußen verloren, ehe diese selbst vor der Stadt erschienen. Breslau that es mit dem Abfall übrigens keineswegs noth; denn ganz Schlesien ohne Ausnahme hatte sich, seit der Zeit, als es als Anhängsel der böhmischen Krone an die Dynastie Habsburg gekommen war, unter der österreichischen Regierung stets wohl befunden; die Steuern waren gering, die Regierung übte keinen Druck, es tagten in Breslau alle Jahre die schlesischen Stände und, wenn sie auseinander gingen, ein ständischer Ausschuß, so daß man fast sagen kann, sie hatten eine constitutionelle Autonomie.

König Friedrich holte das, was die österreichische Regierung bei Breslau versäumte, nur allzu rasch ein; da ein Kampf um die Stadt seine ganze Armee in Anspruch genommen hätte, trat er leise und bittend auf, zwei Oberste an den Magistrat sendend, durch welche er erklären ließ: „er komme als Freund und nicht als Feind, er werde die Privilegien der Stadt schützen, sie solle ihre eigene Garnison behalten, kein preußischer Soldat solle in die Stadt mit Obergewehr kommen, außer 30 Mann persönliche Wache für den König, welcher der Stadt auf etliche Tage einen Besuch zu machen wünsche. Nur die Vorstadt müsse er besetzen und ein Magazin, von 1000 Mann bewacht, anlegen. Lebensmittel verlange er nur gegen baare Bezahlung."

Der Eifer der Bürger, ihre Stadt gegen Jedermann zu vertheidigen, war so rasch abgekühlt, daß bereits am 3. Januar Breslau einen Vertrag mit dem Könige schloß, worin er der Stadt ihre Rechte und vollkommene Neutralität zusicherte, dagegen von ihr das Versprechen empfing, sie würde keine österreichischen Truppen aufnehmen. Und so zog Friedrich am 4. Januar 1741 mit glänzendem Gefolge in Breslau ein, grüßte nach allen Seiten, that überhaupt recht freundlich und gnädig, lud die Honoratioren zur Tafel, am 5. zum Balle — nur die österreichischen Behörden nicht, welche dagegen binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt verlassen mußten. Selbstverständlich wurden die österreichischen Cassen mit Beschlag belegt und das preußische Feldkriegscommissariat bildete bald die eigentliche Regierung der Stadt. Noch heute bewahrt die Bildersammlung des Magdalenäischen Gymnasiums zu Breslau (herrührend vom Rathspräses Albrecht von Säbisch) das im Jahre 1740 von dem berühmten kön. preuß. Hofmaler Anton Pesne (geb. 1683, gest. 1757) gemalte Porträt Friedrich's II., ihn im Glanze der Jugend jener Tage darstellend. (Bild Seite 416.)

General Browne mußte sich hinter die Neisse zurückziehen, um hier Verstärkung abzuwarten, denn sein Häuflein war zu gering, um irgend einen Schlag

auszuführen. Indeß, um des Königs Fortschritte möglichst zu hemmen und dadurch Zeit zu gewinnen, besetzte er die kleine Festung Ohlau mit 300, Namslau mit 200, Brieg mit 1800, Neisse mit 1600 Mann und Ottmachau mit fünf Grenadiercompagnien. Er selbst stellte sich mit sechzehn Grenadiercompagnien und dem Dragoner-Regiment Liechtenstein zwischen Neisse und Ottmachau am rechten Ufer des Flusses auf. Friedrich stand am 6. Januar vor Ohlau und rüstete zum Sturme. Für die Uebergabe bot er freien Abzug und da der Wall schlecht, der Graben trocken, der Ort unmöglich zu halten war, so zog die Besatzung wirklich, mit geschultertem Gewehre, ab. Aber jetzt fing erst der Widerstand an. In Ottmachau, dem Vorposten von Neisse, wehrten sich 260 Grenadiere drei Tage hindurch auf das entschlossenste, und erst, nachdem das Schloß vier Tage lang unaufhörlich beschossen worden und nicht mehr zu halten war, capitulirte der Commandant Heinrich Freiherr von Müffling. Auch Namslau wurde erst mit schwerem Geschütz bezwungen.

Nun wendete sich Friedrich gegen Neisse, bei welcher Gelegenheit er an seinen Freund, den gelehrten Grafen Franz Algarotti (geb. 1712, gest. 1764), schrieb: „Ich bringe die Figur von Preußen in Ordnung, denn ganz Schlesien ist genommen bis auf das Nest Neisse". In diesem „Nest" befehligte aber ein treuer, entschlossener Mann, ein schlesischer Protestant, der kais. Oberst Wilhelm Moriz Freiherr von Roth, welcher auf die Aufforderung, die Stadt binnen zwei Stunden zu übergeben, oder gewärtig zu sein, mit der strengsten Kriegsschärfe behandelt zu werden, die Antwort gab: „Meine erhabene Königin hat mir das Commando von Neisse nicht deshalb anvertraut, daß ich die Stadt nur so leichtsinnigerweise übergebe. Ich bin entschlossen, sie so zu vertheidigen, wie es die Pflicht gegen meine Monarchin mir befiehlt!" Roth ließ auch sofort die Bürger ihren Eid der Treue erneuern, hob 400 der Fähigsten zu einer Compagnie aus, ließ die Vorstädte abbrennen, Wasser auf die Wälle gießen, die dadurch wie in Eis und Glas umgewandelt waren, und jeden Morgen das Eis des Grabens aufschlagen, durch welche Maßregeln jeder Sturm unmöglich wurde. Friedrich ließ nun 1200 Bomben und 300 glühende Kugeln in die Stadt werfen, aber der wackere Roth blieb unbeugsam, wie zuvor. Da wandelten am 23. Januar die Preußen die Belagerung in eine Blocade um; ebenso wurden Brieg und Glogau umschlossen. Mit Browne kam es blos zu einem heißen Scharmützel bei Grätz (Troppauer Kreis) am 25. Januar, er zog sich dann nach Mähren zurück.

Nun bezogen die Preußen Winterquartier in Schlesien; den Oberbefehl erhielt Schwerin, König Friedrich selbst reiste am 25. Januar nach Berlin zurück, wo er die Glückwünsche seiner Unterthanen empfing, was recht eigenthümlich war, denn er hatte doch Schlesien nur besetzt und keineswegs noch erobert. In den Briefen an seine Freunde sprach der König bisher nur stets vom „Ruhme des Unternehmens", den furchtbaren Ernst desselben sollte er bald zu verkosten bekommen. Ingleichen die Schlesier selbst, welche bald empfinden sollten, welche Annehmlichkeiten ihnen das neue Regiment bot. Früher waren die Steuern für jeden Landestheil von den Ständen ausgeschrieben worden und die von den Ständen dem Landesherrn bewilligten Summen wurden aus der Generalsteuercasse bezahlt, die Preußen aber, die sich bald als Herren im Lande fühlten, forderten zunächst für sich den Betrag der bisher dem Kaiser in ordentlicher oder außerordentlicher Weise bewilligten Summen. Am 18. Januar wurde auch die Eidesleistung an König Friedrich verlangt, was der Landesausschuß verweigerte und in der feierlichsten Weise der Königin Maria Theresia Gehorsam und Treue betheuerte. Jetzt erzwangen die Preußen die Auslieferung der Cassen, Auszahlung der bisher üblichen Steuern, obschon sie an Naturallieferungen und

barem Gelde bereits 890.000 Thaler(!) bezogen hatten. In Kurzem bezahlten die Schlesier den Preußen dreimal so viel als bisher ihrem rechtmäßigen Herrn.

Dafür aber erhielten sie „Glaubensfreiheit", d. h. es kam ein Schwarm von protestantischen Geistlichen aus Berlin in das Land, etwa 60 an der Zahl, welche vom Consistorium in Berlin vorgeschriebene Bibeltexte hatten, nach welchen sie predigen mußten, und zwar über 5. Moses 20, 10 bis 12: „Wenn Du vor eine Stadt zeuchst, sie zu bestreuten, so sollst Du ihr den Frieden anbieten. Antwortet sie Dir freundlich, so soll alles das Volk, das darin gefunden wird, Dir zinsbar und unterthan sein. Will sie aber nicht friedlich mit Dir handeln und beginnt Streit wider Dich, so sollst Du sie belagern." — Und über 1. Makkabäer 15, 33 bis 34: „Das Land, das wir erobert haben, ist unser väterliches Erbe und gehört sonst Niemand. Unsere Feinde haben es aber eine Zeit lang mit Gewalt und Unrecht innegehabt. Darum haben wir jetzt das Unsere wieder zu uns gebracht, und Niemand das Seine genommen." — Unter dem Volke in Berlin aber wurde der schlesische Anfall damit gerechtfertigt, es sei der „reine protestantische Glaube" die einzige Ursache des Krieges und Gott habe in König Friedrich einen neuen Gustav Adolf erweckt.

Bald aber sollten nicht religiöse Gründe und Prediger-Spitzfindigkeiten, sondern Säbel und Kanonen über Schlesien entscheiden, denn es rückten nach und nach die österreichischen Regimenter heran. Man hoffte in Wien, mit 40.000 Mann die Preußen aus Schlesien in viel kürzerer Zeit zu verdrängen, als sie zu dessen Besitznahme gebraucht hatten, und dies wäre auch wohl geschehen, wenn nicht dem zögernden Neipperg der Oberbefehl ertheilt worden wäre. Dieser aber befahl dem kühnen Browne, welcher beabsichtigte, die preußischen Quartiere der Reihe nach aufzuheben, auf das eindringlichste vollkommene Unthätigkeit, denn er selbst wollte sich den Lorbeer eines Erfolges auf's Haupt setzen, und Friedrich, der den Ernst der Lage gar sehr erkannte, kehrte bereits am 19. Februar nach Schlesien zurück.

Noch immer war Glogau nicht bezwungen; es desertirten die zusammengepreßten Soldaten Friedrich's, wo sie nur immer konnten, und seine Reiter wurden von den österreichischen Hußaren, wo immer sie mit ihnen zusammentrafen, geschlagen. Man hörte davon, daß 1000 wohlberittene Hußaren einen Einfall in die Mark Brandenburg machen und dort Alles in Verwirrung bringen sollten. Nur zufälligerweise mißlang ein Anschlag des schlesischen Barons Wankotsch und des Obersten Olivier Freiherrn von Wallis, den König am 27. Februar bei Warthe gefangen zu nehmen; an diesem Tage wurde eine Abtheilung preußischer Grenadiere von einem Streifcommando Hußaren zersprengt und es war Friedrich froh, daß er mit einem blauen Auge davonkam. Den Oesterreichern war ferner gelungen, 600 Mann Verstärkung nach Neisse zu werfen.

Jetzt begann Friedrich zu fühlen, in welche Gefahr er sich gestürzt hatte. Um seine vor Glogau, Brieg und Neisse stehenden Truppen zu sammeln, befahl er die Erstürmung von Glogau, welches der Feldmarschall-Lieutenant Franz Wenzel Graf Wallis (geb. 1696, gest. 1774) bis jetzt entschlossen vertheidigt hatte, obgleich bereits die Lebensmittel fehlten, die Bastionen in Trümmern lagen, die Palissaden verfault, die Kanonen ohne Laffeten und ohne Kanoniere waren. In der finsteren Nacht vom 8. auf den 9. März unternahm der Erbprinz Leopold Maximilian von Anhalt-Dessau (geb. 1700, gest. 1751) den Sturm, welcher gelang. Um Mitternacht rückten die Preußen in größter Stille an die Wälle vor, rissen die Palissaden nieder, überraschten eine Wache, sprengten ein Thor; wohl warf sich ihnen Wallis und der Generalmajor Franz Wenzel Baron Reisky (gest. an seinen Wunden am 3. August 1741) mit dem Kerne der

Besatzung dem Feinde entgegen, aber Reisky stürzte zum Tode getroffen zusammen und Wallis mußte sich gefangen geben. Um ein Uhr war Glogau im Besitze der Preußen.

Endlich kam Neipperg mit 15.000 Mann über Mähren nach Schlesien, allenthalben von den Einwohnern als Befreier mit Jubel aufgenommen. Er hatte es versäumt, die Preußen in ihren Quartieren zu überfallen, sie theilweise zu schlagen und aufzureiben, suchte aber jetzt Neisse zu entsetzen. In Grottkau machte er hundert Gefangene, zwang das Einschließungscorps vor Brieg, sich zurückzuziehen, und war nahe daran, die Preußen von ihren Magazinen abzuschneiden. Seine Stellung war sehr gut gewählt und schöne Erfolge wären ihm geworden, wenn er nur mehr Thatkraft besessen hätte. Statt dessen rückte er nur mit größter Langsamkeit vorwärts, während Friedrich, der deutlich die Gefahr fühlte, regsamer war, schleunigst seine Truppen zusammenzog und auf seinen Gegner losging, der, wie er durch Ausreißer erfahren, sich in Mollwitz befand.

Am 10. April zog Friedrich von Pogarell in Schlachtordnung gegen Mollwitz, wo Neipperg so sorglos Rasttag hielt, daß er gefangen werden konnte, wären die Preußen nicht gar so bedächtig und pedantisch in Schlachtordnung vorgerückt, wobei ihre Cavallerie mit den Grenadieren Linie halten mußte. Behaglich saß Neipperg beim Mittagmahle — da sprengten Hußaren mit der Meldung herbei, es sei der Feind im Anmarsche und unfern von Mollwitz. Ueberhaupt leisteten Neipperg wie Friedrich an diesem Tage das erdenklich Möglichste an Fehlern und der König ließ nicht eine Spur noch von jenem glänzenden Feldherrntalente gewahren, das ihm später die Bewunderung Europas verschaffte. Zum Unglück lagen die Oesterreicher weit auseinander; im ersten Anlaufe schon wären sie vernichtet worden, wenn nicht der umsichtige und entschlossene Cavallerie-General Freiherr von Roemer es ihnen möglich gemacht hätte, sich in Schlachtordnung aufzustellen, und hätte nicht Friedrich selbst den günstigen Augenblick versäumt.

Jeder Theil hatte ungefähr 20.000 Mann, die Oesterreicher hatten die beste Reiterei, die Preußen das beste Fußvolk; jene führten nur 18, diese aber 60 Kanonen in den Kampf. Die Schlachtordnung war nach der Art und Weise jener Zeit über eine Stunde lang, aber nicht tief; die Oesterreicher standen vier, die Preußen drei Mann hoch. Auf den Flügeln wurde die Reiterei aufgestellt und jeder Theil formirte sich in zwei Treffen. Friedrich, der gar wohl fühlte, wie ihm der Feind an Reiterei überlegen war, untermengte, dem Beispiele Gustav Adolf's in der Schlacht bei Lützen folgend, zwischen die Schwadronen jedes Flügels zwei Grenadierbataillone. Um zwei Uhr Mittags rückten die Preußen mit klingendem Spiele, die Kanonen voraus, gegen Mollwitz an. Es that dem linken Flügel der Oesterreicher ihr Geschütz umsomehr Schaden, als bei diesen die Artillerie noch nicht zur Stelle war und zu antworten vermochte. Die Hußaren wollten nicht stille stehen, um wehrlos wie Hunde todtgeschossen zu werden, und so gab Roemer den Befehl zum Einhauen.

In wildester Furie stürzten die Hußaren auf die preußische Reiterei des rechten Flügels los, sprengten sie in einem Augenblicke auseinander, tödteten deren Anführer, den 56jährigen General-Lieutenant Adolf Friedrich Graf Schulenburg, nahmen neun Kanonen weg und warfen sich auf die Infanterie des rechten Flügels. Aber diese hielt Stand; sie war vom Könige Friedrich Wilhelm I. und dem alten Fürsten von Anhalt-Dessau viel zu gut gedrillt worden. Roemer versuchte fünfmal einen Angriff auf die Infanterie des ersten und zweiten Treffens und seine Hußaren sprengten bis an die Bajonette vor — vergeblich! Endlich tödtete den General eine Kugel. Die preußische Reiterei war aber in wilder Flucht begriffen, in deren Unordnung wurde auch der König bis

zum Mittelpunkte der Armee fortgerissen und konnte sie nicht mehr zum Stehen bringen.

Jetzt beschwor Schwerin den König, sich hinwegzubegeben, denn es drohe die Schlacht allem Anscheine nach unglücklich auszufallen. Friedrich, Alles für verloren haltend, floh auf seinem grauen Engländer sieben Meilen rückwärts nach Oppeln, woselbst er spät in der Nacht ankam und von österreichischen Schüssen empfangen wurde, da ein Streifcorps Hußaren den Ort während des Tages besetzt hatte. „Ach Gott, es ist zu viel!“ jammerte der König und ritt nach Löwen zurück. Hier traf ihn am andern Morgen die Botschaft, daß er gesiegt habe, und so sah er ein, daß er vor seinem Siege geflohen war. Nie verzieh er Schwerin den Rath zur Flucht und er meinte: „Junge Krieger soll das lehren, nicht so bald alle Hoffnungen zu verlieren.“

Feldmarschall Schwerin. (Seite 413 und 419.)

In der That hatten die Preußen den Sieg errungen, wenngleich auch die Reiterei auf ihrem linken Flügel vom Feldmarschall-Lieutenant Johann Friedrich Freiherrn von Berlichingen (geb. 1682, gest. 1751) auseinandergesprengt wurde; aber es konnte keines der preußischen Bataillone geworfen werden. Goeldy rückte mit der Infanterie des linken Flügels vor, allein es streckte ihn eine Kugel nieder und seine Leute konnten das schnelle Feuer der Preußen weder erwidern, noch aushalten. Bei den Oesterreichern war es eben ein großer Uebelstand, daß sie nur hölzerne Ladestöcke besaßen, diese zerbrachen bald und so schossen die Preußen dreimal schneller; ihre Artillerie machte eine furchtbare Wirkung. Die Oesterreicher, welche nicht mehr schießen konnten, verloren bald Linie, suchten einer hinter dem andern Schutz und bildeten dergestalt regellose Klumpen von 20 bis 40 Mann Tiefe.

Schwerin, der die Leitung der Schlacht übernommen hatte, bemerkte dies nicht so bald, als er auch schon den geeigneten Entschluß faßte. Der alte, an

Sturm und Schlachten gewöhnte Haudegen gab sofort seinem Geschütz die zweckmäßige Richtung, ließ Reih' und Glied enge zusammentreten und rückte nun unaufhaltsam unter klingendem Spiele mit der ganzen Linie vorwärts. Dies brachte die Entscheidung; es wollte die österreichische Reiterei gegen den Feind keine Front mehr machen, die Infanterie hielt nicht mehr Stand, denn es war nicht mehr jenes sieggewohnte Fußvolk, das unter Prinz Eugen mit jubelndem Schlachtruf die Gefahr begrüßte und gewohnt war, nicht einen Schritt zu weichen, sondern man hatte ungeübte Truppen, und so mußte Neipperg statt den gewünschten Lorbeer sich auf's Haupt zu setzen, den Rückzug antreten — sieben Uhr Abends — die Schlacht war verloren! Er wurde jedoch nicht weiter verfolgt. Die Preußen nahmen ihre neun Kanonen wieder und noch neun österreichische dazu. Die Oesterreicher hatten 4410 Todte und Verwundete, die Preußen 4613,

Feldmarschall Browne. (Seite 419.)

Schwerin war verwundet, Neipperg ebenfalls; Roemer, Peter Baron Goeldy waren gefallen, Nikolaus Graf Grünne starb an den Wunden. Neipperg war dreimal das Pferd unter dem Leibe erschossen worden.

In der Schlacht bei Mollwitz war auch der Begleiter des Königs Friedrich, der berühmte französische Mathematiker und Astronom Peter Ludwig Moreau von Maupertuis (geb. 1698, gest. als Präsident der Berliner Akademie der Wissenschaften 1759), von einem österreichischen Husaren gefangen genommen worden. (Bild Seite 313.) Er wurde nach Wien gebracht, wo ihn Großherzog Franz sehr freundschaftlich empfing, ihn an den Hof zog und sich oft lange mit ihm unterhielt. Eines Tages fragte er ihn, ob er bei seiner Gefangennehmung vielleicht irgend etwas eingebüßt hätte, dessen Verlust ihm besonders schmerzlich wäre. Maupertuis schwieg; endlich auf Wiederholung dieser Frage, gestand er, daß ihm der Husar, welcher ihn gefangen nahm, eine prachtvolle englische Uhr des berühmten Georges Graham (Erfinder der Hemmung des Cylinders

und des Zirkelausschnittes bei Uhren; geb. 1675, gest. 1751) als Beutestück abgenommen, die ihm bei seinen astronomischen Beobachtungen die wichtigsten Dienste geleistet hätte, welchen Abgang er sehr bedauere. „Ach, wenn's weiter nichts ist!" rief der Großherzog lächelnd. „Dann freut es mich, Ihnen dieselbe zurückgeben zu können; unsere Hußaren nahmen sie Ihnen nur zum Scherz." Gleichzeitig zog Franz eine Uhr aus der Tasche und überreichte sie Maupertuis. Die Uhr war wirklich vom berühmten Graham, aber — auch reich mit Diamanten besetzt. Uebrigens gab ihm Maria Theresia, in huldvollster Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste, die Freiheit.

Die Riesen-Soldaten und ihre Werber.

Bei den Schlesiern fand das preußische Militär viele Beachtung, besonders aber die königliche Garde allgemeine Bewunderung. Ein Chronist erzählt darüber: „Sobald die preußische Garde, die aus sechs Fuß langen, wohlgekleideten, gleichsam gedrechselten, in Blau und Silber gekleideten Grenadieren besteht, in Breslau einrückte, waren die Damen aller Stände bezaubert. Ich habe nie einen solchen Enthusiasmus gesehen. Gestern wurde ich eine junge, recht hübsche Frau gewahr, welche die bittersten Thränen weinte. Nach einem kleinen verlegenen Zögern gab sie mir den Aufschluß, daß sie einen Füselier des Münchow'schen Regiments geheiratet habe; aber nun bereue sie die Uebereilung, da sie, wenn sie noch acht Tage länger gewartet hätte, jetzt einen sechs Fuß zwei Zoll langen Grenadier hätte bekommen können."

Besonders merkwürdig in Bezug auf die Körpergröße war aber auch dieses Potsdamer Riesenregiment, bei welchem auch König Friedrich als Kronprinz zuerst seine militärische Laufbahn eröffnete. Sein Vater erhielt das Leibgarderegiment, in der Zeit Friedrich's I. schon ein gutbeschaffenes Regiment, das aber der Soldatenfreund Friedrich Wilhelm I. drillte und verbesserte, „wie Poeten ihre Stanzen glätten", meint unser Gewährsmann, der auch weiter sagt: „Und siehe da, es ward ein Regiment von Riesen, desgleichen die Welt nicht gesehen, weder zuvor, noch seitdem, drei Bataillone; zwei davon thun allezeit ordentlichen Leibgardendienst in Potsdam, das dritte ist in Brandenburg auf Uebung, 800 Mann zum Bataillon, 2400 Enakssöhne in Allem. Sublim genug, gleicht diese Masse funkelnder Riesen in der Pracht ihrer Ausstattung, in ihren lang gereihten Regelmäßigkeiten und mathematisch genauen Schwenkungen einem Streifen prometheischen Blitzes, endlich verwirklicht inmitten der gemeinen Dämmerung der Dinge hienieden. Der kürzeste Mann unter ihnen mißt sieben Fuß, manche sind nahe an neun Fuß hoch, Leute aus allen Ländern, gestohlen, gekauft, mit ungeheuern Kosten, auch oft mit andern Ungelegenheiten für den königlichen Herrn."

„Jacob Kirkmann, ein irischer Recrut von namhaften Zollen, kostete seine 8000 Thaler, ehe er in's Netz gelockt, verschifft und glücklich zu Händen gebracht werden konnte. Die Urkunden darüber sind noch da, auch das Bildniß dieses Irländers, der nichts weniger als ein schöner Mensch ist. In der That sind sie alle abgebildet, sämmtliche Gemeinen dieses ausgezeichneten Regiments, wenn einem daran gelegen wäre, sie zu betrachten. Redivanoff aus Moskau hatte noch viel bessere Knochen als Kirkmann, aber auch noch viel dummeres Aussehen. Hofmann, ein geborener Preuße, war so lang, daß ein

selber großer Mann auf dessen bloßen Scheitel nicht mit der Hand hinanreichen konnte; August der Starke versuchte es einmal und vermochte es nicht. Hofmann war Flügelmann, der größte im Regiment, ein wahrer Berg von montirtem Fleisch und Knochen. Ein anderer hieß Müller und war ein Sachse, aus der Gegend von Weißenfels zu Hause. Vor seinem Eintritt in das Regiment hatte er sich mit Leichtigkeit Geld gemacht, indem er sich in Frankreich, England und Holland sehen ließ. In Frankreich hieß er kürzer: „Le Géant Allemand“ (der deutsche Riese), und wer ihn nicht gesehen hatte, hatte nichts gesehen. Vor der Schaubude von ausnehmender Höhe, in der er sein Wesen trieb, war ein ungeheures Gemälde aufgehängt; dessen Aufschrift in halbellenlangen Buchstaben war: „Bild eines sehr langen Menschen, in Heiduckenlivrée, Rock bis an die Knöchel reichend, in großer Perrücke, Mütze mit langer Reiherfeder“. Als Grenadier trug er mit seiner Frau, einer mächtig langen Engländerin, Wirthschaft, hatte ein eigenes Haus — wie denn die meisten verheirateten Riesen Häuser nahe bei dem Schlosse hatten — und schenkte allerhand Bier, durfte auch Leute logiren (als Miether nehmen). Der Sold dieser sublimen Garde zu Fuß ist bedeutend höher als der gewöhnliche, sie genießen ausgezeichnete Vorrechte und Behandlung, hingegen ist ihre Disciplin sonder Gleichen und an Abschied ist nicht zu denken, so lange die Kräfte da sind.“

„Lange Leute, nicht für dieses Regiment allein, waren ein Lebensbedürfniß Friedrich Wilhelm's geworden, unentbehrlich für ihn beinahe wie sein tägliches Brot; zu seinem Herzen führte kein Weg so leicht, als das Geschenk von ein Paar langen Leuten. Ein Beispiel lieferte der sogenannte Elbestreit, wie schon (Seite 346) erwähnt. Des Königs Liebhaberei hatte etwas Ansteckendes; über einen langen Mann ist Freude in Potsdam, fast wie wenn er ein weiser Mann oder ein guter Mann wäre. Viele werden aufgegabelt durch die preußischen Werber, eine neue Gattung zweifüßiger Raubthiere; sie schleichen umher nöthigenfalls unter Verkleidungen, luchsäugig, gierig beinahe wie die Spürhunde, nicht nach den Seelen der Menschen, wie es die Geistlichen thun, sondern nach ihren Leibern auf unbarmherzige menschenfresserische Weise jagend.“

Welche tragischen Geschichten in diesem Bereiche des Menschenraubes vorkamen, mag folgende Thatsache erläutern. In der Stadt Jülich lebte ein junger Zimmermann. Eines Tages tritt ein wohlgekleideter Herr in dessen Werkstätte, braucht eine starke Kiste mit Verschluß, für Hauszwecke, sie muß so und so viel messen, namentlich siebenthalb Fuß in der Länge, das ist ein unumgänglicher Punkt. „Muß, dünkt mich, länger sein als Er, Meister Zimmermann! Was wird sie kosten? Wann fertig sein?“ spricht der Fremde schließlich. Nun werden Preis, Zeit und das Uebrige verabredet. — „Eine gute starke Kiste also, und die rechte Größe nicht zu vergessen. Wenn sie zu kurz ist, kann ich sie nicht brauchen. Hört Er, Meister?“ — „Ja, ja, schon gut!“

Und der wohlgekleidete Herr geht seine Wege. Am bestimmten Tag erscheint er wieder. Die Kiste ist fertig. „Zu kurz, wie ich gefürchtet,“ sagt der Herr. — „Nein! Ich bin sicher, sie mißt siebenthalb Schuh,“ sagt der Zimmermann, dabei sein Maß in die Hand nehmend. — „Pah, sie hat länger sein sollen, als Er ist.“ — „Nun, das ist sie ja.“ — „Mit nichten ist sie's.“ — Um der Sache ein Ende zu machen, steigt der Zimmermann in die Kiste hinein, um den Tadler zu überzeugen. Er ist nicht sobald in der Kiste, flach am Boden, als der Herr, ein verkleideter preußischer Werbeofficier, den Deckel über ihn zuschlägt und verschließt; dann pfeift er drei baumstarke Kerle herein, die laden die Kiste auf, gehen ernst damit über die Straße, öffnen sie an sicherer Stelle und — finden den armen Zimmermann todt, erstickt aus Mangel an Luft.

Die Sache war zu eclatant, der Werber (die Berichte nennen ihn Baron von Hompesch) trug lebenslängliche Gefangenschaft aus dem Handel davon.

Daß diese Wirthschaft auch unter Friedrich fortdauerte, ja sogar noch viel öffentlicher als Menschenraub getrieben wurde, mag in ein paar Beispielen Erläuterung finden. Der preußische General Karl Friedrich von Wolfersdorf (der muthvolle Vertheidiger Torgaus 1759, geb. 1717, gest. 1781) war eine Art Vicekönig des damaligen preußischen Westfalens, befahl und verordnete und residirte in einer am Nordenwalle der Stadt Hamm (Regierungsbezirk Arnsberg) gelegenen, von hohen Linden- und Kastanienbäumen beschatteten alten Burg, Generalshof genannt. Aufwand und Pracht liebend, freigebig, hatte er eine große Anzahl Diener und Pferde, stets umgeben von vielen Adjutanten, reitend oder mit vier, oft sechs reichgeschmückten Schimmeln fahrend. Ein Freund martialischer Musik, fuhr er nach der Mittagstafel häufig durch die Stadt nach seinem Gute, gefolgt von dem Hautboistencorps seines Regiments, das auf einem Wagen, sogenannten „Wurst", aufspielte, daß Straßen, Fluren und Gärten widerhallten. Alles lief herbei, sah und grüßte ehrerbietig, als wäre der König selbst vorübergefahren; war der General doch der mächtige Herr, sein Stellvertreter. In diesem Bewußtsein seiner Macht und des Vertrauens seines Königs, glaubte er sich auch Manches erlauben zu können, das ein Anderer nicht gewagt hätte.

Eines Tages nun war er auf einer Rundreise auch nach Altena gekommen, wo damals schon bedeutende Drahtrollen waren. Dort sah er die riesigen Gestalten der Eisenarbeiter und unwillkürlich brach er in die Worte aus: „Schöne kräftige Leute das! Schade, daß sie keine Soldaten sind!" — Aber gar bald wurde der Wunsch zu dem Gedanken, ihn zu verwirklichen. Indeß, Altena genoß der Cantonsfreiheit, die der Stadt versprochen und durch Königswort bestätigt war. Jene Worte aus dem Munde des Generals waren bei seiner Unterredung mit dem Kreis-Landrathe von Holzbrück gefallen und verbreiteten sich alsbald wie ein Lauffeuer. Wirklich erschien auch der General bald darauf an der Spitze seiner Leibcompagnie, indem ihn nach den Altenaer Drahtziehern gelüstete, die er ganz einfach wegzurauben gedachte.

Da kam er aber hübsch an. Es gerieth die ganze Stadt in Bewegung, vom Thurm erscholl das Sturmgeläute; zur Stadt führte nur eine enge Gasse, diese war von Drahtziehern besetzt und so vollgepfropft von Menschen, daß kein Durchkommen war. Die Compagnie rückte vor — aber die Drahtzieher hielten ihr glühende Eisenstangen vor, die, wenn sie erkaltet waren, mit andern vertauscht wurden. Die Alten standen an den Feueressen zum Stangenglühen, die Jungen wehrten mit dieser Waffe die Soldaten ab; von den hochgelegenen Gärten und Dächern gossen Weiber siedendes Wasser auf die Köpfe der Soldaten, die Kinder trugen es kochend vom Feuerherde; Glockengeläute und Geschrei tönten und stürmten in wildem Lärme durcheinander. Zwei Stunden dauerte der Kampf. Die Altenaer wichen nicht und der General kam nicht in die Stadt. Verwundungen kamen viele vor; zum Glück hatte die Mannschaft keine scharfen Patronen. Der Kriegsheld hatte gemeint, sich nur zeigen zu dürfen, um Alle gehorsam und unterwürfig zu finden. Aber auf die glühenden Eisenstangen war er nicht gefaßt und so mußte er unverrichteter Sache wieder abziehen. (Bild Seite 432.)

Die Altenaer jauchzten und jubelten ob ihres Sieges; am Sonntag darauf folgte Dankfest und Predigt, nach dem Texte: „Ich will dir einen Ring in die Nase legen und ein Gebiß in dein Maul, und will dich den Weg wieder umführen, den du hergekommen." (2. Kön. 19, 28.) Aber der Landrath, der Magistrat und die Bürgerschaft berichteten den Vorfall dem Könige Friedrich, der mit vieler Weisheit keine Antwort gab, an den General aber folgende Cabinetsordre erließ: „Mein lieber General von Wolfersdorf! Es ist officiell

angezeigt, welche Disturbationen (Formwidrigkeiten) Er in dem Städtchen Altena gemacht. In Erwägung Eurer sonstigen Meriten (Verdienste) will Ich diese mauvaise (üble) Geschichte für diesmal pardonniren, werde Euch aber nach Spandau schicken, wenn Ihr je eine ähnliche Abnormität (Regelwidrigkeit) Euch solltet zu Schulden kommen lassen."

Nach Empfang dieses ungnädigen Handschreibens ließ der General das Regiment ausrücken und als es vollständig aufmarschirt war, trat er mit demselben vor seine Truppen und sprach: „Federbelden und Fuchsschwänze haben uns bei Seiner Majestät angeschwärzt. Nun, Strafe muß sein, dem Einen so, dem Andern anders und da ist Keiner ausgenommen. Wir danken für die wohlgemeinte gnädige Strafe und wollen um so treuer unsere Schuldigkeit thun. Die Ehre des Regiments soll unser Augapfel sein. Paßt auf, Soldaten! Vivat, der König hoch!" Und unter Pauken- und Trompetenschall stimmte das ganze Regiment in den Ruf ein. Der General aber zog mit den Officieren des Regiments in seine alte und ritterliche Burg und bewirthete sie festlich; auch dem Regiment gab er an langen Tafeln ein reiches Bankett, als wenn etwas Fröhliches geschehen wäre.

Eine zweite Geschichte ist aber von ganz besonderem Interesse, da das Leben eines solchen Werbeofficiers wörtlich „an einem Haar" hing. Es war einmal der preußische Rittmeister von G. auf Werbung von Recruten nach Hamburg geschickt worden. Dieses, zumeist von Preußen und überaus schwunghaft betriebene Geschäft war mit den härtesten Strafen in allen Staaten verpönt, und so wurde von Seite des Königs Friedrich befohlen, nur die entschlossensten und tüchtigsten Officiere zu solchen Werbestationen zu beordern. Namentlich war für Hamburg eine solche Persönlichkeit nothwendig, da der Rath der Stadt eifersüchtig auf seine Rechte hielt, anderntheils auch die Leute, denen die preußischen Werber am liebsten nachstellten, zu der rohesten und verschmitztesten Menschenclasse gehörten und häufig genug der gegen sie angewendeten List und Gewalt gleiche Waffen entgegensetzten.

Deshalb hatte Rittmeister von G. zwölf Unterofficiere zu seiner Unterstützung mitgenommen, die ihm an Tollkühnheit und Kaltblütigkeit wenig nachstanden. Er wie sie trugen Civilkleider, unter denen sie aber Pistolen verborgen hielten, während ihr Rohrstock einen scharfgeschliffenen Dolch enthielt. Nur der Wirth, in dessen Hôtel er eingekehrt war, wußte um seine Zwecke und unterstützte sie, so weit er konnte. Mit ihm hatte er auch verabredet, daß er seine Leute jedesmal, wenn er von ihnen in Gegenwart Anderer sprechen müsse oder deren Mithilfe brauche, mit dem Ausdruck „Champagnerflaschen" bezeichnen werde. Und da der Rittmeister keinen Champagner trank, so war ein Mißverständniß nicht möglich.

Längere Zeit hatte der Rittmeister keine Gelegenheit gefunden, einen guten Fang zu thun; da kam eines Morgens eine alte Frau zu ihm, die ihm schon manchen schönen Recruten zugeführt hatte, denn sie wies kein Geschäft von sich, wenn es auch unehrlich war und nur Geld einbrachte, und berichtete, sie hätte wieder einen „fetten Bissen" für ihn, aber es werde ein tüchtiges Geld kosten. Der Rittmeister ging sogleich auf den Vorschlag ein und wurde von der Alten in ein einsam gelegenes Häuschen vor dem Thore geführt. Daselbst traf er zwei große kräftige Männer von sechs- und siebenundzwanzig Jahren, von denen der Eine einen Jägerrock trug und in seinem Benehmen seine gefälligen Formen verrieth, der Andere dagegen Matrosenkleidung hatte und ein plumpes rohes Wesen zur Schau trug. Beide saßen auf einer Bank mit dem Rücken an der Wand und sprachen fleißig dem vor ihnen stehenden Weine zu, ohne sich scheinbar um den Rittmeister zu kümmern.

Dieser setzte sich ihnen gegenüber, so daß er in dem an der Wand befindlichen Spiegel genau sehen konnte, was hinter ihm vorging. Er leitete ein Gespräch ein, indem er über schlechte Zeiten klagte und endlich den Soldatenstand rühmte, der von ihnen am wenigsten berührt werde. Der Jäger meinte, er habe schon immer Lust gehabt, Soldat zu werden und habe noch jetzt nichts dawider, wenn die Gelegenheit sich biete; klagte dann über seine Zähne, nahm den kleinen Spiegel von der Wand, besah sich darin und legte ihn hinter sich auf das Fensterbret. Endlich stimmten beide Männer ein lustiges Lied an. Plötzlich fühlte der Rittmeister eine Berührung seiner hinteren Kopfhaare — doch ehe er sich umwenden konnte, war eine Schnur um seinen Hals geschlungen, er selbst zurückgerissen und mit Händen und Füßen an den Stuhl festgebunden. Während des lärmenden Gesanges waren zwei andere Männer in's Zimmer getreten und hatten den Werber von hinten überfallen.

„Haben wir Dich endlich, Du Hund!" schrie der Matrose, indem er sich auf den Gefesselten stürzte, seine Kleider durchsuchte und triumphirend einen mit Gold gefüllten Beutel hervorzog. — „Alles auf den Tisch!" rief der Jäger, der gleichfalls den Gefangenen visitirte, ihm seine goldene Uhr mit starker goldener Kette, seine Pistolen abnahm und endlich auch ein Taschentuch fand, das ein Werthpapier von bedeutendem Betrage enthielt, das er zu sich steckte, ohne den Anderen etwas davon zu sagen. Inzwischen waren unter den zwei später Hinzugekommenen Händel ausgebrochen, die von dem Jäger nur dadurch beseitigt werden konnten, daß er eine der Pistolen des Rittmeisters über den Köpfen der Streitenden abbrannte. Die gefundene und auf den Tisch niedergelegte Beute wurde darauf gezählt und vertheilt und dann die Frage aufgeworfen, was mit dem Gefangenen anzufangen sei. Daß er sterben müsse, darüber waren Alle einig, aber wie man ihn tödten könne, ohne daß der Argwohn der Behörde erregt werde, darüber wurde lange gestritten.

Der Rittmeister hatte sich seit seiner Fesselung ruhig verhalten; keine Klage, keine Bitte um Schonung war über seine Lippen gekommen; nur einmal hatte er versucht, den Jäger, als dieser nach dem Taschentuche suchte, leise um Hilfe anzuflehen, was dieser aber nicht zu beachten schien. Jetzt ließ der Rittmeister ein lautes Gelächter vernehmen. Verwundert blickten sich die Männer um. Sein Gelächter war nur noch spottender. „Was lacht der Hund?" schrie endlich der Matrose auf und trat drohend vor ihn hin. — „Ueber Eure Dummheit!" entgegnete der Rittmeister. Ein heftiger Schlag in's Gesicht, daß ihm das Blut aus der Nase spritzte, war die Erwiderung des Matrosen. Dunkle Zornesgluth wechselte mit leichenhafter Bläße auf dem Gesichte des Rittmeisters, dann sagte er ruhig und kalt: „Wenn Ihr mich schlagt, so sage ich Euch nicht, worin Eure Dummheit besteht." Schon holte der Matrose zu einem neuen Schlage aus, als der Jäger ihn mit gespanntem Pistol daran verhinderte. „Jetzt sprich," begann er dann, „worin sind wir dumm?" — „Weil Ihr nicht wißt, wie Ihr einen Menschen umbringen sollt, ohne Verdacht des Mordes zu erregen. Hätte ich Dich, wie Du mich, so bände ich Deine Füße an einen Strick und zöge Dich so an dem Balken dort in die Höhe, den Kopf unten. In einer Viertelstunde hätte Dich der Schlag getroffen; dann die Taschen voll Steine gesteckt und in's Wasser mit der Leiche. Kommt sie wieder zutage, so hat der Kerl sich selber umgebracht, denn äußere Merkmale der Gewalt fehlen."

Die Männer staunten den Gefangenen an wegen seiner Todesverachtung, und als er sie nun bat, ihm von seinem Wirthe ein Dutzend Flaschen Champagner holen zu lassen, damit er sich noch einmal in seinem Lieblingswein betrinken könne, schickten sie das alte Weib fort, um das Verlangte zu holen. Aber — wie ward dem Rittmeister zu Muthe, als nach einiger Zeit die Alte

wirklich zwölf Champagnerflaschen brachte und der Wein von seinen Gegnern mit donnerndem Jubelgeschrei in Empfang genommen wurde. Sein grauenvolles Schicksal, das er sich selbst dictirt hatte, sollte sich also buchstäblich erfüllen! Vergeblich mühte er sich, einen Rettungsweg auszusinnen. Da trat der Jäger zu ihm mit einem Bierglas voll Champagner. „Nun, Seelenverkäufer," rief er, „trink, bis Du genug hast!" Zu gleicher Zeit sah aber auch der Rittmeister durch das Fenster und — erkannte seine Unterofficiere, die rasch zu seiner Hilfe herbeieilten.

Ein Freudenstrahl belebte seine Züge. Glücklicherweise waren die Strolche eben beschäftigt, eine neue Flasche zu öffnen, kamen aber nicht schnell zum Zwecke, da Jeder es besser verstehen wollte, als der Andere. Während dieses tobenden Lärmes öffnete sich leise die Thüre und die Unterofficiere erschienen darin. Ein Blick des Rittmeisters bedeutete sie, zuerst den Jäger unschädlich zu machen, worauf auch die Andern bald geknebelt am Boden lagen. Daß sie ihren Raub hergeben mußten, verstand sich von selbst, ebenso, daß sie zu Soldaten gepreßt wurden. Der Rittmeister kehrte mit ihnen nach Preußen zurück und erzählte gerne diesen Vorfall, der seine Klugheit und Entschlossenheit scheinbar in so hellem Glanze strahlen ließ.

Und doch hing sein Leben buchstäblich an einem Haar. Es war nämlich der Wirth einer Einladung zu einer Aalsuppe gefolgt und wollte vor dem späten Abend nicht wiederkehren. So kam es, daß seine Frau, die von der eigentlichen Bedeutung der Champagnerflaschen des Rittmeisters nichts wußte, der Alten wirklichen Champagner ausliefern ließ, statt die Unterofficiere zur Rettung ihres Befehlshabers zu senden. Der Zufall mußte es aber fügen, daß der Wirth in seiner Aalsuppe ein langes Haar fand und von dem Ekel, der ihn deshalb ergriff, so überwältigt ward, daß er schleunig in sein Haus zurückkehrte. Hier hörte er von seiner Frau, was inzwischen geschehen war. Bestürzt suchte er sofort die Unterofficiere auf und sandte sie zur Unterstützung ihres Herrn fort. Die alte Frau mit den zwei Körben Champagner hatte in den Straßen Aufsehen erregt, man konnte also leicht ihre Spur verfolgen. Das Uebrige erklärt sich von selbst. Als der Rittmeister bei seiner späteren Anwesenheit in Altona seinen ehemaligen Wirth zu sich einladen ließ und diesen Zusammenhang seiner wunderbaren Rettung vernahm, da starrte er einige Minuten vor sich hin und sagte dann: „Ich wollte, Ihr hättet mir das nicht erzählt. Ich kann's nicht los werden." Sein stolzes Selbstvertrauen war tief erschüttert.

Europa im Bunde gegen die junge Monarchin.

Die Folgen der Schlacht von Mollwitz, höchst überraschend für die Sache Friedrich's, waren nicht minder bedauerlich für die edle Königin von Ungarn und Böhmen. Mit Blitzesschnelle hatte sich in Europa die Kunde verbreitet, daß die einst so gefürchtete österreichische Armee von den Preußen geschlagen worden war, und die europäischen Fürsten, welche vorher den Einfall in Schlesien als „Tollheit" und „Thorheit" bezeichnet hatten, ließen es sich angelegen sein, schleunigst ihre „Opinion zu rectificiren" (Meinung zu berichtigen) und gratulirende Gesandte in das preußische Feldlager zwischen Strehlen und Brieg zu schicken.

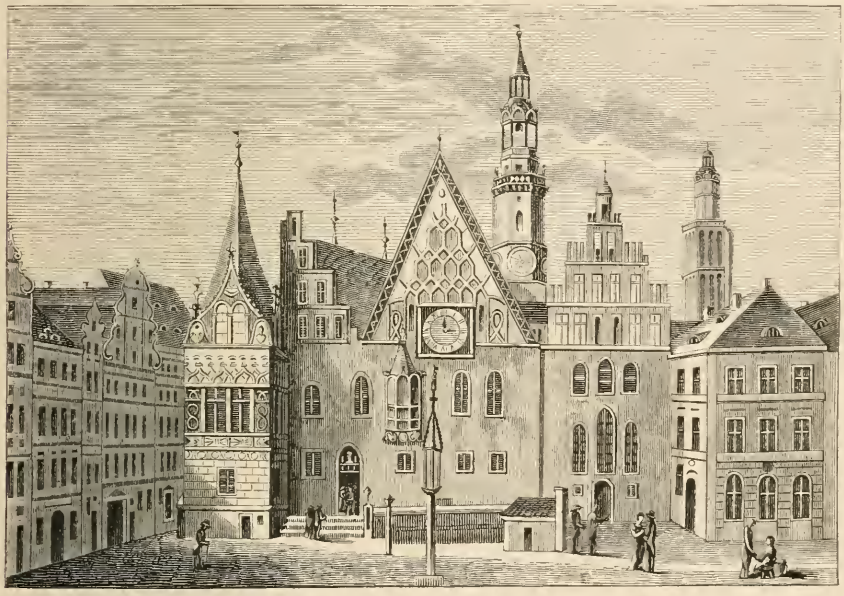
Von Seite Spaniens, woselbst man neuen Muth schöpfte, langte daselbst Christoph Portocarero Graf von Montijo (sprich Montscho, Ahnherr der nach-

maligen Kaiserin der Franzosen, Eugenie) an, welcher unter der Diplomatenwelt durch den Glanz, mit dem er sich umgab, das meiste Aufsehen machte. Selbst in dem armseligsten Dorfe, wo er übernachtete, ließ er sich mit ausgesuchtem Sporte bedienen, stets einige Packwagen vorausgehen, so daß, wo er auch zur Nachtzeit eintreffen mochte, immer ein prächtiges Zimmer für ihn hergerichtet war, indem seine Dienerschaft die schönsten Hautelice-Tapeten (eine Art, von Seide und Wolle gewirkt) mit Ringen an den Wänden befestigte, auf dem Boden türkische Teppiche ausbreitete, sammtene Feldstühle aufstellte und dazu eine Tafel servirte, deren Speisen und Weine der bestbestellten Pariser Tafel den Rang streitig machten.

Der Altenaer Riesen-Rummel. (Seite 428.)

In Breslau fiel der Graf Montijo auf durch den ungemessenen Beifall, den er der allerdings bezeichnenden Wahl des Textes zollte, welchen der König der Dankpredigt für die gewonnene Schlacht zugrunde zu legen befahl. Dieser Maria Theresia verhöhnende Text war: 1. Thimotheus 2, Vers 12 und lautete: „Zu lehren aber verstatte ich dem Weibe nicht, noch sich zu erheben über den Mann, sondern sich ruhig zu verhalten.“ Als der Wiener Hof gegen diese Verhöhnung energisch Protest einlegte, ließ Friedrich in den Zeitungen bekannt machen: es sei ein bedauerlicher Fehler vorgekommen; man habe Vers 12 statt, wie er geboten, Vers 1, 2 gelesen und diese letzteren lauten: „Vor allen Dingen ermahne ich nun, daß Bitten, Gebete, Fürbitten und Danksagungen geschehen für alle Menschen, — für Könige und alle Obrigkeiten, damit wir ein stilles und ruhiges Leben führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit.“

Namentlich in Frankreich machte der Sieg bei Mollwitz großes Aufsehen und verlieh der Kriegspartei das Uebergewicht über die Friedenspartei. In Versailles war die deutsche Frage Gegenstand der ernstesten Verhandlungen; wußte man doch, daß Maria Theresia ihrem Gemal die Kaiserkrone verschaffen wolle. So wenig begabt König August III. von Polen sonst auch war, vermeinte er dennoch ein würdiger Prätendent für die Krone Karls des Großen zu sein und er sandte um Beistand zu deren Erlangung nach Paris und Madrid. Am angelegentlichsten jedoch bewarb sich um die Hilfe des französischen Cabinets zur Erlangung der Kaiserkrone Churfürst Karl Albert von Bayern. Er schrieb an Minister Fleury: „Ich werfe mich in die Arme Seiner Majestät und werde sie immer als meine einzige Stütze und meine einzige Hilfe betrachten." Man war demgemäß in Versailles aufgefordert, sich mit der deutschen Frage zu beschäftigen, und that dies mit dem stolzen Gefühle: „Die Entscheidung ist in unseren Händen!" Es minderten zudem die Fortschritte Friedrich's die Furcht vor Oesterreich. Im Anfange war man keineswegs für den Preußen-



Das Rathhaus in Breslau. (Seite 440.)

könig; als die Kunde von dessen Einfall in Schlesien nach Paris gelangte, rief Ludwig XV: „König Friedrich ist ein Narr!" und Fleury meinte gar, derselbe sei ein Fripon (Spitzbube). Aber nach und nach fing man an, sich über die Fortschritte zu freuen; der Staatssecretär und Minister Johann Jakob Amelot, Herzog von Chaillon (geb. 1689, gest. 1749), Minister Johann Friedrich Phelyppeaux Graf von Maurepas (geb. 1701, gest. 1781) und Marschall Belle-Isle sprachen namentlich im Rathe des Königs für eine Verbindung mit Friedrich und für einen Krieg gegen Oesterreich.

Graf Belle-Isle, ein bereits siebenundfünfzig Jahre zählender hagerer, aber noch heißblütiger Mann, der für die Stütze tapferen Geistes und kriegerischer Zucht in der Armee galt, sich mit den kühnsten Plänen trug und sich selbst das Höchste in der Staats- und Kriegskunst zutraute, überreichte in jenen Tagen dem

Könige Ludwig XV. eine Denkschrift über Europas politische Lage. Die darin niedergelegten Gedanken enthielten nicht das mindeste Neue, denn schon König Heinrich IV. und Cardinal Richelieu hatten sich mit ihnen getragen, nämlich Oesterreich zu zertrümmern und Frankreich zum tonangebenden Staate in Europa zu machen; dabei meinte die Denkschrift nun: „Jetzt oder nie ist die Zeit gekommen, die Macht des Hauses Habsburg im Keime zu ersticken; man braucht wenig Truppen und Geld dazu; man darf nur die Gelegenheit erfassen und man kann es weder vor der Gegenwart, noch vor der Zukunft verantworten, wenn man es nicht thut. Für's Erste darf man nie und nimmer zulassen, daß der Gemal Maria Theresia's zum Kaiser gewählt wird, denn er würde dann doch nur versuchen, Lothringen zu erobern und die Bourbonen aus Neapel zu verjagen (was Franz, nebenbei gesagt, niemals einfiel); leitet er doch sein Geschlecht von Karl dem Großen her und macht er doch Ansprüche auf die Provence und die Bretagne (was ebenfalls nie geschehen). Das Kaiserthum muß an ein anderes Haus übergehen, und zwar an Bayern, an Karl Albert, den Sohn des treuen und unglücklichen Bundesgenossen Ludwig's XIV. Bayern hat wegen seiner Verbindung mit Frankreich Vieles geduldet; man muß es einmal für seine Opfer entschädigen und das Wort halten, das 1714 der große König Ludwig XIV. verpfändete. Wenn aber auch Franz Stefan nicht Kaiser wird, so ist er immerhin noch gefährlich und man muß darum Oesterreich zertrümmern. Um Oesterreich zu zertrümmern, braucht man nur mit Spanien, Bayern, Preußen, Sachsen, Schweden und Sardinien einen Bund zu schließen, dann kann man Maria Theresia auf Ungarn und Niederösterreich beschränken und den ganzen Rest ihrer Staaten unter die Sieger vertheilen: Böhmen, Oberösterreich, Tirol und die Vorlande müssen an Bayern kommen, die Niederlande sammt Luxemburg an Frankreich, Schlesien an Preußen, Mailand, Parma und Toscana an Don Philipp, den zweiten Sohn der Königin von Spanien, und an Sardinien. Rußland wird zwar Oesterreich helfen wollen, allein man braucht Schweden nur zu einem Kriege gegen dasselbe zu reizen, so ist Rußlands Macht gebunden. Dann ist Oesterreich ohnmächtig, dann vermag das bisher mit ihm verbundene England und Holland auf dem Festlande auch nichts mehr, und Frankreich ist für alle Zukunft der Schiedsrichter und Herr von Europa."

Minister Fleury reichte ein Gegengutachten ein, worin er auf die Noth und Entvölkerung Frankreichs hinwies; umsonst! den König beherrschte, wie bereits erwähnt, die Mailly, und diese wünschte den Krieg, um die Schmach ihres Verhältnisses vor dem Lande zu verdecken und die Franzosen, die sie sonst haßten und verachteten, durch Krieg und Sieg zu gewinnen. Fleury merkte bald, daß man, gerade wegen seines Widerstandes gegen den Krieg, ihn zu stürzen suche, und so schlug er nach und nach um. Anfangs überströmten seine Briefe an Maria Theresia von Versicherungen der Ergebenheit und von Betheuerungen, daß Frankreich den Verträgen treu bleiben werde; jetzt aber entschuldigte er sich mit der Noth seiner Lage, wollte Maria Theresia nur Toscana garantiren; sagte, es müsse der König einem alten Freunde, dem Churfürsten von Bayern, helfen; die Gewähr der pragmatischen Sanction, welche Ludwig XV. dem verstorbenen Kaiser versichert hätte, könne ihn zu nichts verbinden wegen des einschränkenden Zusatzes „unbeschadet der Rechte eines Dritten".

Damit befleckte leider Fleury seine verdienstvolle und reine Laufbahn am Ende derselben durch Falschheit und Wortbruch, einen furchtbaren Krieg auf sein Gewissen ladend, blos um sich in der ihm liebgewordenen Macht zu behaupten. Der Diplomat hatte da wieder einmal den Sieg über den Kirchenfürsten davongetragen. Es wurde Belle-Isle mit unerhörten Vollmachten und mit einer Geldsumme von 8 Millionen Livres als außerordentlicher Gesandter Seiner

allerchristlichsten Majestät nach Deutschland gesandt und zog im Triumphe, überall mit fast königlichen Ehren empfangen, durch Deutschland, um, wie ein gewiegter Geschichtsforscher sagt, das Netz zu schürzen, in welchem das edle Wild Oesterreich erdrosselt werden sollte.

Belle-Isle verließ Paris Anfangs März 1741; er zog Mosel-aufwärts nach Cöln, Trier und Mainz, dann nach Dresden, endlich in das Lager von Mollwitz, wo Friedrich nach der Schlacht zwei Monate stand, um seine Reiterei neu zu bilden und der österreichischen gegenüber widerstandsfähig zu machen. Der Franzose kam mit einem Gefolge von 120 Reitern; Friedrich veranstaltete ihm zu Ehren statt einer Parade eine achttägige Beschießung von Brieg, in Folge deren am 4. Mai der Commandant Piccolomini die Stadt übergeben mußte; gegen das Versprechen, zwei Jahre lang nicht wider Preußen zu dienen, durfte die Besatzung mit Waffen und Gepäck frei abziehen.

So sicher war der phantasiereiche Belle-Isle der Zertrümmerung Oesterreichs, daß Friedrich II. selbst spöttisch sagte: „Wenn man ihn anhört, möchte man glauben, alle Länder der Königin von Ungarn stünden in einer Versteigerung feil." Als der französische Marschall eines Tages beim Könige war, wo er eine nachdenkendere und angestrengtere Miene als gewöhnlich zur Schau trug, fragte ihn Friedrich, ob er eine unangenehme Nachricht erhalten habe. „Oh, keineswegs," antwortete Belle-Isle mit überschwänglicher Selbstgefälligkeit, „ich bin nur verlegen, weil ich nicht weiß, was wir da mit der Markgrafschaft Mähren anfangen werden." Sarkastisch schlug ihm Friedrich vor, sie an Sachsen zu geben, um August III. durch diesen Bissen in das große Bündniß hineinzuziehen, welche Idee der Marschall ganz vortrefflich fand und sie auch später auszuführen versuchte.

So sehr Friedrich auch den Marschall mit Höflichkeiten überschüttete, wurde doch ein Bündniß nur verabredet, aber nicht unterzeichnet; denn der scharfsichtige Preußenkönig hatte sofort den französischen Plan durchschaut. Wenn aus dem großen Oesterreich ein kleines Bayern, ein kleines Sachsen, ein kleines Ungarn und Preußen entstand, dann war der Franzose Herr in Deutschland und Friedrich von Frankreich abhängig; denn letzteres brauchte nur die Kleinen zu entzweien und sie mußten es immer um Hilfe anrufen. Aber Friedrich wollte weder für Frankreich, noch für Sachsen, noch für Bayern arbeiten, sondern für seinen eigenen Vortheil freie Hand behalten, und wenn die Anderen sich müde gekämpft, als Schiedsrichter in Europa auftreten. Aus diesem Grunde erklärte er, es sei seine Lage eine recht schwierige; Neipperg verstärke sich täglich, in Liefland zöge sich eine russische Armee zusammen, im Eichsfeld eine hannoversche, an der Elbe eine sächsische, und alle diese würden sich auf ihn losstürzen, sobald er sich mit Frankreich verbände. Deshalb müsse Frankreich sogleich zwei Armeen nach Deutschland schicken, eine nach Bayern, die auf Wien losgehen müsse, eine an den Niederrhein, die Flandern und Luxemburg anzugreifen habe, um die Holländer und Georg II. in Schach zu halten. Schweden müsse es zu einer Kriegserklärung gegen Rußland bewegen, Sachsen durch das Angebot von Mähren für den Bund gewinnen, und wäre dies Alles geschehen, dann solle man sich wieder an ihn wenden. Diesen Vorschlag fand Belle-Isle billig; er schrieb dieserhalb an Fleury, aber der Minister meinte: „Dem Friedrich ist doch nicht zu trauen; er verkauft sich an Den, der ihn am besten bezahlt."

Von Mollwitz begab sich Belle-Isle nach Dresden, wo man ihn ebenfalls glänzend empfing. Der Hof aber war hier recht schwankend. August III. war sehr ehrgeizig, Königin Maria Josefa selbstverständlich für ihre Nichte Maria Theresia, der Minister Brühl gegen Friedrich, da dessen böse Zunge gar manche herbe Witze gegen den verschwenderischen Minister losgelassen hatte. Man

sah zudem mit Mißgunst an, daß der Preuße mächtig werde. Als die Kunde von der Niederlage der Oesterreicher bei Mollwitz eintraf, hielt man Maria Theresia für verloren und begehrte auch ein Stück von der Beute, aber daneben unterhandelte man immer noch mit Maria Theresia und England, bot auch Hilfe an, freilich um einen ungeheuren Preis. So wollte man Franz Stefan als Mitregenten anerkennen, ihm die Stimme bei der Kaiserwahl geben, wenn Maria Theresia dafür binnen achtzehn Jahren 12 Millionen Thaler bezahlen, das Fürstenthum Krossen Preußen entreißen und an Sachsen, ferner einen Landstrich in der Breite einer halben Meile von der Lausitz nach Polen geben wollte, um eine ununterbrochene Verbindung von Sachsen nach diesem Königreiche herzustellen. Sobald Franz Stefan Kaiser sei, müsse er Sachsen zur Königswürde erheben und den sächsischen Churprinzen (Friedrich Christian Leopold, geb. 1722, gest. 1763) zum römischen König ernennen, wenn kein Erbe aus dem Hause Oesterreich vorhanden wäre.

Das war Maria Theresien denn doch ein Bischen zu viel. Sie meinte, es würde die Erhebung Sachsens zum Königreiche den Umsturz der Reichsverfassung herbeiführen, denn man würde dann auch wohl andere Churfürsten zu Königen ernennen müssen. Das empfindliche Sachsen wurde durch diese Weigerung bitter verletzt, und da gerade um diese Zeit sowohl Belle-Isle wie der Graf von Montijo nach Dresden kamen, fanden sie leichtes Spiel; zudem lockte gar sehr das Angebot von Mähren. Bald glaubte der Franzose seiner Sache sicher zu sein und begab sich nun nach München, wo man den politischen Abenteurer gleich einem Gönner mit königlichen Ehren empfing, ihm in der Stadt für sein Gefolge ein eigenes Haus und für ihn selbst Wohnung im Palaste des Churfürsten zu Nymphenburg einräumte.

In diesem Schlosse nun wurde am 22. Mai der berüchtigte Nymphenburger Vertrag zwischen Bayern, Frankreich und Spanien abgeschlossen, in welchem der von unglückseligem Ehrgeize bethörte, sonst herzensgute und liebenswürdige Churfürst seine ewige Schande unterzeichnete, sein und seines Landes und auch Deutschlands Unglück herbeiführte. Frankreich versprach Geld und ein Heer, um Bayerns angeblich gerechte Ansprüche auf das österreichische Erbe und die Kaiserwahl Karl Albert's zu unterstützen; der Churfürst versprach dagegen, wenn er Kaiser sei, nie die vom französischen Heere besetzten Städte und Länder zurückzufordern. Da nun Frankreich Belgien und Luxemburg nehmen wollte, so gewann der Bayer die Kaiserkrone nur durch Verrath am Vaterlande.

Der Kanzler Max Fortunat von Unertl hatte den spanischen Erbfolgekrieg durchgemacht; er gedachte all' des Unglücks, das der Bund mit Frankreich über das Land und die Dynastie verhängt hatte, und so war er, wenn auch nicht zur Berathung nach Nymphenburg eingeladen, aber wohl ahnend, was dort vorgehe, entschlossen, noch im letzten Augenblicke seinen guten Fürsten zu retten, wenn's irgend möglich wäre.

Aber man hatte sich vor so unberufenen Warnern zu schützen gewußt; als Unertl in den Saal eindringen wollte, fand er die Thüre geschlossen und den Eintritt versagt. Da ließ er von außen eine Leiter an das Berathungszimmer anlegen, stieg hinauf, schlug mit dem Hute die Fensterscheiben ein, steckte den Kopf durch die Oeffnung und schrie aus Leibeskräften: ‚Um Gotteswillen, gnädiger Herr! keinen Krieg mit Oesterreich, keinen Bund mit Frankreich! Denken Sie doch an Ihren ruhmvollen Vater!" Aber der Oberstthofmeister und Feldmarschall Max Cajetan Graf Törring-Seefeld (geb. 1670, gest. 1752) zog den Degen und rief: „Krieg! Krieg!" Der schwache Churfürst schloß den Bund ab und wenige Tage darauf, am 28. Mai, einen gleich schmählichen mit

Spanien. Dieses bot Geld für 12.000 Mann, verlangte aber dafür Mailand und Tirol. Als letzteres abgeschlagen wurde, begehrte Spanien wenigstens Trient, Friaul und Krain zur Abrundung des neu zu gründenden Königreiches Mailand. Es sollten 6000 Bayern sogleich durch Tirol gegen Mailand vordringen. Der spanische Gesandte, Graf Montijo, erlegte sogleich eine Million Gulden.

Triumphirend und aufgebläht wie ein Pfau begab sich nun Belle-Isle nach Versailles, wo er freundlichst empfangen und der Vertrag genehmigt wurde. Aus dieser Cabinetssitzung war aber Fleury weggeblieben, um nicht mitstimmen zu müssen. Von da zog der Marschall nach Frankfurt, wo er die Rolle des Kaisermachers fortspielte und den Vortritt vor allen deutschen Fürsten beanspruchte. Er überreichte seine Botschaften in französischer, statt, wie bisher üblich, in lateinischer Sprache und spielte überhaupt eine Rolle, welche Frankreich ungeheure Summen kostete — nicht blos wegen des baaren Geldes, das er spendete, und wegen des Glanzes, mit dem er auftrat, sondern auch wegen der verschwenderischen Bankette, zu denen er einlud. Er hatte nach Paris gemeldet: „Die Deutschen halten viel auf eine gute Tafel, und Leckerbissen sind eines der besten Mittel, sie zu gewinnen und ihnen zu gefallen"; deshalb errichtete die französische Regierung einen eigenen Postdienst von Paris nach Frankfurt, durch welchen in den Jahren 1741 und 1742 jede Woche die besten Gerichte aus Paris in die Hauptstadt des Deutschen Reiches geliefert wurden.

Indessen machten die Unterhandlungen zwischen Sachsen und Bayern dem Marschall Belle-Isle viele Sorgen; denn es verlangte Sachsen für seinen Beitritt nicht blos Mähren, sondern auch die nördliche Hälfte von Böhmen und versprach dafür 20.000 Mann zum französisch-bayerischen Eroberungsheere zu stellen. Endlich entschied das französische Cabinet, daß Sachsen Mähren und einen schmalen Streifen des nördlichen Böhmens von der sächsischen bis zur polnischen Grenze bekommen solle. Am 4. Juni schloß sich auch Friedrich II. dem Bunde an, unter der Bedingung jedoch, daß man ihm den Besitz von Niederschlesien garantire, wofür er dem Churfürsten von Bayern seine Stimme zur Kaiserwahl geben wolle. Ungefähr um dieselbe Zeit bewog auch französische Bestechung und Lockung die Partei der „Hüte" (Adelspartei im Gegensatze zu der Partei der „Mützen"), damals die stärkere, den Antrag auf Krieg im Reichsrathe zu stellen und es wurde, nach einstündiger Berathung, der Krieg gegen Rußland beschlossen und auch Ende Juni erklärt, wodurch es der Großfürstin Anna unmöglich gemacht wurde, der bedrängten Tochter Karl's VI. die vertragsmäßige Hilfe zu leisten.

Und so zog denn die Gefahr für das arme Oesterreich immer näher heran; überall war das Todeslos über dasselbe geworfen worden; es rüsteten Frankreich, Spanien, Neapel, Sardinien, Sachsen, Bayern, Schweden; König Friedrich stand bereits mit seinem siegreichen Heere in Schlesien; es folgte eine Enttäuschung, eine Unglücksbotschaft in rapider Schnelle der anderen, und als die Kunde von dem Bündnisse Friedrich's mit Frankreich in Wien eintraf, sanken Maria Theresiens Minister, die Gesichter leichenfahl überzogen, in ihre Sitzungsstühle zurück.

Es war um diese Zeit so schwerer Bedrängniß und derart leidensvoll, daß Maria Theresia später sagte: „In meinem Leben möcht' ich sie nit nochmal durchmachen!" eine Zeit, in der sie nur das frömmste Vertrauen auf Gott aufrecht erhielt, daß der englische Gesandte in Wien, Sir Thomas Robinson, die junge Königin drängte, sie möge sich doch mit Friedrich abfinden und ihn durch Preisgebung Schlesiens zum Freund gegen Frankreich gewinnen. Es hatte ja England die pragmatische Sanction gewährleistet und sein König, Georg II., war ein ehrenhafter, entschlossener, tapferer Mann.

Nun, es war dies allerdings richtig; aber es bestand ein Zwiespalt zwischen dem Könige und der Stimmung der englischen Nation. Es gab da eine englische und eine hannoveranische Politik. Daß die Stimmung des Volkes in England für Maria Theresia war, beruhte auf der richtigen Anschauung, es sei ein starkes Oesterreich das mächtigste Bollwerk gegen französische Eroberungssucht, und somit schien es den Engländern, als vertheidige Maria Theresia die Freiheit ihrer Insel, weshalb sich denn England mit großem Ernst und mit aller Thatkraft in diesen Kampf stürzte und jubelnd die Erklärung des Königs aufnahm: er werde, den Verträgen gemäß, den alten und natürlichen Verbündeten der britischen Krone vertheidigen. Gerne wurden die geforderten Summen genehmigt; es sollte ein Heer von 40.000 Mann, mit den Niederländern vereint, Frankreich bekämpfen und man sah gerne den König selbst am 12. Mai nach Hannover gehen, um das Schwert zu ziehen.

Aber König Georg II., welcher anfangs Feuer und Flamme gegen den König von Preußen war, wurde durch eigenthümliche Bedenken veranlaßt, das schon gezückte Schwert sachte wieder einzustecken. Es war nämlich Georg II. auch Churfürst von Hannover, diesem Lande ungemein zugethan, und kamen etwa die Welfen vom Throne Englands, wie es früher den Stuarts geschehen, so blieb ihnen nichts als ihr Stammland Hannover. Daß überhaupt England ihnen nur als eine Milchkuh erschien, beweist schon die Klage vieler Engländer, daß ihr König eine hannoversche und nicht eine englische Politik treibe. Im Augenblicke war auch Hannover bedroht; es hatte Friedrich den alten Dessauer mit 20.000 Mann in einem Lager bei Magdeburg aufgestellt, um Hannover von Osten zu überziehen; von Süden her konnte es der Churfürst von Cöln (Bruder Karl Albert's von Bayern) mit seinen Schaaren überfallen. Und so wollte Georg erst das Schwert ziehen, wenn er von Seite Preußens gesichert wäre; darum mußte sein Gesandter in Wien in Maria Theresia dringen, sich mit Friedrich zu verständigen, während zu gleichem Zwecke ein außerordentlicher Gesandter, Sir Hyndford, den König von Preußen bearbeiten sollte.

Am 7. Mai traf wirklich der englische Gesandte in dem kleinen Städtchen Strehlen (bei Mollwitz) bei Friedrich ein und machte den Antrag eines Waffenstillstandes. Friedrich sollte Niederschlesien mit Breslau erhalten, dafür 300.000 Gulden erlegen und mit seiner gesammten Macht für die pragmatische Sanction eintreten, auch Franz die Stimme bei der Kaiserwahl geben. Da meinte aber Friedrich, es wolle ihn England nur in Unthätigkeit erhalten, bis es gerüstet wäre, und schloß im größten Geheimniß (es wurde dem Grafen Podewils bei Todesstrafe Geheimhaltung geboten) am 4. Juni mit dem französischen Gesandten Valori den Vertrag ab, in welchem er dem französisch-bayerischen Bunde beitrat. Nichtsdestoweniger aber verhandelte er mit Hyndford, äußerte jedoch, als dieser ihm den erwähnten Antrag machte, es wäre, nach dem Aufwande, den er gemacht und nach dem Glücke seiner Waffen, das Angebot ein zu geringes; er wolle ganz Schlesien oder er werde eine neue Schlacht schlagen und die Oesterreicher vernichten. Der Engländer bemerkte dagegen mahnend, es läge doch ganz in des Königs Hand, Deutschland die Ruhe wieder zu geben und es könne derselbe seine Seelengröße am besten durch Abschließung eines ehrenvollen Friedens beweisen, worauf ihn jedoch Friedrich mit den Worten unterbrach: „Sagen Sie mir nichts von Seelengröße! Ein Fürst muß zuvörderst seinen Vortheil erwägen. Ich bin kein Feind des Friedens, aber ich muß die vier Herzogthümer haben und — ich werde sie bekommen!"

Maria Theresia, welche Robinson für diesen Vertrag stimmen sollte, verweigerte gleichfalls entschieden jegliche Abtretung Schlesiens, wenngleich er ihr meldete es wäre Friedrich daran, mit Frankreich abzuschließen, und er wolle

schnell ihn noch davon abbringen. Die junge Monarchin sagte: „Mir verbieten es Staatsklugheit, Ehre und Gewissen, etwas Bedeutendes abzutreten. Kaum hätte ich einen Feind zufrieden gestellt, würde wieder ein anderer aufstehen, den ich ebenfalls begütigen müßte. Uebrigens bin ich überzeugt, daß Ihre Sendung nach Schlesien unnütz wäre." Als Robinson darauf antwortete, daß es nur an ihr läge, seine Sendung zu einer glücklichen zu machen, rief Maria Theresia aus: „Was gäbe ich nicht statt Schlesiens! Mag der König von Preußen Alles nehmen, was wir in Geldern (in Rheinpreußen) haben!"

Indessen leuchtete der bedrängten Fürstin in jener Zeit ein Hoffnungsstrahl in den Beschlüssen des englischen Parlaments und in einem Vertrage, der am 24. Juni zu Hannover unterzeichnet wurde, durch welchen ihr 300.000 Pfund Sterling (3 Millionen Gulden) Hilfsgelder bewilligt wurden. Zwei Drittel davon erhielt König Georg als Entgelt für seine Rüstungen, 44.000 Mann sollten bis zum 22. Juli 1741 auf den Beinen sein; 100.000 Pfund wurden an Oesterreich baar ausbezahlt. Leider kam bald darauf wieder eine Trauerpost — es verweigerte Georg II. die Ratification des Vertrages vom 24. Juni, weil er für sein Hannover fürchtete und vom Abschluß des Bündnisses zwischen Friedrich und Frankreich gehört hatte. Man hatte auch in Versailles am 11. Juni beschlossen, es sollten zwei Armeen von je 40.000 Mann am 10. August den Rhein überschreiten. Aus diesem Grunde verlangte Georg, daß Maria Theresia durch Abtretung Schlesiens Friedrich in einen Freund umwandle.

Daneben gingen noch andere Unterhandlungen zwischen Oesterreich und Bayern, welches als Abfindung die Vorlande, das Land ob der Enns und die Erhebung des Churfürsten zum Könige von Schwaben und Franken begehrte. Maria Theresia war nicht abgeneigt, dem Bayern Toscana oder die Niederlande zu überlassen, sie meinte aber, es werde sich gegen ein Königreich Schwaben oder Franken das ganze Reich auflehnen. Es wurden jedoch die Unterhandlungen bald abgebrochen, denn Theresia bemerkte, daß es dem bayerischen Churfürsten nur darum zu thun war, Zeit zu gewinnen, bis er gerüstet wäre.

Mittlerweile kam König Friedrich mit Robinson am 7. August in Strehlen zusammen. Mit Bosheit bemerkte der König in seiner Erzählung von dieser Zusammenkunft, es sei der englische Gesandte ein Enthusiast für die Königin von Ungarn gewesen und hätte in einem Tone für sie gesprochen, als wenn er im Unterhause eine Rede hielte. (Allerdings wurde Jeder ein Enthusiast für die herrliche Frau, wenn er dieselbe nur näher kennen lernte.) Als Robinson Geldern anbot, fragte Friedrich: „Was haben wir in Geldern verloren?" und Podewils antwortete: „So viel wie Nichts!" Als Robinson noch Limburg (in Westfalen) anbot, rief Friedrich: „Wie kann die Königin von Ungarn es wagen, Limburg zu veräußern! Und wer verbürgt mir es denn? Ich bin" — fuhr er dann pathetisch fort — „an der Spitze eines unüberwindlichen Heeres und Herr eines Landes, das ich haben will. Wissen Sie ferner, daß ich meine neuen Unterthanen, alle die Protestanten, die mich durch ihre Wünsche herbeigerufen haben, nicht ohne die schwärzeste Undankbarkeit verlassen kann! Wollen Sie, daß ich diese wie Schlachtopfer der Tyrannei ihrer Verfolger aussetze, welche sie ihrer Rachsucht aufopfern würden? Ha, wie sollte ich an einem einzigen Tage die Empfindungen der Ehre und Rechtschaffenheit verleugnen, mit denen ich auf die Welt kam? Würden nicht meine Ahnen aus den Gräbern aufsteigen und mir zurufen: Nein, Du gehörst nicht zu unserem Blute, Du bist unwürdig des Königsthrones, Du bist nur ein verächtlicher Krämer, der Geld dem Ruhme vorzieht! — Lieber will ich mich unter den Trümmern von Schlesien zerschmettern lassen, als daß ich meine gerechten Ansprüche daran aufgebe!" — Beim Gastmahle, zu welchem der König den Gesandten darauf einlud, gab er

demselben voll übermüthiger Laune Grüße nach Neisse an Neipperg mit, den er in den nächsten Tagen zu besuchen gedenke.

Am 10. August 1741 nahm Friedrich ganz einfach Breslau weg. Bereits am 3. Januar hatte er seinen ersten Einzug in die Stadt gehalten und dabei die Neutralität dieser Stadt anerkannt, die sie im Beginn der schlesischen Kriege aufrecht erhalten. Es gab jedoch in Breslau eine beträchtliche Anzahl alter, aus Oesterreich und Böhmen gebürtiger Damen, die sich in Schlesien niedergelassen hatten, deren Anverwandte in Prag und Wien waren, zum Theile sogar im Heere Neipperg's dienten. Die warme Anhänglichkeit an die katholische Religion und ihr österreichisches patriotisches Gefühl vermehrte ihre Anhänglichkeit an die Königin von Ungarn und so „knirschten sie vor Wuth schon bei dem preußischen Namen", wie Friedrich selbst zugesteht. Sie veranstalteten in der Stille Geldsammlungen für die bedrängte Herrscherin, unterhielten Correspondenzen in der Neipperg'schen Armee durch Priester und ihnen dienende Emissäre, waren von allen Plänen der Feinde unterrichtet und gaben von denselben dem Commandanten Nachrichten, die stets mit dem Wunsche schlossen: „Möge Euer Excellenz bald kommen und uns befreien!" Die Stimmung wurde ferner so erbittert gegen die Protestanten, die man als die Helfershelfer der Preußen ansah, daß Neipperg in Oberschlesien mit allem Ernste die Protestanten schützen und feierlich erklären mußte: es lasse die Königin ihren lutherischen Unterthanen den gleichen Schutz wie den katholischen angedeihen.

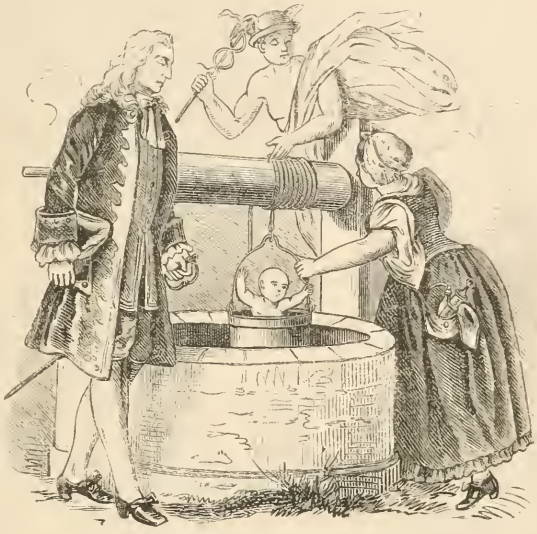
Die vorerwähnten Frauen in Breslau hatten, um sich untereinander aufzumuntern, sogenannte Sitzungen veranstaltet, wo sie sich alle Abende versammelten, sich ihre Neuigkeiten mittheilten und über die Mittel berathschlagten, welche man anwenden könnte, um die preußische Armee aus Schlesien zu vertreiben. Friedrich soll im Allgemeinen von dem unterrichtet gewesen sein, was in diesen Cirkeln vorging, und nichts gespart haben, um eine falsche Mitverschworene in die Sitzungen einschleichen zu lassen. Er erfuhr nun, daß Feldmarschall Neipperg beschlossen hätte, durch seine Truppenbewegungen den König von Breslau zu entfernen, sich dann in Eilmärschen dieser Stadt zu nähern und vermittelst der Verständnisse, die er darin unterhielt, sich derselben zu bemächtigen. Dadurch würden den Preußen die Magazine genommen und ihnen die Communication mit der Oder und mit Brandenburg abgeschnitten.

Sogleich beschloß Friedrich, dem Feinde zuvorzukommen und die Neutralität der Stadt zu brechen. Er beorderte die dem Hause Oesterreich ergebenen Syndici (Gemeindebevollmächtigten) und Schöppen (Gerichtsbeisitzer) in's Lager und kündigte der Stadt an, daß am 10. August einige Truppenabtheilungen durch die Stadt marschiren würden. Der Stadtmajor (Miliz-Commandant) führte die königlich preußischen Truppen ein und war so artig, immer vorauszureiten, ohne sich umzuschauen. Als dies endlich geschah, sah er nichts als Officierspferde hinter sich — die Truppen hatten sich der Stadt bemächtigt und der Stadtmajor befolgte schleunigst den Rath des Feldmarschalls Schwerin, seinen Degen einzustecken und nach Hause zu gehen, da für ihn hier nichts mehr zu thun sei.

Ob es sich nun wirklich dergestalt mit der sogenannten „Breslauer Weiberverschwörung" verhalten oder nicht, das Eine ist gewiß, daß am 9. August 1741 Abends, nach einer großen Revue, 8000 Preußen unter Schwerin und dem Erbprinzen Leopold von Anhalt-Dessau der Stadt Breslau nahten und am 10. in der Früh in dieselbe eindrangen. Die Bürgerschaft wurde zum Rathhaus (Bild Seite 433) berufen und der Magistrat, die Zunftältesten, die Geistlichen, Gelehrten und alle übrigen Bürger leisteten an diesem und den folgenden Tagen dem Könige Friedrich in der Person seines Stellvertreters

Schwerin den Eid der Treue und die Huldigung als „Herzog von Schlesien". Und das alte ehrwürdige, in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts unter König Johann von Böhmen (geb. 1295, gest. 1346) erbaute Gebäude wurde am 7. November auch die Stätte der Huldigung des Landes Schlesien für König Friedrich selbst. Nebenbei gesagt, ist zu bemerken, daß die äußeren Verzierungen, die Anlage der Gewölbe und die an der Seite über den Erkern angebrachten kleinen Thürme des Rathhauses zu Breslau noch ganz in dem Geschmacke des 14. Jahrhunderts gehalten sind; dagegen ist die auf dem Rathsthurme befindliche doppelte Durchsicht nach niederländischer Art erst im Jahre 1559 aufgesetzt worden. Unter den Gemächern ist das größte der an der Vorderseite gelegene „Fürstensaal", der seinen Namen von den Fürsten- oder Landtagen hat, welche sonst darin gehalten wurden.

Am 12. August mußte auch die katholische Geistlichkeit den Handschlag der Treue ablegen; das Domcapitel und Collegiatstift zum heiligen Kreuz, welches den Treueid verweigerte, erhielt nach Verfluß der vierzehntägigen Bedenkzeit Befehl, binnen achtundvierzig Stunden Breslau und Niederschlesien zu verlassen, seine Besitzungen wurden eingezogen. Das Kirchengebet für Maria Theresia wurde verboten, der kaiserliche Adler mit dem preußischen vertauscht. In ähnlicher Weise wurde in den anderen Orten Niederschlesiens die Huldigung erzwungen und die sich derselben weigernden Gemeinde-Beamten abgesetzt.



Beleuchtungsbild bei Josef's II. Geburt. (Seite 444.)

Maria Theresia war jetzt nur um so entschlossener; sie sagte: „Breslau ist genommen, Unsere Vorschläge sind verworfen, Unsere Antwort ist gegeben und Alles zu Ende!" Ihre Räthe waren jedoch minder entschlossen; es begann einer nach dem andern zur Ansicht überzugehen, daß sich die guten Rechte ihrer hohen Herrin nicht ohne große Opfer würden durchkämpfen lassen, ja selbst Bartenstein, bisher der eifrigste Gegner Friedrich's, dem, wie er sagte: „man nie trauen, einem Mohren, den man nie weißwaschen könne", fing an zu schwanken. Wuchsen doch die Gefahren zur Riesengröße an, waren doch schon die Franzosen über den Rhein gegangen, standen doch die Bayern bereits in Oberösterreich, hatte Schweden bereits seinen Krieg gegen Rußland begonnen. Deshalb drang Alles in Maria Theresia, Niederschlesien an Friedrich abzutreten.

Zu Robinson sagte Maria Theresia: „Soll das Haus Oesterreich zugrunde gehen, so liegt nichts daran, ob dies durch Bayern oder durch Preußen geschieht!" — aber endlich gab sie doch dem allgemeinen Andrängen nach, jedoch nur, wenn ihr Friedrich ihre übrigen Länder garantire und ein Hilfscorps von 10.000 Mann stelle und nur Schlesien ohne Liegnitz und Breslau. Am

29. August kam Robinson im preußischen Lager an. Friedrich wollte ihn gar nicht sehen und schrieb an Hyndford die tugendheldenmüthige Aeußerung: „Ich werde nie treue Bundesfürsten, wie den Churfürsten von Bayern und den König von Frankreich, verlassen und ich müßte den Verstand verloren haben, wenn ich es für möglich hielte, für diese Fürstin gegen meine Freunde zu kämpfen." Dabei vergaß Friedrich nur das Eine, daß er diesen Kampf kurz vorher erst der Königin selbst angeboten.

Jetzt gab Maria Theresia nach; es sollte Friedrich Niederschlesien mit Breslau und Grottkau haben und einen guten Theil Oberschlesiens, wenn er sich mit ihr gegen Frankreich verbünde. Auf den Bericht ihrer Minister schrieb sie: „Placet" (genehmigt), weil kein anderes Mittel zu helfen, obwohl mit meinem größten Herzeleid!" Darauf antwortete aber der König von Preußen: „Es ist zu spät! Die Königin von Ungarn mag sich der ganzen Schwere des Schicksals unterwerfen!"

Glücklicherweise waltete da kein Schicksal, sondern die Vorsehung! Uebrigens eröffnete Friedrich mit seinem, bis auf 63.000 Mann verstärkten Heere alsbald wieder den Feldzug gegen Neipperg, mit welcher Trauerbotschaft noch eine zweite nach Wien kam: Sachsen hatte am 19. September 1741 den Vertrag mit Bayern und Frankreich unterzeichnet und Churfürst Karl Albert wollte den Titel eines Königs von Mähren annehmen. Das schien wirklich eine Lawine von Unglück zu sein, welche auf Oesterreich herabstürzte und es mit sich in den Abgrund zu reißen drohte.

Der männliche Thronerbe, Prinz Josef.

Während des Zustandes der Verzweiflung, wo selbst die Muthigsten verzagten, blieb eine Seele standhaft im Glauben an ihr gutes Recht, im Vertrauen auf Gott, der das gute Recht schützt — die tapfere Seele Maria Theresia's. Wenn auch manchmal auf Augenblicke tiefer Schmerz und Bekümmerniß ihr Worte der Klage auspreßte, so daß sie, eben damals ihrer vierten Entbindung nahe, fast verzweifelnd an ihre Schwester Maria Anna schrieb: „Noch weiß ich nicht, ob mir eine Stadt übrig bleibt, wo ich werde niederkommen können!" ermannte sich dennoch sofort wieder ihr starker Geist und sie bot ein leuchtendes Vorbild unerschrockenen Muthes für alle die fast gänzlich verzagenden Männer.

Und am 13. März 1741, Früh zwei Uhr, war es wirklich, wo Maria Theresia eines Kindleins genas — eines kräftigen Knaben, der in der Taufe den Namen Josef Benedikt August erhielt und welcher später als Kaiser Josef der Zweite weltberühmt geworden ist. Seine Taufpathen waren Papst Benedikt XIV. und Churfürst August III. von Sachsen, nachmaliger König von Polen. Ersterer war beim Taufact durch den Cardinal Kollonits, Letzterer durch den Prinzen von Sachsen-Hildburghausen vertreten. Der Sitte gemäß sollte der Heilige Vater seinem Pathen geweihte Windeln schicken, er vergaß jedoch darauf, und es zählte Josef schon fünf Jahre, als auf einmal der päpstliche Nuntius Fabriz Serbelloni zur Audienz erschien und der Kaiserin die geweihten Windeln für Josef überreichte. Lächelnd erwiderte da Maria Theresia: „Mein Bub hat weder Windeln noch Spitzen nöthig, denn er tragt bereits ungarische Hosen."

Als die hundertundein donnernden Kanonenschüsse der Residenz die Geburt des ersten Lothringers verkündeten, des ersten männlichen Sprossen der neuen Herrscherfamilie Habsburg-Lothringen, da vermochten sich die treuen Bewohner vor Jubel fast nicht zu fassen. Am Abende desselben Tages erglänzte Wien in einem bisher noch nicht gesehenen Lichtermeere, und Fenster und Häuser waren mit Transparenten wie besäet, aus denen die innigste Herzensfreude, aber auch der originelle Charakter der Kaiserstadt hervorleuchtete. Der feurige Enthusiasmus paarte sich auch hier mit der angeborenen Heiterkeit, ja, gutmüthigen Leichtfertigkeit und mit der Lust, selbst auf Kosten des Anstandes einen Witz loszulassen, wenn seine Freude aus übervollem Herzen strömt.

Und so ist es interessant, in jenem Buche zu blättern, welches uns mit all' diesen Herzensergüssen jenes Tages vertraut macht und das den Titel führt: „Wienerische Beleuchtungen oder Beschreibung aller deren Triumph- und Ehrengerüsten, Sinnbildern und anderen sowohl herrlich als kostbar und annoch nie so prächtig gesehenen Auszierungen, welche bei denen zu Ehren der höchst-gewünschten Geburt Josephi den 13. Martii das erstemal und sodann bei Allerhöchst-Ihro Majestät der Königin von Hungarn und Böheim, Ertz-Herzogin zu Oesterreich und vermälten Herzogin zu Lothringen und Bar, Groß-Herzogin von Toscana ꝛc. Maria Theresia Unserer Allergnädigsten Frauen, Frauen gesegneten Hervorgang (ersten Ausgang) den 23. und 24. April zum andert- und drittenmal allstäts Abends und die Nächte hindurch, nicht nur in alhiesig frohlockender Stadt Wienn, sondern auch mancher Orten in denen herumliegenden Vor-Städten angestellten allgemeinen Freudens-Bezeugungen, sowol an Geistlichen Collegien, Klöstern und Stiften, als auch weltlichen Palästen und Privat-Häusern zu bewundern und zu sehen gewesen. Cum Permissu Superiorum (mit höherer Erlaubniß) zusammengetragen und verlegt von Johann Peter von Ghelen, kön. Hof-Buchdruckern und Verlegern des alhiesigen Wienerischen Diarii. Wien, gedruckt und zu finden in der Kön. Hof-Buchdruckerey im Neuen Michaeler-Haus, 1741."

Diese Schrift ist auch wirklich, ihrem Titel entsprechend, nicht weniger als 320 Quartseiten stark und mag damals von Vielen als ein liebes Andenken der Freude über die Geburt eines männlichen Thronerben, des ersten Habsburg-Lothringers, bewahrt worden sein. Es war ein Hauptbehelf damaliger poetischer Begeisterung, wenn man sich in mythologischen Formen bewegte, und das ist da häufig der Fall gewesen; indessen giebt es auch zahlreiche, überaus derbgemüthliche Verse, mit denen der Dichterling vermeinte, ganz Vorzügliches geleistet zu haben, das sich aber heute gar nicht wiedergeben läßt. Wir werden es dennoch versuchen, so viel wie möglich das in volksthümlicher Beziehung Bemerkenswertheste aus jener Inschriften- und Transparenten-Sammlung hier mitzutheilen.

Im goldenen Greif in der Himmelpfortgasse (Rücktheil des Hauses zum Erzherzog Karl) waren im ersten Stock fünf illuminirte Sinnbilder, worunter eines, wo drei im vollen Lauf begriffene kleine Mägdlein, welche im Hemd gemalt und auf dem Haupt jede ein Erzherzoghütlein auf hatte, von einem jungen Prinzen, ebenfalls mit einem Erzherzoghütlein bedeckt, verfolgt werden. (Es hatte bekanntlich Maria Theresia ihrem Gemal bereits schon drei Prinzessinen geboren.) Hierauf anspielend schrieb der Epigrammist über das Bild:

„Es ist ein' alte Sach':
Die Buben laufen den Mädeln nach.
Dies hat sich auch heut' wahr gemacht,
Weil uns're Frau ein' Prinzen bracht'."

Ferner stellte eines der Bilder die Werkstatt eines Bildhauers vor, voll verschiedener verfertigter Kunststücke und Werkzeuge. Auf der Erde lagen halb ausgearbeitete Figuren herum; zur Seite auf einem Werkstuhl befand sich ein ganz ausgehauenes kleines Knäblein. Der Bildhauer (porträtähnlich mit Großherzog Franz) hält einen Schlägel in der Hand, in der andern ein Stemmeisen, betrachtet das Kind und sagt:

„Das Sprichwort ist: Ein jedes Werk thut seinen Meister loben.
Nur keine Frist! Hier liegt schon eins. Ich mach noch mehrer Proben!"

Von fesselnder Herzlichkeit ist der Sinnspruch des dritten Bildes, vorstellend eine Königin mit der Krone unter einem Baldachin, den „eingefaschten" Prinzen im Schooß. Um sie der Hofstaat, dann einige Bäuersleute beiderlei Geschlechts auf den Knieen und ländliche Geschenke darbringend. Dabei steht der Spruch:

„Mir komma güreng Frau Kinigin und fall'n Eng zu Fießa,
Da Richta und die ganzi Gema' (Gemeinde) Eng lass'n gar schön griessa.
Sie bitt'n halt gar freindli hübsch, ös möcht's do nix verschmäh'n,
Was mir da Engern klanen Kind z'bringa uns unterstehn;
G'lobt sei der liebe Herr Jesu Christ, er schenk' Eng a langs Leben,
Möcht aber a dem liab'n Schatz viel Glück und Segen geben!"

An einem Hause der Hohen Brücke präsentirten sich im Bilde drei bei Tisch sitzende Mannspersonen, denen eine Köchin (des Reimes wegen) ein „Kröfel" (Gekröse) auftrug. Darunter stand:

„Weg mit dem Geschnattel, bringt's mir ein Kröfel,
Es lebe des Prinzen Frau Mutter, die Resel!"

Im Tiefen Graben nächst dem Rumor- (Polizei)-Haus befand sich im Bild eine Hebamme, damals im Volksmunde „Frau Sopherl" geheißen (wie heute „Madame Meier"), welche den Prinzen auf dem Arme hielt; daneben stand ein österreichischer Bauer, der zu ihr sagte:

„Sopherl, ich rath' Dir's, lass' den Prinzen nit fallen,
Sonst mußt Du ein greuliches Strafgeld bezahlen."

Im neuen Michaelerhaus bei einem Chirurgen war ein Ziehbrunnen dargestellt, ober diesem die königliche Krone. Großherzog Franz schaute in den Brunn hinein, aus welchem die Hebamme einen Eimer zog, in welchem der Prinz sich befand.

Merenr, als Bote, sprach sie folgendermaßen an:

„Frau Sopherl, ist's ein Prinz? Was sollt es anders sein?
Denn Franz von Lotharing schaut nicht umsonst hinein.
Es seynd noch mehr darein; Frau Sopherl zieht nur an,
Ihr werd't für Eure Müh' bekommen schon den Lohn." (Bild Seite 441.)

Unter ein Bild, einen Bauer vorstellend, welcher einem andern eine Rosenknospe, die neben einer schönen Rose hervorblüht, zeigt, schrieb der Dichter für den Eigenthümer, einen Schulmeister:

„Schau, siehst denn nit Du dummer Esel
Ein Kleines bei der großen RESEL?"

Es regnete förmlich von politischen Anspielungen. So war z. B. in der Bognergasse, im Hause zum Todtenkopf, eine Mannshose abgebildet, darunter stand:

„Nun können die Feinde losen,
Weil Oesterreich tragt Hosen"

In einem zweiten Fenster zeigte sich ein Astrologus, einen Kalender wegwerfend; oben stand beiläufig:

„Ich pfeif' auf den Kalender
Wenn's kein Prinz ist, so verlieren wir Länder!"

Der vorerwähnte Schulmeister schrieb unter ein Bild, die Kindsfrau mit dem Prinzen vorstellend:

„Heidl Pupeidl! Will's Prinzerl nicht schweigen,
Wollen wir ihm kaufen frische Feigen,
Die er kann denen Feinden zeigen."

Bei einem Tischler war ein Bild zu sehen mit dem Großherzog vor einem Schubladenkästchen stehend, eine Lade herausziehend, in welcher der Prinz lag und die Worte dabei:

„Aha! das ist das rechte Ladel
Wo lauter Knaben und keine Madel."

Ein Uhrmacher hatte eine Stockuhr, auf die dritte Stunde deutend, daneben den Verfertiger, der eben sagt:

„Das war a G'schrei
Heut' Nacht um Drei!
Man hat ka Ruah
Vivat der Bua!"

Aber auch in den übrigen Theilen der Monarchie wurde die Geburt des Prinzen Josef mit Illuminationen gefeiert, und da schlossen sich selbst die Klöster nicht aus, wie denn z. B. der Abt von Mauerbach, Placidus Schwesinger (geb. 1711, gest. 1751) aus Freude darüber, daß der alte habsburgische Stamm frische Zweige treibe, die Karthause mit Windlichtern und Laternen beleuchten ließ, welche Beleuchtung „mit dem Abend angefangen und bis über Mitternacht gedauert".

Daß es in Wien in keinem Privathause an festlichen Gastmählern fehlte, ist selbstverständlich, und die Zahl der ausgebrachten Toaste läßt sich nicht summiren. Unter diesen befanden sich natürlich auch viele dichterische Ergüsse, welche nach der Hand gesammelt wurden. Wir wollen zwei der eigenthümlichsten, die handschriftlich erhalten blieben, nachstehend mittheilen:

1.

„Auf, auf, Ihr Bürger-Männer auf,
Ein Jeder heut' der Burg zulauf'.
Theresia hat einen Prinzen gebracht,
Franz Stefan jetzt vor Freuden lacht.
Er ruft und schreit beim Fenster heraus,
Es lebe das neue Lerchenhaus! (Anspielung auf das vermeintliche österreichische Wappen.)
Laßt rinnen roth und weißen Wein,
Die Gesundheit muß getrunken sein,
Vivat, Maria Theresia,
Die alt und jung Familia!"

2.

„Zwei Lerchlein singen hübsch und fein,
Der Himmel schenke uns noch ein.
Tuscht's — z'sam, doch brecht's die Ampeln nicht,
Ein Jeder trink nach Maß und Pflicht.
Wann's schon habt g'nug illuminirt,
Geht's sacht nach Haus, wie sich's gebührt.
Alsdann, streckt's Eure Glieder aus,
Die G'sundheit trinkt's mit Freuden aus.
Es leb' Franz Stefan! ruft's zugleich,
Ein Mehrer des Hauses Oesterreich,
Gott schenk' ihm zu dem Macherlohn
In kurzer Zeit die Römisch' Kron!"

Da wird nun sicher manche Frage aufgeworfen, wer denn der Verfasser jener eigenthümlichen Häuser-Inschriften und Toaste gewesen sei. Diese Frage ist sehr genau zu beantworten: ein großer Theil stammte aus der Feder des Thomas Aschenbrenner, Tagschreiber (Diurnist) in der Kanzlei des spanischen Spitals (heute Waisenhaus in der Alservorstadt), welcher einer der fertigsten Gelegenheitsdichter damaliger Zeit gewesen.

Als Sohn armer Bürgersleute zu Wolkersdorf in Unterösterreich am 24. Juli 1712 geboren, zeichnete er sich schon in der Schule durch Lernbegierde und Begriffsfähigkeit aus. Im Alter von elf Jahren bereits verwaist, kam er zu einem Bruder seines Vaters nach Tuln, wo er hart behandelt, jedoch gut unterrichtet wurde. Zu arm, um studiren zu können, von zu schwächlicher Körperconstitution, um Feldarbeit zu treiben, suchte er einen Schreiberdienst und erhielt denselben 1730 in der Kanzlei zu Königstätten. Fünf Jahre darnach starb sein Oheim, ohne ihm, wie er gehofft, sein kleines Vermögen zu hinterlassen, und so mußte sich Thomas sein Brot mühevoll weiter verdienen. Da er in den freien Stunden sich häufig mit Lesen poetischer Schriften abgab, erwachte in ihm die Lust zur Selbstschöpfung, und es fand nicht leicht eine Taufe, Hochzeit, Geburts- und Namenstagfestlichkeit oder ein Sterbefall in der Umgebung statt, wo Thomas nicht gegen Geld und gute Worte seine Leier tönen ließ.

Ein Gönner, der damalige Schottenprälat Karl Fetzer, verschaffte ihm endlich im Jahre 1739 die eingangs erwähnte Tagschreiberstelle, welche er fast bis an das Ende seines Lebens ruhig bekleidete und wo er als recht einträglichen Nebenerwerb seine poetische Ader reichlich strömen ließ. Außer einer zahllosen Menge von Gedichten zu Festlichkeiten aller Art erregten das meiste Furore seine erbaulichen Verslein bei Gelegenheit der damals noch viel häufigeren festlichen Beleuchtungen der Stadt und Vorstädte; so bei der Geburt des Prinzen Josef, später (1745) bei der des zweiten Prinzen, Erzherzogs Karl. Wenn Aschenbrenner auch nur „fünf Siebenzehner für einen verfaßten Beleuchtungsreim" erhielt, mußte er sich bei jeder Gelegenheit ein nettes Sümmchen verdient haben. Auch bei der Krönungsfeier des Kaisers Franz I. war seine Muse anhaltend thätig. Besonders fand bei der damaligen Beleuchtung ein Gedicht großen Beifall, das sich am Amts- und Gerichtshause in der Rauhensteingasse befand. Das Gemälde stellte einen düsteren Kerker vor, in welchem verschiedene Herzen mit starken Ketten angefesselt lagen. Ein die Liebe der Unterthanen zu ihrem Landesfürsten vorstellender Genius entzündete mit seiner Fackel diese Herzen; darunter stand:

„Seht wie die schlaue Lieb' an diesem frohen Fest,
Sogar auch jene, die in Todesschatten sitzen,
Und in der Finsterniß vom Joch der Fesseln schwitzen.
Bei allgemeiner Lust nicht ohne Beistand läßt!
Was thun dieselbige? Anstatt der Freude Kertzen
Entzündet sie mit Treu' auch die sonst schlimmste Hertzen
Und macht mithin zugleich, daß ohne Jubelschein
Auch nicht ein einzig' Haus in dieser Stadt soll sein."

Aschenbrenner erlangte ein hohes Alter und stand in nicht geringem Ansehen. Selbst Kaiser Josef II. ließ ihn einst zu sich in den Controlorgang holen und unterhielt sich gütig mit ihm über sein reiches Improvisationstalent. Ursache dazu gab eine Bittschrift, die er für einen armen Teufel zu verfassen hatte und die er im Lapidarstyl folgendermaßen gestaltete:

„Allergnädigster Herr und Fürst,
Mich friert, mich hungert, mich dürst!"

Dieselbe hatte aber auch lapidaren Erfolg. Fünf Jahre vor seinem Tode erregte eine Satyre, die er gegen die Broschürenschmiede in Wien schrieb,

Aufsehen. In seiner letzten Zeit machte er noch eine kleine Erbschaft von einer entfernten Verwandten, legte seine Stelle nieder und verbrachte den Rest seiner Tage ruhig und emsig dichtend zu Tulbing, wo er am 9. December 1789 starb.

Wie schon gesagt, die weitgedehnten Staaten der österreichischen Monarchie erfüllte unbeschreiblicher Jubel, als die Landesfürstin den Thronerben Josef geboren hatte. Allenthalben donnerten die Freudensalven und jede Stadt wetteiferte, es im Frohlocken einander zuvorzuthun. In diesem allgemeinen Jubel blieb Böhmens Hauptstadt nicht zurück und besonders die Prager Judenschaft feierte den beglückenden Moment auf ganz eigenthümliche Weise. Am Geburtstage selbst zog sie festlich, mit wallenden Fahnen und klingendem Spiele auf; in den Synagogen ward gebetet und der Vice-Primator (Vorstand-Stellvertreter) Simon Wolf Frankl vertheilte Almosen gleicherweise an christliche, wie an jüdische Arme; am Abend war die ganze Judenstadt erleuchtet und vor dem jüdischen Rathhaus floß Wein und Bier.

Ihr Hauptfest jedoch beging die Judenschaft zu Prag erst nach den glücklich beendigten sechs Wochen der Kaiserin und war dasselbe ein höchst originelles Volksfest, wegen seines Frohmuthes und seiner Possenhaftigkeit gleich denkwürdig. An dem bestimmten Tage war aller Handel und Wandel eingestellt, der Trödelmarkt blieb geschlossen, die Gassen der Judenstadt (Ghetto) wurden gereinigt und die Fenster mit Teppichen behängt. Drei Thore der Judenstadt waren zierlich austapezirt und mit Musikbanden besetzt, um die ankommenden Fremden mit Trompeten und Pauken zu bewillkommnen.

Um drei Uhr Nachmittags setzte sich ein wahrhaft merkwürdiger Festzug in Bewegung, der die Judenstadt weniger als eine Corporation denn als ein eigenes Volk ernsthaft und scherzhaft zugleich repräsentirte. (Bild Seite 448.)

Voran schritt ein jüdischer Post-Briefträger; zwei Trompeter folgten ihm und hinter diesen sechs jüdische Laufer in großer Galla. Dann kam der Anführer des Zuges, der Primator Frankl, auf einem schulmäßigen Pferde mit einer silbergestickten Schabracke von hochrother Farbe, in voller Grandezza, ihm zur Seite paradirten die stattlichen Heiducken, hinter ihm sein Untercommandant, David Löblkuh, ebenfalls von Heiducken begleitet. Hierauf kamen die Geschwornen, Gemeindeschreiber und Schulklöpper (die durch Klopfen das Schulhalten verkünden) im höchsten Staat, unter den Letzteren ein Greis von 88 Jahren mit einem zinnernen und ein anderer mit vergoldetem Schulhammer. Diesen folgten die jüdischen Gelehrten, denen Musikanten vortraten, die auf dem Waldhorn lustige Jagdstücke bliesen; hinter ihnen zwei Colonnen jüdischer Studenten mit silberbeschlagenen Büchern, jede angeführt und beschlossen von Berittenen mit der Partisane (Spieß mit einem zweischneidigen Beile unter dem Stecheisen) im Bügel.

Nun erschienen die fremden Lehrer, unterschieden durch besondere Barette mit dem Buchstaben P; hinter ihnen eine lustige Rotte zu Fuß, freudig in die Welt hineinguckend. An diese schloß sich der Judendoctor Moses Salomon Gumpert, dem ein Laufer und zwei als alte langbärtige Türken verkleidete Männer gravitätisch voranschritten; bei ihm befand sich sein Sohn, der das Testimonium facultatis medicae des Vaters zur Schau trug. Neben dem Doctor ging der Apothekerssohn mit der jüdischen Apothekerbüchse und alle National-Bader folgten. Jetzt erblickte man den Schulcantor, dem ein Positiv (Handorgel) vorgetragen wurde, worauf er an verschiedenen Orten einen Segenswunsch für das durchlauchtigste Erzhaus spielte. Arme Waisen, aus der Anstalt des Primators Frankl, stimmten dabei den 72. Psalm an: „Gott! Deine Rechte gieb dem Könige und Deine Gerechtigkeit dem Sohne des Königs!“ — Ein achtzigjähriger jüdischer Spielmann, sonderbar genug als alte Frau verkleidet, blies das Fagott und alle anderen Spielleute seines Glaubens folgten ihm mit

dem Vivat auf den Hüten und der großen Zunftkanne; dann schritten die jüdischen Metzger einher, ein dritthalb Ellen hoher Schlüssel wurde ihnen vorgetragen.

Hierauf sah man zwei jüdische Gaukler, sie gingen auf den Händen statt auf den Füßen, setzten bloße Degen an die Brust und Augen und machten die tollsten Sprünge. Ihnen angereiht waren die jüdischen Kürschner in kostbaren Pelzen, mit zwei Schilden von edelstem Rauchwerk, worin die Bilder Maria Theresiens und Josefs in der Wiege und der Schild David's zu sehen waren. Auch eine Menagerie kam zum Vorschein, ausgestopfte wilde Bestien und ein Jäger dabei, der von Ort zu Ort lustig dreiknallte. Die jüdischen Schneider zogen auf mit Nesseln und klingendem Spiele, die Posamentirer, die Schuster mit einem riesenhaften zinnernen Stiefel; ein prächtiger Zug ungarischer Lanzen-

Der Festzug der Prager Juden. (Seite 447.)

reiter und ein anderer glänzender Hußaren. Nach ihnen sah man einen Juden, als Dame kostbar gekleidet auf einem schönen Zelter, neben ihr ein zärtlicher Ritter mit allen galanten Manieren seiner Zeit.

Gleich hinter diesem zärtlichen Paare erblickte man den Hochzeitsnarren, über und über mit hölzernem Küchengeschirre behangen und statt des Hutes einen hölzernen Topf auf dem Kopfe, dann ein grüngekleideter Harlekin, der fröhlich in die Trompete stieß. Hierauf kamen mehrere Narren, deren einer als Kindsweib gekleidet, einen Knaben von vierzig Jahren an einem Gängelbande führend und ihn von Zeit zu Zeit aus einem an den Leib gehängten Topfe mit Brei fütternd. Ein Anderer, ein geharnischter Ritter, machte mit einem falschen Pferde verschiedene lächerliche Stellungen. Dann folgten zwei Paare wilder Männer mit Keulen bewaffnet, ferner drei ungemein dicke Vielfraße, possirlich ausgestopft; endlich Bacchus auf dem Fasse sitzend am Wagen mit Satyren und am Schlusse eine förmliche Bauernhochzeit. (Bild hier oben.)

Dieser abenteuerliche Zug ging aus dem jüdischen Gemeinhause, dem Tummelplatz vorbei, zum Pinkel-Schulthor hinein, die daranstoßende Gasse hinunter, durch die goldene Gasse über den Platz bei den drei Brunnen des Primators vorbei, auf das jüdische Rathhaus zu. Am Abende war die ganze Judenstadt festlich und glänzend beleuchtet und die reicheren Mitglieder der Gemeinde bewirtheten die christlichen Standespersonen auf das beste.

Zur Bedrängniß von außen gesellten sich noch Elementar-Ereignisse in Wien. In Folge heftiger Ungewitter und Wolkenbrüche schwollen im Sommer 1741 die Donau und Wien so hoch an, daß sie am 5. Juni alle Dämme brachen und furchtbare Verwüstungen anrichteten. Auch die Wildwasser der Als und des

Maria Theresia auf dem Krönungshügel. (Seite 453.)

Ottakringer Baches traten aus den Ufern, überschwemmten Gärten, Keller und Häuser, verdarben Vorräthe und Möbel und zwangen die Bewohner, auf den Dachböden Rettung zu suchen. Besonders schwoll die Wien an, riß Verzäunungen und Hütten weg und richtete großen Schaden an. Die Bewohner der Landstraße mußten in der Nacht flüchten, bei den Elisabethinerinnen ertranken fünf Kranke. Ebenso waren die Vorstädte Roßau, Leopoldstadt, Lichtenthal, Weißgärber und Erdberg überschwemmt. Doch zeigte sich auch hierbei der Edelmuth der Wiener im schönsten Lichte; allenthalben wurden den Vertriebenen Asyle angeboten, reiche Unterstützungen flossen ein und beim Rettungswerke war Alles thätig, voran Großherzog Franz Stefan, welcher in einem Kahne die überschwemmten Districte durchfuhr und selbst Hilfe brachte.

In allen diesen bedrängten Lagen ließ Maria Theresia den Muth nicht sinken. Sie sagte: „Wir haben Alles verloren, aber Gott und Ungarn bleibt

uns noch!“ Und wahrhaft, es leitete ſie göttliche Eingebung, als ſie ſich an das Volk wendete, daß ſchon ſo oft eine Verlegenheit und eine Gefahr des Reiches geweſen war, indeß eine Ritterlichkeit beſaß, welche keinen Bedrängten im Stiche zu laſſen vermochte. Es galt da für die edlen Ungarn, auch eine Pflicht der Dankbarkeit zu üben. Hatten doch die vereinigten Kräfte der Erblande, unterſtützt von deutſchen Führern und Waffen, Ungarn von der Herrſchaft der Türken befreit und jetzt ſollte ihnen Ungarn dieſe Wohlthat vergelten. Trotzdem ging die Sache nicht ſo leicht, und alle die Schilderungen, welche die nach Preßburg fliehende Königin ſich raſch an den ungariſchen Reichstag wenden laſſen, wo der Anblick der von Kummer gebeugten, ſchönen Mutter mit dem jungen Joſef auf dem Arme die Ungarn ſo hingeriſſen haben ſoll, daß ſie mit dem Rufe: „Laßt uns ſterben für unſeren König!“ ihre Säbel aus der Scheide zogen, auf's Pferd ſtürzten und in den Krieg zogen, ſind — ſchöne Erfindungen. In der That, und es darf geſagt werden, ohne den Ruhm, welchen ſich die ungariſche Nation durch die Inſurrection (Aufgebot) erwarb und die Dienſte, welche ſie der Herrſcherin leiſtete, im mindeſten zu beeinträchtigen, alſo in der That ging es nicht ſo leicht; es markteten die Ungarn ganz ordentlich mit ihrer Hilfeleiſtung, und erſt, als die Königin ihre Forderungen genehmigt hatte, waren ſie zur Hand. Betrachten wir uns die Sache näher.

Maria Thereſia auf dem ungariſchen Landtage.

Als Ungarn unter Oeſterreich kam, hatte es eine Verfaſſung, mit welcher thatſächlich nicht zu regieren war; die Macht der Krone war gleich Null, die des Adels unmäßig, die Lage der niedrigen Claſſen ungemein gedrückt, und ſo mußte wirklich, ſollte die Monarchie eine Wahrheit werden, der Adel eingeſchränkt, die unteren Claſſen gehoben werden. Aber man vollführte dies von Seite der Regierung mit grenzenloſem Unverſtande und ſo folgte Empörung auf Empörung. Der letzte der Verſchwörer war Franz Leopold Rakoczy, deſſen Anhänger noch zahlreich im Lande lebten und ihrem politiſchen Ingrimme freien Lauf ließen. Dagegen hatte aber das Haus Habsburg feurige Anhänger, treue geſchickte Männer, und da ſtand obenan der Feldmarſchall und Judex curiae (Oberſt-Hofrichter) Johann Graf Palffy, der Genoſſe von Eugen's Siegen, einer der treueſten und edelſten Charaktere ſeiner Zeit. Sofort nach ihrem Regierungsantritte hatte ihn Maria Thereſia zu ihrem Stellvertreter in Ungarn mit unbedingter Vollmacht ernannt und zugleich verſprochen, daß ſie die Freiheit Ungarns aufrecht erhalten und den Landtag baldigſt einberufen werde.

Dieſe Maßregel hatte den beſten Erfolg. In dem Augenblicke, als Friedrich Schleſien angriff, erboten ſich eine Menge Edelleute, viele Comitate, zu Pferd zu ſitzen und Mannſchaft zu ſtellen. Wohl hatte das Miniſterium Bedenken, dem Volke Waffen in die Hand zu geben, weil es fürchtete, dieſelben würden in einem Aufſtande gegen die Regierung verwendet werden, aber Maria Thereſia vertraute den hochherzigen Ungarn beſſer. Am 18. Mai 1741 wurde der Landtag eröffnet, auf welchem die Vornahme der Krönung, die Wahl eines Palatins und eine Menge anderer unerläßlicher Maßregeln berathen werden ſollten.

Da fehlte es denn auch nicht an Anzeichen eines gewaltigen parlamentariſchen Sturmes; es wollte der Adel nichts davon wiſſen, den Gemal Thereſiens zum

Mitregenten zu ernennen, ebenſowenig von irgend einer Auflage; der katholiſche Clerus verlangte Ausſchließung aller Nicht-Ungarn von kirchlichen Aemtern, der proteſtantiſche wollte wieder größere Freiheit in Ausübung ſeiner Religion; Alle aber begehrten freie Ausführung von Wein und Getreide nach Oeſterreich. Trotz des heftigen oppoſitionellen Geiſtes ging dennoch der Antrag Palffy's durch, Maria Thereſia zu ihrer Thronbeſteigung und zur Geburt des Kronprinzen Glück zu wünſchen und für die Beſtätigung der Freiheiten des Landes zu danken. Als am 27. Mai die Deputation in der Hofburg erſchien, erhielt ſie von Neuem die Verſicherung, daß es der Königin Ernſt ſei mit den Rechten und Freiheiten Ungarns und daß ſie bald ſelbſt in Preßburg inmitten ihres treuen Volkes erſcheinen werde.

Maria Thereſia fuhr am 19. Juli von Wien in einem mit den Farben Ungarns (roth, grün und weiß) reich geſchmückten Schiffe ab. Vorher richtete ſie an den Feldmarſchall Neipperg folgende Zuſchrift: „Lieber Graf Neipperg! Es könnte wohl einige Gefahr für die hieſige Reſidenz (Wien) ſich ereignen. Wie viel an ihrer Erhaltung uns ſowohl, als der Monarchie liegt, brauche Ihm nicht vorzuſtellen. Hoffe zwar zu Gott, daß es nicht dazu kommen werde, wann es aber geſchehe, ſo haben Wir beide unſer Vertrauen allein in ſeine ſo lange Kriegsexperienz und thun Ihm von nun an für ſelbe Zeit die Stadt anvertrauen mit uneingeſchränktem pouvoir, daß er ſowohl im Militäriſchen als Politiſchen ohne weitere Nachfrage alles verordne, wie er es am beſten finden wird. Deſſentwegen Ich vor zwei Tagen dieſen Aufſatz von de Böhm anverlangt, der ſehr weitläufig und klar alles anmerket, auch dieſe Tabellen vom Fürſt Liechtenſtein anbegehrt, mit welchen beiden noch weiter die Sachen zu concertiren (verabzureden), wie auch mit Managetta, der ſchweigen kann und ſehr activ iſt. Denn wegen der Vivres (Lebensmittel) und andere Polizeianſtalten wird man ihn ſehr nöthig brauchen. Es muß freilich ſo viel möglich dem Publico nicht einige Gefahr kundgemacht werden; doch aber bei einem ſo geſchwinden Feind alle precautions (Vorſichten) zu nehmen wären. Wir verlaſſen Uns nach Gottes Beiſtand vollkommen auf ihn und ſind ganz ruhig, ein ſo wichtiges Werk in ſeine Hände zu geben, und verbleibe allezeit ſeine gnädige Frau — Maria Thereſia."

Im Schloſſe Wolfsthal bei Baron Walterskirchen nahm die Königin ihr Mahl; am 20. Juli wurde ſie an der Landesgrenze mit dem enthuſiaſtiſchen Zurufe: „Vivat domina et rex noster!" (Es lebe die Herrin, unſer König! — der Ungar kennt nämlich keine Königin, ſondern nennt auch ſeinen weiblichen Landesfürſten König) begrüßt und unter unendlichem Jubel auf das Preßburger Schloß (Bild Seite 472) geführt. Sie empfing dort am 21. die Mitglieder des Landtages, drückte ihnen in gewandter lateiniſcher Rede ihre Wünſche und Hoffnungen aus, namentlich daß ſie nicht Ungarns Herrin, ſondern Ungarns Mutter ſein wolle, und empfahl ihnen gründliche Berathung der königlichen Vorlagen.

Nun fanden die Verhandlungen über dieſe Vorlagen ſtatt. Maria Thereſia verſprach, das Inaugural(Antritts)-Diplom vor der Krönung auszuſtellen, alle Freiheiten, Privilegien und Rechte Ungarns, mit Ausnahme des Privilegiums des Königs Andreas II. vom Jahre 1222, zu beſtätigen. Und in der That war mit dieſem Privilegium nicht zu regieren, denn die Worte: „Wenn ich oder irgend meiner Nachfolger irgend wann Euere Vorrechte verkümmern wollte, ſo ſei es Euch, wie Eueren Nachkommen erlaubt, Euch zu vertheidigen, ohne daß man Euch als Empörer behandeln darf", gaben jedem ſich verletzt dünkenden Kopf die Erlaubniß, ſich mit den Waffen in der Hand das vermeintliche Recht zu verſchaffen. Die Königin verſprach weiter, es ſolle Ungarns

Krone im Lande bleiben und die Ungarn nach dem Aussterben der Nachkommen Karl's VI., Josef's I. und Leopold's I. wieder das Recht freier Königswahl haben.

Dagegen forderte der Landtag, es solle in den Krönungseid aufgenommen werden: die vollständige Steuerfreiheit des Adels; die Last dürfe nicht am Boden kleben; Ungarn dürfe nicht nach der Weise, wie die übrigen Erbstaaten regiert werden; die Königin besitze Siebenbürgen nur als König von Ungarn; das Amt des Palatins müsse in Zukunft nach Erledigung sogleich wieder besetzt werden; weltliche und kirchliche Würde, wie (dem Staate) anheimgefallene Güter dürfen nur an Ungarn vergeben werden; nur Ungarn besorgen die Angelegenheiten Ungarns im Inlande wie im Auslande. Alles das waren recht schwere Forderungen, denn wenn Ungarn eine solche Sonderstellung erhielt, wie sah es dann in dieser Zeit der Bedrängniß von außen mit der so nothwendigen Einheit und Stärke Oesterreichs aus?! Deshalb mußte auch Maria Theresia auf die letzten Forderungen einen abschlägigen Bescheid geben.

Da wurden aber die Verhandlungen des Landtags recht stürmisch und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht glücklicherweise für die Monarchin und das Land die Ungarn den Grafen Palffy zum Palatin gewählt hätten, den getreuesten und geschicktesten Vermittler zwischen den Rechten der Krone und des Landes. Palffy, als er in die Hände der Königin den Huldigungseid ablegte, erklärte unter tiefer Rührung, daß er sein Leben und sein Blut der Königin und dem Vaterlande weihen werde. Eben so tief gerührt reichte ihm Maria Theresia ihre lilienweiße Hand und er bedeckte dieselbe mit Küssen. Der Palatin vermittelte nun die beiden Gegensätze. Er bewirkte, daß einestheils die Königin, wenngleich sie das Mißtrauen gegen sie tief kränkte und sie sich in ihrer Bedrängniß keine Zugeständnisse abpressen lassen wollte, dennoch Einiges zugestand und daß dagegen wieder der Landtag sich mit dem Versprechen begnügte, über die übrigen Forderungen solle erst nach der Krönung verhandelt werden. Diese Krönung wurde sofort auf den 25. Juni festgesetzt.

Ein heiterer Sonntag war es, alle Straßen wimmelten von festlich gekleideten fröhlichen Menschen, als der Adel Ungarns strahlend in Gold und Perlen auf das Preßburger Schloß zog, um die Monarchin nach der Kirche zu begleiten. Der deutsche Adel, darunter die Schwarzenberg, Starhemberg, Liechtenstein und andere, deren edle Namen mit goldenen Zügen in der Geschichte Oesterreichs verzeichnet sind, wetteiferte an Pracht mit den Ungarn. Auf glänzend geschmückten Rossen ritten sie Alle vom Schlosse zur Kirche; Maria Theresia, in ungarischer Tracht, folgte im offenen Wagen. Auf jedem Antlitze strahlte die festlichste Freude, nur die Königin war blaß und bewegt, auf ihren lieblichen Zügen ruhte schwermüthige Trauer — sie war sich ja der schweren Last bewußt, die Gott auf ihre Schultern gelegt hatte.

Die Königin wurde allenthalben von tausendstimmigem Jubelruf empfangen. Man betritt die Kirche; der Primas, Emerich IV. Graf Eßterhazy (genannt Bruder „Emerich", weil er General des Paulaner Eremitenordens, der „beredtsame Emerich", seiner Rednergabe wegen genannt, Erzbischof von Gran, geb. 1665, gest. 1745), hält seine Ansprache; dann wird sie gesalbt, mit dem Mantel des heiligen Stefan bekleidet, mit seinem Schwert umgürtet, mit seiner Krone gekrönt. Nachdem sie das Scepter in die Rechte, den Reichsapfel in die Linke genommen, nachdem sie das Volk dreimal mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes gesegnet hat, empfängt sie, auf dem Throne sitzend, mit der Anrede: „Geheiligte Apostolische Majestät!" die Huldigung und das Volk, das sich in ihr geeinigt und gehoben fühlt, ruft: „Es lebe die Herrin, unser König!"

Von der Martinskirche begiebt sich die Königin, die Krone auf dem Haupte, nach der Franziskanerkirche, wo sie mit dem Schwerte des heiligen Stefan Edelleuten den Ritterschlag ertheilt; dann nach der Kirche der barmherzigen Brüder, wo sie von einem Gerüste herab dem Volke Schutz seiner Freiheiten zuschwört. Dann besteigt sie ein schwarzes Roß und sprengt den Königshügel hinan; oben zieht sie das Schwert und schwenkt es nach allen vier Weltgegenden (Bild Seite 449), als wollte sie sagen: „Komme der Feind, wo er wolle, ich werde mein Ungarn vertheidigen!“

Da braust ein Sturm des Beifalls empor zum Himmel, die Augen Vieler füllen sich mit Thränen, es erwacht die Hoffnung auf bessere Zeit und Alle fühlen, daß es nichts Schöneres gäbe, als diese jugendliche Herrscherin, welche die höchste der Würden durch sich selber noch ehrt. Ein Memoirist schreibt darüber: „Einige, welche Maria Theresia's Krönung beiwohnten, haben mich versichert, daß sie eine der schönsten Frauen in Europa war. Sie war von feinem Wuchse und majestätischer Haltung. Ihr Auge, obgleich hellgrau, war ausdrucksvoll und mild. Sie war eben vom Kindbette aufgestanden, und das Matte, Schmachtende verlieh ihr neue Reize. Die Krone war ihr zu weit, als man sie ihr anversuchte, man mußte sie ausfüttern. Da sie ihr zu schwer ward, legte sie sie ab, als sie sich zur Tafel setzte. Das heiße Wetter und die Bewegung bei dieser Feier, die ziemlich lang dauerte, verbreiteten eine Röthe im Gesicht, die den Glanz ihrer Schönheit erhöhte. Ihre Haare fielen in Locken über ihre Schultern und sie war ganz bezaubernd.“ Nach dieser Schilderung wird es begreiflich, welche Begeisterung diese Fürstin den Ungarn einzuflößen vermochte. Ein Gemälde, von welchem hier eine getreue Copie geliefert wird (Seite 449), verewigte den erhabenen Moment auf dem Krönungshügel, welchem in poetischer Versinnlichung die Figur des Palatins Palffy beigegeben worden, wie er im Namen des Landes der Monarchin knieend huldigt.

Trotzdem sich Königin und Volk in solcher Herzensfreude gefunden, trat dennoch in den nächsten Sitzungen des Landtages wieder die Spaltung zu Tage. Obwohl das Krönungsgeschenk ohnedies nur 100.000 Gulden betrug, wollten dennoch einige Mitglieder daran mäkeln; besonders stürmisch aber wurde die vollkommene Sonderstellung Ungarns von der übrigen Regierung verlangt. Ueber dieses Mißtrauen vergoß Theresia heiße Thränen; sie sagte: „Ich habe ja geschworen, die Rechte der Ungarn zu schirmen! Ich bin wohl eine arme Königin, aber ich habe das Herz eines Königs!“ Es drängte übrigens die Noth und so gab Maria Theresia allen jenen gerechten Begehren der Nation nach, die nur irgend mit der Einheit des Reiches verträglich waren.

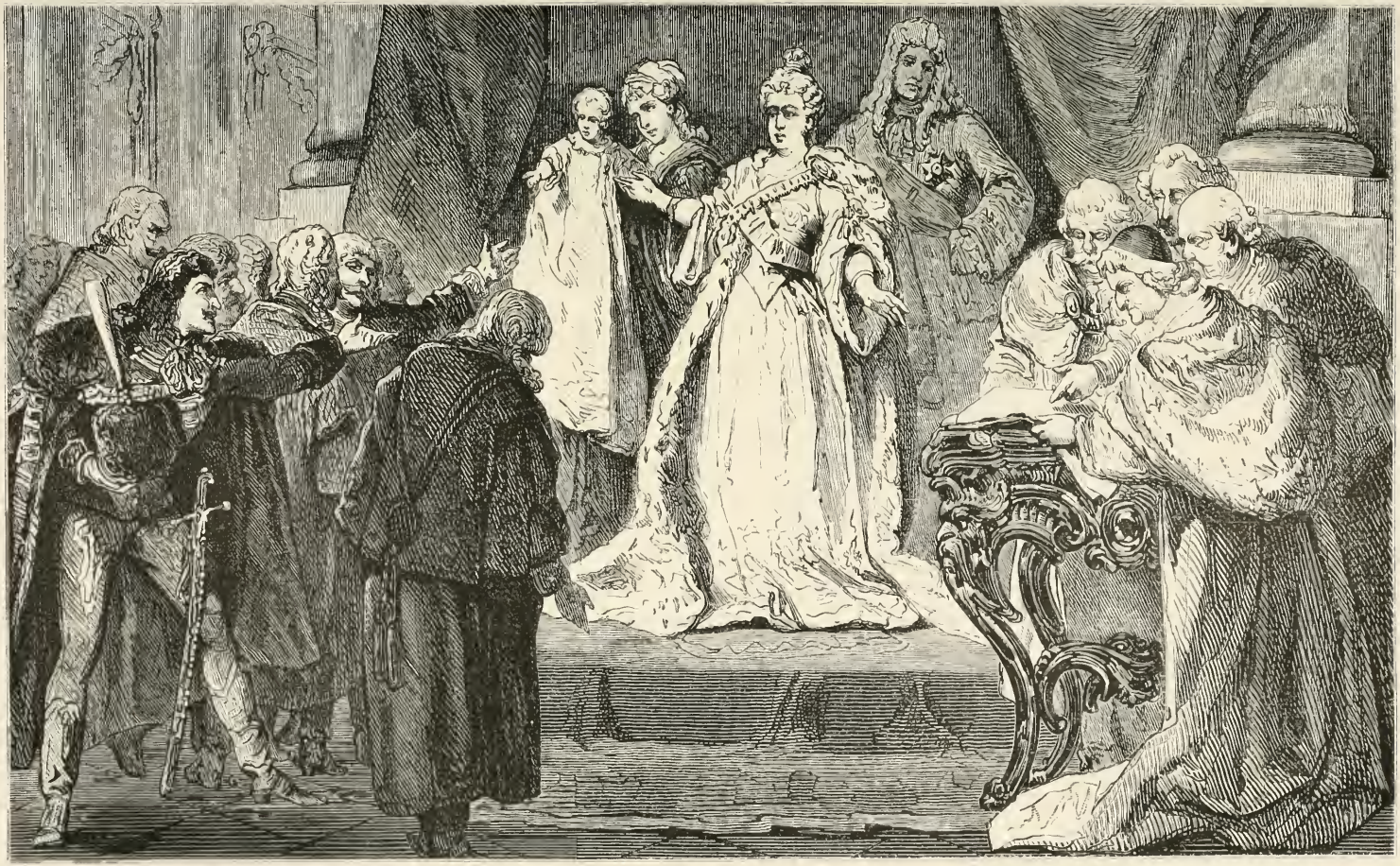
Es war am 7. September 1741, da berief Maria Theresia die vornehmsten Ungarn auf das Schloß und forderte sie mit hinreißender Beredtsamkeit auf, ihr zur Abwehr des Feindes beizustehen. Da erklärten sie Alle einstimmig, sie wollten sich, ihre Kinder und ihr Einkommen dem Dienste der Königin widmen, diese solle nur rückhaltslos den Ungarn vertrauen und ihren Aufenthalt in Raab nehmen. Die Königin lud am 11. September die Mitglieder beider Tafeln zu sich in das Schloß zu Preßburg, um ihnen eine Vorlage zu machen. Kaum waren sie versammelt, so erschien Maria Theresia im Trauerkleide, die Krone des heiligen Stefan auf dem Haupte und sein Schwert an der Seite. Nachdem sie den Thron bestiegen, ergriff der ungarische Hofkanzler Ludwig Ernst Graf Batthyany (geb. 1690, gest. 1765) das Wort und schilderte, wie Maria Theresia wider alles Recht von fremden Fürsten bekriegt werde und wie die Gefahr allmälich sich gegen Ungarn heranwälze. Darum habe die Königin die Stände vor ihren Thron entboten, damit sie mit dem Eifer ewiger Treue und Liebe dem frevelhaften Beginnen des Feindes einen Damm entgegenstellen,

damit sie für die heilige Person der Herrscherin wie für das Wohl des Reiches sorgen und der alt angestammte Ruhm des ungarischen Volkes neu erglänze.

„Der Zustand unserer Staaten ist tief betrübt," so hub nunmehr die Königin selbst zu sprechen an. „Darum glaubten wir den treuen Ständen unseres geliebten Königreiches Ungarn über den feindseligen Einfall in unsere Erblande Oesterreich (von Seite der Bayern, wovon sogleich gesprochen werden wird), über die Gefahr, welche Ungarn selber bedroht und die Mittel ihr vorzubeugen, eine schriftliche Vorlage machen zu müssen. Jetzt handelt es sich um das Königreich Ungarn, um unsere Person, um unsere Kinder, um die Krone. Wir sind von Allen verlassen; unsere einzige Zuflucht sind noch die Treue dieser ruhmvollen Stände, die Waffen und der alte Heldengeist dieser Nation! Darum mahnen wir die Stände dringend, in dieser höchsten Gefahr für die Sicherheit unserer Person, unserer Kinder, der Krone und des Reiches, so schnell als möglich, werkthätige Sorge zu tragen. Was an uns liegt, so können die getreuen Stände und das Volk der Ungarn in Allem auf unsere gnädige Gesinnung und Mitwirkung rechnen, was zur Wiederherstellung des früheren glücklichen Zustandes Ungarns und zum Glanze seines Namens beitragen kann."

Bei den Worten, mit welchen Maria Theresia ihrer Kinder gedachte, wurde sie derart ergriffen, daß sie in Thränen ausbrach und eine Weile ihre Augen weinend mit dem Tuche verhüllte. Ein anwesender Edelmann erzählte diesbezüglich: „Wir weinten Alle mit der Königin, aber es waren Thränen der Liebe und des Zornes." — Nachdem die Königin gesprochen, gab sich eine tiefe Bewegung kund; war doch hier Jugend, Schönheit, Vertrauen, Unglück, kurz, Alles vereint, was ein edles Mannesherz nur rühren kann. Noch hatte der tief ergriffene Primas seine Antwort, in welcher er von der Treue der Nation stammelte, nicht beendet, als schon der Saal vom stürmischen Zurufe erdröhnte: „Wir weihen unser Leben, unser Blut!" Gar Viele vermochten ihrer Bewegung nicht länger Herr zu bleiben; sie begannen laut zu schluchzen; Andere wieder riefen, sie wollten sogleich ihr Silbergeschirr auf's Schloß schicken.

Die Stände traten darauf ab und eilten in die Magnatenstube, woselbst die ausführliche königliche Botschaft verlesen wurde, die das Land in Anbetracht der drohenden Gefahr zur Insurrection, d. h. zur allgemeinen Bewaffnung aufrief. Niemand widersprach, denn ein und dieselbe Glut hatte die Herzen Aller ergriffen. Ein Ausschreiben des Churfürsten von Bayern, worin er die Krone Ungarns ansprach, wurde mit Hohn und unter Bezeugung des tiefsten Unwillens beiseite geworfen, ein Ausschuß ernannt, der schnell die nöthigen Maßregeln berathen sollte und der schon am 13. September mit seiner Arbeit fertig war. Dessen Antrag wurde vom Landtag angenommen. Es sollten 100.000 Mann auf die Beine gebracht werden, jeder Edelmann solle zu Pferde sitzen, oder, wenn durch Alter und Krankheit verhindert, einen Stellvertreter senden; die Gespanschaften sollen 30.000 Mann stellen, in 13 Regimentern vertheilt; aus Ungarn gedachte man mindestens 15.000 Reiter zu senden, aus Croatien und Slavonien 14.000, aus Siebenbürgen 6000. Auch ein anderer Wunsch der Königin wurde jetzt schnell befriedigt, es wurde ihr Gemal am 20. September von den Ständen zum Mitregenten ernannt, worauf Franz Stefan vor den um den Thron versammelten Ständen den Eid ablegte und mit dem Gelöbnisse schloß: „Mein Blut, mein Leben für die Königin und das Königreich Ungarn!" Maria Theresia aber, die den kleinen Kronprinzen Josef sich von Graz hatte nachbringen lassen, zeigte ihn den Ständen und diese riefen nochmals jubelnd: „Wir wollen für die Königin und ihre Familie sterben — sterben für unsern König Maria Theresia!"



M. T. Maria Theresia zeigt den Prinzen Josef den ungarischen Ständen. 6

Es iſt eine Fabel, daß Maria Thereſia den kleinen Prinzen im ungariſchen Coſtüme den Ständen gezeigt; abgeſehen davon, daß dies bei dem einige Monate alten Kindlein ſeine Schwierigkeiten gehabt hätte, war Maria Thereſia keine Freundin von theatraliſchen Effecten, die auf Täuſchung hinausliefen. Erſt zwei Jahre ſpäter zeigte ſich der kleine Prinz in ſolcher Tracht, welchen Umſtand und die Gründe dazu, eine Notiz des „Wiener Diariums“ meldet mit den Worten: „Donnerstag am 12. December 1743 wurde Erzherzog Joſef zum erſten Male mit einem völligen hungariſchen koſtbaren Kleid bekleidet, um Seiner Durchlaucht Prinz Karl von Lothringen (ſeinem Onkel) damit Gala zu machen.“ Alsbald erſchienen auch Abbildungen des Thronerben in ungariſcher Tracht, ſo daß der Nachwelt auch ſein Ausſehen als Kind bewahrt worden iſt. (Bild Seite 465.) Der preußiſche Geſandte Podewils ſchildert übrigens den Kronprinzen (ſieben Jahre alt) als nicht groß für ſein Alter, aber wohlgebildet und vollkommen ſchön, ſeine Phyſiognomie als angenehm. Die Züge glichen zumeiſt denen des Vaters, die Augen aber hatte er von der Mutter und deren herrliches Blau wurde ſpäter unter der Bezeichnung „Kaiſeraugenblau“ zur Modefarbe.

Der ewig denkwürdige Preßburger Landtag wurde am 29. October 1741 geſchloſſen. Es hatte die Königin zugeſtanden, daß die Steuerpflichtigkeit nicht auf Grund und Boden laſte, und daß der Adel ſteuerfrei ſei; ſie hatte ferner die Unabhängigkeit des ungariſchen Finanzweſens vom öſterreichiſchen gewährt, und daß die ungariſche Hofkammer und Hofkanzlei unmittelbar unter dem Könige ſtehe, daß ſie Siebenbürgen als zu Ungarn gehörig regiere, daß weltliche und geiſtliche Aemter nur an Ungarn verliehen werden; endlich hatte ſie verſprochen, öfter in Ungarn zu reſidiren. Es wurde auch die Ausfuhr der Producte erleichtert, die Indigenat- (Heimatsrecht)-Taxe dagegen auf 2000 Ducaten erhöht. Man ſchied in Frieden und Liebe, denn es hatten ſich Königin und Volk gefunden, verſchwunden war der alte Zwieſpalt, und Primas Eßterhazy konnte vollberechtigt ſagen: „Das Königthum iſt die Seele der ungariſchen Nation!“

Das ungariſche Volk hörte mit Jubel von den Beſchlüſſen des Landtages; überall auf den Schlöſſern, in den Hütten, auf den Bergen, in den Ebenen rüſtete man zum Kriege. Binnen kurzer Zeit ſtanden ganze Regimenter von Croaten, Panduren, Slovaken auf den Beinen und bald ſah Europa wieder jene gefürchteten Reiterſchaaren mit Sturmeseile das Land durchbrauſen und ſich mit Ungeſtüm auf den Feind ſtürzen — allerdings vorläufig nur der Anbeginn zu einer tüchtigen Armee, der jedoch nichts fehlte als geſchickte Führer, welche die Streiter an Ordnung zu gewöhnen, die leichten Schaaren mit den altgeübten Regimentern in das rechte Verhältniß zu bringen hatten, um aus dieſem Aufgebote eine furchtbare Macht zu bilden. Und daß dieſe Führer ſich fanden — wir nennen vorläufig nur Prinz Karl von Lothringen, Ludwig Andreas Graf Khevenhüller, Otto Ferdinand Graf Abensperg-Traun, die Pandurenführer Franz Freiherr von Trenk und Johann Daniel Freiherr von Menzel, ſpäter Gideon von Loudon (ſprich Laudon) u. ſ. w. u. ſ. w. — davon ſollten die Feinde der Monarchin bald Kunde erhalten.

Es nahmen aber auch alsbald die Vorgänge in Ungarn das Staunen von ganz Europa in Anſpruch, umſomehr, als das Feuer, welches dieſe Nation beſeelte, auch die Deutſchen und Slaven in Oeſterreich ergriff. Die Hoffnung, nicht blos auf den Fortbeſtand, ſondern auch auf die Größe des Reiches, erwachte wieder und man fing an, ſich der Verzweiflung zu ſchämen, die den fremden Machthabern dargebrachten Huldigungen bitter zu bereuen. Es begann ferner ganz Europa zu ahnen, welche herrlichen Kräfte in Oeſterreich ſchlummerten, und es überraſchte die an Cabinetskriege und an Heere von gepreßten Soldaten und

Miethlingen gewöhnten Fürsten auf die verblüffendste Weise, daß jetzt auf einmal ein ganzes Volk in stürmischer Begeisterung für seine Herrscherin und für die Größe des Reiches sich in Waffen erhob, daß das bereits für todt ausgeschrieene Oesterreich plötzlich in neuer und nie geahnter kriegerischer Mächtigkeit dastand.

Nichtsdestoweniger galt es noch die Bewältigung einer riesengroßen Aufgabe und wir müssen uns nun zu den feindlichen Eindringlingen wenden.

Die Bayern und Franzosen in Oberösterreich.

Am 31. Juli 1741 hatten die Bayern die dem fürstlichen Cardinal Josef Dominik Graf Lamberg (geb. 1680, gest. 1761) gehörende und, weil sie die Donau beherrschte, wichtige Stadt Passau überrumpelt. In aller Frühe verlangte nämlich ein bestochener Mauthbeamter Einlaß; als der Wächter öffnete, fuhr ein von einigen als Bauern verkleideten Soldaten umgebener Wagen in das Thor, blieb aber dort stehen und einige hundert, im nahen Gebüsche versteckte Bayern sprangen plötzlich herbei, überwältigten die Wache, besetzten die Hauptpunkte und führten Geschütze auf. General Karl Albert Conte Minucci ließ sodann den Fürstbischof, welcher in der nahen Festung Oberhaus mit siebzig alten Soldaten wohnte, auffordern, die Feste sogleich zu öffnen, widrigenfalls er sie mit Kanonenkugeln aufmachen werde, und gewährte ihm nur zwei Stunden Bedenkzeit. Wohl protestirte der Fürstbischof, indeß er mußte sich fügen und übergab den Ort, in welchem sogleich die Bayern feste Stellung nahmen. Von da erließ Karl Albert ein Manifest, in welchem er, ganz vergeblich natürlich, auf 54 Folioseiten sein sogenanntes „gutes Recht" zu beweisen suchte und worin er erklärte, wie er zu diesem Schritte gezwungen worden sei durch die „drohende" Haltung der Königin von Ungarn, die sich „Passaus zu bemächtigen und einen Einfall in Bayern zu machen trachte". Ganz nach der alten Fabel vom Wolfe, der das Lämmchen anklagte.

Nun stellte der Churfürst zwei Armeen auf: die eine zu Schärding, welche in Oesterreich einfallen sollte, die andere in der Oberpfalz, welche Böhmen bedrohte. Er verschob es jedoch weiterzugehen, bis die Franzosen angekommen wären. Diese letzteren überschritten in der Stärke von 40.000 Mann und mit allem Nöthigen versehen am 15. August unter Marschall Belle-Isle bei Fort Louis den Rhein und zogen durch Schwaben nach Bayern. Dabei trugen sie, zum Zeichen, daß sie nicht als Feinde des Reiches, sondern nur als Freunde Bayerns kämen, an ihren Quasten die bayerischen Farben, blau und weiß. Es erklärte daher auch der Erzbischof von Mainz, Philipp Karl Graf Eltz (geb. 1665, gest. 1743), als Churkanzler, daß diese Angelegenheit nicht das Reich, sondern nur die Höfe von München und Wien angehe, und daß er sich nicht dareinmischen werde. Uebrigens hielten die Franzosen gute Mannszucht und bezahlten Alles, was sie brauchten. Ein anderes, gleich starkes französisches Heer zog unter dem Marschall Johann Baptist Franz Desmarêts Marquis von Maillebois (geb. 1681, gest. 1762) bei Kaiserswörth, unweit Düsseldorf, über den Rhein und wandte sich gegen Osnabrück, um Hannover und Holland in Schach zu halten, wenn etwa letzteres aus dem politischen Schlafe erwachen sollte, in welchen es Frankreich einzulullen verstand.

Jetzt fühlte sich Georg II. nicht nur von dem preußischen Heere unter dem alten Dessauer bedroht, sondern auch von den Franzosen und den mit ihnen verbündeten 15.000 Mann des Churfürsten Clemens August von Cöln,

und da er sich unfähig fühlte, dem ersten Stoße zu widerstehen, schloß er schon am 16. September 1741 mit ebensoviel Kleinmuth als Selbstsucht einen Vertrag,

Angriff der Panduren auf den Oberst Trenk. (Seite 475.)

worin er Neutralität auf ein Jahr für Hannover gelobte, während welcher Zeit er Maria Theresia nicht unterstützen, noch bei der nahen Kaiserwahl für ihren Gatten, sondern für Karl Albert stimmen wolle. Die französische Armee blieb in Westfalen stehen, um Hannover und Holland zu überwachen und die „Freiheit der Kaiserwahl" zu schützen, besser gesagt: auf dieselbe einen Druck auszuüben. Somit durfte Maria Theresia von König Georg zunächst keine Hilfe erwarten, ebensowenig durch die in den Niederlanden stehenden österreichischen acht Infanterie- und zwei Dragoner-Regimenter, denn diese waren vollkommen abgeschnitten.

Die Franzosen unter Belle-Isle zogen in zwei Abtheilungen durch Schwaben nach Donauwörth, von da fuhr die Infanterie Donau-abwärts nach Passau, die Reiterei zog unter Graf Moriz von Sachsen (natürlicher Sohn August's II. von Polen, geb. 1696, gest. 1750) zu Land gegen Schärding, wo das Hauptquartier des Churfürsten war. Dieser war durch Patent zum Generallieutenant und Stellvertreter des Königs von Frankreich ernannt; unter ihm sollte Marschall Belle-Isle das Heer befehligen. Karl Albert erhielt nur 40.000 Mann unter sich, die anderen sandte er zur Armee, die in Amberg sich sammelte, um in Böhmen einzufallen; er selber zog gegen Linz, das die Hauptlegstätte aller Bedürfnisse für weitere Unternehmungen werden sollte. In Peuerbach traf ihn eine Deputation der Stände Oberösterreichs, die ihn zur Huldigung nach Linz einlud, bemerkend, es werde ihn das Landvolk und zum Theile auch der Adel mit Freude empfangen. War doch ganz Oberösterreich wehrlos.

Und in der That, womit hätte ihm die Regierung Widerstand entgegensetzen können? Zum Theile hatte sie nicht Truppen genug, zum Theile wagte sie nicht, die Regimenter aus Ungarn herauszuziehen, weil man mußte, daß Frankreich in Constantinopel die Türken zu einem Kriege anreize. Den Zug der Franzosen durch Schwaben konnte man ebensowenig hemmen, denn man hatte nur 5300 Mann in den drei Festungen Breisach, Freiburg und Philippsburg zusammen. Da man Freiburg um jeden Preis halten wollte, dazu aber Mannschaft und Geschütz aus Breisach benöthigte, so entschloß man sich, um dem Feinde keinen Halt zu lassen, die Festungswerke von Breisach zu sprengen, was am 5. September 1741 ausgeführt wurde — ein trauriges Ende für dieses so berühmte Bollwerk Deutschlands, das so oft „des Deutschen Reiches Schlüssel und Kopfkissen" genannt wurde, durch manche kühne Vertheidigung berühmt war, vom sagenhaften treuen Eckart an bis zur Vertheidigung gegen Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. Indeß wollten die Franzosen diesmal Freiburg nicht belagern, sondern wandten sich geradezu nach Bayern.

In Oberösterreich standen nur zwei Dragoner-Regimenter; endlich zog man sieben Regimenter aus Ungarn nach Wien, aber dieselben waren in schlechtem Zustande und man erkannte bald, daß das ganz offene Oberösterreich nicht zu vertheidigen sei. Man suchte nur Tirol zu schützen, Wien zu behaupten und Böhmen zu vertheidigen. Die Pässe Tirols gegen die bayerische Grenze wurden mit 1200 Schützen besetzt. Sehen wir nun ein wenig, wie es in Linz aussah.

Damals gab es für Linz und das Land ob der Enns überhaupt eine recht traurige Zeit; es verlebten die Bewohner ihre Tage in Angst und Furcht, denn da das Heer der Franzosen und Bayern im Anzuge war, wuchs die drohende Gefahr mit jeder Stunde. Wer nur irgend konnte, brachte sein Hab und Gut beizeiten in Sicherheit, es blickten die Eltern besorgt auf ihre Kinder und empfahlen sie dem Schutze der allmächtigen Hand des Lenkers der menschlichen Geschicke.

Am 11. März 1741 hatten die Stände von Oberösterreich ein Rescript der Königin Maria Theresia erhalten, worin ihnen eröffnet wurde, daß der

Ausbruch des Krieges mit Bayern nahe sei und der Hofkriegsrath Feldmarschall-Lieutenant Franz Ludwig Graf Salburg (geb. 1689, gest. 1758) nach Linz entsendet werde, um in Verbindung mit dem Landeshauptmanne Ferdinand Bonaventura Graf Ungnad von Weißenwolf (geb. 1693, gest. 1781) die nöthigen Vorkehrungen zur Hintanhaltung eines feindlichen Einfalles zu treffen. Am 19. April wurde Hofkriegsrath General Paul Karl Graf Palffy (geb. 1697, gest. 1774) zum Commandanten für Oberösterreich ernannt und mit der Herstellung eines Landesaufgebotes betraut.

Auf solche Weise war nun eine bewegte Zeit über Linz hereingebrochen; auf den Straßen und öffentlichen Plätzen begegnete man nur besorgten Gesichtern, fast in jedem Hause wurde ein kleiner Familienrath gehalten und Berathschlagungen gepflogen, wie man sich benehmen solle, um die persönliche Gefahr hintanzuhalten. War es doch einem großen Theile der Bewohner von Linz nicht unbekannt geblieben, daß Bayern und Frankreich einen förmlichen Vertrag zur Theilung der österreichischen Monarchie abgeschlossen hatten; indeß es schlugen die patriotischen Herzen der Oberösterreicher für ihre herrliche Königin warm und innig, und so wie sich die Gefahr steigerte, nahm auch der Muth des getreuen Volkes zu, steigerte sich dessen Schlauheit, die bald darauf kam, wie das Land der Fürstin vor größerer Schädigung zu bewahren wäre.

So standen die Angelegenheiten, als am 7. Juli 1741 ein Patent des Verordneten-Collegiums der oberösterreichischen Stände erschien, worin officiell die Kriegsrüstungen Bayerns bekannt gemacht und die Gegenanstalten für einen möglichen Einfall in das Land angeordnet wurden. Zu diesen Gegenanstalten gehörte vor Allem das Landesaufgebot, welches am 11. August 1741 proclamirt wurde und in der Stellung des zehnten Mannes der wehrpflichtigen Bevölkerung von Oberösterreich und Errichtung von Landes-Schützencompagnien bestand. In Folge dessen wurden im ganzen Lande 209 Jäger, 2959 Schützen und 8383 Wehrhafte, dann 51 Grobgeschütze, 207 Pöller und Doppelhaken, 1241 Feuerröhre und 4919 Flinten aufgebracht. Die Landesschützen bestanden aus dreizehn Compagnien, jede zu 300 Mann, und waren in allen vier Landesvierteln vertheilt. Sie standen in folgenden Orten und hatten nachbenannte Commandanten: Die Compagnie zu Peuerbach commandirte der Hauptmann Herr von Haan, jene zu Schwannenstadt Hauptmann Christoph Albrecht Hörizer von Steinbach, jene zu Wels Hauptmann Josef Graf Seeau, jene zu Efferding Hauptmann Ludwig von Gabelkurn, jene zu Steyr Hauptmann Josef Eckhard von der Tan, jene zu Kremsmünster Hauptmann Josef von Eiselsberg, jene zu Neuhofen Karl Stanislaus von Trost, jene zu Kirchdorf Friedrich von Stibar, jene zu Rohrbach Christoph Ignaz Schmidtauer zu Ezelsdorf, jene zu Ottenhein Anton von Kronbichel, jene zu Neumarkt Herr von Ehrnburg, jene zu Perg Franz Claudius von Waldegg und jene zu Pabneukirchen Hauptmann Achaz von Stibar.

Diese Hauptleute waren theils gediente, theils ungediente, aus dem Landadel und den Gutsbesitzern gewählte vertrauenswürdige Personen, welche das Herz am rechten Flecke hatten und hinlänglichen Muth und Ausdauer besaßen. Nicht uninteressant mag hier auch die Angabe ihres Besoldungs-Aequivalents erscheinen. Der Hauptmann erhielt monatlich einen Sold von 100 Gulden, der Lieutenant 40 Gulden; der Feldwebel täglich 30 Kreuzer, der Führer 24 Kr., der Musterschreiber 24 Kr., der Corporal 18 und der gemeine Mann täglich 12 Kreuzer Löhnung. Somit kosteten die genannten dreizehn Compagnien Landesschützen dem Lande monatlich die nicht unbedeutende Summe von 27.651 Gulden.

Nachdem sich die Gefahr immer drohender gestaltet hatte und der feindliche Einfall in's Land stündlich zu erwarten war, sendete Maria Theresia den

Feldmarschall Georg Christian Fürst Lobkowitz, Commandant der kaiserlichen Truppen in Böhmen und Oesterreich ob der Enns (geb. 1686, gest. 1753), nach Linz, um dem feindlichen Einfall mit Kraft zu begegnen, welche kaiserliche Fürsorge unter den bedrängten Bewohnern eine freudige Stimmung hervorrief; man fühlte sich stark und achtete die Gefahr nicht so groß, als sie war. Das Verordneten-Collegium hielt öftere Berathungen und die Väter der Stadt versammelten sich permanent unter dem Vorsitze ihres Bürgermeisters Georg Gotthard Peyrhuber, dem Nachfolger des unvergeßlichen Adam Pruner, um alle Anordnungen des commandirenden Generals schleunigst vollziehen zu lassen. Die fortwährende Thätigkeit hielt die Bevölkerung in einer unausgesetzten Aufregung, welche insofern wohlthätig auf das Gemüth wirkte, als sie Furcht und Muthlosigkeit nicht aufkommen ließ.

Aber da langte plötzlich durch Schiffer die Schreckenskunde von der Ueberrumpelung der Stadt Passau durch churfürstlich bayerische Truppen (am 31. Juli um vier Uhr Früh) an und erregte begreiflicherweise in ganz Oberösterreich die größte Besorgniß. Schon zeitlich früh war diese Nachricht in Linz eingetroffen und binnen wenigen Stunden in der ganzen Stadt verbreitet. Die Bewohner belagerten förmlich das „Landhaus" (Versammlungsort der Stände), um Näheres hierüber zu erfahren, und es wurden gerechte Befürchtungen laut, daß die Bayern zu Wasser in's Land einfallen dürften. In Folge dessen ordnete General Palffy die Sperrung der Donau an, die Stände auffordernd, dazu die nöthigen Requisiten beizustellen. Diese letzteren bestanden in einer großen eisernen Kette, 180 Klafter lang, mit 6 Zoll langen und 1 Zoll starken Gliedern; dann in einem 3 Zoll starken und 180 Klafter langen Seil, welches der Dauerhaftigkeit wegen gepicht sein mußte, ferner in 20 großen Schiffsankern, 15 Ankerpletten, auf welchen Seil und Kette zu ruhen kamen, dann 20 Ankerseilen, deren Obertheil, ungefähr 3 Klafter lang, aus Brunnenketten bestehen mußte, damit sie nicht durchschnitten werden konnten; endlich sollten auf der Donau drei und in Urfahr ein Blockhaus auf großen Zillen erbaut werden.

Als ferner die Nachricht kam, daß Churfürst Karl Albert mittlerweile bei Schärding ein Lager bezogen habe und da die Ankunft der Franzosen abwarte, wurde das Aufgebot zusammenberufen und der echte, bewährte Patriot Josef Wiellinger von der Au zum Oberhauptmann des Aufgebotes ernannt. Gleichzeitig wurde den Herrschaften Engelszell, Ranaridl, Neuhaus, Marsbach, Aschbach, Schaumburg, Ottensheim, Wilhering, Peuerbach, Starhemberg, Riedau, Erlach, Aistersheim, Frankenburg und Vöcklamarkt aufgetragen, Doppelhaken, Pöller und sogenannte Kreidenfeuer (Signalfeuer, von gridare, schreien) bereit zu halten, um das Vorrücken des Feindes von Ort zu Ort durch Warnungszeichen bekannt zu geben. Es wurde weiters auch von Graf Palffy die Befestigung der Schlösser Spielberg und Enghagen durch Redouten (kleine viereckige Verschanzungen) und Schanzen anbefohlen.

Am 1. September benachrichtigte Graf Palffy das Verordneten-Collegium von der Besetzung der Grenzen gegen Bayern mit drei Compagnien und Anlegung von Blockhäusern bei Engelhartszell; dagegen benachrichtigte Graf Rhevenhüller, daß bereits Straßwalchen mit ungefähr 100 und Friedburg mit 500 Mann bayerischer Landtruppen und regulirter Miliz besetzt sei und Oberstlieutenant Josef Philibert von Fontanelle (geb. 1686, gest. 1749) die Visitation des oberen Donau-Stromgebietes vornehme und die geeigneten Dispositionen treffe. In Folge dessen erschien am 2. September ein Patent des oberennsischen Verordneten-Collegiums der vier Stände des Landes, womit alle „Granitz(Grenz)-Herrschaften auch Stätt, Märkt und Bauernschaft

im hausruck, traun, mühl und machland Viertel" wegen Vermehrung und Verpflegung des Aufgebotes aufgefordert wurden. Gleichzeitig stellten die Stände Johann Georg Da Rio als Obermusterschreiber (Truppenverzeichnißführer) über die gesammten Landes-Aufgebots-Compagnien auf.

In dieser Bedrängniß von allen Seiten richtete das Verordneten-Collegium ein allerunterthänigstes Promemoria an die Königin um Allerhöchste Verhaltungsmaßregeln bei dem nächstbesorgenden feindlichen Einfalle und um Hilfeleistung mit zulänglich regulirten Truppen, welches Promemoria der Landesabgeordnete Otto Karl Graf von Hohenfeld (Schwiegersohn des Feldmarschalls Graf Scipio de Guidobagni, k. k. Kämmerer) persönlich der Monarchin überbrachte und worauf deren Bescheid erfolgte, daß sie den Ständen von Oberösterreich für ihre Ergebenheit und die getroffenen Vorsichtsmaßregeln danke. Unter anderem heißt es aber auch in diesem von Maria Theresia und dem Minister Philipp Ludwig Graf Sinzendorf unterzeichneten Documente: „Im Falle eines Einbruches jedoch habt Ihr Euch allsofort auseinander zu begeben und ein jeder für sich nichts zu machen, wie es immer die Noth gestatten wird. Der Graf von Hohenfeld wird Euch das Mehrere beibringen."

Und so nahte immermehr die verhängnißvolle Zeit für Oberösterreichs Hauptstadt, es waren die Geldkräfte der Bürger erschöpft und dennoch mußte ein neues Opfer um das andere gebracht werden. Endlich rückten am 12. September 15.000 Mann churbayerischer Truppen in Begleitung der französischen und preußischen Gesandten um sieben Uhr Früh in Peuerbach ein und lagerten sich in der Umgebung von Waizenkirchen. Im Plane des bayerischen Heerführers lag es, in Hartham zu übernachten und am 14. in Linz einzuziehen. Unterdessen war die französische Cavallerie in Efferding eingetroffen und das Verordneten-Collegium sendete in Folge dessen den ständischen Sprachmeister Heinrich Flahet, weil er fast sozusagen allein vollkommen der französischen Sprache mächtig war, als Commissionär dahin ab.

Unter diesen Umständen und bei der augenfälligen Unmöglichkeit, sich gegen die Uebermacht des Feindes halten zu können, wurde das Landesaufgebot aufgelöst. Es zog sich Graf Palffy mit seinen Truppen über die Enns zurück und ließ die große Brücke bei Ebelsberg abbrennen, während die Bayern in vollen Massen anrückten. Die bürgerliche Holzhandlungs-Compagnie in Wels wurde von dem churbayerischen Befehlshaber aufgefordert, zur Wiederherstellung der Brücke bei Ebelsberg 850 Doppelpfosten, 200 Schlagbäume und viele hundert Latten zu liefern und der Pfleger von Steyregg mußte 100 Arbeiter hierzu stellen. Als nun die Gefahr so nahe war, löste sich die gesteigerte Angst der Linzer in völlige Rath- und Theilnahmslosigkeit auf. Erst das Erscheinen der Proclamation des Churfürsten Karl Albert schreckte sie aus diesem Zustande auf. Es gab der Churfürst den österreichischen Unterthanen bekannt, „daß er die ihm und seinem Churhause nach Erlöschung des österreichischen Mannesstammes auf die bisherigen österreichischen Königreiche, Herzog- und Fürstenthümer und übrigen Lande angefallenen Erbrechte, da er in gütlichem Wege nicht zu selben kommen könne, durch Ergreifung der Waffen zu erlangen Willens sei, ferner gute Mannszucht der Truppen und freundliche Behandlung der Bewohner, wenn sie sich seinen Wünschen willfährig zeigen, zusichere". Diese Proclamation wurde am Vorabend der unmittelbaren Ereignisse an allen Straßenecken affichirt, und nur schüchtern wagten die Bewohner diese Kundmachung ihres künftigen Schicksals zu lesen, und so manchem treuen Unterthan standen dabei Thränen tiefen Schmerzes in den Augen, denn Maria Theresia war eine allgemein geliebte Landesmutter.

Die letzten Spuren des Sommers zogen über Feld und Flur, der anrückende Herbst färbte bereits hie und da die Blätter der Bäume und kühle Winde durchfegten die Luft, da war der 14. September herangekommen. Dichte Nebel lagerten auf den Wogen des alten Isters (keltische Bezeichnung der Donau) und bedeckten den breiten Wasserspiegel mit einem undurchdringlichen Schleier; — aber auch auf den Gemüthern ruhte es wie ein Alp; die verhängnißvollen Würfel waren gefallen, und die Wagschale des Feindes stand ungleich höher, als jene der erwarteten landesfürstlichen Hilfe. Und als sich die Nebel etwas zerstreuten und das Donaubett wieder sichtbar wurde, hörte man von der Buchenau herab das Plätschern von Rudern, und die neugierigen Bewohner der Calvarienwand bemerkten gar bald das Erscheinen mehrerer großer Pletten auf dem Strome, die kräftig nach Linz zusteuerten. Beim vormaligen Pulverthurme landeten diese Schiffe und entluden 5000 Franzosen und 2000 Bayern, während auf den Schiffen die churfürstlich bayerische Flagge aufgehißt wurde.

Als sich diese Nachricht wie ein Lauffeuer in der Stadt verbreitete, bemächtigte sich der Bevölkerung ein panischer Schrecken. Die Bayern besetzten sogleich das Schloß, das Landhaus und sämmtliche Thore der Stadt; die Franzosen dagegen schlugen ein Lager bei der „eisernen Hand" auf. Mittlerweile kam auch zu Wasser das schwere Geschütz an. Die Bewohner flüchteten in die Häuser, und erst als sich die anfängliche Verwirrung und Angst etwas gelegt hatte, wagten sich die Beherzteren hervor. Man mußte sich ja in das Schicksal ergeben, denn an einen Widerstand war nicht zu denken.

Am andern Tage Nachmittags kam Churfürst Karl Albert von Bayern selbst in Linz an; in seinem glänzenden Gefolge befanden sich: die bayerische und französische Generalität, die Gesandten von Frankreich, Preußen, Sachsen und andere Notabilitäten. Der imposante Zug bewegte sich zuerst in das Lager zur eisernen Hand, das sich bis gegen die Harrach herauf ausdehnte, von dort durch die Vorstadt beim Schmidthor herein über den Hauptplatz und durch die Hofgasse in das Schloß, wo die Gemächer für den Churfürsten bereit gehalten waren.

Churfürst Karl Albert bezog das Schloß zu Ennsegg und erließ von dort ein Decret, womit die Bürger der landesfürstlichen Städte aufgefordert wurden, am 2. October zur Huldigung nach Linz zu schicken. Die Landräthe und Landschreiber hatten bereits am 20. September dem Churfürsten den Eid der Treue geleistet. Am 1. October kehrte der Churfürst von Ennsegg nach Linz zurück, wo bereits großartige Vorbereitungen zur Huldigung getroffen waren.

Wir wollen Diejenigen nicht nennen, welche schwach genug waren, ihre Herrin zu verleugnen, dem Churfürsten den Bügel hielten oder das entblößte Schwert vortrugen und seine Vorschneider und Mundschenke gewesen waren; es fehlte auch trotz allem Prunke dem Feste die freudige Stimmung. Nach der Huldigung wurden dem Churfürsten in einem kostbaren Beutel 6000 Stück Ducaten von den Vertretern des Landes als Huldigungsgeschenk überreicht. Bei der hierauf gefolgten Tafel, wozu der Huldigungs-Ausschuß und andere Notabilitäten der Stadt geladen waren, erhielt jeder Gast eine goldene Huldigungsmünze mit dem Brustbilde des Churfürsten. Aber bei diesem Huldigungsbankett traf auch ein Schreiben Maria Theresia's an die Stände ein, welches die Huldigung für null und nichtig erklärte, worauf noch am selben Tage insgeheim die Antwort an sie abging: „Wir haben uns nur der Noth gefügt und hoffen, bald wieder unter Ihro Majestät mildes Scepter zurückzukommen."

Ueberhaupt kehrte Karl Albert nur die schönen Seiten heraus und suchte die Liebe der Oesterreicher zu gewinnen, gegen den Rath des Marschalls Belle-Isle, der ihn mahnte, Vorräthe zusammenzupressen und zunächst nur an die Armee zu denken, auf der sein Heil beruhe, dann erst möge er Milde

üben. Von Linz aus sandte der Churfürst ein Schreiben an die „Erzherzogin Maria Theresia“ nach Wien, das uneröffnet zurückkam, mit der Bemerkung: „Eine solche Person existirt in Wien nicht, nur eine Königin von Ungarn und Böhmen.“ Es war dies eine tüchtige moralische Schlappe, die Karl Albert lange nicht verwinden konnte.

Nach der Huldigung folgten durch einige Tage Feste auf Feste, und fast schien man für den Augenblick zu vergessen, daß die Kriegsfackel noch lichterloh brenne und der Ausgang des begonnenen Spieles höchst zweifelhaft sei. Und Maria Theresia hatte diese Unthätigkeit des Feindes wirklich trefflich benutzt und sich in ihrer Bedrängniß während dieser Zeit, wie bereits erörtert, an die tapferen Ungarn gewandt.

Obwohl der Churfürst mit seiner Armee bereits in Melk stand und Wien bedrohte (wovon separat zu sprechen ist), erfreute er sich des anfänglichen Kriegsglückes nicht lange, denn am 24. October wurde er von den österreichischen Truppen angegriffen und geschlagen, und wenige Tage darauf war ganz Niederösterreich von dem Feinde gesäubert.

Linz bildete jetzt den einzigen Anhaltspunkt des feindlichen Heeres. Der commandirende französische General Heinrich Franz Graf Segur (geb. 1689, gest. 1751) richtete von nun an sein ganzes Augenmerk auf Linz und gedachte mit seinen Truppen hier zu überwintern; allein die Noth war bereits so hoch gestiegen, daß die Stände in einem Promemoria dem Grafen Segur, über seine Aufforderung wegen Verpflegung der Hilfstruppen über Winter, offen erklärten: „daß sie zwar das Möglichste leisten wollen, aber das Land sei bereits wie ein ausgeschöpfter Brunnen, welcher von allen Seiten seines Zuflusses beraubt ist“.

General Segur, welcher sein Quartier auf dem Hauptplatze im sogenannten Spindler'schen Hause (später mit der Numerirung 218) genommen hatte, ordnete die Verpalissadirung der sogenannten St. Georg- (später Straßer-) Insel zur Sicherung des französischen Artillerieparks an und ließ auf den Wällen um das Schloß neue Brustwehren herstellen. In den Vorstädten wurden nach und nach alle Straßen mit drei- und vierfachen Palissaden verrammelt und das Schloß und Landhaus mit festen Zugbrücken versehen. Die Ausgänge der Donaubrücke erhielten dreifache Fallgitter und mächtige Querbalken, von der Donau bis zum Schuller-Thor und von da über den Graben bis zum Schloß wurden Gräben aufgeworfen und Wälle gebaut. Verschiedene Häuser wurden durchbrochen, um eine bessere Verbindung mit den Vorstädten herzustellen, und Alles aufgeboten, um den größten Widerstand zu leisten, denn die österreichische Armee näherte sich bereits unter Anführung des berühmten Feldmarschalls Ludwig Andreas Graf Khevenhüller dem Lande ob der Enns.

Zur Verpalissadirung der St. Georgs-Insel wurden von Traun, Freiling, Wilhering, Eschelberg und vom Vice-Dom-Amte in Linz je zwanzig, zusammen hundert Bauernknechte aufgeboten. Von Seite der Landesvertretung wurden Herr von Gabelkoven und Freiherr Ludwig Pernauer zu Pernegg als Begleiter der französischen Hilfstruppen beigegeben. Trotz der versprochenen Mannszucht wurden in Waizenkirchen, Mauthhausen, Efferding, Linz, Gallneukirchen und Freystadt viele Excesse begangen, worüber das landständische Archiv zu Linz interessante französische Originaldocumente bewahrt. Wie sehr zu jener Zeit überhaupt die Stadt Linz und das ganze Land unter dem Drucke des Feindes litt, kann beispielsweise daraus entnommen werden, daß der Stadtrath wiederholt gezwungen wurde, zum Transport des feindlichen Kriegsmaterials 250, 800 und später sogar 1300 vierspännige Transportwagen zu stellen. Auch wurde durch ein Befehlschreiben des commandirenden Generals der Stadt Linz die

Verpflegung der feindlichen Truppen strengstens aufgetragen und zugleich bekannt gegeben, daß ein Bataillon französische, ein Bataillon bayerische Infanterie, eine Escadron Cavallerie und mehrere hundert Mann Artillerie in Linz überwintern werden. Ein Bataillon Fußvolk war dazumal 600 bis 700 Mann stark. Unter solchen Umständen hatte der damalige Landschafts-Kriegscassier Leopold Rechberger ein schwieriges Amt zu verwalten.

Um diese Zeit erschien ein Patent des Churfürsten Karl Albert, womit dem Lande ob der Enns bekannt gegeben wurde, daß Adam Graf Taufkirchen, churfürstlich geheimer Rath und Vice-Dom zu Burghausen, zum Vice-Statthalter von Oberösterreich ernannt worden sei. Somit hatte die Autorität der früheren Regierungsorgane aufgehört, und die Bewohner blickten jetzt traurig der Zukunft entgegen. Aber da langte, einer trostreichen Botschaft des Himmels gleich, ein Patent Maria Theresia's an, worin die Abstellung der vom Feinde ausgeschriebenen Contribution angeordnet wurde; sie befahl darin wörtlich „allen getreuen Vasallen und Unterthanen, dem Feinde weder etwas zu bezahlen, noch zu liefern oder zuzuführen", und gab bekannt, „daß die gegen den Feind beorderten Truppen den schärfsten Befehl erhalten haben, Allen beizustehen, die an dem kaiserlichen Erzhause festhalten, und ihnen alle mögliche Hilfe angedeihen zu lassen". Trotz der Wachsamkeit des Feindes war dieses Patent vielen Bürgern zugekommen, erregte große Freude und belebte neu den Muth der gedrückten Bewohner.

Das bedrohte Wien.

Bei all den vorbeschriebenen Ereignissen rückte die Gefahr des Krieges immer drohender gegen die Kaiserstadt heran. Ende des Monats August standen die Feinde bereits in St. Pölten, von wo Graf Segur eine Aufforderung zur Uebergabe von Wien erließ. Auch das Städtchen Dürrenstein (Bild Seite 473) mit seiner herrlichen alten Burgruine war von feindlicher Gewalt bedroht, rettete sich jedoch durch eine glückliche Kriegslist.

Malerisch, wie kaum ein zweites auf der ganzen Donaufahrt von Ulm bis Wien, grüßt den Wanderer das Städtchen Dürrenstein in Niederösterreich (V. O. M. B.). Es liegt dicht am nördlichen (linken) Ufer des Stromes und prächtig erhebt sich hinter den Häusern des Städtchens der vielfach zerklüftete Fels, welcher die durch den, wenn auch kurzen Aufenthalt des gefangenen Heldenkönigs Richard von England, beigenannt Löwenherz,*) welthistorisch berühmt gewordene Ruine der mächtigen Burgfeste trägt. Das Städtchen selbst ist uralt, findet sich schon in den Urkunden des 11. Jahrhunderts und verkünden noch heute die Reste der alten Wälle, die Thore — man sieht, daß das Ganze ein Dreieck bildete und die Burg sammt dem alten Städtchen von allen Seiten abgeschlossen war und vertheidigt werden konnte — die Ruinen des Clarisserinnenklosters, die alte massive Bauart der meisten Häuser dem Auge die mittelalterliche Entstehung dieser Bauwerke.

Ueber die Schicksale dieser Stadt ist indessen nur wenig bekannt und sie knüpfen sich meist an jene der alten Feste, zu deren Füßen das Städtchen liegt. Bis in das 12. Jahrhundert saß hier ein eigenes Dynastengeschlecht, die Tyrn-

*) Ausführlichstes darüber in M. Bermann's „Alt- und Neu-Wien", Seite 128 bis 135. A. Hartleben's Verlag.

steiner; dann erscheinen die ritterlichen Herren, genannt Hunde von Kuenring, als Eigenthümer der herrlichen Feste und dem berühmten Hadmar von Kuenring wurde vom Herzog Leopold von Oesterreich, genannt der Tugendhafte, aus dem Geschlechte der Babenberger, König Richard von England zur Huth übergeben, als derselbe in Wien als Flüchtling und in Verkleidung entdeckt und gefangen genommen war (1192). Als später die Kuenringer berüchtigte Empörer und Raubritter wurden, bezwang sie Herzog Leopold der Streitbare durch List und Gewalt, brach deren Felsenburgen Dürrenstein und Aggstein und sie mußten sich seiner Gnade unterwerfen. Als 1355 die Kuenringer mit Leuthold III. ausstarben, kam die Burg an die Herren von Meissau, 1425 an die Ebersdorfer, später an die Enenkel, die Zinzendorf und endlich

Josef II. als Kind. (Seite 455.)

1663 an die Starhemberg, welche sie noch besitzen. Am 26. März 1645 wurde die Burg von den Schweden eingenommen und in Trümmer gelegt. Seit dieser Zeit bildet sie bis auf den heutigen Tag dennoch immer ein höchst interessantes Bild und das Ziel von wißbegierigen Ausflügen der Reisenden.

Die Bayern waren bis herab nach Stein und Mautern gedrungen und hatten also ihr Lager ganz nahe bei Dürrenstein aufgeschlagen, das sie zu überrumpeln gedachten. Aber als der Commandant durch sein Fernrohr nach dem Städtchen blickte, um seine endgiltigen Dispositionen zu treffen, entfuhr ihm ein lauter Fluch. Seine Kundschafter hatten ihn benachrichtigt, daß Stadt und Feste schutzlos wären, und siehe da! er bemerkte deutlich aus jeder Schießscharte eine Geschützmündung hervorragen, zahlreiche bordirte Hüte spazierten hinter iden Brüstungen herum; ein Rittmeister, den er mit einer Escadron auf Recognoscirung ausgeschickt hatte und der sich ziemlich weit vorwagte, brachte die Nachricht, er habe deutlich die Alarmtrommeln rasseln und die Commandorufe ertönen

hören, es läge somit eine starke Besatzung in der Stadt und er habe trachten müssen, so schnell als möglich aus der Schußweite zu kommen. Der Commandant hatte andere Dinge zu thun, als sich mit der Blocade und Erstürmung einer anscheinend so gut vertheidigten Stadt zu befassen, umsomehr als Feldmarschall Khevenhüller bereits mit dem Gros seiner Armee im Anmarsche war und der bayerischen Armee leicht den Rückzug abschneiden konnte, und so zog es der Commandant vor, wieder in das Hauptquartier des Churfürsten abzurücken.

Kaum war dies geschehen, so wurden die Thore von Dürrenstein geöffnet, die jubelnde Bevölkerung zeigte sich auf den Wällen und umtanzte die dräuenden Geschütze, deren Anblick den Feind so in Furcht gesetzt; aber es waren dies nichts weiter als — harmlose Ofenröhren, die auf angestrichenen Holzgestellen, Blöcken oder alten Wagenrädern ruhten; es erwies sich ferner die zahlreiche Bemannung, in der Nähe besehen, höchstens als erschreckend für genäschige Sperlinge, denn sie bestand aus zahlreichen langen — hölzernen Stangen, auf welchen dreieckige Hüte, mittelst Kreide weiß bordirt, und nach Militärsitte aufgestülpt, angebracht waren, die hinter den Brüstungen als Mannschaft fungiren mußten. (Bild Seite 361.) So war also das Arsenal beschaffen, mit welchem beim Heranrücken der Feinde die Wälle, nach einer Idee des Bürgermeisters, armirt wurden, und jeder Bürger hatte unter fröhlichem Gelächter und voll bester Hoffnung für das Gelingen sein Schärflein an Ofenröhren, Rädern, Hüten u. s. w. aus der eigenen Wirthschaft beigestellt. Ein invalider Corporal war, in Begleitung einiger aufgeweckter Schuljungen, fleißig bemüht gewesen, auf gewaltigen Trommeln rasselnd und martialische Commandoworte ausstoßend, durch die Straßen zu ziehen. Und so kann es dem Feinde wahrlich nicht für übel genommen werden, daß er sich von der allem Anscheine nach so wohl vertheidigten Stadt zurückschrecken ließ — eine geschichtliche Thatsache, auf welche noch heute die Nachkommen der Bewohner Dürrensteins mit Stolz blicken.

Der Parlamentär, welcher in Wien mit der Aufforderung zur Uebergabe erschien, wurde allerdings ohne Antwort abgewiesen, indeß drohte der Stadt nochmals der Schrecken einer Belagerung und die nunmehrigen Materialien zum Kriegführen waren denen der Türken vom Jahre 1683 denn doch riesenhaft überlegen. Nichtsdestoweniger entwickelte sich in Wien ein allgemeiner Enthusiasmus für die Sache Maria Theresia's. Während sich feindliche Reiterhaufen bereits am Niederberge zeigten, die Landleute aus jener Gegend mit ihren Wagen Unterkommen in Wien suchten, dagegen so manche vermögliche Bürger aus Wien flüchteten, wurden die Archive und Cassen nach Graz gerettet und es erhielt Graf Ludwig Andreas Khevenhüller das Commando mit 7400 Mann. Leider befanden sich die Festungswerke im elendesten Zustande, sie hatten durch dazwischen gebaute Häuser, Ställe und Gärten alle Verbindung verloren. Mit der geringen Mannschaft war nur die eigentliche Stadt zu halten und man gedachte die Leopoldstadt preiszugeben. Man richtete Minengänge vor, man trug die Schindeldächer in der Stadt ab, häufte Lebensmittel an und hoffte sechs Wochen lang wenigstens Wien zu behaupten. Als sich in den Cassen nur ein Baarvorrath von etwa 100.000 Gulden befand, beschloß man, alles Privat- und Kirchensilber einzuschmelzen und kupferne Scheidemünzen zu schlagen. Daß übrigens die Stimmung unter den Soldaten nicht die beste war, sieht man aus einem Befehle Khevenhüller's gegen die Sucht, die Befehle und Anordnungen der Vorgesetzten öffentlich zu tadeln, welche Gehorsam, Zucht und Ordnung aufzulösen drohte. Auch wurden Denkmünzen von bayerischen Agenten verbreitet mit der Aufschrift: „Reichen zu trutzen, Pfaffen zu stutzen und Armen zu nutzen."

Khevenhüller traf mit Ruhe und Umsicht die nöthigsten Anstalten. Es wurde die Donau gesperrt, die Werbungen eröffnet, die Stadt verproviantirt. Alle Waffenfähigen drängten sich zu den errichteten Corps, deren besondere von Studenten, Hofbefreiten, herrschaftlichen Jägern und von mehreren Zünften entstanden. Das Stadtguardi-Regiment wurde zu einem Linien-Regimente umgestaltet und ist als solches bis heute im Verbande der Armee verblieben. Was nicht zum Waffendienste tauglich war, betheiligte sich bei der Ausbesserung der Festungswerke. Es war insbesondere nothwendig, einige Häuser zwischen dem Rothenthurm- und Neuthor abzubrechen und hierbei betheiligten sich Männer und Frauen aller Stände; neben Personen in zerlumpten Röcken sah man solche in Seide und Sammt mit dem Schiebkarren arbeiten, die Frauen der Stadträthe begaben sich im Zuge zur Arbeit und ihrem Beispiele folgten die Damen des Adels und die Bürgerinnen. Nicht minder thätig und unermüdlich hantirend war der Bürgermeister Johann Adam von Zahlheim (geb. 1694, gest. 1743). Eine besondere, aus den Landständen und hohen Regierungsbeamten zusammengesetzte Commission sorgte auf's eifrigste für die Sicherung der Stadt.

Es ist uns ein Tagebuch aus jenen Tagen überliefert geblieben, welches, obwohl nur den Zeitraum vom 10. September bis 11. October 1741 umfassend, dennoch recht Interessantes enthält. Darin heißt es unterm 10. September: „Obschon der Feind sehr nahe steht und eine zahlreiche Artillerie mit sich führt, so zweifelt man doch, daß für heuer mit der Belagerung Ernst es werden soll, weil theils die Festung sich in einem guten Vertheidigungszustand befindet und noch alltäglich verbessert wird, theils aber auch die Garnison bereits so ansehnlich ist, daß der Feind einen hinlänglichen Widerstand finden würde, und die ungarischen Truppen alle Tage mehr und mehr im Stande sind auszurücken." — Vom gleichen Tage wird vermeldet, daß die Königin Maria Theresia in Wien gewesen, der Procession beigewohnt habe, jedoch Nachmittags wieder nach Preßburg gereist sei. An diesem Tage wurden auch in Wien 30.000 Eimer Wein eingeführt. Es wurden für die ungarische Miliz in aller Eile 30.000 Säbel, Pistolen und Gewehre zugerichtet, und dem Feldmarschall Palffy wurde der Herzog von Sachsen-Hildburghausen zu deren Commandirung beigegeben. Die Ungarn schickten am 15. September Deputirte an den Churfürsten von Bayern, mit der Drohung, daß sie im Falle eines Krieges ihre Königin mit vereinten Kräften unterstützen werden. Am 16. lagerten bereits 10.000 Mann Soldaten in der Gegend um Wien; in der Stadt und in den Vorstädten wurden 40.000 waffenfähige Männer gezählt.

Am 19. begab sich die Kaiserin-Witwe, Amalie Wilhelmine, nach Klosterneuburg, Witwe-Kaiserin Elisabeth Christine nach Neustadt; der kleine Prinz Josef wurde nach Preßburg gebracht. Am 23. begannen die Bürger mit ihren Exercitien in Feuer auf den bürgerlichen Schießstätten; am selben Tage erregte es in Wien große Freude, daß die Ungarn den Großherzog Franz zum Mitregenten ernannten. Vom 25. an wurden die Stadtthore förmlich gesperrt und ohne höchste Noth Niemand mehr aus- und eingelassen; auch wurde verkündet, daß nächtlicherweile Niemand mit Windlichtern oder sonstigem Feuer auf der Gasse gehe, um in den verschiedenen Pulvermagazinen alles Unglück zu verhüten; desgleichen auch, daß die Laternen durchaus wohl verwahrt bleiben sollen. Es ging auch die ganze Nacht die Rumorwache mit einigen Sicherheitscommissären herum, weil man von Spionen und Verrätherei hörte. Der von Linz zu Wasser angekommene Nürnberger Bote wurde angehalten und Niemand durch vierundzwanzig Stunden aus dem Schiffe gelassen, wobei eine starke Cürassierwache stand, weil man einige französische Spione im Schiffe vermuthete. Feldmarschall-Lieutenant Karl Graf Palffy hatte sich von Enns

nach Wien retirirt; er erhielt einen Verweis, daß dies ohne Noth geschehen sei, und wurde mit drei Cavallerie-Regimentern und einiger Infanterie wieder bis an die Grenze von Oberösterreich commandirt.

Vom 4. bis 6. October wurden die vor der Stadt bisher gestandenen Infanterie-Regimenter in die Stadt hereingezogen; zu deren Einquartierung wurden meistens die herrschaftlichen Freihäuser und Paläste bestimmt, „also, daß man in den vornehmsten Palästen alles von Musketieren und Croaten auf den Fenstern der herrschaftlichen Zimmer herumsitzen sieht, in der Stadt herum aber die Zapfenstreiche mit Trommeln und Pfeifen und sonst lauter Soldatenmusik hört". Am 6. October Nachts hatten die Waldeck'schen Musketiere in den Wein- und Bierhäusern Raufereien und Excesse verübt, weshalb des andern Morgens vor dem fürstlich Schwarzenberg'schen Hause (Mehlmarkt), als der Hauptwache, in Gegenwart des Obersten und der Regimentsofficiere acht Mann jeder mit 40 bis 60 Prügel abgestraft wurden, „wobei zugleich über 100 Recruten von der Landschaft übernommen, daselbst in Parade gestellt worden, damit sie theils dem Frühstück der insolenten (übermüthigen) Kameraden zuschauen und nachher in die Compagnie abgetheilt werden konnten".

Am 7. October wurde am Vormittage ein bayerischer Oberst nebst einem Trompeter mit verbundenen Augen hereingeführt, welchen Graf Palffy mit seinem Adjutanten nach Wien zum Commandanten geschickt. Er wurde, seinem Vorgeben nach, vom Churfürsten an die Kaiserin Amalie geschickt, was Palffy nicht glauben wollte und am sichersten zu handeln dachte, wenn er den Boten nach Wien sende. In der Stadt entstand aber großer Lärm, weil man meinte, Wien wäre zur Uebergabe aufgefordert worden.

Währenddem war aber König Friedrich auch nicht müßig; er drängte zum schnellsten Angriff auf Wien. Er malte sich schon die Wirkung des schrecklichen Schlages für Maria Theresia aus, wenn die Fahnen ihrer Feinde auf den Wällen der Hauptstadt flatterten. Deshalb sendete er seinen neugewonnenen Feldmarschall, den aus Oesterreich entwichenen Freiherrn Samuel von Schmettau, an den Churfürsten, um zur Eile zu treiben.

Am 11. October 1741 erschien folgende Kundmachung in Wien: „Von Weiland Römisch-Kaiserlicher Majestät hinterlassenen löblichen Hofkriegsraths wegen wird hiermit kund gemacht: Nachdeme Samuel Freiherr von Schmettau, aus Schlesien gebürtig, in Weil. Caroli VI. Röm. Kaiser höchstseligen Gedächtnuß Militar-Dienst im Jahr 1718 getreten, forthin zum Kaiserl. General-Wacht- und Quartiermeister, Feldmarschalllieutenant und Feldzeugmeister befördert, ein Kaiserl. Regiment zu Fuß ihme untergeben, er auch erst den 3. April laufenden Jahres von der zu Hungarn und Böheim Königl. Majestät Erzherzogin zu Oesterreich, Unserer allergnädigsten Frauen, zu Dero Feldmarschallen ernennet, und während solches zweiundzwanzigjährigen Diensten in zerschiedlichen sehr wichtigen Militar-Verrichtungen und Expeditionen gebrauchet, ihme auch fast zu gleicher Zeit seiner erlangten Feld-Marschallens Würde auf sein bittliches Anlangen die Erlaubnuß nacher Karlsbad zur Pflegung seiner Gesundheit geben zu können, ertheilet worden, er hingegen auf Leipzig, Berlin, und wo König in Preußen gestanden, sich nicht nur allein begeben, sondern den 15. Mai darauf in einem aus Troppau datirten an Ihro Königl. Majestät Unserer allergnädigsten Frau erlassenen Schreiben seine Militar-Charge und Regiment resigniret, auch ohne Abwartung ob Ihre Kön. Majestät Ihme seiner abgeschwornen Pflicht entlassen, eben zur Zeit, wo König in Preußen mit seinen Truppen in das Herzogthum Schlesien eingefallen, bei ihme Dienste angenommen, also daß Ihro Kön. Majestät bemüssiget worden, ihme Schmettau den 9. Juni abhie durch Dero Hof-Kriegsrath bedeuten zu lassen, welchergestalten Allerhöchst dieselbe diese seine auf eine so

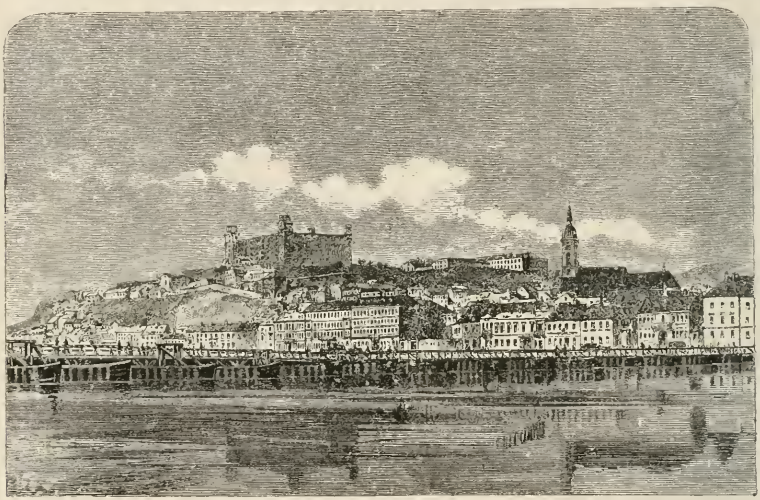
außerordentlich und bei dem Militari keiner Dingen erlaubte Art angemaßte Resignation nicht bewilligten, sondern er Schmettau sich in Wien stellen, sein etwann habende Klagen und Beschwerden vorbringe und fürnemlich wegen seines untergehabten Regiments über 80.000 Gulden sich belaufenden Cassa-Abgang, worunter 26.000 Gulden begriffen, so er Schmettau ohngebührlich sich zugeeignet, dann anderer ihme zur Verantwortung aufliegenden ohnzuläßigen Handlungen halber Red und Antwort geben, und Ihro Kön. Majestät Allerhöchsten weiteren Entschluß gewärtig sein sollen; er aber weder dieser Kraft seines eigenhändigen Antwort-Schreiben vom 27. Junii ihme richtig behändigten: weder der zweiten den 23. Augusti ihme zugefertigten und besagter preußischen Herrn Feldmarschallen Grafen Schwerin dem Herrn Feldmarschallen Grafen von Neuperg den 28. ejusdem ertheilten Nachricht ihme zugesendten Verordnung und Citation bishero nachgekommen, ja viel mehren sich zu des Churfürsten in Bayern wider Ihro Kön. Majestät Unserer allergnädigsten Frauen zugehörigen Erblanden zusammengezogen und wirklich anzurückenden feindlichen Armee gewendet, solcher mit Rath und That beistehet, forthin seinen vorigen Pflichten, dessen er bishero nicht entlassen, treulos zugegen zu handeln sich nicht scheuet, so haben Ihro Königl. Majestät aus gerechtestem Antriebe der Justiz ein Kriegs-Recht zusammen zu setzen und jenes was man ihme Schmettau, wofern er in Nichtbefolgung deren bisherigen beeder Citationen seinen Ohngehorsam weitershin bezeigete, zum Voraus schon angedeutet hat vorfinden nehmen zu lassen entschloßen."

„Wirdet demnach Er Samuel Schmettau im Namen Ihrer zu Hungarn und Böheim Königl. Majestät Unserer Allergnädigste Frauen durch öffentlichen Trommelschlag zum dritten und letztenmal hiermit dergestalten citiret und vorgeladen, daß er innen zehn Tagen von nun an allhier erscheinen, sich gebührend anmelden, über alles, was man ihme vorhalten wirdet, gehörig verantworten, wie im widrigen und im Fall der Nichterscheinung das Kriegs-Recht niedergesetzet werden und er zu erfahren haben solle, daß man wider ihme nach Kriegsgebrauch und denen Artikuln gemäß fürgehe, auch jenes vorkehre, was auf ein dergleichen Verbrechen die Rechten setzen und ordnen thun. Wien, den 10. October 1741. L. S. Ex consilio bellico. Wien die et anno supra."

Schmettau war am 26. März 1684 geboren, trat in fürstlich Anspach'sche Militärdienste und focht zuerst rühmlich unter Prinz Eugen und Malbourough bei Hochstädt (1704), wurde 1714 in Sachsen aufgenommen, wo er bei den sogenannten Conföderations-Unruhen dem Könige August II. von Polen so wichtige Dienste leistete, daß ihn derselbe nach der Schlacht bei Kowalewe zum Obersten der Artillerie ernannte. Nach der Schlacht bei Belgrad (1717) trat er in österreichische Dienste, focht als Generalfeldwachtmeister rühmlich in der Schlacht bei Villafranca und erhielt darauf den Oberbefehl bei der Belagerung von Messina (1720). Später beruhigte er den Aufstand in Genua (1731), zog als Feldmarschall-Lieutenant gegen die Franzosen an den Rhein (1733), 1737 mit gleichem Waffenruhm gegen die Türken und wurde 1741 Feldmarschall. Schmettau galt für den besten Kenner des österreichischen Kriegswesens, aber der helle Kopf besaß ein falsches Herz, war unverträglich, rachsüchtig und in Bezug auf Geldsachen vollkommen gewissenlos. Schon 1735 war er wegen Unterschleifes in Untersuchung gewesen und hatte, wie aus dem vorhin mitgetheilten hofkriegsräthlichen Actenstücke ersichtlich, abermals die Aussicht wegen Veruntreuung vor Gericht gestellt zu werden. Dies war die Ursache, warum er beim Ausbruche des Krieges nach Preußen ging und seine Stelle im Heere Maria Theresia's niederlegte, denn der in den Verhimmlungsschriften über diesen Verräther angegebene Grund, es hätte ihn Friedrich II. als „preußischen Vasallen" reclamirt (die Familie Schmettau kam gegen Ende des 15. Jahrhunderts

aus Ungarn nach Glatz), ist ein unendlich fadenscheiniger, umsomehr als seine erneuete Adelsbestätigung und seine Aufnahme in den böhmischen Herrenstand durch die Kaiser Leopold I. und Karl VI. erfolgte. Aber der Mann war dem Preußenkönige unendlich erwünscht, da derselbe für Oesterreich höchst gefährlich zu werden versprach.

Aber Friedrich verwandte Schmettau nicht bei seinem Heere in Schlesien, er war so egoistisch, zu fürchten, man würde dann seine Siege dem kriegserfahrenen Feldherrn zuschreiben, sondern sandte ihn als Rathgeber an den Churfürsten Karl Albert (der ihn und seine ganze Familie 1742 in den Reichsgrafenstand erhob). Nun drang Schmettau auf schnellen Angriff Wiens; er bedeutete, die Befestigungen seien nichts werth, man könne die Leopoldstadt schnell besetzen, Wien mit einem Hagel von Geschossen überschütten; es werde dann das erschreckte Volk die Besatzung selber zwingen, die Stadt zu übergeben; sei dann Wien genommen, so falle Böhmen von selber. Es war ein höchst



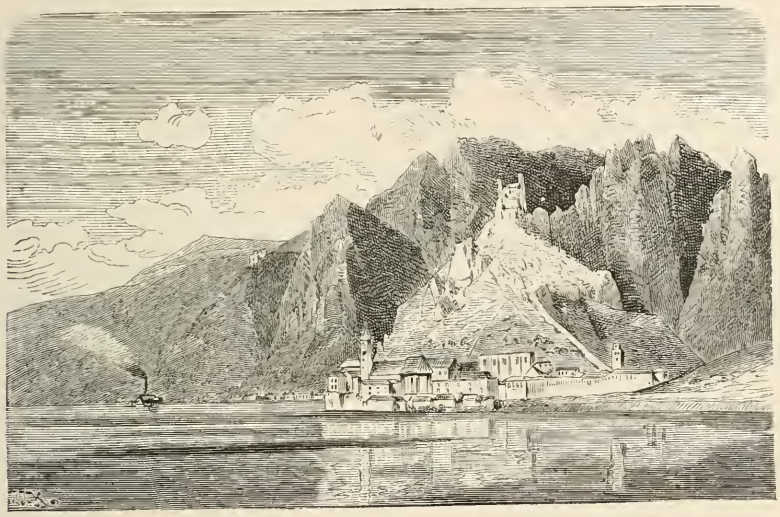
Preßburg mit dem Schlosse. (Seite 451.)

gefährlicher Rath, der da ertheilt wurde; glücklicherweise aß der Churfürst die Suppe nicht so heiß, als sie ausgekocht wurde, und seine Langsamkeit rettete die Hauptstadt.

Maria Theresia, welche ebenfalls auf die Rettung Wiens um jeden Preis bedacht war, der unabsehbaren moralischen Folgen wegen schon, konnte dies nur bewerkstelligen, wenn sie Neipperg mit einem Ersatzheere dahin abzusenden vermochte, und dazu gehörte vor Allem, sich mit Friedrich zu vertragen. Und während sie diesen Umstand erwog, kam ihr unterm 15. September 1741 ein Wink von Seite des Lords Hyndford zu, daß Friedrich nicht abgeneigt wäre, Frieden zu schließen; ja, es kam zugleich der vom Könige dem englischen Gesandten dictirte Entwurf, welcher als Grundlage des Friedens dienen sollte und welcher lautete: „Ganz Niederschlesien, den Fluß Neisse als Grenze, die Städte Neisse und Glatz gehören uns (den Preußen), jenseits der Oder bleibt die alte Grenze zwischen den Herzogthümern Brieg und Oppeln, Breslau gehört mir; die religiösen Angelegenheiten bleiben wie sie sind; Schlesien bleibt unabhängig von Böhmen und wird auf ewige Zeiten abgetreten. Dafür greife ich nicht weiter an und belagere Neisse nur zum Scheine; der Commandant übergiebt dann

die Festung und zieht sich zurück. Ich bleibe ruhig im Winterlager und das österreichische Heer kann hinziehen, wohin es will. Der Vertrag muß in zwölf Tagen abgeschlossen sein." Noch fügte Friedrich mündlich die Bedingung bei, daß dieser Vertrag geheim bleiben müsse.

Da nun Wien um jeden Preis gerettet werden mußte, die Noth drängte, daß sich die Königin mit ihrem rührigsten Gegner abfände, deshalb gab Maria Theresia unverzüglich die Vollmacht zum Abschlusse; nur wünschte sie Neisse und Glatz zu behalten; sie gab aber zuletzt auch hinsichtlich Neisses nach, wegen Glatz jedoch nicht, ebensowenig gab sie zu, daß Friedrich Winterquartiere in Böhmen beziehe. So kam denn am 9. October Neipperg in Begleitung des Generalwachtmeisters Robert Scipio von Lentulus (geb. 1714, gest. 1786) mit dem Könige im Starhemberg'schen Schlosse Kleinschnellendorf zusammen. Friedrich hatte den Obersten Goltz und den Gesandten Hyndford mitgebracht; kein anderer Mensch war zugegen, denn der französische Gesandte



Städtchen und Feste Dürrenstein. (Seite 464.)

Valori sollte nichts davon erfahren und die Verhandlungen verschwiegen bleiben, wie das Grab. Der Gesandte führte das Protocoll. Man kam überein: „Neipperg zieht sich am 16. unbelästigt nach Mähren zurück, der König belagert Neisse zum Scheine, das sich ihm nach vierzehn Tagen ergiebt. Friedrich behält Niederschlesien und Neisse und Maria Theresia wird es im Frieden feierlich abtreten. Ein Theil des preußischen Heeres darf bis Anfangs Mai 1742 in Oberschlesien überwintern, aber nicht brandschatzen oder Recruten ausheben. Friedrich enthält sich aller weiteren Feindseligkeiten gegen Maria Theresia und den Churfürsten von Hannover. Der Vertrag bleibt geheim; Neipperg, Lentulus und Hyndford geben ihr Ehrenwort dafür."

Weder der König, noch Neipperg unterschrieben das über den Vertrag aufgenommene Protocoll; Hyndford gab jedem eine Abschrift und Lentulus eilte damit nach Wien. Dann nahm Friedrich den Feldmarschall wie den Gesandten an ein Fenster und that sehr freundlich und vertraulich mit Beiden. Er sagte dem Engländer, daß er kein Feind Georg's II. sei und das Heer unter dem Dessauer aus seiner drohenden Stellung zurückrufen werde; dem General gestand er offen, er habe sich allerdings mit Bayern, Frankreich und

Sachsen verbündet, allein er wolle viel lieber auf gutem Fuße mit Maria Theresia stehen; er möge den Sachsen nicht, noch, daß der Franzose weiter um sich greife. Er rieth Neipperg, sich rasch mit Lobkowitz zu vereinigen und dann über die Franzosen herzufallen; siege die Königin von Ungarn, so werde er sich vielleicht mit ihr verbinden, unterliege sie, nun, dann müsse eben Jeder für sich selber sorgen. Es wurde auch noch ein Weg besprochen, auf dem man in geheimer Correspondenz mit Wien stehen könne, dann schied man von einander, die gegenseitige Freundschaft betheuernd.

Maria Theresia, fest entschlossen, den Vertrag zu erfüllen, theilte ihn selbstverständlich ihrem Gesandten mit, gebot aber die strengste Geheimhaltung. Am 16. October brach Neipperg über Jägerndorf und Troppau nach Mähren auf; sein Nachtrab plänkelte zum Scheine mit den Preußen. Friedrich zog am 17. October vor Neisse, eröffnete die Laufgräben und am 26. die Kanonade; am 31. ergab sich die Stadt und es zog die Besatzung mit allen kriegerischen Ehren ab. Der französische Gesandte in Friedrich's Lager, Marquis Valori, ward vollkommen getäuscht.

Aus den Tagen der Besetzung Schlesiens ist ein ungemein sarkastischer poetischer Erguß aufbewahrt geblieben, das sogenannte „Soldaten-Vaterunser". Wir müssen aber voransschicken, daß die Sitte, das Gebet des Herrn zu politischen Gedichten zu verwenden, so wenig geeignet es unstreitig ist, dennoch schon mit dem 16. Jahrhundert in Aufschwung kam; dieselbe war zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und selbst noch viel später noch immer allgemein beliebt. Das älteste derartige Gedicht ist wohl: „Das Vaterunser des Herzogs Ulrich von Württemberg" vom Jahre 1519 und demselben folgte „das Heydelbergische und Rebellen-Vaterunser" von 1621. Das gegen die preußischen Truppen gerichtete „Soldaten-Vaterunser", welches wir hier nachstehend mittheilen, hat sich im Volksmunde am längsten erhalten und wird auch speciell „das schlesische Bauern-Vaterunser" genannt.

Soldaten-Vaterunser.

Wenn der Soldat zum Bauern kehrt ein,	
Grüßet er ihn mit freundlichem Schein	Vater
Danket ihm daneben zu aller Frist,	
Bauer was du hast, alles ist	unser
Dagegen danket ihm der Baur	
Der Teufel führt dich her du Laur	der du bist
Sei gewiß, daß dich noch strafen wird	
Der Herr, der oben auf regiert	in dem Himmel
Ich glaube, daß man kaum einen find't	
Der aus diesem verfluchten Gesind	geheiliget werde
Ach Gott kein Volk lebet auf dieser Erde	
Durch welchen mehr gelästert werde	dein Name
Ihr meistes Wort ist jedes Mal	
Was der Bauer hat, dasselbe All'	zukomme uns
Ja lieber Herr, wenn sie nur kunnten,	
Zu plündern sie sich unterstunden	dein Reich
So du sie würdest erschlagen	
So würde die ganze Bürgerschaft sagen	dein Wille geschehe
Wenn wir quitt wären dieser Pein	
So wären wir armen Bauern fein	wie im Himmel
Ich weiß nicht, wo das Gesind hinfährt	
Im Himmel sind sie nicht viel werth	also auch auf Erden
Sie nehmen unser Gut und Hab	
Und schneiden uns vor dem Maul ab	unser täglich Brot

Daß wir sie alle in dieser Nacht
Mögen erschlagen mit großer Macht — gieb uns heute
Wir haben dies gleichwohl alle verschuldt
Nimm uns Herr wieder auf zu Huld — und vergieb uns
Wo diese Leute lange bei uns bleiben
So werden sie uns in Elend vertreiben
Wollen schlafen bei unsern Töchtern und Weibern — als auch wir
Was nun ansehen die Augen ihr
Müssen wir alles umsonst schier — vergeben
Niemand bleibt darum, auch wir
Müssen bezahlen die Schulden ihr — unseren Schuldigern
Niemand kann brauchen die Rößlein sein
Ohn' Unterlaß beißt es, Bauer, spann' ein — und führe uns
In dem Hause ist alle Tag viel Prassen,
Gar oft sie uns in der Stube lassen — nicht
Welches denn schmerzlich eindringt
Und manchen ehrlichen Mann oft bringt — in Versuchung
Auch alle die solches Böses treiben
Die lass', Herr, nicht lange bei uns bleiben — sondern erlöse uns
Die Frommen aber spar gesund
Und behüte sie zu aller Stund — von allem Uebel, Amen.

Am 7. November 1741 empfing König Friedrich in Breslau die Huldigung. Noch bevor hatte sein Minister Podewils in einer Anrede auseinandergesetzt, es wolle der König mehr geliebt als gefürchtet sein. Als aber dann die Stände um Erhaltung ihrer Privilegien und Freiheiten baten, da erklärte Friedrich, er werde solche nur aufrecht erhalten, insofern sie „mit den wahren Interessen des Landes verträglich wären", mit anderen Worten: „das ständische Wesen paßt nicht zu meinem preußischen Absolutismus". Und in der That schlief es auch alsbald ein. Das Generalsteueramt wurde sogleich aufgehoben, der König zog die Verwaltung der Landeseinkünfte an sich. Einigen Vertrauensmännern aus dem schlesischen Adel erklärte Friedrich, er wolle, als Freund der Toleranz, daß die verschiedenen Confessionen sich gut miteinander vertrügen; er werde deshalb ohne Ansicht der Religion im Justizfache Schlesier anstellen und nur je einen Brandenburger in einem Collegium; was jedoch das Finanzwesen anbelange, da könne er keinen Schlesier brauchen, und wollten sie sich dazu fähig machen, so müßten sie zuerst im Brandenburgischen die dortigen Einrichtungen kennen lernen. Es wurde nun ein Cataster (Steuerbuch) angefertigt und binnen kurzer Zeit hatte Friedrich gegen zwei Millionen Thaler aus dem Lande gezogen. Auf die Verwahrung der Schlesier gegen diese Höhe der Auflagen entgegnete man ihnen: „Seine Majestät besitzt das Land jure belli (von Krieges Rechts wegen) derart, daß Alles, was den Einzelnen in den Händen gelassen wäre, eigentlich Seiner Majestät gehöre, bis auf das wenige, was Allerhöchstdieselben aus lauter Gnade ihnen vergönnten." Ach, wie viele Schlesier sehnten sich da nach dem milden Regimente des österreichischen Kaiserhauses, nach dem freundlichen österreichischen Militär zurück!

Friedrich eilte von Breslau nach Berlin, wo er selbstverständlich mit ungeheurem Jubel aufgenommen wurde; er brachte ja eine neue Provinz mit. Er hatte durch Bruch der Verträge Niederschlesien gewonnen, durch Wortbruch an seinen Verbündeten den Kleinschnellendorfer Vertrag geschlossen und Neisse erlangt; es sollte sich auch bald zeigen, daß er gleich von Anfang an eine gleiche Treulosigkeit gegen die Oesterreicher mit dem letztgenannten Vertrage beabsichtigt hatte. Friedrich's Mißtrauen gegen die Franzosen war freilich wohlbegründet. Der König hatte Schmettau an den Churfürsten gesandt, um ihn zur schnellen Besitznahme Wiens anzutreiben, für welchen Plan Karl

Albert anfangs Feuer und Flamme schien; aber der beim Churfürsten befindliche französische Bevollmächtigte, Karl Justus Marquis von Beauvau (geb. 1720, gestorben als Marschall 1793), widersprach dieser Ansicht, und als Schmettau den Marquis vom wahrscheinlichen Gelingen der Eroberung Wiens vertraulich zu überzeugen suchte, entgegnete ihm dieser ebenso vertraulich: „Ja, aber dann braucht uns ja dieser Mensch nicht mehr, und solches wäre doch ganz und gar gegen unseren Vortheil.“ Natürlich, Frankreich wollte kein starkes Bayern an der Stelle des zu zertrümmernden Oesterreich, sondern nur ein vergrößertes Preußen, ein vergrößertes Sachsen, ein vergrößertes Bayern; ein gelähmtes Oesterreich; aber alle vier sollten, auf einander gleich eifersüchtig, gleich ohnmächtig sein und dergestalt sammt und sonders an der französischen Leine gehen. Aeußerte sich doch selbst Karl Albert später: „Die Franzosen wollen die Geiße und das Kraut erhalten, den einen durch den anderen aufreiben, um selber den Löwenantheil zu bekommen.“

Die Franzosen wollten auch, daß Friedrich nicht zu mächtig werde. Eines Tages fiel dem französischen Gesandten Valori während des Gespräches mit dem König, ohne daß er es bemerkte, ein Papier aus der Tasche, welches Friedrich sofort mit dem Fuße bedeckte. Nachdem sich der Gesandte entfernt, öffnete der König das Schreiben — es enthielt die Weisung an den Gesandten, Alles zu thun, damit Friedrich die Festung Glatz nicht bekomme. Nun wollte der König den Franzosen im Betrügen zuvorkommen, war aber auch zugleich entschlossen, Oesterreich zu täuschen, das er nicht für ehrlich hielt. Es hatte ihn eben das Gefühl des Unrechts, das er an Oesterreich begangen, nicht glauben lassen, Oesterreich könne es je ehrlich mit ihm meinen. Als daher Franz Stefan sogleich nach dem Kleinschnellendorfer Vertrag an ihn vertrauensvoll schrieb, verhöhnte Friedrich den Schreiber, und so war er denn auch gleich anfangs entschlossen, den erwähnten Vertrag zu brechen. Den Vorwand dazu verschaffte er sich in der Bedingung, es müsse der Vertrag verschwiegen bleiben, was jedoch unmöglich war, denn das sogenannte Geheimniß errieth jeder halbwegs scharfsinnige Kopf. Sagte doch Friedrich selbst: „Ich hatte Grund, dem Hofe zu Wien, dessen Gesinnung mir bekannt war, zu mißtrauen; deshalb hielt ich es für klug, über den Vertrag ein unverbrüchliches Stillschweigen zu verlangen, denn ich sah voraus, daß sie es nicht halten würden, und das sollte mir den Anlaß geben, selber den Vertrag zu brechen.“ Der eigentliche Zweck dieser Hinterhältigkeit war, die wichtige Festung Neisse ohne Kampf zu erlangen, sich in Schlesien zu befestigen und das erschöpfte Heer ausruhen zu lassen. Kaum hatte solches Friedrich erreicht, als er Lord Hyndford in Berlin anfuhr: „Der Hof in Wien hat unser Geheimniß ausgeplaudert!“ Währenddem aber hatte dieser all' seinen Gesandten das tiefste Geheimniß zur Pflicht gemacht, so daß nicht einmal der schlaue Marschall Belle-Isle bestimmte Vermuthungen von dem Vertrage hatte.

Den Wiener Ereignissen anschließend, muß noch erwähnt werden, daß die Königin Maria Theresia am 11. December 1741 um zwei Uhr Nachmittags von dem Reichstage in Preßburg in die Kaiserstadt zurückkehrte. Sie erschien zu Pferde, in reicher ungarischer Tracht, umgeben von einem zahlreichen Gefolge ungarischer Großen. Die ganze Stadt wogte in freudiger Bewegung; die Bürgerschaft zog auf die Wälle und Basteien, die Hofbefreiten bildeten die Burgwache, die Professionisten besetzten die Ravelins (Wälle) und die Studenten die Contrescarpe (Außenwerke). Bei dieser Gelegenheit bildete sich neben der eigentlichen Bürgermiliz auch zuerst ein Corps von den sogenannten Schutzverwandten (d. i. solchen Einwohnern, welche weder Bürger noch Unterthanen waren, sondern gegen ein gewisses Schutzgeld unter dem Schutze

der Obrigkeit ihre bürgerlichen Gewerbe trieben), aus welchen in der Folge das zweite Bürger-Regiment entstand.

Vor dem Stadtthore (Stubenthor, die Königin kam bei der St. Marxer Linie herein) wurde die Königin von der Generalität, dem Adel und dem Stadtrathe erwartet, und als sie endlich erschien, mit lautschallendem Jubel empfangen. Mit anmuthstrahlender Hoheit dankte sie ihren „lieben Wienern", sprach freundlich zu den Studenten und Handwerkern und begab sich, in Besichtigung der Vertheidigungsanstalten und aufgestellten Truppen, über die Wälle und Basteien des rothen Thurmes, Neu- und Schottenthores zur Burg. Als sie ihren Fuß in die Wohnung ihrer Väter setzte, aus welcher sie kurz zuvor ihr Gegner für immer zu vertreiben gedachte, erschallten Geschütze und Glocken, und das Entzücken des Volkes überstieg alle Grenzen. Der Stadtcommandant, Graf Khevenhüller, kniete vor ihr nieder, küßte ihr die Hand und versprach, als sie ihn zum Oberbefehlshaber des gegen Bayern rückenden Heeres ernannte, seinen ersten Bericht aus München zu senden. Wir werden später hören, wie er in der That ritterlich sein Wort gehalten.

Im Jahre 1741 erschien auch der nachmals so gefürchtete Trenk mit seinen Panduren zum erstenmale in Wien, doch müssen wir diesem Manne einen eigenen Abschnitt widmen.

Trenk und seine Panduren.

Es giebt wenige Fremde, welche, wenn sie die schöne mährische Hauptstadt Brünn besuchen, nicht alsbald nach dem Kloster der Kapuziner fragen. Dieselben forschen aber weder nach den bescheidenen Zellen der ehrwürdigen Brüder, noch nach ihrer Kirche oder ihrem Refectorium, sondern in gespanntester Neugier nur nach der Klostergruft. Man führt sie nun hinab; in Reihen liegen die Reste der Kapuziner, ein Ordensbruder neben dem andern, aber sie Alle sind es nicht, um derentwillen man die schauerliche Stätte des Todes besucht.

Da — mitten unter ihnen — fällt ein Sarg auf, größer und breiter als alle gewöhnlichen Särge, und der Führer sagt, andächtig ein Kreuz schlagend: „Darin liegt der Trenk!" Während die Körper der Mönche auf bloßer Erde ruhen, hat der Gast hier eine bevorzugte Stelle; noch im Tode ist der in Saus und Braus wüst dahin gelebt habende Weltmann ein Gegensatz des demuthsvoll und fromm bescheidenen Mönches. Und wenn nun der Führer den Deckel von dem bauchigen Sarge hebt, erschaut das erstaunte Auge ein kolossales Knochengerüste, welches zeigt, daß der hier ruhende Mann eine Ausnahme von allen Uebrigen war, denn solche große, starke Knochen mußten eisenfeste Muskeln zusammengehalten, der weite Brustkorb mußte weiten Raum für Leidenschaften gegeben haben und diese Hülle war unbezweifelt die eines seltenen, ungewöhnlichen Menschen — berühmt, noch mehr aber berüchtigt, als er unter den Lebenden weilte.

Franz Freiherr von der Trenk, eines der abenteuerlichsten Kraftgenies des daran so reichen 18. Jahrhunderts, stammte aus einem alten Pommer'schen Geschlechte, von dem schon im dreißigjährigen Kriege sich einer auf der Seite der Protestirenden hervorthat; in den nach der Schlacht am Weißen Berge bei Prag erbeuteten Tagebüchern des jungen Prinzen von Anhalt wird der Name eines Hauptmannes Trenk in Verbindung mit jenem des Grafen von Mansfeld genannt.

Franz Trenk (Bild Seite 480) wurde zu Reggio in Calabrien am 1. Januar 1711 geboren, als sein Vater daselbst als kais. Oberstlieutenant stand. Als er aufwuchs, ward er gar bald ein Wunder von Schönheit und Riesenstärke, von unglaublicher Kühnheit und Geistesgegenwart, von Zornwuth, Habsucht und Wollust. Er redete fertig sieben Sprachen. Nachdem er 1727 seine Studien in Oedenburg beendigt, trat er in österreichische Dienste, hatte aber Händel über Händel, Liebesabenteuer über Liebesabenteuer, auch nachdem er sich 1733 mit der Tochter des Generals Tillier verheiratet hatte. Er verlor sie und seine vier Kinder im Jahre 1737 und verheiratete sich nicht wieder. Wegen Beschimpfung einer der ersten Damen Wiens und ihres Günstlings, eines Gesandten, mußte er Oesterreich verlassen. Er trat um 1738, als der Krieg der Pforte mit Rußland und Oesterreich ausgebrochen war, in russische Kriegsdienste unter Marschall Muennich, den er gleichfalls für sich einzunehmen wußte. Aber er wurde auch da, seiner Händel und Dienst-Excesse wegen, cassirt und des Landes verwiesen. Er kehrte 1740 in seine Heimat zurück und als der Krieg mit den Feinden der pragmatischen Sanction ausbrach, beschloß der abenteuerlustige Trenk, Parteigänger zu werden.

Auf die Gefahr hin, verhaftet und gefangen gesetzt zu werden, eilte er nun nach Wien, wo er im Kapuzinerkloster ein Asyl fand und endlich vom Hofkriegsrathe die Zusicherung seiner persönlichen Freiheit erhielt. Es glückte ihm ferner, Audienzen bei den Herzogen Franz Stefan und Karl von Lothringen und durch diese die Erlaubniß zu erhalten, sich Maria Theresia persönlich vorstellen zu dürfen. Die Königin hielt ihm freilich seine Excesse vor, indeß gelang es ihm darzuthun, wie schwer man sich auch an ihm vergangen und wie man ihn herausgefordert habe. Schließlich bemerkte er, daß er sich dem Urtheilsspruche seiner Monarchin freudig unterwerfe, daß er jedoch nicht nur deshalb nach Wien gekommen wäre, sondern auch um die Erlaubniß anzusuchen, auf seine eigenen Kosten ein Corps von tausend Panduren (bewaffnete Dienerschaft in Slavonien) zu errichten und auszurüsten, als dessen, von der Königin bestätigter Commandant er in dem bevorstehenden Kriege dem Feinde so heiß zu machen versprach, daß derselbe das Wiederkommen vergäße. „Meine Landsleute," fuhr Trenk fort, „sind tapfere Streiter, sie eignen sich ganz besonders zum kleinen Kriege; ich beanspruche, bis wir in Feindesland gerückt sind, keine Besoldung, sondern nur Verpflegung gleich den übrigen Truppen und werde dafür in Feindesland, das wir gewiß bald betreten werden, sie ganz selbst erhalten". Dagegen bat weiter Trenk um die Gnade, daß ihm in der kaiserlichen Armee ein bestimmter Grad ertheilt, ihm das selbstständige Commando seiner Leute übertragen und er dem Obercommando irgend einer Armee überwiesen werde. Dabei erlaubte er sich die Bemerkung, daß er zuletzt in der russischen Armee den Rang eines Oberstwachtmeisters bekleidet habe.

Nach einigem Nachdenken über den, beim bevorstehenden Kriege gegen Preußen und Bayern sehr annehmbaren Vorschlag, sprach sie ihn von dem begangenen Delicte (unbefugter Verfolgung und Tödtung von Räubern, ohne dazu vom Gouverneur Guadagni Auftrag erhalten zu haben) straffrei, gab ihm die Erlaubniß, ein Freicorps von tausend Panduren auf seine eigenen Kosten anzuwerben, auszurüsten und in's Feld zu stellen, und sagte ihm für die nächsten Tage sein Anstellungsdecret als deren Commandant sammt dem Werbepatente zu.

Als Trenk im Besitze dieser wichtigen Schriften war, eilte er am 19. März 1741 mit Courierpferden nach Slavonien auf seine Herrschaft Brestowitz, die er zum Mittelpunkte der Werbung machte, und betrieb diese mit solchem Eifer, daß er schon nach drei Wochen die tausend Mann beisammen hatte. Dabei hatte er aber keineswegs nur das erste beste zusammengelaufene Gesindel angenommen,

welches von allen Seiten zusammenströmte, um unter seinem Commando Dienste zu nehmen, unter dem er den von ihm persönlich Angeworbenen reiche Kriegsbeute in Aussicht gestellt hatte; aber es mochte dieser Köder wohl auch wesentlich zu dem schnellen Erfolge, den er erzielte, beigetragen haben, denn es waren meistens wilde, kräftige Gesellen, die er einkleiden ließ. Wohl richtete er sein Augenmerk weniger auf die frühere moralische Aufführung der Neuangeworbenen, als vielmehr auf ihre militärische Tüchtigkeit, und es wurde Keiner angenommen, der sich nicht eines kräftigen Körperbaues erfreute, als thätig und unermüdlich bekannt war und schon mehrseitige Proben seines Muthes (je tollkühner, desto lieber) gegeben hatte.

So konnte man denn das Corps, an dessen Spitze Trenk am 1. April 1741 zu der Theilnahme am schlesischen Kriege ausrückte, in gewissem Sinne ein „Elitecorps" nennen, denn es bestand ohne alle Ausnahme aus Leuten, welche (wie man zu sagen pflegt) selbst vor einem Kampfe mit dem Teufel in der Hölle nicht zurückgebebt sein würden. Es ist dieses Corps von mancher Seite mit den Zuaven der Neuzeit verglichen worden, indeß sehr mit Unrecht, denn die Zuaven verrichteten aus kriegerischem Ehrgeiz Heldenthaten, während den Trenk'schen Panduren sowohl Ehrgeiz, wie Ehrgefühl fast gänzlich mangelte (was, nebenbei gesagt, den jungen Loudon aus ihren Reihen trieb) und sie ihren Ruhm höchstens darin suchten, vom Feinde gefürchtet, eine Art Kinderschreck der Landbewohner zu sein, nicht aber von den eigenen Kameraden geachtet zu werden. Weniger edle Kampfbegier, als die Lust nach Beute, trieb sie in das feindliche Feuer und ihre Heldenthaten bestanden fast nur in Plünderungen, in Mißhandlung wehrloser Bürger und Landleute, im Ueberfall schwach bedeckter Transporte, während sie meist die eigentlichen Kämpfe und Gefechte, bei denen Ruhm und Wunden die einzige Beute waren, den regulären Truppen überließen. Trotzdem muß man ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie, wenn es sein mußte, auch den blutigen Kampf nicht scheuten und ihn meist auch mit heldenmüthiger Tapferkeit bestanden, ihn sogar aufsuchten.

Eines steht aber fest: die Panduren Trenk's fügten den Preußen vielen und höchst empfindlichen Schaden bei, ja, es war bei ihnen die Furcht vor dem bloßen Namen Pandur nicht minder begründet, als beim Bauer und Bürger, denn eine so thätige, unermüdliche und mit wildester Unerschrockenheit hantirende Truppe gab's in allen Armeen damaliger Zeit sonst nirgends, und es ist nicht übertrieben, wenn der Besitz Trenk's für Maria Theresia als ein wahrer Schatz bezeichnet wird. Allerdings zeichnete sich der Führer dieser wilden Schaar persönlich durch keine geringere Plünderungslust aus, wie seine Schaar, und so haben auch Diejenigen nicht so Unrecht, welche Trenk nur den „privilegirten Räuberhauptmann" nennen; unbedingt muß er aber den tüchtigsten Condottieri des Mittelalters an die Seite gestellt werden.

Trenk brach also am 1. April 1741 mit seinem neu angeworbenen Corps von der Heimat auf und führte dasselbe nach Wien, um es sowohl vor dem Generalissimus der kaiserlichen Armee, dem Herzoge Karl von Lothringen, als auch vor Maria Theresia die Revue passiren zu lassen. Diese hatte selbstverständlich eine unabsehbare Menge von Zuschauern herbeigeführt, denn es wurde überall vom Trenk'schen Corps gesprochen, dessen Name, Kleidung und Ausrüstung gleich neu waren. Die kräftigen, meistens riesig gebauten Gestalten mit den sonnenverbrannten Gesichtern, den wildblitzenden Augen, lang herabhängenden Schnurrbärten, braunen, haarigen, von der Kleidung nur halbbedeckten Brüsten machten den lebhaftesten Eindruck, und man versprach sich wahrhafte Wunderdinge von dieser Schaar.

Es möge aber nun eine kleine Abschweifung gestattet sein. Man hat, selbst in sonst gut unterrichteten Kreisen, die Meinung verbreitet, es wären die Serežaner (Seressaner), vom illyrischen Worte Serež. Rotte, Haufen, daher Seressaner mit Soldat, überhaupt Dienstmann gleichbedeutend erscheint, welche sich seit dem Jahre 1848 in den damaligen Wirren einen nicht allzubeliebten Namen gemacht, identisch mit den berüchtigten Croaten von Wallenstein's General Isolani im dreißigjährigen Kriege und mit den Trenk'schen Panduren; dem ist jedoch nicht so, es ist mit ihnen und diesen beiden Corps auch nicht die mindeste historische Verbindung nachzuweisen und haben sie mit den letzteren sonst gar nichts als Kleidung und Bewaffnung gemein: rothe oder blaue Tuchweste mit zahlreichen weißmetallenen Knöpfen, meist recht zierlich ausgenäht, einer rothen Kappe mit langer Quaste und einem langen rothen Mantel aus grobem Tuche mit einer weiten, durch Schnürbänder zusammengehaltenen Kapuze, an den Füßen buntfarbene wollene Fußsocken und Opanken (Art Sandalen) aus roher Ochsenhaut, mit dünnen Riemen oder gedrehten Darmschnüren um die Knöchel befestigt, enge bis an die Knöchel gehende Tuchhosen oder derlei etwas weitere, nach türkischer Manier (Dunge), grobtuchene, meist braune Jäckchen im Winter, bloße Hemdärmel, weite weiße, unten gefranste Leinenbeinkleider im Sommer; bewaffnet mit zwei langen Pistolen, welche sammt der Munition im breiten ledernen Leibgürtel geführt werden, wo auch der Handschar steckt, und einer langen, sehr sicher schießenden Flinte, die über dem Rücken hängt. Auch die Neuzeit, in der sie Anfangs des 19. Jahrhunderts vom General Graf Gyulay, Commandant der croatischen Grenze, als eine Art Gendarmerie errichtet wurden, anerkennt sie als eine verwegene, im Kampfe bravouriöse Truppengattung. Von ihren Mänteln hießen sie zu allen Zeiten im Volksmunde nur die „Rothmäntler".

Was die Wohlmeinung der Wiener für die Panduren Trenk's erhöhte, war, daß der Patriotismus des Mannes laut gepriesen wurde, der eine solche Schaar ganz auf eigene Kosten in das Feld gestellt hatte, und so kam es denn, daß Trenk wegen seiner Panduren nebst zahlreichen Bewunderern kaum minder zahlreiche Neider fand; überhaupt sahen die regulären Truppen nur mit Geringschätzung, wenn nicht gar mit Verachtung auf das Corps herab, betrachteten sie jedoch nicht minder mit neidischen Augen, denn den Panduren war gar Vieles gestattet, was bei jedem anderen Militärcorps auf's strengste bestraft worden wäre. Und so wurde Trenk mit seinem Corps auf seinem Marsche von der Residenz zur Armee, die damals in der Gegend von Neisse in Schlesien stand und bei der er am 15. Mai eintraf, von stetem Neid und Mißgunst begleitet. Und als Trenk sich unverzüglich beim Commandirenden, Graf Neipperg, meldete, da erkannte er sofort, daß der Armeechef über die ihm zugeführte Unterstützung nichts weniger als freundlich dachte.

Es muß hier eines eigenthümlichen Ereignisses gedacht werden, das sich während des Marsches von Wien nach Schlesien zutrug und das mehr als irgend etwas Anderes geeignet ist, vom Charakter Trenk's sowohl, als von dem unter seinen Panduren herrschenden Geiste einen Begriff zu geben. Es benutzte Trenk einen Ruhetag, um seine Leute im Feuer zu exerciren; wußte er doch, wie viel ihnen noch in der Kriegskunst abging und wie wenig er mit einer so wenig disciplinirten und einexercirten Truppe, wie die seinige bisher noch war, dem Feinde gegenüber auszurichten vermögen würde. Da mochte es denn die Leute verdrossen haben, daß es nicht sofort an's Beutemachen ging, und eines schönen Tages gab ein ganzer Zug ohne Commando auf ihn selbst Feuer, ohne ihn zu treffen, wohl aber einer seiner Diener, der dicht hinter ihm hielt, sank todt zur Erde.

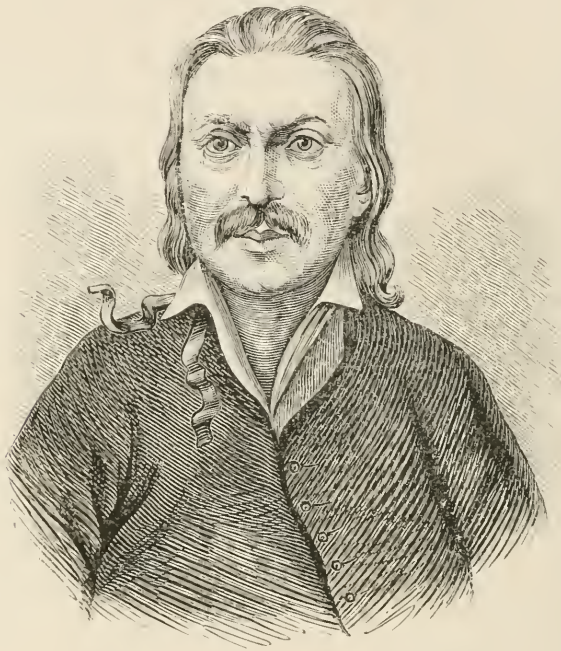
Nicht einen Augenblick zweifelte Trenk, daß der meuterische Angriff ihm selbst gegolten habe, aber er ließ sich durch die drohende Gefahr nicht einen Augenblick einschüchtern; mit hochgeschwungenem Säbel sprengte er wüthend auf den Zug los, der sich so vergangen hatte, zählte: „Eins — zwei — drei — vier!“ die Leute im Gliede mit der Nummer bezeichnend, und so wie er „vier“ gesagt hatte, lag auch schon der Kopf des vierten Mannes mit einem einzigen Hiebe seines gewaltigen Türkensäbels vom Rumpfe getrennt am Boden. „Eins!“ begann er darauf bei dem nächsten Manne weiter zu zählen, und mit „vier“ flog abermals ein Kopf herunter. Zum drittenmale vollzog er dann diese blutige Strafe auf gleiche Weise — bisher schien die ganze Mannschaft durch das Unerwartete des Angriffes und vor Entsetzen über so Ungeheures erstarrt zu sein — jetzt aber entstand ein lautes Murren und ein wilder Harambascha (Corporal) aus dem Gliede drang mit geschwungenem Säbel auf ihn ein und schrie mit wüthender Stimme: „Ich bin's gewesen, Trenk, der auf Dich geschossen hat. Wehr' Dich Deiner Haut, denn es gilt Dein Leben!“

Mit scheinbarer Ruhe trat Trenk dem Angreifer entgegen; das ganze Regiment sah gespannt dem Ausgange des Kampfes entgegen. Aber ein solcher fand gar nicht statt; Trenk schwang wohl den Säbel, es geschah dies jedoch nur einmal, denn im nächsten Augenblicke schon lag der Harambascha mit gespaltenem Schädel vor ihm auf dem Boden. Als sei nichts vorgefallen, kehrte Trenk zu der Front zurück und, als hätte er die Absicht, die Execution fortzusetzen, ertönte von Neuem das verhängnißvolle „Eins!“ — Jetzt ertönte jedoch wildes Geschrei, man hörte die Hähne der Gewehre knacken und, aus den Reihen tretend, drangen die Panduren von allen Seiten auf ihn ein. Nunmehr schien Trenk rettungslos verloren zu sein, stand er doch ganz allein inmitten dieser wüthenden zügellosen Menge; — aber auch in dieser scheinbar verzweiflungsvollen Lage verlor er den Muth nicht; wie toll und blind hieb er um sich her. (Bild Seite 457.)

Es war eine solche, Alles verachtende Tapferkeit die einzige Eigenschaft, welche solchen rohen Naturen, wie es Trenk's Leute durchweg waren, zu imponiren vermochte; er verdankte seine Rettung auch wirklich nur ihr allein, wie er dies denn auch im vorhinein ganz wohl gewußt hatte. Scheu wichen die Angreifer zurück. Es wagte Keiner auf Trenk zu schießen, und als dieser, den Augenblick des Zögerns bemerkend, mit Donnerstimme commandirte: „Hahn in Ruh! — In die Glieder!“ da fand er Gehorsam, als sei sein Wort das eines mächtigen Zauberers. Indeß sah Trenk die Nothwendigkeit ein, nunmehr an Stelle der Strenge Freundlichkeit und Leutseligkeit treten zu lassen, weshalb er seinen blutigen Säbel in die Scheide warf, die Glieder entlang ging, hier dem einen seiner Leute die Hand drückte, dort einen andern sogar umarmte, Allen kameradschaftlich zunickte und ausrief: „Meine braven Jungen, wir Alle sind Brüder, aber das hindert nicht, daß ich Euer Hauptmann bin und als solcher blinden Gehorsam fordern muß. Merkt Euch das, wenn Ihr nicht wollt, daß es Euch gehe, wie Jenen dort. (Dabei deutete er auf die Leichen, fügte aber sogleich hinzu:) Uebrigens habt Ihr Eure Sache so gut gemacht, daß Ihr jetzt nur noch eine Viertelstunde zu exerciren braucht. Dann geht nach Haus und trinkt ein Paar Faß Branntwein, die ich Euch schicken werde, auf meine Gesundheit aus.“ Ungestümer Jubel erscholl; die Panduren ließen ihren Führer hochleben, priesen seine Tapferkeit, seine Großmuth und hatten sofort vergessen, daß soeben vier ihrer „Brüder“ von seiner Hand gefallen waren.

Die Einnahme von Prag und der neue Kaiser Karl VII.

Mittlerweile war Böhmen der Schauplatz des Krieges geworden. Churfürst Karl Albert war dahin verlockt worden, nicht nur auf Anrathen der Franzosen, sondern vornehmlich durch seine Sorge vor den Sachsen, welche in der Stärke von 21.000 Mann entlang der Elbe in Böhmen eingerückt waren. Es traute eben keiner der Verbündeten dem andern, und in der That, wer stand auch dem Churfürsten dafür, daß die Sachsen nicht Böhmen für sich behielten? Er brach



Panduren-Oberst Franz von der Trenk. (Seite 476.)

also von Linz gegen Böhmen auf, und die Vorhut der Bayern und Franzosen commandirte Graf Moriz von Sachsen, der nachmalige „Marschall von Sachsen", später als einer der ersten Krieger Frankreichs glänzend.

Graf Moriz war der natürliche Sohn des Königs August II. von Polen mit der Gräfin Aurora Maria von Königsmark, und am 15. October 1696 auf einem Dorfe unweit Magdeburg geboren. Schon früh zeigte er einen feurigen Geist und eine ungewöhnliche, von seinem Vater geerbte Leibesstärke. August II. ertheilte ihm, als Reichsvicar, den Titel eines Grafen von Sachsen und machte ihn bald darauf zum Obersten über ein neu errichtetes Cürassier-Regiment; die ersten Waffen trug er in Flandern unter Eugen und Marlborough, war 1709 Zeuge der Einnahme von Lille und zeichnete sich sowohl bei den Belagerungen von Tournay und Mons, als in der Schlacht bei Malplaquet aus, wie er sich auch 1710 im Feldzuge öffentliches Lob von Seite der beiden Feldherren erwarb.

Im Jahre 1711 belagerte König August Stralsund; der fünfzehnjährige Held Moriz setzte hier im Angesichte des Feindes durch den Strom. Nach diesem Feldzuge verheiratete ihn seine Mutter mit der reichen und liebenswürdigen Gräfin Löben, aber Moriz liebte zu sehr das Vergnügen und den Wechsel, als daß er sich den Verpflichtungen der Ehe unterworfen hätte; indeß selbst unter den Ausschweifungen, denen er sich zuweilen ergab, verlor er dennoch das Studium der Kriegskunst nicht aus den Augen; er führte stets eine militärische Bibliothek mit sich und beschäftigte sich täglich ein paar Stunden mit derselben.

Im Jahre 1717 nahm er in Ungarn und unter Eugen Antheil an der Belagerung von Belgrad und dem Siege über die Türken; 1718 kehrte er nach

Einnahme von Prag durch die Franzosen. (Seite 483.)

Polen zurück, wo ihm der König den weißen Adlerorden verlieh. Der Friede bewog ihn 1720 nach Frankreich zu gehen, denn er liebte die geselligen Eigenschaften der Franzosen; hier studierte er Mathematik, Kriegs- und Befestigungskunst und Mechanik, für welche er ein ganz besonderes Talent hatte. Schon in seinem sechzehnten Jahre hatte er ein neues Exercitium erfunden und es in Sachsen anwenden lassen. Nachdem er 1722 in Frankreich ein Regiment erhalten hatte, bildete und exercirte er es selbst nach seiner neuen Methode. Im Jahre 1726 wählten ihn die Stände von Curland zu ihrem Fürsten, allein Fürst Alexander Menzikoff (der erste Minister und Günstling Peter's I. und Katharinens, geb. 1674, gest. 1729) schickte 800 Mann Russen nach der Hauptstadt Mitau, die den Grafen in seinem Palaste belagerten. Aber derselbe, obgleich er nur 60 Mann hatte, vertheidigte sich mit großem Muthe, so daß die Belagerung aufgehoben wurde und die Russen sich entfernten. Als aber auch Polen zu den

Waffen griff, benutzte er 1729 eine günstige Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukehren. Es wird behauptet, daß die verwitwete Herzogin von Curland, Anna Iwanowna (geb. 1693, gest. 1740), zweite Tochter des Czaren Iwan Alexiewitz, ihm Hoffnung auf ihre Hand gegeben, daß sie aber wegen seiner Unbeständigkeit ihm entsagt habe, und so verlor er nicht nur Curland, sondern auch den Thron von Rußland, den jene Fürstin in der Folge (1730) bestieg.

Als Graf Moriz von Curland aus nach Frankreich um Unterstützung an Geld und Menschen schrieb, versetzte seine Geliebte, die berühmte tragische Schauspielerin Adrienne Lecouvreur (geb. 1690, gest., von einer eifersüchtigen Nebenbuhlerin vergiftet, 1730), alle ihre Kostbarkeiten und übersandte ihm 40.000 Livres. Nach seiner Zurückkunft beschäftigte sich Graf Moriz in Frankreich wieder mit der Mathematik und entwarf, während eines Fiebers, seine prächtigen „Reveries“ (Träumereien), ein in männlichem Style geschriebenes Buch voll kühner und neuer Ansichten in der Kriegswissenschaft, deren Giltigkeit die viel spätere Art des Kriegführens erwiesen hat, denn er bewies darin die Nützlichkeit der leichten Artillerie, den sichern Vortheil des Angreifenden, den Vortheil der leichten Infanterie und die gewisse Ueberlegenheit der Infanterie über die Cavallerie, wenn sie den Angriff derselben mit Entschlossenheit erwartet, sowie ihren sichern Untergang, wenn sie anders handelt.

Der Tod des Königs August, seines Vaters, entzündete 1733 den Krieg in Europa. Churfürst August III. bot seinem Halbbruder den Oberbefehl aller seiner Truppen an, aber derselbe zog es vor, als Maréchal de Camp (dem deutschen Generalmajor entsprechend, nicht aber, wie häufig gemeint wird, dem Feldmarschall-Lieutenant) in dem französischen Heere zu dienen und ging zur Armee des Marschalls Berwick an den Rhein. Hier entschied er an der Spitze einer Grenadierabtheilung den Sieg in der Schlacht von Ellingen; mit gleicher Unerschrockenheit führte er bei der Belagerung von Philippsburg eine Menge von Angriffen aus. Im Jahre 1734 wurden seine Dienste mit dem Grade eines Generallieutenants belohnt. Und nun sehen wir ihn im Anmarsche gegen Böhmen.

Graf Moriz von Sachsen (Bild S. 497) zog von St. Pölten gegen Mautern, setzte dort auf einer Schiffsbrücke über die Donau und schlug den Weg gegen Budweis ein. Am 22. September 1741 war die Hälfte des bayerisch-französischen Heeres von Linz nach Enns gezogen, in Ybbs hatte Karl Albert am 11. October die Nachricht erhalten, daß zehn Regimenter aus Italien durch Kärnten und Tirol gegen Bayern marschirten und deshalb sandte er vier Bataillone zur Vertheidigung seines Landes zurück. Auch von dem Heere, das sich in Ansberg sammelte, wurden drei Bataillone und drei Schwadronen nach Bayern zurückgeschickt. Karl Albert selber überschritt die Donau bei Mauthhausen und wandte sich über Freistadt nach Böhmen; ebendahin zog eine Abtheilung Franzosen von Donauwörth aus, unter dem Generallieutenant Johann Graf Polastron (geb. 1677, gest. zu Wolin in Böhmen 1742). Es hatten also vier Armeen, in der Stärke von ungefähr 80.000 Mann, die Stadt Prag zum Ziele; indessen zieht auch der aus Schlesien heranrückende Feldmarschall Neipperg dahin — leider mit viel zu bedächtiger Langsamkeit und zu viele Rasttage haltend, wobei allerdings in Betracht kommt, daß Wetter und Wege schlecht, zu wenig Wagen und Lebensmitteln vorhanden sind.

Neipperg traf am 7. November in Znaim ein, woselbst Großherzog Franz Stefan wartet, um den Oberbefehl zu übernehmen. Es stieß ferner Feldmarschall Christian Georg Fürst Lobkowitz mit seinen Regimentern zu ihnen, und so war das österreichische Heer nunmehr 40.000 Mann (darunter 13.000 Reiter) stark, also im Stande, einen tüchtigen Schlag auszuführen, ja,

wenn rasch vorangegangen würde, gewiß auch Prag zu retten. „Tändelt nicht zu viel; es muß Prag um jeden Preis gerettet werden!“ schrieb Maria Theresia an ihren Gemal. Leider jedoch rastete man wieder vier Tage in Neuhaus und traf erst am 23. in Tabor ein. Es nützte somit nichts, daß man ein fliegendes Corps unter Feldmarschall-Lieutenant Cajetan Franz Graf Kolowrat-Krakowsky (geb. 1689, gest. 1769) zur Verstärkung nach Prag entsandte, für den beabsichtigten Zweck war dies zu wenig. Karl Hermann Graf Ogilvy, Commandant von Prag, hatte nur 2500 neu eingereihte und noch wenig geschulte Soldaten zur Verfügung, die überdies bereits seit sechzehn Tagen ohne Ablösung im Dienste standen; es waren die Bürger und Studenten willig, aber was konnte er viel mit diesen machen? Und so war das Schicksal Prags leicht vorauszusehen.

Am 19. trafen verschiedene feindliche Abtheilungen vor Prag ein, am 23. bezog der Churfürst sein Lager auf dem Weißen Berge. Da aber die Oesterreicher nicht mehr ferne, und zwar in Beneschau standen, so war zunächst an eine regelmäßige Belagerung der Stadt nicht zu denken, und es drangen Schmettau, Moriz von Sachsen und General Friedrich August Graf Rutowski (geb. 1705, natürlicher Sohn August's II. mit Madame Spiegel, einer geborenen Türkin) auf einen Handstreich. Davon wollten jedoch anfangs weder Bayern noch Franzosen etwas wissen, und nur als Rutowski erklärte, er würde also Prag ganz allein nehmen, mochten dies die Bayern und Franzosen nicht zugeben, sondern verabredeten auf die Nacht vom 25. den gemeinsamen Angriff. Und zwar sollten zwei Hauptangriffe: gegen das Karlsthor auf dem Hradschin und gegen den Poříč der Neustadt, geschehen und diese durch zwei Scheinangriffe: gegen das Reichsthor auf dem Laurenzerberge und gegen das Kornthor, verdeckt werden.

Es war eine schöne Mondnacht; da wurde die Stille plötzlich durch eine furchtbare Kanonade unterbrochen; während aber die Besatzung sich dahin wandte, woher der Hauptangriff zu kommen schien, erkletterte der Oberstlieutenant Franz de Chevert (geb. 1695, gest. als französischer Generallieutenant 1769) mit seinen Grenadieren auf zwei Leitern den Wall. Eine der Leitern brach und die Schildwache gab auf die Grenadiere, welche oben waren, Feuer. (Bild S. 481.) Da ließ Chevert seine Soldaten sich auf die Brustwehr niederlegen; die gebrochene Leiter wurde bald wieder brauchbar gemacht, andere Grenadiere rückten nach, überwältigten die Wache, öffneten das Neuthor und Moriz von Sachsen drang an der Spitze der französischen Cavallerie auf den Altstädter Ring. Der Kampf beim Karlsthor war viel heftiger; Graf Rutowski führte gegen dasselbe seine Sachsen, die eine volle Lage bekamen. Fünfzig fielen, die anderen flohen zurück; aber es sammelten die Officiere ihre Leute wieder, das Thor wurde genommen und Ogilvy mußte sich sammt der Besatzung, von welcher übrigens nur acht Mann im Kampfe geblieben waren, kriegsgefangen ergeben. An dem Kampfe hatten auch die Bürger Prags wacker theilgenommen, 8000 von ihnen hatten die Wälle besetzen müssen, und in dem kurzen Nachtkampfe waren 21 Opfer gefallen; allein, nachdem die Thore geöffnet waren, hatten sie sich sogleich in ihre Häuser begeben und Niemand fragte nach ihnen. Die Eroberer hielten strenge Mannszucht und ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber versichert: „Nie hat eine Stadt, die mit Sturm eingenommen worden, so wenig gelitten; es wurde kein Haus geplündert, keinem Bürger ein Leid zugefügt.“ Um acht Uhr Früh gingen die Einwohner bereits wieder ihren Geschäften nach.

Die Eroberung Prags erregte in Paris unermeßlichen Jubel, in Oesterreich erschreckliche Bestürzung. Maria Theresia fühlte den schmerzlichen Schlag auf das tiefste; ihren Augen entstürzten Thränen, aber ihre große Seele

erhob sich bald wieder zu kühnen Entschlüssen. Sie schrieb: „Mein Vorsatz ist gefaßt, Alles auf's Spiel zu setzen und zu verlieren, um mir Böhmen zu retten, und auf dieses Ziel müssen alle Maßregeln gerichtet sein. Eher sollen alle meine Heere vernichtet werden, als daß ich irgend etwas abtrete. Ihr werdet sagen, daß ich grausam sei. Es ist wahr, ich weiß aber auch, daß ich alle die Grausamkeiten, welche ich jetzt begehen lasse, um mir das Land zu erhalten, daß ich sie alle hundertfältig zu vergüten im Stande sein werde. Das will ich thun; jetzt aber verschließe ich mein Herz dem Mitleide." Man ersieht daraus, wie ihr edles Herz voll tiefen Gefühls für die Leiden ihrer Unterthanen im Widerstreite war mit ihrem kühnen Geiste.

Jetzt faßte Großherzog Franz Stefan den klugen Entschluß, die Gebirgslandschaften und Hochebenen von Strakowitz bis Moldautein zu besetzen und dem Feinde dadurch die Verbindung mit Oberösterreich abzuschneiden. Die Oesterreicher hatten den Rücken gegen die Donau gekehrt, ihr rechter Flügel war durch die Moräste bei Wittingau gedeckt, der linke von der Moldau und von Budweis, die Front von Tabor, und so deckten sie das Unternehmen Khevenhüller's an der Donau, stießen an Oesterreich, woher sie fortwährend Lebens- und Hilfsmittel bezogen, und behielten doch einen Fuß in Böhmen. Ueber die Wahl dieser Stellung sprach selbst Friedrich II. sein hohes Lob aus.

Am 29. November traf Belle-Isle in Prag ein. Sofort erkannte er die Nothwendigkeit, die Oesterreicher aus einer so vortheilhaften Stellung zu vertreiben und um jeden Preis die freie Verbindung mit Linz wieder herzustellen. Obschon Friedrich II. mit den Oesterreichern den Kleinschnellendorfer Vertrag abgeschlossen hatte, sandte er dennoch den Prinzen von Anhalt-Dessau nach Prag, mit der Mahnung: Preußen, Sachsen, Franzosen, Bayern, alle müßten sich aufmachen, um die Oesterreicher zu vertreiben, worüber Belle-Isle jubelte und ausrief: „Man sieht jetzt, daß das Gerücht von der Ausgleichung Friedrich's mit Maria Theresia grundlos ist!"

Und abermals, wie in Linz, schwelgte Karl Albert in einem kurzen Traume von Macht und Herrlichkeit. Vor Kurzem hatte er sich als „Erzherzog von Oesterreich" huldigen lassen, jetzt — am 7. December 1741 — ließ er sich in den Straßen Prags durch einen Herold als „König von Böhmen" ausrufen. Es waren einige der böhmischen Herren erschienen, um ihm ihre Aufwartung zu machen, diese wurden recht gnädig aufgenommen, hingegen die Bürger der drei Prager Städte mit einer Rüge abgewiesen, weil sie nach ihrem alten Gebrauche und ihrer Freiheit mit dem Degen an ihrer Seite erschienen waren. Als Tag der Huldigung wurde der 19. December bestimmt. Leider war es kein geringer Theil des böhmischen Adels, der von seiner rechtmäßigen Herrscherin sich abwendete und beim Eroberer zur Huldigung drängte, sich um Ehrenämter bewarb. Es wurde auch ein Landtag gehalten, der das Eigenthümliche hatte, daß der Vortrag in französischer Sprache verlesen wurde. Man verlangte und erhielt von den böhmischen Ständen für das erste Halbjahr 6 Millionen Gulden; es hatten 400 Stände Karl Albert als König von Böhmen gehuldigt, das Volk jedoch erklärte sich für ihn nicht, sondern verharrte in düsterem Schweigen, trotzdem der kaiserliche Rath Karl Edler von David (ein Fleischhauerssohn von der Kleinseite), den fünfzehn Jahre früher Kaiser Karl VI. zum Ritter erhoben und der nun von Karl VII. zum Kreishauptmann ernannt worden war, für den Bayer eifrigst wirkte und das Volk gegen Maria Theresia aufwiegelte. Nebenbei gesagt, war David der Verfasser einer merkwürdigen, 1737 in Nürnberg erschienenen Staatsschrift, die dem Kaiser Karl VI. gewidmet wurde und deren voller Titel lautet: „Gründliche Erweisung, daß Ihre Römisch-Kaiserliche Majestät als König von Dalmatien und Fürst von Istrien,

die von der Republik Venedig widerrechtlich anmassende Herrschaft über das Adriatische Meer plene jure (mit vollem Rechte) zu vindiciren (in Besitz zu nehmen) berechtigt sei."

Unmittelbar nach der Huldigung war der neue „König" nach München abgereist; er sah noch höheren Ehren entgegen — denen des Kaiserthums. Am 3. Januar traf Karl Albert in München ein, gab schnell einige nöthige Anordnungen, eilte dann zu seinem Vetter, dem Churfürsten von der Pfalz, nach Mannheim, um die Kaiserwahl abzuwarten. Es hatte Belle-Isle, der von Prag wieder nach Frankfurt geeilt war, daselbst Alles angewendet, um seinem Schützlinge die Krone zu sichern. Die Wahl fand am 24. Januar 1742 statt; Bayern und Pfalz, Cöln, Sachsen und Brandenburg waren an und für sich bereits einig, Mainz und Trier schüchterte man durch Drohungen ein, Hannover hatte den bekannten Vertrag geschlossen und so wurde Karl Albert (Bild S. 488) einstimmig gewählt. Die böhmische Wahlstimme war durch Beschluß des Chur-Collegiums außer Kraft gesetzt worden.

Der neue Kaiser, von Frankreichs oder vielmehr Belle-Isle's Gnaden, wurde am 12. Februar gekrönt und nannte sich nun Karl der Siebente. Ueber die Krönung schreibt ein Augenzeuge: „Als die Ceremonien in der Kirche zu Ende waren, ging der Kaiser zu Fuß auf einer von Brettern gemachten Brücke, welche mit schwarz, blau, gelb und weißem Tuche bedeckt war, bis nach dem Rathhause. Hier hätten Sie das neue Oberhaupt des Deutschen Reiches in der Kleidung der alten Kaiser, mit der Krone des großen Kaisers Karl auf dem Haupte sehen sollen! Die Krone soll wenigstens 14 Pfund wiegen; also daß man es in der That eine Last nennen kann, die Kaiserkrone zu tragen. Rechnet man dazu noch den Mantel, das Kleid, die Fußsohlen und den ganzen heiligen Ornat, der nach der alten Mode mit Gold und Perlen besetzt ist, so macht dieses alles ein rechtes Geschleppe aus, welches den Gang des Kaisers nicht wenig beschwerte, zumal derselbe ohnedem sich nicht wohlauf befand und während dieser Herrlichkeiten mit einer starken Kolik geplagt wurde. O, wie sehr betrügt man sich, wenn man einer Krone die höchste menschliche Glückseligkeit zuschreibt! — In diesem Aufzuge kam der Kaiser unter stetem Zurufen auf das Rathhaus. Die Leibwachen, die Bürger, Alles hatte Mühe, der eindringenden Macht des Pöbels Widerstand zu leisten. Es galt demselben um das Tuch, womit die Brücke belegt war, welches gleich hinter dem Kaiser eiligst weggeschnitten wurde. Nachdem der Kaiser sich in einem besonderen Zimmer ein wenig ausgeruht hatte, zeigte er sich an einem Fenster in dem großen Saale, um die Verrichtungen der Erzämter mit anzusehen. Er begrüßte Madame Belle-Isle, welche nebenan im Hause von Limpurg am Fenster lag, und winkte ihr huldreich mit der Hand, als ob er ihr gleichsam damit ihren Antheil an dem allgemeinen Frohlocken anweisen wollte."

Die ebenso geistreiche als boshafte Schwester Friedrich's II., Friederike Louise Markgräfin von Brandenburg-Anspach-Bayreuth (geb. 1714, gest. 1784), welche damals ebenfalls in Frankfurt war, schreibt über die Festlichkeiten: „Der arme Kaiser konnte nicht der ganzen Freude genießen, welche diese Ceremonie ihm eigentlich einflößen mußte. Er litt furchtbar an der Gicht und konnte sich kaum aufrecht erhalten. Die Kaiserin ist von kleiner Gestalt und so umfangreich, daß sie wie eine Kugel aussieht."

Nun folgten Feste auf Feste, natürlich auf Kosten der Franzosen, denn der Bayer hatte ja kein Geld, aber mit einem Male tönte in diese Frankfurter Festklänge hinein der Entsetzensruf: „Die Oesterreicher sind in München!" Und wirklich, während Karl Albert fremdem Gute und dem Phantome der Kaiserkrone nachgejagt war, hatte er sein Stammland verloren! Während er

die Weltkugel, das Zeichen, daß Alles seiner Herrschaft unterworfen sei, in der Hand trug, hatte er keinen Flecken Land mehr, von dem er behaupten konnte, er wäre sein eigen. In jener Zeit erschien eine Denkmünze, welche auf der einen Seite das Bildniß des Großherzogs Franz Stefan mit der Umschrift trug: „Aut Caesar aut nihil“ (Entweder Kaiser oder nichts); die Reversseite zeigte aber den Kaiser Karl VII. mit der Umschrift: „Et Caesar et nihil“ (Sowohl Kaiser als nichts.) Es hatte, während in Böhmen zwischen beiden Parteien Vorpostengefechte vorfielen, Khevenhüller gegen Ende December 1741 mit 15.000 Mann Wien verlassen und in wenigen Tagen die vorgeschobenen Posten der Franzosen und Bayern nach Linz zurückgeworfen. Drei Männer hatten sich namentlich dabei ausgezeichnet, die Franzosen zu überraschen, und sie hatten binnen wenigen Tagen ihnen 1643 Mann getödtet oder gefangen genommen. Diese Männer waren Trenk, Mentzel und Bärnklau.

Johann Daniel Freiherr von Mentzel verdankte seine hohe Stellung als Freiherr, Generalfeldwachtmeister und Oberst eines Freiwilligen-Corps von Hußaren und Croaten keineswegs einer hohen Abkunft, denn er war als der Sohn eines gemeinen Feldschers im Jahre 1698 in Sachsen geboren worden, diente anfangs dem Könige August II. von Polen, begab sich aber darauf in russische Militärdienste, wo er nicht nur dem letzten Türkenkriege beiwohnte, sondern auch unter dem berühmten General Münnich mit vor Danzig stand. Münnich begünstigte ihn dergestalt, daß Mentzel auf dessen Empfehlung in einer wichtigen geheimen Mission an den persischen Schah Nadir, genannt Thamasp Kuli Khan (geb. 1688, ermordet 1747), gesendet wurde, der ihn so wohl aufnahm, daß er ihn gerne bei sich behalten hätte. Da es Mentzel auch in Rußland nicht gefiel, begab er sich nach Oesterreich, diente anfangs unter Karl VI. in Italien und errichtete bei Beginn des schlesischen Krieges ein Freicorps, das bald der Schrecken der Feinde wurde. Um den Mann und seine Kühnheit zu kennzeichnen, genügt es zu bemerken, daß er allen Ernstes den Vorsatz faßte, mit 1500 seiner besten Hußaren einen Streifzug nach Paris zu machen und der Stadt eine Contribution (Kriegssteuer) aufzuerlegen.

Johann Leopold Freiherr von Bärnklau, zu Schönrieth, aus einer alten Familie in Böhmen stammend, welche nebst dem Rittergute Bärnklau am Erzgebirge auch noch die Rittergüter Bothnakel und Pazgau besaß und in männlicher Linie mit ihm erlosch, war zu Kreuzberg (Fürstenthum Brieg) im Jahre 1700 geboren. Obwohl zum Studium bestimmt, vertauschte er auf Anrathen eines Verwandten die Universität mit dem Lager und bereits 1736 war er Oberst im Generalquartiermeisterstabe. Im Jahre 1738 war er schon dem Oberbefehlshaber gegen die Türken als Chef des Generalstabes beigegeben, vertheidigte den Hauptpaß bei Mehadia, erstürmte die Festung Ujpalanka und wurde 1739 zum Generalmajor befördert. Der Erbfolgekrieg gab ihm nunmehr Gelegenheit, seine Talente, kriegerischen Eigenschaften und persönliche Tapferkeit glänzend zu bethätigen.

Khevenhüller verstand es wirklich vortrefflich, die neu ausgehobene Mannschaft mit den regulären und geschulten Truppen wirksam zu vereinigen. In der höchsten Noth hatte Maria Theresia beschlossen, Italien sich selbst zu überlassen und die dort stehenden Regimenter nach Oesterreich zurückzuberufen, die sich dann auch Ende December mit dem Heere Khevenhüller's in Waidhofen vereinigten. Dieses letztere Städtchen war von den Bayern und Franzosen 1741 eingenommen und gebrandschatzt worden, aber Trenk, dem ein Fleischhauer von Ulmerfeld einen Schleichweg gezeigt, verjagte mit seinen Panduren die Feinde wie Spreu in alle Winde und befreite die Stadt. Da aber Linz für die Feinde ein sehr wichtiger strategischer Punkt war, versuchten sie, denselben um jeden

Preis zu halten; indeß erzwang Khevenhüller in glänzender Weise den Uebergang über die Enns, kämpfte Anfangs Januar 1742 um Linz, bei welchem die Franzosen gute und starke Feldverschanzungen gebaut hatten, und forderte endlich den Commandanten Segur zur Uebergabe auf. Dieser erklärte seinen Leuten: „Den Ersten, der mir etwas Derartiges vorschlägt, lasse ich aufhängen!" Als aber einer seiner Ausfälle nach dem andern zurückgeschlagen wurde, am 23. bereits die Vorstädte von den Oesterreichern genommen waren, da schlug der Commandant Chamade (Trommelzeichen zur Uebergabe einer Stadt) und es durften die Franzosen gegen das Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen Oesterreich zu kämpfen, frei abziehen. Friedrich II. sagte darüber: „Die Welt hörte zum Erstaunen, daß 15.000 Oesterreicher 15.000 Franzosen in Linz blockirten. So sehr kann ein einzelner Mann seinem Heere das Uebergewicht über die Truppen seines Feindes verschaffen."

Mittlerweile hatte Bärnklau am 7. Januar Schärding, das Thor von Bayern, genommen. In der Noth hatte die Regierung Landsturm und Schützen aufgeboten, aber vergeblich, denn Mentzel erklärte, er werde sie nicht als Milizen behandeln, sondern mit Feuer und Schwert da wüthen, wo sich die Bauern gegen ihn zu erheben erdreisten würden. Wohl eilte der bayerische General Maximilian Cajetan Graf Toerring (geb. 1670, gest. 1752) aus Böhmen herbei, um des Nachts Schärding zu überfallen, aber er rechnete nicht auf Bärnklau's Wachsamkeit und der Versuch mißlang nicht nur kläglich, sondern der kühne, unternehmende General, sogleich von der Vertheidigung zum Angriff übergehend, warf die Bayern bis an den Rothfluß, wo sie zwischen ihn und Mentzel in die Mitte geriethen. Im panischen Schrecken warfen sie ihre Gewehre weg, Jeder suchte sich zu retten wie er konnte, und eine Menge wurde niedergehauen. Die Oesterreicher eroberten fünf Kanonen, eine Haubitze und zehn Fahnen; am 25. Januar nahm Bärnklau Passau und Oberhaus und gewann 50 Kanonen.

Am 12. Februar erschien Mentzel vor den Mauern von München. Die Stadt ergab sich, nachdem ihr der Oberst Sicherheit der Person und des Eigenthums, Schonung der churfürstlichen Schlösser und noch ferner versprochen hatte, daß kein Bayer in österreichische Kriegsdienste gezwungen werden solle. Die Bayern leisteten nirgends mehr Widerstand, das Landvolk wurde entwaffnet. Schon wollte Khevenhüller die Franzosen angreifen, welche unter dem Brigadier Ludwig Herzog von Harcourt-Armagnac (geb. 1692, gest. 1743) heranrückten, aber er mußte einen Theil seines Heeres gegen die Preußen nach Mähren entsenden.

Es hatte nämlich der seines Stammlandes verlustig gewordene Kaiser Karl VII. einen Nothschrei an seinen Verbündeten gesandt, ihn in der Bedrängniß nicht zu verlassen und durch einen Einfall in Böhmen oder Mähren zu retten, und jetzt vollzog Friedrich II. den Wortbruch, den er bei Abschließung des Kleinschnellendorfer Vertrages gleich vom Anfang an im Sinne gehabt. Er schloß am 28. October ein noch innigeres Bündniß mit Frankreich, am 30. zogen seine Truppen in Neisse ein, am 1. November ging er mit Sachsen, dem „König von Mähren" ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß ein, am 4. schloß er einen neuen Vertrag mit Karl Albert, worin er ihm seine Stimme zur Kaiserwahl versprach, wofür ihm der Churfürst als „König von Böhmen" die Grafschaft Glatz (die aber sammt der Festung den Oesterreichern erst entrissen werden mußte) um 400.000 Thaler überließ und ihm zugleich für seine Staaten das Jus de non appellando (Recht der letzten Instanz, gegen welches keine weitere Appellation mehr stattfinden konnte) und freie Werbung durch ganz Deutschland versprach. In diesem Vertrage riß sich Friedrich los vom Reichs-

verbande, denn man durfte jetzt nicht mehr von ihm an den Kaiser berufen und der schwache Karl Albert gab wichtige Reichsrechte auf, um Kaiser zu bleiben und König von Böhmen zu werden. Im nämlichen Augenblicke also, wo Friedrich mit Maria Theresia einen Vertrag abgeschlossen hatte, ermuthigte er ihre Feinde und forderte sie auf, sich auf sie loszustürzen. An seinen Minister Podewils schrieb er: „Wenn durch Ehrlichkeit etwas zu gewinnen ist, so wollen wir ehrlich sein; ist es hingegen nothwendig zu täuschen, so seien wir Betrüger." Er hatte ferner im Vertrage von Kleinschnellendorf Maria Theresia stillschweigend als Königin von Böhmen anerkannt, schickte aber nichtsdestoweniger gleich nachher den Prinzen Leopold von Dessau mit 12.000 Mann nach Böhmen, um dort Winterquartiere zu beziehen.

Kaiser Karl VII. (Seite 485.)

Am 26. November griff Friedrich II. einzelne Abtheilungen der Oesterreicher an und gab Schwerin Befehl, Troppau wegzunehmen und dem Dessauer, Glatz einzuschließen; müßten sie sich aber vor den Oesterreichern zurückziehen, so sollten sie das Land so ruiniren, daß die Oesterreicher keinen Unterhalt darin fänden. Am 27. December besetzte Schwerin Olmütz, dessen Besatzung zu schwach zum Widerstande war und nach Vertrag frei abzog, und nahm Winterquartiere in Mähren. In Böhmen jedoch lagen den Winter von 1741 auf 1742 über fünf verschiedene Kriegsvölker im Quartier: die Oesterreicher, in Budweis stehend; Franzosen, Bayern und Sachsen, die im Allgemeinen gute Mannszucht hielten, so daß sich die Einwohner nicht zu beklagen hatten; endlich 12.000 Preußen in Königgrätz, Pardubitz, Leitmeritz und Bunzlau unter dem alten Dessauer, welchen wir uns ein wenig näher betrachten müssen.

Der „alte Dessauer".

Das Haus Anhalt gab Deutschland vier Fürstengeschlechter, von denen drei erloschen sind: das churfürstlich askanische Haus in Brandenburg (von 1152 bis 1322 regierend), das churfürstlich askanische Haus in Sachsen, welches Heinrich dem Löwen folgte (bis 1422 regierend), die Herzoge von Sachsen-Lauenburg (1689 ausgestorben, worauf deren Land an Hannover kam) und die noch blühenden Fürsten von Anhalt. In keiner regierenden Familie in Deutschland waren die nicht ebenbürtigen Ehen aus Liebe so zahlreich anzutreffen,

Der „alte Dessauer". (Seite 490.)

wie in den verschiedenen Häusern der Fürsten von Anhalt, deren fünf Linien Dessau, Bernburg, Plötzgau, Zerbst und Köthen die acht Prinzen des Fürsten Joachim Ernst (gest. 1586) gestiftet hatten. Die Linie Köthen starb bereits 1655 aus, worauf Plötzgau den Namen Köthen annahm; die Linie Zerbst erlosch 1793, die neue Linie Köthen 1847, Bernburg 1864 und heute blüht nur mehr die Linie Dessau, welcher Alles zufiel. Schon der zweite Sohn des Stifters des Hauses Dessau, des Fürsten Johann Georg I. (1586 bis 1618), Prinz Georg Aribert, eröffnete die lange Reihe der Mißheiraten im Hause Anhalt, indem er 1637 die Tochter des Hofmarschalls seines regierenden Bruders Johann Casimir zu Dessau, ein Fräulein von Krosigk heiratete, er starb aber schon 1643 im Alter von 38 Jahren. Kaiser Ferdinand III. bewilligte, daß die Kinder aus dieser unebenbürtigen Ehe „Herren und Fräulein von Aribert" genannt wurden. Der Großneffe Georg Aribert's war nun eben Leopold, dieser berühmteste Kriegsheld des Anhaltischen Hauses.

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, geboren am 3. Juli 1676 (gestorben am 9. April 1747), wurde schlichtweg „der alte Dessauer" genannt, weil das preußische Infanterie-Regiment in Halle, dessen Chef er war, officiell „Alt-Dessau" hieß, zur Unterscheidung von denjenigen Regimentern, an deren Spitze die Söhne des Fürsten Leopold standen. Als „alter Dessauer" ist der jüngere Leopold berühmt geworden, ähnlich wie Fürst Blücher als „Marschall Vorwärts". Er war eben einer jener wenigen glücklichen Männer, denen sich der Lieblingswunsch ihres Knabenalters erfüllt. Doppelt glücklich muß man Jenen preisen, dessen Jugendtraum ein solches Ziel in's Auge faßte, was nur Der erreicht, der sich auszurüsten vermag mit ernstem Willen, unermüdlichem Streben, standhaftem Beharren. Und solch' ein Mann des soliden Glücks ist der „alte Dessauer" gewesen. Als Knabe schon erfüllte ihn der Gedanke, einst als churbrandenburgischer Feldmarschall zu glänzen, und diese Hoffnung hat sich verwirklicht.

Schon in seiner frühesten Jugend schwärmte Fürst Leopold für die Erstlingsthaten des Prinzen Eugen von Savoyen. Im Alter von siebzehn Jahren trat er eine Bildungsreise nach Italien an und in Turin machte er im Spätherbst 1694 die persönliche Bekanntschaft seines Feldherrn-Ideals. Von dieser Reise wiederum in die Heimat zurückgekehrt, eilte er Ostern 1695 zu dem brandenburgischen Infanterie-Regiment, dessen Chef sein am 17. August 1693 verstorbener Vater, Johann Georg II., gewesen war, und welches Churfürst Friedrich III. dem Sohne des Verblichenen 1693 verliehen hatte, als sich derselbe bei ihm, dem Ober-Vormund und Anverwandten, vor Antritt der italienischen Reise in Berlin verabschiedete. Fürst Leopold erhielt nach seinem Eintreffen beim Regiment ein Oberst-Patent, vom Jahre 1688 datirt. Dazu gab es noch Kriegsaussicht, und wer war da fröhlicher darüber, als der junge „alte Dessauer". In den Aufzeichnungen aus seinem Leben beschreibt er selbst seine Freude, eine Freude, so groß, wie sie nur ein Mensch haben könne, „der von Jugend auf beständig im wallenden Herzen die Lust zu dienen besitzt". Im Jahre 1696 erfolgte seine Ernennung zum Generalwachtmeister der Infanterie.

Aus Leopold's glänzendem Feldherrnleben müssen besonders zwei Momente als bedeutsam hervorgehoben werden. Erstens, daß nach dem Siege von Hochstädt (13. August 1704) Prinz Eugen an den König Friedrich I. von Preußen berichtete, daß der Ruhm dieses Tages größtentheils dem Fürsten von Anhalt-Dessau zuzuschreiben sei. Und gewiß gab es keinen berufeneren Lobredner für den erst achtundzwanzigjährigen Höchstcommandirenden der preußischen Hilfsvölker als den sieggewohnten „edlen Ritter".

Aus jener Zeit ruhmwürdiger Kämpfe in Italien stammt, nebenbei gesagt, der Lieblingsmarsch des Fürsten Leopold, wie der ganzen preußischen Armee — der „Dessauer-Marsch". Derselbe ist nämlich vom Hause aus ein italienisches Musikstück. Als Fürst Leopold, unter dem Oberbefehl Eugen's mit 8000 Preußen der Schlacht bei Cassano (15. August 1705 gegen Marschall Vendome) beigewohnt hatte, kamen ihm die Einwohner von Cassano zur Feier des Sieges mit diesem Marsche entgegen. Den Deutschen gefiel das schmetternde Feldstückchen außerordentlich, ihre eigenen Trompeter begannen es zu blasen, der Volksmund nahm die eindringliche Melodie auf, verdeutschte die welschen Wendungen, zeichnete die Weise als deutsches Eigenthum, und so ist der Huldigungsmarsch der Italiener ein deutsches Kriegs- und Siegeslied geworden, ein Volksgesang, wozu sich die Deutschen das Zeug mit dem Schwerte aus Italien geholt hatten. Die Liebe des „alten Dessauer" zu seiner Melodie ging so weit, daß er in der Kirche alle Lieder darnach sang.

Ein zweiter glänzender Moment Leopold's war, als er in seinem letzten Kriegs- und 51. Dienstjahre am 15. December 1745 die Schlacht bei Kesselsdorf gewann, welche den zweiten schlesischen Krieg endete, was für Preußen einen zehnjährigen Frieden zur Folge hatte.

Fürst Leopold ererbte die Vorliebe für den soldatischen Beruf von seinem Vater Johann Georg, der sich unter dem großen Churfürsten, neben Derfflinger, einen militärischen Ruhm erwarb, aber die ausdauernde Leidenschaftlichkeit für die Waffenehre war sein persönliches Verdienst; es ist ferner rühmend hervorzuheben, daß der „alte Dessauer“ unausgesetzt seine Gedanken auf die größtmögliche Verbesserung des Heerwesens richtete. Friedrich II. charakterisirt den Fürsten in folgenden Worten: „Dieser Fürst verband eine seltene Tapferkeit mit viel Klugheit. Unter Friedrich Wilhelm's Generalen gab es mehr tapfere Leute, als Leute von Kopf; der Fürst von Anhalt war unter ihnen der einzige zum Commando einer Armee Befähigte. Er hatte ein tiefes Studium des Waffenhandwerks gemacht. Man kann ihn einen Künstler nennen in Sachen der Militärmechanik.“

Man darf sich aber nicht den „alten Dessauer“ blos als einen in Wind und Wetter hart gewordenen, von der Sonne gebräunten, im Pulverdampf geschwärzten Kriegskumpan vorstellen, kampflustig und kugelfest, ungeheuerlich fluchend, derb spassend und emsiglichst seine Infanteristen drillend; er war beiweitem mehr, als ein bloßer Feldhauptmann „rauh und fertig“: er war ein feiner Kopf und, obwohl er in der Knabenzeit nicht allzuviel gelernt hatte, da er gerne „hinter die Schule“ ging, um sich in Wald und Flur fröhlich und hurtig zu tummeln, sich vom Ueberschwenglichen, Gespreizten, Unersprießlichen im wissenschaftlichen Krimskrams fern hielt, befreundete er sich gerne mit dem Praktischen, positiv Nützlichen und studierte gerne Mathematik, Geschichte und Sprachen, weil sie ihm Stoff zum Nachdenken und zur realen Verwerthung boten.

Er hatte, wie gewöhnlich alle alten Herren, besonders Kriegsmänner, viele Sonderbarkeiten in seinem Charakter und war verliebt in sie; in Dienstsachen war er höchst streng, kümmerte sich aber, was Gebräuche und Sitten betraf, sehr wenig um sogenannte Schicklichkeiten. So stand er z. B. öfters zur Winterszeit im Zimmer im bloßen Hemde am Ofen, um recht behaglich der Wärme theilhaftig zu werden. Eines Tages war dies eben der Fall, als ein junger Officier mit einer den Kriegsdienst betreffenden Meldung eintrat. Der seltsame Anblick des alten, rauhen, vom Pulverdampf gebräunten, furchtbaren Helden im weißen Hemde brachte den jungen Mann so rasch außer Fassung, daß er, die militärische Vorschrift vergessend, den Hut abzog. Ein grimmiges Gesicht des Fürsten war von Seite desselben die Antwort und solches war das Glück des Officiers, denn er kam stracks zur Besinnung, setzte augenblicklich den Hut wieder auf, verschluckte die Meldung, die ihm schon auf der Zunge gesessen, ging schnell in das nächste Zimmer und gab dort mit heftigen lauten Aeußerungen seinen Verdruß darüber zu erkennen, daß er den alten Marschall nicht finden könne; er sei doch hierher gewiesen worden und treffe ihn nun nicht. „Wo mag wohl der Geier den Alten hingeführt haben?“ so polterte er zum Schlusse nebst mehrerem Andern, und da es der Fürst genau hörte, kam auch er zur Erkenntniß, daß er gefehlt habe. In aller Stille schlich er in ein Nebenzimmer, umgürtete das Hemd mit Schärpe und Degen, setzte seinen militärischen Federhut auf und nahm wieder seinen Platz am Ofen ein. Nach einer Weile kam der Officier zurück, machte, als er seinen Feldherrn mit den Insignien geschmückt sah, in gehöriger Form Fronte und rapportirte so unbefangen, als ob nichts vorgefallen wäre. Der Fürst empfing und entließ ihn mit ungewöhnlicher Freundlichkeit, blieb demselben auch in der Folge immer sehr gewogen.

Im Jahre 1698 hatte sich Fürst Leopold von Anhalt-Dessau mit Anna Louise Föhse, Tochter eines Apothekers (geb. am 22. März 1677, gest. am 5. Februar 1745) vermält und lebte mit derselben in einer langen, durch viele Kinder gesegneten glücklichen Ehe. Indessen ist eine Tradition, die sich unter den wohlunterrichteten Familien des askanischen Ländchens bis heute erhalten hat, nicht sehr erbaulich. Dieselbe läßt ihn nämlich mit mehreren gleichzeitigen Fürsten das gleiche Schicksal haben, ihn keinen rechten und echten, sondern einen untergeschobenen Sohn gewesen sein. Und das soll folgender Art hergegangen sein.

Beim Tode seines Vaters war er noch minderjährig und so übernahm seine Mutter Henriette Catharina (geb. 1637, gest. 1708), Tochter des Prinzen Heinrich Friedrich von Oranien und Schwester der berühmten Louise von Oranien, Gemalin des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, die Vormundschaft bis zum Jahre 1698. Unterdessen reiste Leopold 1693 und 1694 nach Italien, bestieg unter Anderem den damals brennenden Vesuv und machte dann die französischen Feldzüge am Rhein mit. Als er 1698 die Regierung antrat, vermälte er sich sogleich — zum Erstaunen aller Welt — mit kaiserlicher Genehmigung mit der eben so schönen als klugen (angeblichen) Apothekerstochter Anna Louise Föhse, gewöhnlich „die Föhsin" genannt, welche sich, der Sage nach, stets standhaft geweigert hatte, seine Geliebte zu werden und die er, wie verlautete, weder während seiner vierzehnmonatlichen Reise nach Italien, noch während seiner mehrjährigen Feldzüge hatte vergessen können, obgleich ihn seine Mutter, wie erzählt wurde, gerade deshalb aus Dessau entfernt hatte.

Mit Genehmigung seiner Mutter und der Agnaten (Blutsverwandten) wurde diese seine Gemalin 1701 in den Reichsfürstenstand erhoben und die Kinder für ebenbürtig und successionsfähig erklärt. Wie schon gesagt, es war diese Ehe, aus welcher zehn Kinder entsprossen, eine sehr glückliche und Anna Louise hatte durch ihre imponirende Haltung und ungemeine Klugheit gar manche leidenschaftlichen Ausbrüche ihres Gatten zu mildern verstanden. Es war ein herber Schlag für ihn und die ganze Familie, als Anna Louise im Jahre 1745 starb.

Als dieser Trauerfall eintrat, befand sich eben Fürst Leopold mit seinem, eine Brigade unter ihm führenden Sohne Moriz im Winterquartier zu Neisse und die betreffende Depesche versetzte ihn in einen Zustand des lebhaftesten und tiefsten Schmerzes. Viele Stunden weinte er bitterlich, ohne Jemandem ein Wort von der erhaltenen Trauerpost zu sagen. Mit langen, festen Schritten ging er in seinem Zimmer auf und ab, immer überlegend, wie er diese Nachricht in schonender Weise dem damals das Bett hütenden jüngsten Sohne beibringen könnte. So fand ihn am frühen Morgen ein befreundeter General, den ein Dienstgeschäft in das Hauptquartier führte. „Denk' Dir, Freund!" rief Leopold aus, „soeben meldet man mir aus Dessau den Tod meiner Frau und ich bin über die Nachricht recht niedergebeugt. Schon lange hab' ich darüber nachgedacht, wie ich sie meinem Sohne mittheilen soll — jetzt hab' ich's — komm' mit!" Und nun trat er schluchzend in das Zimmer seines Sohnes, der ihn verwundert und erschreckt fragt: „Aber mein Gott, lieber Vater, was ist geschehen?" — Im Tone tiefsten Schmerzes ruft der alte Fürst aus: „Moriz! Moriz! mir ist nichts geschehen; aber, denk' Dir!" — hier wurde er von einem neuen Thränenstrome unterbrochen — „denk' Dir! Moriz — Deine Mutter hat der Teufel geholt!"

Und diese merkwürdige, „vom Teufel geholte" Mutter war, wie eben die Volksüberlieferung im Lande heute noch wissen will, nicht des Apothekers,

sondern die rechte und echte Tochter der Oranierin, ihre neunte Tochter. Acht Töchter hatte dieselbe schon vorher hinter einander geboren, und das letzte Kind, das zehnte, das noch geboren wurde, war wieder eine Tochter. Es wäre also Dessau an die anderen Verwandten gefallen. Um dies zu verhindern, wurde der kräftige Knabe des Apothekers Föhse anstatt des Mädchens unterschoben, die Prinzessin jedoch, welche nachher den Apothekerknaben heiratete, wurde als Apothekerstochter unterdessen anerzogen. So ist, wie gesagt, die herkömmliche Ueberlieferung bei den Wissenden im Lande Anhalt. Uebrigens hatte der alte Held, wie sein eigener Sohn Berenhorst bezeugt, außer seinen anerkannten zehn Kindern noch eine reichliche Anzahl natürlicher Sprossen, und Berenhorst selbst war einer derselben von einer sehr schönen Schultheißtochter Söldner zu Elrich, die nachher an den Hof- und Amtsrath Rode verheiratet wurde.

Wir werden von dem alten Helden noch mehr zu sprechen haben.

Die Preußen in Böhmen und die Abtretung Schlesiens.

Der alte Dessauer hauste in Böhmen, wie wenn er in Feindesland gewesen wäre, er hob junge Burschen gewaltsam aus und steckte sie in die preußischen Regimenter, er brandschatzte das Land derart, daß er in kurzer Zeit als des Königs Antheil 60.000 Thaler nach Berlin senden konnte. Als der neue „König von Böhmen" Karl Albert sich darüber bitter bei Friedrich II. beschwerte und klagte, daß man „seine Unterthanen" in Verzweiflung bringe, schrieb Friedrich an den Dessauer, derselbe möge mehr „methodisch verfahren und das Huhn rupfen, ohne daß es schreie". Von sich selbst schrieb der König: „Der Einmarsch in Mähren war das Einzige, was die Umstände erlaubten, weil dadurch der König sich nothwendiger machte und sich in die Lage versetzte, von beiden Parteien gleich dringend gesucht zu werden. Daher entschloß er sich zu dieser Unternehmung, wobei er sich zugleich vorsetzte, so wenig als möglich von seinen eigenen Truppen, und so viel als möglich von den Alliirten zu verwenden." Es sollte Khevenhüller gezwungen werden, von Linz abzustehen, oder dem französischen Marschall Franz Marie von Broglie (geb. 1671, gest. 1746) Luft gemacht werden, den Bayern zu Hilfe zu kommen.

Am 20. Januar 1742 befand sich König Friedrich in Dresden; er trieb die Sachsen zu einem Einfalle in Mähren an und betonte besonders: man müsse die Standquartiere der Oesterreicher von allen Seiten her überfallen; es solle Broglie von der Frauenberger Seite angreifen und die Preußen und Sachsen die Oesterreicher bei Iglau in die Flanke nehmen. Aber Moriz von Sachsen und Minister Brühl trauten Friedrich nicht recht; sie schützten den Winter und Mangel an Lebensmitteln vor. Während dieser Verhandlungen trat August III. in das Zimmer. Friedrich schildert sich nun selber wie einen Krämer, der seine Waare auf's bestmögliche anpries; er bestand vornehmlich darauf, daß der König von Polen sich die Mühe gäbe, Mähren zu nehmen, denn sonst würde er es niemals bekommen. August sagte zu Allem Ja und sah dabei aus, als wäre er überzeugt; doch war etwas in seinem Blicke, welches Langeweile anzeigte. Brühl, den dieses Gespräch beunruhigte, unterbrach es, indem er seinem Herrn ankündigte, die Oper würde anfangen. Nun hätten zehn Königreiche, die zu erobern gestanden, den König von Polen nicht um eine Minute länger zurückgehalten. Am andern Morgen gewann Friedrich des Königs Liebling Guarini

und erreichte seinen Zweck; er siegte über die üble Gesinnung des Grafen Brühl und über die Unentschlossenheit August's. König Friedrich sagte: „Ich will Bayern retten und die Franzosen in Linz. Verweigert Ihr mir die Hilfe, so wasche ich meine Hände in Unschuld." Bei dem gemeinsamen Unternehmen gab natürlicherweise er den Ton an. Er sagte: „Wo der König von Preußen erscheint, muß er commandiren."

Friedrich eilte von Dresden nach Prag, um Alles zu verabreden. Der französische Commandant Broglie, welcher Belle-Isle nach dessen Abgang nach Frankfurt ersetzt hatte, wollt wenig von dem Plane wissen, da er ebenfalls Friedrich mißtraute, indeß es kam dennoch eine Verabredung zu Stande. Nun eilte Friedrich wieder durch seine Standquartiere in Böhmen; er erfuhr unterwegs, daß die Stadt Glatz übergegangen sei. Die Festung hielt sich aber bis zum 28. April, denn sie wurde vom Oberstlieutenant Fontanelle und seinen 2000 Oesterreichern heldenmüthig und mit beispielloser Ausdauer vertheidigt. Erst der Hunger bezwang sie; von 2000 Mann waren zuletzt nur noch 200 dienstfähig und von diesen trafen nur noch zehn gesund in Brünn ein.

Am 28. Januar befand sich Friedrich in Olmütz; er wollte dort sein Heer sammeln, das aus 15.000 Preußen, 13.000 Sachsen und 5000 Franzosen bestand. Mit diesen 33.000 Mann hoffte er Maria Theresia Böhmen und Mähren zu entreißen, gleichzeitig Linz zu retten und für sich selbst neue Vortheile herauszuschlagen. Linz war aber schon übergegangen und Maria Theresia bot 40.000 Ungarn auf. Eine Abtheilung derselben sollte durch Hradisch in Mähren eindringen, die andere durch den Paß von Jablunka gehen und in Oberschlesien der preußischen Armee in den Rücken fallen, während Lobkowitz aus Böhmen anrücken würde, dieselben von vorne anzugreifen.

Friedrich brach selber am 5. Februar von Olmütz auf, vereinte sich in Großbidesch mit Franzosen und Sachsen, ließ das vom General Wilhelm Moriz Baron von Roth vertheidigte Brünn links liegen und suchte Iglau mit dessen großen Kriegsvorräthen zu nehmen. Lobkowitz zog sich nach Neuhaus zurück und rettete seine Magazine. Manches hätte von Seite der verbündeten Feinde geschehen können, wäre nur Einigkeit unter ihnen gewesen; aber die Sachsen waren unzufrieden darüber, daß sie hinter den Preußen herziehen mußten und dann in den von ihren Vorgängern ausgesogenen Quartieren nichts mehr fanden; als sie nach Iglau kamen, wollten sie nicht mehr weiter und erklärten: „Jetzt haben wir festen Fuß in Mähren und das genügt." Friedrich erwirkte von Dresden einen neuen Befehl, daß die Sachsen vorzurücken hätten; er will, daß das von Roth tapfer vertheidigte Brünn genommen werde, aber es fehlt an schwerem Geschütz. Und nun klagt Friedrich: „Man hat den König von Polen um Kanonen gebeten, er schlug sie ab, weil es ihm an Geld fehle; und doch hatte er so eben 400.000 Thaler zum Ankaufe eines großen grünen Diamanten verwandt!"

Endlich zogen die Sachsen ab, um zu dem in seiner eigenen Stellung bedrohten Broglie zu stoßen; aber es zog sich alsbald ein Gewitter gegen Friedrich zusammen, der selbst erzählt, wie der ihm als sächsischer Minister folgende Heinrich Graf Bünau (geb. 1697, gest. 1762), als er ihn im Begriffe sah, Mähren zu verlassen, angstvoll fragte: „Aber, Sire, wer wird denn meinem Herrn die Krone aufsetzen?" Darauf antwortete ihm der König von Preußen: „Mein Lieber, man gewinnt keine Kronen als nur mit grobem Geschütze, und es ist der Sachsen eigene Schuld, wenn es ihnen zur Einnahme von Brünn daran gefehlt hat."

Es mußte Friedrich eilen, um seine Quartiere in Böhmen zu erreichen, denn die erbitterten Mährer erhoben sich, als die Oesterreicher heranzogen, überall

gegen die Sachsen und ihn, und von den ersteren erreichten, nachdem sie sich von den Preußen getrennt hatten, kaum 7000 Böhmen. Die Preußen mußten sich in den Dörfern, wo sie übernachteten, stets förmlich verbarrikadiren. Ueber den ganzen Gang der Dinge war Friedrich heftig erbittert; er schrieb an seinen Freund Jordan: „Mähren ist ein böses Land und konnte wegen Mangels an Lebensmitteln nicht behauptet werden. Die Stadt Brünn konnte nicht genommen werden, weil die Sachsen keine Kanonen hatten, und wenn man eine Stadt haben will, muß man zuerst ein Loch machen, um hineinzukommen. Uebrigens ist das Land so verwüstet, daß die Oesterreicher sich darin nicht halten können." Später schrieb er: „Der Winterfeldzug in Mähren ist mißlungen, weil die Franzosen sich wie Narren benahmen und die Sachsen wie Verräther."

An der Spitze des Heeres, das nunmehr gegen Friedrich anrückte, stand nicht mehr der zögernde Feldmarschall Neipperg, sondern des Großherzogs Franz Stefan Bruder, Prinz Karl Alexander von Lothringen. Bei dem Umstande, als der Kleinschnellendorfer Vertrag ein Geheimniß war, litt Neipperg unter dem falschen Verdachte, er habe Schlesien an Preußen überliefert, und so konnte ihn Maria Theresia nicht mehr im Commando belassen. Deshalb ernannte sie ihn zum Statthalter in Luxemburg und schenkte ihm bis an sein Ende ihr Vertrauen. Anfangs war der Herzog von Lothringen unschlüssig, was er thun solle. Er schrieb nach Wien: „Rücke ich nach Iglau gegen die Sachsen, so wird Broglie in meinem Rücken Budweis nehmen und mir die Verbindung mit Oberösterreich abschneiden, und da die Preußen gegen Znaim im Marsch sind, so verliere ich zugleich die Verbindung mit Mähren. Wende ich mich gegen die Preußen, so muß ich Böhmen verlassen; die Franzosen werden mir folgen, und da der größte Theil meiner Truppen aus Böhmen besteht, so ist bei Verlaß des Landes ein starkes Ausreißen zu befürchten. Greife ich die Franzosen an, so können sich die Preußen und Sachsen hinter meinem Rücken bei Freistadt vereinigen." Am 4. März wurde in Neuhaus ein Kriegsrath gehalten. Derselbe entschied, daß man sich zum Schutze von Wien und Oesterreich gegen die Sachsen und Preußen wenden müsse.

Feldmarschall-Lieutenant Graf Browne, der nicht beim Kriegsrathe war, erklärte sich wider den Zug gegen die Sachsen und Preußen; er meinte, man solle sich lieber rasch auf Broglie werfen, ihn schlagen, dann würden sich die Sachsen von selbst zurückziehen, und die sich selbst überlassenen Preußen würden sich hüten, weiter vorzurücken. Man ließ nun, nach Beschluß des Kriegsrathes, 10.000 Mann unter Lobkowitz in Böhmen, das 30.000 Mann starke Hauptheer wandte sich nach Mähren, welches Friedrich jetzt verlassen mußte. Die Oesterreicher nahmen von seinem Nachtrab 60 Kanonen und 600 Wagen weg, während sie selbst überall von den Mährern mit Jubel empfangen wurden. Die Preußen erreichten mit Mühe Chrudim in Böhmen, wo sie ihre Magazine hatten und Friedrich Verstärkungen aus Schlesien an sich zog. Während dessen ging Eger an die Franzosen verloren. Es hatte nämlich Broglie den Rücken frei haben wollen und darum Moriz von Sachsen gegen diese wichtige Festung geschickt. Sie wurde von dem Oberst Doffing mit 800 Oesterreichern, meist Invaliden, vom 2. bis 22. April höchst umsichtig und entschlossen vertheidigt, und erst als die Stadt unmöglich länger zu halten war, capitulirte er und zog mit 700 Mann, mit Gewehr und Gepäck und kriegerischen Ehren ab.

Der Feldzug in Mähren war absolut fehlgeschlagen; Friedrich stand ferner mit Franzosen und Sachsen auf gespanntem Fuße und so drückte er jetzt dem Lord Hyndford seine Geneigtheit aus, Frieden zu schließen. Die Engländer waren noch immer der Ansicht, es müßte sich Maria Theresia mit Friedrich vertragen und erst dann könne man gemeinsam die Franzosen demüthigen, und

deshalb suchten sie noch immer zwischen Beiden zu vermitteln. Es verlangte der Preußenkönig Oberschlesien und Glatz, denn ohne dieses sei Niederschlesien nicht zu behaupten, zudem zwei Kreise in Böhmen an der oberen Elbe. Hyndford entgegnete, dann solle aber Friedrich mit seinem Heere auf Maria Theresia's Seite treten, was jedoch der König unbedingt verwarf und meinte: „Wenn die Königin nicht stark genug ist, Franzosen und Sachsen zurückzuweisen, wie will sie ihnen widerstehen, wenn ich mit ihnen verbunden bin?! Fühlt sie sich stark genug, uns Allen Widerstand zu leisten, so muß sie um so leichter jene allein besiegen. Meinen Beistand braucht sie nicht, meine Neutralität schon verschafft ihr den Sieg."

Man konnte sich also nicht einigen und eine Schlacht mußte entscheiden. Karl von Lothringen erhielt Befehl, in Böhmen einzurücken, die Preußen zu schlagen und Prag zu erobern. Er nahm seinen Weg durch Deutschbrod und Zwittau und suchte sich zwischen Prag und die Preußen zu stellen. Friedrich gedachte durch einen Sieg den Abschluß des Friedens zu beschleunigen und eilte ihm entgegen. Beide Heere zogen auf Kuttenberg zu, die Preußen von Osten nach Westen, die Oesterreicher von Süden nach Norden. Da, wo sich ihre Wege begegneten, mußte es zur Schlacht kommen, und dies geschah am 17. Mai 1742 bei Czaslau, das die Oesterreicher besetzten. Die Schlacht wird übrigens auch von dem Orte Chotusitz benannt, welcher der Mittelpunkt der Preußen gewesen.

Die Stärke eines jeden Theiles war ungefähr 30.000 Mann; die Preußen hatten jedoch 80, Oesterreich nur 40 Geschütze. Um sieben Uhr begann die Schlacht mit einer starken Kanonade und währte bis elf Uhr. Es wurde von beiden Seiten mit größter Tapferkeit gestritten, das österreichische Fußvolk hielt Stand gegen das preußische, die österreichische Reiterei warf die preußische und richtete sie zugrunde; aber sie versäumte über der Plünderung des preußischen Lagers den entscheidenden Augenblick, und so gab die Artillerie, wie eine schöne Wendung des Königs den Ausschlag — die Oesterreicher räumten das Schlachtfeld und nahmen in geordnetem Rückzuge Stellung hinter Czaslau. Die Preußen hatten 1000 Todte und Verwundete mehr als die Oesterreicher, diese hatten aber 2400 Gefangene mehr verloren und 18 Kanonen.

Vor und nach der Schlacht bei Chotusitz hatte Friedrich II. sein Hauptquartier zu Czaslau, und noch heute zeigt man sich das kleine, gelbe steinerne Haus mit dem alterthümlichen Portale auf dem Marktplatze, gegenüber der Kuttenbergergasse, in welchem der Preußenkönig selbst gewohnt hat. Von da zog er vor die Stadt nach dem eine Stunde entfernten Marktflecken Chotusitz, wo am 17. Mai die Schlacht geschlagen worden, welche zumeist die Croaten einem für die Oesterreicher ungünstigen Ausgange zuführten, da sie, wie bereits erwähnt, nachdem sie anfangs durch ihre Tapferkeit den Sieg auf ihre Seite gebracht, durch schlechte Mannszucht und übereiltes Plündern ihn wieder verloren. Eine große Menge Croaten ertrank dafür auch auf der Flucht im Teiche Rezkowec, aus welchem noch im Jahre 1802 viele Leichen und zahlreiche croatische Waffen aufgefischt wurden.

Nach gewonnener Schlacht ließ Friedrich II. den preußischen Wappenadler, in Stein gehauen, über dem Kirchthore zu Chotusitz und am Thurme der Czaslauer Stadtkirche aufrichten; nach dem Abzuge der Preußen aber wurde jenes Wappen von beiden Kirchen entfernt; am Kirchthurme zu Czaslau fällt noch jetzt die Stelle, wo das preußische Wappenschild herabgemeißelt worden ist, Jedermann in die Augen. Einer der ersten Gänge Friedrich's zu Czaslau war in die Stadtkirche, wo er die Grabstätte Zizka's zu sehen verlangte. Als man ihm erzählte, daß nach der Schlacht am Weißen Berge General Bucquoy und Wilhelm von Wresowec das Grabmal Zizka's zerstören und die zahlreichen,

ihm zu Ehren an den Wänden der Czaslauer Kirche angebrachten Denkschriften entfernen ließen, stampfte er mit seinem Stocke zweimal auf den Boden und brummte etwas von „Pfaffenwirthschaft".

Es kannte Friedrich genau Žižka's Talent als Heerführer und er stellte den blinden Ritter des Kelches hoch oben auf die Liste der größten Feldherren aller Zeiten. Ueber die ganze Glatzer Beute äußerte er keine so lebhafte Freude, wie über eine alte Trommel, die man ihm aus dem Glatzer Zeughause brachte, jene Trommel mit Menschenhaut überspannt, die man für dieselbe ausgab, welche angeblich die Hussiten nach dem letzten Willen ihres

Graf Moriz von Sachsen. (Seite 481.)

Anführers mit seinem Felle überzogen haben sollen, damit doch, wenn dessen Gebein längst im Grabe ruhen würde, der schaurige Trommelwirbel auf Žižka's Haut die Schaaren der Feinde des Kelches mit Schreck erfüllen möge. Bekanntlich fragte Voltaire beim König Friedrich in einer poetischen Zuschrift an, ob der Ruf wahr sei, daß der König jene große Merkwürdigkeit in die Hände bekommen habe, und wünschte ihm in einem zweiten poetischen Briefe Glück zu dem Besitze derselben. Friedrich selbst schrieb zwei dichterische Episteln über Žižka's Haut und Trommel.

Ein anderer Zug von Achtung vor böhmischen Geschichtsdenkmälern wird Friedrich ebenfalls aus der Zeit seines Aufenthaltes zu Czaslau nacherzählt. Es waren seit dem 16. Jahrhundert von einigen allerdings wenig gründlichen Chronikenschreibern stets zwei Brüder Czas und Slaw (um das Jahr 791?! lebend) als die Gründer von Czaslau angeführt, welche nach jener Angabe diese Stadt gemeinschaftlich angelegt, während der dritte Bruder Pabun die Feste

Pabunic, das Stammhaus der Grafen Woraschitzky von Pabunitz gegründet haben soll. Anfangs, heißt es, hätten beide Brüder einträchtig über das ungetheilte Weichbild der Stadt geherrscht, später aber sich entzweit, weshalb Czaslau in zwei Gebiete getheilt und die Grenzen derselben scharf bestimmt wurden. Die Grenze des Gebietes beider Brüder ging mitten quer über den Ringplatz und die spätern Czaslauer markirten jene Grenzscheide durch auffallende Zeichen. Die eine Hälfte des Czaslauer Marktplatzes (das angebliche Gebiet des Czas) ward mit bläulichen, die andere Hälfte (des Slaw) mit weißen Steinen gepflastert und am Ausgange der Chrudimergasse erhob sich der Hauptmarkstein der zwei Brüder, eine Elle hoch und zwei Ellen lang. Es war dies unbestritten ein Stadtwahrzeichen, eine der interessantesten Stadtmerkwürdigkeiten und die älteren Bewohner Czaslaus thaten sich gerne und viel darauf zugute. Als König Friedrich im Jahre 1742 sein Hauptquartier in Czaslau aufgeschlagen hatte, geschah es, daß ein preußischer Hußarenofficier, der spät Nachts von Chrudim kommend, als Courier in Czaslau einritt und zum Könige eilte, mit dem Pferde über jenen Stein stürzte und sich bedeutend beschädigte. Am andern Morgen gab Friedrich Befehl, den Stein zu zerschlagen und wegzuräumen; allein die Bürger wollten dies nicht zugeben und eine Deputation vom Rath und der Bürgerschaft Czaslaus begab sich eilends zum Könige, um ihm die historische Merkwürdigkeit jenes Steines gehörig auseinanderzusetzen und um die Schonung desselben zu bitten. Friedrich lobte die Pietät der Czaslauer für die Denkmäler ihrer Voreltern und nahm jenen Befehl zurück; dagegen hatte ein späterer k. k. Kreishauptmann viel weniger Sinn für alte Momente, als der feindliche König, denn er ließ den erwähnten Stein im Jahre 1817 ohne Weiteres wegräumen und zerstören.

Auch über des Königs Verweilen in Chrudim, 1742, sind einige interessante Nachrichten überliefert worden, welche, zur Ehre des Königs, hier ebenfalls erwähnt werden müssen. Kaum waren die Preußen in Chrudim eingezogen, als die Glocken der Begräbnißkirche St. Michael zu einer Leichenbestattung riefen. Johann Marwan, ein armer Bürgerssohn, war gestorben und seine Bahre wurde von einer Menge von Nachbarn und Freunden begleitet. Als der Trauerzug über den Marktplatz ging, wo der König in dem von altersher „u Sochoradů“ genannten Hause sein Hauptquartier hatte, fiel es Friedrich II. ein, die katholischen Begräbniß-Ceremonien einmal näher anzusehen. Er ging auf den Marktplatz herab und schloß sich ganz rückwärts dem Leichenzuge an, worauf er demselben bis auf den Friedhof und in das Kirchlein St. Michael folgte. Als man den Sarg vor dem Altare niedersetzte und der Geistliche die Gebete und Segnungen sprach und die Besprengungen vornahm, stand König Friedrich, ein aufmerksamer Zuschauer, auf seinen historischen Krückstock gelehnt, in der Mitte des Kirchleins und folgte der Ceremonie, bis der Sarg in's Grab gesenkt und mit Erdschollen bedeckt ward, mit der größten Aufmerksamkeit. (Bild Seite 521.)

Später begab sich Friedrich, von den beiden Prinzen August Wilhelm (geb. 1722) und Friedrich Heinrich Ludwig (geb. 1726), seinen Brüdern, begleitet, in die Dekanalkirche, um das berühmte Salvatorbild, jenes alte Kunstwerk, dem der fromme Glaube des Volkes seit den schwedischen Einfällen Wunderkräfte zuschrieb, zu besichtigen. Der damalige Chrudimer Dechant, Ritter v. Wlkánowa, von dem hohen Besuche in Kenntniß gesetzt, eilte nach der Kirche, den König und die Prinzen zu bewillkommen; Friedrich stellte mehrere Fragen an ihn, darunter die, welche Bezahlung der Dechant für ein Begräbniß erhalte? Der Dechant gab die gewünschte Auskunft; die Begräbnißgebühren erschienen jedoch dem König auffallend hoch und um den Dechant in Verlegenheit zu setzen, fragte er: „Was würde dann wohl einem Könige gebühren, wenn derselbe eine Leiche zu Grabe

begleitet?" Der Verlegenheit des Dechants, der nicht wußte, was zu antworten, machte er jedoch mit einem kurzen: „'s ist schon recht!" ein Ende.

Als er darauf das Salvatorbild betrachtete, schüttelte er den Kopf und fragte im zweifelhaften Tone: „Ist dieses, hier auf dem Altare aufgestellte Salvatorbild denn auch wirklich dasselbe, zu dem das Volk so großes Zutrauen gefaßt hat?" welche Frage den Dechant in eine neue, noch größere Verlegenheit brachte, denn jenes Bild war nicht das echte; das echte hatte der Dechant aus Furcht vor den Preußen vom Altar herabgenommen und irgendwo an einem sicheren Orte verborgen, an dessen Statt aber eine Copie hingestellt, deren geringer Kunstwerth dem Scharfblicke des Königs den wahren Sachverhalt gleich beim ersten Ansehen ahnen ließ. Dechant Wlkanowa bekannte endlich aufrichtig dem Könige, was er mit dem Salvatorbilde gethan. Nun befahl aber Friedrich, die Copie zu entfernen und das Originalgemälde wieder auf den Hochaltar zu stellen, und zwar noch in seiner und der Prinzen Gegenwart. Und wirklich blieb er so lange in der Kirche, bis man das echte Salvatorbild wieder auf seine alte Stelle gebracht hatte; dann betrachtete er es eine geraume Weile sehr aufmerksam und entfernte sich schweigend. Bald nach Friedrich's Weggange erschien ein Zug preußischer Infanterie und stellte sich bei den Kirchenthüren auf; es war eine „Salvaguardia" (Sicherheitswache), die der König zum Schutze des Salvatorbildes und der Chrudimer Dekanalkirche abgeordnet hatte, und diese preußische Sicherheitswache blieb vor der Kirche bis zum gänzlichen Abzug der preußischen Truppen aus dem Weichbilde von Chrudim.

Erwähnenswerth aus jenen Tagen ist noch ein Umstand. In der Schlacht von Chotusitz gerieth ein Theil des linken preußischen Flügels in Unordnung; aber alsbald sah man einen jungen, wohlgekleideten, unbewaffneten Mann auf einem kleinen Pferde mitten in das Getümmel hineinsprengen, zuerst ein Reiter-Regiment durch lauten Zuruf wieder sammeln und gegen den Feind führen, dann im heftigsten Kugelregen zu mehreren anderen Schwadronen eilen, sie ermuntern, sogar Generale und Oberste bei der Hand fassen und sie im Namen Gottes und des Königs auffordern, dem Weichen Einhalt zu thun. Jetzt ritt er durch die Glieder, die sich wieder zu setzen anfingen, und begeisterte sie zu neuen, frischen Angriffen; endlich sammelte er selbst einen neuen großen Haufen fliehender Reiterei des linken Flügels, wohl eine Viertelstunde vom Wahlplatze, setzte sich an die Spitze und führte sie in die Schlacht zurück. Und dieser heldenmüthige Mann war, wie es sich nachmals ausgewiesen hat, der Feldprediger Segebarth (gestorben als Landprediger in der Altmark 1798). In einem Briefe an den vormaligen Professor Christian Benedikt Michaelis zu Halle sagt er von dieser That: „Mein Gemüth war ganz Gott ergeben und einer guten Hoffnung und ich habe aus eigener Erfahrung damals gelernt, daß das Christenthum resolut und muthig mache, auch in den verwirrtesten Begebenheiten. Gott sei gelobt, der mir David's Sinn und Muth gegeben! Mir däucht nicht, etwas gethan zu haben, so meinem Amte unanständig wäre. Mitleiden mit den Verfolgten und Verjagten zu haben, dazu hat mich das lebhafte Gefühl meines Amtes, als Feldprediger, vermocht. Die Sache ist bei dem Könige, der Generalität, ja, der ganzen Armee bekannt geworden, und man redete selten von dem Siege, den uns Gott gegeben, daß man meiner nicht dabei gedacht hätte. Wenn ich ein Narr wäre, so hätte mein Hochmuth die beste Gelegenheit gehabt, sich aufzublähen."

Trotz der gewonnenen Schlacht war Friedrich II. nicht im Stande gewesen, seinen Gegner zu vernichten; Königin Maria Theresia dagegen hatte das Anrücken eines neuen französischen Heeres zu befürchten; da waren denn beide Theile genöthigt, sich zu versöhnen, und es begannen von Neuem die Frie-

densverhandlungen zwischen Podewils und Hyndford zu Breslau, aber im tiefsten Geheimniß. Dessenungeachtet mahnte Friedrich den Marschall Broglie, die Oesterreicher anzugreifen, was die Franzosen auch thaten, und Lobkowitz angriffen, der Frauenberg belagerte, jedoch zum Rückzug gezwungen wurde. Es kam zum Gefechte bei Sahai, die Oesterreicher verloren hundert Todte, die Franzosen aber prahlten mit dem großen Siege von Sahai. Als Karl von Lothringen dem Fürsten Lobkowitz zu Hilfe zog, warnte Friedrich die Franzosen, welche von den Oesterreichern gegen Prag gedrängt und ihnen viel Gepäck weggenommen wurde. Als die französische Besatzung in Pisek sich nicht ergeben wollte, schwammen die Croaten unter Franz Graf Nadasdy (geb. 1708, gest. 1787) über den Fluß, stiegen einer über die Schultern des anderen auf die Mauer und nahmen den Platz.

Prag war von 10.000 Mann als Verstärkung erreicht worden; Belle-Isle war wieder in der böhmischen Hauptstadt und trug sich mit dem Plane eines neuen vereinigten Zuges der Franzosen, Sachsen und Preußen gegen die Oesterreicher. Als ihm Broglie erklärte, es gehe der Preußenkönig mit Verrath um, eilte er in das preußische Lager, denn er traute sich große Gewalt über den König zu. Drei Tage verhandelte Belle-Isle mit Friedrich — vergebens. Der König klagte über die Falschheit der Franzosen und berief sich auf viele Beweise davon; so habe der französische Gesandte in Petersburg der russischen Kaiserin Elisabeth Petrowna (geb. 1709, zur Kaiserin ausgerufen am 6. December 1741, gekrönt in Moskau am 6. Mai 1742, gest. 1761) erklärt, es wäre das sicherste Mittel, sich mit Schweden auszusöhnen, wenn diese Macht mit Pommern auf Kosten des Königs von Preußen entschädigt würde. Cardinal-Staatsminister Peter Guerin Tencin (geb. 1680, gest. 1758) habe im Namen seines Hofes dem Papste Benedikt XIV. erklärt, es werde Frankreich diese Preußen schon wieder niederzuhalten wissen, wie es sie auch erhöht habe. Ferner wird erzählt, daß ein österreichischer General, der verwundet in die Hände der Preußen gerathen und von Friedrich besucht worden, zu demselben gesagt habe: „Wie schade ist es, daß Sie und meine Königin einander bekriegen und daß Sie die Franzosen in's Land rufen, die doch nur falsch gegen Sie sind!“ Und auf die Frage nach dem Beweise der Falschheit, habe der General einen Brief des französischen Staatsministers Fleury an Maria Theresia vorgewiesen, worin dieser ihr den Frieden antrug und dabei bemerkte: „Mit Ihrem preußischen Nachbar können Ihro Majestät dann machen, was sie wollen.“ Diesen Brief habe Friedrich dem Marschall Belle-Isle gezeigt, welcher dann bittere Flüche über die Friedensliebe des Cardinals, die ihm Alles verderbe, ausgestoßen habe. Friedrich selbst sagt: „Ein Hauptgrund des Friedens kam aus dem Finanzfache, welches die stärksten und entscheidendsten Gründe liefert, nämlich der, daß kaum noch 150.000 Thaler im Schatze sich vorräthig fanden. Und mit einer so geringen Summe konnte man unmöglich die Kosten eines neuen Feldzuges decken und auf ein Anlehen war nicht zu rechnen.“

Belle-Isle verließ am 11. Juni Kuttenberg; am 15. brachte der Preußenkönig bei einem Bankett einen Toast auf Maria Theresia aus, dabei bemerkend: „Ich habe nie die Absicht gehabt, die Königin zu unterdrücken (?!), habe daher beschlossen, mich mit ihr zu vergleichen und die Vorschläge anzunehmen, welche sie mir zur Genugthuung für mein Recht (?!) gegeben.“

In der That war der Friede dem Abschlusse nahe, nur Friedrich's Anspruch auf zwei Kreise in Böhmen hielt denselben noch auf. Wenngleich die Engländer seine Forderungen unterstützten, war doch Maria Theresia nicht zu bewegen, auch nur einen Fuß Landes in Böhmen abzutreten. Sie sagte: „Keine Gewalt der Erde wird mich dazu bringen! Eher will ich Alles dulden, was ent-

setzlich und schrecklich ist und unter den Ruinen Wiens mit dem Schwerte in der Hand sterben!"

Am 11. Juni wurden die Friedenspräliminarien abgeschlossen; die Königin von Ungarn trat darin für sich und ihre Nachfolger mit voller Souveränität und Unabhängigkeit von der böhmischen Krone das niedere und obere Schlesien bis auf Teschen, Troppau und das Land diesseits der Oppa und des hohen Gebirges an den König von Preußen ab. Die Preußen waren gehalten, 1,700.000 Thaler, welche pfandweise auf Schlesien geliehen waren, den Engländern zurückzuzahlen. Der König versprach die Erhaltung der katholischen Religion in ihrem bisherigen Zustande, mit Vorbehalt völliger Gewissensfreiheit für die Protestanten. Großbritannien, Rußland und Dänemark waren in den Frieden mit eingeschlossen, Sachsen ebenfalls, indeß unter der Bedingung, daß es sechzehn Tage nach erhaltener förmlicher Anzeige vom Vertrage, seine Truppen aus Böhmen zurückziehe. König Georg II. gewährleistete den Frieden, dessen endgiltiger Abschluß am 28. Juli 1742 in Berlin erfolgte.

So hatte denn König Friedrich II. von Preußen das fruchtbare Schlesien gewonnen, ein Land von 700 Quadratmeilen mit einem gewerbefleißigen Volke von 1,400.000 Seelen, das in hundert Städten und 5000 Dörfern und Vorwerken wohnte. Dadurch war Preußen um ein volles Dritttheil größer geworden, eine Macht zweiten Ranges. Es war wohl Maria Theresia nur der Nothwendigkeit gewichen, jedoch fühlte sie den Verlust tief und ihr Schmerz, sich von den treuen Unterthanen Schlesiens trennen zu müssen, war groß. Selbst der englische Gesandte in Wien, Thomas Villiers (später Lord Hyde Earl von Clarendon), schrieb an seine Regierung: „Lord Hyndford kann in der Ferne leicht davon reden, daß eine Amputation nöthig ist; wenn man aber einer solchen Operation beiwohnt, so leidet man mit dem Patienten und durch den Patienten. Der Schmerz der Königin ist sehr groß; alle Uebel scheinen ihr gering gegen die Abtretung Schlesiens; sie vergißt die Königin und bricht wie ein Weib in Thränen aus, wenn sie einen Schlesier sieht."

Maria Theresia hatte Friedrich II. das Opfer gebracht, aber trotzdem ermunterte er den Churfürsten von Sachsen, bei dem französischen Bündnisse zu bleiben und den Krieg gegen Maria Theresia recht kräftig fortzusetzen, um auch ein Stück Land zu erobern. Was der König mit diesem Rathe wollte, erläutert er selbst in der Geschichte seiner Zeit, indem er sagt: „Je länger der Krieg dauert, desto mehr erschöpft das Haus Oesterreich seine Hilfsquellen, und je länger Preußen in Ruhe bleibt, desto größere Stärke erwirbt es." Daraus erhellt klar, daß Friedrich nur sein erschöpftes Heer ausruhen lassen und seine Cassen wieder füllen, dann aber von Neuem über das durch den Krieg erschöpfte Oesterreich herfallen und den Schiedsrichter in Europa vorstellen wollte. August III. folgte aber seinem Rathe nicht; froh, aus der Verlegenheit zu kommen und auch zu sehr Cavalier, um den Treubruch für Recht zu halten, trat er dem Frieden bei und rief seine Truppen sogleich aus Böhmen ab.

Groß war das Aufsehen, das allenthalben dieser Frieden machte; Belle-Isle fiel buchstäblich in Ohnmacht und der alte Cardinal Fleury brach in Thränen aus. Der Preußenkönig fühlte das Bedürfniß, die Franzosen zu besänftigen, und sagte zu ihrem Gesandten Valori, wie er sein Bündniß mit Frankreich noch nicht für gelöst ansehe; an Cardinal Fleury schrieb er, wie viel er für Frankreich gethan, wie er alle Absichten seines Königs unterstützt, die Sachsen von der Partei der Königin abgezogen, den König von England, der ihr helfen wollte, in Schranken gehalten, wie er die Wahl und Krönung Karl Albert's beschleunigt, wie er die Franzosen in Linz und Prag zu retten und die Oesterreicher zu vernichten getrachtet habe. Zum Friedensschlusse hätten

ihn nur die Fehler der Franzosen, die Lahmheit und Verrätherei der Sachsen, die Thatkraft Maria Theresia's und die eigene Noth gezwungen. Dessenungeachtet werde er immerdar den gleichen Eifer beweisen, den Vortheil des Königs von Frankreich und das Beste seines Reiches zu befördern, und eher seine Waffen gegen sich selbst, als gegen Frankreich führen.

Es sucht Friedrich den Vorwurf des Wortbruches gegen seine Verbündeten in der Vorrede zur Geschichte seiner Zeit mit den Worten abzuweisen: „Der Privatmann ist verbunden, seinem Worte nachzukommen, selbst wenn er es unachtsam gegeben, aber nicht ein Fürst (!); denn die Fürsten seien nur Diener des Staates, dessen Wohlfahrt allein ihr unveränderliches Gesetz sei.“ Was hätte Friedrich einem seiner Unterthanen zur Antwort gegeben, wenn ihm dieser gesagt hätte, Friedrich wäre nicht sein König, sondern nur der Diener des Staates, in welchem er wohne?!

Friedrich rüstete nach dem Frieden sogleich wieder zu neuem Kriege; er ließ Glogau, Brieg, Neisse, Glatz und Kosel ganz neu befestigen, das Heer durch 18.000 Mann vermehren, die Truppen, von denen in Schlesien allein 35.000 Mann standen, eifrigst für den Krieg einüben.

Prag geht den Franzosen verloren.

In Böhmen hatte sich Prinz Karl von Lothringen mit den Schaaren des Fürsten Lobkowitz vereinigt und die Franzosen unter steten Gefechten bei Tag und Nacht zu ihrem großen Verluste an Mannschaft und Geschütz nach Prag zurückgeworfen; darauf wurde die Hauptstadt Böhmens von allen Seiten umschlossen. Es hätte zwar ein französisches Hilfscorps von 30.000 Mann unter Harcourt, nachdem es Bayern befreit hätte, das Heer in Böhmen verstärken sollen, allein es gelang ihm nicht, Bayern von den Oesterreichern zu säubern, obschon Segur unter den nichtigsten Vorwänden die Capitulation von Linz brach und die Auslieferung von Donauwörth, Wemding und Rain verweigerte. Harcourt hatte sich mit dem bayerischen General Toerring vereinigt; von Letzterem sagte der Volkswitz ungemein treffend: „Er gleicht der Trommel, von der man nur hört, wenn sie geschlagen wird.“

Obwohl Khevenhüller durch Absendung mehrerer Regimenter nach Böhmen und Mähren sein Armeecorps bedeutend geschwächt hatte, obschon in Bayern sich an mehreren Orten die Bevölkerung erhob und einzelne Soldaten niederschoß, so behauptete er dennoch den Inn, die Isar und die Donau. Einmal, am 28. April 1742, räumten die Oesterreicher München, und die Bevölkerung erschlug einen zurückgebliebenen Talpatsch (Spottname, den die ungarischen Hußaren dem ungarischen Nationalfußvolk ertheilten, und zwar von talpas, d. i. einer, der breite Fußsohlen hat, woraus überhaupt die Bezeichnung Talpatsch für einen ungeschickten und plump gehenden Menschen entstand und sich bis heute erhielt). Es kehrten jedoch die Oesterreicher am 6. Mai wieder nach München zurück, erzwangen den Eingang durch das Karlsthor und die Stadt wurde vor der Plünderung nur durch den Fußfall des Bürgermeisters gerettet; es wurde aber eine starke Kriegssteuer erhoben. Somit war Karl's VII. Freude über die Räumung seiner Hauptstadt nur von äußerst kurzer Dauer. Das Verhältniß der vereinten französisch-bayerischen Armee zu der Khevenhüller's war wie 30.000 zu 18.000. In der Nacht vom 27. Mai machten die Franzosen einen Versuch auf das Schloß Hilgertsberg; es wurden jedoch ihre Grenadiere

von den wachsamen Oesterreichern mit einer vollen Salve in die Front und Flanke empfangen, worauf sie augenblicklich mit Zurücklassung von 100 Todten, 150 Verwundeten und 50 Kanonen flohen. Dies war das letzte Unternehmen des „Trommel"-gleichen Generals. Jetzt übernahm den Oberbefehl über die Bayern der vormalige österreichische Feldmarschall-Lieutenant und Gesandte am Berliner Hofe, Friedrich Heinrich Reichsgraf von Seckendorf.

Mittlerweile war Broglie am 13. Juni wieder in Prag eingetroffen; dieses und Eger waren in kurzer Zeit allein noch im Besitze der Franzosen, und so traf Belle-Isle die Sachlage, als er von Versailles aus die Weisung erhielt, den Oberbefehl in Böhmen zu übernehmen, und es habe Broglie an die Spitze der französischen Armee in Bayern zu treten. Da dieser letztere Befehl aber nicht förmlich vom Kriegsminister ausgefertigt war, verweigerte Broglie den Gehorsam, und damit war denn in Böhmen wie in Bayern die Einigkeit unter den Befehlshabern gebrochen. Es wollte Broglie nicht gehen, die Officiere dagegen nur Belle-Isle folgen, welcher Letztere sie bat, die Disciplin zu erhalten und Broglie zu gehorchen, so lange derselbe in Prag wäre.

Am 27. Juni übernahm der Großherzog Franz Stefan den Oberbefehl über das Belagerungsheer von etwa 44.000 Mann. Das Hauptquartier hatte er in Motol. Am 17. August begann das Bombardement aus 36 Mörsern und 100 schweren Kanonen: es war der Geschützdonner so heftig, daß die Franzosen selbst gestanden, sie hätten nie ein Gleiches gehört; aber sie hielten muthig aus. In der Stadt waren die strengsten Vorkehrungen getroffen; es mußten die Einwohner ihre sämmtlichen Waffen ausliefern; Niemand durfte sich, war einmal der Zapfenstreich geschlagen, auf der Straße blicken lassen: entstand ein Lärm, so war es unter Todesstrafe verboten, aus dem Hause zu gehen oder nur aus dem Fenster zu schauen. Die Lasten der Bürger waren dabei übergroß, sie mußten während der Belagerung nach und nach über 7 Millionen Gulden steuern; aber Alles das konnte die steigende Noth nicht aufhalten. Es fingen den Franzosen die Lebensmittel und das Futter für die Pferde zu fehlen an; deshalb machten sie eine Reihe von Ausfällen, so einen am 18. August, der ziemlich gelang, einen zweiten, noch viel stärkeren, am 22. Sie rückten in der Stärke von 12.000 Mann aus dem Strahower Thore, bemächtigten sich einer Batterie, deren Kanonen sie theils vernagelten, theils wegschleppten, tödteten 500 Mann und machten 200 zu Gefangenen. Allein trotz aller Wunder von Tapferkeit, wie denn Belle-Isle selbst schwer verwundet wurde, konnten sie nichts ausrichten und mußten sich endlich mit einem Verluste von 900 Todten und 1500 Verwundeten wieder in die Stadt zurückziehen.

Ganz Europa blickte auf Prag, mit banger Sorge vornehmlich Frankreich, denn es war die Blüthe seines Adels darin eingeschlossen, derselben nicht zu helfen, da Prag weit war und Harcourt nicht dahin kommen konnte. Diese jungen Cavaliere hatten ihre Verwandten und Fürsprecher in Versailles, wo der arme Cardinal so mit Bitten und Beschwerden bedrängt wurde, daß derselbe an Belle-Isle schrieb, er solle Frieden schließen. Nun bat derselbe den Feldmarschall Königsegg um eine Unterredung und erbot sich, Prag und ganz Böhmen zu räumen, wenn ihm freier Abzug nach Bayern gewährt würde.

„Die Königin von Ungarn und Böhmen wird nie ohne ihre Verbündeten Frieden schließen, auch ist das Lager kein Ort für derartige Verhandlungen," erklärte Königsegg, berichtete aber hierüber nach Wien. Bald darauf erhielt er von Fleury selber ein Schreiben, in welchem es unter Anderem hieß: „Ich bedauere, daß man mich für den Haupturheber der Wirren in Deutschland ansieht. Ihr Hof ist hierin nicht gerecht gegen mich. Viele Leute wissen es, wie sehr ich mich der Kriegspartei entgegenstellte und wie ich nur nothgedrungen

endlich nachgab. Sie errathen Den gewiß, der Alles in Bewegung setzte, um den König zu einer Allianz fortzureißen, die meiner Neigung und meinen Grundsätzen so sehr zuwider ist." Dergestalt bat der erste Minister Frankreichs Maria Theresia um Mäßigung und Erbarmen und stellte als den Urheber alles Unheils Belle-Isle hin, denselben, der doch soeben für Frankreich unterhandelte. Ein trauriger Zwiespalt einer Regierung!

Belle-Isle trug nun in einer neuen Unterredung an, sich mit seinen Truppen über den Rhein zurückzuziehen, wenn die Oesterreicher Bayern räumten, und Großherzog Franz Stefan wie Prinz Karl von Lothringen riethen der Königin, diesen Vorschlag anzunehmen; aber Maria Theresia's Herz war dagegen; sie wollte, daß die Franzosen für das, was sie ihren Unterthanen angethan hatten, durch Kriegsgefangenschaft abbüßten; sie wollte ohne Entschädigung für das Vergangene, ohne Sicherung für die Zukunft keinen augenblicklichen Frieden. Sie ließ, um Fleury für seine Schwäche, Falschheit und Wortbrüchigkeit zu strafen, dessen Brief in den Zeitungen veröffentlichen und gab so den Minister und Frankreich dem Gelächter der Welt preis. Vor ihrem Hofe erklärte sie: „Ich will dem französischen Heere keine Capitulation bewilligen; ich verbiete, daß man mir irgend einen Vorschlag oder Entwurf, der vom Cardinal kommt, mittheilt. Alles, was von ihm kommt, würde mir verdächtig sein. Wende er sich an meine Bundesgenossen. Diese Gnade allein gewähre ich ihm. — Ich erstaune über Belle-Isle's Forderung. Man muß Er sein, um sie zu wagen. Mit Geld und allerlei Versprechungen hat er die Religion fast aller Reichsfürsten berückt, um Deutschland gegen mich zu empören und mich zu zerschmettern. Nicht ich, nicht meine Nachkommen werden vergessen, daß er in Friedenszeiten Kundschafter in Luxemburg gehalten, die Besatzung zu verführen und die Stadt anzuzünden. Ich habe zu viel mit dem französischen Hofe zu schaffen gehabt; gezwungen vom Drange der Zeiten, habe ich meine königliche Würde vergessen und an den Herrn Cardinal in Ausdrücken geschrieben, welche den härtesten Felsen erweicht hätten. Er hat meine Bitten verschmäht; man hat mir geantwortet, ich käme zu spät, der allerchristlichste König hätte bereits sich in Verbindlichkeiten eingelassen, welche zu brechen nicht mehr in seiner Macht stünde. Ich habe Urkunden in Händen, die beweisen, daß man Deutschland an allen vier Enden anzünden, die Reichsgrundgesetze umstürzen und hier Aufruhr erregen wollte. Ich will diese Beweise der Nachwelt überliefern, damit das Reich künftighin nicht in eine Schlinge gehe, worin es das Gesetz einer auswärtigen Macht annehmen müßte."

Belle-Isle verwarf stolz die Bedingungen und machte sich auf das äußerste gefaßt; er that aber auch wirklich Alles, was ein guter Patriot und Feldherr thun kann, um seine Leute zur Ausdauer zu ermuthigen; geduldig ertrug er den Hochmuth Broglie's; bei allen Ausfällen voran, begeisterte er zum Widerstande; da die Prager Bevölkerung gegen die Franzosen voll Erbitterung war, mahnte er zu klugem Benehmen. In Bezug auf die Verpflegung ging er mit dem Beispiele der Entsagung voran. Der Wein war schlecht, das Brot spärlich; die Noth, die Theuerung in der belagerten Stadt hatte den Gipfelpunkt erreicht. Ein Pfund Rindfleisch kostete 2 bis 3 Gulden, eine Gans 9 bis 10 Gulden, ein Pfund Butter 1 Gulden 30 Kreuzer, ein Strich Mehl 20 Gulden, ein Ochse 500 Gulden. Man mußte zum Pferdefleisch greifen und während der Belagerung wurden über 7600 Rosse geschlachtet.

Von Versailles erging an Maillebois, der am Niederrhein mit 40.000 Mann die englisch-deutsche, in Belgien sich sammelnde Armee überwachen sollte, der Befehl, sogleich aufzubrechen, sich mit den Franzosen in Bayern zu vereinen und Prag zu entsetzen. In Paris erhielt vom Volkswitz diese Armee

die Bezeichnung: „les Mathurins“ (Trinitarier, Orden der Dreieinigkeit zur Auslösung der Gefangenen, 1198 gestiftet von Johann von Matha). Am

Kronprinz Josef, von seinen Eltern belehrt.

9. August brach Maillebois auf gegen Südosten; in Frankfurt traf er den landlosen Kaiser Karl VII., den er aber nicht wie eine geheiligte Majestät, sondern wie einen französischen Schützling behandelte. Seine Officiere lachten und schrieen im Vorzimmer des Kaisers, als ob sie in einer Schänke wären, so daß der tief gedemüthigte Nachfolger Karl's des Großen sich jede weitere Aufwartung verbitten mußte. Von Frankfurt ging der Marsch gegen Amberg; ebendahin suchten auch, wenngleich auf vielen Umwegen, die in Bayern stehenden Franzosen zu kommen, die seit dem 15. August nicht mehr unter Harcourt, sondern unter Moriz von Sachsen standen. Seckendorf nahm mit seinen Bayern Stellung bei Kehlheim, um sich des südlichen Bayerns schnell wieder zu bemächtigen, wenn Khevenhüller nach Böhmen abberufen würde. Am 19. September vereinigten sich die beiden französischen Heere, jetzt 60.000 Mann zusammen, in Hohenstrauß und wandten sich nach dem Böhmerwalde.

Die Franzosen in Prag bemerkten am 11. September, daß das Feuer der Oesterreicher nachließ; am 14. hörte es sogar gänzlich auf. Es zogen Franz Stefan und Karl dem Generallieutenant Maillebois entgegen, um nicht zwischen zwei Feuer zu gerathen. Vor Prag ließen sie Josef Baron Festetits mit 9000 Mann, meist Reitern, zurück, um die Franzosen in Prag zu beobachten und am Einsammeln von Lebensmitteln zu verhindern. Allein trotz aller Wachsamkeit der Belagerungstruppen gelang es Broglie doch, 6000 Franzosen aus der Stadt hinauszuführen, um über Teplitz Maillebois die Hand zu reichen. Nur allzugern sah Belle-Isle seinen hochmüthigen und unverträglichen Nebenbuhler scheiden, welcher zuerst über Hayd in Böhmen eindringen wollte, dies aber bald unmöglich und die Oesterreicher bereit fand, ihn bestens zu empfangen. Darauf wandte er sich nördlich, um bei Mähring sein Glück zu versuchen; dies gelang und er kam bis Plan.

Hier trat ihm bereits Franz Stefan, gerüstet zur Schlacht, entgegen; zum Großherzoge war auch über Hayd der rasche Khevenhüller gestoßen. Ueber Tepl nach Prag war der Weg gesperrt, und so zog sich nunmehr Maillebois nach Eger zurück, in der Hoffnung, es werde gelingen, in langen Umwegen über Kaaden nach Leitmeritz vorzudringen, wo ihm Broglie die Hand reichen wollte. Aber vergebens wartet in Leitmeritz Broglie auf Maillebois; endlich sendet er die Hälfte seiner Mannschaft nach Prag zurück, läßt die andere in Leitmeritz und geht über Dresden nach Bayern. Es waren die Oesterreicher Maillebois in Kaaden zuvorgekommen; er sah keine Möglichkeit mehr, Prag zu erreichen, und zog über Eger und Neustadt nach Bayern zurück. Seine Franzosen hatten 15.000 Mann in steten Gefechten, im Regen und Ungemach verloren und trotz aller dieser Opfer war Prag nicht erreicht. Die Oesterreicher rückten den Franzosen nach in das Flußgebiet der Donau, um Bayern wieder zu gewinnen, das Bärnklau vor dem überlegenen Seckendorf hatte räumen müssen.

Nun wurde Fürst Christian Lobkowitz mit 20.000 Mann vom Hauptheere entsendet, um Prag wieder einzuschließen; ehe er der Stadt wieder nahte, gelang es ihm auch, den französischen Posten in Leitmeritz mit 2000 Mann aufzuheben. Wieder hätte sich der Kampf um Prag gedreht, aber jetzt bekam Belle-Isle Befehl, die böhmische Hauptstadt schnell zu räumen. Lobkowitz konnte mit seinen 20.000 Mann weder Prag vollständig einschließen, noch ein Entweichen verhindern, und so brach Belle-Isle in der Nacht vom 16. December 1742 mit 11.000 Mann zu Fuß, 3000 Reitern, 30 Geschützen und 300 Wagen durch, auf dem Wege nach Pilsen. Als Besatzung ließ er unter Chevert 4000 Kranke und Reconvalescenten zurück. Die in fünf Züge getheilten Franzosen waren hinlänglich mit Lebensmitteln versehen, ihre Waffen gemischt, die Anord-

nungen vortrefflich; es feuerte Alle der Gedanke an die Heimat an, die sie so lange nicht geschaut, zudem trieb auch die Nähe des Feindes zu größter Eile. Aber es waren überall die Brücken abgebrochen, die Kälte schnitt in die Glieder, der Nordwind blies scharf, man mußte durch Wälder und auf Feldwegen voranziehen, bei Torffeuern im Schnee Wache halten, die Nächte unter freiem Himmel zubringen; da waren denn die Stellen am Lager des Morgens immer durch Gruppen Erfrorener bezeichnet, und es gingen auf diese Weise 1300 Mann zugrunde. Der Weg war mit Todten und Sterbenden, mit Wagen und Pferden bedeckt, die halbe Armee war krank, und als man am 26. December Eger erreichte, hatten die Meisten Hände und Füße erfroren; Viele starben nach wenig Tagen, so daß den Franzosen dieser Rückzug bei 6000 Mann an Gestorbenen oder Verstorbenen kostete.

In Eger war acht Tage Aufenthalt; was dienstfähig war, stieß zur Armee in Bayern, die Anderen zogen, den Todeskeim im Herzen, ein Bild des Jammers und Elends, über den Rhein in die Heimat. Unter ihnen befand sich auch der geniale Schriftsteller und Moralist Lucas von Clapiers, Marquis von Vauvenargues (geb. 1715, gest. 1747), welcher in Folge der Leiden bei diesem Rückzuge früh sein Leben endigte.

Belle-Isle ging nach Frankfurt. Der Kriegsplan dieses Mannes, der Oesterreich zertrümmern wollte, hatte somit ein ungemein trauriges Ende genommen; während Oesterreich in stolzer Mächtigkeit dastand, zogen Frankreichs Schaaren heim als ein Bild des Elends. Chevert wurde zur Uebergabe aufgefordert; er aber drohte, Prag anzuzünden und in die Luft zu sprengen, wenn man ihn nicht frei abziehen lasse. Da man wußte, daß er ganz der Mann dazu sei, die Drohung wahr zu machen, überdies die Menschlichkeit gebot, die Bevölkerung zu schonen, so gab Lobkowitz ihm und seinen Kranken freien Abzug nach Eger für den 26. December.

Eine französische Denkschrift aus jenen Tagen weist nach, daß Frankreich in den letzten sechzehn Monaten mehr als 70.000 Soldaten verloren und ebenso im Auslande ungeheuere Summen ausgegeben hatte, die nie mehr nach Frankreich zurückkehren würden; sie rieth auch den Frieden an und mahnte zum Rückzug hinter den Rhein. Dahin kam es zunächst freilich noch nicht, vielmehr zu kleinen Kämpfen und Heeresbewegungen in Bayern, wo sich nach Khevenhüller's Abgang nach Böhmen Bärnklau mit 6000 Mann gegen den ihm an Mannschaft weit überlegenen Seckendorf so gut als möglich zu halten versucht hatte.

Seckendorf bot nun den bayerischen Landsturm auf; es solle Jeder kommen, der einen Spieß oder Hacken oder einen Morgenstern (an ihrem kolbigen Ende mit eisernen Spitzen und Stacheln versehene Keule) habe; man müsse endlich an Oesterreich rächen, was es (!) an Bayern verübt habe. Am 6. October räumte Bärnklau München und suchte nur, sich hinter dem Inn zu halten; zuletzt räumte er selbst Braunau und behauptete nur die Linie Schärding-Passau. Mitte November kam Maillebois' Heer auf dem rechten Ufer der Naab und das österreichische unter Franz Stefan auf dem linken Ufer aus Böhmen gegen die Donau herab, und nun wurde wieder das Bärnklau'sche Corps dem Heere einverleibt.

Am 21. November übernahm Broglie den Oberbefehl über das französische, Prinz Karl von Lothringen am 25. November den über das österreichische Heer. Seckendorf und Broglie waren jedoch uneins; der erstere wollte thatkräftige Kriegführung und erklärte, man könne durch das Vordringen an der Donau Lobkowitz von Prag abziehen; Broglie dagegen und mit ihm viele französische Officiere vertraten die Ansicht, daß es gegen Frankreichs Vortheil sei,

den Krieg in so entfernten Gegenden fortzuführen, und er kümmerte sich wenig um den Befehl, Passau zu nehmen. Als Prinz Karl anfing, Braunau zu belagern, rückte Broglie so weit gegen den Inn vor, daß sich die Oesterreicher zurückzogen, und kaum war dies geschehen, so bezog er Winterquartiere hinter der Vils; die Oesterreicher gingen hinter den Inn und nahmen ihr Hauptquartier in Linz.

Es muß hier noch einer Persönlichkeit gedacht werden, welche sich während der Prager Occupation auszeichnete, und zwar des Tirolers Johann Ferdinand Schor (geb. in Innsbruck am 24. Juni 1686, gest. in Prag am 4. Januar 1767), eines ausgezeichneten Malers, Theater-Architekten, Mathematikers und Kriegsbaumeisters. Es war zu Anfang des Jahres 1705 gewesen, daß der landschaftliche Ingenieur Willenberg an Kaiser Josef I. ein Gesuch richtete, daß in Böhmen ein Unterricht in der Fortification eingeführt werden möge; „er wolle zwölf zur Ingenieurkunst Lust tragende Subjecta, davon sechs aus dem Herren-, vier aus dem Ritter- und zwei aus dem Bürgerstande ohne deren Entgelt und bloß gegen ein ihm von den Landständen auszuwerfendes ergiebiges Stipendium darin unterweisen". Das Gesuch wurde durch die böhmische Hofkanzlei in böhmischer Sprache eingebracht, führte aber erst, nachdem es unter Karl VI. erneuert worden, nach Verlauf von dreizehn Jahren zu einem Erfolg.

Es beschlossen nämlich im Jahre 1717 die böhmischen Stände, die Ingenieurprofessur zu errichten, und ernannten Willenberg zum Professor, indem sie ihm mit Decret vom 9. November 1717 auftrugen, seine Schüler „dergestalten zu instruiren, daß sie bei der ersten Belagerung und Postirung gleich Unter-Ingenieurs-Dienste würden prästiren (leisten) können". Die Ernennung erfolgte auf zwei Jahre. Den Unterricht sollte Willenberg in seiner Wohnung nächst der Brücke auf der Kleinseite ertheilen; zugleich wurde eine Erweiterung der Universität und Einverleibung der Ingenieurwissenschaft in dieselbe in Aussicht gestellt. Die Eröffnung der Ingenieurschule wurde in Prag und allen Kreisen Böhmens mittelst Placats am 7. Januar 1718 kundgemacht, doch wurden anfangs statt der bestimmten zwölf, nur neun Schüler von den Ständen zu diesem Unterrichte zugewiesen, von denen überdies sechs gleich in den ersten Monaten wieder austraten.

Zur Vermehrung seiner Schüler that Willenburg mehrfache Schritte und erbot sich 1720 auch, „da auf der Altstadt mehr Studiosi wohnen und es den Altstädtern zu beschwerlich, in den großen Hitzen und Kälten, auch theils wegen Entlegenheit die Brücke zu passiren", sein Quartier auf der Kleinseite zu verlassen und sich eine Wohnung auf der Altstadt, nahe der Brücke, zu nehmen. Mit den Schülern wurden öffentliche Proben vorgenommen und zu diesen, im Einverständnisse mit dem damaligen commandirenden Oberstlieutenant Richard de Nugent, der Platz vor dem Sandthor „auf der Classi (Glacis) genannt", bestimmt. Wenige Jahre nach Antritt seines Lehramtes, ward Willenberg durch Alter und Unpäßlichkeit außer Stand gesetzt, dem Unterrichte gehörig obzuliegen, weshalb er pensionirt und im Jahre 1726 Johann Ferdinand Schor zu seinem Nachfolger ernannt wurde, doch so, daß derselbe erst nach dem 1731 erfolgten Tode Willenberg's in dessen vollen Gehalt eintrat. Es war ferner Schor damals bei der Regulirung der Moldau derart beschäftigt, daß er erst im Jahre 1734 seine ordentlichen Vorlesungen begann.

Schor's Lehrplan hatte übrigens bereits eine viel breitere Basis als der ursprüngliche Willenberg's. Im Jahre 1736 hielt er die erste öffentliche Probe mit seinen Schülern, welche in Gegenwart zweier ständischer Commissäre, mehrerer Generäle, Officiere und Adeligen in der kaiserlichen Reitschule vorgenommen wurde. Die Schüler bauten daselbst aus Ziegeln und Erde Festungs-

werke in verjüngtem Maßstabe, zogen Tranchéen davor und brachten Alles an, was der Kriegsbaumeister zu wissen nöthig hat.

Die Proben fielen so sehr zur Zufriedenheit der Generalität aus, daß, als nach Karl's VI. Tode der österreichische Erbfolgekrieg ausbrach, Schor mit seinen Schülern auf die Schanzen von Prag beordert wurde, wo er in der Eile manches zur Vertheidigung Dienliche veranstaltete. Selbst während der französischen Occupation setzte Schor seine Vorträge in Prag, und zwar mit Lebensgefahr heimlich fort, und erst als der Großherzog Franz Stefan mit der ungarisch-österreichischen Armee vor Prag ankam, begab er sich in dessen Lager.

Schor leistete der österreichischen Armee so wichtige Dienste, daß ihm wiederholt die Stelle eines Majors angetragen wurde, die er jedoch aus Rücksicht für seine Gönner, die Herren Stände, ausschlug; dagegen wurde er 1744, namentlich zur Belohnung für einen raschen Brückenbau bei Leitmeritz, der bisherigen Verpflichtungen enthoben, von zwei zu zwei Jahren immer neu um seine Ernennung einkommen zu müssen. Zu den praktischen Uebungen seiner Schüler in der Befestigungskunst wurde ihm eine neben der Hetzinsel in Prag befindliche 100 Schritte lange und 50 Schritte breite Insel vom Altstädter Magistrate überlassen, mit der Bedingung, daß er sich mit dem Pächter der Insel abfinde.

Zur Vervollständigung muß noch erwähnt werden, daß nach Schor's Tode (1767) dessen Schüler und durch mehrere Jahre „Amanuensis" (Gehilfe, Adjunct), Franz Leonhard Herget, diese Ingenieurschule übernahm und seine „Collegia" (Vorlesungen) im Braunauerhause in der Langen Gasse hielt. Er erbot sich außerdem, unentgeltliche Vorträge für Militärs über Ingenieurwissenschaften zu halten, welche Vorträge so viel Beifall fanden, daß er gleich im ersten Jahre 169 Zuhörer zählte. Unter Herget gingen übrigens mit der Ingenieurschule wichtige Veränderungen vor; es erhielt dieselbe eine mehr bürgerliche Richtung und nach Aufhebung des Jesuitenordens wurde ihr anfangs ein Hörsaal im Clementinum, 1786 aber das St. Wenzelsseminar zugewiesen; 1787 verleibte sie ein Hofdecret sogar förmlich der Universität ein.

Als Herget am 1. October 1800 starb, wurde die Erledigung seiner Lehrkanzel Veranlassung zur Gründung des ständischen polytechnischen Institutes, für welches Franz Josef Ritter von Gerstner (geb. 1756, gest. als k. k. Gubernialrath 1832) einen umfassenden Plan entwarf. Das Wenzelsseminar, in welchem sich die Ingenieurschule bereits befand, wurde von der Regierung den Ständen zum Behufe des neuen Institutes überlassen, das akademische Gymnasium und die philosophische Facultät, sowie die Landesbaudirection aus demselben entfernt und die nöthigen Umbauten und Adaptirungen für den neuen Zweck vorgenommen. Die Eröffnung des Unterrichtes sollte im November 1805 beginnen, mußte aber, weil der ausgebrochene Krieg sehr viele junge Leute von den Studien zurückhielt, auf das nächste Jahr verschoben werden.

Im Vorstehenden wurde die Vorgeschiche des ständischen polytechnischen Institutes zu Prag geliefert; die fernere Entwicklung und Organisation dieser Anstalt gehört nicht mehr in den Rahmen unseres Buches. Erwähnt mag noch werden, daß auch ein zweiter tüchtiger Mathematiker, Johann Tomasoni de Concordia (geb. in Prag 1724, gest. als Professor der Mathematik, Baukunst und Perspective an der Akademie der bildenden Künste in Wien 1765), den Franzosenkrieg mitmachte und sich durch seine Bravour und militärischen Kenntnisse auszeichnete.

Daß jene verhängnißschweren Tage nicht ohne Legenden und Sagen bleiben konnten, ist selbstverständlich; besonders wurden „gewisse Anzeichen" schon im vorhinein beobachtet und hinterdrein gedeutet. In erster Reihe steht da die Sage vom erleuchteten Dom. Wenn nämlich in früheren Jahrhunderten Böhmen

ein wichtiges Ereigniß bevorstand, die Kriegsfurie losbrechen, Hungersnoth oder Pest das Land verheeren sollte, da entzündeten sich im St. Veitsdome die auf den Chören hängenden silbernen Lampen, die auf hohen Leuchtern aufgesteckten Kerzen, und eine überirdische Helle erleuchtete die Kirche, welche sich durch die gothischen Bogenfenster weit hinaus über den Schloßhof verbreitete. Die Standbilder der heiligen Landespatrone verließen um Mitternacht ihre Plätze und zogen paarweise durch die Kirche, während vom Chore Orgelklang und der Gesang heiliger Geister diese Procession begleitete. Sie selbst sangen mit leiser Stimme das Tedeum und flehten den Allmächtigen um Gnade und Erbarmen an, daß er das Vaterland nicht untergehen lasse. Und jedesmal hat die Fürbitte der heiligen Landespatrone Böhmen noch gerettet und es aus den größten und schwersten Drangsalen glücklich erlöst. Man bemerkte nun auch diesesmal den gespenstig erleuchteten Dom und freute sich nachher der Rettung durch die Fürbitte der böhmischen Landespatrone.

Krönung Maria Theresiens zur Königin von Böhmen.

Fröhlicher war für Maria Theresia wohl kaum ein Tag, als der 29. December 1742, wo sie die Nachricht empfing, es sei Prag wieder in ihren Händen, die Feinde befänden sich in wilder Flucht nach ihrer Heimat. Am 30. December brachte die junge Fürstin bei St. Stefan dem Herrn der Heerschaaren durch ein solennes Tedeum ihren frommen Dank dar; für den 2. Januar 1743 aber lud sie den Adel der Residenz zu einem prachtvollen Carroussel in den Räumen der kaiserlichen Reitschule ein, an welchem sie in eigener Person theilnahm. Es ist uns die Beschreibung dieser unter der Bezeichnung Damen-Carroussel (Bild Seite 528) noch heute bekannten Festlichkeit aufbehalten worden, und da mögen, schon um des Vergleiches mit ähnlichen, noch heute zeitweilig stattfindenden Adelsfesten willen, Mittheilungen darüber von Interesse sein.

Das Carroussel gliederte sich in vier Quadrillen, wovon zwei reitende, die beiden anderen fahrende waren. Die erste reitende Quadrille wurde von Maria Theresia selbst geführt. Die Farbe war für diese Quadrille purpurfarb, Zäumung und Schabracke mit Gold gestickt. Sie bestand aus: 1. Ihro Majestät die Königin von Hungarn und Böheim; 2. Gräfin Niklas Palffy; 3. Gräfin Leopold Kinsky; 4. Hofdame Gräfin Proskau. Die zweite reitende Quadrille, in der Farbe weißer Droguet (Halbwollenzeug) und rother Gros de Tours (dicker Stoff) mit Gold gestickt, bestand aus: Gräfin Nostitz, Witwe; Hofdame Gräfin Wurmbrand; Gräfin Niklas Eszterhazy; Baronin Hager.

Die erste fahrende Quadrille war folgendermaßen zusammengesetzt: 1. Erzherzogin Maria Anna, Schwester Maria Theresia's, mit dem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen; 2. Fürstin Lobkowitz mit Graf Niklas Palffy; 3. Gräfin Losi mit Baron Hager; 4. Gräfin Cobenzl mit Graf Kinsky. Die Kleidung dieser Quadrille, sowohl der Herren als Damen, war von ponceau(hoch)rothem Sammt und weißem Atlas mit Silber gestickt.

Die zweite fahrende Quadrille bestand aus: 1. Fürstin Auersperg mit Graf Colloredo; 2. Fürstin Eszterhazy mit Graf Losi; 3. Gräfin Kolonits mit Graf Künigl; 4. Gräfin Althann mit dem Oberststallmeister Heinrich Fürst Auersperg. Die Kleidung war von blauem Sammt mit Silber

gestickt, die Casquettes (Kopfbedeckungen) sämmtlicher Damen reich mit Edelsteinen besetzt. Die Wagen stellten versilberte, mit Sammt und Silberstoff ausgefütterte Phaetons dar.

Im mittleren Hauptplatze der Reitschule, ober dem Kamine, saß die Witwe Karl's VI., die Kaiserin Elisabeth Christine; neben ihr standen mit rothem goldbefransten Sammt besetzte Tische, worauf die Turnierpreise ausgebreitet lagen. Als Preisrichter fungirten sieben Cavaliere: Oberstbofmeister Rudolf Sigmund Graf Sinzendorf; Fürst Franz Anton Lamberg, Oberststallmeister der Kaiserin Witwe Elisabeth; Feldmarschall Graf Königsegg, deren Oberstbofmeister; Oberstbofkanzler Graf Anton Corfiz Ulfeld; Landmarschall Johann Ernst Graf Herberstein; Oberstbofmarschall Johann Josef Graf Khevenhüller und der Kammerherr und Reichshofrath Josef Graf Seréni.

Was die Preise betrifft, so waren für die reitenden Quadrillen ausgesetzt: 1. Für das Waffenspiel mit der Lanze: ein Besteck von Bergkrystall in Gold gefaßt und mit Brillanten besetzt. Diesen Preis gewann Maria Theresia selbst, überließ ihn jedoch der nächsten Anwärterin Gräfin Palffy. — 2. Für Pistolenschießen: ein Paar kostbare Ringe in Brillanten (Gewinnerin Gräfin Wurmbrand). — 3. Wurfpfeilwerfen: ein Paar Handschnallen von Brillanten (Gräfin Proskau). — 4. Fechtspiel mit dem Degen: ein Paar Ohrringe in Brillanten (Baronin Hager). — 5. Spiel mit den Türkenköpfen: eine „grün geschmelzte Tabatière von Gold" (Gräfin Kinsky).

Für die fahrenden Quadrillen waren bestimmt: 1. Lanze: sechs indianische Becher mit den dazugehörigen Untersätzen (Gewinnerin Gräfin Althann). — 2. Pistole: sechs schöne Becher von Porzellan mit Gold eingelegt auf einer indianischen „Tazze" (Gräfin Kolonits). — 3. Wurfpfeil: ein Service von Porzellan zu Thee und Chocolade sammt Zugehör und goldenen „Löfferln" (Fürstin Auersperg). — 4. Degen: eine goldene Tabakdose, worin ein Paar brillantene Schuhschnallen (Erzherzogin Maria Anna). — 5. Türkenköpfe: „ein indianisches Spieltrüherl in Form eines Waderls (Fächers), worin unterschiedliche kostbare Marques gelegen" und eine Schere in einem Futterale von Bergkrystall (Fürstin Eszterhazy).

Darauf betheilte Maria Theresia eigenhändig auch die begleitenden Cavaliere der gewinnenden Damen mit kostbaren Nippsachen und damit auch die anderen Theilnehmer am Carrousel nicht leer ausgingen, wurden auch sie mit kleinen Andenken bedacht. Nach beendigtem Festspiel erfolgte eine Scene, wie sie ganz in den Charakter der liebenswürdigen Fürstin paßte. Sie sagte: „Warum sollen meine lieben, nicht hoffähigen Wiener nicht auch ihre Freud' haben!" und — die vier Quadrillen zu Wagen und zu Pferde, Maria Theresia an der Spitze, zogen hinaus auf die Straße, an der St. Michaelskirche vorbei und zum großen Thore der Hofburg wieder hinein, unter lauten und lebhaften Vivats der zahlreich herbeigeströmten Wiener Bevölkerung. Abends beschloß ein glänzendes Ballfest in der Burg, welches bis an den hellen lichten Tag dauerte, die Festfeier.

Es ist merkwürdig, daß diese Tanzunterhaltung noch in die sogenannte heilige Zeit (tempum sacrum) fiel, welche bekanntlich am ersten Adventsonntage beginnt und bis einschließlich zum Dreikönigstage dauert; noch bis vor nicht langer Zeit durfte vor dem 7. Januar kein Ballfest stattfinden. Es ist übrigens ein schöner Zug der edlen Fürstin, daß sie an demselben Tage die Erweiterung des sogenannten „königlichen National- oder Spanischen Spitals" für alte preßhafte Soldaten decretirte.

Auch das Volk in Wien wollte sich über die Rückgewinnung Prags freuen und war in diesem Carneval vergnügungs- und tanzlustiger denn je. Am

5. Januar erschien folgende Kundmachung, welche ein interessantes Streiflicht auf die damaligen Ballverhältnisse wirft:

„Von der N.-Ö. Regierung wegen wird hiermit jedermänniglich kund und zu wissen gemacht, was gestalten allhier zu Wien in der nächst eingehenden Faschingszeit von künftigen Sonntag als den 6. dieses anzufangen, bis letzten Faschingstag inclusive (jedoch außer deren Dienstäg, Freitag und Samstägen) die masquirte Ball und Festins, zu jedermanns Belustigung unter nachfolgenden Bedingnussen erlaubet worden seien; und zwar:

Erstens werden diese masquirte Ball und Festins nirgends anderswo, als in dem Hof-Ball-Haus und in des Königl. Theatral-Directoris Josef Sellier Wohnung in der Kärnthnerstraße abgehalten. — Andertens wird jedermann, so diesen Ball zu besuchen gesonnen ist, sich nothwendig zu masquiren haben, anerwognes ohne Masque niemand, wer er auch immer sein möge, eingelassen werden wird. — Drittens sollen die Masquen weder scandalos, noch unverschämt sein, hingegen aber auch noch viel weniger in geistlicher oder Ordens-Kleidern bestehen (wäre noch heute passend, es einzuschärfen). — Viertens wird bei wirklicher Abweisung durch die Wache niemanden in obbenannten zweien Orten mit einem Seiten oder anderen, besonders aber heimlichen Gewehr einzutreten erlaubt.

Fünftens wird jede Masque nur mit einem Bedienten bis an das letzte Einlaß-Ort zu passiren, diesem Bedienten aber ebenfalls kein Gewehr gestattet, auch nicht zugelassen werden, daß sie mit einer Fackel oder anderen offenen Licht in das Haus, wo der Ball gehalten wird, eintreten dürfen. — Sechstens wird jedwedern, sowohl Manns- als Weibs-Person bei dem Eintritt dem allda aufgestellten Einnehmer einen Dukaten in Gold zu erlegen, dafür aber ein nummerirtes Billet zu empfangen haben, welches bei der weiteren Entrée der allda befindlichen Amts-Person zu behändigen ist. — Siebentens steht Jedermann frei, die Masque in den Saal, wo der Ball gehalten und getantzet wird, abzunehmen, oder beständig beizubehalten; wohingegen so fern sich — Achtens, eine masquirte Person offentlich auf der Gasse (ausgenommen in denen Wägen und Trag-Sesseln) blicken ließe, dieselbe allsogleich ohne einigen Ansehen durch die hier besonders aufgestellte Wachten arrestirt und aller Schärfe nach abgestraft werden solle. Beinebens werden auch

Neuntens auf der sogenannten Mehl-Gruben während der ganzen Faschingszeit, jedoch ebenfalls außer deren Dienstäg, Freitäg und Samstägen, sowohl die masquirte als unmasquirte Balls und Festins für den alleinigen hohen Adel zu halten erlaubet, daß mithin derjenige, welche vorige Jahr die Mehl-Gruben nicht zu frequentiren gepflogen, auch anjetzo nicht dahin zu kommen haben. Schließlichen seyend an vorerwähnten drei Ball-Orten die hazard- und all andere hohe Spiele auf das schärfeste verboten, also und dergestalten, daß diejenige, welche auf die bestehende Erinner- und Ermahnung hievon nicht abstehen würden, nicht nur allein durch die Wacht hinausgeführet, sondern auch besonders nach beschaffenen Sachen mit einer empfindlichen Strafe angesehen werden sollen. Wornach sich also jedermann zu richten und mit aller Bescheidenheit und Ehrbarkeit aufzuführen wissen wird."

Auch in Prag war nach dem Abzuge der Franzosen und bald darauf auch in ganz Böhmen unter dem größten Theile der Bevölkerung Freude und Jubel; man schämte sich der früheren Hingebung an den Bayern und hatte in gar bitterer Erinnerung, was man unter den Franzosen erdulden mußte. Ein Zeitgenosse schreibt darüber: „Die ganze Stadt war dazumal ein Kloster oder vielmehr ein Armenhaus, wo alle Tage Fasten ist."

Es gab aber auch Viele, die sich bewußt waren, in den Tagen der Prüfung nicht treu bestanden zu haben, und unter diesen herrschte nun gewaltige Bestürzung. In ihrer gerechten Furcht und Angst malten sie den Andern die schrecklichsten Dinge vor: es werde über Prag eine so scharfe Züchtigung kommen, wie Anno 1620 unter Kaiser Ferdinand II.; einige Herren vom Adel flüchteten sich nach Bayern. Bevor Maria Theresia zur Krönung kam, mußte im Lande Ordnung gemacht sein; deshalb erging an Alle, die sich aus dem Lande entfernt hatten, der Befehl, innerhalb sechs Wochen nach Prag oder auf ihre Güter zurückzukehren. Die Meisten folgten, Viele wurden begnadigt, Andere mit Geldstrafen belegt; Einige, die sich schuldiger wußten, blieben draußen im Reich und nahmen Dienste bei Kaiser Karl VII. Drei Herren vom Adel wurden festgenommen, zwei davon, die ihre Unschuld nachwiesen, ließ man bald wieder los; nicht so den dritten — den Kreishauptmann Ritter Karl von David, den Aufreizer der Prager Bevölkerung, der zum Tode verurtheilt wurde. Derselbe kniete bereits am 28. Juni 1743 auf dem Schaffote, schon schwang der Scharfrichter das Schwert; da rief ein Appellationsrath: „Gnade!" David stand auf und kehrte freigelassen zu den Seinigen wieder. In der Nacht zum 27. April wurden mehrere Bürger in ihren Wohnungen aufgehoben und in Gewahrsam genommen; sieben davon wurden des Landes verwiesen. Die Gerechtigkeit erlaubte es nicht, daß Alle, die sich wider Maria Theresia so schwer vergangen hatten, straflos ausgingen, allein so viel als möglich wurde Gnade geübt, und die edle Fürstin wollte ausdrücklich, daß Keiner am Leben gestraft würde.

Desto sonderbarer erscheint ein von den verbannten Böhmen dem Aachener Friedenscongreß (am 30. April und 25. Mai 1748, wo der Friede zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossen wurde, der den österreichischen Erbfolgekrieg beendete) überreichtes Memoire, in welchem es heißt, daß „nach abgelegter Erbhuldigung die Inwohner des Königreichs Böheims, nachdem der bis Dato verdeckt gewesene Inhalt des vom weil. Kaiser Ferdinando I. aufgerichteten Testament ihnen bekannt worden, sich bestmöglichst beflissen, ihrem neuen Erb-König, wie schuldig, zu dienen können, einer vordem andern mehrere Merita (Verdienste) mit Sacrificirung seines Guts und Bluts, Leibs und Lebens, bei Allerhöchstselben zu erwerben concertiret (gewetteifert). Als aber die österreichische Armee in das Königreich Böheim eingefallen, und daß dieser glorreicheste Monarch bereits das Herz deren Unterthanen nach seinem eigenen Belieben zu dirigiren (lenken) vermocht, observirete: so ist das erste Absehen derselben gewesen, die Affection (Anhänglichkeit) derer Unterthanen gegen ihren Erb-Herrn nach aller Möglichkeit zu vernichten und zu verfolgen, wie dann bei der österreichischen Armee von denen allerschärfsten Capital-Executionen zu hören gewesen, wider diejenige, welche ihren Erb-König und seinen Alliirten adhaeriret (Verbündeten angehängt), oder einige Dienste geleistet haben, zu geschweigen von jenen, welche in denen Gefängnissen ihren Geist aufgegeben und sonsten verloren gegangen."

„Es sind," fährt dieses Memoire zu erzählen fort, „wider die Landesgesetze, das Völkerrecht und wider die in der Prager Capitulation (zwischen Marschall Chevert und Fürst Lobkowitz am 26. December 1742 unterzeichnet) stipulirte Amnestie in den weißen Thurm, theils vom Land, theils aus der Stadt Via facti (eigenmächtig) eingeführet worden: der Graf Paradis, gewesener Stadthauptmann; Karl Baron von Deym, welcher zu Temesvar im Arrest gestorben, und der junge Doctor Neumann. In ihren Häusern mit starker Wacht verwahret worden: der Fürst von Mansfeld und die Gräfin von Paradis; zu der Universität in das Carolin: der Doctor Therer

de Therenheimb Advocatus Regni; Doctor Königsmann, Professor Juris, und Schellhorn, Landes-Procurator; in das Altſtädter Rathhaus: der Primator Schaſchek, Conſtantin La Roque, Stadt-Secretarius, Doctor Fibiger, Joſef Strackha, Stadt-Viertelhauptmann, Wenzel Schöpf, Fähndrich Leopold Ziegler, welcher ausgepeitſcht worden, Valentin Ender, Johann Schmidtpaur, Franz Heilligsfeldt, Johann Weber ſammt ſeinem Eheweib Judith, Joſef Klenk, alle ſonſt wohlverhaltene, meiſtens anſäſſige Professionisten Burgern, Wenzel Barowitzka aber, Antonii Zernohorski, Franz Kapplaneck von Rossiz, Kayſer Richter zu Pollitzka, die drei letztere wie auch —

In das Neuſtädter Rathhaus in Despectum (Entehrung) des Römiſchen Reichs in Eiſen und Banden eingeführt worden: der von Weil. Kaiſer Karl dem Sechſten zu einem Reichs-Ritter erhobene und über fünfzehn Jahr lang geweſene Kaiſerliche Rath, Karl von David, welcher erſt Gnade erhalten, als der Henker ſchon auf dem Schaffot das Schwert über ihn geſchwungen, Wenzel Swoboda, welcher ausgepeitſcht worden, weil er öffentlich geſagt, er hielte es für unmöglich, daß die Großherzogin von Toscana und Königin von Ungarn ſich auch in Böhmen behaupte, Stefan Aller, Bürger und Handelsmann, welcher in dem Arreſt ſeinen Geiſt aufgeben müſſen, Leopold Cabezint, Wenzel Heim und Johann Poltauch; in das Kleinſeitner Rathhaus: der Wenzel Schleichert, Raths-Verwandter und Regiſtrator bei der königlichen Landtafel im Königreich Böheimb, Johann Stauderer, Andreas Kranner, Dominik Toniolo, Chriſtian Olezki, Franz von Badenberg und Heinrich Kanodi, alle ſonſten wohlverhaltene meiſtens anſäſſige Bürgern und Profeſſioniſten.

Zu Beantwortung vor dieſe Hof-Commission gezogen, ſodann aus der Stadt abgeſchafft worden: der Prager Erzbiſchof Fürſt Manderſcheidt-Blankenheim, der Dompropſt Chrzepizki von Modliſchkowitz, der Domdechant Martini, Fürſt Mansfeldt, Fürſtin von Fürſtenberg, Gräfin von Kayſerſtein, Gräfin von Paradis und Baronin von Boſſi, der Obriſte Land-Hofmeiſter und Obriſte Land-Cammerer Fürſt Stefan Kinsky, Obriſte Land-Richter Graf Würben (Wrbna), Obriſt Lehen-Richter Graf Gallaſch (Gallas), Herzog zu Lucera, Appellationspräſident Graf Kokorzowa, Kammerpräſident Graf Sternberg, Statthalter Graf Philipp Kolowrat, Rudolf Graf Chotek, Statthalter Franz Graf Boucquoy, Statthalter Wenzel Dohalski von Dohalitz, Statthalter Johann Graf Wrtby, Karl Graf Morzin, Karl Baron Perglas, die Grafen und Herren von Bubna Lazanzky, Bukowa, Andritzki und andere mehr.

Von ihren einträglichen Dienſten theils suspendiret (zeitweilig enthoben), theils abgeſetzt worden: der Prager Erzbiſchof à Primaturi Regni et Cancellariatu perpetuo (von dem Oberbisthum und dem Kanzleramte), Obriſt-Landrichter Graf Würben, Statthalter Dohalski, Graf Paradis, Maximilian Bechinie von Laſchan und Baron Raſchin von Rieſenburg, Groß-Landrechts-Beiſitzern Franz Ignaz Freiherr von Wunſchwitz, Stadthauptmann Franz Karl Graf Defours, Hermann Graf Czernin von Chudeniz, Franz Graf Wieſchnick, Johann Graf Wrtby und Doctor Neuberg, Appellations-Räthe, Doctor Therer von Therenheimb, Doctor Felix, Cancellarius, Rector Universitatis, Decani Facultatum, Heinrich Koſtolezki von Schladowa, 3 Secretarien: Rübner, Dam und Stiasni, Concipisten: Schuhbauer, Schönflug, Kuntz und andere mehr Unbekannte.

Aus dem Arreſt und dieſer Inquisition ſeynd entwichen: der Fürſt Mansfeld, Karl von Schleinitz, Pater Norbert Sazer, Pater Anton Blodeck, Paul Schard, Karl Friederici, Johann Nigrin, Joſef

Griesmayr, Georg Bothe, Joſef Putz und Caſpar Aſchenfiſcher. Einige von beſagten Inquisiten (Angeklagten, in Unterſuchung Befindlichen) ſeynd zu dem empfindlichſten Todt (?!), anderer zu der Tortur (?!) und Degradation verurtheilet, einige in opere publico öffentlich die Gaſſen putzen müſſen, andere im Spinnhaus zu täglicher ſchwerer Arbeit mit ordinari Prügeln condemniret (verurtheilt), andere würklich torquiret (gemartert), ausgepeitſchet und in ewige Gefängnuß geworfen worden.

Aus denen Erb-Ländern mit Zurücklaſſung ihrer Vermögen, Weib und Kinder, theils gegen einen Jurament de non revertendo, theils ohne Jurament ſind folgende verwieſen worden: die verwitwete Oberſt-Kanzlerin Gräfin Kinsky, geborne Gräfin Palffy, Johann Wenzel Graf Kayſerſtein, Graf Paradis, Graf Michna, Freiherr von Weitzenau, Wenzel und Johann Grafen Lazansky, Caſimir und Franz Gebrüdern Grafen von Bubna, Franz Novohradzky Graf von Kolowrat, Karl Baron von Wunſchwitz, Wenzel Baron von Boſſy, Norbert Therer von Therenheimb, Balthaſar und Heinrich Koſtelezki von Sladowa u. ſ. w., u. ſ. w., welche ſcharfe Inquisition immerfort gedauret, bis daß die Preußen in Böhmen eingerücket, denen übrigen Arreſtanten herausgeholfen und die Inquisition aufgehoben. Ingleichen haben auch die Exulanten (Verwieſenen) ſelbſt durch Geiſtlichkeit, Geſandte, und andere Wege, ihre Begnadigung geſucht; wie denn zur Zeit der Krönung in Prag als Ihro Majeſtät in der Reſidenz ausgegangen, hat ein gewiſſer Prieſter mehr als fünfzig kleine Kinder und ſchwangere Weiber derjenigen, die da in die Kerker von dieſer Hof-Commission eingeſetzet worden, aufgeführet, welche mit Heulen und Weinen durch die Barmherzigkeit Gottes, durch die Allerhöchſt angeborene Clemenz (Huld) und Gemüths-Mäßigung um Gnade ihrer Väter gebeten, daß vielen Umſtehenden vor Herzen-Leid über dieſe arme zu Füßen liegende unſchuldige Kinder und Weiber die Augen übergangen, als ihnen die Gnade abgeſchlagen worden."

Zur Erläuterung einzelner Perſönlichkeiten diene noch, daß der Prager Erzbiſchof Fürſt Manderſcheid der Oheim des Letzten dieſes 1780 ausgeſtorbenen Geſchlechtes war. Fürſt Mansfeld war der Großneffe des erſten Fürſten und Vater des letzten Mansfeld, mit dem das Geſchlecht 1780 ausſtarb, er war mit einer Gräfin Thun vermält und entwich aus ſeinem Hausarreſte. Stefan Kinsky wurde begnadigt und ſpäter 1797 der erſte Fürſt ſeines Geſchlechtes. Joſef Franz Graf Würben (Wrbna) ſtarb 1755, alt 80 Jahre. Graf Gallas war einer der Letzten dieſes durch den bekannten General des dreißigjährigen Krieges, den ſogenannten „Heerverderber", aufgekommenen Geſchlechtes, welches 1757 ausſtarb. Franz Leopold Graf Sternberg, Schwiegerſohn des Fürſten Schwarzenberg, ſtarb 1745; Graf Rudolf Chotek wurde begnadigt und nachmals hochbetrauter Miniſter. Graf Philipp Kolowrat-Krakowsky auf Horzelitz war von Karl VII. an die Spitze der böhmiſchen Landesverwaltung geſtellt worden; deſſen Sohn Leopold wurde ſpäter erſter Staatsminiſter in inländiſchen Geſchäften. Dem Grafen Kayſerſtein war von Karl VII. die Direction der Geſchäfte der böhmiſchen Kanzlei übertragen worden. Es ſollen im Ganzen einundzwanzig Hinrichtungen von Perſonen ſtattgefunden haben, „deren Namen die Geſchichte nicht kennt" (was indeß ſehr viel Verdacht gegen die Wahrheit dieſer Nachricht einflößt); darunter befanden ſich wahrſcheinlich die letzten Grafen von Wrtby, aus einem der älteſten und ſonſt auch mächtigſten böhmiſchen Geſchlechter, welches ſeit der Kataſtrophe in den Vierziger Jahren verſchwunden iſt. Man weiß das, weil es das Erbſchatzmeiſteramt beſaß, das von ihnen auf die Fürſten Lobkowitz übertragen wurde, die auch die Wrtby'ſchen Güter Konopiſcht u. ſ. w. ſpäter inne hatten. In

dem Aachener Memoire heißt es auch, daß die niedergeſetzte Hofcommiſſion ſelbſt eingeſtand: „daß keine Rebellion begangen, man weder einen Casus Rebellionis (Empörungsact) hier observirete und quo Jure (was das Recht anbelange) über dieſe Landes-Inwohner ſo unbarmherzige Executiones mit Sengen und Brennen, Plündern und Rauben vollzogen werden, nicht capiren (begreifen) können".

Es mag noch hier erwähnt werden, daß ſich Oeſterreichs feindliche Geſchichtsſchreiber darüber aufhalten, daß man es durchaus nicht duldete, wenn ſich das Volk ſelbſt im Scherze über allerlei Kronprätendenten zuſtimmend ausſprach, und nach ihrer Angabe ſollen Aeußerungen darüber, wie z. B. wenn Einem ein Czernin, ein Herzog von Croy, ein Lord Fielding begegnete und man ſagte: „Da geht der rechte König von Böhmen — da iſt noch ein männlicher Sproſſe der Arpaden — da iſt noch ein echter Habsburger!" den Betreffenden in eine Oubliette (Vergeſſungskerker) von Kufſtein, Brünner Spielberg oder Munkacs gebracht haben. Das iſt aber entſchieden eine Lüge. Wir haben bereits (Seite 157) den recht komiſch aufzufaſſenden „Habsburger" Grafen von Schalkon und Kyburg unangefochten in Wien herumgehen ſehen, man wußte eben hier genau, wie es der Reichsconvent zu Regensburg wußte, der ihm das Consilium abeundi (Abweiſung) ertheilte, daß es in ſeinem Kopfe nicht allzu richtig wäre. Und die Geſchichte mit dem jungen Grafen Aſpremont, die ſogleich erzählt werden ſoll, hat auch ihre volle Berechtigung; denn man konnte bei den leicht zu entflammenden Köpfen der Ungarn und der noch lebhaft in Erinnerung ſtehenden, gar nicht entfernt gelegenen Rakoczy'ſchen Zeit nie ſo unfehlbar wiſſen, es werde ſich kein Mann finden, der nicht behufs ſelbſtſüchtiger Zwecke das kaum beruhigte Land zum Tummelplatze gefährlichſter Parteiumtriebe zu machen verſuchte.

Was denn die Geſchichte mit dem k. k. Generalmajor Grafen Ferdinand Karl von Aſpremont-Lynden (Sohn des Grafen Ferdinand Gobert mit der von ihm aus dem Himmelpfortkloſter zu Wien entführten Tochter Franz I. Rakoczy's, der Prinzeſſin Juliana Barbara) betrifft, iſt der wahre Hergang folgender. Aſpremont reiſte in Ungarn und da blieb eines Tages ſein ſchwerer Reiſewagen bei den aus den Rakoczy'ſchen Tagen berühmten Onod im Kothe ſtecken. Vergeblich waren alle Anſtrengungen, denſelben herauszuarbeiten, und die zahlreichen, vom Markte heimkehrenden Bauern jagen vorüber, die Hilferufe des Deutſchen nur mit Hohngelächter erwidernd. Da ſtieg endlich, von einer Idee erleuchtet, Aſpremont auf den Kutſchbock und donnerte den Bauern zu: „Wie? Ihr laßt den Enkel des Rakoczy im Kothe erſticken?" Das traf wie ein Blitzſtrahl. Augenblicklich ſpannten die Bauern ihre Pferde aus, leiſteten hilfreiche Hand und führten den Grafen unter ſtürmiſchen Ovationen triumphirend nach Onod hinein. Selbſtverſtändlich war das Geſchichtchen ſofort nach Wien verträtſcht, umſomehr, als Aſpremont ſelbſt aus dem gelungenen Coup kein Hehl machte. Aber Maria Thereſia, welche ein Bischen weiter dachte, als der General, rief ihm ſogleich, als er das nächſte Mal bei Hofe erſchien, mit geröthetem Geſichte zu: „Aſpremont, hör' Er! ich verlang g'wiß nit, daß Er im Koth erſticken ſoll — aber die Poſſen mit dem Rakoczy laſſ' Er bleiben, ſonſt laſſ' ich Ihn einſperren!" — Und wer kann da der hohen Frau, betrachtet man die damaligen Zeitverhältniſſe, welche haarſcharf aus der Begebenheit ſelbſt hervorſtechen, Unrecht geben?

Maria Thereſia kam ſelbſt in Begleitung ihres Gemals nach Böhmen; ſie verließ Wien am 25. April 1743, kam noch am Abend desſelben Tages bis Iglau, am 26. bis Deutſchbrod, am 27. um vier Uhr Nachmittags nach Brandeis an der Elbe; am 28. verfügte ſie ſich mit ihrem Gemal in das nahe Alt-Bunzlau, wo Beide in der dortigen berühmten Wallfahrtskirche eine Meſſe hörten

und dann die Materſtelle des heil. Wenzel beſuchten; am 29. begaben ſie ſich von Brandeis nach Prag. Dort waren außerhalb des Roßthores drei prachtvolle türkiſche Zelte zur Unterkunft der Königin, ihres Gemals und des ganzen Hofſtaates aufgeſchlagen worden. Gegen vier Uhr Nachmittags begann der feierliche Einzug: Auf einer langen Strecke die berittene Bürgerſchaft der vier Prager Städte, der böhmiſche Adel mit ſeinen Stallmeiſtern, Reitknechten, Pagen, Aufwärtern und Hausofficieren, alle zu Pferde und in neuen funkelnden Anzügen, die drei Herolde von Ungarn, Böhmen und Oeſterreich in ihrem prächtigen Ceremonien-Anzuge, endlich die Königin und ihr Gemal in einem mit ſechs ſchwarzbraunen Neapolitanerpferden beſpannten Galawagen. Von allen Stadtwällen donnerten die Geſchütze, von allen Kirchenthürmen tönte das Geläute aller Glocken, auf allen Plätzen, wo Abtheilungen von Militär oder Bürgermiliz aufgeſtellt waren, wirbelten Pauken und ſchmetterten Trompeten. Auf dem Knopf des Neuſtädter Rathhausthurmes ſtanden drei Männer; der eine ſchwang eine Fahne, der zweite feuerte ein Gewehr ab, der dritte ſtieß in die Trompete und dazwiſchen rief die freudig erregte Menge, an welcher die blühende Monarchin vorbeikam, unaufhörlich: „Vivat Maria Thereſia!“

Am 11. Mai fand in der königlichen Landſtube ob dem Prager Schloſſe die Erbhuldigung ſtatt und ſind dazu die böhmiſchen Stände (wie es in einem gleichzeitigen Berichte heißt) „in einer ſehr großen und ſolcher Anzahl erſchienen, daß die inneren und äußeren Anti-Kammern (Vorzimmer), wie auch die großen Ritterſtuben darmit angefüllet waren“. Auf den folgenden Tag war die Krönung beſtimmt. In dem Augenblicke, wo Maria Thereſia ſich in den St. Veitsdom begeben wollte, traf ein vom Herzog Karl von Lothringen abgeſchickter Eilbote mit der Nachricht eines glänzenden, über die Bayern erfochtenen Sieges ein. Die Königin ließ ſofort mit der Krönungsfeierlichkeit einhalten und zuvor erſt dem Allerhöchſten ein dankerfülltes Te Deum laudamus (Herr Gott, Dich loben wir!) darbringen.

Nun erſt fand die feierliche Salbung und Krönung ſtatt, welche diesmal der Biſchof von Olmütz, Jakob Ernſt Graf von Liechtenſtein (geb. 1692, geſt. als Erzbiſchof von Salzburg 1745), anſtatt des Prager Erzbiſchofs vornahm, denn (wie bereits erwähnt) Fürſt Manderſcheid war es geweſen, der dem bayeriſchen Karl Albert die böhmiſche Krone auf's Haupt geſetzt und der ſich darum vor der Ankunft Thereſiens aus Prag hatte entfernen müſſen. Aus allen Kehlen der dichtgedrängten Menge ertönte ein dreimaliges: „Vivat et triumphet“ (Es lebe und es ſiege unſere allergnädigſte Königin und Erbfrau!), dazu gaben Pauken und Trompeten einen dreimaligen frohen Tuſch.

Nun ließ ſich Maria Thereſia auf den Thronſeſſel nächſt dem Altare nieder, zog das Schwert des heiligen Wenzel aus der Scheide und ertheilte einer Anzahl Edlen, die ſie zu St. Wenzelsrittern erkoren hatte, den Ritterſchlag. Mit der Krone auf dem Haupte, durchſchritt ſodann die junge und ſchöne Königin von Böhmen die Kirche und die Reihen des jubelnden und ihr zurufenden Volkes, dem man Münzen auswarf und das roth-weiße Tuch, über welches die Herrſcherin geſchritten war, preisgab. Bei dem Krönungsmahle im prächtigen Wladislai'ſchen Saale ſchickte Thereſia ein koſtbares Trinkgeſchirr aus Bergkryſtall mit edlem Wein gefüllt zur Tafel des Oberſtburggrafen hinüber und ließ ihm den Spruch entbieten: „Auf das Wohl dieſes Erbkönigreiches und Derer, die es mit Ihro königliche Majeſtät, Dero Erzhaus und dem Königreich wohlgemeinet und wohlmeinen!“

Zur großen Freude der Bevölkerung weilte die Königin noch achtundvierzig Tage lang in Prag. Jetzt war ſie gekrönte Königin von Ungarn und Böhmen, ſie war ſowohl in der St. Martinskirche in Preßburg, als im

St. Veitsdome zu Prag gesalbt und geweiht, sie hatte von Scepter und Reichsapfel der beiden Länder feierlich Besitz ergriffen und war mit dem Schwerte des heiligen Stefan von Ungarn und dem des heiligen Wenzel von Böhmen umgürtet worden. Das Werk schnöder Verbrüderung, die ihr Land und Krone entreißen wollte, war zu Schanden gemacht, vernichtet das Werk der Afterkrönung und erbärmlichen Huldigung Karl Albert's in Prag, der, während er die gierige Hand nach fremdem Eigenthum ausstreckte, sein eigenes Land verlor und dem nunmehr nichts übrig blieb von seinen geträumten Herrlichkeiten, als ein Kaisertitel ohne jede Macht und Ansehen und nebstbei — zur Schmach seines Ansehens und deutscher Würde — das Patent eines General-Lieutenants des Königs von Frankreich. — Der deutsche Kaiser war der militärische Diener des Franzosenkönigs!!

Er durfte auch für den gehörigen Spott nicht sorgen, den die witz- und lebelustigen Oesterreicher vornehmlich über ihn und die Franzosen ausgossen, wobei es an den derbsten Ausdrücken nicht fehlte; so z. B. in dem Frühlingsgedichte, betitelt „Vogelgesang", 1743, aus welchem die nachfolgenden Strophen (im Ganzen sind es zwanzig an der Zahl) schon das Herbste enthalten, das man über den „Löwen" (bayerisches Wappen) sagen konnte.

3.

Man kennt den Löwen aus der Klau', sein Durst läßt sich nicht bürgen,
Blut regnen ist ihm mehr als Thau, will Alles nur erwürgen,
Und weil er auf dem Erdenplan nicht hat genug zu rauben,
Strebt er gar in den Lüften schon nach Lerchen und nach Tauben.

4.

Wo hat er seine Federn denn zum Fliegen hergenommen?
Er hat sie von dem Gackelhahn (Frankreich), der Kräh zu leih'n bekommen,
Die preuß'sche Krähe hat jedoch ihr Gut zurückverlanget,
Mithin der Löwe jetzt nur noch mit Hahnenfedern pranget.

8.

So bleibt dem Löwen Schand und Spott von allen diesen Sachen,
Hat nichts davon als Hahnenkoth in seinem weiten Rachen;
Weil man ihn doch nach Hahnenrath zum Adler (Kaiser) mußt' erwählen,
Kann er als eine Heldenthat die Hahnenfedern zählen.

6.

Nachdem der Löw' in Frankfort verzehrt die fremden Mittel,
Reist er herum von Ort zu Ort mit seinem Adlerstitel;
Indessen seht zu seinem Trost das Weib von allen Weibern (Theresia),
Daß ihm die Mühe nicht viel kost', die Löwengrube säubern.

20.

Indessen kann der Löw' zur Noth sein Afterreich verwalten,
So lang, bis ihm sein Kleid der Tod wird richten in die Falten,
Hernehmen wird die and're Welt, das Reich dann zu versorgen,
Den Adler aus dem Lerchenfeld (Franz Stefan) — Gott geb', es g'schehe morgen!

Eine Schilderung der Landesmutter.

So wenig die Noth Maria Theresia hatte beugen können, so wenig erschlaffte ihre große Seele im Glück; im Gegentheile, sie erhob sich nur zu kühnerem Schwunge. Es umgab ein eigener Zauber ihr Wesen; Hohe und Niedere, verschlagene Staatsmänner, wie einfache Naturen wurden fortgerissen von ihr, denn bei Jedem traf sie den Ton, der in seinem Herzen anschlug. Sowohl den

verdienstvollen Palatin Palffy, als den gesammten Adel Ungarns mußte es tief ergreifen, als sie dem würdigen Greise ihr schönstes Reitpferd, einen mit Diamanten besetzten Degen und einen Ring von hohem Werthe mit dem Schreiben übersandte: „Mein Vater Palffy! Ich sende Euch dieses Pferd, welches nur von dem edelsten meiner getreuen Unterthanen bestiegen zu werden würdig ist. Empfanget zugleich diesen Degen, mich wider meine Feinde zu beschützen; und nehmet diesen Ring als das Zeichen meiner ewigen Zuneigung. Theresia." Tief rührte es die Herzen ihrer tapferen Soldaten, als sie an den über Bayern und Franzosen siegreichen Marschall Khevenhüller ihr in Lebensgröße gemaltes Bild, mit dem Erzherzog Josef auf dem Arme, mit folgendem Schreiben sandte: „Hier hast Du eine von aller Welt verlassene Königin vor den Augen. Was meinest Du, wird aus dem Kinde werden? Siehe, Deine gnädigste Frau vertrauet Dir, als einem getreuen Diener, mit diesem Bildniß ihre ganze Macht und Alles, was ihre Herrschaft vermag. Handle, o Held, als ein getreuer Vasall, wie Du es vor Gott und der Welt zu verantworten gedenkest. Nimm die Gerechtigkeit zum Schilde und thue, was Du gerecht zu sein glaubest. Sei unpartheilich in Beurtheilung unserer Feinde, folge denen größesten Thaten des in Gott ruhenden Eugenii und sei versichert, daß Du mit Deinem Geschlechte jetzo und zu ewigen Zeiten von uns und unseren Nachkommen alle Gnade, Huld und Dankbarkeit, vor der Welt aber einen unsterblichen Ruhm erlangen wirst. Solches betheuern Wir bei Unserer Majestät. Lebe wohl und streite wohl. Maria Theresia."

Als den tapferen Kriegern der Brief verlesen wurde, entblößten sie, in begeisterten Jubel ausbrechend, ihre Schwerter, küßten sie und warfen dem Bilde ihre Küsse zu. Selbst den ärmsten und zagendsten Landmann wußte sie zutraulich zu machen und ihn zur Erleichterung seines Herzens zu bringen. Kam es hin und wieder vor, daß er eine Klage gegen einen Beamten, der ihn drückte, nicht schriftlich, nicht vor der Umgebung der Königin mündlich vorzubringen wagte, so rief ihm die Königin zu: „Sei er nur muthig und sag' Er mir's in's Ohr!" Auf diese Weise wurde mancher Uebelstand gar rasch behoben.

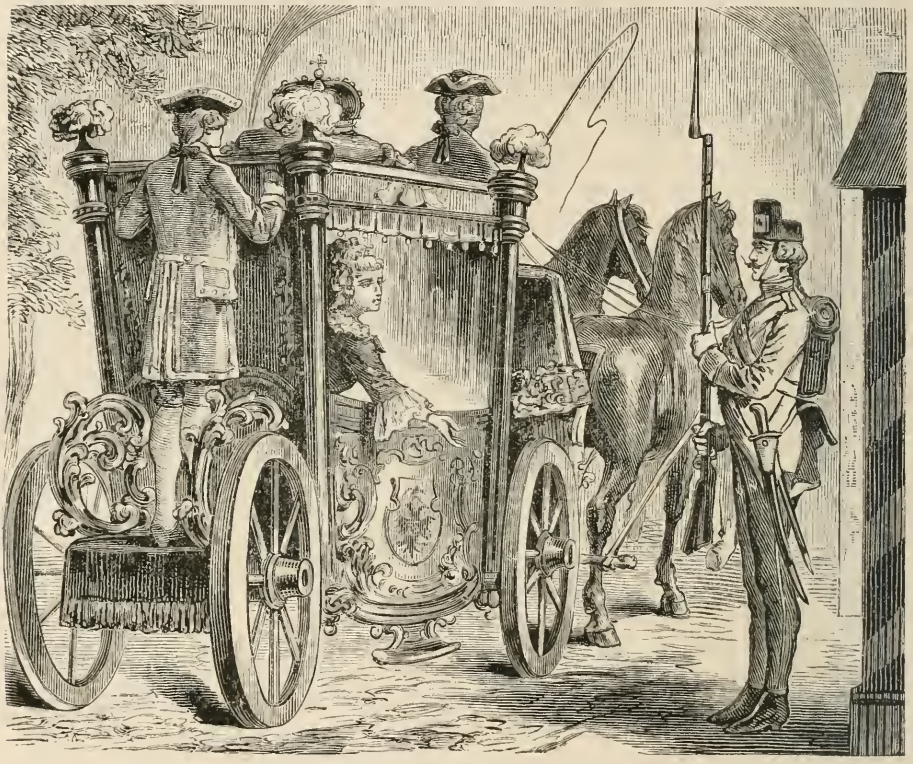
Wie sehr überhaupt die erhabene Landesmutter der Bodencultur bei jeder Gelegenheit ihre vollste Anerkennung durch Wort und That zu beweisen trachtete, erweist ein besonders hervorragendes Beispiel, das auch mit einem recht heiteren Mißverständnisse in Verbindung steht.

Der Marktflecken Mannersdorf am Leithagebirge oder im Volksmunde Mannersdorf am Leithaberg (heute von Wien aus mit der Raaber Bahn in ungefähr zwei Stunden bequem zu erreichen; von der Bahnstation Götzendorf gelangt man über schöne Saatfelder und durch eine prachtvolle Lindenallee nach dem Marktflecken) hat einen ergiebigen Weinbau. Maria Theresia machte in Begleitung ihres Gemals gerne einen Ausflug nach ihrer Avitical(großväterlichen)-Herrschaft Mannersdorf, wo sie durch einige Tage das Schloß bewohnte, um daselbst ganz ungenirt in Gottes freier Luft sich zu erfrischen. Die hohen Herrschaften unterhielten sich ganz vertraulich mit dem alten Schloß- und Burgverwalter und ließen sich von ihm über die Bewohner des Marktes und Gerichtssprengels Bericht erstatten. Mannersdorf war nämlich damals der Sitz eines Hochgerichtes und umfaßte sein Sprengel die vier Marktflecken Mannersdorf, Au, Hof und Sommerein. Der jeweilige Herrschaftsverwalter hatte das Recht, über Leben und Tod zu urtheilen. Die Bevölkerung dieser vier Ortschaften gehört dem croatischen Stamme an, hat sich jedoch im Verlaufe der Zeiten die deutsche Sprache vollkommen eigen gemacht, was sie jedoch nicht hindert, sich noch heute im gegenseitigen geschäftlichen und Privatverkehre, sowie im Hause der croatischen Sprache zu bedienen.

Es war Anfangs October des Jahres 1743, an einem prachtvollen warmen Nachmittage, als Maria Theresia und ihr Gemal längs der vielen reich-

gefüllten Weinkeller der Marktbewohner außerhalb der Ortschaft spazieren gingen. In Folge der längeren Dauer der Promenade und des schwülen Tages empfand die hohe Frau quälenden Durst. Eben waren die beiden Spaziergänger etwas über die Hälfte der Weinkeller hinausgekommen und bewunderten die von Trauben strotzenden Weinstöcke, als die hohe Frau, an einem derselben eine ungewöhnlich große und schöne Traube erblickend, ihren Begleiter mit der Bemerkung darauf aufmerksam machte, daß diese Traube ganz besonders geeignet wäre, ihren Durst zu löschen, da wohl hier herum kein Wasser zu finden sein würde.

Kaum hatte sie diesen Wunsch geäußert, als auch schon ihr Gemal, noch ehe es Maria Theresia hindern konnte, den ziemlich hohen Abhang hinab-



Eine Ausfahrt Maria Theresia's. (Seite 525.)

sprang, im Nu die gewünschte Traube vom Stocke trennte, einige Weinblätter abbrach und mühsam wieder den steilen Abhang hinankletterte, um strahlend vor Vergnügen der erhabenen Frau die süße Liebesgabe darzubieten. Aber kaum hatte Theresia einige Beeren der Frucht genossen, als auch schon von allen Seiten sich die Signalhörner der Weinhüter vernehmbar machten, und ehe noch die beiden hohen Personen sich klar darüber werden konnten, was dieser heillose Lärm zu bedeuten habe, standen schon vier mit Schießgewehren und Hellebarden bewaffnete Weinhüter mit drohender Geberde vor dem hohen Paare mit der barschen Frage: „Wer hat Euch denn erlaubt, da Weinber z'brocken (pflücken)?"

Franz Stefan meinte nun, sein Incognito bewahrend, es hätte dies nichts zu sagen und, da es nun schon einmal stattgefunden, frage er, was weiter geschehen würde. „Das Weitere ist," war die barsch gegebene Antwort, „daß Ihr dafür eine Geldstraf' von fünf Gulden zu erlegen habt." Nun freilich wurde

dem hohen Paare klar, daß es sich in einer unangenehmen Lage befand, denn es habe keines von Beiden Geld bei sich. Franz erklärte solches auch kurzweg den vier Hütern, die sich aber weigerten, die Gefangenen ohne Bezahlung zu entlassen, und es mußten daher Maria Theresia mit ihrem Gemale unter Escorte der vier Burschen den Weg zum Gemeinderichter, der die Sache zu entscheiden hatte, antreten.

Während des Weges fehlte es von Seite der Weinhüter keineswegs an kernigen Flüchen über die That, welche einfach als „Weinber-Diebstahl" qualificirt wurde. Als man beim Hause des Richters anlangte, der gerade auf dem Felde war und erst herbeigeholt werden mußte, gab es neue Derbheiten, und als endlich

Friedrich II. beim Leichenbegängnisse eines Czaslauer Bürgers. (Seite 498.)

der Richter in Hemdärmeln herbeikam, um den Spruch an den beiden Weingartenfrevlern zu thun, fragte er trocken: „Könnt's die fünf Gulden Straf' zahlen?" und als Franz auch hier seine Zahlungsunfähigkeit erklärte, lautete das Urtheil kurzweg: „Also Ihr könnt's net zahlen — so geht's auf vierundzwanzig Stund' in' Kotter."

Dieser Urtheilsspruch wurde auch sogleich in Vollzug gesetzt; der mittlerweile ebenfalls herbeigeholte Gemeindediener führte die beiden Gefangenen in ein im Richterhause befindliches „Speckkammerl", das für die Verwahrung von Schüblingen und sonstigen Arrestanten bestimmt war, und sagte dann zu seinen Gefangenen: „So, da könnt Ihr Euch jetzt ausschlafen bis morgen. Wasser und Brot werd' ich Euch bringen — mehr braucht's nicht." Sprach's und ging, die Thüre hinter sich verschließend.

Als das hohe Paar endlich allein war, fing Franz aus vollem Halse zu lachen an, und auch Maria Theresia, obwohl sie der Sache nicht so recht eine scherzhafte Seite abzugewinnen vermochte, ließ sich ihrem Gemale zu Liebe die ganze Procedur gefallen. Da aber nunmehr eine geraume Zeit verging, während welcher sich Niemand sehen ließ — der Richter war zu seiner Feldarbeit, der Gemeindediener in's Wirthshaus zurückgekehrt — fing dem hohen Paare die Sache denn doch an, langweilig zu werden, und als endlich der Gemeindediener mit dem versprochenen „Brot und Wasser" kam, forderte ihn Franz auf, sogleich zum Schloßverwalter zu gehen und ihm zu sagen: „Herr Franz Stefan ließe ihn bitten, ihm fünf Gulden zu leihen, damit derselbe seine Strafe bezahlen könne".

Der Gemeindediener entsetzte sich fast vor dem Ansinnen, den gestrengen kaiserlichen Schloßverwalter in dieser Angelegenheit zu behelligen, da ihm aber Franz versicherte, daß der Gang nicht nur von Erfolg sein, sondern ihm selbst auch ein gutes Trinkgeld eintragen würde, entschloß er sich kopfschüttelnd zu dem, seiner Ansicht nach fast gewiß unnützen Gange. Es machte auch der aus seiner Mittagsruhe aufgestörte Verwalter eine höchst ungnädige Miene, aber kaum hatte der Gemeindediener das Anliegen vorgebracht und den ganzen Verlauf erzählt, als der Verwalter wie von der Tarantel gestochen in die Höhe fuhr und ihm befahl, unverzüglich den Richter zu holen, während er selbst sich in's Richterhaus begeben werde.

Richter und Verwalter langten ziemlich gleichzeitig beim Hause des Ersteren an; wie wurde aber dem armen Dorf-Judex zu Muthe, als ihm der Verwalter mittheilte, welche Gäste das Arrestlocal beherberge. Schleunigst wurden nun die Gefangenen befreit und der Richter flehte knieend um Gnade. Aber das hohe Paar beruhigte ihn huldvoll und Großherzog Franz sagte: „Ihr habt blos Eure Pflicht gethan. Der Verwalter soll nur den verlangten Strafbetrag erlegen, denn wer Gesetze giebt, ist auch in erster Linie angewiesen, sie zu befolgen". Hierauf wurden noch der Gemeindediener, sowie die vier Weinhüter mit Geldgeschenken bedacht, endlich aber die Weingärten des Marktes von Zehent und Robot für immerwährende Zeiten befreit.

Tags darauf, am 12. October, veranstaltete Maria Theresia mit ihrer Hofbegleitung und dem Schloßgesinde von Mannersdorf ein landesübliches Weinlesefest, das überhaupt im vorigen Jahrhunderte viel lustvoller und feierlicher begangen wurde, als solches gegenwärtig geschieht. Es machte der Monarchin eine nicht geringe Freude, sich mitten unter die schlichten Arbeiter zu mengen und bei allen Verrichtungen selbst Hand anzulegen. Sie arbeiteten mehrere Stunden lang mit großer Geschäftigkeit und in froher Stimmung: sie machte alle Manipulationen, von dem Traubenlesen bis zur Auspressung des Mostes, mit und hatte am Ende die Genugthuung, zu sehen, daß aus dieser Lese dreizehn Eimer Wein erzielt worden waren.

Die Bewohner von Mannersdorf und von Hof, eingedenk der ungewöhnlichen Ehre, die ihnen von der gütigen Herrscherin zu Theil geworden, errichteten an der Stelle, wo Maria Theresia die erste Traube gepflückt, ein steinernes Denkmal, das noch heute besteht. Im Jahre 1843 wurde dasselbe renovirt. Es trägt folgende, den Sachverhalt darstellende Inschrift:

Stehe still Wanderer
Dan die Erden, worauf du stehst
Ist so fruchtbar an Wundern
Als Trauben.
Wisse!

Hier hat Maria Ther. Königin
Mit dero Gemahl Francisco
Stefano Gross Herzogen
Die Hande
Welche die Geburt mit Sceptern
Tugend und Glick mit Lorber gestilt
Zu den Traubensamlen
Und allen mühsame Verrichtungen
Des Wein Lösens erniedriget
Im Jahre 1743.
So wolte
Die allermildeste Herscherin
Dass
Nicht nur der Unterthan
Von denen siessen Fruchten
Ihrer Siege
Sondern
Auch Sie selbsten
Von denen saueren Arbeiten
Ihrer Unterthanen
Theilnehme
Und wie allen Menschen
Zur Bewunderung
Also allen Ständen
Zum Beyspiel werden.
Die Stein
Sollen diese Verdemüthigung
Aussruffen
Aber dero Gedächtniss
Soll dauerhaffter als die Stein
In der Welt seyn
Namlichen so lang
Den die Welt selbst
Wie verlanget und Wunschet
Die Jene
So dieses Denck Mahl
Auss Aller unterthänigst
Und Treuister
Gesinnung
Errichten Lassen.

Renovirt Anno 1843.

Höchst interessant ist die Schilderung, welche von der herrlichen Frau der preußische Minister Graf Podewils macht, der eifrige und scharf beobachtende Diener ihres größten Feindes Friedrich II., der ihn 1746 als Gesandten an den Wiener Hof schickte, wobei er ihm den Auftrag gab, ihm alle bedeutenden Persönlichkeiten am Hofe genau zu schildern. Graf Podewils schreibt über Maria Theresia: „Ihr Gang ist frei, ihre Haltung majestätisch, ihre Gestalt groß, ihr Antlitz rund und voll, ihre Stimme frei. Ihre Augenbrauen sind schön gezogen und wie ihre Haare blond, ohne in's Roth zu streifen. Ihre Augen

sind groß, lebhaft und zugleich voll Milde, wozu ihre Farbe, ein tiefes Blau, nicht wenig beiträgt. Die Nase ist regelmäßig, nicht Adler-, nicht Stumpfnase. Ihre Zähne sind weiß, ihr Lächeln angenehm. Ihr Mund ist etwas groß, aber recht schön. Nacken und Hals sind wohlgebildet, die Arme und die Hände aber bewunderungswürdig. Ihr Teint muß es eben so gewesen sein, trotz der geringen Sorgfalt, die sie sich darum giebt. Sie hat regelmäßig viel Farbe. Ihre Physiognomie ist offen und glücklich, ihre Annäherung ist heiter und anmuthig, kurz, man kann es nicht bestreiten, sie ist eine schöne Frau."

„Als sie den Thron bestieg, fand sie das Geheimniß, die Liebe und Bewunderung Aller zu erregen. Ihr Geschlecht, ihre Schönheit, ihr Unglück trugen nicht wenig zur Verbreitung ihres Lobes bei. Sie nahm sich zusammen, sie zeigte sich nur von der guten Seite, leutselig, fromm, freisinnig, volksthümlich, barmherzig, muthig, hochsinnig; so gewann sie bald das Herz ihrer Unterthanen, die jetzt die Hinneigung, die sie zum Churfürsten von Bayern empfunden hatten, sich als eine Sünde anrechneten. Sie gab Jedem Gehör, las selber die Bittschriften, sorgte für Handhabung der Gerechtigkeit, nahm sich selber der Geschäfte an, belohnte den Einen mit guten Worten, den Anderen mit einem Lächeln oder huldvollen Zuwinken, und wo sie etwas abschlagen mußte, that sie es in der anmuthigsten Weise. Sie machte großartige Versprechungen und bezeugte den frömmsten Sinn, indem sie oft erklärte, sie vertraue in Allem auf Gott, hielt die Geistlichkeit in Ehren, bezeugte Achtung vor der Kirche, tröstete offenkundig die Armen, gründete Spitäler, vertheilte Geld unter die Soldaten, trat aber, wo es nöthig war, in allem Glanze als Herrscherin auf, redete die Ständeversammlung selber an, schilderte in rührender Weise ihre Lage, klagte über das Unglück, in das sie ihre Feinde stürzten, und sagte: sie sei untröstlich, daß ihre Unterthanen mit ihr und für sie leiden müßten: verhieß, bei günstiger Gelegenheit den Eifer eines Jeden zu belohnen, sicherte den Ungarn die Wiederherstellung ihrer alten Vorrechte und die Abstellung vieler Beschwerden zu. Ueberhaupt bekundete sie eine große Stärke der Seele, sie trotzte dem Unglücke und suchte durch ihren eigenen Muth den Muth im Herzen ihrer Unterthanen zu entflammen."

„Man hörte nur Lob über sie, jeder erhob sie zum Himmel, Alle priesen sich glücklich, unter ihrem Scepter zu leben. Die Stände steuerten, so viel sie nur aufzubringen vermochten, das Volk trug seine Lasten ohne Murren, die Großen streckten ihr Geld vor, oft ohne erst zu warten, bis man sie darum bat. Die Ungarn stürzten sich mit Eifer in den Kampf für sie, Officiere dienten ihr gerne für den halben Sold, ihre Verbündeten waren überzeugt, daß sie ihnen ungern zur Last fiel und leisteten ihr eifrigen Beistand. Jeder beeilte sich, sich zu opfern für die Beste der Fürstinnen. Man vergötterte sie. Jedermann wollte ihr Bildniß besitzen. Nie erschien sie öffentlich, ohne daß das Volk sie mit Jubel und Zuruf empfing!"

„Ihr Geist ist lebhaft und durchdringend, fähig der ernstesten Anstrengung, um verwickelte Geschäfte zu entwirren. Mit einem sicheren Urtheile vereint sie das glücklichste Gedächtniß, dabei beherrscht sie sich dermaßen selber, daß es schwer ist, aus ihrer Miene das zu errathen, was in ihrer Seele vorgeht. Ihr Nahen ist immer heiter, huldvoll und ermuntert auch die Zaghaftesten. Ihr Benehmen ist ungezwungen und zuvorkommend. Sie spricht gern und gut und drückt sich immer mit Anmuth aus. Der Zutritt zu ihr ist leicht; um Audienz zu bekommen, wendet man sich nur an die Kammerfrau, die gerade Dienst bei ihr hat; selten wird Jemand abgewiesen. Sie hört voll Geduld und Güte an, was man ihr vorbringt, und nimmt die Bittgesuche selber in Empfang."

„Sie ist sehr arbeitsam und sucht das Staatswesen genau und vollkommen zu kennen. Sie liest die Berichte ihrer Gesandten an den fremden Höfen selber durch oder läßt sie sich vorlesen. Sie sieht den Entwurf aller wichtigen Actenstücke noch einmal durch, ehe sie in's Reine geschrieben werden. Sie wohnt regelmäßig den Berathungen ihrer Minister bei, wenn die Geschäfte nur einigermaßen wichtig sind, insbesondere sucht sie das Militärwesen gründlich zu durchschauen und giebt sich alle Mühe, den Charakter und die Fähigkeiten ihrer Generale ganz genau kennen zu lernen, und es gelingt ihr hinreichend. Aus eigener Wahl hat sie alle Die ernannt, die im letzten Feldzuge in Italien gedient haben, und es sind dies, wie alle Welt versichert, die tüchtigsten unter den Officieren."

„Sie zeichnet das Militär aus, das jetzt in viel höherem Ansehen steht, als unter dem vorigen Kaiser. Sie erklärte öfter, nur mit dem Waffenhandwerk könne man in ihrem Reiche sein Glück machen. Die Officiere, die gerade Wache bei ihr haben, müssen immer an ihrer Tafel speisen, ohne Rücksicht auf ihre Geburt, was dem hohen Adel sehr mißfällt, der auch darum verstimmt ist, weil die Kaiserin in ihrer Abneigung gegen die Etikette einige hergebrachte Förmlichkeiten abgebracht hat. Die Soldaten sucht sie durch Freigebigkeit für sich zu gewinnen, läßt oft Geld unter sie austheilen und geht oder fährt selten an ihrer Leibwache vorüber, ohne ihr einige Ducaten hinzuwerfen. (Bild Seite 520.) Auch haben die Soldaten sie sehr gerne, denn der Muth der Kaiserin in ihrem größten Unglücke hat ihr ohnedies ihre Achtung erworben. Es ist ganz gewiß, daß sie einige Zeit hindurch im Sinne hatte, sich selbst an die Spitze ihres Heeres zu stellen."

„Aus Ehrgeiz wünscht sie, selbstständig zu regieren, und es gelingt ihr das besser, als der Mehrzahl ihrer Vorfahren; aber das Interesse, das ihre Umgebung hat, ihr eine genaue Kenntniß der Sachlage zu entziehen und sie an Abstellung von Mißbräuchen zu verhindern, aus denen sie oder ihre Familien Vortheil ziehen, macht das Streben der Monarchin oft unnütz oder wenigstens fruchtlos. Sie durchblickt zwar oft die Täuschung, in die man sie wiegen will, hat aber nicht immer die Macht, durchzugreifen. Oft spricht sie ihren Unmuth darüber aus und hat oft erklärt, daß sie Gott am inbrünstigsten darum bitte, daß er ihr die Augen öffne."

„Im Allgemeinen sucht sie die Schwächen ihres Geschlechtes sich ferne zu halten und geizt nach Tugenden, die ihm weniger eigen und selten sein Erbtheil sind. Es scheint, sie ist unmuthig darüber, daß sie als Weib und nicht als Mann auf die Welt kam. Aus ihrer Schönheit macht sie sich gar nichts; ohne sich zu schonen, setzt sie sich jedem Wetter aus, geht oft mehrere Stunden in der größten Hitze oder grimmigsten Kälte spazieren; Kälte erträgt sie übrigens leichter als Hitze. Ebenso verwendet sie wenig Sorgfalt auf ihren Putz; Galatage ausgenommen, trägt sie und nach ihrem Beispiele der Hof ganz einfache Kleider."

„Es wäre unmöglich, sie der Coquetterie zu beschuldigen, nie hat sie sich in dieser Beziehung auch nur das Geringste zu Schulden kommen lassen. Sie liebt ihren Gemal treu und aufrichtig, verlangt aber auch gleiche Liebe von ihm und wacht mit der Eifersucht der Liebe über ihn. Ihre Kinder, die immer um sie sein müssen, liebt sie zärtlich. Am meisten hing ihr Herz am ältesten Töchterlein (Maria Elisabetha Amalia), das aber gestorben ist (1740). Jetzt ist sie in den kleinen Erzherzog Josef ganz verliebt, sie läßt ihm Manches durchgehen, was sie rügen sollte; doch ist sie auch hin und wieder sehr strenge gegen ihn und will ihn um keinen Preis verziehen Eines Tages befahl sie, man solle ihm die Ruthe geben. Man stellte ihr vor, noch nie sei ein Erzherzog geschlagen worden (dazu gab es eigene Edelknaben, welche die Strafe für den kleinen Thunichtgut

erleiden mußten, daher der Ausdruck Prügelknabe); aber Maria Theresia entgegnete trocken: „'s ist aber auch nie ein Erzherzog so bös und unfolgsam g'wesen!" Gegen die Kaiserin Mutter (Elisabeth Christine) ist sie voll Zärtlichkeit und Verehrung, gestattet ihr aber keinen Einfluß auf die Geschäfte."

„Sie liebt das Vergnügen, ohne sich aber daran zu hängen. Früher tanzte sie leidenschaftlich, namentlich hatte sie Maskenbälle gern, jetzt macht sie sich nichts mehr daraus; obschon sie gut Clavier spielt, sehr schön singt und eine gründliche Kennerin der Musik ist, so kümmert sie sich doch wenig mehr darum. Ihr liebstes Vergnügen ist ein Spaziergang, namentlich aber ein Spazierritt. Da fliegt sie wie im Sturme dahin; ihr Gemal und mehrere Andere haben vergebens versucht, sie davon abzubringen. Sie mußte reiten lernen wegen der ungarischen Krönung und sie setzte es fort aus Politik, weil sie bemerkte, daß die Ungarn ihre Freude daran hatten, sie zu Pferde zu sehen. Nach und nach gewann sie derart Geschmack am Reiten, daß es jetzt ihre liebste Erholung ist; sie reitet bald dahin, bald dorthin auf's Land, nimmt da oder dort bei einem ihrer Unterthanen ein Frühstück oder eine Tasse Kaffee. (Nebenbei gesagt, eine Gewohnheit, die sich bis in die neueste Zeit bei der kaiserlichen Familie erhalten hat; derlei Acte waren z. B. in der neueren Zeit im Richterhause zu Lainz, bei der sogenannten Jammerpepi in Baden, in Heimbach, beim „Paperl" im Prater u. dgl.). Auch zu Fuße geht sie oft drei oder vier Stunden in einemfort; auf die Jagd geht sie nur selten und meist nur ihrem Gemal zu Gefallen."

„Von Natur hat sie eine heitere Stimmung, aber es scheint, daß die schweren Schicksalsschläge, unter denen sie leiden mußte, dieselbe sehr verbittert haben. Sie ist jetzt bisweilen scharf und barsch. Es scheint, sie hat ihr Unglück schwer zu Herzen genommen, und ich hörte sie eines Tages sagen, daß sie ihr Leben nicht noch einmal von vorne anfangen möchte. Ihre Frauen wagen sich nicht, in irgend ein Geschäft sich zu mischen, außer auf Seitenwegen. Unter ihren Kammerfrauen hat jetzt eine gewisse Fritzin (Elisabeth von Fritz) den größten Einfluß auf sie. Man behauptet, daß diese Dame, die immer um die Kaiserin ist, viele Gewalt über ihren Geist habe, und daß die Kaiserin sie oft über Geschäfte zu Rathe ziehe. Doch kann ich Letzteres nur schwer glauben, denn es ist unvereinbar mit dem Ehrgeiz dieser Fürstin und ihrem Wunsche, selbst zu herrschen, selbst Alles zu sehen und zu thun, und verträgt sich nicht mit der Sorgfalt, mit der sie auch den leisesten Verdacht, daß sie sich von Jemandem leiten lasse, von sich fern zu halten sucht." (Wir werden am Schlusse dieser Schilderung noch Einiges über diese Kammerfrau Fritz nachtragen.)

„Eine Eigenschaft hat die Monarchin nie verleugnet, die der Großmuth; sie ist von Natur wohlwollend und liebt es, Menschen glücklich zu machen. Aber sie verlangt auch eine dankbare Gesinnung und hat das schon oft merken lassen."

„Ihre Lebensweise ist sehr regelmäßig, sie steht gewöhnlich im Winter um sechs Uhr, im Sommer um vier oder fünf Uhr in der Früh auf und arbeitet den ganzen Vormittag, liest die eingelaufenen Berichte, unterzeichnet Befehle und wohnt den Berathungen ihrer Minister bei. Um ein Uhr speist sie und ruht kaum anderthalb Stunden aus. Hin und wieder speist sie ganz allein. Im Sommer und bisweilen auch im Winter geht sie nach dem Essen allein spazieren und liest dabei Depeschen. Gegen sieben Uhr setzt sie sich zum Spiele, in der Regel bis acht einhalb Uhr. Dann ißt sie etwas zu Nacht, meist nur eine Fleischsuppe, geht ein wenig spazieren und legt sich vor zehn Uhr zur Ruhe."

„Um ihre Gesundheit kümmert sie sich wenig und verläßt sich auf ihre gute Constitution (Leibesbeschaffenheit). Wenn es ihr sehr warm wird, setzt sie sich oft mitten im Winter an das offene Fenster, das auch in der Regel in ihrem Zimmer offen bleiben muß, wodurch Alle belästigt werden, nur sie selbst

nicht. Ihre Aerzte stellen ihr unaufhörlich vor, sie werde die üblen Folgen davon schon spüren, aber sie lacht nur darüber."

„Was ihre Gesinnung anbelangt, so habe ich schon in früheren Depeschen einige Züge davon mitgetheilt. Sie hat einen außerordentlichen Ehrgeiz und möchte dem Hause Oesterreich einen noch viel höheren Glanz verschaffen, als es je unter einem ihrer Vorfahren besessen hat. Sie hat von ihren Ahnen den vollen Haß gegen Frankreich geerbt, mit dem sie schwerlich je auf gutem Fuße stehen wird, obwohl sie Herrin ihrer Leidenschaft ist, wenn ihr Interesse es erfordert. Sie kann Eure Majestät nicht leiden, anerkennt aber Ihre Eigenschaften. Sie kann den Verlust Schlesiens nicht vergessen, der für sie, wie ich aus guter Quelle weiß, um so schmerzlicher ist, als ihre Truppen zu gleicher Zeit an Ruf verloren haben. Sie hält Eure Majestät für ein Hinderniß für Oesterreichs Vergrößerung und sein Ansehen im Reiche, das sie so sehr erweitern möchte, als es je unter einem ihrer Vorfahren geschah."

Derselbe Berichterstatter bemerkt ferner über Theresiens Liebling, den kleinen Erzherzog Josef, Folgendes: „Der Erzherzog ist nicht groß für sein Alter, aber gut gewachsen und sehr schön. Seine Miene ist angenehm. Er hat die Augen der Mutter, sonst aber meist die Züge seines Vaters. Man flößt ihm vielen Haß gegen Frankreich ein und das gefällt ihm so gut, daß er sich weigert, die französische Sprache zu erlernen und sie nie spricht. Er ist edelmüthig. Vergangenes Jahr nahm er der Kaiserin, während sie in Schönbrunn spielte, Geld weg und vertheilte es an arme Officiere und Soldaten."

Aus dieser gewiß merkwürdigen Schilderung der hohen Frau leuchten zunächst zwei eigenthümliche Züge hervor: ihr Haß gegen Frankreich, den steten Feind Deutschlands, und ihr Streben, das Kaiserthum ihrem Hause zu erhalten und Deutschland durch ihr Haus so groß und mächtig zu machen, als es je unter einem Kaiser war. Für ihre Pläne fand sie großen Halt an der Stimmung der Bevölkerung, an die sie sich wendete und die in diesen wichtigen Kreisen politischen Takt und einen feurigen Sinn für die Größe ihres Herrscherhauses bewies.

Als die Nachricht von der Kaiserwahl Karl's VII. eintraf, versammelten sich die österreichischen Stände am 3. Februar 1742 in der Favorita (heute Theresianum). Hier saß Maria Theresia auf dem Throne, das Scepter in der Hand, die Krone auf dem Haupte, zu ihrer Rechten, wo um ein Crucifix die Kerzen brannten, die Geistlichkeit, zur Linken der Adel, vor ihr die Abgeordneten der Städte, zu Füßen des Thrones waren ihre Minister. Nachdem der Antrag des Churfürsten von Mainz, der die Wahl meldete und auf Frieden antrug, verlesen war, ergriff die Königin das Wort und sagte: „Nach reiflicher Erwägung habe ich beschlossen, den Kaiser nicht anzuerkennen und die von Gott gesegneten Waffen nicht niederzulegen." Darauf fragte sie die Anwesenden: „Wollt Ihr in jedem Falle die so oft beschworene Treue bewähren und die nöthigen Befehle befolgen? Wollt Ihr Gut und Blut für die Krone und das Vaterland opfern?" Ein begeistertes „Ja! Ja!" war die Antwort. Es wurde die alte Treue von Neuem beschworen.

Die Theilnahme, die Anhänglichkeit an die Herrscherin waren fortwährend im Steigen; bald suchten die einzelnen Völker in Leistungen einander zu überbieten. Es riß sie der Zauber von Theresiens Persönlichkeit, die Größe der Gedanken, die sie vertrat, fort. Als sie von der böhmischen Krönung nach Wien zurückkehrte, war da schon die Nachricht von einem Siege der Truppen bei Oettingen (27. Juni 1743) verbreitet, und die Freude, mit der sie empfangen wurde, war unbeschreiblich. Man nannte sie die Große, die Liebreiche, das Volk stimmte das Tedeum an, als es ihrer ansichtig wurde; ihr wurde es

zu viel und sie rief thränenden Auges: „Ich kann nicht mehr, meine Kinder, lasset mich!“

Aber so demüthig sie auch zu weit gehende Huldigungen zurückwies, so gab doch diese Zustimmung ihres Volkes ihrer Haltung Zuversicht und ihren Gedanken Schwung; sie fühlte sich als die Tochter einer Reihe von Kaisern. Und so kann es ihr gewiß nicht übel gedeutet werden, daß sie trachtete, dem größten ihrer Ahnen würdig an die Seite zu treten, die höchste Krone der Christenheit wieder an ihr Haus zu bringen, den Glanz und die Macht dieses Hauses so weit als möglich zu erhöhen. Es ging ihr Streben dahin, Deutschland und dessen Kaiserwürde wieder die Stellung zu geben, die es Jahrhunderte hindurch unter den Staaten Europas eingenommen hatte.

Das Damen-Carrousfel in der Hofburg. (Seite 510.)

Das römisch-deutsche Kaiserreich war durch innere Spaltung, welche die französische Politik klug benützte, um den Ehrenplatz, um die Macht, um das stolze Selbstgefühl seiner Angehörigen gebracht worden; wenn Deutschland wieder geholfen werden sollte, so mußte es geeinigt, so mußte Bayern, Preußen und Sachsen gemäßigt, so mußten dem Franzosen die Länder wieder genommen werden, die er durch List, Verrath und Gewalt an sich gerissen hatte: Elsaß, Lothringen, die Gebiete von Metz, Toul und Verdun.

Darum wollte Maria Theresia, als das Glück ihren Waffen lächelte, den Krieg gegen Frankreich mit aller Kraft fortsetzen. Als Entschädigung für Schlesien sollte Bayern mit Oesterreich vereint und das bayerische Haus durch Lothringen oder Neapel oder die Niederlande entschädigt werden. Der Spanier sollte Neapel und Sicilien, das er Karl VI. so schamlos entrissen, wieder verlieren, und der Sardinier für seine Hilfe durch Gebiete in Italien belohnt werden. Und so schrieb Maria Theresia an den Feldmarschall Khevenhüller: „Da

Engelland mit ungemein großer Heftigkeit auf den Vergleich mit Preußen gedrungen und außerdem zu keiner Hilfsleistung sich einverstehen wollen, so hat derselbe anderst nicht, als sehr kostbar ausfallen können. Ist also zu sehen, daß dieser

Vorstellung und Beschreibung, deß den 25. Junii 1744. auf der Insul bey Stockstadt von denen Frantzosen tödtlich bleßirten Königl. Ungarischen Generals / Herrn Johann Daniel / Freyherrn von Mentzel / welcher den 26. darauf an seiner empfangenen Blessur gestorben, deme beygefüget: der unvermuthet eilfertig angekommene Courier, so den Todt des Herrn General von Mentzels in einem Gespräch Reim-weise vorstellet, nach dem Franckfurter Exemplar gedruckt.

Es hat der verstorbene Herr Mentzel sein Glück keineswegs einer hohen Geburt zu dancken, indeme sein Vatter ein gemeiner Feldscherer gewesen. Er diente, als ein gebohrner Sachse, anfänglich dem verstorbenen König in Pohlen, verließ aber solche Dienste und begabe sich in Rußisch-Kayserliche, wo er nicht nur dem letztern Türcken-Krieg beywohnete, sondern auch unter dem berühmten General Münich (der jetzo in Siberien leben muß) mit vor Danzig stunde. Bey disem Generalen hielte er sich so wohl und insinuirte sich bey ihme dermassen, daß er auf dessen Recommendation zu zweyenmalen in geheimen Commissionen vom Rußischen Hof an den Persischen Kouli-Kan geschicket, und von disem sowohl aufgenommen wurde, daß er ihn gar bey sich behalten wolte. Alleine auch in Russen gefiel es ihme nicht, sondern quitirte dise Dienste, und tratte in Oesterreichische. Ob er nun wohl, unter des letzt-verstorbenen Kaysers Majestät, bereits in Italien gedienet, so wurde sein Nahme doch erst in dem letztern Schlesischen Krieg, durch zerschiedene glückliche Partheo-Gänge, bekannt, insonderheit aber signalisirte er sich in Bayern. In dem vorigen Jahr that er einen Streiff biß nach Metz, und kam glücklich und mit guter Beute wider zuruck. In dißjährigen Campagne, wurde der Herr Obrist beordert, mit seinem Corpo auf einer, nahe bey Stockstadt liegenden, Insul Posto zu fassen, so er auch glücklich bewerckstelligte. Hier war nun der fatale Ort, wo das Glück dem Mentzel sein Ziel gesetzet, und wo der Todt ihne aus diser Welt hinweg nahme. Es ware der 25. Junii, als der Land-Graf von Hessen-Dormstadt in das Oesterreichische Lager bey Stockstadt kam, und allda von dem General Bärnklau prächtig zu Mittag tractiret wurde, Mentzel war auch dabey, und tranck zerschiedene mal Gesundheit auf eine glückliche Campagne. Nach aufgehobener Tafel verfügte er sich auf die Insul, sondirte die Tieffe des Wassers, und stiege sodann auf die Brust-Wehre des aufgeworffenen Retranchements, wodurch er sich aber der Gefahr zu sehr exponirte, daß, da die an dem jenseitigen Ufer stehende Frantzosen unterschiedene Schüsse auf ihn gethan, einer davon ihne so gefährlich in den Unter-Leib traf, daß er zu Stockstadt den folgenden Tag seinen Geist aufgab, da er sodann zu Gernsheim in die Kirche begraben wurde. Vor seinem Ende bedaurte er zwey Dinge: Erstlichen, daß er in keiner, dem Dienste seiner Königin nützlichern, Occasion sein Leben enden, und sodann, daß er sein schon vor zwey Jahren formirtes besonderes Project nicht hätte ausführen können, nach welchem er sich vorgenommen, mit 1500. seiner besten Husaren einen Streiff biß nach Paris zu wagen, und es unter Contribution zu setzen.

Mayn-Strohm.

Was hört man vor ein Klag-Geschrey?
Es ist was sonderlichs geschehen,
Hier kommt der Tods-Courier herbey,
Der mit sich bringt, was er gesehen,
Ein tapffrer General erblaßt,
Weil Ihn des Todes-Hand umfaßt;
Herr Mentzel schließt Sein Helden-Leben,
Das Er mit Ruhm und Ehr geführt,
Und mit viel Thaten schön geziert,
Jetzt will Er bey den Engeln schweben.

Rhein-Strohm.

Ja, ja! wenn so ein Grosser fällt,
Und stirbet auf dem Ehren-Bette,
Beklaget Ihn die tapffre Welt,
Bekräntzet Seine Lager-Stätte,
Er wird von Freund als Feind beklagt,
Weil Er der Tugend nachgejagt,
Sein Nahme wird nicht untergehen,
Er giebt den lieblichsten Geruch,
Man schreibet Ihn in jenes Buch,
Wo grosser Helden Nahmen stehen.

Mayn-Strohm.

Jedoch, wie gieng es damit her,
Wie starb der Held: wie fiel der Starcke:
Kam denn der Schuß von ohngefehr?
Der ihm das Blut zusamt dem Marcke
Zerschmetterte den Augenblick,
O! höchst-fatales Unglück!
Hat Er sich nicht salviren können?
War diß die unglückseelge Stund?
(War niemand da, ders andern kunt?)
Die Leib und Seele solte trennen?

Rhein-Strohm.

Nein? unser tapffre Mentzel starb,
Wie viele Helden sterben müssen,
Da Er Sich Ruhm und Ehr erwarb,
Wolt Er sein Leben auch so schliessen,
Er sprach behertzt in Seinem Amt,
Von lauter Großmuth angeflammt:
Wann alle Kugeln treffen solten,
Wer wolte ein Soldate seyn?
Diß ist nur ein verzagter Schein?
Wann wir uns davor fürchten wolten.

❁ ❁ ❁

Jedoch Sein Ziel war so bestimmt,
Er starb in Seinen Amts-Geschäfften,
Da Ihm der Schuß die Sinnen nimmt,
Entziehet Ihm die Leibes-Kräfften,
Da legt sich zwar die Tapfferkeit,
In diser schnöden Eitelkeit;
Doch war sein Geist noch nicht geschieden,
Er lebt noch eine gantze Stund,
Bewegt die Glieder und den Mund,
Alsdann eile Er nach jenem Friden.

Mayn-Strohm.

Gelebt, gekämpfft, gesiegt, erblaßt,
Das seynd vier edle Eigenschafften,
Die, wann uns hier der Tode umfaßt,
Auch nicht bey einem jeden hafften,
Wie mancher geht aus diser Welt,
Der wie ein feiger Tropff hinfällt;
Er hat nichts Männliches verrichtet,
Sein gantzes Thun war Uppigkeit,
Damit verbracht er seine Zeit,
Drum ist sein Leben auch vernichtet.

❁ ❁ ❁

So aber war Herr Mentzel nicht,
Sein gantzes Leben war ein Wunder,
Was Er von Jugend auf verricht,
Das war ein stets entzündter Zunder;
Er lebte, wie man leben kan,
Er kämpffte, wie ein Krieges-Mann,
Er siegte glücklich in dem Fechten,
Biß endlich Ihn der Tode besiegt,
Da Er auf Erden gnug gekriegt,
Jetzt lebt Er dort bey den Gerechten.

Fortuna.

Ich war bey Ihm von Jugend auf,
Ich stund Ihm täglich an der Seiten,
Durch Seinen gantzen Lebens-Lauff
Wolt ich Ihn wunderlich begleiten,
Ich hob Ihn durch verborgne Hand,
In einen hohen Ehren-Stand;
Das ist ein Wunder diser Zeiten,
Das wahrlich vielen nicht paßirt,
Warum, weil sie nicht Tugend ziert
Nebst vielen andern Tapfferkeiten.

❁ ❁ ❁

Doch unser tapffre General,
Der vilen Mächten hat gedienet,
Biß endlich Er in Ehren-Saal,
Wo Tapfferkeit und Tugend grünet;
Von jener grossen Königin,
Der Hungarn Beherrscherin,
Mit sonderbahrer Pracht erhoben,
Da zeigt Er Seinen Helden-Muth,
Wie ein behertzter Löwe thut
Durch unvergleichlich schöne Proben.

❁ ❁ ❁

Noch mehr Fortuna fuhre fort,
Sich unserm Helden beyzufügen,
Sie brachte Ihn an jenen Ort,
Da Er mit innigstem Vergnügen
Von jenes höchsten Printzen Hand,
Empfieng den hohen Ehren-Stand,
Daß Er als General solt prangen,
Doch hat Ihn dise Herrlichkeit
Acht Tage nur allhier erfreut,
Da must sie schon das Ziel erlangen.

Mars.

Herben! was tapffre Seelen sind,
Nehmt ein Exempel an dem Helden,
Wo man ein Hertz im Leibe findt,
Da wird man sich behertzt anmelden,
Seht eure Niedrigkeit nicht an
Schwingt euch durch Krieg zur Ehren-Bahn,
Wie unser Freyherr hat erwiesen,
Der auch von unten auf gedient,
Und wie ein Palm-Baum hat gegrünt,
Biß Er, als General, gepriesen.

❁ ❁ ❁

Ich habe vielen schön gelohnt,
Ein Knau wird mir Zeugnuß geben,
Der dort, wo ein Augustus thront,
Geführt, als Commandant, sein Leben,
Von unten auf stieg Er hinan,
Biß zu der hohen Ehren-Bahn,
Wer folgen will, hier seynd Exempel,
Beherzte Männer, tapffre Leut,
Die brauchet man in Krieges-Zeit,
Durch Krieg kommt man zum Ehren-Tempel.

Augspurg, zu finden bey Elias Baeck, à H. Kupfferstechern, wohnhafft auf dem Untern Graben,

Das Flugblatt auf Mentzel's Tod. (Seite 536.)

Verlust anderwärts wieder eingebracht werde. So nicht wohl in andere Wege sich bewirken läßt, als wann wenigstens der Innstrich nebst der Grafschaft Chonn und Oberen Pfalz meinem Erzhaus zu Theil, und allenfalls dem Kurhaus Bayern mit Abbruch der treulosen Cron Frankreich, wann es sich von selber trennt, ein Aequivalent verschaffet wird."

Bevor wir in der Erzählung der weltgeschichtlichen, auf die spätere Regentschaft so einflußreichen Begebenheiten fortfahren, wollen wir eine Begebenheit der kaiserlichen Kammerfrau Elisabeth Fritz (von der im Berichte des preußischen Gesandten die Rede) erzählen.

An einem kalten November-Morgen des Jahres 1746 fuhr eine dicht geschlossene Hofkutsche aus dem sogenannten Schweizerhofe der Wiener Hofburg und bewegte sich langsam und schwerfällig gegen das kleine Auffahrtsthor nächst der Burgwache, welches erst in neuerer Zeit ein würdigeres Ansehen erhalten hat. Der Schnarrposten, ein alter bärtiger Ungar, präsentirte das Gewehr. Da wurde das rechte Wagenfenster sachte heruntergelassen, eine weiße Frauenhand legte einen blanken „Kremnitzer" (Ducaten) auf den Rand des Fensters und mit einem hurtigen Schneller flog das Geldstück zu den Füßen des Soldaten. (Bild Seite 520.) Derart war, nach einer weitverbreiteten Volksüberlieferung, die Weise, wie Maria Theresia zur Hofburg hinauszufahren pflegte. Vielleicht war dieser Grenadier derselbe, der eines Tages, bei einer Audienz, seiner erhabenen Monarchin auf deren Verlangen seine zwei Kinder vorstellte, mit den Worten: „Majestät, dos (auf das Mädchen deutend) is der Esel und dos (auf den Knaben deutend) is der andr' Esel!" — Es hieß nämlich ersteres Therese und letzterer Andreas.

So lange sich auch der Wagen durch das holperige Labyrinth des damaligen Glacis, eines wahren Modells im Kleinen der Karte eines Gebirgslandes, hindurchwand und so unerwartet weiters diese gelegentliche Ausfahrt der Monarchin war, so war doch im selben Augenblicke in Schönbrunn bereits bekannt, daß sie ihrem, erst vor zwei Jahren neu zu bauen begonnenen Lieblingsschlosse einen winterlichen Besuch zugedacht habe. Und doch kannte man damals weder einen optischen, noch einen elektrischen Telegraphen. Aber — längs des ganzen Weges von der Hofburg bis nach Schönbrunn waren in kurzen Zwischenräumen kleine Wachhäuschen mit einigen Mann Besatzung errichtet und so oft der Schnarrposten am Burgplatz in's Gewehr rief, wiederholte der nächste Posten am Glacis diesen Ruf, und so ging es fort bis in's Sommerschloß. Das letzte dieser Wachhäuser stand noch bis zum Anfang der Fünfziger-Jahre, rechter Hand in der Nähe des sogenannten Zobelenms (Zobel's Bierhalle) vor der Mariahilfer-Linie. Es war längst seiner ursprünglichen Bestimmung entfremdet, dennoch aber durch den bedeckten Gewehrstand mit den eingekerbten Vertiefungen für die Gewehre erkennbar. Erst in der vorerwähnten Neuzeit machte dieses Häuschen einem Neubau Platz, das aber damals auch, wie ehemals sein Vorgänger, ganz vereinzelt stand.

In Schönbrunn, reichlich nach einer Stunde erst angelangt, stieg Theresia nicht die Stufen der großen Freitreppe hinauf, sondern betrat die jetzt sogenannte Durchgangshalle, die vom Hofe in den Garten führte. Dieselbe war in einen Saal verwandelt, in dem sich eine behagliche Wärme verbreitete; die Statuen nämlich, welche man noch daselbst sieht, waren inwendig hohl und dienten als Heizapparate. In der Mitte der Halle war ein Imbiß bereitet. Die Kaiserin mit ihrer Begleiterin, der Gräfin Fuchs, setzte sich und aß mit gewöhnlicher Mäßigkeit.

Plötzlich rief Theresia: „Es ist mir zu heiß!" Und doch überschritt die Wärme in der geräumigen Halle durchaus nicht das Maß der Behaglichkeit, aber die Monarchin war ungemein warmblutig. Man öffnete nun rasch die Saalthüren an der Gartenseite, welche zugleich als Fenster dienten, und nach wenigen Augenblicken war die Temperatur empfindlich abgekühlt. Auch ihr Gemal Franz erschien; er war ihr nachgeritten. Ueber die Uniform trug er einen schweren Pelz und bat um die Erlaubniß, denselben anbehalten zu dürfen. Die Kaiserin

erwiderte: „Wie Du willst, Franzel! Obwohl ich nit begreif', wie Du's hier kalt finden kannst. Aber es ist jetzt Zeit, zu der Feierlichkeit zu gehen."

Alsbald erhob sich die Monarchin und man begab sich in die Schloßkapelle. Dort stand ein Brautpaar vor dem Altare, welches der priesterlichen Einsegnung harrte. Es war ihre Kammerfrau Elisabeth von Fritz, welche den im Alter von sechsunddreißig Jahren stehenden ungarischen Baron Ernst Gottlieb von Petrasch heiratete, den die Kaiserin zum Lieutenant der Arcieren-Leibgarde zu Pferde mit Oberstlieutenants-Rang gemacht hatte. Die Ueberraschung des Brautpaares, welches auf nichts weniger rechnete, als daß die Monarchin und ihr Gemal Zeugen seines Ehebündnisses sein würden, war außerordentlich; noch größer aber, als ein Geschenk von 12.000 Gulden der Huld die Krone aufsetzte. Nur sagte Maria Theresia den Dankenden: „Aber eine Bedingung mach' ich; daß nämlich die Fritzin auch nach ihrer Verheiratung um meine Person bleibt; denn ich bin zu stark an sie gewöhnt. Damit aber der Eh', dieser Einrichtung Gottes, ihr Recht g'schieht, so mag die junge Frau mit der Guttenberg im Dienst abwechseln." Und darauf fuhr Maria Theresia so langsam zur Hofburg zurück, wie sie gekommen.

Mehrere Jahre waren seitdem vergangen; der Frühling hatte wieder einmal alle Auen mit dem ersehnten Schmucke bekleidet, so auch den Garten zu Schönbrunn, dessen üppige Vegetation selbst die damals beliebte französische, beschneidende, Gartenkunst nur wenig gefährden konnte. Der Schloßbau war vollendet, Theresia hatte ihren ständigen Sommeraufenthalt daselbst genommen. Jeden Morgen schritt sie durch die geliebte Bogenlaube unweit der Orangerie zur Arbeit im Freien. Zu dieser Laube führte eine Glasthüre in einen bedeckten Gang unmittelbar aus ihren Gemächern, wohin sie mit einer, vorne an den Leib geschnallten Schachtel voll von Papieren, Briefen und Memoranden ging.

Vor dem Eingange stand eine Schildwache, um alle Störung zu beseitigen, und so wühlte sie in den Papieren, las das Einzelne mit großer Aufmerksamkeit, setzte daran aus und richtete den Blick, so wie Kaiser Karl V. es gewöhnlich gemacht, sinnend nach Oben; dann entschied sie in kurzen, scharfen Worten. Auf einmal aber stutzte sie, als sie eines der eingelangten Gesuche zur Hand genommen und rasch durchgelesen hatte. „Was soll das heißen?" sagte sie unwillkürlich, und zog die Klingel. Dem eintretenden Diener rief sie zu: „Die Fritzin soll kommen!" — „Da find' ich," so empfing die Monarchin die Eintretende, „eine Schrift, die mir allerhand zu denken giebt. Es ist das Gesuch eines Petrasch, der mich bittet, ihm zu seinem Eigenthum zu verhelfen. Gieb's Deinem Mann und er soll mir wahrhaftig und treu berichten, wie's um die Sach' steht."

Mit einiger Bestürzung nahm die Kammerfrau das dargereichte Papier, denn die Worte der Kaiserin waren mit großem Ernste gesprochen. Der Erwähnte war der als dramatischer Dichter später bekannt gewordene Josef Freiherr von Petrasch (geb. 1714, gest. 1772), ein Verwandter des Arcieren-Lieutenants, der in einem Erbfolgestreit in Bezug auf ein Gut in Ungarn ihm gegenüber den Kürzeren gezogen hatte. Er appellirte von der Entscheidung des Gerichtes an die Großmuth der Kaiserin, denn die Beschaffenheit des ehemaligen ungarischen Aviticitäts (großväterlichen) -Gesetzes war eine gar strenge.

Nach eingelangtem Berichte des Arcieren-Lieutenants mit Beilegung der gerichtlichen Entscheidung nahm Theresia die Sache in ernstliche Ueberlegung und das Resultat war, daß sie eines schönen Morgens zu ihrer Fritzin (wie sie selbe noch immer nannte) sagte: „Es ist nit zu leugnen, daß das formelle Recht für Deinen Mann streitet; aber mein Gewissen sträubt sich gegen die Entscheidung der Gerichte, da ich das Gesetz in dieser seiner Auslegung ungerecht find'. Es steht mir aber, als der von Gott eing'setzten Obrigkeit nit zu, ein

solch's zu Recht bestehend's Gesetz umzustoßen, und so wär' mir's recht lieb, wenn Dein Mann freiwillig auf die ihm gebührende Erbschaft verzichten möcht'!"

Dies war eine harte Pille für den Betreffenden. Aber was wär zu thun? Die Ungnade der Monarchin wäre ein viel größeres Unglück gewesen. Petrasch verzichtete. Die Kaiserin ließ ihn rufen und dankte ihm, daß er durch diesen willfährigen Act ihre Gewissensscrupel zur Ruhe gebracht hatte, und lohnte ihn dafür mit der taxfreien Verleihung des ersten vacant gewordenen Krongutes, welches seine Nachkommen zur Stunde noch besitzen sollen.

Petrasch, der Gatte der Fritz, starb als k. k. Generalmajor zu Wien (wohnhaft in Margarethen, heute Hundsthurmerstraße Nr. 63, alt 98) im allgemeinen Krankenhause am 30. Juni 1792 im Alter von 84 Jahren. Es ließ sich in einem Sacke begraben (weil bekanntlich Kaiser Josef II. die hölzernen Särge hatte abschaffen wollen) und auf seinen Grabstein folgender Epitaph (Denkschrift) setzen:

Ernesto Petrasch Generali
in vita sua animali
fecit parum boni, parum mali
ex juventute nimis liberali,
vixit in senectute claustrali,
sed nulli debitor mortali,
ex voluntate speciali
mortuus in hospitali
sepultas in sacco normali
anno Christi 1792
anno aetatis (84).

(Zu deutsch: Dem General Ernest Petrasch. Er that in seinem irdischen Leben wenig Gutes, wenig Schlechtes in seiner allzu freien Jugend, lebte in seinem Greisenalter im Kloster; blieb auch keinem Sterblichen etwas schuldig; nach seinem besonderen Willen starb er im Spital und ward begraben in einem gewöhnlichen Sack im Jahre des Herrn 1792, im 84. Lebensalter.)

Kriegerische Vorfälle am Rhein.

Während Maria Theresia in Prag weilte, hatte bereits auf allen vom Krieg heimgesuchten Gebieten der Feldzug begonnen. Der umsichtige und thatenkräftige Khevenhüller griff im April 1743 an, wußte die Franzosen und Bayern zu trennen, und am 8. Mai wurde in einem glänzenden Treffen bei Simbach (in der Nähe von Braunau) der bayerische General Karl Albert Graf Minucci geschlagen; dieser Letztere und noch andere zwei Generale wurden gefangen, mit ihnen 2027 Mann. Es war dies jener Sieg, dessen Botschaft gerade in dem Augenblicke nach Prag kam, als sich Maria Theresia zur Krönung anschickte.

Karl VII. beschwor den Starrkopf Broglie, der sich in Sicherheit einwiegte und nur die Isar vertheidigen wollte, doch bis an die Vils vorzurücken und mit den Bayern vereint zu kämpfen; dies hätte Broglie in fünf Stunden thun können, that dies jedoch nicht, sondern entgegnete trocken: „Ich habe keinen Befehl dazu." Der Kaiser erwiderte: „Nun also, dann gehorchen Sie meinem Befehle! Hier ist das Patent Ihres Königs, das mich zum Oberbefehlshaber der französischen Armee ernennt." Und Broglie antwortete: „Ich kann

nicht; ich habe spätere Befehle, die mich anders zu thun heißen." Da warf der Kaiser das Patent auf den Tisch und rief: „Wohlan, so nehmt das auch mit, ich kann es doch zu nichts brauchen." Man trennte sich in großer Erbitterung.

Die Oesterreicher gingen mit kriegerischem Feuer unaufhaltsam voran; die französische Besatzung wurde aus Dingolfing und in wilde Flucht gejagt; Prinz Karl von Lothringen, der den Oberbefehl der Donau-Armee, welche aus 52.000 Mann zu Fuß und 15.000 Mann zu Pferd bestand, übernommen hatte, schlug eine Brücke bei Niederaltaich und verband sich mit Lobkowitz, der im Norden der Donau stand. Browne nahm die Feldfestung Deggendorf, welche von 6000 Franzosen vertheidigt war, mit 3000 Mann Oesterreichern; die Bayern und Franzosen wurden nach und nach aus allen Stellungen verdrängt; ja am 7. Juni mußte Kaiser Karl VII. seiner Residenz München abermals Lebewohl sagen und schon am 9. rückte Bärnklau in München ein.

Wer nun den Kopf vollständig verlor, war Broglie; es schien ihm keine Stellung mehr sicher, er sah Oesterreicher, wo gar keine waren, und obwohl ihm nur ein Heer gegenüberstand, schrieb er nach Frankreich: „Drei Heere stehen gegen mich!" Am 26. Juni erklärte er dem Kaiser, daß er wegen Mangel an Lebensmitteln (er hatte indeß deren genug und Geld in Hülle und Fülle) mit dem gesammten Heere den Rückzug über den Rhein antreten müsse, welches Benehmen Karl so empörte, daß er ihm erklären ließ, er werde sein Heer von dem französischen trennen und mit den Oesterreichern unterhandeln.

Wirklich fand am 27. im Kloster Niederschönfeld eine Zusammenkunft zwischen Seckendorf und Prinz Karl von Lothringen statt. Ersterer beantragte die Uebergabe von Braunau und Verlegung der Besatzung nach Bayern; die Uebergabe von Straubing, dagegen freien Abzug der Franzosen und Bayern; die Uebergabe von Reichenhall; die Entfernung der Franzosen aus Ingolstadt und Ersatz durch gleich viel Bayern; Besetzung Donauwörths durch Bayern, den Oesterreichern wird selbes jedoch zum Durchmarsch geöffnet; endlich es hindern die Bayern die Oesterreicher nicht weiter, werden dagegen aber ferner auch nicht weiter feindlich behandelt.

Die drei ersten Punkte (Braunau hatte sich mittlerweile ergeben) wurden von Maria Theresia genehmigt, die anderen aber verworfen. Sie sagte: „Der Churfürst von Bayern — als Kaiser kann ich ihn nicht anerkennen — ist mein Feind und ich bekämpfe seine Truppen. Ich bin wohl zur Versöhnung geneigt, kann aber doch nur mit Zustimmung meiner Verbündeten den Frieden schließen."

Im Juli überschritt Broglie den Rhein, gab in Straßburg, als hätte er weiß Gott welche Heldenthaten verübt, einen glänzenden Ball, aber seine Regierung setzte ihn ab und verwies ihn auf seine Güter, um dem verletzten Ehrgefühle der Nation und dem beleidigten Kaiser wenigstens eine Genugthuung zu geben. Bevor jedoch Broglie über den Rhein zurückging, traf die Franzosen ein anderer harter Schlag am 27. Juni; er wurde nämlich von der pragmatischen Armee, so genannt, weil sie die pragmatische Sanction aufrecht erhalten sollte und die aus 16.000 Engländern unter dem 88jährigen, aber unter dem Schnee seines Haares volles Jugendfeuer bergenden Grafen Johann Dalrymple von Stair (geb. 1673, gest. 1747), 16.000 Hannoveranern und 12.000 Oesterreichern unter dem Feldmarschall Leopold Philipp Herzog von Aremberg (geb. 1690, gest. 1754) bestand, sich früher in Flandern aufgehalten hatte, geschlagen. König Georg II von England eilte aus Hannover zu seiner Armee, stellte sich an die Spitze des Zuges und ordnete mit Neipperg, der schon durch längere Zeit bei diesem Heere sich befand, die Schlacht. Nach vier Stunden war der Kampf vorüber, die Verbündeten waren Herren des wichtigen

Postens Dettingen. Trenk und Menzel kamen ebenfalls mit den Franzosen in den Kampf und fügten ihnen viel Schaden bei.

Nun wurden Verhandlungen gepflogen und zu Worms zwischen dem österreichischen Gesandten Ignaz Johann von Wasner, dem Sardinier Hieronymus Osorio und dem englischen Minister John Lord Cartaret, Graf von Granville (geb. 1690, gest. 1745) am 13. September 1743 ein Vertrag abgeschlossen, worin Oesterreich an den König von Sardinien Vigevano, den größten Theil des Gebietes von Pavia, Piacenza u. s. w. verhieß, dagegen Karl Emanuel an der Spitze von 45.000 Mann, zu denen noch 30.000 Oesterreicher stoßen sollten, den Krieg gegen Spanier und Franzosen zu führen versprach und seinen Ansprüchen auf das Mailändische entsagte. England versprach, eine starke Flotte in das Mittelmeer zu senden. Von Neapel und Sicilien war in dem Vertrage keine Rede, nichtsdestoweniger waren die drei Mächte darüber einig, daß es erobert und mit der Königswürde an Karl Albert, hingegen Bayern an Maria Theresia fallen sollte. Die Königin willigte jedoch nur ungern in Abtretungen in Italien; sie ließ Georg II. sagen: „England will Opfer auf Opfer von mir. Wenn ich, was man verlangt, abtrete, so wird es sich nicht der Mühe lohnen, das, was mir in Italien bleibt, zu vertheidigen, und die Wahl, die man mir läßt, ist die, mich von Frankreich oder von England ausplündern zu lassen." Dennoch war dieser Vertrag gegen Denjenigen, welchen Carteret früher entworfen hatte, ein großer Vortheil für sie. In diesem Jahre erwuchs ein weiterer Vortheil für Maria Theresia aus dem Tode des am 21. März 1743 verstorbenen Churfürsten von Mainz, Philipp Karl Graf von Eltz (geb. 1665), der ein eifriger Anhänger Karl Albert's von Bayern gewesen. Da die Domherren wußten, daß der Kaiser seinen Bruder Karl Theodor zum Coadjutor dieses Stiftes machen wollte, sie jedoch nicht unter einem bayerischen Prinzen stehen wollten, wählten sie daher schnell unter dem Eindrucke, den die Siege Maria Theresia's und der Zug der pragmatischen Armee rheinaufwärts hervorbrachten, am 23. April den österreichisch gesinnten Grafen Johann Friedrich Karl von Ostein (geb. 1689, gest. 1763) zum Erzbischof, und dieser brachte am 23. September den Protest der Königin zur Dictatur (d. h. zur Vorlesung im Reichstage), worin Maria Theresia gegen die Ausschließung der böhmischen Stimme von der Kaiserwahl Verwahrung einlegte, dadurch die Rechtmäßigkeit dieser Wahl sowie der Verlegung des Reichstages von Regensburg nach Frankfurt bestritt, Alles, was daraus erfolgt sei, für ungiltig erklärte und Genugthuung für das Vergangene, sowie Sicherstellung für die Zukunft forderte.

Nachdem Karl von Lothringen sein Heer in Winterquartiere verlegt hatte, eilte er nach Wien, wo er sich am 7. Januar 1744 mit der Schwester der Königin, Erzherzogin Maria Anna (geb. 1718), vermälte, was keine aus Politik, sondern durch den Bund der Herzen geschlossene Ehe war. Prinz Karl wurde zum Statthalter der Niederlande ernannt und ging mit seiner Gemalin dahin ab. Ihr Einzug in Brüssel erfolgte am 26. März; leider starb Maria Anna am 16. December desselben Jahres nach der Geburt einer todt zur Welt gebrachten Prinzessin. Sie wurde sammt ihrem Kinde in der St. Gudulakirche bei Erzherzog Albrecht VII. begraben; 1749 aber brachte man beide Leichen nach Wien und setzte sie in der k. k. Familiengruft im Kapuzinerkloster bei.

Bald nach der Vermälungsfeier, und zwar am 26. Januar 1744, starb Feldmarschall Ludwig Andreas Graf Khevenhüller. Als Maria Theresia die Kunde vom Tode des Helden vernahm, entstürzten Thränen ihren Augen und sie rief aus: „Ach, ich verliere an ihm einen getreuen Unterthan und Beschützer, welchen nur Gott belohnen kann!"

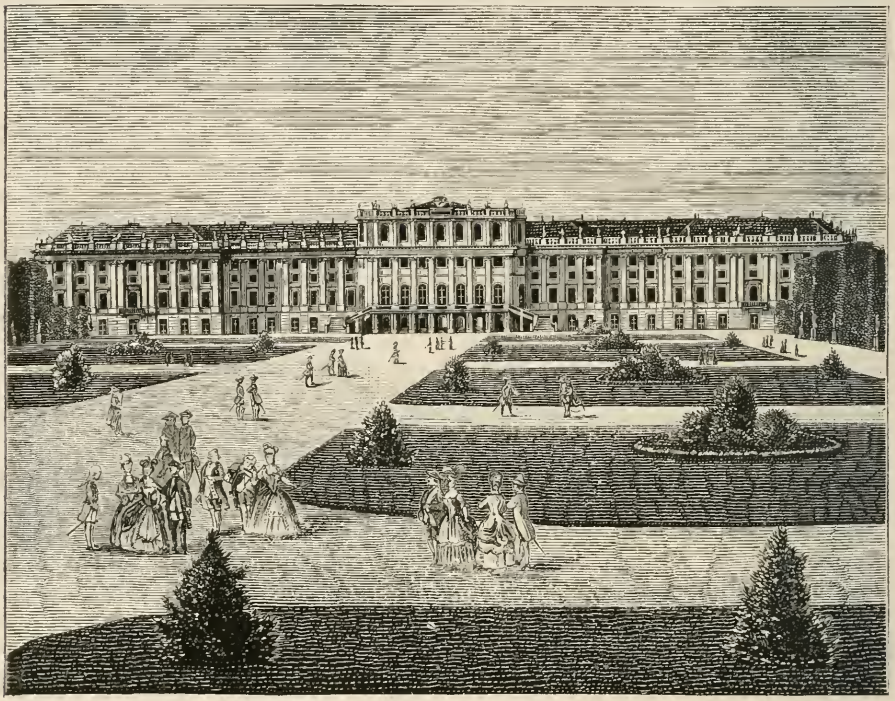
In diesem Jahre dehnte sich der Schauplatz des Krieges noch weiter aus, als bisher. Am 26. April erließ Frankreich die Kriegserklärung gegen die Königin von Ungarn, der Kriegsschauplatz war zuerst Italien, wo Lobkowitz mit 14.000 Mann am 6. März den Feldzug gegen Johann Bonaventura Dumont Graf Gages (geb. 1682, gest. 1753) eröffnet hatte. Der Feldherr errang schöne Vortheile. Auf der andern Seite standen die Oesterreicher im Elsaß. Sie hatten sich bei Heilbronn gesammelt, und der Liebling der Armee, Prinz Karl von Lothringen, war ihr Führer, Graf Abensberg-Traun sein Rathgeber. Anfangs meinten die Franzosen, es werde Karl an die Mosel oder nach den Niederlanden ziehen, und so wurde dem Marschall Franz von Franquetot Herzog von Coigny (geb. 1670, gest. 1759) befohlen, bei Ludwigsburg den Rhein zu überschreiten, sich mit den bayerischen Truppen zu vereinigen und sich so aufzustellen, daß die Oesterreicher bei Mannheim nicht über den Rhein gehen könnten. Die bayerischen Truppen waren damals über 14.000 Mann stark, darunter 5000 Reiter; sie wurden großentheils von Frankreich unterhalten, denn der arme Kaiser hatte gar nichts mehr, sogar seine Edelsteine waren verpfändet. Prinz Karl machte aber alle die vermeintlich so herrlichen Pläne Seckendorf's und Coigny's zunichte; er wollte in der Nähe von Philippsburg über den Rhein, that aber, als wolle er den Strom bei Mainz überschreiten, weshalb Bärnklau daselbst mehrere Scheinbewegungen machte, so daß die Bayern bei Philippsburg auf das linke Ufer des Rheins gingen und die Franzosen die Schiffbrücke abbrachen, Coigny auch vollständig getäuscht wurde und seine Truppen von Speyer nach Mainz hinabzog. Um ihn in der Täuschung zu erhalten, wurde in Mainz auch wegen eines Ueberganges unterhandelt und das Hauptquartier in Ladenburg aufgeschlagen.

Mittlerweile aber war Trenk in der Nacht auf den 1. Juli 1744 bei Schröck (Leopoldshafen bei Karlsruhe) schon auf siebzig Schiffen über den Rhein gegangen, hatte mit seinen Panduren drei bayerische Reiter-Regimenter in einer Stunde auseinander gesprengt; General Ferdinand Graf Strassoldo baute schnell einen Brückenkopf, die Brücke wurde glücklich geschlagen, am andern Tage eine zweite bei Weißenau und der Strom überschritten. Es wurde Lauterburg von Nadasdy umringt und der Commandant Gensay mußte am 5. Juli die Stadt übergeben; ebenso rasch ergab sich Weißenburg. Und so vollzog sich der berühmte Rhein-Uebergang des Prinzen Karl von Lothringen, der mit Recht großes Aufsehen machte und von welchem ein Zeitgenosse sagt: „Prinz Karl, ein zweiter Eugen, hat den Franzosen, die sich immer über die Oesterreicher lustig gemacht, einmal den Rang abgelaufen und sie aus ihrer stolzen Ruhe in Bestürzung versetzt."

Leider fiel einer der tüchtigsten Krieger bei der ganzen Affaire als Opfer, und zwar durch eigene Schuld. Es war dies General Johann Daniel Freiherr von Mentzel, der unerschrockene Parteigänger. Er war beordert worden, mit seinem Hußarencorps auf einer, nahe bei Stockstadt liegenden Insel (der sogenannten Maulbeer-Insel) Posten zu fassen, was er auch bravouriös bewerkstelligte. Am 25. Juni, als Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt, der bereits besprochene „treueste Anbeter Maria Theresiens", in das österreichische Lager bei Stockstadt kam, wurde derselbe vom General Bärnklau zu einer Festtafel geladen, wobei auch Mentzel zugegen war. Man toastirte vielmals auf die Königin und auf ein Gelingen des Feldzuges, so daß sich die Tafelgenossen schließlich in ziemlich angeheitertem Zustande befanden. Nach aufgehobener Tafel begab sich Mentzel wieder auf die Insel, sondirte die Tiefe des Wassers, stieg sodann auf die Brustwehre der aufgeworfenen Retranchements (Lagerschanzen), wobei er jedoch seine Person in unvorsichtigster

Weise bloßstellte, so daß die auf ihn aufmerksam gewordenen, am jenseitigen Ufer des Rheins postirten Franzosen tüchtig herüberschossen. Dadurch noch nicht gewarnt, verharrte er in seiner gefährlichen Stellung, worauf ihn aber plötzlich ein wohlgezielter Schuß in den Unterleib traf und er so gefährlich verletzt wurde, daß er am folgenden Tag zu Stockstadt den Geist aufgab. Er wurde sodann zu Gernsheim in der Kirche begraben. Seine hinterlassene Frau war Therese Gabriele Edle von Regenthal.

Die eigenthümliche Begebenheit gab Veranlassung zur Verfertigung eines eigenen Flugblattes, betitelt: „Vorstellung und Beschreibung deß den 25. Junii 1744 auf der Insul bey Stockstadt von denen Frantzosen tödtlich bleßirten Kön. Ungarischen Generals, Herrn Johann Daniel Freyherrn von



Lustschloß Schönbrunn, 1750. (Seite 538.)

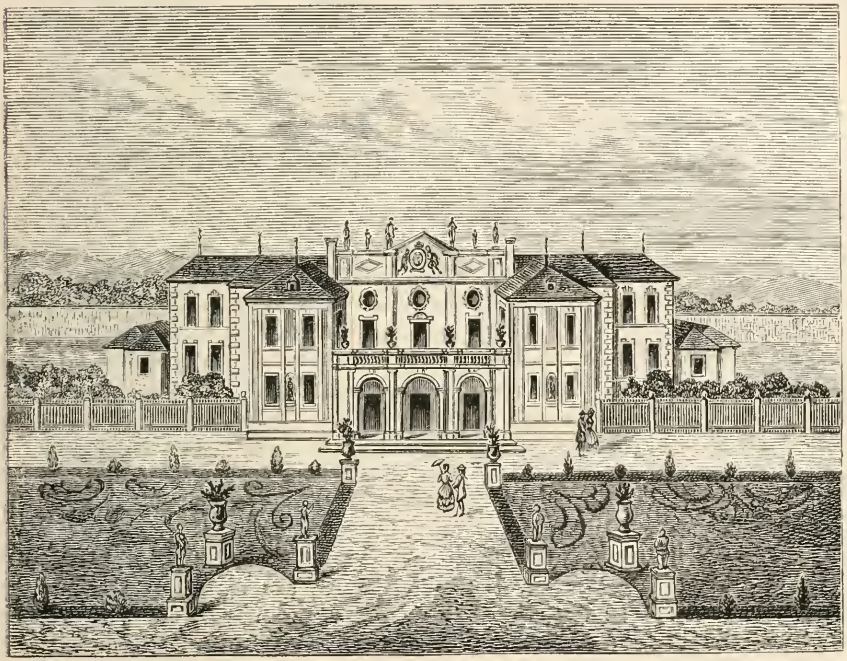
Mentzel, welcher den 26. darauf an seiner empfangenen Blessur gestorben, deme beygefüget: der unvermuthet eilfertig angekommene Courier, so den Todt des Herrn General von Mentzels in einem Gespräch Reim-weise vorstellet, nach dem Frankfurter Exemplar (Zeitung) gedruckt." (Augsburg, zu finden bei Elias Baeck, Kupferstechern, wohnhafft auf dem Untern Graben.)

Nach dem Gebrauche jener Tage ist dieses Flugblatt (im Folio-Formate) an seinem Kopfe mit einer Illustration geziert, welche die ganze Begebenheit veranschaulicht und die wir Seite 529 verkleinert, jedoch in getreuester Wiedergabe liefern. Man sieht auf demselben recht deutlich die Tracht des Generals und seiner Hußaren, was in Bezug auf die Uniformirungskunde jener Tage von Werth ist. Am Schlusse der dabei gedruckten Erzählung über die Begebenheit befindet sich das Reimgespräch, und zwar plaudern darüber in zwölf Stanzen: der „Mayn-Strohm, Rhein-Strohm, Fortuna und Mars". In den Strophen heißt es unter Anderm:

Rhein-Strohm.

Unser tapffre Mentzel starb,
Wie viele Helden sterben müssen,
Da Er Sich Ruhm und Ehr' erwarb,
Wolt Er sein Leben auch so schließen,
Er sprach behertzt in Seinem Amt,
Von lauter Großmuth angeflammt:
Wann alle Kugeln treffen solten,
Wer wolte ein Soldate seyn?
Diß ist nur ein verzagter Schein?
Wann wir uns davor fürchten wolten.

* * *



Schloß Hetzendorf, 1740. (Seite 540.)

Jedoch Sein Ziel war so bestimmt,
Er starb in Seinen Amts-Geschäfften,
Da Ihm der Schuß die Sinnen nimmt,
Entziehen Ihm die Leibes-Kräfften,
Da legt sich zwar die Tapfferkeit,
In dieser schnöden Eitelkeit;
Doch war sein Geist noch nicht geschieden,
Er lebt noch eine gantze Stund,
Bewegt die Glieder und den Mund,
Alsdann eilt Er nach jenem Frieden.

Mayn-Strohm.

Gelebt, gekämpfft, gesiegt, erblaßt
Das seynd vier edle Eigenschafften,
Die, wenn uns hier der Todt umfaßt,
Auch nicht bei einem jeden hafften,

Wie mancher geht aus dieser Welt,
Der wie ein feiger Tropf hinfällt;
Er hat nichts Mannliches verrichtet,
Sein gantzes Thun war Ueppigkeit,
Damit verbracht er seine Zeit,
Drum ist sein Leben auch vernichtet.

* * *

So aber war Herr Mentzel nicht,
Sein gantzes Leben war ein Wunder,
Was er von Jugend auf verricht,
Das war ein stets entzündter Zunder;
Er lebte, wie man leben kan,
Er kämpffte, wie ein Krieges-Mann,
Er siegte glücklich in dem Fechten,
Biß endlich Ihn der Todt besiegt,
Da Er auf Erden genug gekriegt,
Jetzt lebt Er dort bei den Gerechten.

Die kaiserlichen Lustschlösser Schönbrunn und Hetzendorf.

Wie aus all dem Vorausgeschickten ersichtlich, war nach dem Tode Karl's VI. für dessen Tochter und Erbin eine recht verhängnißvolle Epoche in der Geschichte ihrer Länder hereingebrochen und nur das feste Vertrauen auf Gott und die Gerechtigkeit ihrer Sache hatte die edle Monarchin in dem furchtbaren Kampfe aufrecht erhalten. In jener ernsten Zeit nun widmete die fromme Fürstin ihre glühende Andacht gar oft der heiligen Maria in der mit einem wunderthätigen Gnadenbilde versehenen Kirche zu Hietzing nächst Wien, zu welchem Zwecke sie gerne in ihrer daneben gelegenen Sommer-Residenz Schönbrunn verweilte. Als sich die Politik glücklich zu ihren Gunsten wandte, faßte sie den Entschluß, das bereits recht hübsche Schloß zu einer ihres Ranges würdigen Baute umzuwandeln. Und von diesem Augenblicke an begann die für Schönbrunns Glanz und Herrlichkeit entscheidende Reform.

Bereits 1741 war der Anfang mit der Bildung der ungeheuren Allee gemacht worden, welche noch heute Laxenburg mit Schönbrunn verbindet. Donnerstag am 19. September 1743 machte man auf hohe Verordnung den Anfang damit, vom „Burgthor-Schrankenbaum" bis nach dem königlichen Schloß Schönbrunn Laternen zu setzen; auch hatte sich Maria Theresia einen Plan entwerfen lassen, um den Ort noch mehr zu vergrößern, zu verschönern und überhaupt so herzustellen, wie es für den Sitz der Beherrscherin so mächtiger Königreiche und Länder anständig und nöthig war; sie wollte aber nicht, daß das alte Hauptgebäude niedergerissen und ein ganz neues aufgeführt würde, sondern es sollten die Architekten dasselbe blos erhöhen und die neuen Anlagen der alten anpassen. Daraus entsprang auch, nebenbei gesagt, größtentheils jene Unregelmäßigkeit, welche dieser sonst so schöne Palast an sich hat.

Der Bau wurde im Jahre 1744 nach den Plänen des k. k. Hof-Architekten Anton Freiherrn von Paccassi von dem Baumeister Hieronymus von Valmagini begonnen; das Hauptgebäude wurde erhöht, das Innere erweitert, die beiden prächtigen Doppeltreppen vorwärts und rückwärts außen am Hauptgebäude angelegt, die schon vorhandenen Nebengebäude gänzlich vollendet und die beiden langen Seitenflügel ganz neu hergestellt. Das Innere des Schlosses wurde nach dem damaligen Geschmacke auf das prächtigste eingerichtet, der Garten noch erweitert und ebenfalls verschönert und der Gemal der Monarchin besorgte dabei

die Anlage des sogenannten holländischen Gartens und der Menagerie. Im Jahre 1750 waren alle diese Arbeiten vollendet. (Bild Seite 536.)

Da ferner der nahe am Schlosse vorbeifließende Wienfluß, durch Regenbäche angeschwellt, öfters aus seinen Ufern trat und die Gegend von Schönbrunn unter Wasser setzte, so ließ die Kaiserin einige jener Bergbäche ableiten, das Bett der Wien ordentlicher graben und einschränken, einige Dämme anlegen und dem Schlosse gegenüber eine dauerhafte, jedoch nur hölzerne Brücke über diesen Fluß erbauen. Später wurde dieselbe mit der schönen breiten, 120 Fuß langen Brücke ersetzt. An dem einen Ende derselben wurden zwei große Löwen, an dem andern zwei derlei Sphinxe angebracht. Alle vier Gestalten aus Sandstein verfertigte der Baumeister und Bildhauer Johann Wilhelm von Bayer (geb. in Sachsen-Gotha 1729, gest. in Wien 1796).

Wie gesagt, der Bau währte sechs Jahre, worauf Schönbrunn — dieser „Abglanz von Versailles", wie es der französische Dichter Barthélemy nannte — in seiner nunmehrigen herrlichen Gestalt entstand. Aus der Zeitepoche der Vollendung Schönbrunns befinden sich in Wien, und zwar in der k. k. Bildergallerie im Belvedere, zwei Ansichten des Schlosses, welche der berühmte venetianische Landschafts- und Prospectmaler Bernhard Bellotti, genannt Canaletto (geb. zu Venedig 1724, gest. zu Dresden 1780), bei seiner Anwesenheit in Wien verfertigte.

Der Name dieses Meisters, so sagte eines Tages ein kunstverständiger Referent, als er eine ganze Reihe Canaletto's im majestätischen Palaste des Prinzen Eugen auf den Staffeleien sah, knüpft sich an alte liebe Erinnerungen, und die Gebilde seines Pinsels beleben sich neu. Er hat Wien gemalt, das Wien des vorigen Jahrhunderts; er hat seine Zeitgenossen entzückt durch die Wahrheit seiner farbensatten Schilderungen ihrer Stadt, er reißt uns zur Bewunderung hin durch die gleiche Wahrheit. Er malte „Architekturen", Häuser, Schlösser, Straßen, und sein Pinsel scheute vor dem nüchternsten Vorwurf nicht zurück. Er zeichnete die niedere Scheuer, die halbverfallene Baracke, die sich an die Schloßmauer lehnt, die Verkaufshütte des armen Marktweibes in der palasterfüllten Straße mit der gleichen liebevollen Sorgfalt, mit der gleichen künstlerischen Weihe, wie das schimmernde Schloß, wie den stolzragenden Dom. Sein Pinsel erst lernt es vollbegreifen, wie wahr es ist, daß Architektur Stein gewordene Poesie sei. Er fügt im Bilde Stein an Stein, Ziegel an Ziegel, Mauersegment (Kreisabschnitt) an Mauersegment, streng, scharf geordnet, wie der Baumeister sie fügte, und doch, mit welchem poetischen Zauber weiß er diese Steinmassen zu umgeben! Wir bewundern die Wahrheit, die strenge, peinliche, pedantische Wahrheit, mit der er diese Gebäude zeichnete, und doch fühlen wir, daß aus seinen Bildern wir erst ihre Schönheit, ihren Reiz wirklich kennen lernten, daß sein Auge sie anders, schöner, anmuthiger sah, als das unsere.

Nur wer Schönbrunn sieht, wie es Canaletto reizend gemalt hat, weiß, wie schön Schönbrunn wirklich ist, und doch wich er vom Originale nicht um eines Haares Breite ab; man ist versucht, zu meinen, daß er jeden Gitterstab, jede Laternenscheibe, jeden Dachziegel getreulich conterfeite, so minutiös treu giebt das Bild das Schloß wieder, aber näher herangetreten, wird man gewahr, mit welch' flüchtigen, leicht hingeworfenen Pinselstrichen, mit welch' genialem Schwung er es auf die Leinwand zauberte.

Zweimal führt uns Canaletto's Pinsel Schönbrunn vor; von der Hof- und von der Gartenseite. Der Schloßhof ist voll Leben und Bewegung. An den Fenstern, auf den Balkonen, auf den Freitreppen stehen dichte Reihen von Herren und Damen, sie sprechen, nicken und scheinen voll Erregung; in nächster Nähe besehen, lösen sich diese ausdrucksvollen Gruppen in formlose Farbenpunkte auf.

An der Treppe harrt in lebendiger erregter Bewegung eine große Volksmenge auf irgend ein Ereigniß. Im Vordergrunde, wo die einzelnen Gestalten voll und charakteristisch, porträttren möchte man sagen, hervortreten, herrscht hastendes Leben. Aus den Küchen stürzen Köche, Jungen, Mägde im Küchencostüm heraus, die Stallpagen eilen aus den Ställen herbei, die Soldaten aus der Wachstube, die Gärtnerburschen aus dem Garten. Von der Straße eilen Bürger und Bürgerinnen, Taglöhner, Fuhrleute, Straßenjungen und Bettler in den Hof. Das Wien jener Zeit in seinen Typen und Trachten findet sich hier in getreuem Abbild vereinigt. Es scheint zudem etwas Großes, etwas Wichtiges vorzugehen. Was ist's? Rechts reitet unter Peitschenknall und Hornklang eine Cavalcade Postillons in den Hof. Der an der Spitze des Zuges bringt wichtige Meldung: die Nachricht vom Friedensschluß zu Frankfurt an der Oder (16. August 1759; daraus erweist sich auch genau die Zeit von Canaletto's Aufenthalt in Wien). Nach der Sitte jener Tage schlossen sich dem Courier die Postillons aller Stationen an, die er berührte, und so war ihrer eine ganze Legion, als sie mit der Friedensbotschaft durch das Schloßgitter von Schönbrunn einsprengten. Die Trachten der vornehmen Welt, einzelne markante Persönlichkeiten derselben, sind mit gleicher treuer Genialität und genialer Treue auf dem zweiten, dem Schönbrunner Gartenbilde gezeichnet.

Es hat sich ferner aus jenen Tagen des Aufbaues des gegenwärtigen herrlichen Schlosses Schönbrunn ein herziges Geschichten erhalten, das wir den freundlichen Lesern und Leserinnen dieses Buches in dem nächstfolgenden Abschnitte erzählen zu müssen glauben.

Das Jahr 1744 ist auch das Entstehungsjahr eines zweiten kaiserlichen Lustschlosses, und zwar in Hetzendorf.

Das Dorf Hetzendorf, hinter dem Schönbrunner Garten am niedrigsten Abhange des Wienerberges gelegen, hat seinen Namen wohl von der alten Familie des Ezelin (Ezo, Ehrenfried), daher Hezilinsdorf, welche schon im 12. Jahrhundert vorkommt. Im 15. Jahrhundert war der Deutsche Orden im Besitze von Hetzendorf, 1744 jedoch kaufte von demselben Maria Theresia die Herrschaft, in der Absicht, ein Lustschloß daselbst zu bauen, welches für ihre hochverehrte Mutter Elisabeth Christine, Witwe Kaisers Karl VI., bestimmt war. Es hatte das frühe und unerwartete Hinscheiden ihres Gemals die Gesundheit der Kaiserin-Mutter tief erschüttert, denn die Beiden hatten zu zärtlich einander geliebt. „Meine weiße Liesel hat's nit gern!" war der Ausspruch Karl's VI., wenn er Anforderungen, von denen er wußte, daß sie seiner Gemalin unangenehm sein konnten, abschlägig beschied. Um nun die so fein organisirte Natur der Kaiserin zu schonen, berief die Tochter ein Consilium und man entschied sich, des milden Klimas wegen, für Hetzendorf. Später wurde es, nebenbei gesagt, der Sommeraufenthalt von Maria Theresiens Schwager, nämlich des Herzogs Karl von Lothringen.

Auch das Schloß Hetzendorf bietet in seiner architektonischen und decorativen Ausstattung einen wahren Schatz an Schönheit und künstlerischer Pracht; es entstand an der Stelle des alten sogenannten Thunhofes, welchen Theresia bereits im Jahre 1742 vom Deutschen Orden um den Preis von 22.000 Gulden erkauft hatte und die Aufführung wurde dem Architekten Anton Paccassi anvertraut, dessen erste Baute es gewesen. Kunstverständige erklären, es lehne sich der Bau in den Hauptmotiven an die Entwürfe Fischer's von Erlach (dessen Schüler Paccassi gewesen) an; er verräth mit der offenen Durchfahrt Reminiscenzen an Schönbrunn, im Gesammtaufbaue aber an das untere Belvedere. Die Schlichtheit der Decoration, der reine architektonische Sinn und die spärliche Ornamentik resultirt aus derselben Schule, die Sphinxen und

der Prachtsaal im Nobelgeschosse erinnern an das Hochschloß des Belvedere; zwei prachtvolle Eisengitter, mit dem Monogramme und Wappenzeichen der Kaiserin-Witwe versehen, scheinen gleichfalls den berühmten Schmiedewerken des Engen'schen Sommerpalastes nachgebildet. (Bild Seite 537.)

Der prunkvollste Theil der Innendecoration ist der vorerwähnte Hauptsaal, ein oblonger (rechteckiger) Raum mit Spiegeldecke, architektonisch ganz kahl, jedoch an den Wänden mit gemalter Schein-Architektur, Säulen, Nischen, Statuen von Daniel Gran geziert, welche das großartige Plafondfresko zu tragen bestimmt ist. Der geniale Meister stellte hier in unnachahmlicher Gewalt und Größe Apoll als Sonnengott auf seinem Wagen dar, an dessen Räder sich Saturn heftet; die schwarzen Nachtdämonen entfliehen vor dem strahlenden Gefährte, und holde Genien: des Ackerbaues, des Gartens, der Weinlese, drängen sich um die stolzen schnaubenden Rosse der Quadriga (Viergespann). Anmuth und monumentale Hoheit streiten hier um den Vorrang, und eine kühne Mache sondergleichen zwingt das Urtheil zur Bewunderung.

Das Motiv ist ein beliebtes bei den Barockmeistern, wie es denn der ältere Altamonte um 1716 im Marmorsaale des unteren Belvedere gebraucht hat, um den Triumph des kunstsinnigen Hausherrn, Prinzen Eugen, daselbst sinnig mit jenem des Sonnengottes zu verbinden; und Paul Troger (geb. 1698, gest. 1777) identificirte auf ähnliche Weise seinen Kaiser Karl VI. mit Helios im Stiegenhause des Stiftsgebäudes von Göttweih.

Auch die Fresken der Schloßkapelle: Verklärung und Taufe Christi, sowie Petri Bekenntniß werden von demselben Kenner für Gran's Werke gehalten, trotzdem der Maler Franz Josef Wiedau (geb., angeblich in England, 1703, gest. als k. k. Hofmaler zu Wien in seinem Hause im Tiefen Graben, heute Nr. 30, alt 225, am 14. August 1779; im Todtenregister des Wiener Diariums wird er Wiedan genannt) als der Verfertiger gilt. Dies wird in folgender Weise erklärt. Die genannten Wände des Capellenplafonds umgiebt eine reich gemalte Architektur, als deren Urheber laut Inschrift sich Franz Josef Wiedau anno 1744 ankündigt. Dieser Künstler war jedoch in der That blos Architekturmaler und dabei öfters ein Gehilfe des berühmten Gran, wie er z. B. dessen historische Compositionen in der Stiftskirche von Seitenstetten ebenfalls mit einer gemalten Schein-Architektur umgab. Gran, dessen Stempel die vorerwähnten drei Gemälde tragen, hat bestimmt das ganz kleine Schloß allein decorirt, und sein beigeordneter Genosse, von dem nirgends figurale Werke bekannt sind, lieh ihm auch hier die nöthige Beihilfe. — Das Hochaltarbild, vorstellend die heilige Dreifaltigkeit, ist von Johann Karl Auerbach (k. k. Hofmaler, geb. 1723, gest. 1788).

Die Gemächer des Schlosses reihen sich nach zwei Seiten, Hof und Garten, aneinander. Den Besucher fesselt zunächst eine kleine Gallerie hinter dem großen Saale. Den Hauptschmuck des im feinen Rococo gehaltenen Raumes bilden Porträts, Brustbilder aus der Familie Maria Theresia's von unbekannten Künstlern, doch gewiß aus der Schule des Martin Meytens. Die Mehrzahl der übrigen Gemächer hat moderne Umgestaltungen erfahren, es umschließt jedoch Hetzendorf noch ein Kleinod köstlicher Art in seinen Mauern, das völlig unversehrt erhalten geblieben, und dies ist ein sogenannter chinesischer Salon.

Bekanntlich fällt in die Theresianische Kunstepoche der Einfluß der ostasiatischen Kunst auf das Rococo, welchen für Oesterreich Holland und Frankreich vermitteln sollten. Man fand jedoch dafür eine eigene Form, indem man das italienische Barocke, wie das feine französische Rococo mit den Mandarinen, Drachen und Porzellangeschöpfen in Vereinigung brachte und jene

Specialität von Chinoiserien ersann, von der uns noch heute die Stiche Jean Pillement's u. A., die gemalten Wandfüllungen und Ofenschirme, die Fächer und Meißener Porzellane, die goldenen Tabatièren und bundgestickten Galawesten der Cavaliere, endlich die Lackmalereien an den Kutschenschlägen und Sänften eine Vorstellung geben. Von den chinesischen Gärten nach diesem vermischten Geschmacke dürfte wohl nur wenig mehr aus dem 18. Jahrhundert erhalten sein, dagegen bewahren Schönbrunn und Hetzendorf vollständige Gemächer jenes sonderbaren Geschmackes, deren nachgemacht chinesische Einrichtung noch durch echt chinesische oder japanische vieux-laques (Alt-Lackirtes), Speckstein-figürchen und Porzellans werthvoller gemacht ist. In den chinesischen Salons von Schönbrunn sind gar noch köstliche persische Miniaturen, ein Geschenk der Pforte, als Wanddecoration eingefügt.

Und an den Einrichtungen solcher Art scheint die große Maria Theresia großen Gefallen gefunden zu haben; so verwendete sie auf das Zimmer in Hetzendorf die bedeutende Summe von 90.000 Gulden. Kostbare Holzarten zur Vertäfelung waren das Lieblingsmaterial für die Ausstattung derartiger Gemächer, besonders Acajou (gelbröthlich, Mahagony-), Citronen-, Atlas-, Korallen-, Guajac-, Granat- und Feketinholz, welch' letztere Gattung mit ihren tiefdunkelbraunen, sammtglänzenden Tafeln die Wände bedeckt; feine vergoldete Leisten, Cornichen (Gesimskränze) u. dergl. machen die Tiefe ihres Tones noch satter, und ganz schwarze Lackgemälde von colossalem Formate heben sich in den Panneaux (vertieften Füllungen) davon wirksam ab. Aber das sind selbst wieder seltenste Specialitäten von vieux-laques. Ihre Figürchen sind in die gold-gemalten Landschaften in Relief von rosenrothem Speckstein, dessen Material-werth damals angeblich dem Silber gleichgekommen sein soll, eingesetzt; Fächer aus demselben Stoffe sind an der Wand in die Goldverzierungen befestigt, als steckten sie eben zufällig da, hohe Spiegel in feinem naturalistischen Rahmen von goldenem Laubwerke über dem Marmorkamine und ganz oben wahre Feuerwerkgarben von geschnitzten goldenen Blumensträußen, Zweigen und Ranken vollenden die unvergleichliche Pracht dieses Raumes.

Das erste Auftreten Josef Haydn's in Wien.

Die Baugerüste von Schönbrunn waren ringsum aufgeschlagen und es wurde an allen Orten rüstig gearbeitet. Täglich kam Maria Theresia, um die Fortschritte an dem geräumigen Prunkschlosse zu besehen, und da sie in ihrer Ungeduld, die auch ihr Erstgeborner von ihr geerbt, das Ende des Baues kaum erwarten konnte, so lief sie selbst geschäftig umher, schalt recht gründlich über die Langsamkeit der Arbeiter, und man hatte oft Mühe, ihr die Entschuldigung annehmbar zu machen.

Eines Tages nun, es war zu Pfingsten, da erhielt die Monarchin noch mehr Ursache, sich zu erzürnen. Sie betrat den großen, mit hohen Gerüsten versehenen Saal und — ein Ausruf der Verwunderung entfuhr ihren Lippen — auf dem lebensgefährlichen Holze kletterte eine Schaar kleiner Jungen mit muth-willigem Schreien herum, was weniger den Unwillen, als die Besorgniß der hohen Frau erregte. Bei allen Gelegenheiten stets selbst zur Hand, rief sie den jungen Gymnastikern zu, herabzusteigen, welche Mahnung im Anfange überhört wurde. Erst als die Monarchin mit erhöhter und eindringlicher Stimme das

Gebot wiederholte, verließen die Buben das Gerüste und zogen sich verschüchtert zurück.

In dem Augenblicke nahte sich der k. k. Hofkammerrath und Schloßhauptmann Johann Franz von Wuertz (geb. 1673, gest. 1747), den sie darüber zur Rede stellte, daß man die Kinder hier herumklettern lasse, auf die Gefahr, sich den Hals zu brechen, worauf der Hauptmann erwiderte: „Ihro Majestät, es sind die Sängerknaben des Kapellmeisters Reutter, die in den Feiertagen in der Schloßkapelle singen; Ihro Majestät waren gestern so zufrieden mit der Ausführung der Vocalmesse, daß Sie zu befehlen geruhten, man solle den Kleinen einige Freude gestatten."

„Schon recht, aber so hab' ich's nit g'meint, daß sich die Buben von den Gerüsten todt fallen sollen; das wär' mir eine schöne Unterhaltung! Kommt einmal her, Ihr Buben!" rief die Monarchin. „Ich will Euch was sagen: Laßt Euch nit wieder einmal bei einem solchen Spiel betreten, sonst — paßt auf! — giebt's einen recenten (frischen) Schilling.*) Ihr versteht mich doch? Besonders Du, blond's Dickköpf'l, nimm Dich in Acht! Ich hab's schon g'seh'n, daß Du der Radlführer warst, immer vorn, und keck wie ein Spatz."

Der Schloßhauptmann versprach sein Möglichstes, um eine Wiederholung des gefährlichen Spieles zu vermeiden, und als Maria Theresia sich entfernte, sagte sie noch im Abgehen: „Sag' Er's dem Hofkapellmeister Reutter, daß er seine Sängerknaben im Zaum halten soll, sonst hat er's mit mir zu thun."

Als Maria Theresia am nächsten Tage wieder kam, sagte sie zu ihrer Begleiterin, der berühmten Fuchsin, sie wäre neugierig, ob bei den kleinen Spitzbuben das gestrige Donnerwetter etwas genützt habe, und begab sich wieder nach dem Saale; aber — da hingen abermals die kleinen Kapellsänger in den Baugerüsten und — in schwindelnder Höhe, selbst für den Muthigsten zum Schrecken — da schwebte, sich unter schallendem Gelächter auf den Brettern schaukelnd, das gewisse „blonde Dickköpfl".

Jetzt befahl die erzürnte Monarchin, den Kapellmeister Reutter zu rufen, und als derselbe erschien, empfing sie ihn sehr ungnädig, ihm entgegenrufend, ob er nicht gehört hätte, was sie befohlen. Der Kapellmeister antwortete zerknirscht: er wisse nicht, was er sagen solle; er hätte gestern den Buben eine sehr ernste Strafpredigt gehalten, so daß sie selbst bis zu Thränen gerührt gewesen wären, aber heute säße der ganze Schwarm wieder oben in den Lüften und da sei wohl Niemand schuld, als der „blonde Seppel", welcher seine Kameraden zu allen Spitzbübereien verleite.

„Ah, mein blond's Dickköpfl?" rief die Monarchin. „Na, weiß Er was, Reutter; lass' Er dem blonden Seppel nur den recenten Schilling anmessen, den ich ihm gestern versprochen hab'. Wer nit hören will, muß fühlen." — Aber diese aus dem Herrschermunde mehr im Scherz als im Ernst gemeinten Worte wurden allzu pünktlich ausgeführt, und der „blonde Seppel" hatte Ursache, jene Stelle tief zu beklagen, auf welcher er sich so lustig herumgeschaukelt hatte.

Nach vorerwähnter Begebenheit waren etwa dreißig Jahre verflossen; die nunmehrige Kaiserin Maria Theresia dachte nicht im mindesten mehr an den Sängerknaben, für dessen persönliche Sicherheit sie einst in so energischer, wenn auch für ihn recht schmerzlichen Weise, gesorgt hatte. Eines Tages bewirthete in seinem Schlosse Eszterhaz am Neusiedlersee Fürst Nikolaus Esterhazy, kais. Feldmarschall, Capitän der ungarischen Leibgarde (geb. 1714, gest. 1790), der Musikgönner und selbst treffliche Spieler des Bariton (Geigeninstrument jener Zeit, das mit Viola und Violoncell im Terzett gespielt wurde) seine hochverehrte

*) Wörtlich.

Monarchin. Man gab im Schloßtheater: L'infedeltà delusa (Die getäuschte Untreue), dann im gegenüberliegenden Marionettentheater das Lieblingsstück der Kaiserin „Philemon und Baucis", zu welchen beiden der berühmte Josef Haydn die Musik componirt hatte.

Die beiden Schaustücke, namentlich die liebliche, ungemein zum Herzen sprechende Musik entzückten die Kaiserin, zog sie doch die Mythe von dem alten Ehepaare ungemein an, ihrer eigenen so glücklich gewesenen Ehe wegen. Und so sagte sie denn auch während der darauf folgenden Tafel zum Fürsten: „Lieber Eszterhazy, laß' Er mir doch den Componisten vorstellen!" — „Ihro Majestät, er steht hinter Dero Stuhle", war die Antwort, denn es war nämlich auf Schloß Eszterhazy Gebrauch, daß die Mitglieder der fürstlichen Kapelle auch zur Aufwartung bei der Tafel aushelfen mußten. — „Wie? Der ist's?" rief die Kaiserin. „Das ist also Haydn? Wo hab' ich Ihn schon gesehen, Haydn? Er kommt mir sehr bekannt vor — helf' Er mir auf die Spur." Der Tonkünstler antwortete ehrfurchtsvoll: „Ich hatte nur ein einziges Mal das hohe Glück, von Ihro Majestät bemerkt zu werden — es war in meinen Knabenjahren — damals hieß man mich nur den blonden Seppel und Ihro Majestät dictirten mir einen recenten Schilling, wie sich Allerhöchstdieselben ausdrückten."

Maria Theresia ließ sich nun die Geschichte, die ihrem Gedächtnisse längst entfallen war, erzählen und lachte recht herzlich darüber. Endlich sagte sie: „Das hab' ich nit so ernstlich g'meint g'habt, Haydn. Na, aber der Schilling hat gute Früchť getragen, das hab' ich heut' gesehen. Ich werd' Ihm eine goldene Tabatière zustellen lassen, mit Ducaten gefüllt, die nehm' Er als ein klein's Pflaster, wenn Ihm der gutg'meinte Schilling noch ein Bissel weh' thun sollt', aber auch als Anerkennung für Seine schöne Musik. Ich hätt' sie ja nit zu hören bekommen und die ganze Welt auch nit, wenn Er damals vom Gerüste gefallen wär', was doch leicht hätt' geschehen können. Doch jetzt ist Er g'scheidter worden, jetzt schwingt Er sich symbolisch in Seinen Gesängen zum Himmel hinauf. Sieht Er, Haydn, das ist für Ihn viel besser; dabei bleib' Er!" (Bild Seite 409.)

Es muß hier die Art und Weise, wie Haydn als Sängerknabe nach Wien kam, sowie der weitere Verlauf seiner anfänglichen musikalischen Thätigkeit in Wien eingehender berührt werden.

Die Familie des musikalischen Großmeisters Josef Haydn kann bis zur dritten Generation aufwärts verfolgt werden. Caspar Haydn, ein Burgknecht, gebürtig vom Dorfe Datten auf der Haide bei Hainburg an der Donau, später Bürger von Hainburg (gest. 1687), ist der Urgroßvater des berühmten Componisten der „Schöpfung" und der „Jahreszeiten". Als die Stadt am 11. Juli 1683 in die Hände der vom Großvezier Kara Mustapha geführten Türken fiel, ging fast die ganze Bevölkerung in dem durch den erbarmungslosen Feind angerichteten Blutbad unter, nur Wenige entkamen und unter diesen befand sich Caspar Haydn mit seiner Familie. Dessen Sohn Thomas (geb. 1655) hatte es schon zum ehrsamen Wagnermeister und zum Mitgliede des innern Rathes der Stadt Hainburg gebracht; er vermälte sich 1687 und hinterließ sieben Söhne. Der vorletzte von ihnen, Mathias, geboren am 31. Januar 1699, erlernte ebenfalls das Wagnerhandwerk, zog nach Rohrau, einem kleinen niederösterreichischen Marktflecken an der Leitha, und heiratete dort am 24. November 1728 Jungfer Maria Anna Koller, die bis dahin als Köchin bei der Gemalin des Grafen Karl Anton Harrach (geb. 1692, gest. als kais. geh. Rath, Feldmarschall-Lieutenant, Oberstfalkenmeister 1758), der Gräfin Maria Katharina von Harrach (geborene Boucquoy 1690, gest. 1768) gedient. Sie schenkte ihm zwölf Kinder, von welchen das zweite, Franz Josef Haydn, am 1. April 1732

die heilige Taufe empfing. Es ist aber anzunehmen, daß diese Taufe, einem allgemeinen Gebrauch der damaligen Zeit gemäß, am Tage nach der Geburt (31. März) stattfand. Taufpathen waren: der herrschaftliche Bestandmüller des nahe gelegenen Ortes Gerhaus, Josef Hoffmann, und dessen Frau Katharina. Von seinen Eltern wurde der Knabe stets Josef oder vielmehr Sepperl (nach Landesart) genannt und kam der erste Taufname nie in Gebrauch.

Damals wohnten Haydn's Eltern in einem ebenerdigen strohgedeckten Hause. (Bild hier unten.) Die Geburtsstätte eines bedeutungsvollen Mannes zu besuchen oder wenigstens im Bilde zu sehen, erweckt gewiß in jedem gebildeten Menschen ein Gefühl der Rührung, und dies umsomehr, wenn diese Stätte, wie es bei Haydn der Fall, sich uns in den bescheidensten Verhältnissen darstellt. „Schau, lieber Hummel, das Geburtshaus vom Haydn! Heut' hab ich's zum

Josef Haydn's Geburtshaus.

Geschenk erhalten und es macht mir eine kindische Freud' — eine schlechte Bauernhütten, in der ein so großer Mann geboren worden ist!" so rief Beethoven tief bewegt, als er seinen ihn auf seinem Sterbelager heimsuchenden Freunden Andreas Streicher und Johann Nepomuk Hummel die ihm vom Musikalienhändler Anton Diabelli zugeschickte Abbildung von Haydn's Geburtshaus zeigte.

Rohrau, das so glücklich ist, einen solchen Fleck Erde sein Eigen nennen zu können, ist ein in einer flachen Gegend Nieder-Oesterreichs, östlich von Wien gelegener Marktflecken von 75 Häusern mit beiläufig 500 Einwohnern. Die fast durchgehends ebenerdigen Häuser stehen längs der Poststraße, die Bruck an der Leitha mit Petronell verbindet; rückwärts der Gebäude zur Rechten, in der Richtung nach Petronell, läuft der Leitha-Fluß, der, aus dem Süden kommend, auf längere Strecke Oesterreich und Ungarn scheidet und sich bei Ungarisch-Altenburg in einen Arm der Donau ergießt. Das erste Häuschen dieser rechten Seite der Straße trägt die Nummer 60 — es ist Haydn's Geburtshaus.

Laut grundbücherlichen Auszügen gehörte diese Besitzung unter der früheren Eigenschaft als Hofstatthaus (wo ein Herrenhof gestanden) schon 1728 den Eltern unseres Tonmeisters. Es wurde 1731 durch Grundzutheilung zu einem sogenannten Halblehenhause (Grundstück, welches auf eine bestimmte Anzahl Jahre in Lehen gegeben oder vielmehr verpachtet wird) erhoben und 1754, nach der Mutter Tode dem Mathias Haydn allein zugeschrieben, von dem angemerkt ist, daß selber am 17. September 1763 als Wagnermeister, Halblehner und Marktrichter, mit Hinterlassung von sechs eheleiblichen Kindern als Erben gestorben, daher er nicht so gar arm und nicht, wie man behauptet, „bemüssigt" gewesen zu sein scheint, sich aus seinem Harfenspiel einen Sonntagsverdienst zu machen. Auch muß der alte Haydn zum Richteramt besondere Fähigkeiten besessen haben, weil man ihn sonst gewiß nicht vom äußersten Ortsende dazu berufen hätte.

Zehn Jahre später nach des Vaters Tode gelangte das Haus, als der berühmte Sohn schon durch seine Anstellung als Vicekapellmeister beim Fürsten Eszterhazy bereits versorgt war, an seinen Schwager Fröhlich (dessen Sohn Mathias Haydn beerbte). Vom Jahre 1777 bis 1809 kam es durch Kauf an die Familie Hofmann, von dieser im Licitationswege an Johann Seydl. Als im Jahre 1833 die mächtig angeschwollene Leitha in Rohrau große Verwüstungen anrichtete, wobei das Haydn-Haus derart zugerichtet wurde, daß es in seinen Grundmauern neu aufgebaut werden mußte, behielt der damalige Besitzer Seydl die innere Eintheilung bei und auch die Außenseite ist, wie eine Zeichnung vor dem Umbaue bestätigt, fast dieselbe geblieben.

Besichtigen wir nun das Innere des Hauses. Durch das Hofthor eintretend, gelangt man links über einige Stufen, die früher nicht bestanden, da die Wohnung tiefer gelegen war, durch ein kleines Vorzimmer (die frühere Küche, jetzt aber nur theilweise dazu verwendet) in die eigentliche Wohnstube, der sich noch eine große Schlafkammer anschließt. Die Wohnstube ist niedrig, aber geräumig und hat zur Decke dunkelgebrauntes Gebälk. Als einzige Erinnerung an Haydn ziert die Wand ein Gedenkblatt an das fünfundzwanzigjährige Bestehen der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, von derselben im Jahre 1837 durch die Aufführung von Haydn's „Schöpfung" gefeiert, deren Hauptmomente hier als Randverzierung in Federzeichnung bildlich wiedergegeben sind. Als Mittelpunkt dient Haydn's Porträt, lithographirt von Radmansdorf (nach dem bekannten Medaillon von Ihrwach auch in Kupfer gestochen von David Weiß und als Titelblatt benützt zu der vom Landschaftsmaler und Kupferstecher Albert Christoph Dies in Wien im Jahre 1810 herausgegebenen Schrift: „Biographische Nachrichten von Josef Haydn").

Dieses Gedenkblatt wurde bei einer Feier im Jahre 1841 dem Hause gespendet und zugleich ein Gedenkbuch gestiftet von Haydn's „vieljährigem Freunde Mathias Tuscher, kais. Criminal-Justizrath in Wien".

Auch der grünglasirte Kachelofen mit der rothfarbigen Ofenbank besteht noch, und auf dieser letzteren war es, wo der kleine aufgeweckte Sepperl seinen Platz hatte, wenn er den Gesang der Eltern nach seiner kindischen Art begleitete, indem er, des Schulmeisters Geigenspiel nachahmend, in Ermanglung eines wirklichen Instrumentes auf dem ausgestreckten linken Aermchen mit einem Stecken in der rechten Hand voll Eifer auf und nieder strich und durch sein festes Takthalten zuerst die Aufmerksamkeit des Schulrectors Johann Mathias Frankh von Hainburg auf sich zog. Es war jedoch diese Wohnstube nicht der Ort, wo der Kleine geboren wurde; Josef, sein ebenfalls als Musiker berühmter Bruder Johann Michael (geb. 1737, gest. in Salzburg 1801) und alle Kinder des Hauses erblickten vielmehr zur rechten Seite des Hauses das Licht der Welt, da,

wo sich nun die Vorrathskammer befindet, nach außen ehemals mit zwei Fenstern versehen.

Auch Haydn, der sich nicht nur seiner niederen Abkunft nie schämte, vielmehr oft und gerne von seinen Angehörigen sprach, hielt die Stätte hoch, wo er geboren wurde. Als er im Jahre 1795 zum zweitenmal ruhmgekrönt von England zurückkehrte, führte ihn der kunstsinnige Graf Karl Bernhard Harrach in Begleitung vieler Cavaliere nach Rohrau, um ihm das Monument zu zeigen, das er ihm während dessen Abwesenheit in dem damals neugeschaffenen Park im Jahre 1793 hatte setzen lassen; von hier aber führte nun Haydn seine Begleitung in's Geburtshaus, das er seit Jahrzehnten nicht mehr betreten hatte, küßte, vom Moment ergriffen, beim Eintritt die Schwelle zur väterlichen Wohnstube und zeigte im gehobenen Selbstbewußtsein eben auf jene Ofenbank, seiner vornehmen Gesellschaft erzählend, welche Bedeutung sie für ihn habe. Und als er gestorben war, zeigte es sich wieder, wie lieb ihm Rohrau in der Erinnerung geblieben; man fand in seinem Besitze vier verschiedene Ansichten, die ihm den Geburtsort immer vor Augen hielten. Nebstdem bestimmte sein Testament Legate für immerwährende Zeiten theils zur Unterstützung zweier zur Zeit ärmsten Waisen Rohraus, theils zur Erhaltung der von seinem Vater an der Eingangsthüre zur Kirche gestifteten Heilands-Statue auf dem Grabe der Eltern und endlich auch zur Instandhaltung des erwähnten Monumentes im Park.

Es waren Jahre vergangen, das Haydnhaus hatte seine Besitzer gewechselt, und kein äußeres Zeichen hatte bisher Kunde von dem beneidenswerthen Schmucke gegeben, den die Ortschaft in der einfachen Bauernhütte besaß; da endlich, im Jahre 1841, fanden sich liebevolle Hände, welche an der linken Seite neben dem Thore, zwischen den beiden vorletzten Fenstern, eine Tafel einfügen ließen, mit der Inschrift: „Zum Haydn" und dieselbe am Jahrestage der Geburt Haydn's unter entsprechender Feierlichkeit enthüllten. Auch das dem Verfalle bereits recht nahe Monument im Parke wurde durch Fürsorge des Dr. August Schmidt (geb. 1808), Musikschriftsteller, Herausgeber der „Wiener allgemeinen Musikzeitung", restaurirt und erhielt eine neue, vom Bildhauer Franz Prokop in Wien dem vorzüglichen Modell im gräflichen Schlosse nachgebildete Büste.

Unseren Tagen jedoch war es erst aufbehalten, dem langersehnten Wunsche der Kunstwelt nachzukommen und zu der bisherigen, wohl gut gemeinten, aber ihrem Zwecke keineswegs entsprechenden Inschrift am Geburtshause Haydn's die richtige Deutung zu liefern. Es übernahm im Jahre 1877 eine ganze Körperschaft, der Wiener Männergesangverein „Arion", sich selbst damit ehrend, die Mission, das Haus mit einer passenden Gedenktafel (gleich nach dem ersten Fenster der linken Seite des Thores) zu schmücken, deren Enthüllung am Ostersonntage um die Mittagsstunde und nach vorausgegangener Betheiligung am Hochamte in der Kirche zu Rohrau in Gegenwart des Vereins und geladener Gäste stattfand. Dieser Denkstein giebt nun für immer der Mit- und Nachwelt Kunde, daß hier am 31. März 1732 Josef Haydn geboren wurde — Haydn, der Schöpfer der „Jahreszeiten" und der „Schöpfung" und der wundervollen Kaiserhymne „Gott erhalte", jener Hymne, die seit dem Jahre 1797 in allen Gauen des österreichischen Vaterlandes erklingt und die in so warm gefühlter, herzinniger Weise die gesammten Völker der Monarchie an ihr liebes Kaiserhaus, an ihre Zusammengehörigkeit mahnt!

Wie kam nun der kleine Sepperl aus Rohrau nach Wien? Wir wollen dies sogleich geschichtlich treu erzählen.

Josef Haydn blieb nur fünf Jahre lang in der Obhut des Vaters und der Mutter, aber bis zum letzten Athemzug hatte er für sie ein Herz voll Liebe

und Dankbarkeit; noch in seinem Testamente trug er Sorge für die Erhaltung der Gräber. Die Eltern waren brave, gottesfürchtige Leute, welche ihre Kinder zu Frömmigkeit und Arbeit, zu Ordnungsliebe und Reinlichkeit anhielten. Wie eng auch die Verhältnisse waren, wie knapp der Verdienst des Vaters gegenüber dem immer zunehmenden Familiensegen, in diesem dürftigen Hausstand hatte neben dem harten Kampf um's Dasein doch auch die Freude einen Platz. An den Feierabenden, besonders aber an Sonn- und Festtagen erklangen in der Wohnung des fleißigen Handwerkers heller Gesang und lustiges Saitenspiel — ist doch unter allen deutschen Stämmen der österreichische der musikalisch begabteste, liegt ihm doch die Liebe zu den Tönen im Blute und geht dieselbe hinab bis in die untersten Schichten des Volkes!

Mathias Haydn hatte als Geselle auf der Wanderschaft auf der Harfe zu spielen gelernt und besaß überdies eine recht angenehme Tenorstimme; auch seine Frau sang gar nicht übel und so fanden sich die Stimmen der Beiden zu kunstlosem, aber wohllautendem Zweigesang zusammen. Stille horchten die Kinder dem häuslichen Concerte und die Melodien dieser Lieder hatten sich so tief in das Gedächtniß unsers Josef's eingeprägt, daß er sich derselben noch deutlich in seinem höchsten Alter erinnerte. Nicht lange dauerte es, so fielen das älteste Töchterchen und der kleine Bruder mit ein. Letzterer jedoch begann bald die Melodien mit gar seltsamen Bewegungen zu begleiten; er fuhr mit einem Stecken auf dem linken Arm hin und her, wobei er nie aus dem Takte kam, und wenn man ihn fragte, was dies bedeuten solle, antwortete Sepperl: „Ich hab's vom Schulmeister g'lernt, der macht's g'rad so, wenn die Kinder singen." Ein angeheirateter Vetter aus Hainburg, der bereits erwähnte Schulrector Frankh, schloß daraus auf gute musikalische Anlagen und schlug den Eltern vor, ihm ihren Sepperl mit nach Hainburg zu geben, damit er ihn gründlich in der Kunst unterrichten könne, welche ihm die Aussicht, mit der Zeit „ein geistlicher Herr" zu werden, unfehlbar eröffnen würde.

Freudig ergriffen die Eltern, als eifrige Verehrer der Geistlichkeit, diesen Antrag, und Josef zog mit dem Vetter nach Hainburg und blieb drei Jahre, 1737 bis 1740, in dessen Hause. (Mit Gedenktafel 1880 geschmückt.) Er erhielt Unterricht im Lesen und Schreiben, im Katechismus, im Singen und fast auf allen Saiten- und Blasinstrumenten, sogar im Paukenschlagen wurde er geübt, und im achten Jahre soll er es auf der Kesselpauke zu einem solchen merkwürdigen Grade von Kunst gebracht haben, daß er, so wie als Kirchensänger und Violinspieler, in der Runde herum berühmt war. Oefters äußerte er später: „Ich dank's dem Vetter Frankh noch im Grabe, daß er mich zu so vielerlei angehalten hat, obgleich ich dabei mehr Prügel als zu essen bekommen hab'."

Da geschah es an einem Sonntage des Jahres 1739, daß der k. k. Hof- und Kammer-, wie auch der Metropolitankirche zu St. Stefan Kapellmeister Georg Edler von Reutter (geb. 1709, gest. am 11. März 1772), der in der Umgegend Chorknaben für die Stefanskirche recrutirte, in dieser Absicht den Dechanten von Hainburg besuchte. Sogleich wird ihm der Wunderknabe Sepperl vorgeschlagen und Reutter begiebt sich in die Kirche, um denselben zu hören. Die Stimme Josef's gefiel ihm und er ließ ihn nach der Messe mit dem Schulmanne in die Wohnung des Dechant rufen, um den Kleinen zu prüfen. Der Kapellmeister erstaunte bei näherer Prüfung über den Schmelz von Josef's Stimme und über den richtigen Vortrag. Er fragt ihn, ob er auch Triller schlagen könne, worauf der Kleine antwortet: ‚Nein, das kann selbst der Herr Vetter nicht." Darüber gerieth der Schulrector in größte Verlegenheit, der Kapellmeister lachte aus vollem Halse. Augenblicklich zeigte er dem Kleinen einige mechanische Vortheile, die dieser nachmacht — schon der dritte Versuch

gelingt. „Du bleibst bei mir!“ ruft Reutter freudig aus und der Dechant wirft ihm zum Danke einige Hände voll Kirschen, nach welchen der kümmerlich genährte Knabe schon lange geschielt hatte, in den Hut. Darüber jubelt Haydn, und später erzählte er mit frohem Lächeln, wie jedesmal, wenn er Triller schlage, des Hainburger Dechanten saftige Kirschen ihm vor der Seele stünden.

Kurze Zeit darauf erfolgte der Abschied von Hainburg; im Jahre 1740 war der kleine Sopranist unter die Sängerknaben des Kapellhauses von St. Stefan in Wien aufgenommen worden. Diese Knaben, welchen von altersher die Mitwirkung beim musikalischen Theile des Cultus in der St. Stefanskirche oblag, erhielten auf Kosten der Stadt Speise und Trank, Wohnung und Kleidung, dazu Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Latein, Religion, Gesang, Clavier- und Violinspiel. Der erstere Unterricht fiel wohl etwas nothdürftig aus, dagegen hatte Haydn das Glück, tüchtige Lehrer auf verschiedenen Instrumenten und im Gesange zu finden. In der theoretischen Musik hingegen wurde im Kapellhause kein Unterricht ertheilt, und nur selten war der treffliche Reutter im Fall, sich darüber mit Haydn näher abzugeben. Desto mehr ermunterte er ihn aber, die Kirchengesänge, die er beim Gottesdienste vortragen mußte, auf beliebige Art zu variiren und brachte ihn durch diese Uebung auf eigene Ideen, welche er ihm verbesserte.

Haydn war außerordentlich fleißig, und die täglichen zwei Dienst- und einige wenige Unterrichtsstunden eingerechnet, arbeitete der junge Knabe vierzehn bis sechzehn Stunden des Tages. Meistens war er sich selbst überlassen. Musik war ihm sein Alles, und Jemanden auf einem Instrument spielen hören und sich selbst darin zu üben, war ihm lieber, als jede Erholung mit seinen Mitschülern. Trieb er sich auch gerne mit ihnen auf dem Platze vor der Stefanskirche herum (das Kapellhaus wurde Ende des 18. Jahrhunderts abgebrochen), wie er denn alle lustigen Streiche der Jungen gerne mitmachte, und es schlug die Orgel in der Kirche an, husch war er hinein, hörte aufmerksam zu und draußen sah man ihn nicht mehr.

Zehn Jahre verlebte Haydn im Kapellhaus und er hatte diese Zeit redlich benützt; auf sie zurückblickend, durfte er von sich sagen: „Ich war auf keinem Instrument ein Hexenmeister, aber ich kannte die Kraft und Wirkung aller; ich war kein schlechter Clavierspieler und Sänger und konnte auch ein Concert auf der Violine vortragen.“ Uebrigens waren die Sängerknaben nicht nur beim Hochamt, bei Processionen und bei Leichenbegängnissen thätig, ihre Leistungen wurden auch häufig vom Hof und in Privathäusern in Anspruch genommen. Sie hatten auf solche Weise reichste Gelegenheit, sich schon sehr früh eine vielseitige praktische Bildung anzueignen. Den älteren wurden die jüngeren zur Nachhilfe übergeben, und Haydn erlebte die große Freude, seinem um das Jahr 1745 in's Kapellhaus aufgenommenen Bruder Michael mit Rath und That zur Hand gehen zu können.

Mit unermüdeter Anstrengung suchte sich Haydn späterhin auf theoretische Werke verständlich zu machen; so kam der Gradus ad parnassum des Hofkapellmeisters Josef Fux (bereits Seite 50 besprochen), ein Buch, das er noch im hohen Alter als classisch rühmte, in seine Hände. Er ging seine Schule praktisch durch, arbeitete die Aufgaben aus, ließ sie dann einige Wochen liegen, übersah sie dann wieder und feilte so lange daran, bis er den Punkt getroffen zu haben glaubte. Das Talent lag freilich in ihm, aber nur durch rastlosen Fleiß schritt er vorwärts. Haydn erzählte später: „Im Drange meiner glühenden Phantasie wagte ich mich sogar schon an größere Compositionen. Ich glaubte, es wäre schon gut, wenn nur das Papier hübsch voll geklext seye, aber Reutter schalt mich, daß ich sechzehnstimmig setzte, ehe ich noch den zweistimmigen Satz verstünde.

Ein Gefühl der Scham und des Stolzes trieb mich nun an, auch die trockensten Grundlagen der Harmonielehre emsig zu studieren."

Es wird bald Gelegenheit sein, von dem ersten Auftreten Haydn's als Musiker zu sprechen.

Der Neger Angelo Soliman.

Eine zweite hochinteressante Persönlichkeit war es, die ebenfalls Anfangs der Vierziger-Jahre des 18. Jahrhunderts zum ersten Male auftauchte und der wir, ihrer Eigenthümlichkeit wegen, hier einen abgesönderten Raum widmen wollen — dem Neger Angelo Soliman. (Bild Seite 560.)

Dieser merkwürdige Genosse der Theresianischen und Josefinischen Zeitperiode flößt durch seine abenteuerlichen Schicksale, durch die Freundschaft mehrerer Fürsten, durch anderwärtige Beziehungen (z. B. als Freimaurer, als Schwiegervater des nachmaligen k. k. Hofraths Baron Feuchtersleben, dann als ausgestopfte Figur im k. k. Hof-Naturalien-Cabinete) und endlich ganz besonders dadurch Interesse ein, daß ihn Kaiser Josef II. seines unmittelbaren Schutzes würdig hielt, seinen Umgang liebte und sich selbst an öffentlichen Orten (wie im Augarten u. dergl.) von ihm Gesellschaft leisten ließ, an seinem Arm mit ihm lustwandelnd. Und so war der verständige, sinnreiche, gebildete und unterrichtete Neger in Wien der Gegenstand allgemeiner Hochachtung und Liebe.

Die Schicksale von Angelo Soliman's Kindheit und Jugend, welche ihn, den ihm Jahre 1721 geborenen afrikanischen Königssohn, aus dem Schooße seiner Familie, aus dem Reiche seiner Väter rissen und bis nach Wien in das Haus eines der ersten Cavaliere führten, sind ungemein merkwürdig. Das Land, welches der afrikanische Fürst, sein Vater, beherrschte, hieß Pangusitlang, das Geschlecht, aus welchem er stammte, Magni Famori. Außer dem kleinen Mmadi Make, wie Angelo's vaterländischer Name lautete, hatten seine Eltern noch ein jüngeres Kind, ein Mädchen. Noch erinnerte er sich der Ehrfurcht, womit sein Vater behandelt wurde, der großen Anzahl von Dienern, die ihm zu Gebote stand. Er selbst war, wie alle Fürstenkinder jenes Landes, auf beiden Schenkeln mit einer Art von Schrift bezeichnet, und lange nährte er noch die süße Hoffnung, daß man ihn aufsuchen und an diesen Zeichen erkennen würde. Ueberhaupt kehrten ihm selbst in späteren Jahren die Erinnerungen an seine Jugend, an seinen ersten Unterricht im Pfeilschießen, worin er bald seine Gefährten übertraf, an manche einfache Sitte und den schönen Himmel seines Vaterlandes mit schmerzlicher Sehnsucht zurück und er konnte nie ohne tiefe Bewegung die vaterländischen Lieder singen, die sein treffliches Gedächtniß aus jener früheren Zeit ihm treu bewahrt hatte. Ueberhaupt aber scheint aus Angelo's Erinnerungen hervorzugehen, daß sein Stamm bereits einige Cultur hatte. Sein Vater besaß viele Elephanten und selbst einige Pferde, die dort eine Seltenheit sind. Sie hatten wohl keine Münze, es wurde aber der Tauschhandel regelmäßig durch öffentliches Ausrufen und Feilbieten bei ihnen getrieben. Ihre Religion war Gestirndienst. Sie beobachteten die Beschneidung; auch wohnten zwei weiße Familien unter ihnen.

Die Reisebeschreibungen erzählen häufig von den ewigen Fehden der kleinen Völkerschaften im Binnenlande von Afrika, deren Zweck bald Rache, bald Raubsucht, bald die schändlichste Art von Geiz ist, indem der Sieger die erbeuteten Gefangenen auf den nächsten Sklavenmarkt bringt und dort an die Weißen

verhandelt. Eine solche Fehde nun brach gegen Mmadi Make's Stamm aus und, wie es scheint, so unvermuthet, daß sein Vater keine Ahnung von der Gefahr hatte. Es stand der siebenjährige Knabe eben bei seiner Mutter Fatumá, die das jüngste Kind an der Brust hielt, als plötzlich die Familie von einem fürchterlichen Getöse, Waffengeklirr und Geheul der Verwundeten aufgeschreckt wurde. Gleich darauf stürzte Mmadi Make's Großvater voll Entsetzen in die Hütte und rief: „Feinde! Feinde!" Erschrocken sprang Fatuma auf; sein Vater eilte sich zu waffnen und der erschrockene Kleine lief pfeilschnell davon.

Die Mutter rief ihm nach: „Wohin gehst Du, Mmadi Make?" und der Knabe antwortete: „Wohin Gott will, Mutter!" Und noch in späteren Jahren dachte er an den bedeutungsvollen Sinn dieser Worte. Als er in's Freie kam und zurückblickte, sah er seine Mutter nebst mehreren von seines Vaters Leuten unter den Streichen der Feinde sinken. Außer sich vor Entsetzen, lehnte er sich nebst noch einem andern Knaben an einen Baum und verdeckte seine Augen mit den Händen.

Das Gefecht dauerte fort; endlich wurde er ergriffen und in die Höhe gehoben. Es waren Leute von der feindlichen Partei, die nun wahrscheinlich schon das Feld behauptet hatten. Doch wollten seine Mitbrüder den Sohn ihres Königs nicht so gutwillig in ihren Händen lassen. Es begann ein Streit um seinen Besitz; man hielt ihn während desselben meist freischwebend in der Luft. Endlich erlagen die Seinen auch hier, und der siebenjährige Knabe ging, mit welchen Empfindungen ist leicht zu denken, nun ganz in die Hände der Sieger über. Sein Herr vertauschte ihn indessen bald an einen andern Neger um ein schönes Pferd und dieser führte ihn an einen Ort, wo sie sich einschifften. Hier fand er Viele von seinen Landsleuten, alle gefangen wie er, alle wie er zur Knechtschaft bestimmt. Sie erkannten ihn mit Schmerzen, aber es war ihnen unmöglich, etwas für ihn zu thun, da ihnen nicht einmal der kleine Trost vergönnt war, mit ihm sprechen zu dürfen.

Als sie auf diesen kleineren Schiffen das Meeresufer erreicht hatten, sah Mmadi Make mit Erstaunen die großen schwimmenden Häuser. Eines derselben, wahrscheinlich ein spanisches, nahm ihn nebst seinem neuen Gebieter auf. Nachdem sie einen Sturm überstanden hatten, landeten sie an einer Küste, wo der neue Gebieter ihn zu seiner Mutter zu führen versprach. Mmadi Make war außer sich vor Freuden, aber wie bald schwand die süße Täuschung, als er in das Haus kam und statt seiner Mutter nur die Frau seines Gebieters fand, die ihn aber äußerst liebreich aufnahm, ihn liebkosete und mit der größten Zärtlichkeit behandelte, wenn ihr Mann nicht gegenwärtig war. Der letztere gab Mmadi Make den Namen Andreas und befahl ihm, die Kameele zur Weide zu führen und zu hüten.

Es ist nicht zu bestimmen, von welcher Nation dieser Mann war, noch wie lange der Knabe bei ihm blieb, denn Angelo ist schon längst todt und die hier mitgetheilten Nachrichten sind größtentheils nach den mündlichen Erzählungen seiner Freunde, besonders der Schriftstellerin Caroline Pichler, geborenen von Greiner, in deren gesellschaftlichen Zirkeln er Zutritt hatte, niedergeschrieben. Nach einer langen Zeit verkündete ihm sein Herr, daß er ihn an einen Ort bringen wolle, wo es ihm besser gefallen würde, als hier bei ihm, was Mmadi Make wohl sehr freute, der Frau seines Herrn jedoch bittern Trennungsschmerz verursachte.

Sie schifften sich ein und kamen nach Messina. Dort wurde der kleine Neger in das Haus einer angesehenen und reichen Dame gebracht, die, wie es schien, bereits auf seine Ankunft vorbereitet war, ihn sehr gütig empfing und ihm sogleich einen Lehrer gab, der ihn in der Landessprache zu unterweisen hatte.

Mmadi Make lernte leicht und schnell; es erwarb ihm ferner sein gutmüthiges Betragen die Zuneigung aller seiner Hausgenossen, die sehr zahlreich waren und unter welchen er vor Allen eine Mohrin, welche Angelina genannt wurde, wegen ihrer Sanftmuth und ihres freundlichen Betragens auszeichnete.

Mmadi Make wurde auf einmal gefährlich krank; nun trug die Marquise, seine Gebieterin, wahrhaft mütterliche Sorgfalt für ihn; es wurden die geschicktesten Aerzte gerufen, sein Bett war von einer Menge Personen umgeben, die seines Winkes harrten; ja, die Marquise selbst wachte gar manche Nacht bei ihm. Längst schon hatte sie den Wunsch geäußert, es möge sich Mmadi Make taufen lassen, er wollte aber nicht und so blieb es verschoben; nun auf einmal, als er sich in der Besserung befand, fing er selbst davon zu reden an und begehrte getauft zu werden. Innig erfreut über diesen Entschluß, ließ die Marquise unverzüglich alle Anstalten auf das prächtigste treffen; es wurde in einem Saale ein reich gestickter „Himmel" (Tragbaldachin) über einer Art von Prachtbett errichtet; die ganze Familie, alle Freunde des Hauses waren gegenwärtig. Auf dieses Bett wurde Mmadi Make gelegt und gefragt, welchen Namen er in der Taufe annehmen wolle. Aus Dankbarkeit und Liebe zu jener Mohrin, begehrte er Angelo getauft zu werden. Dem wurde willfahrt und man gab ihm noch überdies den Zunamen Soliman, den er künftig immer führte. Diesen Tag seiner Aufnahme in das Christenthum, den 11. September, feierte er dann mit frommem Gefühle alljährlich als seinen Geburtstag.

Seine Güte und Gefälligkeit, sein richtiger Verstand machten ihn Jedermann werth; die Marquise behandelte ihn wie ihr eigenes Kind, und der kaiserliche General Fürst Georg Christian von Lobkowitz, welcher damals mit seinem Heere in Sicilien stand und siegreich das Feld behauptete, der oft in das Haus der Marquise kam, fühlte ebenfalls eine innige Neigung für den liebenswürdigen Knaben. Wiederholt bat er die Marquise, ihm den artigen Pagen zu überlassen, es stritt jedoch ihre Liebe zu Angelo lange mit der Klugheit, die ihr rieth, sich den kaiserlichen Feldherrn durch dieses Geschenk zu verbinden. Endlich, da der Fürst nicht nachließ, in sie zu dringen, wich sie den Rücksichten, die sie für den Fürsten haben mußte, und trennte sich unter vielen Thränen von dem kleinen Neger, der ebenfalls seinem neuen Herrn nur mit Schmerz folgte.

Der militärische Stand des Fürsten und die kriegerischen Zeitereignisse erlaubten es dem Fürsten Lobkowitz nicht, lange an einem Orte zu verweilen, und wenn er auch den jungen Angelo sehr liebte, machte doch theils diese Lebensweise, theils wohl auch der Geist der damaligen Zeit, daß er sich nicht viel um seine eigentliche Erziehung und Ausbildung bekümmerte. Angelo wurde wild und jähzornig, verlebte seine Tage in Tändeleien und Müßiggang. Da nahm ein alter Haushofmeister des Fürsten, der trotz dieser Wildheit doch des Knaben gutes Herz und seine vortrefflichen Anlagen erkannte, sich seiner an, hielt ihm einen Lehrmeister, bei dem Angelo in siebzehn Tagen deutsch schreiben lernte, und die innigste Anhänglichkeit des Knaben und seine schnellen Fortschritte in jeder Art des Unterrichtes, den er empfing, belohnten den guten Alten für seine treue Sorge und bürgten für die Richtigkeit seines Urtheils über den jungen Neger.

So wuchs Angelo im Hause des Fürsten heran; er war sein steter Begleiter auf Reisen und selbst in der Schlacht. Freiwillig zog er mit ihm zu Felde, theilte jede Gefahr mit seinem geliebten Herrn, kämpfte heldenmüthig an seiner Seite und trug seinen Gebieter, als dieser verwundet wurde, auf seinen Schultern aus dem Schlachtgetümmel. Bei diesen Gelegenheiten zeichnete sich Angelo nicht blos als ein treuer Diener und Freund, sondern auch als tapferer Krieger und erfahrener Officier aus, obwohl er nie eine militärische Charge bekleidete. Er machte mit eigener Hand mehrere Gefangene, diente dem Fürsten

als Galopin (Ordonnanz-Officier) und erwarb sich bei diesem Amte viele Kenntnisse und Einsichten, so daß ihn später General Lascy außerordentlich schätzte, ihm sogar eine Compagnie antrug (die sich aber Angelo verbat) und ihm einst, in

Der Hoftiroler in der Audienz.

Gegenwart einer Menge Officiere, das rühmlichste Zeugniß der Tapferkeit, und zum Beweise seiner Achtung einen schönen türkischen Säbel gab.

Fürst Lobkowitz starb im Jahre 1753 und bestimmte Angelo Soliman im Testamente dem Fürsten Wenzel Liechtenstein (geb. 1696, gest. als Feldmarschall und General-Artillerie-Director 1772), der ihn längst in seinem Hause zu besitzen gewünscht hatte. Der Fürst befragte Angelo, ob er mit dieser Bestimmung zufrieden sei und zu ihm ziehen wolle? Angelo gab sein Wort und machte Anstalt zu der neuen Veränderung seiner Lebensweise, als ihn Maria Theresia's Gemal holen ließ und ihm unter sehr schmeichelhaften Bedingungen denselben Antrag machte. Aber Angelo war sein Wort heilig und er blieb bei dem Fürsten Liechtenstein.

Wie bei seinem vorigen Herrn, so war er auch bei diesem der Schutzgeist der Unglücklichen und Bedrängten; er brachte dem Fürsten die Bitten Derjenigen vor, die etwas bei ihnen zu suchen hatten, und so wurden seine Taschen nie von Memoralien und Bittschriften leer. So wenig er im Stande war, etwas für sich selbst zu erbitten, so willig und glücklich war er in Erfüllung dieser Pflicht für Andere. Auch diesen zweiten Herrn begleitete er auf seinen Reisen nach Parma, Frankfurt u. s. w. In Frankfurt, bei der Krönung Josef's II. zum römischen König (1764, noch bei Lebzeiten seines Vaters), wagte er eines Tages, auf Geheiß seines Fürsten, bei einer der öffentlich abgehaltenen Pharaobanken sein Glück und gewann in einem Tage 20.000 Gulden. Er bot dem Gegner Revanche an; aber dieser war so unglücklich, am zweiten Tage von Neuem 24.000 Gulden an Angelo zu verlieren. Nun aber wußte Angelo auf feine Art, indem er ihm nochmals Revanche bot, den Bankier die 24.000 Gulden wieder gewinnen zu lassen und erwarb sich dadurch die Achtung Aller, die dem Spiele zusahen und die Bewunderung des Bankiers, der den folgenden Tag zu ihm kam, ihn umarmte und seine Großmuth gerührt anerkannte. Unverführt von diesem außerordentlichen Glücke, spielte er nie wieder um hohes Geld und überhaupt meist nur Schach, worin er es zu einer großen Fertigkeit gebracht und sich den Ruhm eines der ersten Spieler erworben hatte.

In seinen späteren Jahren vermälte er sich mit einer verwitweten Frau von Christiani, gebornen Kellermann, die aus den Niederlanden gebürtig war, um welche Verbindung jedoch Fürst Liechtenstein nichts wußte, da, wie es der Erfolg bewies, Angelo gute Ursachen hatte, die Heirat vor ihm geheim zu halten. Da war es Kaiser Josef II., der sehr vielen Antheil an Angelo's Schicksalen nahm und ihn öffentlich auszeichnete, indem er mehr als einmal auf Spaziergängen sich an seinen Arm hing, welcher eines Tages, ohne die Folgen zu ahnen und in der Meinung, dem Fürsten sei dies ohnehin bekannt, das Geheimniß des Negers an seinen Herrn verrieth. Dieser ließ ihn alsbald rufen, stellte ihn zur Rede und als Angelo seine Heirat nicht leugnete, kündigte er ihm die Verbannung aus seinem Hause an, ja, er strich ihn sofort aus seinem Testamente aus, in welchem er ihm bereits den ganzen ziemlich kostbaren Schmuck zugedacht hatte, den Angelo zu tragen pflegte, wenn er bei feierlichen Aufzügen seinen Herrn begleitete.

Und Angelo, der so oft für Andere bei dem sonst so gütigen Fürsten gebeten hatte, sprach auch nicht das kleinste Wörtchen für sich; er verließ das Palais des Fürsten und bezog ein kleines Haus mit einem Garten in einer stillen Vorstadt, das er längst gekauft und zum Aufenthalte seiner Gemalin hatte einrichten lassen. Daselbst lebte er, still und zufrieden im Genusse des häuslichen Glückes mit ihr, der sorgfältigsten Erziehung seiner einzigen Tochter, Josefine, späteren Freiin von Fenchtersleben, der Pflege seines Gartens, dem Umgange mit einigen sehr gebildeten vorzüglichen Menschen, was Alles

seine Beschäftigung und Erholung ausmachte. Vorerwähnte Tochter, eine fein gebildete Mulattin, wurde später die Mutter des österreichischen Dichters Ernst Freiherrn von Feuchtersleben (geb. 1806, gest. 1849), dessen seltsam geformtes und gefärbtes Angesicht wohl nicht diese, aber jedenfalls eine fremdartige Abkunft merken ließ.

Beinahe zwei Jahre nach dem Tode des Fürsten Liechtenstein (erfolgt 1772) begegnete sein Neffe und Erbe Franz Josef Fürst Liechtenstein (geb. 1726, gest. als geh. Rath 1781) Angelo auf der Gasse. Er ließ sogleich halten und den Neger an den Wagen rufen, wo er ihm sagte, daß er vollkommen von seiner Schuldlosigkeit überzeugt und gesonnen wäre, die Unbilligkeit seines Oheims wieder gut zu machen. Er setzte auch wirklich Angelo einen jährlichen Gehalt aus, der zugleich nach dessen Tode eine Pension für seine Frau sein sollte, und bedang sich nur dafür aus, daß Angelo eine Art von Aufsicht über die Erziehung seines Sohnes, des Fürsten Alois Liechtenstein (geb. 1759, gest. 1805), führen sollte.

Diesem neuen Berufe kam Angelo pünktlich nach; täglich besuchte er das fürstliche Haus, um über den, seiner Sorge anbefohlenen Prinzen zu wachen. Endlich sah der Fürst ein, daß der weite Weg im üblen Wetter für Angelo sehr beschwerlich sein mußte, und er trug ihm eine Wohnung in seinem Hause an. So bezog denn der Neger zum zweiten Male, nunmehr aber mit seiner Familie, den fürstlichen Palast. Er lebte still und eingezogen wie vorher und nur in dem Umgange einiger Freunde und der Wissenschaften, die er mit Lust und Eifer trieb. Sein Lieblingsstudium war Geschichte, wobei ihn sein Gedächtniß trefflich unterstützte; er wußte von allen merkwürdigen Personen und Begebenheiten Namen, Jahrzahl, Geburtsjahr u. s. w. anzugeben.

Seine Frau kränkelte lange; nur die Sorge ihres Gemals, der die geschicktesten Aerzte zu Hilfe rief, erhielt sie noch einige Jahre. Sie starb, und von diesem Tage an schränkte Angelo seinen Haushalt strenge ein; er sah keine Freunde mehr zu Tische, trank nur Wasser und suchte seiner Tochter, deren vollendete Erziehung ganz sein Werk war, hierdurch ein Beispiel und ein kleines Vermögen zu geben. Späterhin machte er noch einige Reisen, theils in eigenen, theils in fremden Angelegenheiten. Ueberall, wohin er kam, erinnerte man sich der Gefälligkeiten und Wohlthaten, welche er in seinen früheren Jahren Diesem und Jenem erwiesen hatte, überall begegnete man ihm mit ausgezeichneter Hochachtung und Liebe. Besonders zeichnete ihn der Sohn Maria Theresiens, Erzherzog Ferdinand d'Este (Statthalter und Generalcapitän der österreichischen Lombardie, k. k. Feldmarschall, geb. 1754, gest. 1806), aus, als er auf einer Reise nach Mailand kam.

Bis in sein höchstes Alter genoß Angelo einer ununterbrochenen Gesundheit; man konnte beinahe keine Spur der Abnahme oder des Alters in seinem Aeußerlichen entdecken, was zu manchem Mißverständniß und scherzhaftem Streite Anlaß gab, wie es denn öfters geschah, daß ihn Personen, welche ihn vor zwanzig oder dreißig Jahren gesehen hatten, für einen Sohn von ihm selbst hielten und darnach behandelten.

In seinem fünfundsiebzigsten Jahre machte endlich am 21. November 1796 ein Schlagfluß seinem Leben auf der Straße ein Ende. Er wurde in seine Wohnung auf der Freiung, im Hause „zum rothen Mandl", heute Nr. 9 (damals Nr. 165, später 158), gebracht, wo alle erdenklichen Belebungsversuche angestellt wurden — vergeblich. Es betrauerten seinen Tod alle seine Freunde, denen sein Andenken noch lange werth blieb, und die niemals ohne Rührung und Thränen seiner gedenken konnten. Die Achtung aller Redlichen folgte ihm in's Grab.

Angelo war von mittlerer, beinahe kleiner Statur, schlank und schön, aber zart gebaut; seine fein geschnittenen Züge waren beiweitem nicht so sehr von unseren Begriffen über Schönheit entfernt, als die Züge der Neger sonst zu sein pflegen, sie glichen mehr denen eines Europäers, wie dies bei allen Negern des Gallastammes, dem Angelo angehörte, der Fall ist, welche nicht der äthiopischen, sondern der kaukasischen Race angehören. Sein Haar war kurz, ziemlich dünn gestellt und gekräuselt, ebenso sein Bart, welcher die Oberlippe und das Kinn umflorte und noch im späten Alter nur leicht durchgraut war. Eine außerordentliche Gewandtheit in allen körperlichen Uebungen gab seiner Haltung und seinen Bewegungen Anmuth und Leichtigkeit. Sein Gedächtniß war vortrefflich; er besaß viele gründliche Kenntnisse und konnte Italienisch, Französisch und Deutsch vollkommen geläufig, zur Noth auch Lateinisch, Böhmisch und Englisch sprechen und lesen. Sein Gemüthscharakter war von Natur aus nach der Weise seines tropischen Vaterlandes aufbrausend und heftig, desto schöner, desto verehrenswerther war daher die stets gleiche Heiterkeit und Sanftmuth seines Betragens, eine Frucht mühsamer Kämpfe und manches über sich selbst. Nie entschlüpfte ihm, wenn er auch heftig gereizt wurde, ein unanständiger Ausdruck oder ein Fluch. Er war gottesfürchtig, ohne abergläubisch zu sein, er beobachtete gewissenhaft alle Vorschriften der Religion und hielt es nicht unter seiner Würde, seinen Hausgenossen hierin ein Beispiel zu geben. Sein Wort war ihm unabänderlich heilig, und was er nach reifer Ueberlegung beschlossen hatte, war durch keine Ueberredung mehr zu erschüttern. Seine Tracht war immer die vaterländische: eine Art von türkischer weiter Kleidung, meistens blendend weiß, wodurch die glänzende Schwärze seiner Haut noch vortheilhafter erschien. (Bild Seite 560.)

Die seltsamen Schicksale seines abenteuerlichen Lebens setzten sich jedoch noch nach seinem Tode fort. Kaiser Franz I. von Oesterreich (Enkel Maria Thereſiens, geb. 1768, gest. 1835) wünschte ihn, seiner besonderen Schönheit willen, noch nach dem Tode für sein Museum zu erhalten. Er ließ durch den Director desselben, den Abbé Simon von Eberle (der sich auf seinen Visitekarten „Chatouilleur de Sa Majesté l'Imperatrice d'Autriche“ nannte, mit welcher hochlächerlichen Bezeichnung er ausdrücken wollte, daß er der Almosenier der Monarchin, d. i. Vertheiler der Gaben aus deren Schatulle, sei) bei der Familie um die Genehmigung anfragen, und diese willigte geschmeichelt ein, den kaiserlichen Wunsch zu erfüllen. Der Bildhauer Franz Christian Thaler, später Medailleur des k. k. Münz- und Antikencabinetes (geb. in Tirol 1759, gest. in Wien 1817) übernahm die Präparation, welche im Hofbibliothekshofe in einer der Wagenremisen ausgeführt wurde. Die Leistung Thaler's übertraf alle Erwartung; Gestalt und Gesichtszüge, von welchen der Bildhauer unmittelbar nach dem Tode einen Gypsabguß genommen hatte, waren das treue Bild Angelo's.

Das Museum befand sich in einem zweiten Stockwerke der Hofburg. Dort wurde nun der wohlausgestopfte und präparirte Angelo Soliman, der ehrenwerthe Schwiegervater eines k. k. Hofrathes, in einem mit seidenen Vorhängen verschlossenen Glasschrank aufgestellt. Nicht jede Mutter ist so glücklich, ihrem Sohne ein so wohlgetroffenes Bild seines Großvaters zeigen zu können, und der kleine Freiherr Ernst von Feuchtersleben mag recht erstaunt seinen kohlschwarzen Großvater betrachtet haben. Es ist übrigens eine grundlose Sage, daß Angelo Soliman im Museum auf einem Elephanten reitend zu sehen gewesen sei; das Naturaliencabinet besaß damals keinen Elephanten, sondern erhielt erst im Jahre 1811 einen solchen.

Angelo's traurige Einzelnhaft sollte jedoch nicht lange währen. Zwei Jahre später, 1798, sendete die Königin Maria Carolina von Neapel (Tochter Maria Thereſiens, geb. 1752, geſt. 1817) dem Kaiſer Franz I., ihrem Neffen, für ſein Natur-, Kunſt- und Thiercabinet in zwei zierlich gearbeiteten Caſſetten eine Reihe von geſchnittenen und zum Theile zu Ringen verarbeiteten Bernſteinen, die größtentheils Inſecten in ſich eingeſchloſſen hielten, und eine Sammlung merkwürdig kleiner Conchilien, von denen jede einzelne Art für ſich zwiſchen zwei Vergrößerungsgläſern eingeſchloſſen war. Gleichzeitig ſendete die Königin ein ausgeſtopftes ſechsjähriges Negermädchen, das, zierlich präparirt, in ſitzender Stellung ſich artig genug ausnahm. Eine gelbe ſeidene Schürze, mit blauen Bändern umſäumt, umkleidete ihre zarten Lenden, eine Krone aus blauen, rothen und weißen Glasperlen umgab den Hals, die Arme und die Knöchel. Die kleine äthiopiſche Dame wurde dem ſchwarzen Negerprinzen zur Seite geſetzt.

Auf Befehl des Kaiſers ließ ſpäter der Abbé Eberle einen Mulatten, Peter Michael Angiola, der als Thierwärter in der Menagerie zu Schönbrunn ſtarb, durch den Venetianer Philipp Agnello ausſtopfen. Er war beſtimmt, auf einem Kameele zu ſitzen und wurde in reitender Stellung ausgeführt, eine Lanze mit beiden Händen haltend, mit der er einen Stoß nach rechts und abwärts führte. Eine rothe Wollſchürze umkleidete ſeine Hüften, ein weißer Turban ſein Haupt. Es ſollten aber die genannten ſchwarzen Herren und die junge Dame noch einen Gaſt bei ſich aufnehmen. Im Kloſter der Barmherzigen Brüder in Wien ſtand ein Neger, Namens Joſef Hammer, als Gärtner im Dienſte, der im Jahre 1808 im Alter von achtunddreißig Jahren ſtarb. Der Oberkrankenwärter, Frater Narciſi, machte den Leichnam dem mittlerweile zu einem „k. k. Naturalien-cabinete" umgetauften Natur-, Kunſt- und Thiercabinete zum Geſchenke; es wurde dann der Neger vom Bildhauer Wimmer über Holz geſpannt und ward in der That eine der vollendetſten Leiſtungen dieſer Art. Er ſtellte ſich mit zurückgeſchobenem rechten Fuße und emporgehobener rechter Hand, einem weißen Turban auf dem Haupte, einen Gürtel von rothen und blauen Straußenfedern um die Lenden, energiſch ſtattlich dar. Ein Schrank von höchſt zierlicher Arbeit diente ihm als kleiner Palaſt.

Im Jahre 1801 war Director Eberle, wegen grober Unzukömmlichkeiten, in den Ruheſtand verſetzt worden, und der zweite Director, der gelehrte Chorherr Abbé Andreas Stütz (geb. 1747, geſt. 1806), erhielt deſſen Stelle. Unter ihm wurde nun das Zimmer, in welchem ſich die ſogenannten „Repräſentanten des Menſchengeſchlechtes" befanden, als tropiſche Waldgegend decorirt und mit Papageien, Paradiesvögeln, Colibris u. dergl. bevölkert, was denn doch eine etwas annehmbarere Umgebung als früher das Dromedar, junge Nashorn, einige Zebras ꝛc. bildete. Nach Stütz's Tode erhielt die Stelle Profeſſor Karl Schreibers und dieſer entfernte die „Repräſentanten des Menſchengeſchlechtes" ſammt und ſonders von ihren bisherigen Aufſtellungsorten und verwies ſie in ein Magazin unterhalb den Giebeln des Dachgeſchoſſes. Aber noch hatten ſie keine Ruhe, denn das am 31. October 1848 vom Fürſten Alfred von Windiſchgrätz eingeleitete Bombardement ſteckte jenen Theil der kaiſ. Burg in Brand, wo ſich das Naturaliencabinet befand, das Dach wurde verzehrt und mit ihm gingen die geſammten „Repräſentanten des Menſchengeſchlechtes" in Flammen auf. Angelo Soliman war auch Freimaurer; er erſcheint in den Bruder-Verzeichniſſen der Jahre 1783 bis 1785 unter den Mitgliedern der Loge „zur wahren Eintracht".

Da wir ſchon von ſeltſamen Fremden ſprechen, müſſen wir noch eines intereſſanten Gaſtes erwähnen, den Wien in den Vierziger-Jahren in ſeinen

Mauern sah, von dessen abenteuerlichen und unglücklichen Schicksalen damals die ganze Welt sprach — den Baron Theodor von Neuhof, König von Corsica. (Bild Seite 561.)

Die Abenteurer Theodor von Neuhof und der Prinz Dachem.

Theodor, ein Sprößling des freiherrlichen Geschlechtes der Neuhof in der Grafschaft Mark in Westfalen, war der Sohn des Capitäns Leopold von Neuhof (gest. 1695) mit der Tochter eines Bürgers und Armeelieferanten zu Viset an der Maas im Stifte Lüttich, welche ihn im Jahre 1695 in Metz gebar. In früher Jugend schon wurde Theodor Page bei der Herzogin von Orleans, später erhielt er durch Begünstigung eines Freundes zu Paris eine Compagnie in einem Reiter-Regimente, ergab sich aber dem Spiele, gerieth in Schulden und entzog sich schließlich den Verfolgungen seiner Gläubiger durch die Flucht. In Haag, wohin er sich gewendet, nahm ihn der schwedische Minister Freiherr Georg Heinrich Schlitz, genannt Görtz (enthauptet 1719), als Secretär in Dienste und sandte ihn in geheimen Angelegenheiten nach Spanien, wo er die Gunst des Cardinals Julius Alberoni und des Barons von Ripperda gewann. Er heiratete ein Kammerfräulein der Königin, verlor seine Gattin aber bald durch den Tod, worauf er sich wieder nach Frankreich begab.

In Paris nahm er nun Antheil an Law's Finanz-Speculationen und lebte auf glänzendem Fuße, bis sich plötzlich seine eingebildeten Reichthümer in werthlose Bankzettel verwandelten. Abermals von seinen Gläubigern gedrängt, flüchtete er nach England und spielte hier in mancherlei Gestalt die Rolle eines Glücksritters; von da wendete er sich nach Amsterdam, wo er sich durch seine große Beredtsamkeit bei den reichsten Kaufleuten und portugiesischen Juden so vielen Credit zu erwerben wußte, daß er mit beträchtlichen Geldsummen nach Livorno abging.

Es lenkte sich nämlich die Aufmerksamkeit des kühnen Abenteuerers auf das unruhige Corsica, und er beschloß für diese Insel zu werden, was Gustav Wasa (1521) für Schweden oder Johann von Braganza (1640) für Portugal geworden war. In diesem Entschlusse bestärkte ihn sowohl die Lage des bergigen und waldigen Landes, als der verzweiflungsvolle Muth seiner Bewohner, die schon längst des genuesischen Joches überdrüssig waren. In Livorno machte er sich mit den Häuptern der Corsen bekannt und wurde bald von ihnen als der weiseste Rathgeber verehrt. Nun begab er sich nach Tunis und Algier und erhielt von den Dey's (Beherrschern) beträchtliche Anlehen. Hierauf segelte er, mit Kriegsbedürfnissen versehen, nach Corsica zurück, streute Gold aus und verhieß den Untergang der genuesischen Herrschaft. Seine einnehmende Gestalt, seine hinreißende Beredtsamkeit entflammte die Herzen der Corsen, und einmüthig ward er von den Häuptern Andreas Cicaldi, Hyacinth Paoli und Ludwig Giafferi zum Könige ausgerufen. (April 1736.)

Nachdem er die Wahlacte beschworen, welche ihm und seiner männlichen Nachkommenschaft den Thron zusicherten, krönte man ihn unter freiem Himmel mit einer Krone von wilden Lorbeern. Ein Reichsrath von vierundzwanzig Gliedern wurde an seine Seite gesetzt und alsbald übte er königliche Hoheitsrechte aus, ernannte Würdenträger, stiftete einen Orden der „Erlösung" und ließ Münzen prägen, auf denen sich eine Krone zeigte mit den Buchstaben T. R. (Theodorus Rex) und der Inschrift: Pro bono publico regni Corsicae. (Für

das öffentliche Wohl des Königreichs Corsica.) Ganz Europa war so neugierig, das Gepräge des neuen Königs zu sehen, daß man eine kleine Silbermünze mit vier Ducaten bezahlte. Das Wappen des neuen Königs bestand aus drei silbernen Ringen im schwarzen Felde, worüber ein Mohrenkopf, als das alte Embleme von Corsica.

Der neue König begann seine Kriegsoperationen mit einer schnellen Blockirung aller festen genuesischen Städte; er war dabei sehr thätig und hielt sich bald bei dieser, bald bei jener Belagerung auf; er bediente sich der List, oft auf Anhöhen zu steigen und mit einem Fernrohr das Meer zu mustern, weil er stündlich die Ankunft der auswärtigen Hilfe zu erwarten hatte (wie er nämlich behauptete). Er bediente sich dabei eines zweiten Kunstgriffes, indem er sich, als vom festen Lande kommend, oft große Packete überreichen ließ, die dann Anerkennungen fremder Höfe seiner Würde und die unzweideutigsten Freundschaftsversicherungen enthielten.

Die durch Theodor's unerwartete Erscheinung hoch überraschten Genuesen publicirten ein heftiges Manifest gegen ihn, allein obgleich sie ihn in demselben scheinbar mit größter Verachtung behandelten, verriethen sie doch gleichzeitig all' die Furcht und Unruhe, in welche sie durch ihn versetzt worden. Theodor antwortete in seinem Manifeste mit der Ruhe und Würde eines Monarchen, und erklärte, wie gleichgiltig ihm das beleidigende Benehmen der Republik Genua sei, welche feste Hoffnung er in Hinsicht des glücklichen Ausganges seiner Unternehmung hege.

Aber — nach einem Aufenthalt von acht Monat in Corsica, fing Theodor denn doch an zu bemerken, wie sich die Gesinnungen des Volkes anfingen gegen ihn zu verändern und wie er in der Meinung seiner neuen Unterthanen sank. Er beschloß, den Folgen, die daraus entstehen konnten, zuvorzukommen und sein Glück nochmals auf dem Festlande zu versuchen. Er machte daher einen Plan, wie die Regierung während seiner Abwesenheit verwaltet werden sollte, und schiffte sich im November 1736 nach Holland ein. In Amsterdam war er glücklich genug, bei verschiedenen reichen Kaufleuten, vorzüglich Juden, einen bedeutenden Credit zu finden; man verkaufte ihm, zu sehr hohen Preisen, eine Menge Kanonen und andere Kriegsbedürfnisse, hatte jedoch die Vorsicht, ihm einen Supercargo (Ladungs-Aufseher) zuzugeben, der den Auftrag hatte, die behandelte Geldsumme in Corsica sogleich in Empfang zu nehmen.

Im Jahre 1739 segelte er mit diesem Schiffe nach Corsica zurück, aber seine erste Handlung daselbst war eine grausame Niederträchtigkeit; um nicht zahlen zu müssen, ließ er gleich bei seiner Ankunft den Supercargo heimlich um's Leben bringen. Während seiner Abwesenheit hatten sich seine Angelegenheiten sehr verschlimmert. Da die Genuesen der Corsen allein nicht Meister werden konnten, riefen sie die Hilfe Frankreichs an, und am 5. Februar 1738 waren französische Truppen unter dem Grafen von Boissieux auf der Insel gelandet, welche, besonders nachdem der Graf gestorben, unter seinem Nachfolger Johann Baptist Desmarêts Marquis von Maillebois (geb. 1681, gest. 1762) gänzlich unterjocht wurde. Die schwache Hilfe, welche Theodor mitgebracht hatte, konnte dagegen nicht in Anschlag gebracht werden; die Genuesen hatten überdies einen hohen Preis auf seinen Kopf gesetzt, und so mußte er, da er sich in seinem Reiche unmöglich für sicher halten konnte, dasselbe abermals wieder verlassen.

Wenn das Glück Theodor ein wenig begünstigt hätte, würde man ihn als den Befreier Corsicas und seine Nachkommen als rechtmäßige Könige verehrt, statt nachher ihn als einen „Abenteurer" der Lächerlichkeit preisgegeben haben. Oft wurde behauptet, es sei thatsächlich Theodor von irgend einer europäischen Macht heimlich unterstützt worden, allein es finden sich dazu durchaus keine Beweise, am wenigsten dürfte dies österreichischerseits geschehen sein, obwohl

Kaiser Karl VI. den Corsen wohlwollte und ihnen nach dem Aufstande von 1731 recht günstige Bedingungen von der Republik Genua erwirkt hatte. Theodor von Neuhof war eben ein Sonderling, der allerdings viele Klugheit besaß, jedoch unter den Planen seiner Ehrsucht erlag. Er hatte offenbar die Absicht, die Corsen durch die Hoffnung auf eine vorgespiegelte fremde Hilfe zu eigener Kraft empor zu heben, allein sein Plan schlug fehl.

Theodor Neuhof zog nun wie ein rechter irrender Ritter durch die Länder; man sah ihn in Gaeta, Livorno, Venedig; 1741 berichtete man von Cöln, daß er sich daselbst lange aufgehalten und endlich den 29. Februar in Begleitung eines einzigen Bedienten in einer geringen Miethkutsche abgereist sei; im December verlautete aus Wien, daß sich Theodor nebst seinem Vetter,

Der Neger Angelo Soliman. (Seite 550.)

dem Baron von Trost, in Wien eingefunden habe und daß sie Beide nach Rußland zu gehen beabsichtigten, um allda ihr Glück zu versuchen. Er wohnte in einem recht einfachen Häuschen zu Hietzing und ließ sich äußerst selten in der Residenz selbst blicken. Im December 1742 hieß es, daß sich Neuhof einige Tage beim General Salis zu Chur in Graubündten aufgehalten und den Gastmahlen, die dieser General den fremden Ministern gegeben, unter dem Namen eines vornehmen Engländers beigewohnt habe, darauf mit einem Gefolge von vier Personen nach Italien gereist sei. Später hieß es aus Lissabon, er sei am Bord eines fremden Schiffes mit großen Geldsummen daselbst angekommen und beabsichtige nach Corsica zu gehen, was er auch wirklich ausgeführt haben soll. Andere Nachrichten von 1743 melden, er hielte sich bei einem Geistlichen, sechs Meilen von Florenz, seit längerer Zeit auf. Später wollten ihn wieder Einige in der Schweiz, in Deutschland und in Wien gesehen haben; kurz, es ist dieser Mann fast als Irrwisch zu betrachten, der bald verschwand, bald wieder

sichtbar wurde und der doch, obwohl man wußte, er lebe noch, moralisch wenigstens, zu den Todten gezählt wurde. Dabei schwebte er überall in Lebensgefahr, denn es standen von Genua aus 2000 Thaler auf seinem Kopf.

Endlich wurde ihm ein wörtlich „fester" Aufenthalt zu Theil — in London, wohin er 1749 kam, aber sofort von seinen Gläubigern in Schuldhaft gesetzt wurde. Man bedauerte ihn allseitig recht lebhaft; es verwandte sich Lord Horace Walpole auf die edelmüthigste Weise für ihn und derselbe gab eine kleine, mit Eleganz und Witz abgefaßte Schrift heraus, wo er Jeden zu einer freiwilligen Beisteuer zur Unterstützung des „unglücklichen Königs" aufforderte; das Geld sollte an den Buchhändler Robert Dodsley, Lord-Oberschatzmeister des Königs, ausbezahlt werden; ferner gab der berühmte Mime Garrick für

Theodor Neuhof, König von Corsica. (Seite 558.)

seinen Unterhalt ein Schauspiel, und auch der Ertrag einer Wochenschrift: „Die Welt", kam ihm zugute. Dadurch wurde eine so große Summe zusammengebracht, daß Theodor aus dem Schuldgefängnisse entlassen wurde. Walpole behielt dabei die Originalschrift in Händen, in welchen Theodor seinen Gläubigern das Königreich Corsica zur Sicherheit verschrieb. Nebstbei war ihm zu seiner Befreiung aus der Haft die königliche Parlamentsacte der Zahlungsunvermögenheit zugute gekommen.

Aber bald nach seiner Befreiung wurde er krank und starb im größten Elend zu London am 11. December 1756 im Alter von 61 Jahren. Er wurde in Westmünster auf dem St. Anna-Friedhofe begraben und ihm von einem bemittelten Manne ein Grabdenkmal aus Marmor gesetzt, welches folgende Inschrift erhielt:

An dieser Stelle ist begraben Theodor, König von Corsica, welcher in diesem Kirchspiel den 11. December 1756 starb. Unmittelbar nachher, da er das Gefängniß von

King's-bench (Krongefängniß) verlassen hatte; durch Anerkennung seines Unvermögens und nachdem er seinen Gläubigern sein Königreich Corsica verschrieben hatte.

Da sonst das Grab am besten lehrt,
Wann es den Leib in Staub verkehrt
Wie Held und Bettler, Sklav und König
(Weil aller Unterschied zu wenig)
Nur einerlei im Tode sein;
So hüllt sich Theodor hier ein,
Der schon im Leben hat erfahren,
Was alle diese Stufen waren.
Sein Schicksal ließ ihn Kronen erben,
Und doch zuletzt vor Hunger sterben.

Ein zweiter Abenteurer, welcher in Europa reiste und auch Wien im Jahre 1743 berührte, war ein Wunderdoctor, Namens Melech August Ultazob, sogenannter amerikanischer Prinz Dachem, welcher vorgab, im Jahre 1593 geboren, also bereits 150 Jahre alt zu sein. Das von ihm bis heute erhaltene Porträt, nach dem Leben von Johann Lindemann gezeichnet und von C. Winkler in Kupfer gestochen (seiner Zeit im Besitze des Schreibers dieser Zeilen) zeigt ihn im türkischen Costüm, den Kaftan mit Hermelin besetzt, die Brust mit einem großen Ordenssterne geschmückt, den Turban mit einem Reiherbusche und zahlreichen Edelsteinen geziert, und das mit einem schwarzen Vollbarte versehene recht hübsche, die besten Mannesjahre verrathende Gesicht steht im grellsten Widerspruche mit dem angeblichen, ein Säculum um die Hälfte überschreitenden Alter.

Es wäre nicht ganz unmöglich, daß hinter diesem „amerikanischen Prinzen" der später in so eigenthümlicher Weise auftretende Wundermann Graf Saint-Germain gesteckt hätte, der die Maske einer längst verstorbenen Person angenommen; denn von Ultazob verlautete schon viel früher sehr eindringlich das Gerücht, derselbe hätte sich zur Zeit der Pest (1679) in Wien befunden, unter dem Vorwande, die Ursachen dieser entsetzlichen Epidemie zu erforschen, daß jedoch sein eigentlicher Zweck gewesen wäre, im Auftrage der französischen Regierung Empörung und Unfrieden unter der Bevölkerung zu erregen. Er spielt unter den Wiener Märleins jener Epoche eine bedeutende Rolle.

In der That befand sich Saint-Germain in den Jahren 1745 bis 1755 wiederholt in Wien, dort seine alchymistischen Experimente machend, ja selbst mit Franz I. verkehrend, wovon noch gesprochen wird.

Die Preußen in Prag.

Sehr bedauerlich war es, daß der Prinz Karl von Lothringen in dem Augenblicke, wo er sich die Bahn in das Herz Frankreichs eröffnet hatte, als er dem Ziele so nahe war, dem Reiche durch seine Tapferkeit die alten verlorenen Provinzen wieder zu erobern, sich die Palme aus den Händen gewunden sah und seine Armee gegen einen unvermutheten Feind nach Böhmen führen mußte. Als die Monarchin daran war, die schönen fruchtbaren Länder wieder zu gewinnen, trat ein deutscher Fürst gegen das Interesse Deutschlands auf und fiel unter nichtigen Vorwänden in Böhmen ein. Brauchen wir erst zu sagen, daß dies

Friedrich II. von Preußen war? Es ängstigten ihn die Erfolge Maria Thereſia's, und ſo überfiel er plötzlich mit ſeiner Armee die Länder der Königin. Obwohl er ſich durch Verträge und Privatverſprechungen an den Frieden gebunden, machte ſich — wie Lord Mahon (Stanhope) witzig bemerkt — ſein liberaler Geiſt raſch von dem engherzigen Vorurtheil los, daß man die Wahrheit ſprechen und ſein Wort halten müſſe.

Nicht nur, daß Friedrich ſich bisher beſtrebt hatte, Maria Thereſia jede Hilfe abzuſchneiden, die ihr von Rußland hätte kommen können, er verhandelte wieder mit Frankreich und Karl VII., ſich unabläſſig bemühend, der Königin Feinde zu erwecken, Oeſterreichs Macht zu brechen, damit er neue Provinzen an ſich reißen könne. Friedrich wandte ſich an das franzöſiſche Cabinet, aber Ludwig XV. und ſeine Miniſter blickten auf ihn mit großem, in Folge zweimaliger Täuſchungen berechtigtem Mißtrauen. Vor der Schlacht bei Dettingen hatten ſie dem Wiener Cabinet einen Wink gegeben, daß ſie Maria Thereſia gerne wieder zu Schleſien verhelfen wollten, wenn die Königin von Ungarn ſich entſchließen könne, Bayern an Karl Albert zurückzugeben; aber nach der Schlacht bei Dettingen ſtieg die Kriegsluſt wieder in Frankreich und dieſer Augenblick wurde von Friedrich benützt, mit dem Cabinete zu Verſailles von Neuem anzuknüpfen. Er ſuchte die Chateauroux, welche ſpäter der Eifer des Biſchofs von Soiſſons aus der Nähe des Königs verjagte, dafür zu gewinnen, und der Landgraf Ernſt Leopold von Heſſen-Rheinfels-Rothenburg (geb. 1684, geſt. 1749), welcher mit den anſehnlichſten Familien des franzöſiſchen Hofes in Verwandtſchaftsverbindungen ſtand, wurde nach Verſailles geſandt, um die Stimmung zu erforſchen und womöglich einen Vertrag zwiſchen Frankreich und Preußen abzuſchließen.

Da war denn Miniſter Amelot gegen eine Allianz mit Preußen, die Chateauroux und Graf Rothenburg ſtürzten ihn, die Marſchälle Belle-Isle und Noailles ſchloſſen ſich ihnen an; die Maitreſſe wußte den König zu entflammen, als Kriegsheld Friedrich II. nacheifern zu wollen. Im Frühling kam man über einen Vertrag überein, wornach die Franzoſen Flandern wegnehmen, mit einem anderen Heere in Hannover einrücken und Georg II. zwingen ſollten, vom Bunde mit Maria Thereſia zurückzutreten; dagegen verſprach Friedrich, wenn Prinz Karl von Lothringen in das Elſaß einfiele, würde er durch einen Angriff auf Böhmen ihn zur Rückkehr zwingen; das franzöſiſche Heer müſſe aber dann dem öſterreichiſchen nachrücken, raſch Bayern erobern und dann Maria Thereſia's Erblande bedrängen; man dürfe jedoch nicht zaudern, es müſſe Nerv in den Operationen ſein und es dürfe keinen Moment Unthätigkeit geben.

Als der Vertrag abgeſchloſſen war, jubelte Friedrich: „Ich bin ſehr zufrieden, an die Stelle Schwedens zu treten; das iſt jetzt ein Leib ohne Seele, ich aber habe eine Seele und man wird mit mir zufrieden ſein!“ An Noailles ſchrieb er: „Verſichern Sie doch Ihrem Könige, er könne mächtigere, aber nicht treuere, weniger neidiſche und für ſeinen wahren Ruhm ergebenere Bundesgenoſſen haben, als ich einer bin.“ An Ludwig XV. ſchrieb er: „Ich höre, daß der Prinz Karl in das Elſaß eingebrochen iſt. Das genügt, um meine Operationen zu beſtimmen. Ich werde an der Spitze meiner Armee am 13. Auguſt auf dem Marſche und Ende Auguſt vor Prag ſein. Es iſt ein Wageſtück, doch Anhänglichkeit und Freundſchaft für Sie bewegen mich dazu, der Sie mich nie verlaſſen werden. Drei große Schläge ſind zu thun: erſtens der Angriff auf Böhmen und Mähren, zweitens daß die Kaiſerlichen und Franzoſen an die Donau rücken, und drittens, das iſt der Hauptpunkt, der Angriff auf Hannover.“ Es iſt faſt unglaublich, daß ein deutſcher Fürſt den Todfeind des Vaterlandes in das

Herz Deutschlands trieb und ihn aufforderte, er solle doch angriffsweise und nicht vertheidigungsweise vorgehen, wie Turenne und Luxemburg, er solle den Marschall von Sachsen und Belle-Isle, denn diese wären die tüchtigsten, zu Feldherren erwählen!

Der Krieg war somit beschlossen. Ein schöner Vorwand sollte das ganze schmähliche Getriebe verdecken; es glaubte Friedrich nicht, daß seine Verhandlungen mit Frankreich je bekannt würden. Als Belohnung seiner Hilfe hatte er für sich vier böhmische Kreise: Bunzlau, Leitmeritz, Pardubitz und Königgrätz, ausbedungen. Am 22. Mai 1744 schlossen Preußen, der Landgraf von Hessen-Kassel, der Churfürst von der Pfalz und Kaiser Karl VII. die Union, um die „deutsche Freiheit zu retten", das alte Reich bei seiner Verfassung zu erhalten, Maria Theresia zur Anerkennung des Kaisers zu zwingen und den Streit über die österreichische Erbfolge beizulegen. In einem besonderen Vertrage mit dem Kaiser wurde festgesetzt, daß Friedrich die vier Kreise, Karl VII. aber den Rest von Böhmen bekommen solle. Auch die anderen Fürsten wurden zur Union eingeladen, allein sie trauten dem Kaiser kein Glück mehr zu, ja selbst dessen Bruder gab die Sache für verloren — Cöln ging im nächsten Jahre zu Maria Theresia über. Am 6. Juni trat Frankreich der Union bei als Bürge des westfälischen Friedens.

Friedrich suchte nun die Protestanten in Ungarn gegen ihre katholische Herrin aufzureizen, denn er wollte, daß Ungarn Theresia keine Hilfe bieten könne; indeß bewirkte er damit gerade das Gegentheil. Der edle „Vater Palffy" erließ einen Aufruf an die Nation, in welchem er sagte: „Man muß die Verfassung, welche die Landesmutter genehmigt hat, gegen einen grausamen Nachbar, der die Religion und Freiheit unterdrückt, vertheidigen. Sieht man doch an Schlesien, was Ungarn vom Preußenkönig zu erwarten hätte. Dort hat er die Verfassung gestürzt, nach Art der Tataren den Weibern die Männer, den Müttern die Söhne weggenommen, um sie unter seine Soldaten zu stecken." Als darauf Maria Theresia nach Preßburg kam, wurde sie mit unermeßlichem Jubel begrüßt. Auch unter der Wiener Bevölkerung erregte die Nachricht von Friedrich's Vertragsbruch und seinem Einmarsche in Böhmen keinen Schrecken, vielmehr eine gewisse Befriedigung. Die Wiener sagten ganz logisch in ihrem gemüthlichen Idiom: „Wenn der „Pulver-Fritzl" (wie man den Preußenkönig gewöhnlich spottend nannte) den Frieden selber bricht, na, dann braucht unsere Theresl ihr Wort auch nicht z'halten!"

Am 7. August 1744 erklärte der preußische Gesandte in Wien, Generallieutenant Friedrich Ludwig Graf von Dohna (geb. 1697, gest. 1749), es könne sein König als Churfürst nicht mit gleichgiltigem Auge ansehen, daß der Wiener Hof die kaiserliche Würde unterdrücke, die Verfassung des Reiches umstoße, und den Ständen Gewalt anthue; deshalb habe er dem Kaiser einige Truppen überlassen und eine Union geschlossen. In einem Manifeste erklärte jedoch der König, es seien alle seine Bemühungen für den Frieden in Deutschland vergebens gewesen; Maria Theresia schlage aus unbegrenztem Ehrgeize die deutsche Freiheit in Fesseln, sie wolle deutsche Bisthümer einziehen und damit England ködern, sie habe freie Reichsstädte gewaltsam eingenommen, spiele mit Treue und Glauben, habe die Friedensanträge des Kaisers hochmüthig verworfen; aber — wie die alten Germanen durch Jahrhunderte ihr Vaterland und ihre Freiheit gegen die ganze Herrlichkeit der Römerwelt beschützten, so würden auch ihre Nachkommen die bedrohte Freiheit des Vaterlandes vertheidigen; darum ergreife auch er jetzt die Waffen für die Freiheit des Reiches, für die Würde des Kaisers, für die Ruhe Europas; er habe gar kein persönliches Interesse dabei; er verlange für sich gar nichts!! (Gerade so viele Unwahrheiten, als Worte.)

Zu gleicher Zeit zogen 80.000 Preußen als kaiserliche Hilfstruppen in drei Abtheilungen auf Prag los, eine unter Schwerin aus Schlesien, eine unter dem Erbprinzen von Dessau durch die Lausitz, die dritte unter dem Könige selbst durch Sachsen. Die Preußen fanden nirgends Widerstand, denn das österreichische Heer stand im Elsaß, in den Niederlanden, in Italien; in Bayern befanden sich nur 22.000 Mann zu Fuß unter Fürst Karl Batthyany. Prag war mehr ein verschanztes Lager als eine Festung; es hatte der Commandant Ferdinand Philipp Graf Harrsch (geb. 1714, gest. als kais. Feldzeugmeister 1792) nur 1600 Mann reguläres Militär unter sich, nicht Artilleristen genug, um den Dienst in den Laboratorien zu versehen und statt der Mineure nur 30 Bergknappen. Harrsch hatte den Befehl, nicht an Uebergabe zu denken, bis ein bedeutendes Werk durch Wallbruch genommen und ein Sturm abgeschlagen sei. Er zog Landmilizen in die Stadt, Studenten und Bürger zeigten sich sehr eifrig und stellten Freiwillige.

Wenn der Feind von Schlesien aus in Mähren einfiel, fand er auch da kein Heer; es galt also nur, die Festungen möglichst zu halten. In Brünn standen 4000 Mann; der Commandant hatte den Befehl, die Stadt erst zu übergeben, wenn ein Sturm abgeschlagen wäre, den Spielberg aber bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Der Commandant von Olmütz empfing ebenfalls die Weisung, mit seinen 5000 Soldaten sich bis auf den letzten Mann zu wehren; die Armee unter Batthyany bekam Befehl, nach Böhmen zu ziehen, und so wird es leicht begreiflich, daß die Preußen ungehindert bis nach Prag zogen. Dabei verbreiteten sie aller Orten Patente, in welchen die Böhmen gewarnt wurden, sich ja in nichts wider die Hilfstruppen des Kaisers Karl VII. einzulassen, den sie vielmehr fortan als ihren rechtmäßigen Oberherrn anzusehen hätten.

Am 31. August erschien Schwerin vor Prag, König Friedrich und Anhalt am 2. September. Sogleich wurde die Stadt umschlossen; Friedrich stand auf dem rechten Ufer, Schwerin umringte die Neustadt und den Wyssehrad. Batthyany hatte in Beraun Magazine aufgehäuft und suchte diesen Ort zu decken, ohne sich jedoch mit einer überlegenen Macht in ein Gefecht einzulassen. Friedrich wollte sich der Stadt und der Magazine bemächtigen und sandte Haake mit sechs Bataillonen und fünf Schwadronen gegen Beraun. Es bekam jedoch Batthyany Wind von dem Plane, obschon man das Unternehmen möglichst geheim gehalten hatte; so wurde denn der Angriff Haake's abgeschlagen. Auf die Nachricht von seiner Gefahr eilte der König mit 16.000 Mann herbei; es waren aber mittlerweile schon die Magazine eiligst nach Pilsen gebracht worden.

Batthyany suchte das Unternehmen auf Prag so viel als möglich zu stören, er konnte jedoch, mit seiner geringen Truppenmacht 80.000 Preußen gegenüberstehend, nicht an einen Entsatz der Stadt denken. Da war wohl das Schicksal Prags entschieden. General Harrsch hatte alle Anstalten zur Gegenwehr getroffen, aber seine Mittel waren zu gering; er gab sogar Befehl, einen der Bogen der berühmten Karlsbrücke abzutragen, damit er sich noch auf der Kleinseite vertheidigen könne, wenn die Alt- und Neustadt genommen wäre; allein es war das vierhundertjährige Gewölbe so fest gekittet und geschlossen, daß er von seinem Unternehmen ablassen mußte. Am 10. September 1744 wurden die Laufgräben an drei Orten gegen den St. Laurenzerberg, bei Bubenč und bei dem Zizkaberg eröffnet, am 11. ward die Stadt mit Bomben beworfen, am 12. erstürmte Schwerin den Zizkaberg. König Friedrich sah dem Angriffe in den Laufgräben bei Bubenč zu; eine österreichische Kugel schlug dem Prinzen von Brandenburg-Schwedt den Kopf weg und tödtete einen Pagen. Die Stadt fing bald an mehreren Orten zu brennen an, und es sanken 150 Häuser

in Asche. Die Bürgerschaft und die Landmilizen verloren bereits den Muth und liefen haufenweise durch die Straßen, mit dem Rufe, es sei dringend nöthig, die Stadt den Preußen zu übergeben.

Schon am 14. September war es dem commandirenden General Harrsch klar geworden, daß er Prag gegen die preußische Uebermacht, welche die Stadt furchtbar bombardirte, nicht zu halten vermochte. Nach wiederholten Verhandlungen wurde endlich am 16. eine Capitulation vereinbart. Nach den Bestimmungen derselben sollten die Preußen erst am 18. September Prag besetzen, ein Tumult in der Judenstadt gab ihnen aber einen Vorwand, schon am 17. zwei Infanterie- und ein Dragoner-Regiment einrücken zu lassen. Sie besetzten sogleich die Wachen, bezogen aber, so lange die österreichische Garnison nicht abmarschirt war, keine Quartiere, sondern bivouakirten die Nacht und den darauffolgenden Tag auf den Gassen und Plätzen. Zum Gouverneur von Prag wurde der Generallieutenant von Einsiedel ernannt. Dem Feldmarschall Schwerin wurde das Mannsfeld'sche (jetzt Wilhelm Auersperg'sche) Palais in der Jesuitengasse zum Wohnsitze bestimmt. König Friedrich selbst kam an der Spitze der Generalität erst am 18. nach Prag, verließ aber dasselbe schon am folgenden Tage wieder, um mit seiner Armee nach Kundratitz zu marschiren und von da aus seine weiteren Operationen in Böhmen zu beginnen.

Die Bewohner Prags vermochten sich von der Betäubung, in welche sie der schnelle Wechsel der Dinge versetzte, gar nicht zu erholen; es hatte die Angst und Bestürzung, welche seit Beginn der Beschießung herrschte, nicht aufgehört, nur den Gegenstand gewechselt. Man war zwar vorläufig von dem Schrecken platzender Bomben und Alles niederstreckender Kugeln befreit, das Feuer und der Qualm der Brandstätten war verloschen, der Brandgeruch erstickt, aber jedes Herz war von der nunmehrigen Frage beengt: „Was wird in den nächsten Stunden, was wird morgen geschehen?" Sahen doch die fremden, auf der Gasse lagernden Soldaten nicht darnach aus, als wollten sie mit den Bewohnern Prags gute Kameradschaft machen, und wer von den letzteren etwa den König Friedrich auf seinem Ritte durch die Stadt erblickt hatte, konnte eben von der Unfreundlichkeit, die auf dessen markirten Gesichtszügen lagerte, nicht sonderlich erbaut sein. Und so lastete ein dumpfes Gefühl bangster Ungewißheit recht schwer auf allen Gemüthern; wer noch seine Habe oder einen Theil derselben aus den Stürmen der letzten Jahre gerettet, der fürchtete, daß ihn die nächste Stunde zum Bettler machen würde; es brauchte nur das Signal zur Plünderung gegeben zu werden. Man hatte noch die „französische Fasten" in zu lebhafter Erinnerung, als daß nicht Jedem vor einer Wiederholung gebangt hätte.

Deshalb trachtete Jeder, dessen Verhältnisse es erlaubten oder wer außerhalb der Stadt ein Besitzthum oder Freunde hatte, bei denen er Aufnahme erwarten konnte, aus Prag wegzukommen. Trotzdem für einen Paß aus der Stadt ein Ducaten gezahlt werden mußte, lichteten sich die Reihen der Bewohner von Tag zu Tag. In der Capitulation war ausdrücklich bedungen worden, daß wer vom Adel, der Geistlichkeit oder der Bürgerschaft Prag verlassen wolle, dem solle es binnen der nächsten acht Tage unverwehrt sein; trotzdem erhielt nicht Jeder die Erlaubniß, die Stadt zu verlassen, wie denn z. B. dem Oberstburggrafen und den Statthaltern sie lange verweigert wurde.

Am meisten aber mochten sich gleich in den ersten Tagen der preußischen Besetzung die Bürgermeister und Magistratspersonen der Prager Städte weit weggesehnt haben; denn das preußische Feldkriegscommissariat erließ einen wahren Hagel von Befehlen und Zuschriften, welche Forderung auf Forderung stellten, und das Alles in kategorischester Form und unter den schärfsten Drohungen persönlicher Verantwortung des Bürgermeisters und Magistrats. Noch heute

bewahrt das Prager städtische Archiv ein sehr ansehnliches Bündel solcher Erlässe auf, aus welchem zur Probe hier Einiges mitgetheilt werden mag.

So wurde z. B. unterm 17. September, also am ersten Tage des Einmarsches, den Magistraten der königlichen Prager Städte anbefohlen, am andern Tage Mittags elf Uhr neunzig vierspännige Leiterwägen auf den Hradschin zu stellen, damit diese Wagen der Armee Fourage zuführen; sollte der Magistrat säumig sein, so würden diese Wagen durch militärische Execution von der Bürgerschaft beigeschafft, jede der Magistratspersonen aber in hundert Ducaten Strafe verfallen und diese sogleich executiv eingetrieben werden. Am gleichen Tage ward anbefohlen: „ohne den allergeringsten Verzug und längstens binnen achtundvierzig Stunden" für das kaiserliche Hilfscorps auf vierzehn Tage 300 zum Dienst tüchtige Pferde zum Vorspann, nebst achtzig Knechten abzuliefern; im Falle der Magistrat „die geringste Schwierigkeit macht und die geforderten Pferde und Knechte binnen der gesetzten Zeit nicht stellt, so sollen solche durch die schärfste Execution herbeigeschafft und der Magistrat überdies, und zwar Jeder für seine Person in hundert Ducaten Strafe condemniret sein und die Gelder von ihnen alsofort beigetrieben werden".

Am 18. September erging an die Bürgermeister der drei Prager Städte der Auftrag, sofort die Verfügung zu treffen, daß 2814 Centner Mehl von den Bäckern, Bürgern und anderen Privaten herbeigeschafft und ohne den geringsten Verzug gebacken werden, damit, wo nicht andern Tag Abends, so doch längstens bis zum darauffolgenden Morgen 68.784 Leib sechspfündiger Brote parat seien; falls Bürgermeister und Magistrat die verlangten Brote nicht binnen der festgesetzten Zeit parat halten sollten, so würden dieselben „wegen nicht geleisteter Parition (Folgeleistung)" mit militärischer Execution belegt werden. Am 19. ward dem Altstädter Magistrat befohlen, bis anderen Morgens neun Uhr zwei tüchtige Backmeister zu stellen, welche, gegen ein „monatliches Tractement von achtzehn Gulden", mit der Armee marschiren sollten; erfüllte der Magistrat den Befehl nicht, so sollte dem Bürgermeister eine militärische Execution von zwei Dutzend Mann eingelegt werden. Bei einer anderen Gelegenheit ward den Primatoren und Hauptleuten der Prager Städte angezeigt, daß sie sich gefallen lassen müßten, in dem Quartier des Vicegouverneurs Generalmajor Gerhard Cornelius von Wallrave (Chef des Ingenieurcorps, wurde wegen vieler Unterschleife im Bauwesen 1748 zum lebenslangen Festungsarrest verurtheilt und starb in dem von ihm selbst erbauten Gefängniß „Stern" zu Magdeburg 1773) so lange zu „logiren", bis der ihnen ertheilte Auftrag vollzogen sein würde. Und solcher kategorischer Zuschriften brachte, namentlich in der ersten Zeit der preußischen Occupation, fast jeder Tag bisweilen ein halbes Dutzend.

Es blieb ferner die gefürchtete Plünderung nicht aus; zwar traf selbe nicht alle, wohl aber eine sehr große Zahl der reichsten, namentlich adeligen Häuser. Es war eine eigene Liste jener Adeligen und anderen Personen entworfen worden, welche sich gleich beim Einmarsch der Preußen oder noch früher aus der Stadt entfernt hatten, oder sonst den Preußen besonders mißliebig geworden waren. Der größte Theil des Adels war nämlich gleich beim Herannahen der Preußen theils nach Wien gereist, um sich der Königin zur Verfügung zu stellen, theils auf seine Güter geeilt, um dort aus dem Landvolk Freiwilligencorps zu errichten. Von manchem Palaste versuchten die zurückgebliebenen Hausofficianten die Plünderung dadurch abzuwehren, daß sie baten, man möge ihnen nur so viel Zeit lassen, bis sie entweder ihre Herrschaft von dem angedrohten Schicksal in Kenntniß gesetzt oder so viel Geld aufgetrieben hätten, um das Haus von der Plünderung loszukaufen — aber diese Bitten und Vorstellungen halfen nichts, als daß höchstens die treuen Diener ihrer Herren noch derb angeschauzt wurden.

Die Plünderung begann am 26. September und währte mehrere Tage fort. Der Anfang wurde mit dem Kolowrat'schen Palais in der Spornergasse (jetzt der Fideicommißnachfolge der Grafen Thun, Tetschner Linie gehörig) gemacht; diesem folgte das Cavrian'sche Palais in der Zeltnergasse, das Czernin'sche (später Lobkowitz'sche) Palais am Wälschen Spitalplatz, die Thun'schen Palais, der Schwarzenberg'sche Palast, das Königsaaler Haus, fünf Paläste der Grafen Pachta, der Martinitz'sche Palast, das Gallas'sche Palais und viele andere. Aus dem Cabinet des Grafen Philipp Josef von Gallas (gest. 1757) waren jedoch früher schon die kostbarsten Sachen gerettet und das Cabinet hierauf vermauert worden. Als man nun bei der Plünderung auf die vermauerte Thüre stieß, dieselbe erbrach und in das Cabinet drang, fanden die Plünderer in demselben nichts als — ein Verzeichniß der Kostbarkeiten, die es enthalten hatte.

Bei den Plünderungen ging man gründlich vor. Die kostbarsten Zimmer wurden erbrochen und derart ausgeraubt, daß oft kein Nagel in der Wand blieb. Werthvolle Gegenstände, an denen vielleicht ein ganzes Jahrhundert lang gesammelt worden und von denen manche den Plünderungen des dreißigjährigen Krieges entgangen sein mochten, wurden weggenommen; aus der Gallerie des Grafen Franz Wenzel von Nostitz-Rhineck (geb. 1697, gest. 1765) ließ man fünfundvierzig der schönsten Gemälde mitgehen. Das Werthvollste wählten die preußischen Generale für sich aus, das Uebrige blieb den Soldaten und wer sonst bei der Plünderung geholfen.

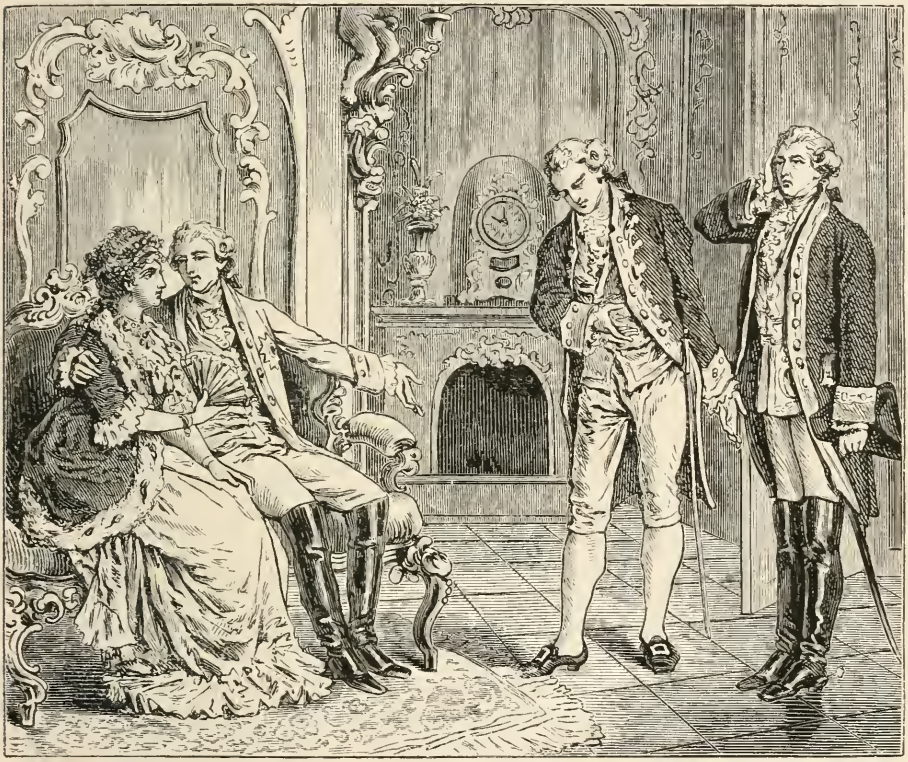
Von dem Raube wurde viel an die Juden verkauft, das Andere mitunter in Fässer „wie Mehl" gepackt und damit gewartet, bis es nach Berlin geschickt werden könnte. Manches fiel dann auch bei der Wegschaffung den ungarischen Hußaren und Panduren, welche auf allen Straßen und Wegen den preußischen Wagenzügen aufpaßten, in die Hände; einen großen Theil nahmen die sächsischen Truppen in der Oberlausitz den Preußen wieder ab. Der durch die Plünderung verursachte Schaden soll sich auf Millionen belaufen haben; in einem Privathause allein, dem des Doctor Scherzer, wurde er auf mehr als 60.000 Gulden geschätzt.

Und damit ja nichts der Plünderung entgehe, was zur Plünderung geeignet war, erließ man eine Aufforderung, daß: wer immer etwas von den entwichenen Herrschaften verborgen halte, es genau specificiren und die Specification dem Magistrate übergeben solle „bei harter Leibesstrafe und Güterconfiscation". Schon früher waren zwei Officiere in allen Kirchen und Klöstern herumgegangen, um den Geistlichen zu bedeuten, daß sie alle hineingeflüchteten Sachen bei empfindlicher Strafe auf's genaueste anzeigen sollen. Uebrigens ließ man auch die Geldcassen jener Bewohner, deren Häuser nicht auf der Liste der zu Plündernden standen, keineswegs unangetastet. Es ward eine Art Brandschatzung ausgeschrieben, welche alle halbswegs vermöglichen Bewohnerclassen ganz tüchtig in Anspruch nahm.

Was den Kirchen, Klöstern und Stiften auferlegt wurde, mochte wohl eine Million Gulden betragen. Die Jesuiten z. B. wurden mit 250.000 Gulden, die Kreuzherren und Strahöwer mit je 60.000 Gulden, die Metropolitankirche mit 55.000 Gulden, die Dominikanerinnen zu St. Anna mit 25.000 Gulden, die Teynkirche mit 20.000 Gulden, die Pfarrkirche zu St. Heinrich mit 10.000 Gulden, die zu St. Stefan und St. Adalbert mit je 6000 Gulden, die Dominikaner zu St. Aegid, deren Gut Hodkowicka zur selben Zeit noch überdies ganz kahl ausgeplündert wurde, mit 6000 Gulden ꝛc. ꝛc. belegt. Selbst die Klöster der Bettelmönche verschonte man nicht. Der hohe Adel sollte 150.000 Gulden, die Statthalter 25.000, die Magistratspersonen für ihre Person und aus ihren eigenen Mitteln 30.000 Gulden, die Kaufleute, Geldwechsler und vornehmsten Zünfte 100.000 Gulden zu dieser Kriegssteuer beitragen. Die Judenschaft wurde

bei dieser Contribution mit 55.000 Gulden betheiligt. Diese Beträge sollten in drei Terminen, und zwar am 6. und 31. October, dann am 30. November erlegt, im Verweigerungsfalle aber „per executionem militarem“ (durch Militär-Zwangsmittel), „bei Feuer und Schwert zur größten Beschwerde und ohnfehlbaren Untergang derer Renitenten“ beigetrieben werden.

Obwohl es in den Ausschreibungspatenten hieß, daß dieses Contingent zur Unterhaltung des „von Seiner kaiserlichen Majestät übernommenen königlich preußischen Auxiliarscorps“ bestimmt sei, so blieb darum die Stadt doch nicht von noch unzähligen Gaben und Leistungen für die Garnison frei. So mußten z. B. dem Gouverneur General Einsiedel monatlich 300 Thaler Tafelgelder



Hauptmann Loudon in österreichische Dienste genommen. (Seite 576.)

aus den städtischen Einkünften gezahlt, ferner der Garnison monatlich circa 180 Centner Fleisch und 2600 Centner Brot entweder in natura geliefert oder in Geld abgelöst werden, unzählige andere Beiträge an Geld, Arbeit, Naturalien, Beistellungen aller Art ungerechnet. Wiederholt geschieht auch einer Zulage für die Garnison Erwähnung, welche circa 25.000 Gulden monatlich betrug. Jeden Augenblick wurden Pferde und Wagen massenweise requirirt oder den Leuten auf der Gasse weggenommen.

Zu wiederholtenmalen wurden alle Bäcker und wer sonst von der Bewohnerschaft einen Backofen im Hause hatte, verhalten, unter militärischer Aufsicht über Hals und Kopf für die Armen Brot zu backen, und damit ja wenigstens der Mehlbedarf so weit möglich gedeckt werde, ward den Prager Müllern unter scharfen Drohungen verboten, für irgend Jemanden Andern als für die preußischen Magazine zu mahlen; die Prager Einwohner sollten sich

ihren Mehlbedarf aus den Mühlen der Umgebung versorgen, ein Befehl, der nicht sehr gewissenhaft beobachtet zu sein scheint, da in den Erlässen des preußischen Feldkriegscommissariats wiederholt über die „Bosheit" der Müller geklagt und diesen gedroht wird, daß man Jeden, der nicht gehorcht, auf die Hauptwache schaffen werde. Dann wieder waren es die Zug- und Schlachtochsen des preußischen Heeres, welche den Bewohnern Prags, namentlich den Fleischern, Bäckern, Müllern, Brauern, Branntweinbrennern ꝛc. zum Gegenstande besonderer Obsorge „auf's schärfste" anempfohlen wurden. Unter den vielerlei Beisteuern, welche der Stadt unter den mannigfachsten Gründen und Vorwänden abverlangt wurden, waren z. B. 18.000 Gulden, welche die Stadt gleich den zweiten oder dritten Tag nach dem Einmarsche der Preußen dafür zahlen sollte, daß die Glocken wieder geläutet werden und die Uhren wieder schlagen durften!!

Endlich erließ der Gouverneur von Prag, in Folge von Gerüchten und Denunciationen, folgende barbarische Kundmachung:

„Nachdem verlauten will, daß wider Ihre königl. preußische allhier subsistirende (bestehende) Garnison Einige von der allhiesigen Bürgerschaft eine Conspiration (Verschwörung) anstimmten; dahero hiermit zu jedermänniglich Wissenschaft und Warnung kundgemacht wird: daß Der oder Diejenigen, gegen welche nur ein gründlicher Argwohn hervorkommen sollte, allsogleich Anderen zum Beispiel geviertheilt und an die vier Stadttheile verhenket werden sollen; und da eine Revolte (Empörung) in der Stadt entstehen sollte, in jenem Fall allbereits vierhundert Reiter beordert seien, welche mit brennenden Fackeln in allen Gassen die Eckhäuser anzuzünden und durch die auf der Kleinseite am Ufer des Wassers von 20 Stücken und 10 Feuermörsern errichtete Batterie die ganze Stadt in Brand zu setzen befehliget seie. Wohingegen aber, wann sich gedachte Bürgerschaft ruhig verhalten wird, ein Jeder ungekränkt bei den Seinigen geschützet und bewahret werden soll. Gegeben Prag den 5. Octobris Anno 1744. v. Einsiedel."

Durch solche schöne Handlungen hatte denn Friedrich II. den Feldzug glänzend eröffnet. Im Siegesjubel schrieb er an Podewils: „Sie ist unser, diese Stadt, von der man so viel Aufhebens machte und sagte, ich würde sie nicht so geschwind erobern, als ich mir einbilde." Der Gesandte Robinson aber beurtheilte die Lage viel richtiger, als er schrieb: „Dieser Verlust wird die armen Einwohner zwar schwer drücken, ist aber blos der Triumph, die Feuersbrunst des Tages, nach der die Preußen an sich denken müssen." Und in der That war es so. Die ganze Gefahr der Lage, in welche sich Friedrich recht muthwillig gestürzt hatte, tauchte nach und nach vor ihm auf. Da kam zuerst die Nachricht, es wären die Oesterreicher im Elsaß nicht geschlagen worden, sondern Prinz Karl ziehe wohlgerüstet heran. „So geht's, wenn man mit Lumpen Verträge schließt!" rief Friedrich wuthentbrannt.

Das Heer des Prinzen von Lothringen zog wirklich kräftiger über den Rhein zurück, als es hinüber gegangen war, von stolzem Siegesbewußtsein durchglüht und sich nach neuem Kampfe sehnend. Batthyany, um sich die Verbindung mit dem Prinzen und mit den Sachsen offen zu erhalten, zog sich zurück. Da hätte nun Friedrich über Beraun auf ihn losstürzen, sich der Stadt Pilsen und der dortigen Magazine bemächtigen und die Pässe schließen sollen, durch welche das österreichische Heer in das Land kommen konnte, dann wäre die Verbindung der Oesterreicher mit den Sachsen unmöglich gewesen; allein — nunmehr begannen alle jene Fehler in König Friedrich's Kriegs-

führung, von denen er selbst offen eingesteht, daß nie ein General in einem Kriege größere begangen habe — er zog nach Süden.

Währenddem hatte sich das Corps Batthyany's mit Prinz Karl vereint, der nunmehr eine Armee von 50.000 Mann besaß, die Fehler des Königs bestens benutzte und sich zwischen ihn und Prag stellte. Die österreichische leichte Reiterei bedrängte Friedrich's Flanke und Rücken; er mußte zurück und suchte eine Schlacht, vertrauend auf sein Feldherrntalent und auf die Tüchtigkeit seiner Truppen; die Oesterreicher aber wichen einem Zusammenstosse aus. Dazu kam, daß sich der Geist der Bevölkerung für die Preußen sehr gefahrdrohend zeigte; man haßte sie von ihrem früheren Aufenthalte her, hing mit Begeisterung an der Královna (Königin) Maria Theresia, es waren Adel, Geistlichkeit, Beamte und Volk einig in ihrer Anhänglichkeit an die milde Herrin.

Die Bauern, von den Geistlichen zum Widerstande angefeuert, verbargen ihre Vorräthe oder zerstörten sie, um den Preußen nichts zurückzulassen, dann flüchteten sie in die Wälder, Niemand brachte Lebensmittel zum Verkaufe in das Lager; die Preußen fanden somit auf ihrem Wege nur Wüsteneien und leere Dörfer, konnten um kein Geld Kundschafter gewinnen, während die Oesterreicher von jeder Zufuhr, jeder Bewegung Nachricht erhielten. Das feindliche Heer war von 10.000 Hußaren umschwärmt, welche ihm alle Verbindungen abschnitten und die wichtigsten Botschaften auffingen; es wurde ferner durch tägliche Scharmützel und kleinere verlorene Posten geschwächt, die mit Gewalt zum Kriege gezwungenen Soldaten — darunter jene Prager Studenten, welche Friedrich nach der Capitulation von Prag unter seine Soldaten gesteckt, „weil sie zum Kriegshandwerk mehr Lust gezeigt hätten, als zu den Büchern" — desertirten; es wagten die Preußen schon nicht mehr, Reiter auf Kundschaft auszuschicken, denn dieselben waren sicher verloren; wo man übernachtete, mußte man sich nach römischer Art verschanzen und die Armee des Königs war auf ihr Lager beschränkt.

So mußte denn Friedrich auf demselben Wege umkehren, auf dem er gekommen war; es war sein Plan, zwischen Tabor, Neuhaus, Budweis und Frauenburg Winterquartiere zu beziehen, gründlich vereitelt, ja, er mußte für Prag, sein Belagerungsgeschütz und die dortigen Kranken fürchten, weshalb er starke Posten in Tabor und Budweis zurückließ und nach Norden zog — ein zweiter Fehler, denn diese beiden Posten waren ohnehin nicht zu halten. Und so erstürmte Trenk in der Nacht vom 21. auf den 22. October Budweis mit unerhörter Bravour, ebenso wurde Frauenberg genommen, Tabor und die Besatzungen mußten sich ergeben.

Mittlerweile stießen 20.000 Sachsen unter dem Herzog Johann Adolf von Sachsen-Weißenfels (geb. 1685, gest. als kais. und kön. polnischer Feldmarschall 1746) zu den Oesterreichern. Friedrich hatte dem Könige August III. Mähren, dem Minister Brühl ein Fürstenthum, seinem Beichtvater Guarini die Cardinalswürde versprochen, wenn Sachsen dem Bunde gegen Maria Theresia beitreten würde; aber man bereuete zu sehr am sächsischen Hofe die frühere Politik, haßte die Preußen zu stark, als daß man nicht lieber Maria Theresia Hilfe gesendet hätte, deren vereinigtes Heer jetzt 70.000 Mann stark war. Prinz Karl bedrängte Friedrich derart, daß dieser den Entschluß fassen mußte, Prag und Böhmen aufzugeben und sich nach Schlesien zurückzuziehen. Mittlerweile hatten die Oesterreicher einen glänzenden Uebergang über die Elbe vollführt, und nun hatte Friedrich nicht nur das Gebiet der Moldau, sondern auch das der Elbe verloren. Er ließ sein Herr in drei Colonnen über Braunau, Tratenau und Glatz nach Schlesien abziehen und stand am 1. December wieder auf seinem Gebiete — mit einer zur Hälfte zusammen-

geschmolzenen Armee, denn in der letzten Zeit waren die Leute gleich compagnienweise durchgegangen. Podewils schrieb ihm: „Eure Majestät sehen jetzt wohl ein, daß es nicht so leicht ist, wie Sie geglaubt haben, das Haus Oesterreich zu erniedrigen und auf die Stufe der Macht zurückzubringen, die man ihm bestimmen will."

Einsiedel bekam Befehl, Prag zu räumen, General Hanns Karl von Winterfeld (geb. 1709, gest. 1757) erhielt eine gleiche Weisung; Letzterer entkam glücklich, Einsiedel aber erlitt schon beim Abzuge aus der böhmischen Hauptstadt große Noth, denn es drangen 400 Hußaren unter Josef Karl von Simbschen (Siebenschön, geb. 1704, gest. als k. k. Generalfeldwachtmeister und Freiherr 1763) und Cognazzo durch drei Thore in die Stadt, als die Preußen gerade abzogen, worauf sich ein Kampf entspann, an welchem viele Bürger, selbst Weiber und Kinder theilnahmen. Das hitzigste Gefecht hatte auf der steinernen Brücke statt, wo der tapfere Cognazzo fiel. Die Preußen ließen 70 Todte, 131 Kanonen und die Kriegscasse zurück und Einsiedel entkam endlich unter steten Gefahren, schweren Verlusten, oft irregeführt von Wegweisern, mit dem stark zusammengeschmolzenen Reste seiner Truppen über Friedland nach Schlesien.

„Das große Kriegsherr," gesteht Friedrich selbst, „welches Böhmen verschlingen und selbst Oesterreich überschwemmen sollte, hatte das Schicksal der Flotte, die den Beinamen der unüberwindlichen führte. Der ganze Vortheil dieses Feldzuges war auf Seite der Oesterreicher. Herr von Traun (Feldmarschall Otto Ferdinand Graf Abensberg-Traun, Unterfeldherr des Prinzen von Lothringen) spielt in demselben die Rolle des Sertorius, der König (Friedrich) die Rolle des Pompejus; des Herrn von Traun Benehmen ist ein vollkommenes Muster, welches jeder Krieger, der seine Kunst liebt, studiren muß, um es nachzuahmen, wenn er die Fähigkeiten dazu besitzt. Der König selbst hat es gestanden, daß er diesen Feldzug als seine Schule in Absicht auf Kriegskunst und Herrn von Traun als seinen Lehrer angesehen hat." Nebenbei gesagt, erhielt Traun, nachdem Prinz Karl nach Wien abgegangen war, das Commando über die, nunmehr Winterquartiere in Schlesien beziehende Armee.

Selbstverständlich regnete es nun aller Orten von Spottgedichten, in denen folgerichtig die Preußen schlecht wegkamen; nicht einmal das Wohlgefallen der Mädchen gestand man ihnen zu, wie denn z. B. in einem solchen Fluglied, betitelt: „Gespräch zwischen einem preußischen Soldaten und einer Prager Kellnerin" (damals bedienten in Oesterreich in den Wirthshäusern nur Mädchen, keine Männer oder Burschen), zum Schlusse die Kellnerin folgendermaßen zu dem Bewerber um ihre Gunst spricht:

„Gebt Ihr Racker, hier in Böhmen
Müßt Ihr Euch der Lieb' entwöhnen,
Denn wer hier kein Geld nicht hat,
Bekommt kein Mädchen in der Stadt.
Ist das nicht ein Rackersknecht,
Dieser käme mir zu recht,
Daß der Narr verliebt sich stellt,
Und hat keinen Kreuzer Geld.
Ich sah in den Sack ihn greifen,
Da ertappt er seine Pfeifen,
Raucht den ganzen Tag Tabak,
Stinkt vom Maul, wie ein Schwerack.
Kerl, willst Du caressiren (liebkosen),
Mußt mit Thalern brav flangiren (decken),
Schuh, Pantoffel, Hauben, Band
Und den Thaler in der Hand,

Dann begehre einen Kuß,
Wann es ja geliebt sein muß.
Wenn Du das nicht hast allhier,
Geh', frisire Dich dafür,
Um den Pfennig kaufe Kreiden,
Schmier den Riemen ganz bescheiden,
Mach' die Hauben fest an Kopf,
Zähl' die Pfennig, armer Tropf,
Wisch' die Flinten und s'Bajonet,
Schau' in Spiegel, wie das steht,
Friß Dein trock'nes Brot dazu,
Uns Madeln aber — laß' in Ruh!"

Nicht uninteressant für viele Väter und Mütter unter den Freunden unseres Buches mag die Erwähnung sein, daß damals in Wien zum ersten Male als Kinderspielzeug die bleiernen Soldaten aufkamen. Der Erfinder und erste Verfertiger von solchen, die Truppengattungen der österreichischen und der feindlichen Armeen liefernd, war der bürgerliche Zinngießer Johann Paul Bigino, welcher seinen Laden „beim goldenen Zahn" am Salzgries (das Hannswurstenhaus, von des Hausbesitzers Stranitzky gewinntragendem Gewerbe des Zahnausreißens „beim goldenen Zahn" genannt, 1880 demolirt) hatte und daselbst am 17. Mai 1746 im Alter von achtunddreißig Jahren starb.

Vorfallenheiten und Personalien.

Einige Vorfallenheiten verschiedenster Art während der vorerwähnten Zeitperiode sind von bedeutsamem Interesse.

Anfangs December 1744 gab Maria Theresia ihrem Oberstkanzler und Conferenzminister Philipp Josef Graf Kinsky (geb. 1699, gest. 1749) ihren Willen zu erkennen, daß mit kommendem Neujahr die Judenschaft aus Prag abgeschafft werden solle. Der Kanzler erhob, wie aus seinem (im Archiv des Staatsministeriums befindlichen) Vortrag vom 17. December ersichtlich, keine Vorstellungen gegen die Maßregel selbst, vielmehr erklärt er sie als eine im Recht Maria Theresia's gelegene, „indem ihre Vorfahren sich jederzeit die Befugniß zur Ausweisung der Juden vorbehalten; er begreift nicht, was für Bewegnusse die Hofkammer haben möge, als welche sich allen und den geeignetsten passibus (Schritten) der Judeneinschränkungen gar sehr entgegengesetzt hat; die Kanzlei hingegen hat durch alte und neue Proben genugsam dargethan, daß sie ihres Orts in die Judenschaft gar nicht verliebt seye, sondern die jüdische Gemeinde für einen großen Schlagbaum: in publico et commerciali fort und in aufrechten Stand zu kommen, gehalten habe. Man will nicht exaggeriren (übertreiben), was für Gefährlichkeiten in publico primi ordinis sich schon ereignet haben, und noch ferners so oft dazu Gelegenheit wäre, sich ereignen können — die Judenschaft hat in letzterem Specimina (Proben) abgelegt, da ihre Anhänger an die Metzerjuden und an die französischen Befehlshaber zur Zeit der französischen Inhabung der Stadt Prag und des Landes, ihre gleichmäßige Anhängerei an die preußischen Befehlshaber jüngsthin und daß sie bei der Gelegenheit den Gehorsam derer Stadthauptleuten, der Altstädter ihren vorgesetzten Magistrats und der ganzen politico nec non comercialis sich zu entreißen gesucht und über alles dieses ihre Vermessenheit sich in Waffen wider die sonstigen Gönner ihres Geschlechts gebrauchen zu lassen,

keineswegs mit Gleichgiltigkeit anzusehen. Es sind viele andere Sachen da, welche dieses Volk absonderlich, wenn es so stark schon eingerissen hat, in societate civili verabscheuen machen. Nur die vermöglichste unter ihnen und also die wenigsten nähren sich mit Ernst (Vernunft) und Aufrichtigkeit, der meiste Pöbel aber mit Betrug und Falschheit, und muß derjenige auf allen Seiten und Winkeln sich behüten, welcher mit ihm zu thun hat und ohne Schaden davon kommen will. Ihre Principien, obschon sie es höchstens zu läugnen sich bemühen, ist einer ehrliebenden Gemeinschaft nicht conform (gemäß), weilen sie ab exemplo (nach dem Beispiel) der vormaligen egyptischen Dienstbarkeit sich für kein Gewissen halten, deren Christen Gut gerechter oder ungerechter Weise an sich zu bringen."

Wenngleich nun an dieses Actenstück der Maßstab jener Zeit anzulegen ist und die darin enthaltenen Beschuldigungen stark übertrieben sein mögen, erhellt dennoch aus demselben klar, daß diese Maßregelung und Ausweisung der Juden unter Maria Theresia nicht, wie man es gerne hinzustellen liebt, aus Religionshaß, sondern wegen socialer Vergehen erfolgte. Der Termin wurde für die Prager Juden, 20.650 an der Zahl, bis zum letzten Februar 1745, für die Juden im übrigen Lande, über 30.000 Personen, bis letzten Juni verlängert. Indessen fanden sie an der Republik Holland, an dem König von England und anderen Mächten, welche durch ihre Gesandten der Königin die dringendsten und rührendsten Vorstellungen machen ließen, so große Fürsprecher, daß Maria Theresia endlich eine neue Verordnung erließ, vermöge welcher die Juden bis auf weitere Befehle in Böhmen bleiben und ihre Handelschaft wie vorhin forttreiben durften.

Bei dieser Gelegenheit mag eine etwas später vorgefallene Begebenheit angeschlossen werden. Ein Prager Jude, Salomon Koreff, ritt nach Wien, um eine Audienz zu erwirken und Fürbitte bei Maria Theresia, welche die Prager Juden mit dem Verbannungs-Edict belegt, weil jene mit den Preußen conspirirt haben sollten. Es wurde durch Vermittlung einer hochgestellten Person diese Audienz bewilligt, aber die Monarchin wollte den Juden nicht sehen, und deswegen ward eine spanische Wand zwischen Beide aufgestellt, an welche Koreff seine Bitten richten mußte. Als er, hingerissen vom Eifer, seine Stimme ein wenig zu laut erhob, herrschte der mit anwesende Minister ihm zu: „Jud', schrei Er nicht!" worauf Koreff antwortete: „Nicht ich bin's, der schreit; es ist die Schmach von mehreren Tausend Unglücklichen, die aus mir zum Himmel schreit!"

In jene Tage fällt auch der Eintritt des ruhmgekrönten Helden Loudon in die österreichische Armee.

Gideon Ernst Freiherr von Loudon (sprich Laudon), zu Tootzen in Liefland am 10. October 1716 geboren, war der Sprößling einer aus der Grafschaft Ayre in Schottland stammenden alten, aber armen Familie, von der ein Zweig im 14. Jahrhundert nach Liefland ausgewandert war. Im Jahre 1731 trat er als Cadet in russische Dienste, machte die Belagerung von Danzig mit, zog mit dem Hilfsheere der Kaiserin Anna an den Rhein und stieg unter Münnich in dem Feldzuge gegen die Türken und Tataren bei den Stürmen auf Aczakow, Azow, Choczym und in der Schlacht bei Stawutschane vom Corporal bis zum Lieutenant. Nach dem Frieden von 1739 verabschiedet, lernte er seinen Landsmann Hochstetten, Secretär des Hofmarschalls Löwenwolde, kennen, der wichtige Verbindungen in Wien hatte, und es rieth ihm dieser, seine Dienste der Königin Maria Theresia anzubieten.

Der junge Krieger nahm, mit einer Baarschaft von dreißig Ducaten in der Tasche, seinen Weg über Berlin und traf hier Kameraden, die gleich ihm

verabschiedet waren und die ihn ermunterten, sich dem König Friedrich vorstellen zu lassen. London, der gerne im preußischen Heere Dienste genommen hätte, wurde aber beim Könige nicht vorgelassen und ihm bedeutet, er möchte in Berlin bleiben und warten, bis eine Stelle für ihn erledigt wäre. London blieb und wartete sechs Monate, während welcher Zeit er seine Baarschaft aufbrauchte und sich endlich kümmerlich vom Abschreiben ernährte, aber es wurde für ihn keine Stelle erledigt. Endlich wurde ihm eine solche Existenz unerträglich und er bat dringend um eine Anstellung als Rittmeister und um eine Escadron, worauf Friedrich antwortete: „Wollt' ich jedem fremden Officier, der nach Berlin kommt, sogleich eine Schwadron geben, so müßte ich viele Schwadronen haben." Schließlich verwendete sich der damalige Gouverneur von Berlin für ihn und sprach seinetwegen mit dem König in Bezug auf eine Audienz. Dieselbe wurde gewährt, aber Friedrich, welcher damals noch das Soldatenverdienst nach dem Stammbaum und sodann nach der Leibesstärke maß, kehrte sich von London ab und sagte: „La physiognomie de cet homme ne me revient pas." (Die Gesichtsbildung dieses Menschen gefällt mir nicht.) Und zu dem Gouverneur sagte er später: „Ich kann den London wegen seiner finstern Augenbrauen und gar zu magern Leibesgestalt nicht leiden."

Noch stand London in Berlin auf dem Schloßplatze, ganz mißmuthig über die fehlgeschlagene Audienz, als ein preußischer Officier vorbeiritt und ihn fragte: „Mein Freund, kann Er mir wohl sagen, wo hier der König von England ist?" — „O ja," erwiderte London, „haben Sie nur die Güte, hier gerade in diese Straße zu reiten, wo Sie sogleich die Ueberschrift, die Sie suchen, auf dem zehnten oder zwölften Hause rechts finden." — „Gut, mein Freund, ich danke Ihm!" sagte der Preuße. — „Erlauben Sie," fuhr London fort, „ich heiße nicht Er und bin nicht Ihr Freund." — „Na, wenn's Ihm so in Berlin nicht recht ist, dann geh' Er nach Wien!" rief ihm der Officier lachend zu und ritt weiter. — „Nach Wien — das will ich auch!" rief ihm London nach und reiste am darauffolgenden Tage ab.

London hatte von dem österreichischen Gesandten in Berlin Philipp Josef Graf Ursin-Rosenberg (geb. 1691, gest. 1765) ein Empfehlungsschreiben erhalten und kam mit demselben im Jahre 1742 nach Wien. Aber auch hier war es für ihn schwer, bei der Monarchin als Ausländer Audienz zu erhalten, und als ihm dies dennoch gelingt, wird ihm von einem Freunde bedeutet, daß seinem Ansuchen, ohne die Fürsprache einer angesehenen Persönlichkeit, wohl kaum entsprochen werden dürfte.

Schweren Herzens begiebt sich London an dem für die Audienz bestimmten Tage nach dem Palaste und harrt geduldig im Vorgemache, bis er gerufen würde. Da öffnet sich eine Nebenthüre und ein schöner, in den Dreißigen stehender Mann tritt ein, der ihn um seinen Namen fragt. London nennt sich, ein Wort giebt das andere und binnen Kurzem kennt der Fremde die ganze Angelegenheit, wegen welcher der Bittsteller nach Wien gekommen, wie er denn auch dessen ganzen Lebenslauf bisher erfährt.

„Sie wünschen also bei Ihro Majestät Audienz?" fragte der freundliche Herr. — „Dies würde mich glücklich machen. Ich möchte Ihro Majestät um eine meinem Charakter anpassende Stelle bitten." — „Als Hauptmann zum Beispiel?" — „Dies wird wohl unmöglich sein." — „Ganz und gar nicht. Bitten Sie kühn darum. Wählen Sie sich auch das Regiment." — „Unter den Panduren des Oberst Baron Trenk wäre mein Wunsch und auch der seine." — „Wessen?" — „Des Barons Trenk." — „Ja, kennt er Sie denn?" — „Er lernte mich in russischen Diensten kennen. Ich kam vor einigen Tagen mit ihm in der Kärntnerstraße zusammen." — „Da wohnt er ja im „weißen

Schwan". (Das Haus neben dem Hotel Munsch, heute Nr. 30, Neuer Markt 7, alt 1044.) — „Auch ich wohne da. Er erfuhr meine Ankunft, ließ mich zu sich bitten, besprach sich mit mir und bot mir selbst gleich beim ersten Besuche bei seinem Regimente eine Compagnie und Hauptmannsstelle an, natürlich vorbehaltlich der Genehmigung Ihro Majestät." — „Ich weiß genug. Jetzt gehe ich hinein, um Sie bei Ihro Majestät zu melden; verziehen Sie nur wenige Minuten."

Loudon verbeugte sich und war allein mit sich und seinen Gedanken, die gerade nicht die muthlosesten waren, denn der freundliche Unbekannte schien ein hoher Herr zu sein, dies bezeugte wenigstens seine Vertraulichkeit in den Gemächern der Monarchin. Es wurde ihm jedoch nicht lange Zeit zu dergleichen Gedanken

Feldmarschall Loudon.

gelassen, denn wenige Augenblicke nachher wurde er hineingerufen. Erstarrt blieb er an der Thüre stehen. Sein unbekannter freundlicher Gönner saß vertraulich neben der Monarchin, welche nun, auf denselben weisend, sagte: „Auf die Fürsprache meines Gatten Franz habe ich mich bewogen gefunden, Ihm im Trenk'schen Croatencorps eine Hauptmannsstelle zu geben. Ich verhoff', in Ihm keinen undankbaren Diener der Krone gefunden zu haben." (Bild Seite 569.)

Was Loudon's Herz bestürmte, läßt sich nicht mit Worten beschreiben, und kaum konnte er einige unzusammenhängende Phrasen stammeln. Das Herrscherpaar sprach mit ihm auf's liebreichste, und wie sehr das Kaiserhaus seine Verdienste zu schätzen wußte, lehrte der Erfolg und — der Feldmarschall Gideon Ernst Freiherr von Loudon.

Aus jener ersten Zeit von Loudon's Armeedienſten haben ſich noch heute ſchöne Andenken erhalten. So beſaß der k. k. Poſtverwalter in Agram, Ritter von Seethal, einen ererbten, authentiſch als Eigenthum Loudon's nachgewieſenen Ring mit croatiſcher Inſchrift, welchen er im Jahre 1861 dem mit der ſüdſlaviſchen Akademie vereinigten Nationalmuſeum in Agram zum Geſchenke machte und der daſelbſt pietätvoll bewahrt wird.

Noch im Jahre 1857 war das Wirken Loudon's in dem Liccaner-Grenzregimente in einer Station dieſes Regimentes in wehmuthherregender Weiſe bewahrt, denn dort befanden ſich in dem von ihm erbauten Kirchlein die Grabſtätten ſeiner beiden Söhne. Im vorerwähnten Jahre ſollte dieſe kleine, dem Einſturze drohende Kirche in der Compagnie-Station Bunic (Otocaner-Regiments, 1764 mit noch fünf Compagniebezirken vom Liccaner-Regiment abgetreten) niedergeriſſen und eine neue erbaut werden, wobei man leider abermals in den diesfälligen Bauverhandlungen vergaß, der ſchuldigen Pietät gegen Loudon Rechnung zu

Maria Thereſia und Franz I. während der Ueberſchwemmung. (Seite 580.)

tragen, wie man ſchon mehrere Jahre früher das Haus verſchwinden ließ, in welchem der Held ſeinen militäriſchen Studien mit ſo großem Eifer oblag, ohne daß ein Zeichen der Erinnerung zurückbehalten wurde. Doch nun zur kleinen Geſchichte

Nachdem Loudon die Hauptmannsſtelle im Pandurencorps unter Trenk erhalten hatte, verließen mit dieſem Corps die Liccaner zum erſten Male den heimatlichen Boden, um außer Landes für die Rechte ihrer großen Königin zu fechten. Wir wiſſen bereits, wie Trenk's Panduren überall Furcht und Schrecken verbreiteten; das Martialiſche ihrer Erſcheinung, ihr auffallender, halb türkiſcher Anzug, ihre Bewaffnung, der vortreffliche Gebrauch, den ſie von ihrer Schießwaffe zu machen verſtanden, endlich ihre Kühnheit im Kampfe, Gewandtheit in Benützung des Terrains, die Liſt, mit welcher ſie ſich einzelner Punkte und Poſitionen ohne Aufſehen zu bemächtigen wußten, ihr wilder, ungeſtümer Angriff und leider auch ihre Grauſamkeit, die ſie im beſtändigen Wechſelkampfe mit den Türken ſich nothwendig als Hemmungsmaßregel zur Gewohnheit machten, dieſes

Gesammte war die Ursache, daß ihr Auftreten Furcht und Schrecken verbreitete. Da verstand es denn unter allen Führern Loudon am meisten, die Ausfälle einer rohen Soldateska ebensogut zu zügeln, als mit seinen Braven die glänzendsten Waffenthaten auszuführen.

Er wohnte dem Feldzuge in Bayern und am Rhein bei, wo er bei Elsaß-Zabern — das einzigemal in seinem ganzen Leben — schwer verwundet und gefangen wurde. Nach seiner Auswechslung focht er in dem zweiten schlesischen Kriege gegen Friedrich II. in den Schlachten von Hohenfriedberg und Sorr (1745). Nach geschlossenem Frieden zu Dresden (25. December) zwang Trenk's unschönes Benehmen ihn, um seinen Abschied anzuhalten, worauf er nach Wien ging und durch die Vorlegung der von Trenk im Elsaß und Bayern erhaltenen Ordres bewies, daß der Pandurenchef selbst und nicht Loudon die Gräuel in jenen Ländern begangen hatte, die er seinen Untergebenen aufzubürden suchte. Außer Dienst und Vermögen, lebte Loudon nunmehr in Wien sehr kümmerlich und hatte nicht einmal so viel, um seinen Durst nach Kenntniß der höheren Kriegkunst durch Anschaffung einiger Bücher befriedigen zu können. Er wohnte damals in Hernals im Hause Nr. 66, der heutigen Hauptstraße (alt 106, Bachgasse), und seine einzige Zerstreuung war, daß er zeitweilig nach der Alservorstadt ging, um beim goldenen Adler in der Währingerstraße (heute Nr. 11, alt 209) im dortigen Gasthausgarten Kegel zu schieben.

Im Jahre 1746 endlich erhielt er in dem, soeben unter dem Feldzeugmeister Prinzen von Sachsen-Hildburghausen errichteten Liccaner-Regimente eine Majorstelle und kam nach Bunic in das Capitanat von Licca und Corbanien. Hier trat Loudon vom evangelischen zum katholischen Glauben über, hier heiratete er Clara von Hagen, die Tochter eines Officiers, und hier war es, wo er als Major und Oberstlieutenant sich mit dem größten Eifer dem Studium der Mathematik, Geographie und Militärwissenschaften hingab. Aber auch für die Cultivirung des Bodens wußte er seine Grenzer zu gewinnen. Der jetzt anderthalb Stunden von Bunic im weiten Thalkessel liegende schöne Eichenwald von 400 Joch wurde von Loudon gepflanzt und gepflegt. Es erzählt der Volksmund, daß Loudon diesen Wald mit Avantgarden, Seitentrupps und Arrièregarden von Eichenpflanzungen umgab und wohlgefällig seine Baum-Armee von Jahr zu Jahr sich entwickeln sah. Noch erblickt man dichte Eichenparcellen in der Nähe des Hauptwaldes; wahrscheinlich die Reserven der detachirten Trupps; allein die kleineren Detachements und die exponirten Posten sind schon lange unter der Hacke gefallen.

Die eingangs berührte Kirche erbaute Loudon im Jahre 1753 aus eigenen Mitteln. Rechts vom Eingange zeigte ein eingemauerter Votivstein folgende Inschrift: „Gedeon Ernestus Loudon, qui Procolonellus — Nunc Tibi Virgo Augét Sieupis Accipe Opus anno 1753." (Nimm, o reine Jungfrau, das vom Oberst Gideon Ernst Loudon Dir geweihte Werk an.) In einer Ecke der den Kirchenraum umschließenden Mauer deckte ein einfacher großer Grabstein eine mit dem Ganzen harmonirende verwahrloste Stelle und enthielt folgende Aufschrift: „Anno 1752 den 28. October ist Anton Petrus, Sohn des Majoren Gedeon von Loudon, gestorben. — Anno 1753 den 9. September ist Leopoldus Filipus, zweiter Sohn des Oberstlieutenants Gedeon von Loudon, im Alter von 4 Jahr 1 Monat gestorben. Ruhe ihrer Asche, Heil ihrer Seele."

Im Jahre 1756 marschirten die Liccaner unter Loudon zur Armee nach Böhmen; Tetschen, Lobositz, Hirschfeld, Prag, Kollin sind geschichtliche Zeugen von den rühmlichsten Leistungen des Helden und seiner Truppen, und bald trugen die zu Bunic gepflegten Studien ihren reichen Nutzen. Den in Brillanten gefaßten hohen Maria Theresien-Orden, den später Prinz Coburg trug und

der nunmehr in der k. k. Schatzkammer aufbewahrt liegt, trug auch Loudon, der ehemalige Liccaner-Major.

Eine recht interessante Erscheinung jener Tage ist ferner der weibliche Officier, Fräulein Maximiliana von Leithorst. Dieselbe war eine natürliche Tochter des Churfürsten Maximilian Emanuel von Bayern (geb. 1662, gest. 1726) und im Jahre 1704 geboren. Ihre Mutter hatte sich nach ihrer Entbindung in das Carmeliter-Nonnenkloster begeben und niemals gewollt, daß ihre Tochter ihre Herkunft veröffentliche. Weil nun Maximiliana keinerlei Vermögen besaß, zog sie in ihrem vierzehnten Jahre Mannskleider an und trat unter dem Namen Baron von Leithorst als Page in die Dienste des Freiherrn von Halden, damals Würzburg'scher Comitial-Gesandter zu Regensburg. Einige Jahre verblieb sie daselbst, sie paßte jedoch, da sie rasch in die Höhe wuchs, bald nicht mehr für diese Stelle und nahm ihren Abschied. Mit wenig Geld versehen, ging sie zu Wasser nach Wien, wo sie durch die Empfehlung eines Regensburger Freundes die Bekanntschaft einer alten unvermälten Gräfin von Welz, Kostdame bei den Ursulinerinnen und allverehrte Wohlthäterin der Armen, machte. Diese wurde dem vermeintlichen jungen Manne, der sich so bescheiden und vernünftig aufführte, mütterlich gewogen, brachte ihn durch ihre Verwendung als Cadet unter das Franz Lothringen'sche Regiment, staffirte ihn vollkommen aus und versah ihn mit der nöthigen baaren Zulage.

Unter diesem Regimente blieb Maximiliana sieben Jahre und wohnte allen Feldzügen des letzten Türkenkrieges bei, führte sich auch so tugend- und herzhaft auf, daß sie Hoffnung hatte, eine Officiersstelle zu erlangen. Ihr Geschlecht blieb vollständig verborgen, aber die Frauen und Mädchen fanden nur allzu viel Wohlgefallen an dem schmucken Cadeten und derselbe hatte Mühe, sich der vielerlei Anfechtungen zu erwehren. Einmals verliebte sich eine junge, schöne Officiersfrau leidenschaftlich in den vermeintlichen Baron Leithorst, darüber wurde jedoch ein Anderer, welcher auf diese Frau Eindruck zu machen suchte, eifersüchtig, und da ihn die Frau kalt abwies, suchte er sich dadurch zu rächen, daß er deren Manne eröffnete, in welcher Vertraulichkeit Leithorst mit seiner Frau lebe, weshalb der zu erwartende Ehesprößling wohl kaum berechtigt sein dürfte, von ihm als Kind anerkannt zu werden. Diese Verleumdung zog der Officiersfrau eine harte Behandlung zu und zwang Leithorst den Verleumder vor die Klinge zu fordern. Bei dem stattfindenden Duelle verwundete er wohl den Gegner, um jedoch den bösen Zungen alles Motiv zu entziehen, verlobte er sich öffentlich mit einem Mädchen und galt durch ein paar Jahre als glücklicher Bräutigam. Endlich machte er sich doch ein Gewissen daraus, diese Person länger von ihrem Glücke abzuhalten, und bat sie, unter dem Vorwande, daß er niemals in den Stand kommen werde, ihr den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, sich anderweitig zu vermälen. Das Mädchen hing aber treu an ihm und wies das Ansinnen entrüstet zurück.

Maximiliana wurde aber endlich von den vielen Fatiguen des Soldatenstandes krank. Der Feldscheer, welcher das Leiden in einem anderen Grunde suchte, bestand auf Körpervisitation, gegen welche sich der vermeintliche Cadet ernstlich sträubte, was der Arzt an den Vorgesetzten berichtete, bis die Meldung zum Obersten gelangte, der sich nun selbst in das Zelt begab und dem Kranken strenge befahl, sich dem Arzte anzuvertrauen. Da gab es freilich keinen Widerstand mehr und Maximiliana mußte dem Regimentscommandanten ihren Stand entdecken, wobei sie ihn flehentlich bat, sie vor dem Regimente nicht bloßzustellen.

Der Oberst gab ihr nun den Rath, sie möge den Militärdienst quittiren, was sie auch that, und in Folge ihres muthigen und anständigen Benehmens den Abschied als Lieutenant erhielt. Sie bezog auch von dem Regimentsinhaber,

dem Großherzoge Franz Stefan von Toscana, bis an ihr Lebensende die Gage eines Lieutenants, worauf sie sich privatisirend bald zu Wien, bald zu Wiener-Neustadt aufhielt und wegen ihrer tugendhaften Aufführung und ihres aufgeweckten Geistes überall sehr beliebt war und auch unter dem Adel viele Freunde und Wohlthäter hatte. Die Braut entsagte nunmehr freilich allen Ansprüchen.

Maximiliana von Leithorst behielt ihre Mannskleidung bei, und zwar meistens nach der Uniform des Regiments, unter welchem sie gedient; nur wenn sie zur heiligen Communion ging, legte sie weibliche Kleider an. Die Ursache ihres Todes war der Krebs an der Brust; trotz ihrer unsäglichen Schmerzen wurde sie niemals unwirsch; sie bereitete sich sehr herzhaft zum Tode, ließ sich vor ihrem Ende sowohl den Sarg, als die Sterbekleider machen, und nachdem sie Alles besorgt und veranstaltet, was zu ihrem Begräbniß gehörte, auch ihre Kleider und geringes Vermögen selbst ausgetheilt hatte, entschlief sie nach Empfang der heiligen Sacramente ganz sanft zu Wiener-Neustadt am 29. August 1748.

Noch ist zu erwähnen, daß Wien am 4. März 1744 der Schauplatz einer der furchtbarsten Ueberschwemmungen der Donau gewesen, eines Seitenstückes zu jener entsetzlichen späteren vom 1. März 1830. Nachts um zehn Uhr brach das Donau-Eis an allen Orten; es zerriß alle Brücken und Stege, zermalmte Schiffe und Flösse und führte alles Brenn- und Bauholz mit sich fort, riß Planken und Mauern nieder und untergrub viele Häuser. Die Bewohner der überschwemmten Vorstädte Leopoldstadt, Roßau, Lichtenthal und Weißgärber mußten sich in die oberen Stockwerke und in vielen niedrigen Gebäuden auf die Dächer retten — es war eine grenzenlose Noth. Die wahre Landesmutter Maria Theresia blieb den 6. und 7. März den ganzen Tag hindurch auf der Rothenthurm- und Stubenthorbastei, um die Rettungsanstalten zu leiten; ihr Gemal Franz fuhr mit Lebensgefahr auf einem kleinen Schiffe in die Roßau und auf den Thury, traf allenthalben Anstalt, daß den nothleidenden Einwohnern auf Stangen Lebensmittel gereicht würden, und rettete selbst durch Bergung in seinem Schifflein Menschen vom unvermeidlichen Tode. Diese Noth dauerte acht Tage. (Bild S. 577.)

Maria Theresia gebar ihrem Gatten im Verlaufe der Vierziger-Jahre mehrere Kinder: am 13. Mai 1742 die Erzherzogin Maria Christina, von welcher noch eingehender die Rede sein wird, am 13. August 1743 die Erzherzogin Maria Elisabeth und am 1. Februar 1745 Früh nach neun Uhr in der Burg zu Wien den Erzherzog Karl Josef Emanuel.

Auch hier fand in Wien eine außerordentliche Beleuchtung statt, worüber ein eigener Quartant von 496 Seiten, verlegt vom k. Hofbuchdrucker J. P. von Ghelen, erschien unter dem Titel: „Wienerische Beleuchtung, oder Beschreibung aller deren Triumph- und Ehrengerüsten, Sinn-Bildern, Gemählden und anderen sowol überaus schön als prächtig besonders aber an Kostbarkeit unvergleichlichen Auszierungen, welche bei denen wegen der höchst-erfreulichen Geburt des zweyten Ertz-Hertzogs von Oesterreich Caroli am Sonntag Reminiscere (Gedenksonntag, zweiter Fastensonntag), nemlich den 14. Marti 1745, als am Tage Ihrer zu Hungarn und Böheim Königl. Majestät, Ertz-Hertzog von Oesterreich, vermählten Hertzogin zu Lothringen ꝛc. Mariae Theresiae, unser Allergnädigsten Frauen, Frauen gesegneten Hervorgang Abends und selbige Nacht hindurch nicht nur in allhiesig frohlockender Stadt Wien, sondern auch mancher Orten in denen herumliegenden Vor-Städten angestellten allgemeinen Freudensbezeigungen, sowohl an denen herrschaftlich- und allgemeinen Pallästen als geistlichen Collegien, Klöstern und Stiftern, wie auch Privat-Häusern, Wohnungen und Gewölbern zu bewundern und zu sehen gewesen."

Das Buch ist unerschöpflich in der Schilderung der „ungemeinen Augenlust, die nicht genugsam beschrieben werden kann", und erzählt mit behaglichster Breite

„von angenehm durscheinenden Wax-Gemählden und Bildnussen", von der Menge „überflüssiger Lampen und Lichtern, so applizirt waren". Auch hier weiset sich eine ungemeine Red- und Schreibseligkeit der damaligen Beleuchtungsveranstalter; es regnet von Bibelsprüchen, Versen und Prosa-Aufsätzen in verschiedensten Sprachen, wobei als Verfasser öfter genannt erscheinen: der königliche Hofpoet, des heil. röm. Reiches Ritter, Herr von Neuenstein, der weltliche Priester und gekrönte Poet Franz Pankl oder auch della Porta, und wenn irgendwo an einem Transparente die Ueber- oder Unterschrift fehlte, gingen Worte aus dem Munde von Mensch und Thier oder hatten sie doch wenigstens einen beschriebenen „Zettul" in der Hand, im Schnabel. Das zahlreiche Geflügel bestand aus Adlern verschiedenen Herkommens, Hähnen und Lerchen. Die Inschriften waren oft recht originell; so lautete die am Kaffeehaus des Schlossergäßchens befindliche:

„Fort mit Zeitungen, ein Prinz, kein bess'rer kunnt nicht sein,
Jetzt Lipperl (Philippchen) tumml' Dich, schenk allen Rosoli ein,
Die Königin soll leben, die zwei Prinzen von Oesterreich,
Der höchste Mitregent, die Generalität zugleich!"

Bei dem Umstande, als die Wiener und alle Oesterreicher, nachdem sie in den jüngsten Tagen die Gefahr einer unbestimmten, von irgend einer Seite anzugreifenden Thronfolge sattsam kennen gelernt, in der Geburt eines zweiten Prinzen ein großes Glück sahen, ist bestimmt gerechtfertigt, und so kann es ihnen nicht verdacht werden, daß sie mittelst ihrer Verse ein wahrhaft unersättliches Verlangen nach mehr männlichen Sprößlingen ihrer Herrscherin an den Tag legten, diesen Wunsch auch in der naivsten und dreistesten Weise kundgaben, so daß der Berichterstatter über die Beleuchtung zu sagen genöthigt ist, wie er Vieles habe auslassen müssen, „darinnen die unbeschränkte Freud die Gräntzen des schuldigen Respekts und geziemender Ehrbarkeit überschritten".

Wiederholt wird die deutsche Kaiserkrone, deren Verlust die Wiener noch immer nicht verschmerzen konnten, dem Großherzoge Franz prophezeit, bald mit Pathos, bald in scherzhafter Form. So war z. B. beim einstigen Peilerthor an einem Hause „ein Baum gemalen, auf dessen ausgebreiteten Aesten beiderseits Chur-Hüte, auf dem mittleren aber ein Adler über die Chur-Hüte seine Flügel schwingend stunde: mit dieser Ueberschrift ober dem Adler Ita decet. (So gebührt es.) Unten auf einem Wasen stunde der Printz Joseph im Hungarischen Kleid, neben seiner der Printz Karl in einem Weiß Bandl-Kleidl. Printz Karl schauete in die Höhe und sagte zu dem Printz Joseph: Schau Seperl, sang des Großpapa (Karl's VI.) sein Vogerl. Der Printz Joseph, gleichfalls in die Höhe schauend, sprache:

„Ich bin ja noch zu klein,
Kann ihn noch nicht erlangen.
Lauf' zum Papa hinein:
Er soll ihn für mich fangen."

Bei allen diesen patriotischen Kundgebungen kamen die Franzosen am Schlimmsten weg; es wird ihr altes Wappenzeichen „die Krotten", die „Lilyen", die gestützt werden sollen, der „Hahn", dem man das Rupfen androht, unzählige Male verwendet; Marschall Belle-Isle erscheint bald in Ketten, bald in einem Käfig oder in anderen recht unangenehmen Lagen, die beigegebenen Texte sind in höhnischem, oder mindestens recht geringschätzendem Tone verfaßt.

Aus der Säuglingszeit des neugeborenen Prinzen hat sich im Volksmunde eine rührende und die erhabene Herrscherin charakterisirende Anekdote erhalten. Maria Theresia lustwandelte eben in den Schönbrunner Parkanlagen, begleitet von einer Dienerin, welche den kleinen Prinz Karl trug, als sie ein im Rasen

lagerndes armes Taglöhnerweib bemerkte, dessen abgezehrtes Gesicht den Mangel an Lebensbedürfnissen nur allzu deutlich kenntlich machte. Ein kleiner Säugling bemühte sich wimmernd, ach vergeblich! aus der gänzlich vertrockneten Brust seiner Mutter Nahrung zu ziehen. Mitleidsvoll reichte die Monarchin der Armen ein Goldstück, aber diese hob es zum Himmel empor und rief bitteren Tones: „Was nützt mir das Gold, wenn ich es nicht in Milch für mein verschmachtendes Kind verwandeln kann?!“ — Da setzte sich die tief erschütterte Monarchin neben das abgezehrte Weib auf die Bank, nahm ihr den Säugling aus dem Arm und legte ihn an die mit der lebenspendenden Nahrung reich versehene eigene Brust (Bild Seite 585), sich innig daran erfreuend, wie der Kleine, wonniglich mit den Füßchen strampelnd, gierig den Lebensquell in sich zog. „Brauchst nicht neidig z'sein, Bruberl,“ sagte sie lächelnd zu ihrem eigenen Söhnchen, „'s bleibt noch Ueberfluß für Dich!“ — Die Begebenheit muß eine wahre sein, denn derlei erdichtet das Volk nicht.

Man möge uns hier gestatten, über die beiden kaiserlichen Prinzen, Josef und Karl, wenn auch theilweise den Zeitereignissen etwas vorgreifend, eingehender zu sprechen.

Erzherzog Josef und seine Erziehung.

Erzherzog Karl, der jüngere Bruder Josef's, war der bevorzugte Liebling des Herrscherpaares. Von frühester Jugend an lebten deshalb die beiden Knaben in Uneinigkeit, denn jeder war eifersüchtig auf die Gunst, welche der andere gerade von den Eltern genoß. Je älter sie wurden, desto mehr steigerten sich ihre durch mancherlei andere Umstände genährten Zwistigkeiten, und da muß man gestehen, daß der jüngere Karl im schweren Unrechte gegen seinen älteren Bruder Josef war. Verwöhnt von der nachsichtigen Liebe seiner Eltern, welche, allerdings nicht so ohne Berechtigung, viel strenger gegen den einstigen Thronerben verfahren zu müssen glaubten, befangen von den übertriebenen Schmeicheleien des ganzen Hofes, begegnete Karl seinem Bruder fast ohne Unterlaß nur mit Spott und Uebermuth. Besonders derb ließ er ihm aber stets fühlen, wie er sich rühmen dürfe, die „Purpurgeburt“ voraus zu haben, nämlich geboren zu sein, da sein Vater schon zum römisch-deutschen Kaiser erwählt worden (nach Karl's VII. am 20. Januar 1745 erfolgtem Tode, wovon später gesprochen wird), während Josef ewig nur der Sohn des „Großherzogs von Toscana“ bliebe. Dazu kam, daß Karl, wenn auch von hervorragenden Fähigkeiten, von heftigen Leidenschaften und stolzem, herrschbegierigem Charakter war und seinem Bruder bei allen Gelegenheiten auf das Bitterste das Uebergewicht seiner bevorzugten Stellung fühlen ließ, was von diesem natürlich mit eben so viel Zorn als Heftigkeit zurückgewiesen ward.

Da hatte sich denn zwischen den beiden Brüdern allmälich eine unbesiegbare, heftige Feindschaft herausgebildet, die vielleicht später unberechenbares Unheil über das Land zu bringen vermocht hätte. Da machte der Tod des Prinzen Karl, erfolgt am 18. Januar 1761, derlei Befürchtungen ein Ende. In seiner Todesstunde fühlte Karl selber sein Unrecht und er gestand es seiner Mutter. Als Maria Theresia, in Thränen zerfließend, am Bette des sterbenden Lieblings saß, nahm Karl ihre Hand, drückte sie zärtlich an seine Lippen und sprach: „Majestät, klagen Sie nicht so bitterlich über meinen baldigen Tod; denn hätte ich gelebt, würde ich Ihnen noch weit mehr Veranlassung zu Thränen gegeben haben!“ — Wenige Stunden darauf starb er, kaum sechzehn Jahre alt.

Erzherzog Josef verbrachte, als er in dem Alter von drei bis fünf Jahren war, täglich mehrere Stunden in dem Arbeitszimmer seiner Mutter und spielte zu ihren Füßen, während sich die Monarchin mit ihren Regierungsgeschäften befaßte. Wenn nun bei solcher Gelegenheit die Minister und andere Staatswürdenträger erschienen, mit denen die Herrscherin Berathung pflegte, da war es ein ganz eigenes Vergnügen, zu schauen, wie ernsthaft das Kindlein auf jede Rede lauschte, sein Rosenmündchen spitzte, mit seinen großen, klugen und schönen blauen Augen alle die Herren der Reihe nach anblickte und zeitweilig sogar in die wichtigsten und entscheidendsten Berathungen sein kindliches Geplauder mischte. Manchmal unterhielt er sich wieder mit seinen kleinen hölzernen oder bleiernen Soldaten, die er, unbeschadet der in seiner Gegenwart stattfindenden Conferenzen, laut commandirte. Trieb er es gar zu laut, verwies ihm die königliche Mama sein „Plappermaul", nun dann schlich Josefchen still schmollend in ein Winkelchen, bis, nach beendeten Staatsgeschäften, Maria Theresia ihn auf ihren Schoß nahm, streichelte und küßte, was den Kleinen wieder fröhlich machte.

Selten verging in den ersten Regierungsjahren ein Tag, wo nicht „Vater Palffy" mit Maria Theresia Verkehr pflegte; bei solchen Gelegenheiten nöthigte sie ihn stets zu sitzen, was bei den übrigen Ministern nicht immer geschah. Da nun der kleine Josef meist im Gemache anwesend war, so nahm gewöhnlich der Palatin den Knaben auf seinen Schoß und schaukelte ihn. Eines Tages, wo gerade über wichtige Staatsfragen verhandelt wurde, achtete man auf den kleinen Kniereiter nicht und ebensowenig darauf, daß derselbe, mit am Tische sitzend, ein Tintenfaß heranzog und es umwarf, wodurch der Anzug des Palatins einen häßlichen Fleck bekam. Es war dies im Jahre 1744, wo Josef im Alter von drei Jahren stand; und dennoch besaß er schon so viel Gedächtniß, daß er einige Tage darauf, als er den Palatin wieder sah, auf ihn zulief und auf dessen ungarischer Hose den Tintenfleck suchend, den er ihm gemacht hatte, ausrief: „Heut' auch Hutscherpferdl; aber nicht schmutzig machen!" (Bild S. 593.)

Als kleines Büblein hatte Josef einen eigensinnigen Kopf, den er bei gar manchen Gelegenheiten aufsetzte. Eines Tages, er stand im Alter von vier Jahren, nahm er sich vor, nur das zu essen, was ihm gefiel, und trotzdem man ihm die verschiedensten Speisen vorsetzte, sagte er nur stets: „I' mag net!" Seine Aja, Gräfin Maria Katharina von Sauran (geborene Gräfin Breuner 1701, Witwe seit 1729, gest. 1785), war schon in größter Verzweiflung und wußte mit dem kleinen Starrkopf nichts anzufangen. Maria Theresia erfuhr endlich davon, sie ermahnte, drohte — es nützte nichts, der Prinz blieb starrsinnig. Nun gebot sie, ihm, wenn er wieder eine Speise zurückwiese, nichts Anderes zu essen zu geben, aber der kleine Josef aß zu Mittag nichts und als man ihm Abends dieselbe Speise vorsetzte, rief er wieder gemüthlich sein: „I mag amal net!"

Nun bekam Theresia, die ihre Kinder sehr streng hielt, Angst vor so beharrlichem Eigensinn und beschloß, denselben durch ein Kraftmittel zu curiren. Es mußte sich ein Officier, der das Bauchreden sehr gut verstand, unter den langen Teppich des Tisches verstecken, und als der Prinz, nachdem man ihm die unliebsame Speise gebracht, abermals nicht aß und sein: „I mag net!" wieder auf's Tapet brachte, brüllte der versteckte Officier mit fürchterlicher Stimme aus dem Bauche: „Sakerwalt hinein, willst jetzt essen oder nit?!" Josef, der nicht wußte, woher die Stimme kam, erschrak gewaltig, und nun sagte ihm die Aja, es wäre dies der Himmelvater, welcher über seinen Eigensinn hoch erzürnt sei und ihn zur Folgsamkeit ermahne. Nun begann Josef sofort gehorsam zu sein und zu essen; von dieser Stunde wandte er auch nicht mehr sein „I mag net" an.

Für den kleinen Josef wurden aus hochadeligen Familien ein paar Knaben ausgewählt, welche indeß blos Gesellschafter und nicht sogenannte „Prügelknaben" (wie bereits Seite 525 besprochen) abzugeben hatten; denn solches gestattete Maria Theresia nicht, und Josef mußte jedesmal für sein Unrecht selbst büßen, was derartig heilsamen Eindruck auf ihn machte, daß eines Tages, wo sich einer der kleinen Gesellschaftscavaliere etwas zu Schulden hatte kommen lassen und Josef angegangen wurde, denselben loszubitten, er sich dessen weigerte mit dem Zusatze: „Er hat's verdient."

Es ist selbstverständlich, daß die Grundsätze, nach welchen Maria Theresia die Erziehung ihres erstgeborenen Sohnes leitete, ihrem Charakter, ihren Begriffen und den Beurtheilungen jener Zeit gemäß waren; als streng religiöse Frau strebte sie daher auch vor allen Dingen darnach, ihm ihre eigene Frömmigkeit mitzutheilen und die Gottesfurcht zum Hauptzwecke der geistigen Richtung ihres Sohnes zu machen. Sie glaubte, den Zweck am besten dadurch zu erreichen, wenn sie das Kind auf's strengste zu frommen Andachtsübungen anhielt, und so machte sie das äußere Zeichen der Frömmigkeit, welche in ihrer Reinheit der Maßstab und die Triebfeder der Handlungen sein soll, zum Hauptziel, als ob ein Fürst schon dadurch allen seinen Pflichten genügen würde, wenn er die ihm von seinem Glauben vorgeschriebenen frommen Uebungen in Manier und Geist gewissenhaft verrichtet. So machte sie, als sie eines Tages den kleinen Prinzen beim Gebet auf einem Kissen knieend fand, ihm lebhafte Vorwürfe, schalt über diese Weichlichkeit, welche weder der Demuth eines Betenden, noch dem Muthe eines Prinzen gezieme, der geboren ist, um Andern ein Beispiel zu geben.

Für Josef bildeten die Religionslehre und die Bibel die Haupt-Lehrgegenstände. Seine Lehrer darin waren die Jesuiten Georg Bittermann Josef Franz (geb. 1704, gest. 1776, Stifter der Orientalischen Akademie in Wien, hochgelehrter Physiker, Chemiker und Astronom, physikalischer Mitarbeiter des Großherzogs Franz) und der Gewissensrath seines Vaters, der berühmte Waisenlehrer Ignaz Parhamer (zu jener Zeit Religionslehrer von sämmtlichen Volksschulen, 1759 Director des Waisenhauses, geb. 1715, gest. 1786. Bild Seite 608).

Parhamer war seinerzeit der populärste Geistliche von Wien, was einestheils seinem Wirken als Missionsprediger, anderntheils seinem aufopfernden Bemühen für die Versorgung der armen Waisenkinder zuzuschreiben ist. In letzterer Beziehung besaß er die Gabe der Ueberredung in so hohem Maße, daß er allein die großen Summen, welche das später von ihm dirigirte, vom Stadthauptmann und Kaufmann Michael Kienmayer (später k. k. Hofrath und Freiherr) im Jahre 1743 gegründete Waisenhaus am Rennweg erforderte, bei Hoch und Nieder zusammenbrachte, denn er wußte Jeden von der Vortrefflichkeit seiner Waisenerziehung zu überzeugen und zu Beiträgen für das Waisenhaus zu vermögen.

Von der Art und Weise, wie er predigte, geben einige Beispiele genügend Kenntniß. Bei Gelegenheit einer der Missionspredigten, die er in und um Wien hielt, bestieg er die Kanzel, in der Hand ein Crucifix haltend, und rief im volksthümlichen Dialecte den Versammelten zu: „Schaut her! Das ist Euer Heiland, den Ihr durch Euere Misse- und Schandthaten täglich geißelt und kreuzigt! Wollt's nicht doch einmal aufhören, ihn z'martern? Habt Ihr'n nit g'nug gegeißelt? Na, so nehmt's ihn und geißelt ihn!" Dabei warf er das Crucifix unter das Volk, welches banger Schreck ergriff. Klagegeschrei durchschallte die Versammlung und lautes Weinen und Schluchzen zeigte die Reue der tief Ergriffenen.

Einmal, als er in der Kirche am Peter zu Wien predigte, sagte er am Schlusse: „Na, jetzt erwartet Ihr wohl, daß ich Euch den Segen gieb? — Anbummt! 's fallt mir nit ein; es sein noch z'viel Sünder unter Euch!“ Damit entfernte er sich, ohne den Anwesenden den üblichen Segen zu ertheilen.

Um einmal den Wienern das Beispiel von Genügsamkeit und Mäßigkeit zu geben, ließ er an einem Allerseelentage, wo der Friedhof von Besuchern überfüllt war, zwei in Wasser gekochte Knödel bringen, setzte sich auf einen Grabhügel und verzehrte sein frugales Mittagmahl unter freiem Himmel.

In Perchtoldsdorf, wo er Missionspredigten hielt, war wie überall, wo er dies in's Werk setzte, der Zulauf ungeheuer stark, denn gleich Pater Abraham

Die Kaiserin und das Kind der Bettlerin. (Seite 582.)

a Santa Clara verstand er es, die Zuhörer zu erschüttern, sie bald weinen, bald lachen zu machen. Während der letzten Predigt nun, nahm er das neben der Kanzel aufgestellte Crucifix und versteckte es unter seinem Mantel, worüber natürlich die Perchtoldsdorfer Einwohner verblüfft d'reinschauten. „Ich hab' Euch,“ begann er darauf zu sprechen, „lang genug 's Wort Gottes gepredigt, aber 's is leider durch Eure dicken Häut' nit durchdrungen. Ich sag Eng's, Oes seid's und bleibt's verstockte Sünder; Oes verdient's gar nit, daß unser Herrgott bei Eng is. Schaut's her! Deshalb hab' ich'n unter'n Mantel g'steckt und trag'n mit mir fort.“ Nach einer Pause setzte er hinzu: „Na also, soll ich'n richtig mit mir forttrag'n?!“ — „Nein, nein!“ schrieen die Perchtoldsdorfer in größter Angst, „nit forttragen! Da lassen in Herrgott!“ — „Ja, wenn Ihr mich schön bitten und Besserung versprechen thätet.“ — „Wir bitten Euer Hochwürden gar schön, wir woll'n recht fromm sein.“ — „Na also, weil Oes so schön bitt's,

so will ich'n noch da lassen", sagte der Pater und pflanzte das Crucifix wieder neben sich auf die Kanzel. „Aber das sag' ich Eng: wann's Euch nit besserts und gute Christen werd'ts, so trag' ich'n Eng 's nächste Jahr g'wiß fort und Des sollt's Unsern Herrgott in Engern Leben nimmermehr z'segn kriegen. Amen!" Damit hatte die Predigt ein Ende.

Einmal aber setzte der Prinz Josef seinen Religionslehrer in arge Verlegenheit. Eben wurde die Geschichte Salomon's des Weisen behandelt, und da stieß dem kleinen Prinzen das ihm ganz fremde Wort „Kebsweiber" auf. Sofort fragte er den Pater: „Wer sind denn diese Kebsweiber, von denen Salomon so viele gehabt hat?" — Der Pater that, als höre er die Frage nicht und suchte über die fatale Stelle hinwegzukommen; aber Josef wendete wieder sein berühmtes „I mag net!" an und verlangte erst zu wissen, was Kebsweiber sind und was sie waren. Der arme verlegene Pater sagte endlich: „Seien Sie doch ruhig, Prinz. Was sollen denn Kebsweiber sein? 's sind halt Hofdamen g'wesen." Das merkte sich der Kleine, und als er sich wenige Tage später bei seiner Mutter befand, wo die sehr alte ehrwürdige Hofdame Gräfin Petazzi den Dienst hatte und selbe eben bei der Thüre eintrat, rief er auch schon: „Mama, da kommt unser Kebsweib!" Die tiefgekränkte Greisin blieb wie versteinert auf der Thürschwelle stehen und Maria Theresia fuhr zornig von ihrem Sitze auf, dem unschuldigen Kleinen für die Verunglimpfung einen tüchtigen Denkzettel ertheilend.

Parhamer erhielt später im Volksmunde den Beinamen „Pater Kindergeneral", und zwar deshalb, weil er aus den Kindern des Waisenhauses eine vollkommen gut, von ihm selbst einexercirte militärische Truppe bildete. (Bild Seite 609.) Indessen war Parhamer nicht der Erste, der dies that; schon kurz nach der Errichtung des Waisenhauses müssen die Kinder soldatisch eingeübt gewesen sein, denn es bringt aus jenen Tagen das „Wiener Diarium" ein Gedicht über das „Soldaten-Exercitium, dem durchlauchtigsten Ertz-Hertzogen Josepho von denen Knaben im Waisen-Haus zu Unser Lieben Frauen auf dem Rennweg allerunterthänigst vorgestellet den 22. Tag Dezember Anno 1747". Indessen mag dieses Exercitium denn doch nicht jene Vollkommenheit erreicht haben, wie später unter Parhamer, über dessen Gebaren ein Zeitgenosse sich folgendermaßen äußert:

„Bei einigen seiner Knaben entdeckte der Pater einen Trieb zu militärischen Uebungen. Er mischte sich also in ihre Spiele, gab ihnen anfänglich hölzerne Gewehre und kaufte ihnen Trommeln, Fahnen und allerlei Kriegsgeräthe. Mit der täglich zunehmenden Lust der Kinder wuchs auch der Eifer des Paters; er brachte es nach und nach so weit, daß er binnen Kurzem eine dreifache Compagnie von Grenadiers, Musketiers und Artilleristen auf den Beinen hatte. Alle in ordentliche Soldatenmontur gekleidet, mit echten Flinten und Feuergewehren versehen, alle höchstens im Alter von fünfzehn Jahren, die im Exerciren, Abfeuern und sonstiger Geschicklichkeit den größten Soldaten gleichkommen, ja wohl manche übertreffen. Es ist darunter eine ansehnliche Bande Feldmusikanten, welche sich in der Janitscharenmusik vorzüglich hervorthut. Man kann davon urtheilen, weil ein großer Reichsfürst neulich (1774) dem Waisenhaus neun solcher kleiner Virtuosen für 9000 Gulden abgekauft (?! wohl als Entschädigungssumme gegeben) und an seinen Hof genommen hat. Eine andere hohe Person hat gleichfalls eine Truppe dieser Knaben erstanden (?!) und belustigt sich mit ihnen auf ihren Gütern."

„Nichts ist artiger anzusehen, als eine Musterung der Waisenknaben. Sie marschiren, avanciren, belagern, besteigen eine besonders hierzu aufgeführte Citadelle, kanoniren, werfen Granaten, ziehen sich zurück, formiren ein Bataillon

quarré, kurz, sie machen den ganzen Krieger in Miniatur. Die Knaben fürchten das Pulver gar nicht und es ist noch Alles ohne Unglück abgegangen. Im sechzehnten Jahre müssen sie sich erklären, ob sie ein Handwerk erlernen oder in den Soldatenstand treten wollen. In letzterem Falle werden sie unter die Regimenter eingetheilt; da passirt es nun freilich, daß der ehemalige Fähnrich oder Hauptmann wieder Gemeiner wird; allein sie haben immer eher Hoffnung zur Beförderung, als ein Anderer. Wollen sie aber Professionisten werden, so nimmt sie Jedermann gerne an. Ihr guter und ordentlicher Anstand empfiehlt sie vor allen Andern. Sie besitzen Ehrgeiz, und es ist geschehen, daß ein solcher Parhamer'scher Zögling, der ehedem Lieutenant war und nun das Sattlerhandwerk erlernt, aufrichtig sich erklärt hat, er hielte es für seine Pflicht, seinem Meister Alles zu thun, daß er aber für die Gesellen einen Schritt ginge, das litte seine Ehre nicht, weil er lesen, schreiben und zeichnen könnte und mehr wüßte als sie."

„In diesem Hause wird das kleinste Vergehen militärisch bestraft und Gassenlaufen ist unter diesen kleinen Soldaten nicht selten. Die Ordnung, Reinlichkeit und Schönheit in allen Gemächern ist nicht zu beschreiben. Zwei schlafen immer in einem Bette zusammen, und über eine gewisse Anzahl, die sich in einem Zimmer befinden, ist ein gesetzter Mann bestellt. Dieser hat genug Aufsicht auf sie und giebt im Lesen, Schreiben und dem Christenthum Unterricht. Vor jedem Zimmer steht eine Wache mit aufgepflanztem Bajonette, welche alle Stunde richtig abgelöst wird. Im schärfsten Winter müssen die Knaben ihre Stunde stehen und man hört keinen Einzigen darüber klagen. In der Mitternachtsstunde ziehen sie so freudig auf ihren Posten, als am hellen Mittage, und die Furcht vor den Gespenstern ist ihnen gänzlich benommen. Dabei lernen sie Alles, was ein ehrlicher Bürger zu wissen braucht und wozu sie Lust haben. Nur darf Keiner studiren oder in ein Kloster gehen."

„Ihr Lager zu sehen, ist ein wahres Vergnügen. Die vornehmsten Herrschaften wohnen demselben bei. Man glaubt ein Lager von erwachsenen Männern zu besuchen, weil gar keine kindischen Streiche vorgehen. Hier putzt ein Trupp seine Gewehre, dort lehrt ein Großer einem Kleinen das Exerciren, hier frisirt Einer den Andern, dort wäscht ein Anderer sein Beinkleid u. s. w., kurz, man findet allenthalben nichts als männliche Knaben und ganze Soldaten mit kleinen Körpern. Und ihr ganzer Lohn ist Parhamer's Aeußerung: „Ihr habt brav gethan!" Damit sind sie vollständig zufrieden."

Was das Waisenhaus in Wien selbst anbelangt, so ist dasselbe eine Anstalt, welche unvergeßliche Menschenfreunde gründeten, um den Kindern, die das Unglück hatten, ihre Eltern zu verlieren, eine Zufluchtsstätte zu gewähren, sie unterrichten zu lassen und sie zu brauchbaren Mitgliedern des Staates zu erziehen. In früherer Zeit hat es noch kein öffentliches, nur für die Waisen bestimmtes Institut gegeben. Diese wurden damals, vermischt mit anderen Armen, in den Wohnungen ernährt, welche die Mildthätigkeit von den ältesten Zeiten her, der Linderung des menschlichen Elends geweiht hatte. Diese Zufluchtsörter der Armuth, wie das Bürgerspital, der Contumazhof, das Arbeitshaus in der Leopoldstadt u. s. w., waren unmittelbar der Sorge der Landesregierung anvertraut, die Kosten wurden aus einer Casse bestritten, welche größtentheils aus den Beiträgen mildthätiger Menschen bestand und die deshalb „Armencasse" hieß. Im Jahre 1739 übertrug Kaiser Karl VI. die Aufsicht über die Humanitätsanstalten einer eigenen Hofcommission, zu deren Präsidenten er den verdienstvollen Erzbischof von Wien, Grafen Sigmund Kollonits, ernannte.

Ein Glied dieser Commission nun, der Domherr, nachmalige Weihbischof Anton Marxer (gest. 1775), besuchte in der Charwoche des Jahres 1742 das Arbeitshaus (nachmalige Provincial-Strafhaus) in der Leopoldstadt, welches

damals hauptsächlich zur Unterkunft von Waisen bestimmt war, und fand in einer abgelegenen finsteren Kammer zwanzig Mädchen auf einer hölzernen Lagerstätte, krank, hilflos und in Lumpen gehüllt. Durch diesen Anblick tief bewegt, eilte der alte Mann zu dem Wiener Handelsherrn Michael Kienmayer, einem eben so großen Menschenfreunde, welcher sich sogleich bereit zeigte, diesen Armen beizustehen.

Kienmayer baute von der Stunde an neben seinem Fabriksgebäude auf dem Rennwege noch ein zweites Haus (heute Nr. 75, alt 566), nahm die Waisen darin auf, verwendete sie zur Fabriksarbeit und sorgte, gegen einen Beitrag aus der Armencasse, für ihren Unterricht. Die fromme Bürgersfrau Justine Sacher erbot sich, die Kinder zu pflegen. Auf diese Art entstand in Wien das erste Waisenhaus, welches Pater Parhamer im Jahre 1758 mehr ausbildete und später (1807) der kais. Rath Franz Michael Vierthaler zur Vollendung brachte. Im Jahre 1761 erhielt die Anstalt von Maria Theresia die kaiserliche Herrschaft Ebersdorf und ein Capital von 125.000 Gulden, um Soldatenkinder zu erziehen, 1767 wurde die Chaos'sche Stiftung für 100 Knaben mit dem Waisenhause vereinigt, 1768 wurden schon 700 Stiftlinge und 800 Waisen ernährt.

Prinz Josef hatte keine Vorliebe für seine geistlichen Lehrer; einestheils lag der Grund darin, daß dieselben ihn mit Gegenständen überhäuften, welche ihm nicht sympathisch waren, anderntheils war daran sein Oberstthofmeister Graf Karl Batthyany schuld, welcher es niemals unterlassen konnte, über die geistlichen Lehrer in des Prinzen Gegenwart loszuziehen, ihnen, so oft es anging, eine Stunde abzuzwacken. Er machte, wenn sie kamen, stets ein finsteres Gesicht und murmelte, verständlich genug für den Kleinen aber, Schimpfworte, unter welchen „Gelehrtenquark!" „Narrenspossen!" „Blasse Schwarzröcke!" die mildesten waren. War er besonders übler Laune, was, da er am Podagra litt, sehr oft geschah, so schaffte er sie ohne Umstände ab, mit dem Bedeuten, es hätte heute der Prinz keine Zeit. Und das lebhafte Kind lachte dazu, denn es war, wie eben manche Kinder sind, gerne seiner unterrichtenden Quälgeister los.

Ein weiterer Grund lag in seiner frühreifen Beobachtungsgabe. Seine Mutter, bei welcher Frömmigkeit und Wohlthätigkeitssinn Hand in Hand gingen, gab gerne frommen Leuten, aber dabei eben oft solchen, die nur dergleichen thaten; denn wer es verstand, sein Gesicht in die andächtigsten Falten zu legen, die Augen zu verdrehen und Psalmen auswendig herzuplappern, der konnte sicher sein, Erhörung seiner Bitte zu finden; es hielt eben Theresia in ihrer wirklichen Frömmigkeit Jedermann, der eben so that, ebenfalls dafür, ohne zu wissen, wie sehr Verstellung ihre Güte und Frömmigkeit mißbrauchte. Da erkannte denn Josef schon in seiner zartesten Jugend, wie Frömmelei, Augendienerei und Heuchelei zum Gedeihen gelangten, und er bekam deshalb frühzeitig einen Ekel vor der feilen Frömmelei. Da kam denn allerlei Eigenthümliches zu Tage.

Einmal z. B. betrachtete der kleine Josef ein Gemälde, das in den Gemächern hing, wo die Kaiserin öfter verweilte. Es stellte eine Scene aus den Kreuzzügen vor, wie einem Kreuzritter für seine Tapferkeit eine goldene Kette umgehängt wird. Nachdem Josef's Blick lange auf dem Bilde verweilt hatte, sagte er: „Hm, dem Ritter da hätte wohl eher die Dienstentsetzung gebührt, als eine Gnadenbezeugung!" — „Und warum das?" fragte Theresia. — „Nun, weil er klüger gethan hätte, zu Hause zu bleiben und das Vaterland vor Räubern zu schützen, als unschuldige Völker aus Schwärmerei aufzureiben!" — Theresia schickte ihr Söhnlein auf sein Zimmer, ließ Batthyany holen und ertheilte ihm einen Verweis, weil der Prinz über die Geschichte der Kreuzzüge falsch belehrt worden sei.

Maria Theresia war kaiserlich freigebig, besonders dann, wenn man durch Frömmigkeit ihr religiöses Gefühl oder durch Schilderung von Noth und Elend ihr mitleidiges Herz zu bewegen vermochte, wobei sie leider auch mehrmals belogen und betrogen wurde, da sie nur selten untersuchte, sondern Jedermann auf sein ehrliches Gesicht oder wohlgesetztes Wort glaubte; daher kam es nun, daß die unwürdigen und unverschämten Bettler jährlich eine hübsche Summe sich zu erheucheln wußten, was dem jungen Josef gar nicht gefiel, denn er hielt mehr auf Arbeit, als auf Frommthun, und war auch im Allgemeinen sparsam, welche Tugend ihm als Erbstück von seinem Vater anhing. Da nahm er es sich denn gerne heraus, manchmal die Verhältnisse der Bittenden zu erforschen, um zu erfahren, ob sie die Wahrheit redeten. Selbstverständlich war derlei der herzensguten Monarchin sehr unangenehm.

Eines Tages bat eine Baronin in einer Audienz um eine Pension, da es ihr recht schlecht gehe und sie — wie sie weinend erörterte — sich kaum das nöthige Brot verschaffen könne, ja, sie hätte nicht einmal ein gutes Kleid, um sich unter anständigen Leuten sehen lassen zu können. Josef schüttelte bei den übertreibenden Geberden den Kopf, forschte heimlich nach und erfuhr richtig, daß es der sogenannten „armen Baronin" prächtig gehe, daß sie in Seide und Sammt gekleidet in einer Equipage herumkutschire und ein recht lustiges Leben führe. Da er seine Mutter unverzüglich davon in Kenntniß setzte, wurde die unverschämte Bettlerin abgewiesen, nebstbei jedoch erhielt Josef einen Verweis über sein Gebaren, „denn" — sagte Maria Theresia — „so was schickt sich nicht für einen Fürsten".

Der lebhafte Geist Josef's wurde durch die verkehrte Art seiner Erziehung wohl eingeschüchtert, aber nicht unterdrückt. Wenn ihn seine Lehrer träge nannten, so lag die Schuld an ihnen, da sie es nicht darnach anzulegen wußten, daß Josef bei ihnen gerne lernte. Schon als Knabe bat er seinen Geschichtslehrer Johann Heinrich Martini (geb. 1690, gest. 1767), zu dem er noch das meiste Vertrauen hatte, er möge ihm heimlich Bücher mitbringen, „aus denen er etwas lernen könne". Einst las ihm Martini ein Capitel über Selbstkenntniß und Menschenkenntniß vor und nun gerieth der sonst so zurückhaltende Knabe in eine lebhafte Aufregung. „Ach!" bat er inständig, „lesen Sie mir das schöne Capitel doch noch einmal vor, denn wenn ich einmal Kaiser bin, werde ich Selbstkenntniß und Menschenkenntniß sehr nothwendig brauchen."

Einer seiner Lehrer für Geschichte war auch Josef Anton Graf Bajtai (geb. 1716, gest. als Bischof von Weißenburg in Siebenbürgen 1773), welchen Theresia nach Wien berufen hatte, um eine Auswahl aus der ungarischen Geschichte zu verfassen und den Erzherzog Josef darin zu unterrichten. Da war später sein Unterricht überhaupt vernünftiger geworden und dadurch seine Lernbegier immer größer. Er ging eifrig in die kaiserliche Bibliothek und las dort jene Bücher, welche Bartenstein ihm als gut und nützlich empfahl. Dieser letztere Erzieher des Prinzen schrieb für denselben unterrichtende Werke, so z. B. in neun Bänden (Manuscript): „Compendien über den Kaiserstaat und dessen Verwaltung, Nachrichten von den ungarischen und siebenbürgischen Bergwerken, Rechtscompendien." Ferner eine „Anweisung zum Geschichtsunterricht für den Kronprinzen Josef, in Fragen und Antworten" (Folio, mehrere hundert Blätter halbbrüchig, 1758). Es war nämlich im October 1751 eine eigene Commission niedergesetzt worden, um den Plan für Josef's Geschichtsstudium zu entwerfen, „es sollen ihm durch die Geschichte moralische und gute politische Grundsätze beigebracht werden". Diese Schrift besteht aus zwei Abtheilungen; die erste umfaßt die Periode von 1493 bis 1519 in vierzig Fragen, die wieder in zwanzig Punkten beleuchtet oder kritisirt werden; die zweite von 1519 bis einschließlich 1742 in

fünfzig Fragen, aus denen nur jene, welche Karl's V. Regierung betreffen, mit Anmerkungen versehen sind. Der Verfasser (Bartenstein) bemerkt, er habe das kaiserliche Archiv benützt, „da von den in österreichischen Ländern gedruckten Büchern kein verläßlicher, noch genauer Unterricht zu finden".

Was das Erlernen von Sprachen anbelangt, hatte Josef stets große Vorliebe für die deutsche Sprache. Während z. B. Erzherzogin Marie Christine schon als fünfjähriges Kind die französische Sprache derart liebte, daß sie, wenn man sie in einer anderen anredete, that, als verstünde sie das Gesagte nicht, zeigte Josef gegen das Französische einen grimmigen Haß. Lateinisch lernte er eher; er besaß ferner zur Mathematik, Feldmeßkunst, Kriegsbaukunst, überhaupt zu Kriegswissenschaften mehr Neigung, als zu anderem Wissen. Und so liebte er bald das Waffenspiel und den Krieg. Es war schon in seinem sechzehnten Jahre beschlossen, daß er zur Armee abgehen sollte. Er hatte damals (Zeit des siebenjährigen Krieges) seine Mutter gebeten, ihn an dem Feldzuge theilnehmen zu lassen. Dieselbe hatte auch, in der Erwartung, daß die Anwesenheit des Kronprinzen die Soldaten begeistern werde, darein gewilligt, und schon war Alles zur Abreise gerüstet; allein — da erfolgte der Sieg bei Kollin; Friedrich mußte sich aus Böhmen zurückziehen und Theresia nahm die gegebene Einwilligung zurück, obwohl Josef bat, flehte — es nützte nichts, und bei einer diesbezüglichen Zusammenkunft zwischen Vater, Mutter und Sohn kam es zu einem leidenschaftlichen Auftritte, wo die zürnende Mutter den Thronerben ordentlich abkanzelte und nur des Vaters begütigende Belehrung und Vermittlung endlich die bewegten Gemüther zur Ruhe brachte. (Bild Seite 505.)

Josef erhielt auch Unterricht in der Musik, welche Lehrstunden eine Art Erholung für ihn bildeten, an der er vielen Geschmack fand. Maria Theresia sagte: „Ich lehre meinen Sohn die Kunst lieben, damit er milder werde; er ist nicht folgsam, sondern störrisch!" Josef lernte auch wirklich einige Instrumente spielen, darunter Clavier und Violoncell; letzteres spielte er am besten, ersteres so fertig, daß er schon in seinem dreizehnten Jahre den Gesang der Erzherzogin Maria Anna (geb. 1738) auf diesem Instrumente begleiten konnte.

Der Musikmeister, welcher fast alle Erzherzoge und Erzherzoginnen, Söhne und Töchter Maria Theresiens, im Clavierspiel unterrichtete, war Leopold Hoffmann (geb. 1738, gest. als Domkapellmeister und kais. Hofcomponist 1793). Derselbe wohnte auch noch in späterer Zeit gewöhnlich deren Kammermusiken bei. Eines Tages war derselbe mit Kaiser Josef II. ganz allein, welcher den Flügel spielte und von Hoffmann auf der Violine begleitet wurde. „Mir scheint es," sagte Josef, „als ob das Clavier in diesem Gemache nicht gut klinge; wenn's im anstoßenden großen Saale stünde, würden sich die Töne viel besser vernehmen lassen." Hoffmann erwiderte schnell: „Ich will sogleich Lakaien rufen!" aber Josef entgegnete lächelnd: „Nein, nein; was man selbst thun kann, dazu braucht man keine fremde Hilfe. — Greifen Sie an!" Und der Kaiser ergriff sofort das Clavier an dem breiten Ende und unter fortwährendem Gelächter wurde es in den Nebensaal getragen.

Kaiser Josef besaß wirklich gründliche musikalische Bildung, sang mit einer sehr hübschen Baßstimme, spielte Violoncell, Viola und Clavier, Alles vom Blatt weg, wie er denn auch ein gewandter Partiturspieler war. Seine Schule war italienisch, deshalb hatte er für die italienische Musik und deren Interpreten große Vorliebe. Er war auch Componist und schrieb sich für seine Baßstimme allerlei Kleinigkeiten, die er gerne sang. Einmal aber componirte er eine große italienische Arie und legte selbe in eine Oper ein, die im Schönbrunner Theater aufgeführt wurde. Es sollte Niemand wissen, von wem die Arie sei, natürlich wußte es sofort Jeder. Der Kaiser fragte endlich Mozart: „Wie gefällt Ihnen

die Arie?" — „Je nun," antwortete Mozart, „die Arie ist wohl gut, aber der sie gemacht hat, doch viel besser!"

Josef hielt regelmäßig Nachmittags ein kleines Concert; er speiste gewöhnlich allein im Musikzimmer, die Tafel dauerte nur fünfzehn Minuten, dann wurde durch eine volle Stunde musicirt. Nur wenn wichtige Staatsgeschäfte abzumachen waren, kam die Musik etwas später an die Reihe. Dreimal wöchentlich war größeres Concert, bei welchem ausgezeichnete Künstler mitwirkten. Um die Herren auf die Probe zu stellen, ließ Josef oft Compositionen vom Blatt weg aufführen und lachte herzlich, wenn es drunter und drüber ging, wobei sich der Kammermusik-Director Franz Kreibich (geb. 1728, gest. 1797), ein berühmter Violinvirtuose und anerkannt der erste Orchesteranführer seiner Zeit, wacker abarbeitete. Des Kaisers Kammerdiener, Strack, spielte Violoncell und war die Seele der kleinen Hofmusiken; er hatte in musikalischen Dingen großen Einfluß auf den Kaiser und war den Künstlern kein geringer Dorn im Auge, weil er meist nur seichtes Zeug begünstigte.

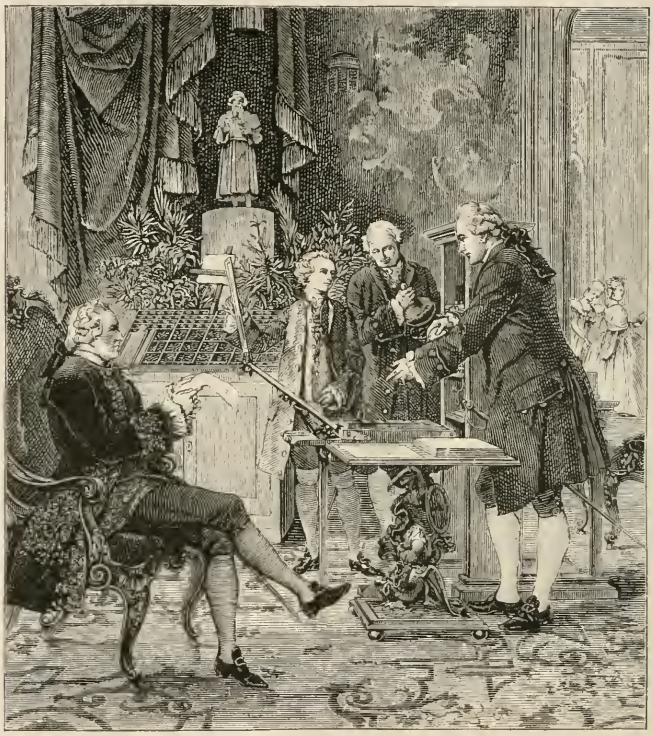
Josef war auch ein gelernter Buchdrucker. Nach der alten Sitte bei Hofe, nach welcher jeder Prinz eine Kunst oder ein Handwerk erlernt, sprach sich Josef für Gutenberg's erhabene Erfindung aus. Die bekannte Wiener Buchdruckerei Strauß aus der Alservorstadt war es, welche mit dem Lehrmeisteramte betraut wurde. (Bild Seite 592.) Als der nachmalige Besitzer Anton Strauß (geb. 1775, gest. 1827), dem die Einführung der Buchdruckerwalze an Stelle der Farbenballen zu verdanken ist und welcher die erste Maschinenpresse zu Stande gebracht, in den Feldzügen bis 1815 dem kaiserlichen Heere mit einer Felddruckerei gefolgt war, stellte ihm Kaiser Franz I. frei, für seine Dienste eine Gnade anzusprechen. Und da bat Strauß bescheiden um jene Presse, welche einst Josef II. benützt und an der ihm die Kunst gelehrt worden war. Die Gnade wurde bewilligt. Später ging die Presse an Strauß' Erben und Nachfolger, Leopold Sommer, über, von welchem die k. k. Staatsdruckerei im Jahre 1850 die Reliquie an sich brachte. Nunmehr steht sie, nebst dem dazu gehörigen Original-Setzkasten und Lettern, zur allgemeinen Besichtigung in der Staatsdruckerei. Die Form zeichnet sich durch nichts vor den anderen damals üblichen Pressen aus, ein Beweis von der Einfachheit der damaligen kaiserlichen Familie.

Die allgemeine Erziehungsweise Josef's, die ihm von Vater und Mutter zu Theil wurde, schildert der preußische Gesandte, Graf Podewils, der Josef als sechsjährigen Knaben sah, in einer Depesche, ddo. 22. März 1747, an Friedrich II. folgendermaßen:

„Der Erzherzog Josef ist nicht groß für sein Alter, jedoch sehr gut gebaut und vollendet schön. Seine Gesichtszüge sind angenehm. Er hat die Augen seiner Mutter, aber die übrigen Züge meist von dem Vater. Seine Miene ist stolz und erhaben und seine Zugänglichkeit desgleichen. Weit entfernt, ihn davon abzubringen, bestärkt man ihn vielmehr darin und erzieht ihn in den Grundsätzen der althergestammten Hoheit des Erzhauses Oesterreich. Er duzt alle Menschen, obwohl sein Vater selbst in den Gesprächen mit ihnen in der dritten Person verkehrt; zudem trifft es sich selten, daß er überhaupt mit Jemanden spricht, und da sind es nur Personen eines gewissen Ranges und die Damen, welche er mit einer Unterredung beglückt. Er hat bereits die höchste Vorstellung von seinem Range. Es ist nicht lange her, daß er Jemandem sagte, derselbe habe sich seine Ungnade zugezogen. Aller Welt, selbst den Damen, reicht er seine Hand zum küssen. Man versicherte mir, daß eines Tages, als er sich in einem Saale befand, der mit den Porträten seiner Vorfahren geziert war, er Jemand die Bilder wies mit den Worten: „Das ist der Kaiser, mein Großvater — da die

Kaiserin Eleonore" — sich aber sofort auf die andere Seite wendend, fuhr er mit einem Ausdruck von Geringschätzung fort: „Da ist nur ein Herzog und eine Herzogin von Lothringen." Wohl trachtet sein Vater, diese Grundlagen von Hochmuth zu bessern, allein einestheils liebt er ihn zu sehr, um ihn deshalb stark zu strafen, anderntheils tragen alle Uebrigen dazu bei, ihn nur noch mehr darin zu bestärken."

„Er ist halsstarrig und eigensinnig; er läßt sich lieber mit Einsperren und Fasten strafen, als daß er Jemand um Verzeihung bäte. Die übertriebene Liebe des Monarchen und der Monarchin hindern sie, ihn gehörig von einem



Erzherzog Josef als Buchdrucker. (Seite 591.)

Fehler zu heilen, der einst auf seinen Charakter schweren Einfluß üben wird. Er liebt nur das Militär und schätzt nur das, was darauf Bezug hat, ja, er richtet seine Worte nur an Officiere und deren Frauen. Er zeigt keinerlei Hang für das Studium und man wird Mühe haben, ihm die gewöhnlichsten Dinge einzuprägen, die er, ohne sich tief beschämt zu fühlen, nicht vermissen darf."

„Man flößt ihm viel Widerwillen gegen Frankreich ein und er giebt sich demselben derart hin, daß er sich weigert, die französische Sprache zu lernen und selbe niemals spricht. Um an's Ziel zu kommen, lehrt man dieselbe in seiner Anwesenheit einem kleinen Kinde seines Alters. Der Monarch mißbilligt entschieden, daß man seinem Sohne derlei Grundsätze einflößt, aber er ist nicht Herr darüber und darf sich nicht gar zu stark einmischen, damit sich nicht noch mehr

als ohnedies genugsam die Meinung verbreite, er hasse die Franzosen nicht genügend. Ich habe aber nicht gehört, daß man ihm gegen Eure Majestät Haß einflößt, noch daß er solchen empfinde."

„Er ist freigebig. Im vorigen Jahre, als die Monarchin in Schönbrunn spielte, nahm er ihr öfter Geld weg und vertheilte es an arme Officiere und an die Soldaten. Bisher ist es schwer, zu entscheiden, ob der Prinz viel Geist haben wird. Ich zweifle daher, daß er jemals ein bedeutender Kopf werden wird. Alle die Züge, die man von ihm mittheilt und die bewundert werden, zeigen mit Mühe von Lebendigkeit und keiner von Scharfsichtigkeit oder einiger

Prinz Josef am Ministerrathstische. (Seite 583.)

glücklicher Verbindung von Gedanken. Eine einzige von ihm dem Grafen Woronzow gegebene Antwort könnte man unter die letztere reihen, aber man ist überzeugt, daß sie ihm eingeflüstert worden. Dieser Minister sprach von der Weite des Weges von St. Petersburg bis Wien, worauf der kleine Erzherzog erwiderte: „Der Weg muß wohl weit sein, denn es ist schon lange Zeit her, daß ich sagen gehört, wie Ihre Truppen marschiren und sie sind bis heute noch nicht angekommen." (Damit sind die 37.000 Mann Russen gemeint, welche erst 1748 unter Fürst Repnin in Deutschland anlangten.)

„Man hat ihm bisher keine eigene Kammer eingerichtet und er ist noch unter den Händen der Frauen. Die üble Erziehung, die er erhält, und die zu große Zärtlichkeit seiner Eltern lassen nicht verhoffen, er werde jemals ein großer

Fürst werden, und die Monarchin, obwohl sie die Erziehungsweise ihrer Voreltern mißbilligt, folgt gleichwohl derselben Fährte in Bezug auf die Erziehung ihrer Kinder und vorzugsweise ihres Sohnes."

Wir brauchen zu der vorstehenden, sich später als größtentheils irrig herausgestellt habenden Schilderung keinen Commentar anzufügen. Es war Maria Theresia eine überaus zärtliche und sorgsame Mutter, aber sie war doch streng und forderte, als Josef älter ward, nach der Sitte jener Zeit einen strengen Gehorsam, ohne alles Raisonniren und Widersprechen. Es war ja die pünktliche Unterwerfung die Seele ihrer Hausordnung, ein Wink galt als Befehl, der ohne alle Widerrede vollzogen werden mußte. Daß es Josef, der von ungemein lebhafter, feuriger Gemüthsart war, schwer fiel, an diesen scharfen Begrenzungen der mütterlichen Erziehung einherzugehen, ist wohl begreiflich; er war eigensinnig, gehorchte nicht immer gerne und so pflegte ihn die Mutter allerdings den „Starrkopf" zu nennen; aber Josef liebte seine Mutter, und wenn er auch nicht mit dem Herzen, aus innerer Ueberzeugung, sich unterwarf, so bezwang er doch sein Herz und gehorchte aus Respect. Er fügte sich selbst den pedantischen Eingebungen, die ihm auferlegt wurden, und ließ die geliebte Mutter auch in ihren manchmal übertriebenen Grillen gewähren.

Josef, welcher gar frühzeitig das Treiben der Höflinge bemerkte, sah, wie der im Staatsrock sich blähende Hochmuth vor seiner, streng über ihr höchstes Ranganseben wachenden Mutter kroch, wie so manche hochgeborene, aber geistesarme Adelige, der Eitelkeit seiner Mutter schmeichelnd, ohne wahres Verdienst zu haben, nur ihre Stellungen zu sichern beflissen waren, und da ist es ihm nicht zu verdenken, daß sich gegen diese Menschenclasse eine tiefe Abneigung in seiner Seele festsetzte. Da er nun aber schweigen, seine Gesinnungen verbergen mußte, so gewöhnte er sich frühzeitig an Verstellung und es kam ein Mißtrauen, eine Menschenverachtung in seine Seele, die deren reinen Spiegel trübte; es keimte jenes Bittere, Scharfe und Schneidende in ihm auf, das später auf seine im Uebrigen so edlen und großen Eigenschaften einen verdunkelnden Schatten warf; dadurch kam jene kaltblütige Rücksichtslosigkeit in sein Gemüth, die er in seiner Liebe für die Reformen nur zu oft zeigte; nur zu oft ließ er später aus Erbitterung Pläne und Unternehmungen fallen, wenn ihnen Hindernisse in den Weg traten, weil er seine Zeitgenossen nicht weiter für würdig ansah.

Ein Augenzeuge, der den Kronprinzen von seiner Kindheit an gekannt und beobachtet hatte, gab folgende Schilderung von ihm und seiner weiteren Entwicklungsgeschichte, gegenüber der Erziehung, die bei ihm angewendet wurde. Er schreibt: „Sein Körperbau entwickelte sich schnell und vortheilhaft und er war ein schöner, wohlgestalteter Prinz; doch in den Jugendjahren ohne Feuer und Wirksamkeit. Seine Fähigkeiten und Geistesgaben fingen später an zu reifen, und er wurde gar bald von seinem nach ihm gebornen Bruder, dem Prinzen Karl, der leider zu frühe, kaum achtzehn Jahre alt, starb, an äußerer Geschicklichkeit, munterem Wesen und Entschlossenheit übertroffen und daher in der elterlichen Liebe etwas zurückgesetzt, welches dem Prinzen Josef öfters heimliche Thränen gekostet haben soll. Er lernte allzeit ungern und schwer; allein was er erlernte, hat er nie vergessen, denn sein Gedächtniß war so glücklich, Alles zu behalten, was er einmal gefaßt hatte. Er wollte gern Alles wissen und hatte auch von Allem eine bewunderungswürdige Kenntniß."

„Zur Verschwendung zeigte er niemals den geringsten Hang, man konnte aber auch keine besondere Anlage zum Geiz in ihm wahrnehmen. Er schenkte Wenigen, wenn es aber geschah, so waren die Gaben fürstlich und mit der größten Anständigkeit verbunden. Gegen seine Untergebenen war er liebreich, herablassend, wohlwollend und gnädig; gegen Vorgesetzte etwas steif und gegen

seine Hofmeister, wovon einige Pedanten waren, widersetzlich, ungeduldig und launisch. Gegen die Eltern gehorsam, doch zurückhaltend, gegen die Geschwister mehr freundlich als herzlich, öfters satyrisch, selten zuvorkommend, immer entfernt. Den geistlichen Stand schien er nie zu achten, die Religion aber hoch zu schätzen; der gar zu fleißige Kirchengänger und öffentliche Beter fand bei ihm wenig Vertrauen und Gehör. Der Gelehrte und Künstler wurde von ihm geehrt. Für das schöne Geschlecht bezeigte er jederzeit viel Achtung, tändelte gern mit den Schönen und war gegen alle freundlich, höflich, leutselig und im Umgang außerordentlich einnehmend und liebenswürdig."

Mit seinem siebzehnten Jahre überfielen Josef die Blattern und seitdem er wieder hergestellt war, wurde er ein anderer Mensch. Das bisherige Zerstreutsein hörte auf, er warf sich jetzt mit ungemeinem Eifer auf's Lernen, er zeigte eine fast unersättliche Wißbegierde. Er fing an, selbst zu studiren. Als Josef in die Zwanziger-Jahre eintrat, war er ein schöner, blühender junger Mann, schlank, nicht viel über mittlere Mannesgröße. Der Ausdruck seines Wesens war ernst, aber freundlich. Sein Gesicht war länglich, der Teint rein, der Blick geistvoll, heiter und einnehmend, um den Mund spielte immer ein lieblicher Zug, die Zähne waren weiß und regelmäßig, die Stirn hochgewölbt, die Nase etwas gebogen, beide edel. Selbst die Narben, welche die Pocken auf dem Gesichte zurückgelassen hatten, gaben den Zügen mehr männlichen Ausdruck. Besonders aber funkelte das Auge von Geist und Leben; es war himmelblau, „kaiseraugenblau", wie man es in der Modewelt genannt hat und diese Farbe noch heute so nennt; ihn ihm spiegelte sich Josef's uneigennütziges, aber energisches, rasches, ja rücksichtslos eigenmächtiges Gemüth, die warme Begeisterung für alles das, was sich diesem Gemüthe als das Große und Gute darstellte.

So groß übrigens die Liebe Maria Theresia's zu ihren Kindern auch war, so groß war auch ihre Sorgfalt, denselben eine einfache, gute, häusliche, religiöse Erziehung zu geben und immer dabei ihre künftige Bestimmung vor Augen zu haben. Wie sehr sie bei solchem Anlasse in's Detail einging, wie besorgt sie sich des leiblichen nicht minder, wie des moralischen Wohlseins annahm, zeigt uns eine Instruction für die Hofmeisterin einer ihrer Töchter (Erzherzogin Maria Josefa, geb. 1751, gest. 1767), welche derselben die Grundzüge ihres Verhaltens in jeglicher Beziehung vorschreibt, und worin wir in der großen Kaiserin die kluge Frau, die sorgsame Hausmutter sehen. Um der Originalität durchaus keinen Abbruch zu thun, möge hier die ganz eigenhändig geschriebene Instruction in ihrer eigenthümlichen Fassung und Schreibweise folgen.

„Ich verweise Sie vollkomen auf jene instruction (Vorschrift), welche Sie anfangs bey übernehmung deren Töchtern bekommen, Nur allein folgende puncten finde ich noch beyzurucken. Die Ordnung in aufstehen, schlaffengehen, die stunden vor die unterschiedliche Meister bleiben wie vorhin, und seynd hier beygeschlossen, wie Sie diesen Sommer gehalten werden.

Alle Sontag gehet Sie offentlich mit in die Kirchen und speiset auch mit uns. Das Fruhestuck ist täglich abzuwechseln nach ihren belieben, man soll ihr auch darbey Brod essen lassen, soviel sie will, ausgenohmen an gebottenen Faßtägen, wo Sie alzeit chocolade nehmen solle mit 4 stückl brod, niemals aber ein Kipfl: abends an diesen Tägen nur eine suppen und noch eine speiß, aber nichts süeßes oder gebachenes. Ordinaire zu mittag und abents ist ihr genug zu essen zu geben, was und wie viel Sie will, ohne Selbe darüber zu chiccaniren (ihr Schwierigkeiten zu machen), auch Kan Sie abgezogener (ausgekleidet) soupiren. Selbst anzufriemen ist ihr nicht erlaubt, jedoch von allen deme, was vorhanden ist, Kan Sie essen.

Den Rossen Crantz (Rosenkranz) solle Sie laut in ihrer Cammer betten, außer an Sonn- und Feuertagen, oder wan das gebett ist, in unserer Capellen. Außgehen solle Sie so oft alß es sein kan, umb sich zu fortificiren (stärken), in der Wälsch- und spanischen Sprach sich wohl üben, wie auch in der Music. Weilen Sie nacher Neapel bestimmet ist (zur Gemalin des Königs Ferdinand IV. von Beiden Sicilien, der sie aber noch als Braut verlor und darauf ihre Schwester Maria Carolina heiratete), solle man ihr ihren beruff möglichst erleichtern. Der aldortige hoff gehet sehr auf die Etiquetten und will gnädige und freundliche Souvrains (Herrscher) haben, aber eben dieses kan die Tochter gar nicht, welches doch sehr nothwendig wäre.

Mit der Andacht bin ich eine Zeit her, sehr übel zufrieden gewessen, Sie hat auch allerley propos (Redereien) über die leute, und etwas rauhes und widerwärtiges in ihren Betrag(en), mit welchem ich unzufrieden bin. Ich sehete nicht gern, daß noch Junge Fränlen zu ihr Kommeten, indeme Sie ohnedeme sehr Kindisch ist. Mit dem Obrist-Hoffmeister Salm (Anton Altgraf von Salm-Reifferscheid, geb. 1720, gest. 1769) wird es, wie bey denen schwestern gehalten werden. Wegen allen übrigen Leuten und Verordnungen bleibet es beym alten, wie sie es wird am besten finden. Die tochter verdienet ihre Tendresse (Zärtlichkeit), wegen dem attachement (Anhänglichkeit) mit welchen Sie ihr alzeit zugethan war, welches auch die haubtursach ist, warumben Sie selber wieder übergebe.

Punct die vor disen sommer seind befohlen worden und künfftig zu halten: Um 7 Uhr auffstehen, das Morgen gebett betten, die Geistliche lesung machen, Sich ankleiden, und frühstücken. Von 8 bis 9 Uhr Täglich der Schreib Meister. Montag, Mitwoch und Freytag: Von 9 bis 10 Uhr der Pater Richter (Jesuit Franz Richter, Beichtvater der Erzherzoginnen), die Christliche lehr, lateinisch lesen auch ein Teutsches buch oder schrifften lesen. Von 10 bis 11 Uhr Montag und Freitag Saumill (Sprachmeister). Um 11 Uhr in die Meß. Um 12 Uhr zu Mittag speysen. Von halber 2 bis 2 Uhr die Historie lesen. Von 2 bis 3 Uhr die Teutsche lehr. Von 3 bis 4 Uhr den Tantz Maister. Von 4 bis 5 Uhr den Wällischen Maister. Um 5 Uhr den Rosenkranz. Dienstag Donnerstag und Samstag: Von 9 bis 10 Uhr französische Lehr. Von 10 bis 11 Uhr Dienstag und Donnerstag Saumill. Samstag: zwey Brieff schreiben. Um 11 Uhr in die Meß. Um 12 Uhr zu Mittag speyßen. Von halber 2 bis 2 Uhr di Histori lesen. Von 2 bis 3 Uhr den Reiß (Zeichnen) Meister. Von 3 bis 4 Uhr Mancini (Johann Baptist, Singmeister, geb. 1714, gest. 1800). Von 4 bis 5 Uhr Wagenseil (Klaviermeister). Um 5 Uhr den Rosenkranz.

Die Damen sollen um 9 Uhr kommen und bleiben bis nach der Tafel, um 3 Uhr Nachmittag kommen Sie abermahl und bleiben bis zum nacht Essen, Sie können aber auch bisweilen zu andern stunden auch kommen. In der Fruh solle die Cammerfrau bleiben bis 9 Uhr. Von 1 Uhr nachmittag bis 3 Uhr, Abends um halber 9 Uhr soll sie wieder in der Cammer seyn.

Das Fruhstück abgewechßlet, wie Sie will, Chocolade oder Caffee, Suppen so viel Sie will, aber weder Knödeln (Klöße) noch Nocken, sondern Brodsuppen oder was von Mehl eingekocht, oder Panadel (Semmelsuppe) ohne Rauel (gebräunten Rand), und ein stuck brod darzu. Trinken darff sie, wann sie will, zur Jausen kan sie Obst Essen, so lang es in der Zeit ist, und brod so viel sie will, keine Chocolade „niemals nachmitag," sondern etwas anderes von Obst oder „in winter" eingesottenes nicht aber zuckerwerk. Sontag gehet sie mit uns in die Kirchen, speist mit uns, und gehet in die vesper (Nachmittagsgottesdienst, sogenannter Segen) und Rosenkranz. In der Früh solle Sie Ihren leuthen etwas vorlesen aus einem Geistlichen buch, welches der Pater Richter aussuchen

solle. Auf die stellung solle man wohl acht haben und auf die grimacen (das Gesichterschneiden). Bey den Gebett solle Sie allzeit knien, und sich niemahlen anlehnen, keine Famillaritäten (Vertraulichkeiten) sind nicht zu gestatten, jedoch solle sie mit allen Leuthen gnädig sein, der üble Humor gegen denen Cammerleuthen ist besonders verbothen.

Man muß sie nicht gewöhnen sich sehr warm zu halten, oder häcklich zu sein, indehme sie ohnedem aprehenssive (furchtsam, besorgt) ist, aber auch in gegentheil nichts vernachläßigen, sondern gleich mir, der Aja und dem van Swieten (Gerhard van Swieten, seit 1745 erster Leibarzt Maria Theresiens, Präsident der medicinischen Facultät und Director des Medicinalwesens der kais. Staaten, geb. 1700, gest. 1772) sagen lassen, wan es auch in der nacht wäre, daß sie krank würde, oder ein anders accident (Unfall) zustoßete, so muß solches nicht verschwiegen werden.

Wen die Aja nicht mit kan, so solle die Tochter mit beeden Damen spatzieren gehen oder außfahren wan aber die Aja zugegen, ist nur eine Nothwendig außgenommen sie wollte beyde nehmen. Mit denen 4 kleinen geschwister (Maria Carolina, geb. 1752; Ferdinand, geb. 1754; Maria Antonia, geb. 1755; Maximilian, geb. 1756) kan sie umgehen, aber nicht viel mit denen größern, man solle jederzeit wohl acht auff sie haben, wen Sie bey mir oder untern leuthen ist. Ich möchte daß sie die Spanische Sprach in geheim erlernette."

Wahrhaft bewundernswerth ist die Sorgfalt und Sachkenntniß, die rein mütterliche Zärtlichkeit, mit welcher Maria Theresia bis auf das Geringste Alles bedachte, was der kleinen Prinzessin vortheilhaft sein konnte. Man ersieht aus diesem, wie aus gar vielen andern ähnlichen Schriftstücken, wie Theresia nicht minder groß als Weib und Mutter, wie als Kaiserin gewesen.

Ein Brief einer hohen Person (unter'm 1. April 1756) stellt dies, sowie die große Anhänglichkeit der Zeitgenossen an die erhabene Fürstin des Habsburgischen Hauses dar. Derselbe lautet:

„Ich muß es Ihnen wiederholen, die erhabene Maria Theresia kennt man noch lange nicht genug. Europa, es ist wahr, hallt von ihrem Lobe wieder; man bewundert ihren Muth, ihre Festigkeit, ihre Staatsklugheit, aber man muß in Wien sein (um ihre Person), um innig davon überzeugt zu werden, daß eine zärtliche Mutter, eine edle Freundin, eine menschlich zuvorkommende und gefühlvolle Herrscherin den Thron des Reiches einnimmt."

„Sie fragen mich, nach welcher Tagesweise sie lebt? Darauf kann ich Ihnen antworten. Die Kaiserin steht gewöhnlich sehr früh auf. Ihr Erstes nach ihrem Morgengebete ist, daß sie in das Zimmer ihrer Kinder geht, wovon sie den Schlüssel hat, und sich nach ihrem Befinden, vom Erzherzog Josef an bis auf die jüngste Marie Antoinette, erkundigt. Darauf bringt sie eine Zeit mit dem Kaiser in ihrem Arbeitszimmer zu. Hier werden die pressantesten Sachen expedirt und die gesiegelten Packete durch kleine Fenster in das nächste Zimmer auf Tische geworfen, wo ein Commis (Hilfsarbeiter) von jedem der Departements sie zur bestimmten Stunde in Empfang nimmt. Zwischen 9 und 10 Uhr frühstückt sie Kaffee mit Milch, den eine Französin bereitet, die sehr lange schon in ihren Diensten ist und die gar weiter nichts Anderes zu thun hat. Dann geht sie in die Messe. Beim Hin- und Hergehen nimmt sie die Suppliken (Bittgesuche) an, die ihr präsentirt werden, und worauf sie entweder auf der Stelle Bescheid ertheilt, oder worüber sie sich, wenn ihr Inhalt es nothwendig macht, aus den bestimmten Bureaux Bericht erstatten läßt."

„Ich sage Ihnen nichts von ihrer Toilette; sie ist sehr kurz, die Ceremonien- und Galatage, besonders den Geburtstag des Kaisers ausgenommen, an welchem sie einen reichen Schmuck von Diamanten in ihrem Haare trägt. Oft erkauft

sie sogar Roben (Kleider), die sie schon getragen hat, und die ihr besonders gefallen, dadurch, daß sie neue reiche Stoffe dafür an ihre Hofdamen verschenkt."

„Gewöhnlich speist die ganze kaiserliche Familie an einer runden Tafel, an welche, wenn sie auf dem Lande ist, fast immer Damen, Minister und die höchsten Militärpersonen gezogen werden."

„Zwei- oder dreimal die Woche giebt die Kaiserin-Königin öffentliche Audienz ohne Unterschied des Standes. Hier entfaltet sie Alles, was die Menschheit Rühmendes hat: hier empfängt die unglückliche Witwe die Belohnung für die Dienste ihres Gemals; hier placirt sie elternlose Kinder nach ihrem Stande bald in's Theresianum, bald bei Regimentern, oder schickt sie in die Bureaux; hier erhalten Mädchen Aussteuer, Versorgung für ihre künftigen Männer, oder nach ihrer Neigung Stellen in Klöstern. In diesen, dem Wohlthun geweihten Stunden werden Ungerechtigkeiten wieder gut gemacht, Streitigkeiten beseitigt, Privatsachen von Bedeutung aufgehellt und zu Ende geführt; hier ist es insonderheit, wo der Bürger auf seine Regentin Segen vom Himmel herabfleht, hier der Ort, den sie selber oft mit Thränen im Auge verläßt."

„Einige Personen, die das Glück haben, in ihrer näheren Umgebung zu sein, stellten ihr vor einiger Zeit vor, so lange und mühselige Sitzungen könnten ihrer Gesundheit schaden, unbescheidenen Klagen würden Thür und Thor geöffnet und selbst auf die Minister könne der nachtheilige Verdacht fallen, als wenn sie die Befehle Ihrer Majestät nicht getreu genug erfüllten. Sie ließ sich dadurch wirklich bewegen, die öffentlichen Audienzen eine Zeit lang einzustellen. Aber schnell verbreiteten sich Besorgnisse unter ihren Unterthanen; sie glaubten, das Herz ihrer Regentin werde von nun an für sie verschlossen sein und wandten sich daher mit ihren Vorstellungen an den Hofprediger Pater M. (Ignaz Müller, geb. 1713, gest. als k. k. Rath und Propst von St. Dorothea 1782), der ihnen auch versprach, ihre Klage vor den Thron zu bringen."

„Der brave Mann hielt Wort. Nach Gewohnheit sandte er seine Predigt, die er nach einigen Tagen halten wollte, an die Kaiserin. Die Fürstin, von der Geschicklichkeit und Vorsicht des Redners einmal überzeugt, sandte sie mit ihrem eigenhändigen Federzug auf der Stelle wieder zurück. Die Predigt handelte von der Pflicht der Regenten gegen ihre Unterthanen und folgende Stelle kam unter Anderen darin vor: „Wie können Fürsten erfahren, was ihre Völker drückt, wenn sie sich Aller Augen verbergen und sich hinter unzugängliche Mauern zurückziehen? — Könige der Erde, seid die Väter der Armen, der Witwen und Waisen! Hört ihre Klagen und helft ihnen ab!" Diese Worte mit Nachdruck gesprochen, brachten eine große Sensation der Versammlung hervor. Die Kaiserin vergoß darüber Thränen, und beim Herausgehen aus der Kirche rief sie mit lauter Stimme: „Alle Thüren meines Palastes sollen den Unglücklichen offen stehen; ich will sie von nun an selber hören!"

Der eigentliche Grund der Aufhebung oder wenigstens starken Beschränkung der Audienzen war jedoch eine von einem halb Wahnsinnigen herbeigeführte Scene. Seit dem Jahre 1751 nämlich hielt sich in Wien, eines Processes beim Reichshofrath wegen, der Chevalier de Balde auf. Er war der jüngste Sohn des seiner Ausschweifungen halber verrufenen Leopold Eberhard Herzog von Montbéliard, und zwar von der zweiten Schwester, der Baronin de l'Esperance. Dieser Chevalier war, eines fieberhaften Anfalles wegen, der von Raserein begleitet war, von dem renommirten Wiener Arzte, Doctor Zwenghoff, dem Hausarzte des Oberstkämmerers Grafen Khevenhüller, geheilt worden. Am 6. August 1753 kam aber Chevalier Balde zur Mittagszeit nach Schönbrunn und verlangte von dem Kammerherrn Karl Herzog von Ursel, welcher eben im Dienste war, bei der Kaiserin gemeldet zu werden.

Als ihm die Antwort wurde, daß Ihre Majestät diesen Morgen keine Audienzen ertheile, versuchte der Chevalier mit Gewalt in das Gemach der Kaiserin zu dringen. Da sich der Kammerdiener Beckers, welcher gewöhnlich bei der Thüre stand, eben auf einige Augenblicke entfernt hatte, stellte sich der Kammerherr vor die Thüre, um ihm den Eingang zu wehren; aber der Chevalier zog den Degen und stürzte in so rasender Eile auf ihn los, daß er kaum Zeit hatte, selbst eine Waffe zur Vertheidigung zu ziehen, und da d'Ursel ein kleines, schwaches Männlein war, glitt er am Parquet aus, vielmehr warf ihn Balde nieder, und er erhielt von dem Rasenden einen Stoß mit dem Degen, welcher allerdings nur durch den Rock ging, dem Kammerherrn aber dennoch eine leichte Streifwunde an der Seite und an den Händen beibrachte.

Jetzt ging der Chevalier direct auf das Cabinet der Kaiserin zu, worin dieselbe seit dem Morgen mit ihrem Cabinetssecretär arbeitete. Maria Theresia war bei dem Lärm und Geklirr der Degen erschrocken und eilte sofort in das Cabinet ihres Gatten. Mittlerweile war Marchese de Poul, Kammerherr des Erzherzogs Josef, welcher eben an einem Fenster in der Antichambre mit den übrigen Kammerherren plauderte, herbeigeeilt und hatte den Thäter festgehalten, bis die Kammertrabanten und Hatschiere, an ihrer Spitze der hundertjährige Schweizerleibwach-Profoß Oswald Zulli, ein Veteran, der bereits siebzig Jahre den beiden Häusern Lothringen und Oesterreich in Nancy, Florenz und Wien gedient hatte, herbeikamen und ihn entwaffneten. (Bild Seite 616.)

Chevalier Balde wurde auf die Wachtstube geführt und dann als ein Irrsinniger in das spanische Spital (wo heute das Waisenhaus, Bezirk Alsergrund) und später in das Kloster Rain nach Steiermark gebracht. Die Nachricht von dem Vorfalle hatte sich alsbald in allen Kreisen verbreitet und erfuhr die verschiedensten Auslegungen. Die Einen meinten, Balde sei nicht im Delirium gewesen, sondern habe sich von seinem Jähzorn zu dem Verbrechen hinreißen lassen, und die Monarchin sei zu großmüthig, um ihm den Kopf vor die Füße legen zu lassen; Andere glaubten wirklich, der Chevalier sei durch die Abweisung in einen Rückfall seiner Krankheit gestürzt worden, und dieser letzten Meinung schloß man sich, um den Eclat der Strafe zu vermeiden, von Seite des Hofes ebenfalls an.

Aber die Folge dieser That blieb, daß von nun an Niemand, wie früher, in das Spiegelzimmer (so genannt wegen der vielen großen und schönen Spiegel, welche in demselben befindlich waren) sofort eintreten durfte, sondern wie beim Kaiser, erst das Vorgemach passiren mußte; ferner mußten die Inländer, um zu einer Audienz zu gelangen, sich früher beim Hofkanzler, die aus dem Reiche beim Reichs-Vicekanzler melden und die Legitimation bei dem Oberstkämmererамte ausweisen. Erst einige Jahre später konnte man durch eine einfache Eingabe an den Oberstkämmerer oder die Kaiserin Audienz erhalten, damit nicht etwa die Minister aus persönlichen Gründen Jemandem den Zutritt zur Monarchin verweigern konnten.

Unter den vielen Audienzen, welche in jenen Tagen gestattet wurden, machte keine so lärmenden Nachhall, als die des sogenannten „Hoftirolers" Peter Prosch (geb. 1745, gest. im Jahre 1804). Derselbe, ein recht drolliger Landmann, später einen ausgebreiteten Handel mit Handschuhen treibend, als Spaßmacher sehr beliebt und dadurch zu einem kleinen Vermögen gelangt, kam in frühester Jugend als eine Waise des Zillerthales in eine dortige Branntweinbrennerei, lernte das Geschäft und gewann es lieb, so daß er kein höheres Glück kannte, als einst eine kleine Brennerei zu besitzen. Wie es aber anzufangen, das wußte Peterl, wie man ihn gewöhnlich nannte, lange nicht.

Einmal träumte ihm, die Kaiserin Maria Theresia schenke ihm sein ganzes Hütchen voll Geld und obendrein die Erlaubniß, ein Branntweinhäuschen im Zillerthale dafür zu bauen. Er faßte frischweg den Entschluß, nach Wien zu wandern und der Kaiserin Gelegenheit zu geben, diesen Traum wahr zu machen. Mit einem Kruge voll selbstgebrannter Waare, die er der Kaiserin als Beweis seiner Geschicklichkeit mitbringen wollte, machte sich der etwa dreizehnjährige Bursche auf den Weg. In einem Dorfe gab man ihm Nachtquartier und da er kein Hehl daraus macht, wohin er will und für wen der köstliche Branntwein bestimmt sei, gab dies Veranlassung zu mancherlei Späßen. Aber unter diesen war einer ebenso tölpisch als grausam — als Peterl am andern Morgen seinen Weg fortsetzen will, da ist das Empfehlungsgeschenk, auf welches er einen großen Theil seiner Hoffnung gebaut hatte, nirgends mehr zu finden. Man bedauerte wohl den bitterlich weinenden Jungen und hielt strenge Umfrage nach dem Krüge, indeß — vergebens! Dieser war fort. Die mitleidige Wirthin wollte den Krug durch einen andern, mit noch besserer Waare gefüllt, ersetzen; aber Peterl wollte die Kaiserin nicht betrügen und schied, beschenkt mit einem Reisegelde, unter Jammer und Wehklagen von dannen.

Es war jedoch mit dem Kruge nicht auch sein Muth verloren. Er kam glücklich in Wien an und fragte gleich beim Eintritt nach der Kaiserin. Er stand vor ihrer Burg und sah schon im Geiste seinen Hut mit Thalern gefüllt, aber eine Schildwache wies ihn unsanft zurück. Da wurde Peterl zum ersten Male muthlos, lief voll Schwermuth von einer Straße zur andern und setzte sich endlich, bitterlich weinend, bei Sonnenuntergang auf einer Brücke nieder, es war dies die Leopoldstädter Schlag- (heutige Ferdinands-) Brücke.

Ein junger, des Weges wandelnder Kapuzinermönch bemerkte ihn und fragte nach seinem Jammer. Treuherzig erzählte Peterl von seinem Glücksstern im Traume und von seinem Unstern mit der Schildwache. Der junge Frater lachte, beruhigte ihn aber durch das Versprechen, daß er ihm zu einer nothdürftigen Unterkunft, wenngleich nicht sofort zu dem geträumten Hute voll Geld verhelfen wolle. Er führte ihn mit sich in das Kapuzinerkloster und am nächsten Morgen stellte er ihn dem Pater Johann Baptist Sabbattini, kais. Hofcaplan, vor. Der geistliche Herr brauchte gerade einen Chorjungen, und Peter, der ihm gefiel, wurde zu diesem, freilich nicht Hüte voll Geld einbringenden Posten erwählt.

Als er eines Tages wieder dem Hofcaplan den Weihkessel vorträgt, aus welchem dieser das Weihwasser zur Rechten und Linken sprengte, wird der Anfang damit beim Kirchstuhle der diesmal anwesenden Kaiserin gemacht. In dem Augenblicke wird Peter wieder von dem alten Zutrauen zu der Landesfürstin ergriffen und er wirft sich lautlos, nur still weinend, zu ihren Füßen nieder. Die Kaiserin war tief gerührt; sie sah, daß es nicht bloße schuldige Verehrung, sondern reine Unterthanenliebe, kindliches Zutrauen und warme treue Anhänglichkeit war, und fragte den Hofcaplan nach dem Chorjungen.

Dieser wußte die ganze Traum- und Reisegeschichte Peterl's und erzählte sie der Kaiserin umständlich, so daß er nicht einmal des ihr zugedacht gewesenen Kruges mit selbst fabricirtem Branntwein vergaß. Die menschenfreundliche Landesfürstin sagte: „Nein, nein; ein so gut's Zutrauen darf nit unbelohnt bleiben", und gab dem Hofcaplan den Auftrag, den Jungen in der nächsten öffentlichen Audienz zu ihr zu schicken und auch dafür zu sorgen, daß er nicht wieder abgewiesen würde.

Die sehnlich gewünschte und nun so freiwillig ihm entgegenkommende Erlaubniß setzte Peter ganz in Begeisterung. Er warf sich in sein Tirolerkleid und kam glücklich in die Burg. Da wurde er durch ein paar große Zimmer

geführt und endlich in eines, wo er warten sollte, bis ihn die Kaiserin rufen würde. Zu seiner Verwunderung sah er im weiten Kreise herum, wohin er sich

Strasser's falsche Steine.

wandte, nichts als lauter Tirolerbuben, von denen zwar keiner ein Wort sprach, jeder aber Alles nachahmte, was er that.

Peterl ging nun auf den ersten besten stummen Landsmann zu und dieser kam ihm gleich freundlich entgegen; im Augenblicke aber, als sich beide die Hand bieten wollten, stieß Peterl auf etwas Hartes. Es war, wie er nun sah, ein Spiegel, das Zimmer ein Spiegelzimmer und der Landsmann niemand Anderer als er selbst. (Bild Seite 553.)

Noch staunte Peterl und wußte sich in das Zimmer nicht zu finden, als sich ein Thürflügel öffnete und eine weißgekleidete Dame hereintrat. Wer konnte dies anders sein, als die Monarchin? Er lief ihr entgegen, um nach der Vorschrift des Hofcaplans ihr seine Verbeugung zu machen, glitschte aber auf dem geglätteten Boden aus und fiel nieder, worauf ihm die Dame lächelnd bedeutete, sie wäre die Kaiserin nicht; wenn er aber dort durch die Nebenthüre gehen wolle, würde er sie finden.

Flugs raffte sich Peterl wieder auf und folgte ihr in das Cabinet, in welchem ihn Maria Theresia mit verdoppelter Freundlichkeit empfing; denn sie hatte sowohl die Scene mit dem Spiegelbilde, als die verunglückte Verbeugung durch die offenstehende Thüre mit angesehen. Sie ließ sich von ihm seinen Lebenslauf nochmals erzählen und fragte ihn, als er auf sein Anliegen zu sprechen gekommen war, warum er ihr nicht ein Krügel seines guten Branntweins zur Probe mitgebracht habe. Peter wurde feuerroth und antwortete, daß sich mit demselben Jemand einen Spaß gemacht und die Gabe, die nur der erhabenen Monarchin bestimmt gewesen, ihm weggenommen hätte; worauf Maria Theresia sprach: „Nun, auf Treu und Glauben, daß das wahr ist, was du mir erzählst, sollst Du das Geld doch haben." Und nun zog sie aus ihrem Schreibtische ein Fach heraus, in welchem Peterl zu seiner unaussprechlichen Freude viele blanke Thaler sah. Er hielt sein Hütchen auf und die Kaiserin legte eine Hand voll Thaler um die andere hinein. Mit jedem Wurfe stieg das Entzücken des Tirolers, bis er endlich, vor Freude zitternd, den zu schwer gewordenen Hut auf den Boden setzte, das Kleid der edlen Monarchin küßte und so ungenirt um sie herumtanzte, daß sie sich des lauten Lachens nicht enthalten konnte.

Nachdem sich der Freudensturm in etwas gelegt hatte, fragte Theresia: „Nun sag', Peter, was meinen denn meine braven Tiroler von mir? Sie müssen mich doch lieb haben, weil Du so großes Zutrauen zu mir hast?" Und Peter rief: „Ach ja! alle Tiroler haben Dich lieb; sie sagen: Du bist die beste Mutter auf der Welt." Noch stellte die Monarchin einige Fragen, dann brach sie das Gespräch ab; aber Peter hatte noch eine Bitte auf dem Herzen; er sagte: „Frau Kaiserin, wenn ich heim komm' und das Häusel bauen will, wird's der Beamte nit leiden, und wenn ich sag', daß Du's erlaubt hast, wird er's nit glauben." Theresia meinte nun, sie werde schon für den Erlaubnißschein sorgen, aber Peterl kratzte sich verlegen hinter dem Ohre und sagte: „Hm, mir hat aber trämmt, daß die Kaiserin mir selber g'schrieb'n hat; ein paar Zeilen von Deiner Hand, Frau Kaiserin, thäten viel mehr wirken."

Um das Traumgesicht ganz zu erfüllen, willigte Theresia auch in diese Bitte, und nun eilte Peter Prosch mit der frohen Nachricht zum Hofcaplan und dann in sein Zillerthal zurück. Was er dort erzählte, hielt Jedermann für Erdichtung oder für eine Posse, die man ihm gespielt, aber das schwere Packet Geld und die Handschrift der Kaiserin konnte selbst der ungläubige Vogt nicht für Lug und Trug halten. Peter erbaute mit guter Muße sein Haus und freite nach etlichen Jahren ein wackeres Weib, mit dem er sein Branntweingewerbe eröffnete. Seine lustige Laune zog viele Gäste herbei, noch einträglicher

aber war sein Handel, den er, nach der Weise so vieler seiner Landsleute, den Sommer durch betrieb; da besuchte er mit seinen Handschuhen (Innsbrucker Handschuhe galten seinerzeit als vorzüglichste Waare) die vornehmsten Städte Deutschlands, sein gutes Fabrikat fand Beifall, noch größeren aber seine lustige Laune. (Es erschien auch zu München bei dem Hof-, Akademie- und Landschaftsbuchdrucker Anton Franz in München im Jahre 1789 ein Buch „Leben und Ereignisse des Peter Prosch, eines Tirolers von Ried im Zillerthal, oder das wunderbare Schicksal", in welchem er selbst seinen Lebenswandel erzählt.) Man nannte ihn stets nur den „Hoftiroler", und noch heute wird es in Wien mit dem Ausdrucke „Hoftirolerei" bezeichnet, wenn Jemand sich im Umgange mit hohen Personen, um selbe für sich zu interessiren, eine affectirte Naivetät, Frömmigkeit und Demuth zur Schau trägt. War doch Peterl pfiffig genug, der Kaiserin Maria Theresia regelmäßig die drei Kreuzer Grundzins seines Hänsleins nach Wien zu bringen, wo sie ihm mit Kremnitzern ausgewechselt wurden, wobei er auch der Monarchin viel zu erzählen wußte, was man in Tirol von ihr spreche. Bei Kaiser Josef, da richtete er nichts aus. Peterl war auch Gelegenheitsdichter; bei Geburts- und Namensfesten schmiedete er Verse, die er declamirte und reiche Geschenke von Hof und Adel einheimste, wie er denn überhaupt den Spaßmacher bei Tafeln abgeben mußte. Er ist ferner Erfinder eines volksthümlichen Puppenspiels, das nach ihm Peterlspiel genannt wurde.

Um wieder auf das Familienverhältniß am kaiserlichen Hofe zurückzukommen. Ein herzliebes Andenken daran ist uns bewahrt durch ein im Schlosse Schönbrunn befindliches Aquarellbild, welches die kaiserliche Familie am Morgen des dem heiligen Nikolaus geweihten Festtages (6. December) vorstellt.

Es ist eine alte Sitte, den Kindern am Vorabend des Nikolaustages — im Wiener Dialect „Nigló" — wie von unbekannter Hand Geschenke einzulegen; dieselbe stammt von einem rührenden Zuge aus der Lebensgeschichte des heiligen Mannes selbst her. Nikolaus, Bischof von Myra in Lycia (gest. 290), nahm es sich stets besonders zu Herzen, wenn gute Menschen Armuth und Noth zu tragen hatten; er trachtete derlei Unglückliche insgeheim auszuforschen und ihnen durch verborgene Wohlthaten zu helfen. So hatte ein armer Bürgersmann drei Töchter, deren jede schön und tugendhaft war. Der Familie ging es so schlecht, daß der Vater bereits befürchtete, die Mädchen würden der Verführung reicher Wüstlinge preisgegeben werden. Die älteste Tochter war die Braut eines Handwerkers, der jedoch ebenfalls arm war, und so weinten denn eines Abends die beiden jungen Leute bitterlich über ihr Geschick. Bischof Nikolaus, der die Tugend dieser armen Familie kannte und hochachtete, beschloß ihr aufzuhelfen, machte eines Tages eine Summe Geld zusammen und legte sie des Nachts, mit der schriftlichen Bestimmung zu einer Aussteuer, an das Fenster der Wohnung hin. Als die Familie das Geld fand, dankte sie Gott für die wunderbare Hilfe. Die älteste Tochter heiratete darauf und die jüngeren Schwestern fanden in der Hilfe neue Ermunterung, in Gottesfurcht und Unschuld zu leben.

Als die zweite Tochter herangewachsen war, wiederholte Bischof Nikolaus seine Wohlthätigkeit auch an dieser, ein paar Jahre später auch an der Dritten. Die dankbare Volksmeinung ergriff die Gelegenheit und machte diesen Heiligen zum Wohlthäter der Kinder. Um seine edle Handlung zu verewigen, legten die Eltern ihren Kindern am Abend des Nikolaustages allerlei Geschenke auf das Fenster und eiferten die Kleinen selbst an, ihre Schuhe dort niederzulegen, damit der Heilige, wenn er erscheine, dieselben mit Gaben anfüllen könne.

Dieser uralte Gebrauch nun wurde an dem frommgläubigen Kaiserhofe ebenfalls strenge festgehalten, es war schon vor Jahrhunderten eingeführt, an

diesem Tage den kleinen Erzherzogen und Erzherzoginnen Gaben zu bescheeren, zuweilen kostbare Gegenstände, wie Becher, Nippsachen von Krystall, Gold und Juwelen (noch heute manche davon in der kaiserlichen Schatzkammer aufbewahrt und als solche Geschenke für die jungen Herrschaften bei der ersten Communion, beim Pfingstfeste, Nigló u. s. w. gekennzeichnet), Spielzeug u. dergl.

Unter Maria Theresia, der herrlichen Fürstin und Mutter des Landes wie ihrer Kinder, nahm auch dieses Fest, wie alle häuslichen Angelegenheiten des Hofes einen sehr einfachen und gemüthlichen Charakter an, alles Ceremoniell war abgestreift und der Vorgang auf den intimsten Familienkreis beschränkt, wie denn das eingangs erwähnte Bildchen zeigt, welches derart einfach gehalten ist, daß man die freundliche Gruppe dem ersten besten Bürgershause entnommen halten könnte.

Das Bildchen, dessen Wiedergabe hiermit (Seite 617) erfolgt, möchte sich am besten: „Der Nigló in der kaiserlichen Familie" betiteln, und es trägt am Aufsatze des Steinkamins rechts die Bezeichnung: „Maria fecit 1762." Diese Künstlerin, welche das Aquarellbild verfertigte, ist niemand Anderer als die Erzherzogin Maria Christine (geb. 1742, später Gemalin des Herzogs Albrecht Casimir von Sachsen-Teschen 1766, gest. 1798), die Lieblingsschwester des Kaisers Josef II., eine ausgezeichnete Malerin und Zeichnerin.

Das Bild zeigt ein einfach ausgestattetes Wohnzimmer, das sich durch gar nichts von einem Gemache bürgerlicher Behausungen unterscheidet; seine schlichten Möbel bestehen in einem Rococokasten mit geschnitztem Aufsatz, einer soliden Pfeileruhr und einem Tischchen gewöhnlicher Art, nur der reichverzierte Kamin mit seinem Blumenbilde zeugt von höherem, künstlerischem Charakter der Zimmerausstattung.

Bei diesem Kamine, in welchem ein Feuer lodert, sitzt Kaiser Franz behaglich im Schlafrocke bei seiner Morgenchocolade, neben ihm, mit der Hand auf den Lehnsessel gestützt, steht die regierende Kaiserin Maria Theresia, ebenfalls im einfachen Hauskleide, und Beide betrachten voll Theilnahme und mit elterlicher Lust das Benehmen ihrer jüngsten Kinder, als sie die „Nigló-Geschenke" erhalten. Franz betrachtet, von seiner Morgenlecture wegblickend, wohl das „Wiener Diarium", in welchem er nach den Handels- und Finanznachrichten geforscht, mit Freundlichkeit und Herzensgüte nach der Seite auf jenes weinende Söhnlein — Erzherzog Ferdinand, damals achtjährig, später Statthalter der Lombardei und Gründer der Linie Oesterreich-Este — welchem die himmlische Gerechtigkeit für's „Schlimmsein" eine Ruthe zugewiesen hat, indeß hat es die elterliche Milde zu mildern gewußt und einen Teller mit Backwerk hinzugefügt, gewiß unter der Bedingung, daß aufrichtige Reue und Besserung es auf die Anwendung des grausamen Werkzeuges nicht ankommen lassen werde. Der himmlisch-irdische Functionär dieses Gerechtigkeitsactes ist die Malerin selbst. Der Kleine, welcher sich's im höchsten Behagen auf dem Teppich bequem macht, um so in behaglicher Ruhe ein Stück Backwerk zu verzehren und mit diesem Gaumengenuß die Augenweide an weiteren Zuckervorräthen und an einem stolzen Reiter aus bemaltem Holz zu verbinden, ist der sechsjährige Erzherzog Maximilian (geb. 1756, später Hoch- und Deutschmeister, Churfürst und Erzbischof von Cöln, gest. 1801). Das Mädchen, welches zur Seite ihrer älteren Schwester auf ihre Puppe deutet, die Freude an dem Geschenke ausdrückend, ist Erzherzogin Maria Antoinette (geb. 1755), die nachmalig so unglückliche Königin von Frankreich, welche 1793 ihr Leben auf dem Schaffott verhauchte.

Im Schlosse Schönbrunn befindet sich auch ein Gegenstück zu diesem Bilde, eine nicht minder liebliche Scene: Maria Theresia befindet sich als Genesende auf ihrem Lager, und Kaiser Franz, abermals im bequemsten

Hauskleide, sitzt am Bette, wartet liebevoll der Kranken und reicht ihr eine Schale mit Getränk zur Erquickung.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unterlassen zu bemerken, daß die Kunst am Hofe Theresiens und ihres Gemals gar eifrig betrieben wurde. Außer Christinen beschäftigten sich noch vorzüglich mit der Malerei die Erzherzoginnen Maria Anna (nachmalige Vorsteherin des adeligen Fräuleinstiftes in Prag), Maria Carolina (nachmalige Königin von Neapel) und Marie Antoinette. Die ersten Beiden waren Schülerinnen des Akademie-Professors Friedrich Braun; Carolina und Antoinette wurden aber auch von der berühmten Pastellmalerin, Frau Gabriele Beyer (geborene Bertrand 1730, Gattin des Hofbildhauers Johann Wilhelm Beyer, gest. 1802), unterrichtet. Die Akademie der bildenden Künste zählte die Erzherzoginnen Maria Anna und Caroline zu ihren Ehrenmitgliedern und bewahrte von Beiden Zeichnungen. Erzherzogin Maria Elisabeth (geb. 1743, Vorsteherin des adeligen Damenstiftes in Innsbruck, gest. 1808) war ebenfalls eine gewandte Zeichnerin, Christinens Gemal, Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, ein tüchtiger Zeichner und Aetzer.

Beginn der Friedensjahre.

Kaiser Karl VII. zog am 23. October 1744 wieder einmal in seine Hauptstadt ein und dieser Einzug war seine letzte Freude. Schon lange kränkelte er, es hatten Kummer, Sorgen und bitterste Enttäuschungen seine Gesundheit untergraben, und als ihm gemeldet wurde, daß die Oesterreicher die Bayern bei Meineck geschlagen hätten, ergriff ihn dies derart, daß die Gicht, an welcher er schon lange litt, in den Leib zurücktrat. Er starb am 20. Jannar 1745, vorher noch sein tiefes Bedauern ausdrückend über die verfehlte Politik, welche sein Land zugrunde gerichtet und ihn zu nichts gemacht hatte, als zu einem Schattenkaiser in Frankreichs Hand, dabei seinen Sohn ermahnend, sich rasch mit dem Hause Oesterreich auszusöhnen und jeden Gedanken an die Kaiserwürde aufzugeben.

Elisabeth-Theresien-Orden.

Der unerwartete Tod des Kaisers veränderte schnell die politische Lage; die Union hatte keinen Grund mehr, zu bestehen, Friedrich keinen Grund mehr, mit Maria Theresia Krieg zu führen; Frankreich war müde, Hilfsgelder zu bezahlen, denn der Krieg hatte bereits 500 Millionen Livres und 200.000 Menschen gekostet. Allein darin waren sowohl der französische, wie der preußische Hof einig, daß man, um die Wahl Franz Stefan's zum Kaiser zu verhindern, schnell sich über einen anderen Candidaten einigen müsse. Beide Cabinete machten dem Churfürsten von Sachsen diesbezügliche Anträge; aber war auch für den ehrgeizigen August III. die Kaiserkrone recht verlockend, traute er doch dem Nachbar nicht und war zudem durch die am 8. Jannar 1745 abgeschlossene Quadrupel-Allianz an Maria Theresia gebunden, denn in diesem Ver-

trage war dem Gemale Maria Thereſiens die Kaiſerkrone zugeſichert. Friedrich ſtand ſomit in Deutſchland der Königin ganz allein gegenüber. Franz Stefan als Oberbefehlshaber und ſein Rathgeber Traun nöthigten die franzöſiſche Armee, ſich über den Rhein zurückzuziehen (19. October 1745) und nun war die Kaiſerwahl frei, deren Reſultat ſicher vorauszuſehen.

Die Wahl fand am 13. September ſtatt und ſie fiel auf den Gemal Maria Thereſiens „den durchlauchtigſten Fürſten und Herrn Franciscum Stephanum, Herzog von Lothringen und Bar, Großherzog von Toscana und König von Jeruſalem“, welches Wahlergebniß vom Volke mit größtem Jubel aufgenommen wurde. Der Gewählte nannte ſich als Kaiſer Franz I.

Maria Thereſia wollte der Krönung ſelbſt beiwohnen und ihre Reiſe dahin glich einem wahren Triumphzuge; Alles ſchwärmte für die eben ſo ſchöne, als muthige und ſtandhafte Fürſtin. In Aſchaffenburg kam ihr Franz I. entgegen, in Heidelberg hielt ſie eine Revue über das Heer, welches damals am Rhein ſtand, und die Truppen begrüßten die geliebte Herrin mit maßloſem Jubel; dann hielt ſie offene Tafel unter einem Zelt, an welcher die Feldmarſchälle, Feldzeugmeiſter und Generale Antheil nahmen; die Stabsofficiere und Cavaliere ſaßen an neun anderen Tafeln, zum Geſchenk erhielt jeder Soldat an dieſem Tage einen Gulden, ein Pfund Fleiſch und eine Maß Wein.

In Frankfurt war der Empfang höchſt glänzend, Alles war entzückt von der Königin. Man hatte den Kaiſer Franz bewegen wollen, daß er an dem altherkömmlichen Ceremoniell bei der Krönung zu Frankfurt einigen Ueberfluß abſchaffe, aber Franz weigerte ſich ſtandhaft und ſagte: „Wo ein Eid iſt, da muß auch Ceremoniell ſein.“

Am 25. September beſchwor Franz die Wahl-Capitulation, am 4. October wurde er im Beiſein ſeiner Gemalin gekrönt. Der Feierlichkeit ſah Maria Thereſia aus einem Balkonfenſter des Hauſes Frauenſtein, gleich neben dem „Römer“, (Rathhaus) zu. Als nun ihr Gemal in dem ſeltſamen Kaiſer-Ornate aus dem Dome zurückkehrte und ſich ihr, ſozuſagen, als das Geſpenſt Karl's des Großen darſtellte, hob er beide Hände empor und wies ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wunderſamen, viel zu großen und langen Handſchuhe, worauf Thereſia in ein fröhliches Gelächter ausbrach, in welches das verſammelte zuſchauende Volk jubelnd einſtimmte, denn aus dieſem kleinen Ereigniſſe erkannte es ſofort das gute und natürliche Ehegattenverhältniß des höchſten Paares der Chriſtenheit und vermochte es durch eigene Anſchauung zu würdigen. Als aber nun gar, wo der Kaiſer näher kam, die Gattin den Gatten mit hochgeſchwungenem Taſchentuche begrüßte und zuerſt vor Allen ihre helle Stimme ihn mit dem enthuſiaſtiſchen: „Es lebe der Kaiſer Franz!“ empfing, da ſtieg der Enthuſiasmus und Jubel des Volkes auf den höchſten Punkt und das Freudengeſchrei wollte faſt kein Ende finden. Man war aber auch allerorts entzückt über ſie und ihre liebenswürdige Beſcheidenheit, wie ſie ſich denn z. B., als ſie einmal bei einer Audienz auf ſich hatte warten laſſen, anmuthig entſchuldigte.

Thereſiens ſiebzigjährige Großmutter, die in der Geſchichte des Hauſes Braunſchweig-Wolfenbüttel glänzende Chriſtine Louiſe (geb. 1671, geſt. 1750), ließ ſich nicht abhalten, den Feierlichkeiten in Frankfurt beizuwohnen; dieſes graue Familienhaupt verließ ſeinen Wohnſitz Blankenburg, um nach Frankfurt zu reiſen. Hier wurde die Wohnung der Churfürſtin ſo eingerichtet, daß ſie von ihrer erlauchten Enkelin in Negligé beſucht werden konnte. Am erſten Morgen erſchien Maria Thereſia ſehr früh im Vorzimmer und traf die Kammerfrau noch ſchlafend an. „Bleib' Sie liegen, mein Kind“, ſprach die gütige Monarchin, „ich will mich neben Sie ſetzen, bis es bei meiner Frau Großmutter Tag wird.“ Nun unterhielt ſie ſich mit der Kammerfrau ganz leiſe

eine halbe Stunde lang im Gespräch. Jetzt hörte man die Klingel. Maria Theresia litt nicht, daß das Mädchen zuvor kam; sie öffnete sachte die Thüre und der erste Anblick, den die ehrwürdige Großmutter bei ihrem Erwachen in Frankfurt hatte, war, ihre Enkelin an ihrem Busen zu sehen, welche den Kammermädchendienst bei ihr verrichtete.

Zu bemerken ist noch, daß der Becher, aus welchem Franz I. bei seiner Krönung als deutscher Kaiser getrunken, etwas über hundert Jahre später (1848) dem deutschen Reichsverweser, Erzherzog Johann, bei seiner Anwesenheit in Frankfurt gereicht wurde.

Vom Krönungstage an hieß Maria Theresia die Kaiserin-Königin, eine vollkommen gerechtfertigte Benennung, da Franz Stefan, fortgerissen von ihrem umfassenden Geiste, in den Bahnen ihrer Politik sich bewegte und die Angelegenheiten des Reiches eigentlich nach ihren hohen Plänen geleitet wurden. Auch war die Kaiserwahl ein großer Sieg für Theresia, ein Sieg über Preußen und Frankreich; nun konnte das Reich zur Ruhe gebracht, die Friedensstörer mit Reichsgewalt bezwungen und alle Kräfte Deutschlands gegen die Franzosen aufgeboten werden. Deshalb kam auch in kürzester Zeit der Friede von Dresden (25. December 1745) zu Stande, welcher den zweiten schlesischen Krieg beendete. Den Kampf in den Niederlanden, wie überhaupt den ganzen Erbfolgekrieg, beendete der Frieden zu Aachen (30. April 1748).

Ende des Jahres 1750, am 21. December, hatte die Kaiserin den tiefen Schmerz, ihre geliebte Mutter Elisabeth Christine durch den Tod zu verlieren. In den letzten zehn bis zwölf Jahren ihres Lebens hatte Elisabeth einen offenen Schaden an den Füßen gehabt, so gefährlich, daß sich schon der kalte Brand gezeigt hatte; da kam aber der berühmte Professor der Leydener Universität, Gerhard van Swieten (geb. 1700, gest. 1772), nach Wien und dieser curirte sie innerlich und äußerlich mit China, so daß die Kaiserin-Mutter darauf wieder zu einer ziemlich guten Gesundheit gelangte; ihre Füße jedoch konnte sie nicht mehr gebrauchen, sie erschien öffentlich nur sitzend und bekam zuletzt einen so starken Widerwillen gegen die China, daß sie den Gebrauch aussetzte. Darauf mußte sie eine merkliche Abnahme ihrer Kräfte bemerken, wollte wieder das Mittel gebrauchen, aber es war zu spät. Sie wurde neunundfünfzig Jahre alt. Ihr Herz wurde bei den Augustinern, die Eingeweide in der Gruft bei St. Stefan, der Körper bei den Kapuzinern beigesetzt.

Kurz vor ihrem Tode stiftete sie den nach ihr und ihrer Tochter benannten Elisabeth-Theresien-Orden, welchen der Stifterin Tochter Maria Theresia im Jahre 1771 erneuerte, und zwar als „Elisabeth-Theresianische Militärstiftung". Sie zählt drei Classen, zu sechs, acht und beziehentlich sieben Rittern (im Ganzen 21), welche tausend, achthundert und fünfhundert Gulden Pension beziehen. Der Zweck des Ordens ist Belohnung für dem Hause Oesterreich geleistete dreißigjährige treue Dienste. Der Orden wird Officieren vom Obersten aufwärts, bei denen weder die Nation, noch die katholische Religion Bedingung ist, verliehen. Die Decoration ist ein mit Gold eingefaßter Stern mit acht halbrothen und halbweißen Spitzen, in der Mitte die Kaiserkrone mit den Namenszügen E. C. und M. T. mit der Umschrift der Devise: Maria Theresia parentis gratiam perennem voluit (Maria Theresia wollte den Dank der Mutter dauernd machen). Der Orden wird an einem schwarzseidenen Bande an der linken Seite getragen. (Bild Seite 605.)

Maria Theresia benützte die nunmehr folgende Zeitepoche, um die Wunden, welche die Kriegsereignisse der letztverflossenen Jahre ihren Ländern geschlagen hatten, zu heilen. Ihre erste Aufgabe war, Verbesserungen im Militärwesen zu treffen und den Staatscredit wieder herzustellen. Sie führte in das

Finanzwesen die nöthige Ordnung ein, was wesentlich dazu beitrug, die Staatseinkünfte zu vermehren, und diese stiegen gegen früher durch zweckmäßige Einrichtung trotz des Verlustes an Ländern; es wurden mehrere Steuerfreiheiten aufgehoben, die Einhebung der Abgaben ward regelmäßiger gemacht und vereinfacht. Die Leitung der Finanzen übertrug sie dem Grafen Friedrich Wilhelm von Haugwitz (geb. 1700, gest. 1765). Die Wirksamkeit dieses hochverdienten Staatsmannes kennzeichnet ein rührendes Handschreiben der Kaiserin, welches sie am 11. September 1765 erließ und das folgendermaßen lautet:

„Liebe Gräffin Haugwitz habe heut frühe mit mein grossen leydweesen vernohmen den Verlust ihres Herrens, und eines solchen getreuen eyffrigen als

Parhamer, der „Pater Kindergeneral". (Seite 584.)

wirksamen Ministre, welchen ich sowohl als der Staatt an ihme verlohren. niemand kan bessern zeugnuß seiner grossen Verdiensten als ich ihme geben, er allein hat dem staatt 747 ans der confusion in eine ordnung Gebracht sein unaussetzlicher Diensteyffer hat alles was Gutt in denen Ländern und hiesigen Dicasterien (Landesbehörden) geschehen ihme allein zuzuschreiben. Die Vermehrung meines Staatts habe ihme und seinen Vorschlögen zu danken, sein christlichkeit hatt mir offt zur Aufferbauung gedient und offt trost eingesprochen sein wahrer eyffer der religion seine christlich Langmuth auch gegen seine ärgeste Feinde kann ein großes Beyspiell sein vor alle nachfolger dan nur an ihme offters gehangen selbe zu vernichten, ich habe einen solchen wahren eyffrigen Freund an ihme verloren deme nicht leicht mehr also zu finden ist indeme er mir meine fäller (Fehler) mit aller Khlarheit öffters vorgestellt und vill ihme schuldig bin daß Villes verhindert. in meinen jetzigen allerunglückseligsten umbständen (Kaiser Franz war

Franz I. Kaiserkrönung in Frankfurt.

im August gestorben) machts mir eine Freud meine Thränen mit ihnen zu vereinbahren ich wußte sein attachement vor (für) unsern grossen und liebsten Kayser, ich zählte schon auff seine activität nicht allein mich zu animiren, sondern auch die Laast leicht zu machen, all dieses benihmt mir Gott auf einmahl, wie glücklich ist er wie beneyde ich ihme, wir sind beede liebste haugwitz zu bedauern ich verlihre aber in ihren Herren noch ein grosse ministre und wahren Freund wan mein unglückselige person ihr zu einen Trost gereichen kan so zähle sie und die Tochter völlig darauff wen noch capable wäre eine consolation zu geniessen so wäre dise ihnen was nütz zu sein. meine erste Sorge wird bei meiner betrübeste ankunfft sein ihr es werckthätig zu bezeigen und sey sie versichert das so lang noch mein mühseliges Leben führen soll ich allzeit ihre getreueste und dankbahreste verbleiben werde. Maria Theresia."

Militär-Exercitien der Waisenhausknaben. (Seite 586.)

Nicht weniger war die Kaiserin um die Verbesserung des Militärwesens besorgt; sie beauftragte thätige Generäle, in die theilweise noch regellosen Schaaren die nöthige Kriegszucht einzuführen; es wurden alljährlich Lager aufgeschlagen, wo die Truppen von kriegserfahrenen Männern eingeübt wurden, ja die Kaiserin selbst besuchte zu wiederholtenmalen diese Uebungen bei Prag und Olmütz und wußte dann den Auszeichnungen, welche sie bei solchen Gelegenheiten zur Aneiferung ertheilte, durch die Art und Weise der Uebergabe einen erhöhten Werth zu verleihen.

Die Reise der Monarchin nach Böhmen (Sommer 1754) ist überhaupt eine denkwürdige. Der Hof, wegen der Kosten nur ein kleines Gefolge mitnehmend, verließ Wien am 16. August und verweilte, vom 17. an, einige Tage in Neuhof (Städtchen bei Kuttenberg, mit einem Schlosse, das damals dem Grafen Batthyany gehörte), um den vom Feldmarschall Browne geleiteten Truppenübungen beizuwohnen. Gleich am ersten Tage hielt der Kaiser Revue; jeden Tag fuhren die Majestäten in's Lager. Maria Theresia besichtigte Alles, Magazine und

Backöfen und erkundigte sich nach Allem. Einige Tage später besuchte sie in Prag das große Invalidenhaus vor dem Porschitzer Thore, welches großartige Gebäude unter der vorigen Regierung angefangen und ursprünglich für mehr als tausend Personen berechnet, später aber für die Invaliden aus den böhmischen Landen adaptirt worden, so wie jenes in Pest für die Ungarn und alle Ausländer, das zu Wien für die Oesterreicher, das zu Pettau für die Invaliden aus den übrigen Provinzen. Zum Director aller Invalidenhäuser wurde der frühere Generalkriegscommissär Feldzeugmeister Johann Karl Graf Chotek (geb. 1705, gest. 1787) ernannt.

Am 24. August ging die ganze Gesellschaft nach Prag. Die Kaiserin empfing noch am selben Abend die böhmischen Cavaliere und Damen, die sich zahlreich eingefunden hatten. Die Stadt feierte die Gegenwart des Kaiserpaares mit einer brillanten Illumination. (Ueber die Reise in Böhmen erschien beim k. k. Hofbuchdrucker Franz Ignaz Kirchner ein eigenes Diarium, ebenso eine ausführliche Beschreibung der beim Einzug der Kaiserin errichteten Triumphpforten, Ehrengerüste u. s. w.) Der Kaiser, die Kaiserin und die Prinzessin Charlotte (einzig noch lebende Schwester des Kaisers) fuhren bis in die Nacht in den Straßen herum, durch die leuchtenden Triumphpforten und das Gewoge des Volkes.

Bis zum 3. September verweilte man in Prag. Die Kaiserin hielt förmlich Hof; die Audienzen fingen oft schon vor sechs Uhr Früh an; bis in die Nacht war sie mit Schreiben und Expediren beschäftigt. Sie besuchte das Jesuitenkloster, alle Frauenklöster; beim Grabe des heil. Johann von Nepomuk verrichtete sie ihre Andacht und ihr zu Ehren wurde der Leib des Heiligen herausgehoben und ihr davon eine Reliquie übergeben; sie wohnte selbst einer Studentencomödie bei. Eine besondere Feier war die Einweihung der Kreuzkapelle bei Mottol (dem Malteser-Orden gehörig). Die Entstehungsursache ist folgende.

Wie bekannt, stand im Jahre 1742 die königlich ungarische Armee in Böhmen und den Truppen des Gegenkönigs Karl Albrecht von Bayern und dessen französischem Hilfsheer gegenüber. Es war im Monat August gewesen, da hieb ein ungarischer Soldat beim Holzspalten in einen Eichenbaum und fand inmitten desselben ein Patriarchenkreuz mit den primitiven Umrissen eines gekreuzigten Heilands. Der Fund wurde dem Großherzoge Franz Stefan gebracht, welcher ihn aufbewahrte. Zur Erinnerung an diese Begebenheit nun, stiftete die Kaiserin die vorerwähnte Kapelle. Aber es waren noch weitere ähnliche Funde erfolgt. Drei Jahre später, am 16. Februar 1745, zerhieb ein in Böhmen eingewanderter Moskowite, Namens Konrad, den Stamm eines Baumes, den die auf dem Friedhofe vor der Allerheiligenkirche des Klosters Sedlec bei Kuttenberg campirenden Soldaten eines ungarischen Regiments gefällt hatten, und fand inmitten eines zerspaltenen Holzscheits ein scharfgerissenes, stark eingeprägtes Abbild eines Doppelkreuzes von braunrother Farbe. Dieser Fund machte Aufsehen, er wurde dem Oberstburggrafen auf dessen Verlangen zur Ansicht nach Prag geschickt. Die Conventualen des berühmten Cisterzienserstiftes hingen das merkwürdige Holzscheit in ihrer Allerheiligenkirche auf und ließen dasselbe in einem Oelbild copiren. Das Aufsehen war so groß, daß das kreuzbezeichnete Scheit zweimal in Kupfer gestochen und in mehreren lateinischen Gedichten besungen wurde. Jetzt befindet sich dieses Holzscheit mit dem deutlichen Kreuz und jenes Oelgemälde mit einer ausführlichen böhmischen Unterschrift in der archäologischen Sammlung des böhmischen Museums zu Prag. Ein gleicher Fund wurde im Monate Mai 1861 gemacht. Als man nämlich in einem Brauhause auf der Kleinseite ein Buchenscheit zerspaltete, kam zur großen Ueberraschung des diese Arbeit verrichtenden Brauarbeiters an den auseinanderfallenden Theilen des

Holzscheites das vollkommene Bild eines Kreuzes zum Vorschein. Dasselbe war ungefähr einen Fuß hoch und halb so breit und hob sich auf dem einen Holzabschnitte dunkelbraun, auf dem andern, wie ein matterer Abdruck, lichtbraun ab. Das Bild hatte übrigens das Aussehen, als ob es in das Holz eingebeizt worden wäre.

Man meint, natürlich abgesehen von den Gerüchten von Wundern, es wären derlei Gebilde dadurch entstanden, daß irgend Jemand das Kreuzesbild dem Baume in seiner Jugend unterhalb der Rinde imprägnirte; der Baum wuchs dann, setzte von Jahr zu Jahr mehr Holz um das Kreuzbild an, so daß es immer tiefer in das Innere des Baumes zurückwich, bis es endlich das zufällige Zerspalten des von dem Baume herrührenden Holzscheites wieder an's Tageslicht förderte. Diese Annahme ist aber nur theilweise richtig. Die natürliche und unzweifelhafte Erklärung der Erscheinung ist einfach folgende: Einer oder der andere der vielen Pilger, die der Ruf des berühmten, mit Erde aus dem gelobten Lande besäeten Friedhofes von Sedlec und des ganzen Klosters schaarenweise herbeirief, hatte sein blechernes Pilgerkreuz an ein junges Bäumchen vor der auf dem Friedhofe stehenden Allerheiligenkirche, Andere ein solches auf ihrem weiteren Wege an ein junges Bäumchen genagelt. Das Kreuzchen wurde von der Rinde überwuchert, wuchs nach und nach in den Stamm ein, der Rost verzehrte das dünne Blech und so blieb der rothbraune Umriß, dessen Form übrigens an die Pilgerkreuze erinnert, welche die Waller nach Compostella, die sogenannten „Jakobsbrüder" zu tragen pflegen.

Unter den Gästen in Prag befand sich auch der Erzbischof Manderscheid, der sich 1741 für den Churfürsten von Bayern erklärt hatte (Seite 517). Er war lange Jahre verwiesen gewesen und erst kurz zuvor — wie man sich erzählte auf Fürsprache des Grafen (später Fürsten) Wenzel Anton von Kaunitz, der mit ihm verwandt war — wieder in Gnaden aufgenommen worden. Er hatte aber auch Alles gethan, um seinen Fehltritt vergessen zu machen. Bei dieser Reise zeichnete ihn der Hof ungemein aus. Er gab den Herrschaften in Troja ein großes Gastmahl, wozu eine Reihe vornehmer Personen geladen waren. Beim darauffolgenden Concerte ließen sich die berühmte Sängerin Astroa und der Tenorist Romani hören. Beide waren bei der Oper in Berlin engagirt und der Erzbischof hatte sich deswegen eigens an den preußischen Hof gewendet, worauf Friedrich sofort Beide abschickte mit der Weisung, so lange in Prag zu bleiben, als es der Kaiserin gefallen würde.

Feste auf Feste folgten; der böhmische Adel that wirklich alles Erdenkliche, um den Majestäten Vergnügen zu verschaffen.

Am 2. September ging dann die Function vor sich, welche der eigentliche Zweck der Reise war. Es hatte nämlich die Kaiserin schon längst die Idee gefaßt, ein adeliges Fräuleinstift und ein Capitel von Canonissinnen nach der Art, wie sie im Reich und in den Niederlanden bestanden, zu errichten. Zu dem Ende hatte sie auf dem Hradschin nächst dem Schlosse das Rosenberg'sche Haus zur Wohnung der Stiftsdamen einrichten, oder vielmehr dasselbe ganz neu aufbauen lassen. Die Kirche zu Allerheiligen wurde dem Stifte übergeben und die nöthigen Fonds für die Präbenden (Stiftstellen) angewiesen. Um die Stiftung zu verherrlichen, wollte die Kaiserin selbst den Grundstein zu dem Capitelhause legen und so gingen am 2. September die Majestäten mit allem Gefolge in die Kirche zu Allerheiligen, hörten dort Messe und die Kaiserin that dann die ersten Schläge auf einen Stein an der neuen großen Stiege, die schon größtentheils fertig war. Nach der Function besah man das Haus; eines der Wohnzimmer für die Stiftfräuleins war vollkommen eingerichtet worden; es

freute die Kaiserin, zu zeigen, wie sie für die kleinsten Bedürfnisse der Damen Sorge getragen hatte.

Bemerkenswerth ist noch, daß sich die Kaiserin auf den Ausflügen, welche sie von Prag aus am 24. August nach Schloß Troja, am 25. nach Motol, Stern und St. Margareth, am 26. nach dem Nußler Schloßgarten (damals dem Oberstburggrafen Graf Josef Wrthy gehörig), am 27. nach Schloß Winař (dem Grafen Prokop Czernin gehörig), am 28. nach dem Schlosse Kletzan (dem Grafen Philipp von Gallas gehörig), am 29. nach Schloß Kundratitz (dem Grafen Goltz gehörig), am 30. nach Weltrus unternahm, sich von einer Escorte der Prager Bürgercavallerie, und zwar abwechselnd von jener der Altstadt, Neustadt und Kleinseite Prags begleiten ließ. Jede der Prager Städte, die damals noch nicht zu einer einzigen Commune vereint waren, sondern jede ihren eigenen Magistrat hatten, besaß damals auch ihre eigenen Bürgercorps, und zwar jede Stadt ein Infanteriecorps, die Neustadt nebstdem eine Grenadiercompagnie und gleich der Altstadt und Kleinseite eine Cavallerie-Escadron. Die Bürger-Infanterie der Altstadt hatte schwarze Uniform mit gelben Aufschlägen und goldverbrämte Hüte, die Infanterie und Grenadiere der Neustadt rothe Uniform mit weißen Aufschlägen, silberbordirte Hüte, die Kleinseitner grau mit weißen, die Hradschiner grün mit rothen Aufschlägen. Die Cavallerie hatte Lederkoller. Außerdem bestand eine bürgerliche Kaufmannscompagnie, welche rothe Röcke mit schwarzsammtenen Aufschlägen, derlei Camisolen (Leibchen) und Beinkleider, dann weiße Kamaschen und goldbordirte Hüte hatte. Jedes Corps besaß seine Hautboistenbande. Zur Bewachung der kaiserlichen Burg bestanden damals noch die Schloßthorschützen. (Im Jahre 1866 verlieh Kaiser Franz Josef I. den Prager Bürgercorps als Auszeichnung das Privilegium, daß sie stets während der Anwesenheit des Monarchen in Prag die Hauptwache in der Prager Kaiserburg beziehen dürfen.)

Am 3. September erfolgte die Abreise der Majestäten von Prag und zugleich der Abschied von der Prinzessin Charlotte von Lothringen, welche sich nach den Niederlanden begab. Bisher hatte sie am Wiener Hofe gelebt. Sie war groß, mager, hatte ein langes Gesicht, einen kleinen Mund, blaue große Augen; ihre Züge waren regelmäßig, ohne daß man sie schön nennen konnte. Sie sah dem Kaiser sehr ähnlich, der sie sehr liebte und ganze Abende bei ihr zubrachte. Auch von Maria Theresia wurde sie ausgezeichnet; man nannte sie immer „königliche Hoheit". Charlotte und ihr Bruder Prinz Karl Alexander bezogen von Frankreich eine Apanage von 25.000 Livres; sie führte ein vollkommenes Haus, lebte aber sehr zurückgezogen. Ihre Träume führten sie immer nach Lothringen zurück, das nun mit Frankreich vereinigt war; erinnerte sie sich doch stets an den traurigen Abschied, als 1737 ihre Mutter, die Herzogin-Regentin, mit den beiden Prinzen Lunéville verließ, alle Leute auf den Wegen waren und sie in Thränen baten, sie möchten sie nicht verlassen. Der Hof war damals nach Brüssel, nach dem Tode Gaston's nach Florenz gegangen und kam später nach Wien.

Aber hier konnte Charlotte nicht heimisch werden; mehrmals hatte sie die Absicht ausgesprochen, sich ganz zurückzuziehen, aber der Kaiser war nie darauf eingegangen. Als 1753 Prinz Karl nach Wien kam, da faßte sie den festen Entschluß und theilte ihn den Majestäten schriftlich mit; sie meinte, daß sie immer älter würde (sie war 1714 geboren) und mehr der Ruhe bedürfe; sie fürchte, da die Familie der Kaiserin immer größer würde, ungelegen zu sein, auch wäre es ihr ein seltsames Gefühl, wenn sie mit ihrer großen Gestalt und in einem Alter von beinahe vierzig Jahren den vielen jungen und schönen Erzherzoginnen nachgehen müsse.

Der Kaiser war von ihrem Entschlusse empfindlich berührt; sie war seine einzige noch lebende Schwester, er liebte sie zärtlich und war gewohnt, seit zehn Jahren man kann sagen mit ihr hauszuhalten; er machte ihr mehrere Vorschläge, um sie zurückzuhalten, aber sie wies alle zurück. Auch die Kaiserin suchte sie abzubringen, und als es ihr nicht gelang, war sie bemüht, ihr eine angenehme Existenz zu verschaffen, ohne daß sie Zuflucht in ihrer Abtei Remiremont hätte nehmen müssen. Abgesehen von ihrer persönlichen Neigung, fühlte sich Maria Theresia verpflichtet, etwas zu thun, denn sie erinnerte sich, daß es nur vom Kaiser abgehangen habe, die Prinzessin zu vermälen; sie sollte den Herzog von Orleans heiraten, der französische Hof war dazu sehr geneigt gewesen; der Kaiser hatte auch ihr Verlangen, daß der französische Hof ihr auf Lebenszeit die Souveränetät über die Abtei Remiremont überlasse, nicht unterstützt, so daß sie jeder selbstständigen Stellung entbehrte. Die Kaiserin war als Souveränin der Niederlande das Oberhaupt des adeligen Damenstiftes in Mons und hatte die Einkünfte davon immer bezogen; diese überließ sie nun der Prinzessin Charlotte und ernannte sie zu ihrer Repräsentantin; sie ließ ihr 30.000 Gulden Renten anweisen; mit ihrer Apanage vom Kaiser und dem Einkommen von ihren Pfründen konnte sie nun jährlich 100.000 Gulden beziehen.

Der Kaiser schenkte ihr noch einen schönen Reisewagen, zwei Züge Pferde und ein prächtiges Service. Als sie bei dem Entschlusse der Trennung so fest beharrte, hatte sich Franz sehr kalt gegen sie benommen, als aber der Abschied herannahte, brach seine Liebe für sie durch. Als die Majestäten 1754 nach Prag reisten, kam sie nach und verabschiedete sich dort. Sie hatten Alle noch gemeinsam am 3. September die Messe bei dem Grabe des heil. Johann von Nepomuk gehört, und die Prinzessin fuhr dann gleich über den Hradschin beim Reichsthore hinaus. Obwohl Alle seit Wochen auf diesen Augenblick vorbereitet waren, fehlte es an Herzeleid und Thränen nicht. Die Kaiserin und die Prinzessin waren schon mit verweinten Augen in die Kirche gekommen, und dem Kaiser sah man es an, daß er nur mühsam seine innere Bewegung verbergen konnte. Noch in der letzten Zeit hatte er für Alles auf ihrer Reise Sorge getragen. Zwei Kammerherren mußten sie begleiten, der eine als Reisemarschall, der andere, um an den kleinen deutschen Höfen das Compliment abzustatten; es waren dies: Franz Graf Eszterhazy (genannt „Quinquin", Liebling des Kaisers, der ihn zu allen Partien in Laxenburg und Schönbrunn mitnahm, Besitzer des Schlosses Inzersdorf, das er prächtig ausschmückte, geb. 1715, geheimer Rath, ungarischer Hofkanzler, endlich Ban von Croatien, gest. 1785) und Anton Graf Schaffgotsche (geb. 1721, geheimer Rath, gest. als Oberstthofmeister der Kaiserin von Oesterreich und Oberstthofmarschall 1811).

Zehn Jahre nachher kam Prinzessin Charlotte noch einmal zu einem Besuche nach Wien. Hier, wo sie sich den Damen nicht sehr hold gezeigt, war ihre liebste Freundin das junge Kammerfräulein Katharina Gräfin Saurau (geb. 1726, gest. 1815) gewesen, die wegen ihrer heiteren Laune allgemein beliebt, 1753 aber plötzlich in das Dominikanerkloster zu Mährenberg in Steiermark getreten war. Ihre Oberstthofmeisterin war in Wien die Gräfin Maximiliana Belrupt (geborene Gräfin Werschowetz), eine durch viele liebenswürdige Eigenschaften ausgezeichnete Dame, die dem Hause Lothringen sehr zugethan war. Maria Theresia hatte sie gleich nach ihrer Vermälung als Aja ersehen; sie war bei dem Erzherzog Josef bis 1744, man entfernte sie aber und ernannte sie zur Oberstthofmeisterin der Erzherzogin Maria Anna, als diese am 7. Jannar 1744 sich mit dem Bruder des Kaisers, Prinz Karl von Lothringen, verheiratete. Nach dem frühzeitigen Tode derselben kam sie in gleicher Eigenschaft zur Prinzessin Charlotte, welche bald darauf von

Commercy nach Schönbrunn übersiedelte. Gräfin Belrupt starb 1752 im Alter von 74 Jahren so rasch, daß man ihr kaum die letzte Wegzehrung reichen konnte. Ihr Amt übernahm dann die Marquise de Lenencourt (geborene Marquise de Ligneville), welche aus Neigung für die Prinzessin eigens aus Lothringen kam, obwohl sie schon sechzig Jahre alt war und glücklich lebte. Als Oberstthofmeister der Prinzessin wurde 1752 der Irländer Ogara ernannt; dieser hatte schon bei dem verstorbenen Herzog Leopold als Edelknabe, später bei der Herzogin-Regentin als Stallmeister gedient und seitdem am Wiener Hofe als Kammerherr von einer Pension gelebt, die ihm der Kaiser zahlte. Er begleitete nunmehr die Prinzessin in die Niederlande.

Eine ungemein pikante Anekdote hat sich in Bezug auf die Anwesenheit der Kaiserin Maria Theresia im Volksmunde des Prager Ghetto erhalten. Sie soll nämlich bei ihrem Besuche in Böhmens Hauptstadt den Wunsch ausgesprochen haben, das Ghetto und insbesondere die altehrwürdige Synagoge desselben, die Altneuschule, zu besichtigen, welche einer jüdischen Sage nach aus den Bausteinen des Salomonischen Tempels unter Mithilfe himmlischer Mächte erbaut wurde. Der angekündigte hohe Besuch hatte die größte Erregung im Volke Israel, das an dem Ufer der Moldau seine Hütten erbaut hatte, hervorgebracht, denn die schönen Zeiten des märchenumwobenen „hohen Rabbi Löw", der in den Tagen Kaiser Rudolf's II. bei einem ähnlichen Besuche mit Hilfe der in seinen Diensten stehenden Zauberkräfte Goldpaläste, Triumphpforten u. dergl. auf den Ghettoplätzen hervorgerufen haben sollte, waren längst vorüber; demungeachtet fühlte man doch, es müsse der erhabenen Landesfürstin jüdischerseits eine seltene Ueberraschung bereitet werden, und so entschloß man sich endlich, nach längeren Berathungen, ihr mit dem sogenannten „Klein-Dovidl" (kleiner David), dem Chasen (Vorbeter) der Alt-Neu-Synagoge, kraft seiner im Ghetto vielgerühmten und bewunderten Gesangsleistungen, eine seltene Ueberraschung zu bereiten. — Klein-Dovidl war ein Naturfänger; ohne eine Note lesen zu können, improvisirte er die bizarrsten Melodien, die er in Begleitung seines dreiköpfigen Chores mit Pathos und Stimmengewalt vorzutragen verstand. Seine Glaubensgenossen sahen in ihm den vollendeten Kunstheros, er zählte daher zu den Merkwürdigkeiten des Ghetto in erster Reihe.

Es war an einem Freitag in den Abendstunden; in den düstern, fast unterirdischen Räumen der Alt-Neu-Synagoge brannten hunderte Kerzen zu Ehren des einziehenden Sabbaths, die zahlreichen Andächtigen, die Oberrabiner an der Spitze, sahen dem angekündigten hohen Besuche mit Bangen entgegen, nur Klein-Dovidl war voll Vertrauen und Zuversicht, wie es große Künstler immer sind, die auf ihren Genius vertrauen. Fanfarentöne, Glockengeläute, Geschützdonner, Hurrah-Rufe des zahllosen Volkes kündigten endlich das Herannahen der Majestät an. Dies war für Klein-Dovidl das Losungszeichen; unbekümmert um das, was hinter ihm geschah, begann er in seinem reichsten Melodienschatz zu wählen und sang mit Inbrunst, mit volltönender Stimme die wehmuthreichsten Lieder, bald klagend von tiefstem Seelenschmerz ergriffen, jubelnd von der Begeisterung eines glaubensseligen Gemüthes, schmelzend und wieder die Himmelspforten stürmend; seine Getreuen accordirten seine Sänge, und die Kaiserin, sei es, daß die Schauer der alterthümlichen Räume, die Fremdartigkeit der äußeren Scenerie, die bleichen, angsterfüllten Gestalten, die sie umringten und das große Leid ihrer Zeitgeschichte in ihren Mienen ausgeprägt trugen, oder die Macht des Gesanges trotz seiner Regellosigkeit auf ihr weiches Herz einen tiefen Eindruck machten — kurz, sie konnte nur mühsam eine Thräne unterdrücken, die aus ihrem Auge hervorquoll.

Zufrieden mit dem empfangenen Eindrucke, verließ die Kaiserin das Bethaus und sagte dann zu dem Grafen Wenzel Anton Kaunitz (seit Kurzem zum ersten Minister ernannt, wovon sofort eingehender gesprochen werden soll), ihrem Begleiter: „Wir werden den Mann belohnen, der uns eine so schöne Stund' bereitet hat. Er soll sich lang d'ran erinnern, daß er unser'm Gefühl wohlgethan." Und als nach einiger Zeit Kaunitz die Kaiserin an das Versprechen, Klein-Dovidl belohnen zu wollen, erinnerte, sagte die Monarchin: „Das ist Seine Sach', mein lieber Kaunitz, mir die Vorschläg' zu erstatten, wie ein derlei Mensch am passendsten prämiret (belohnt) wird."

Kaunitz schrieb nun nach Prag an den Oberstburggrafen, ihm rücksichtlich des Klein-Dovidl Vorschläge zu erstatten, die Sache jedoch geheim zu halten, weil Ihre Majestät genanntem Juden eine Ueberraschung bieten wolle; zugleich solle sich die gesammte Judenschaft durch die Allerhöchste Distinction geehrt fühlen. Der Oberstburggraf erließ ein Rescript an den Gemeindevorstand, ihm die Frage zu beantworten, welches die höchste Auszeichnung sei, so einem Juden für lieb wäre, und daß zugleich die gesammte Judenschaft sich dadurch geschmeichelt fühle. Darauf antwortete der Vorstand: es sei die höchste Auszeichnung für einen Juden in Ihrer Majestät Erblanden, wenn er Oberrabbi sei. Die Kaiserin verfügte darauf: „So wollen wir denn den Klein-Dovidl zum Oberrabbi Unseres Königreiches Böhmen machen."

Klein-Dovidl war in seinen Mußestunden Hausirer, der auf den Gassen und Plätzen Prags herumwanderte, um alte Kleider und Sachen einzukaufen; zugleich war er ein ganz unwissender Mensch, der außer seinen Stimmmitteln nur wenig besaß, wodurch er in den Augen Anderer Beachtung gefunden hätte. Auf seinen Streifzügen gelangte er eines Tages auf den Wyssehrad, der Residenz des Oberstburggrafen. Während er mit einem Lakaien ein Geschäftchen abzuschließen im Begriffe stand, trat der Oberstburggraf an's Fenster und, den kleinen schachernden Juden erblickend, erinnerte er sich des vor Kurzem eingelangten kaiserlichen Rescripts. Er befahl deshalb, den Juden heraufzurufen, um das Rescript brevi manu zu erledigen.

Der Oberstburggraf sprach ihn an: „Klein-Dovidl, es ist ihm eine Ueberraschung zugedacht." — „Haben Euer Excellenz alte Sachen zum Einhandeln?" — Der Oberstburggraf lächelte und fragte weiter: „Klein-Dovidl, kann Er lesen?" — „Nein, Excellenz." — „So erfahr' Er denn, daß Ihre Majestät ihn zum Oberrabbi der Stadt Prag ernannt hat." — Bei diesen Worten übergab er dem vor Entsetzen bebenden Juden ein mit dem kaiserlichen Siegel versehenes Schreiben. Aber der angsterfüllte Jude wies das Decret zurück und schrie: „Gnade! Gnade! Ich werd' zum Gespött werden unter meinem Volk! Es kann, es darf nicht sein! Es wär' ein Unglück für mich!"

Nun zog der Oberstburggraf neue Erkundigungen ein und belehrte dann die Kaiserin über ihren Irrthum. Als nun die Kaiserin den richtigen Sachverhalt erfuhr, sagte sie: „Wir wollten den Juden nicht kränken, auch Niemandem ein Aergerniß geben; weil wir aber dessen Belohnung zugesagt, so ernennen wir den Klein-Dovidl hiermit zum Kapellmeister und befehlen, daß ihm und der ganzen Judenschaft das kundgethan werd'". So blieb es auch. Klein-Dovidl mußte sein Schicksal über sich ergehen lassen und trug den Kapellmeistertitel mit sich durch's Leben, ohne je eine Musiknote gelernt zu haben.

Es ist nöthig, in Bezug auf einige der Institutionen Maria Theresiens in nähere Details einzugehen. Da verdient denn vorzüglich Erwähnung die Errichtung eines Invalidenhauses in Wien unter'm 28. März 1750 nach besserer Ordnung, als sie bisher gepflogen worden. Schon im Jahre 1686 hatte Johann Theobald Francky, Doctor der Rechte, kaiserlicher Rath und Regent

des Regiments der niederösterreichischen Lande (Regierungs-Präsident) mittelst Testament seine „in der Alstergassen im Schaffernack“ gelegene, aus sieben verschiedenen Grundstücken und Hofstätten bestehende Besitzung zu einem Soldatenspital gewidmet; sie ward jedoch dieser Bestimmung erst nach geraumer Zeit übergeben. Kaiser Leopold I. befahl nämlich im Jahre 1693, daß wegen Unterbringung der im Türkenkriege dienstunfähig gewordenen Soldaten (wie jener zahllosen Bettler, die seit der letzten Belagerung Wiens in den Straßen sich herumgetrieben hatten, zur Errichtung eines Armenhauses geschritten werde. Gleichzeitig trat eine eigene Hofcommission in's Leben, welche mit Zuziehung des Stadtrathes die Baulichkeiten zu leiten und auch alle auf hiesigem Platze

Chevalier Balde will Audienz. (Seite 599.)

vorfindlichen Bettler zu verzeichnen hatte. Der Bau des Ganzen währte volle zehn Jahre, doch konnten schon 1696 in einem hergestellten Theile des Hauses 1042 Personen untergebracht werden. Nach Vollendung des Gebäudes (heutiges k. k. allgemeines Krankenhaus in der Alserstraße) erfolgte eine geregelte Besetzung der Stuben und wurden die rückwärts gelegenen Räume den Civil-Armen, der Vordertract oder Invalidenhof den Veteranen zum Wohnsitz eingeräumt. Die vereinigte Anstalt führte den Titel „Großarmenhaus“. Die reichste Stiftung dieser Anstalt, jedoch ausschließend den Invaliden bestimmt, gründete der kais. Hofkammerrath Ferdinand Ignaz Freiherr von Thavonat (gest. 1726) mit einer Capitalsanlage von 600.000 Gulden. Am 28. Januar 1783 verfügte Kaiser Josef II. die Aufhebung dieser Anstalt; die Invaliden kamen in das Johannesspital an der Landstraße (heutiges Invalidenhaus daselbst), die Civil-

Armen in die Versorgungsanstalten der Alservorstadt (Bäckenhäusel und Blauer Hergott).

Eine der herrlichsten Stiftungen Maria Theresia's war die der Militär-Akademie in Wiener-Neustadt. Im Februar 1752 übergab sie die alte berühmte Burg der österreichischen Fürsten dem Feldmarschall Leopold Grafen Daun, um dort eine Akademie für Cadeten einzurichten. Daun und der Generalmajor Ludwig Graf Thürheim, der ihm beigegeben war, griffen die Sache so rasch an, daß die Akademie schon im Herbste 1752 eröffnet werden konnte. Die Kaiserin war im Sommer hingefahren, um sich von den Fortschritten zu überzeugen und den Exercitien einiger ungarischer Regimenter beizuwohnen. Im Frühjahre 1755

Ferdinand. Maximilian. Maria Theresia. Franz I.
Maria Christina. Maria Antoinette.

Das Nikolausfest am Kaiserhofe. (Seite 604.)

kam der ganze Hof hin, auch der Erbprinz Josef kam mit. Nach Anhören der Messen gingen die hohen Herrschaften durch die Zimmer und wohnten im akademischen Saale den Prüfungen aus den Sprachen, der Geschichte, Geographie und Mathematik bei. In dem Saale hatte die Kaiserin ihrem Porträt gegenüber eine bronzene Büste Daun's aufstellen lassen, welcher dieselbe aber vor dem Eintritte der Majestäten verhängte; es befahl jedoch Maria Theresia sogleich, die Statue wieder zu enthüllen. Nach Tisch producirten die jungen Leute eine Belagerung mit allen Manövern und die Uebergabe eines von ihnen erbauten und mit Gräben und Brücken versehenen kleinen Forts. Der Kaiser war über die Excursion höchst vergnügt, denn er selbst hatte ja eine Art Oberdirection über die Akademie und Daun und Thenerheim hatten nicht das Mindeste ohne seinen Befehl durchgeführt.

Im Jahre 1751 (19. October) war in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin der Grundstein zur Alsercaserne (vordem befand sich hier die Landschafts-Akademie) gelegt worden; am 18. April 1753 bezog ein Bataillon und zwei Grenadiercompagnien mit fliegender Fahne und klingendem Spiel die neue Caserne. Dieselbe hat drei Stockwerke und ihr großer viereckiger Hof ist in allen Etagen mit Arcaden umgeben. Sechs kleinere Höfe trennen die einzelnen Abtheilungen des Gebäudes, das für 6000 Mann eingerichtet ist. Man hält dafür, daß damals schon dem Militär der Befehl gegeben worden sei, bei der Frohnleichnamsprocession zu erscheinen; es ist dies aber irrig, das Militär erschien bei dieser Procession erst im Jahre 1758 zum ersten Male in corpore. — Im Jahre 1754 wurden die Chaos'schen Stiftlinge aus ihrem Stifthause auf der Laimgrube (heute Mariahilferstraße) in die Währingergasse übersetzt und in dem letzteren eine Militär-Akademie von 200 Zöglingen errichtet, die den 1. November eröffnet wurde.

Im Jahre 1751 wurde mittelst Patent vom 13. November 1751 in den österreichischen Staaten die Lotterie eingeführt, über welches Institut wir etwas mehr sprechen müssen, dabei eine kleine geschichtliche Darstellung der Spielleidenschaft in unsern schönen Landen voranschickend.

Die Lotterie in Oesterreich und ihre Entstehungsgeschichte.

Von der unseligen Leidenschaft, einem Paar dahinrollender Würfel Gut und Ehre, ja selbst die persönliche Freiheit anheimzustellen, wurden bekanntlich schon unsere deutschen Vorfahren erfaßt, und diese Leidenschaft vererbte sich leider auch auf die Nachkommen. In Klöstern und Burgen, wie in Hütten und Herbergen rasselte unaufhörlich der Becher und es vermochten weder geistliche noch weltliche Strafen dem Uebel zu steuern, das schon auf der Diöcesansynode zu St. Pölten 1284 besprochen wurde, während die Capitular-Statuten des Jahres 1289 für das Stift Klosterneuburg die Bestimmung enthalten: „Da aus dem Würfelspiele ein großer Seelenschade entspringt, so wollen wir nach dem gefaßten Beschlusse unserer Brüder, daß dieses Spiel von unseren Untergebenen wie eine pestartige Krankheit gemieden werde." Nichtsdestoweniger erfreute sich dieses Spiel noch Jahrhunderte lang einer großen Beliebtheit beim Volke, ja, man räumte demselben in manchen Fällen sogar eine ritterliche Function ein und ließ z. B. meuterische Landsknechte (ja noch bis spät hin die Soldaten der regulirten Armeen) auf Leben und Tod würfeln.

Kaum weniger verderblich wirkten die angeblich von den Mauren nach Spanien gebrachten und im 14. Jahrhundert über Italien nach Deutschland verbreiteten Karten in allen Schichten der Bevölkerung. Es befriedigten jedoch Würfel und Karten immer nur kleinere Kreise, weshalb der Gedanke ziemlich nahe lag, den Keim der Spiellust, welcher in der Volksmasse wurzelte, stets mehr zu wecken, das Volk in den Bereich größerer Speculationen zu ziehen.

Und so tauchten, diesem Zwecke entsprechend, im Anfange des 16. Jahrhunderts die ersten Effecten-Lotterien auf. Die Unternehmer waren italienische Kaufleute und dieselben erzielten so gute Erfolge, daß sie bald in Paris, London, Amsterdam, Hamburg und Nürnberg Nachahmer fanden. Man nannte solche Lotterien, nach der dabei üblichen Gebarung, sämmtliche Einsatzzettel in einem „Hafen" (Topfe) zu sammeln (vielleicht aber auch in poetischer Anspielung auf die Einschiffung nach dem Lande der Frau Fortuna) — „Glückshafen"

und die Unternehmer derselben „Glückshafner", auch wohl im Scherze „Hafenschupfer".

In Oesterreich unterstanden die „Glückshafen" dem Spielgrafenamte, welches die Bewilligung zu deren Betriebe gegen Erlag einer gewissen Taxe ertheilte. Besonders in den zur Krone Böhmens gehörigen Ländern war es gebräuchlich, während der Zeit der Jahrmärkte, Kirchweihfeste, des Königschießens und bei anderen feierlichen Gelegenheiten derartige „Glückshafen" aufzurichten. Es wurden dann bei denselben Zinngeschirre, Hausgeräthe, Lebkuchen, Wachskerzen u. dergl. ausgespielt und die Stadt Brünn berief sich noch im Jahre 1773, als ihr bei Gelegenheit des achttägigen Königsschießens von der Behörde das Recht zur Errichtung eines solchen Hafens streitig gemacht werden wollte, auf diesfällige „uralte" Privilegien, und zwar mit vollem Erfolge. Einer der ältesten, urkundlich nachzuweisenden Fälle für Oesterreich bietet das Patent Maximilian's I., ddo. Wien 5. November 1517, in welchem er dem Rathe der Stadt Breslau die Bewilligung ertheilt: „etlich klainet" (Kleinodien) im Werthe von 1000 Gulden bis auf zehn Gulden rheinisch mittelst eines unter Aufsicht und Garantie der Stadt zu errichtenden Glückhafens ausspielen zu lassen und durch den städtischen Verordneten Pankranz Ulmann im Deutschen Reiche und in den fünf österreichischen Erblanden Theilnehmer zu werben.

Ein ähnliches Unternehmen hatte der Nürnberger Bürger Jakob Prüssel im Jahre 1582 beabsichtigt und von Kaiser Rudolf II. die Bewilligung erhalten, „zur fruchtparen vertreibung allerhandt kostparen Silbergeschmeid, schöner Bildtnußen, Kreittere und thierlein von goldt und silber, sambt andern mühsamben schönen Kunststuckchen und Geschmuckh, auch Samet und Seidenwaren" einen redlichen Glückshafen allenthalben im heiligen römischen Reiche und in den österreichischen Landen aufzurichten. Mit Patent vom 2. April 1696 wurde die Bevölkerung Oesterreichs zur Theilnahme an einem in Wien abzuhaltenden Glückshafen eingeladen, dessen Reinerträgniß zur Gründung eines Feldspitales, respective Versorgungshauses für die in den langjährigen Türkenkriegen invalid gewordenen Officiere und Soldaten der kaiserlichen Armee, bestimmt war. In der Kundmachung heißt es, der Gewinner habe seinen Einsatz jedenfalls mit Nutzen verwerthet, dem Verlierenden bleibt dagegen das erhabene Bewußtsein, sein Geld zu einem guten christlichen Zwecke verwendet zu haben.

Vom Beginne des 18. Jahrhunderts an war man schon darauf bedacht, auf diesem Wege auch den Staatsgefällen Zuflüsse zu verschaffen; jeder Unternehmer mußte an das Staatsgefäll zehn bis zwanzig Percent abführen. Im Jahre 1704 tauchten zwei Lotterien auf, und zwar im März eine vom Staate unternommene, wozu das Loos vier Gulden kostete, welche in 593 Treffern Gewinne von 25.000 Gulden bis 200 Gulden bot; außerdem bekam das erstgezogene Loos, gleichviel ob Treffer oder Niete, eine Prämie von 1100 Gulden und das letzte eine solche von 500 Gulden. In der zweiten im November von David Levi veranstalteten Lotterie stand es dem Gewinner frei, zwischen Geld oder Werthgegenständen zu wählen.

Schon im Jahre 1709 aber trat David Strodt mit dem Plane einer vierfachen Classen-Lotterie hervor, auf welche er ein sechsjähriges Privilegium erwirkt hatte, deren Erträgniß mit zehn Percent besteuert wurde. Es erfreute sich dieses Unternehmen einer sehr regen Theilnahme. Gänzlich verunglückte dagegen die von der privilegirten orientalischen Handelscompagnie in Wien im Jahre 1721 unter eigener Garantie angefangene hundertfache Lotterie. Der angebliche Zweck: die Beförderung der inländischen Industrie, war weder durch die Gesellschaft selbst, noch durch die Lotterie erreicht worden, und schon nach einigen Jahren konnten die Theilnehmer, ungeachtet der Garantie, nicht zu ihrem

Gelde gelangen, so daß sich Kaiser Karl VI. selbst in's Mittel legte und decretirte: „daß zur Erhaltung des allgemeinen Vertrauens und Glaubens die vor dem 1. Juni 1730 als zahlbar ausgestellten, aber nicht eingelösten Pagheros (Zahlpapiere) im Gesammtbetrage von 335.000 Gulden unter Vorbehalt der Restnahme an den Schuldtragenden von der geheimen reservirten Hofcassa auszubezahlen seien." Gegen den Director der Lotterie wurde eine strenge Untersuchung eingeleitet. (Ausführlich bereits Seite 116 besprochen.)

Der Wiener Magistrat unternahm gleichzeitig ebenfalls eine Lotterie im Betrage von 200.000 Gulden unter Garantie der Stadt; deren Erlös war zur Herstellung eines Findelhauses bei St. Marx bestimmt, „damit die fast täglich in Häusern und auf offener Straße niedergelegten kleinen Kinder untergebracht und versorgt werden könnten". Es wurde ferner, bei dem Mangel aller Art von Versicherungsanstalten, die Lotterie auch zur Ausgleichung von Brandschäden benützt. Eine derartige bewilligte Kaiser Karl VI. im Jahre 1738 für die bis auf den Grund abgebrannten schlesischen Städte Wünschelburg und Landeck mit dem Bedeuten: „darauf zu sehen, daß Andere dadurch nicht etwa ärmer werden, als die Abgebrannten", was die väterliche Fürsorge des Kaisers für seine Unterthanen verräth.

Während in Oesterreich die Lotterien oder Glückshäfen bis in die Hälfte des 18. Jahrhunderts reine Privat-Unternehmungen blieben, hatten sich andere Staaten des Lotto bereits als Staatsgefälle bemächtigt, und der große Nutzen, welchen dasselbe abwarf, konnte, so wenig man sich die in national-ökonomischer und sittlicher Beziehung traurigen Folgen verhehlen durfte, auch in österreichischen Regierungskreisen nicht verfehlen, den Wunsch nach dem Besitze dieser nie versiegenden Geldquelle zu erwecken; und so sprang man über alle Bedenken hinweg und führte im Jahre 1751 die Zahlen-Lotterie, das sogenannte Lotto di Genova, ein.

Das Zahlen-Lotto soll angeblich aus Genua stammen. Es wurden nämlich daselbst zweimal des Jahres jene fünf Senatoren erwählt, welche mit dem Dogen die Republik regierten. Man schrieb dabei die Namen der Adeligen, welche zu dieser Würde paßten, auf Zettel, legte dieselben in eine Urne und zog davon fünf heraus, worauf die auf diesen Zetteln Genannten zu den Stellen berufen wurden. Die Namen, welche sich in der Urne befanden, waren Jedermann wohl bekannt, und so fingen die Einwohner Gennas endlich an, unter einander zu wetten, entweder daß der oder jener Name zuerst herauskomme (bestimmter Ruf), oder daß der oder jener unter den Fünfen (Extrato), oder daß zwei, drei gegebene Namen unter den vom Glück Begünstigten sein würden (Ambo, Terno); ja, Manche gingen sogar so weit, auf vier, selbst auf alle fünf zu wetten, die sie namentlich anführten (Quaterno und Quinterno). Die Summen, die man bei diesen Wetten wagte, waren ungeheuer, denn die Armen wetteten so gut, wie die Reichen. Und merkwürdigerweise waren in Genua die Wetten auf Ehen oder die Versicherungen gegen Seegefahren verboten; in Rom war es ausdrücklich untersagt, auf den Tod oder die Wahl der Päpste oder auf die Verleihung des Cardinalhutes zu wetten, wie in Venedig gerade die Wetten auf die Wahl der Senatoren, die in Genua so leidenschaftlich betrieben wurden, streng verboten waren.

Nach einiger Zeit kamen kluge Leute auf den Einfall, eine Bank für solche Wetten zu halten; aber bald meinte der Staat, es wäre dies ein Mißbrauch, und so wurden diese Spielbanken verboten. Nichtsdestoweniger trug dieser Gedanke seine Früchte, denn es wurde nach diesen Wetten das Lotto eingerichtet, das anfangs jährlich nur zweimal gezogen wurde, bis die Spiellust des Volkes immer höher stieg und die Ziehungen öfter erfolgen mußten. Von Genua aus

verbreitete sich das Spiel bald über andere Länder. In Paris führte der Italiener Laurentio Tonti die Lotterie 1657 ein. Es wurde eben ein wirkliches, regelmäßig wiederkehrendes Spiel daraus gemacht, indem man 90 Nummern in einen Topf warf und daraus, wie noch heutzutage, fünf gewinnende Nummern ziehen ließ. Uebrigens ist es höchst bezeichnend für dieses Spiel, daß eine Volkssage den Genueser Rathsherrn Benedetto Gentile (angeblich Erfinder desselben), sammt seinem Namen, welcher niemals aus der Urne gezogen worden, nachdem diese Wahlart eingeführt worden war, vom Teufel holen läßt.

In Oesterreich wurde das Lotto im Jahre 1751 eingeführt, jedoch nicht vom Aerar selbst betrieben, sondern verpachtet, und zwar zuerst an Ottavio Chevalier Cataldi. In der diesfälligen Kundmachung vom 13. November 1751 heißt es: „Nachdem Inländer und Fremde große Neigung zeigen, ihr Glück in den verschiedenen Lotterien des Auslandes zu versuchen, welches seine Collectanten und Agenten in Wien und anderen Städten der Erbländer aufgestellt hat, soll nun das des allgemeinen Beifalls sich erfreuende Lotto di Genova auch in Oesterreich eingeführt werden." Cataldi erhielt ein Privilegium auf zehn Jahre, hatte außer der Pachtsumme von 260.000 Gulden eine Caution von 300.000 Gulden zu erlegen, bis zu welchem Betrage das Wiener Banco-Amt die Garantie übernahm, und mußte außerhalb der Pachtsumme fünf arme Mädchen mit Heiratsausstattungen von je dreißig Gulden betheilen. Cataldi's Privilegium wurde im Jahre 1762 auf weitere acht Jahre confirmirt (zu Recht bestätigt) und ging 1772 auf Andreas Buratta und Compagnie über, welcher dasselbe bis zum Jahre 1787 genoß, jährlich eine Pachtsumme von 400.000 Gulden entrichten und überdies von dem reinen Gewinn den vierten Theil an den Staat abführen mußte. Später wurde die Pachtsumme auf 523.000 Gulden, die Caution auf 500.000 Gulden erhöht, und die Gesellschaft mußte vier Fünftel des reinen Gewinnes an den Staat abgeben. Die Einnahme des letzteren wurde hierdurch im Durchschnitte auf jährlich 800.000 Gulden gesteigert.

Am 1. November 1787 ging das Lottogefäll in den vollen Besitz des Aerars über, von welchem dasselbe ununterbrochen bis heute in eigener Regie fortgeführt wurde. Damals wurde auch die noch bestehende Lotto-Direction errichtet.

Die erste Ziehung der neu eingeführten Zahlen-Lotterie fand in Wien am 21. October 1752, und zwar auf dem Spitalplatz vor dem Lobkowitz-palais statt. Die hierbei gezogenen Nummern waren 26, 81, 53, 11, 74, und der Schustermeister Ulrich Huber gewann die erste Terne mit 600 Ducaten. Das Spiel erschien den Wienern umsomehr anziehend, als man fast nach jeder Wiener Ziehung im sogenannten „Wienerblattl" ein Verzeichniß jener Glücklichen las, welche Fortuna begünstigt hatte. Die Lieblingsnummern waren damals: 13 (Geburtstag der Kaiserin), 15 (ihr Namensfest), 39 (ihr damaliges Alter), welche die „Kaiserzahlen" genannt wurden. Auf dem Spittlberg im sogenannten „kleinen blauen Haus" wohnte eine alte Kartenlegerin und Wahrsagerin, die-selbe prophezeite stets die Nummern, welche kommen — sollten.

Baron Fürst, später königlich preußischer Großkanzler, welcher sich im Jahre 1754 auf einer Sendung seines Hofes in schlesischen Ausgleichsangelegen-heiten in Wien befand, schrieb über das österreichische Lotto folgendermaßen: „Alle Lotterien sind jetzt, mit einziger Ausnahme des Glückshafens auf den Messen, zu Gunsten des Lotto von Genua abgeschafft, für das der Chevalier Cataldi ein Privilegium auf zehn Jahre erhalten hat. Alle drei Wochen (also siebzehnmal im Jahre) wird zu Wien oder Prag gezogen; für jede Ziehung zahlt Cataldi der Kaiserin 11.000 Gulden, so daß sie davon eine Revenue von 187.000 Gulden genießt. Cataldi hat zuvor sein Handwerk in Toscana getrieben. Er war eben Derjenige, wie es in dem Edict der Kaiserin an ihre

Völker vom 13. November 1751 heißt, welcher vor Jahren solchen Lotto in dem Großherzogthum Toscana mit allseitiger Zufriedenheit aufgerichtet und durch geraume Zeit bestritten hat, nämlich Unser Getreuer Lieber Ottavio Edler von Cataldi. Das Lotto wurde den österreichischen Völkern deshalb vor anderen Lotterien an die Herzen gelegt, maaßen dieser Lotto den leichtesten Begriff und geschwindesten Ausgang hat, auch dergestalten beschaffen ist, daß Jedermann den Preis des Spieles, auch in der mindesten Gattung des Geldes, von selbst erwählen kann. Das Lotto unterscheidet sich von anderen Lotterien, wie sie in Frankreich, England, Holland und Deutschland üblich sind. Man kann so wenig als man will einlegen, und wäre es auch nur ein Kreuzer. Auch der ärmste Bauer trägt sein Geld dahin. Jeder beträchtliche Gewinn wird in den Zeitungen angezeigt und verfehlt nicht, neue Spieler anzulocken. Zuweilen streut man Nummern auf die Bänke in den Kirchen aus oder heftet sie an den Thoren der Klöster an; die frommen Leute wagen ihr Glück damit und sind so gutmüthig, wenn sie doch nichts gewinnen, es mehr ihren Sünden, als der unrichtigen Prophezeiung Schuld zu geben. Ein Mensch, der den andern Tag gehenkt werden sollte, träumte die Nacht zuvor, daß eine gewisse Zahl gewinnen müsse (der Siebenundzwanziger, welcher seitdem bis heute die Bezeichnung „Galgennummer" führt); alle Welt setzte darauf, aber der arme Schelm hatte gelogen und kein Mensch gewann. Cataldi hat das Recht, wenn eine Nummer so stark besetzt wird, daß er ruinirt sein würde, falls sie herauskäme, nicht mehr darauf anzunehmen und sie zu sperren. Man hatte alle die Lächerlichkeiten, die hierbei vorkommen, in einer Comödie verspottet, aber sie hat nicht gegeben werden dürfen. So lange ich in Wien bin, ist der einzige beträchtliche Gewinn, welcher herausgekommen ist, dem schwedischen Gesandten (Nils Graf von Bork) zu Theil geworden. Er schickte etwas zu spät; man nahm nur den Einsatz von einem Gulden an, jedoch hatte er die Terne glücklich getroffen, er machte einen Gewinn von 1200 Ducaten. Allerdings ruinirt sich das gemeine Volk besonders hierbei und die meisten Minister sind deshalb dagegen gewesen; aber der Vortheil der Finanzen ist zu offen."

Nach dem bekannten Reisenden, dem Berliner Buchhändler Christoph Friedrich Nicolai (geb. 1733, gest. 1811), ging, wie er in sicheren Berichten gefunden haben will, die Rede, „daß die Zahlenlotterie eigentlich dem Kaiser Franz gehöre und daß Cataldi nur den Namen hergebe". Nach dem Historiker August Ludwig Schlözer (geb. 1737, gest. 1809) soll die Wiener Lotterie in den zehn Jahren von 1759 bis 1769 einundzwanzig Millionen Gulden eingenommen haben, davon erhielt der Hof 3,460.000 Gulden, an Kosten und Besoldungen wurden verwendet 2,080.000 Gulden, an Gewinnsten bezahlt 7 Millionen, der Gewinn des Pächters war 8,540.000 Gulden.

Aber im Auslande wurde recht hübsch Reclame gemacht für die Lotterie in Oesterreich, wie denn in dem Leipziger Intelligenzblatt vom Jahre 1765 sich Jemand bemüssigt gefunden, unter dem Titel: „Genereller Historischer Begriff von der Lotto di Genova" Folgendes verlauten zu lassen: „Als ich mich im Sommer 1755 in Wien befand, wurde diese Art der Lotterie auf drei Plätzen der österreichischen Erblande gehalten: zu Wien, Prag und Brüssel. Die beiden ersten Lotterien stunden unter k. k. Direction und hielten Buch und Rechnungen gegeneinander; die dritte aber war an einen Particulier verpachtet und man sagte mir, sothane Lotterie bringe 40 Percent reinen Gewinnst. Der Zulauf war von Hohen und Niedern, bis zum Dienstboten, Tagelöhner und Bettler so stark, daß in Wien und Prag jahraus jahrein wöchentlich ein bestimmter Tag zur Ziehung angesetzt wurde. Man kann den Plan durch zuverlässige Wege leicht erfahren, denn es ist kein Staatsgeheimniß."

„So viel ist von denen Erfordernissen dieser Lotterie gewiß: 1. sie dauert fort, so lange der Regent will; 2. sie setzet einen unabgeänderten öffentlich bekannt gemachten Ziehungstag an; 3. sie nimmt stündlich und täglich Geld an; 4. sie überläßt es in Jedes Willkür, was er einlegen will; 5. es wird auf dreierlei Art gespielet: I. auf Estrado (Auszug), II. auf Ambo (Beide) und III. auf Terno (drei Treffer); 6. der Spieler muß bei seiner Einlage erklären, auf welche von diesen drei Arten er spielen wolle; 7. eine jede von diesen Arten erfordert eine andere Einlage; 8. die Lotterie bestehet aus denen Zahlen 1 bis 90, die Zahlen 1 bis 84 sind Nieten und die 85 bis 90 Treffer; 9. wer auf Estrado eine Nummer zwischen 85 bis 90 ziehet, bekommt 14mal so viel, als seine Einlage war, wer auf Ambo trifft, erhält 240mal so viel, und wer auf Terno gewinnet, erhält 3800mal so viel. 10. Gleich nach der Ziehung werden die Gewinnste prompt ausgezahlet."

Ungemein interessant sind die beigegebenen: „Cameralistische Anmerkungen über diese Lotterie". In denselben spricht der Verfasser sich folgendermaßen aus: „1. Es ist begreiflich, daß diese Lotterie erstaunlichen Zulauf habe: a. es gehet redlich und prompt dabei her; b. einzelne Creutzer hazardiret ein Bettler ebenso leicht, wie ein Reicher einzelne grobe Sorten, da jenem sowohl, als wie diesem das Glück günstig sein kann, so viel wie obstehet, mit wenigen zu gewinnen. c. Wer auf Terno gewonnen hat, wird dieses Glück so oft vergebens probiren, bis der Gewinn wieder nach und nach zur Lotteriecassa kommt."

„2. Es ist ein bequemes Mittel für den Staat, ohne einige Auslage seine Cassen anzufüllen und einen großen Theil derjenigen, so nicht unter dem Contributionsfuß stehen, den Adel, die Passagiers, die Dienerschaft, die Soldaten, den geistlichen Stand, Kinder, Gesinde und Bettler, ohne Zwang unter den Reitz des Gewinnsts contribuables (steuerpflichtig) zu machen, es mag der Staat diese Lotterie auf seine Rechnung führen oder verpachten. Sie kann auch in volkreichen Städten alle Wochen mit Avantage (Vortheil) gezogen werden; und es scheinet, daß sie bei außerordentlichen Ausgaben des Staats, wobei es beschwerlich ist, die ordentlichen Contributiones (Steuerbeträge) zu erhöhen, alle Aufmerksamkeit verdiene. Aber es ist doch" (und hier hinkt der Pferdefuß nach)

„3. an sich betrachtet, ein Blendwerk für die Unwissenden, und der Einwurf: Der größeste Haufe ist unwissend, dürfte folgende Gründe nicht entkräften: a. Wer etwas helle siehet, merket gleich beschwerliche Bedürfnisse des Staats, die man zur Aufrechthaltung des in- und ausländischen Credits verstecken sollte. b. Hat der Staat keinen Mangel an Gelde, so macht er sich verdächtig, daß er seinen Schatz, ohne Beobachtung einer Gleichheit, in modo contribuendi (in der Art der Beitragsleistung) vermehren wolle. Eine solche Fama ist dem höchsten Regentenstuhl anstoßig. c. Es wäre kläglich, wenn ein Staat diese Einrichtung treffen und nicht dabei Land und Städte auf andere Art erleichtern, oder wenigstens sothane Einrichtung zum blühenden Wohlstande proportionirlich anwenden wolle. d. Verpachtet der Staat diese Lotterie an einen Particulier (Privatmann), so gewinnet derselbe zu viel ohne einige Ausgabe, ohne Risico, und vielleicht hat er keinen Verdienst im Lande, als daß er durch seine künstliche Erfindung einen Theil des Vermögens deren Einwohner an sich ziehet und darüber Landesherrliche Concession, gegen Entrichtung seines Pachts, den er nicht aus seinem, sondern aus fremdem Beutel abgibt, erhält. Ob aber solches eine wahre merite (verdienstlich) sei, will ich nicht untersuchen."

Der Verfasser fährt fort: „e. Man wird mehrentheils finden, daß dergleichen Entrepreneurs Ausländer, Juden, oder gewinnsüchtige Einwohner sind, welche, wenn sie sich aus dem Beutel des Landes genugsam bereichert haben, mit ihren Baarschaften aus dem Lande gehen. f. Zu der Zeit, als diese Lotterie in Wien

subsistirete (fortbestand), klageten die Herrschaften über untreues Gesinde und Tagelöhner, welche heimlich was entwendeten und es, in Hoffnung, geschwind reich zu werden, zur Lotterie schleppten (also schon damals, wie heute!), mißlinge ihr Plan, so würden sie immer hungriger und lernten stehlen; wären sie einmal, insonderheit bei Terno, glücklich, so würden sie Müßiggänger, stolz und stellten den Dienststuhl vor die Thüre und die Hoffnung nach mehreren Vortheilen verleitete sie, daß sie in der Lotterie nach und nach nicht nur allen Gewinnst, sondern auch von ihrem Eigenthum zusetzeten, bis sie wieder so dürftig aber viel ungesitteter wie vorher wären. (Ganz so wie heute!) g. Gott befiehlt: der Mensch soll im Schweiß seines Angesichts sein Brot essen, sich aber nicht durch einen bloßen Zufall aus dem Landesbeutel bereichern. h. Billig ist es, daß der Staat die Menschen zur Arbeitsamkeit ermuntere und alle Gelegenheit zum Müßiggang und zu andern Unsittlichkeiten verstopfe, sonst werden sie leicht abgestorbene Glieder."

Der Verfasser erklärt schließlich: „Das sind meine zufälligen Gedanken über die Lotto di Genova. Es sei aber ferne von mir, daß ich einen Staat tadeln wollte, wo dergleichen anzutreffen sind. Ich stelle hierüber die Cameralwissenschaft und die Moral zum Richterstuhl."

Unter'm 12. Januar 1762 erschien eine Kundmachung. Es habe Ihro kais. und kön. apostolische Majestät den sogenannten Lotto di Genova allhier in Wien, da seine Pachtjahre zu Ende gehen, vor allen andern Mitwerbern dem Herrn Octavio Edlen von Cataldi in allermildester Ansehung, daß derselbe nicht nur der Erste gewesen, welcher besagten Lotto in allerhöchst dero Staaten eingeführet, sondern auch durch seine guten Anordnungen und Vorkehrungen den Grund zu seinem gegenwärtigen Stand gelegt hat, worinnen sich selber zur vollkommener Zufriedenheit des Publici befindet, wiederum allergnädigst zu überlassen und zu dem Ende demselben ein neues Privilegium privativum für die sowol Hungar- und Böheimische als Oesterreichische Erblande zu verleihen, annebst ihn in den Grafenstand zu erheben und das Diplom ohne Bezahlung einigen Tax- oder gewöhnlichen Unkosten ausfertigen zu lassen geruht.

Angefügt ist: „Den 16. dieses ist allhier die Ziehung der k. k. Lotterie vor sich gegangen, wobei die Nummern 26, 59, 9, 62, 66 mit vielen Ambi, Terni und Estratti gehoben, und zwar in der Amts-Collectur ein Terno mit 249 Ducaten, bei jener aber zu Mariahilf bei dem sub Nummer 70 angestellten Collectanten Mathias Holzinger (recht hübsche Reclame das) ein anderer mit 300 Ducaten gewonnen worden."

Im Februar 1762 wurde in Folge von allerlei Gerüchten über eine Gewinnstherabsetzung kundgemacht, daß „durch die achtjährige Pachtzeit die Zahlungen der Gewinnste auf keine andere Art als für die einfach gesetzte Nummer (Extrato) für jeglichen Groschen 14, desgleichen für die in Wette gespielte Nummer (bestimmter Ruf) für jeglichen Groschen 67 dergleichen, für den sogenannten Ambo für jeglichen Groschen 240 dergleichen und für den Terno für jeglichen Groschen 4800 dergleichen Münz abgeführet werden."

In den Provinzen entstand das Lotto zu folgenden Zeiträumen: in Prag 1754, der erste Zug geschah am 12. October mit den Zahlen 22, 75, 33, 71, 44. In Graz 1757, am 23. November, mit 32, 52, 5, 22, 14. In Ofen 1770, am 1. September, mit 42, 12, 64, 41, 76. In Brünn 1771, am 24. December, mit 45, 51, 87, 62, 55. In Linz 1778, am 6. Januar, mit 76, 56, 38, 40, 18. — Im Allgemeinen wurde mit dem Patente vom 13. März 1813 das bisher Bestandene mehr in eine gesetzliche Form gebracht und eine neue Manipulation eingeführt, welche noch heute in Anwendung steht.

Späterhin gesellte sich diesen Nummern noch der „Kaiser-Josef-Neunzehner“ zu, welcher besonders um die Zeit des Namensfestes des Monarchen, 19. März, stark gesetzt wurde, was noch heute der Fall ist. Als Entstehungsgrund erzählt der Volksmund, daß Kaiser Josef auf einem seiner Incognito-Spaziergänge in einer entlegenen Vorstadt, von einem vor einer Lottocollectur stehenden armen, alten Mütterlein, nach deren bitterer Klage, daß sie selbst niemals einen „Ruf“ zu errathen vermöge, dringend angegangen worden sei, ihr eine gute Nummer für einen Extrato (Einzelruf) anzurathen, worauf der Kaiser gemüthlich erwidert habe: „Ei, dann setzen Sie nur meinen Namenstag — ich heiße Josef.“ Damit war aber das Mütterlein nicht befriedigt, sondern

Entstehung des Kaiser-Josef-Neunzehner.

händigte dem freundlichen Unbekannten das Satzgeld ein, mit der Bitte, für sie das Geschäft zu verrichten, „damit die Nummer eher käme“, was denn der Kaiser auch that, dem auf ihn wartenden Mütterlein den Risconto in die Hand drückte und sich entfernte, ohne den Dank abzuwarten. Wie erstaunte aber die arme Alte, als Nummer 19 wirklich auf den ersten Ruf gekommen war und ihr der Collectant siebenundsechzig Ducaten ausbezahlte. Bald löste sich das Räthsel; die Alte hatte ihren Risconto gar nicht angesehen, und Kaiser Josef die Nummer statt mit dem geringen, ihm übergebenen Setzgelde mit einem Ducaten besetzt. Von der Zeit an spielten die Wiener leidenschaftlich auf den Kaiser-Josef-Neunzehner.

Wir können diesen Abschnitt nicht schließen, ohne der Anwesenheit eines Schwindlers zu gedenken, der mit seinen nebulosen Projecten gerade um jene Zeit in Wien auftrat, wo das erste Lotto eingeführt wurde. Es war dies ein

sicherer Michael Löen, vormals Kaufmann in Kopenhagen, der Bankerott gemacht hatte und darauf sein Glück an verschiedenen Höfen versuchte, indem er ihnen seine Projecte überreichte, welche die Staaten glücklich und reich zu machen bezweckten.

Löen hielt sich zuerst in Frankfurt am Main auf, wo damals Kaiser Karl VII. residirte. In Holland trat er mit einigen Kaufleuten in Verbindung; diesen scheint er bedeutende Beträge entlockt zu haben, denn er machte sofort in Rom großen Staat, hielt Equipagen und zahlreiche Dienerschaft. In Paris bot er dem Minister Puisieux seine Projecte an; dieser Staatsmann, unkundig der deutschen Sprache, schickte seinen Secretär ab, allein Löen gab dem Manne zu verstehen, daß er einem so geringfügigen Individuum seine Pläne nicht enthüllen werde, er könne sein Geheimniß nur dem Könige oder höchstens dem Minister mittheilen. Alle Vorstellungen des Secretärs blieben fruchtlos — Löen schwieg. Dieses arrogante Wesen wurde ihm sehr übel genommen und er in die Bastille gebracht, jedoch schon nach kurzer Zeit ihm ein Reisegeld von 500 Livres gegeben und er über die Grenze geschafft.

Im Jahre 1752 beglückte er Wien mit seiner Gegenwart und wurde bald Gegenstand des Gespräches der vornehmen Welt. Besonders gefiel seine Beredsamkeit, denn er wußte bei Audienzen mehrere Stunden zu sprechen, ohne daß die betreffenden Personen am Ende der Unterredung wußten, was er mittelst seiner Projecte bezwecken wolle. Leute, welche ihn besuchten, versicherten, daß die zu seinen Projecten gehörigen Schriften zehn Riß Papier ausfüllten und ein eigener Geheimschreiber beschäftigt war. Noch in demselben Jahre sollte er aus Wien ausgewiesen werden und begab sich daher zu einem der ersten Polizeibeamten, um diese Anordnung zu hintertreiben. Bei dieser Gelegenheit fing er an, von seinen Plänen zu sprechen, und der Beamte, in der Meinung, er werde Genaueres, als er bisher gethan, angeben, hörte ihm sehr aufmerksam zu. Da stellte Löen mitten im Gespräche die Frage, ob er den Widerruf des gegen ihn ergangenen Ausweisungsprocesses hoffen dürfe, und als dieses verneint wurde, entfernte er sich mit der (allerdings nicht ungerechtfertigten) Bemerkung: „Nun, dann hat man auch nicht nöthig, meine Pläne kennen zu lernen."

Löen fand aber wohl Freunde, die sich für ihn verwendeten, da er bis Ende 1753 sich in Wien aufhielt. Während seiner Anwesenheit daselbst hatte er bereits zwei Projecte ausgearbeitet, von welchen er eines das „kleine", das andere das „große" Project nannte. In ersterem wollte er jenem Staate, der die Summe von 400.000 Thalern anwenden würde, ein jährliches Einkommen von einer Million verschaffen, man konnte jedoch nicht erfahren, worin denn eigentlich das Unternehmen bestand; indeß behaupteten Leute, die mit ihm längere Unterredungen gepflogen, daß es eine Art Lotterie, mit vielen anderen Anstalten verbunden, gewesen sei. Nach seinen Gesprächen zu schließen, bezweckte das große Project nichts Geringeres, als eine Umgestaltung der staatlichen Verhältnisse, die Herstellung eines Glaubens und einer Regierung, und die Erhebung des Regenten, der die Durchführung übernähme, zum — Universalmonarchen.

Löen pflegte Briefe berühmter Staatsmänner vorzuzeigen, die ihm einstimmig das Zeugniß ausstellten, daß seine Pläne, so weit sie dieselben kennen gelernt, einem Staate zum großen Vortheile gereichen könnten, und ein fremder Minister soll an einen Freund in Wien geschrieben haben, daß die Durchführung der Projecte Löen's einem Staate unendlichen Nutzen bringen, wenn sie jedoch mißlängen, ihn auch vernichten könnten. Ueber die weiteren Schicksale dieses Mannes, der jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung jener Zeitepoche genannt werden muß, konnte bisher weiter nichts aufgefunden werden.

Der Hof, seine Wintervergnügungen und die Maskenbälle.

Bevor wir zur Schilderung der weiteren Begebenheiten in staatlicher Beziehung schreiten, müssen wir von der kaiserlichen Familie selbst sprechen.

Am 30. März 1755, als am Osterfeste, wurde durch das kaiserliche Ehepaar bekannt gemacht, daß die Erzherzoge und Erzherzoginnen von Oesterreich statt des bisher geführten Titels „Durchlauchten" jenen „Königliche Hoheiten" zu führen hätten. Ein heftiger Gegner dieser Einführung war der Oberstthofmeister Fürst Josef Khevenhüller. Schon als ein Jahr früher speciell für den Thronerben Josef das Prädicat „königliche Hoheit" festgesetzt worden, erklärte er sich gegen dasselbe; nun gar, als dies auf die ganze kaiserliche Familie ausgedehnt werden sollte, sprach er sich in allen Conferenzen für die herkömmliche Ansprache aus. Was er da sagte, war nicht so ganz ohne Tiefe. Er meinte, das Recht, den königlichen Titel zu führen, komme ja ohnehin unbestritten den Gliedern des kaiserlichen Hauses, als den Söhnen und Enkeln so vieler Kaiser und Könige, zu, umsomehr, als selbst die Prinzen von Wahlkönigen so genannt wurden; es sei aber der bisherige Ausdruck „erzherzogliche Durchlaucht" so eigenthümlich für das Haus Oesterreich und durch Gewohnheit und Herkommen so geheiligt, daß man ihn beibehalten solle. Colloredo und Batthyany stimmten ihm schrankenlos bei, ja, selbst Kaiser Franz, der in allen Dingen lieber den alten Brauch ließ, war nicht für den neuen Titel eingenommen. Aber Maria Theresia und Kaunitz entschieden sich bestimmt für diese Titulatur, und so wurde am Hofe publicirt, daß die durchlauchtigsten Herrschaften künftig nach dem Beispiele anderer königlichen Prinzen und Prinzessinen als „königliche Hoheiten" anzusprechen seien.

Auch wurde jeden Winter eine besondere Ordnung für den inneren Kreis des Hoflebens für den Verkehr, wie für die Vergnügungen erlassen. So beliebten (wie Khevenhüller schreibt) Ihre Majestäten am 1. December 1754 das wegen der Diners und Soupers für diesen Winter angenommene System in's Werk zu setzen. Dieses besteht darin, daß dieselben, wie zu Schönbrunn, außer Sonntags Mittags, welcher zum öffentlichen Tafeldienst bestimmt blieb, en compagnie zu speisen pflegen. Das Diner ist auf vierzehn, das Souper auf zehn Couverts bestimmt, und obwohl die Kaiserin zu Schönbrunn Abends nicht mitzuessen pflegt, so hat sie doch dem Kaiser zuliebe mitsoupirt. Die Tafel wurde Mittags theils in dem früheren Appartement der Prinzessin Charlotte, theils auf der Seite der Kaiserin in der ersten Anticamera und Nachts in der Rathstube gestellt; damit nach dem festgesetzten Princip weder die Herrschaften, noch die Gäste genirt werden und die Unterhaltung nicht in eine ceremoniöse und daher ungelegene Aufwartung übergehe, so geschah die Einladung durch den Oberstküchenmeister, und daher stand es Jedermann frei, sich zu entschuldigen. Graf Josef Saint-Julien (geb. 1723, gest. 1790), der Oberstküchenmeister, hatte eine geheime Liste, in der eine Reihe besonders erwählter Gäste verzeichnet war und aus welcher er die Gesellschaft hervorhob. Hierzu kamen dann immer einige von den jungen Herrschaften. Der Oberstthofmeister Khevenhüller absentirte sich selten von diesen Soupers, obwohl selbe ihm wegen seiner Gesundheit und wegen seiner Besuche in der Stadt sehr ungelegen waren; was ihn aber dazu engagirte und warum er der Kaiserin die Annahme der neuen Ordnung vorschlug, war zunächst des Kaisers Temperament und gewohnte Lebensweise. Weil Franz sehr zur Melancholie inclinirte, daher eines

beständigen Umganges mit Leuten, die ihn aufmunterten, nöthig hatte, konnte ihm eine solche Aenderung seiner Lebensweise, wie sie nach dem Schönbrunner Aufenthalt eingetreten, nicht gleichgiltig sein. Hatte der Kaiser doch nach dem Tode der alten Oberstthofmeisterin und der Abreise seiner Schwester ohnehin die einzigen zwei Ressourcen verloren, welche er noch hatte, um einige Stunden „à son humeur et à son aise" zuzubringen. Zudem fiel auch der Scrupel weg, als ob die Etiquette dadurch leiden möchte. Nachdem in den Hauptpunkten des Ceremoniells zwischen Schönbrunn und der Burg kein Unterschied gemacht, ja sogar bei großen Functionen das (spanische) Mantelkleid draußen wie in der Stadt genommen wurde, so konnte kein Bedenken obwalten, daß die Herrschaften täglich nach Belieben en compagnie speisen konnten.

Im Winter 1755 auf 1756 wurde diese Ordnung wieder geändert; es fingen namentlich die kleinen Diners und Soupers wieder an, welche der Kaiser einigen Männern gab. Die Kaiserin genirten diese Abendessen außerordentlich, sie zog sich deswegen immer zurück und blieb in ihrem Cabinet mit Arbeiten beschäftigt. Die Verschiedenheit der Persönlichkeiten, der zahlreiche Adel, der bei dem Hofe und um den Hof lebte, der fröhliche Sinn der Kaiserin, der nie eine Freude störte, der Geschmack der Zeit, Alles trug dazu bei, an diesem Hofe eine Abwechslung von Annehmlichkeiten zu bieten, die das Leben erheiterten und verschönerten.

Die fröhlichste Zeit war immer der Fasching. Von Woche zu Woche wechselten Bälle, Concerte, Theater, Schlittenfahrten. Besonders liebte die Kaiserin die Maskenbälle, und je seltsamer und bunter die Masken waren, desto mehr Vergnügen machte es ihr. Sie interessirte sich so dafür, daß die Directoren ihr von allen Kleinigkeiten berichten und die Listen der Masken vorlegen mußten. Einige Jahre waren diese Bälle ganz verboten, erst 1752 wurden sie wieder in den neuen Redoutensälen (an Stelle des 1748 abgebrochenen Opernhauses, nach neuer schöner Architektur und durchaus von solidem Mauerwerk und Stein aufgeführt) gestattet, besonders deswegen, weil der Kaiser sehr dafür eingenommen war. Im Jahre 1752 wurde an jedem Dienstag ein solcher Ball gegeben, und die Kaiserin erlaubte, daß man auch in den daranstoßenden Appartements bis ein Uhr nach Mitternacht tanzen durfte. Gewöhnlich erschien sie in einem blauen Domino, zog sich aber immer sehr zeitlich zurück.

Die Kaiserin hatte wirklich einen gewaltigen Schritt gethan, als sie im Jahre 1751 in allen Theilen ihres Reiches die Abhaltung von Maskenbällen für den Fasching gestattete; sehr interessant sind daher die Reserven, welche dabei gemacht wurden. Vor Allem bedachte die Kaiserin die Residenz und die Art und Weise, wie ihr Adel sich vergnügte. Sie hatte mit großem Mißfallen bemerkt, daß dieser in der sogenannten „Mehlgrube" auf dem Neuen Markt, dem besuchtesten Vergnügungsorte jener Zeit, und wo bis dahin auch die Hofbälle abgehalten wurden, der Lust allzu ungenirt sich überlasse und manchmal sogar in „unanständiger" Gesellschaft sich herumtreibe. Um ihn davon abzuziehen, beschloß die Kaiserin, für den Carneval 1752 die Redoutensäle „bei der Burg" zur Abhaltung von Maskenbällen unter ihrer Controle zu eröffnen. In Folge dessen berief sie einen Entrepreneur in der Person des nied.-österr. Landschaftsviertel-Untercommissärs Maximilian de Leau, der in den Redoutensälen die von ihr gewünschten Ballfeste arrangiren sollte. Mit gewohnter Energie die Sache angreifend, war es ihr hauptsächlich darum zu thun, die Elite des Adels dort versammelt zu sehen, weshalb sie auf das genaueste jene Kategorien der Gesellschaft und jene Persönlichkeiten bestimmte, welche den Zutritt zu den Redouten haben sollten.

Als oberstes Princip wurde aufgestellt, daß nur Mitglieder des hohen Adels und des Ritterstandes, dann kaiserliche Räthe und Officiere theilnehmen dürfen. Die Details finden sich in einer Instruction für die kaiserlichen Ballcommissäre in sieben Punkten, und wie ernst diese Bestimmungen gemeint waren, bewiesen die eigenhändigen Bemerkungen der Kaiserin auf die Vorträge ihrer Räthe und die vielen nachträglichen Anfragen der Ballcommissäre, sowie das „Avertissement", welches eine scharfe Controle der Ballgäste anordnete.

Beim Eintritte mußte jede Persönlichkeit vor einem Commissär Namen und Charakter angeben. Dieser Commissär allein hatte die Vollmacht, ein Billet auszufertigen, welches zum Erlage des Eintrittsgeldes und zum Eintritte selbst befähigte. Ausländer, welche dem Commissär nicht bekannt waren, hatten sich früher vor diesem in seiner Wohnung zu legitimiren, wenn sie nicht ein Certificat eines in Wien residirenden Gesandten mitbrachten oder von einem bekannten Cavalier eingeführt wurden, der die Haftung übernahm. Den Officieren der Wiener Garnison war zwar im Principe der Eintritt gestattet, jedoch hatten sie ein Certificat ihres Obristen oder eines Stabsofficiers vorzuweisen. Dasselbe galt auch von fremden und von Officieren anderer Garnisonen, die vom Platzcommando eingeführt werden mußten. Es war natürlich keinem Theilnehmer gestattet, die auf seinen Namen erhaltene Karte einem Anderen zu überlassen. Der sogenannte „Ordinari-Adelstand" (Personen des einfachen Adels mit dem bloßen Titel „Herr von") war von dem Besuche der kaiserlichen Redoute ausgeschlossen.

Nachdem dies in Ordnung gebracht war, handelte es sich nur noch um den Contract mit dem Entrepreneur und um das Ceremoniell an den Ballabenden. Der mit de Lean abgeschlossene Vertrag enthielt folgende Bestimmungen: Es wurden ihm der große und der kleine Redoutensaal mit allen Zimmern und der ganzen Einrichtung von dem Hofbauamte übergeben, nach Aufnahme eines Inventariums, welches de Lean zu unterschreiben hatte. Was für die Herstellung der Säle noch erforderlich war, hatte der Entrepreneur auf seine Kosten anzuschaffen. Er mußte dafür sorgen, daß beim Eingange in den Saal für die Ballcommissäre und für die Casse ein geheiztes Zimmer vorhanden war und daß die Masken, bevor sie die festlichen Räume betraten, bequem Unterstand finden konnten. Aufmerksam wurde er gemacht, alle verdächtigen „Schlupfwinkeln" sorgfältig zu „verschlagen". Die Säle durften nur mit Wachskerzen beleuchtet werden. In jedem Saale mußte sich ein Orchester von wenigstens achtzig Musikern in Masken befinden und für die erlaubten Spiele mußten die nothwendigen Geräthe, wie Karten, Spielbretter u. s. w., gegen ein mäßiges, von den Spielern zu zahlendes Entgelt bereit gehalten werden. Zur Erfrischung der Ballgäste mußte eine „Kredenz mit Aufgeschnittenem" (Buffet mit kalten Speisen), dann „mit behörigem Getränke, wie solches vorhin auf der Mehlgruben gebräuchlich gewesen", gratis gehalten und überdies ein Traiteur und ein „Wasserbrenner" (eigentlich Verkäufer von gebrannten Wässern, d. i. Liqueuren, Branntwein, aber auch von heißen Getränken) bestellt werden, der die „Soupers mit möglichster Sauberkeit und Accuratesse besorgen, dann die Masquen mit den erforderlichen Refraichissements (Erfrischungen), Thee, Kaffee, Olla (wörtlich Topf) und ausländischen Weinen in billigeren Preyß bedienen könne". Um Ueberhaltungen bei der Zeche vorzubeugen, wurde angeordnet, daß eine früher approbirte Taxe an der Credenz öffentlich ausgehängt werde — der erste Speise- und Getränke-Tarif.

Es blieb den Entrepreneurs unbenommen, nächst dem Ballsaale eine „Boutique" zu halten und darin Toilettegegenstände, wie Bänder, Larven u. dergl., zu verkaufen. Die Beheizung der Säle wurde von dem Unternehmer bestritten. Zur Abwendung von Feuersgefahr hatte dieser geeignete Leute in „genugsamer

Anzahl" bereit zu halten; wieder andere, sowohl Männer als Weiber, jedoch „nur in ihrer eigenen Kleidung", mußten zur Bedienung der Masken aufgenommen werden, auch wie es ehemals auf der „Mehlgrube" geschehen. Wenn de Lean alle diese Contractspunkte genau einhält, sollen ihm für jeden Ball 550 Gulden „ganz sicher und richtig abgeführt werden".

Die Zahl der in der Redoute abgehaltenen Maskenbälle war eine, gewiß die eingefleischtesten Faschingswüthigen zufriedenstellende. Es sollte vom ersten Sonntag nach Heiligendreikönig bis Lichtmeß zweimal in der Woche, nämlich Sonntag und Mittwoch, und von Lichtmeß bis Ende des Faschings dreimal, nämlich Sonntag, Montag und Mittwoch, von sechs Uhr Abends bis ein Uhr nach Mitternacht Ball abgehalten werden. Der Eintrittspreis war auf acht Siebenzehner (gleich zwei Gulden sechzehn Kreuzer Conventions-Münze) normirt.

Uebrigens galt es noch eine Frage zu lösen. Man hatte nämlich den Fall in Aussicht genommen, daß der Andrang nicht so groß sein und der kleine Saal allein genügen könnte; wenn es so käme, würde dann die Beleuchtung des großen Saales entfallen und de Lean hätte von der stipulirten Summe von 550 Gulden einen Abzug zu erleiden; — allein die Kaiserin wollte sich darauf nicht einlassen, weil sie wußte, daß der Kaiser gerne den großen Saal eröffnet sehe, und sie schrieb an den Rand der diese Frage betreffenden Stelle mit Bleistift eigenhändig die Worte: „Der Kayser inclinirt allezeit vor (für) dem großen Saal" und mit Bezug auf die Entschädigung des Entrepreneurs: „glaubte 550 Gulden vor dem kleinen und 600 Gulden wann der große ist, wann er gutt sauber bedienen will und alles Wachs so verdient er selbs." Mit liebenswürdigem Humor und Besorgniß für das besuchende Publikum spricht die Kaiserin noch einen Herzenswunsch aus, und zwar indem sie zu jenem Punkte des Contracts, der die Bestellung eines Traiteurs und eines Wasserbrenners (Kaffeesieders und Conditors) fordert, die Randbemerkung machte: „aber einen andern, als den l'Opresti gehabt". In der That war es „mit Küche und Keller" (wie man heute zu sagen pflegt) unter dem früheren Director der Säle, dem Theater-Impresar Freiherrn von Lopresti, recht mangelhaft bestellt.

Wenn nun auch die Kaiserin bis in's Kleinste für Aufrechthaltung des Anstandes und der Ordnung sorgte, so wollte sie dennoch nicht minder die Maskenfreiheit geschützt wissen, weshalb sie ausdrücklich verordnete, daß keine unter der Maske verborgene Persönlichkeit an Andere verrathen oder zur Demaskirung gezwungen werde, und dies, falls es durchaus nöthig wäre, nur vor dem wachhabenden Officier geschehe.

Für den Hauptcassier, die Filialcassiere und deren Controlore wurde eine eigene, in zwölf Punkte gefaßte Instruction erlassen. Es bestanden zwei Eingänge zur Redoute: der sogenannte Haupteinlaß und der Hofeinlaß. Bei dem ersteren fungirte der Hauptcassier, bei dem letzteren ein Filialcassier. Die Cassebeamten mußten um halb sechs Uhr in der Ballcasse erscheinen. Die Cassiere übergaben den Parteien, wenn diese die Eintrittsbewilligung nachwiesen und das Entréegeld erlegt hatten, die Billets und mußten die Gäste so schnell als möglich expediren. So lange der Ball dauerte, durfte kein Cassebeamter sich entfernen.

Die beim Hofeinlaß angestellten Beamten hatten um Mitternacht ihre Einnahmen sammt den Billets dem Hauptcassier zu übergeben, der das Ergebniß in sein Journal eintrug. Nach Schluß des Balles fand die Scontirung statt; das eingenommene Geld nahm der Hauptcassier mit nach Hause in seine Verwahrung. Der Casse-Extrat mußte in duplo entworfen und darin bemerkt werden, wie viele Freikarten gegeben wurden und welcher Betrag für die Armencasse auszuscheiden kam. Ein Exemplar dieses Extracts wurde bei der Casse hinterlegt,

das andere dem Hofcommissär eingehändigt. Die Controlore hatten die Billets entweder nach dem Cassenschluß oder Tags darauf den Ballcommissären zu übergeben. Vorschüsse an den Entrepreneur oder sonst Jemanden durften nur gegen Anweisung der vom Hofe ernannten Commissäre und gegen Quittung ausgefolgt werden. Die Armencasse erhielt ihre Quote nach geendetem Fasching. Die Unterofficiere und Gemeinen von der Wache erhielten per Kopf sieben Kreuzer über ihre Portion und es hatte zu diesem Behufe der wachehabende Hauptmann ein Verzeichniß der Mannschaft bei der Casse abzugeben.

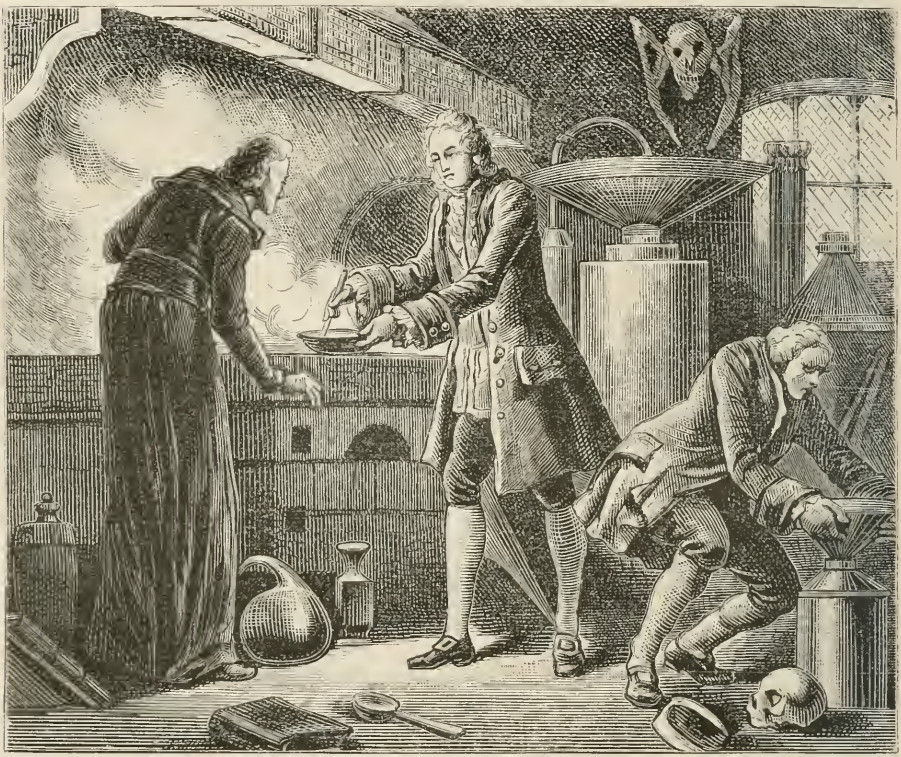
Wie bereits erwähnt, erschien auch die Kaiserin gerne auf der Redoute; da machte es ihr ein besonderes Vergnügen, wenn sie das Publikum und nicht minder ihren geliebten „Franzl" mystificiren konnte. So nahm sie einst einen taubstummen Knaben in Maske mit und ergötzte sich höchlich daran, daß denselben alle Welt, ihren Gatten mit inbegriffen, für den jungen Erzherzog Josef hielt. Ein andermal wettete sie mit dem Kaiser, der sich gerühmt hatte, alle Masken zu kennen, sie werde mit Jemand auf dem Maskenball erscheinen, den er gewiß nicht erkennen würde. Der Kaiser ging lachend die Wette ein. Nun wählte Theresia als ihren Begleiter den berühmten Gelehrten und Münzdirector Valentin Jameray Duval (geb. 1695, gest. 1775).

Duval war der Sohn armer Bauersleute von Artonay in der Champagne und mußte, als er in seinem zehnten Lebensjahre den Vater verlor, das Vieh fremder Leute hüten. Ein toller Knabenstreich machte ihn dieses Dienstes verlustig und im starken Winter 1709 floh Duval verlassen und obdachlos in die Welt hinaus. Auf dem Wege nach Lothringen überfielen ihn die Pocken und ein armer Schäfer bei Montglat räumte ihm eine Stelle im Schafstall ein. Genesen, hütete er noch zwei Jahre die Schafe; dann wurde er mit einem Klausner, Namens Palemon, der am Fuße der Vogesen seine Einsiedelei hatte, bekannt und sollte ebenfalls Klausner werden, aber als ein Anderer den ihm zugedachten Posten erhielt, empfahl ihn Palemon den Einsiedlern von St. Anna als Hirten, und Duval setzte sein Schäferleben fort.

Mittlerweile war aber in ihm die Wißbegierde rege geworden; er kaufte von den Ergebnissen der Jagd Bücher und Karten und bildete sich selbst. Der Fund eines kunstvoll gearbeiteten Petschafts, den er dem Pfarrer von Luneville anzeigte, machte ihn mit dem Eigenthümer desselben, Sir Forster, einem reichen Engländer, bekannt, welcher Duval freigebig belohnte und alle Sonn- und Feiertage zu sich nach Luneville zum Frühstücke einlud. Der Engländer beschenkte ihn nicht nur reichlich jedesmal, sondern befriedigte auch den Wissenstrieb des Jünglings, gab ihm Bücher und Alles, was seine Wißbegierde förderte. Zugleich erwarb sich Duval viel Geld durch seine Jagdbeute, da er, während er seinen Hirtendienst in der Einsiedelei versah, mit besonderem Geschicke allerlei Wild erjagte. Alles aber, was er erwarb, verwendete er auf den Ankauf von Büchern, deren er, während er im groben Lodenrock einherging, bereits über ein halbes Tausend besaß.

Als er nun so eines Tages unter einem Eichbaume in seine Bücher vertieft saß, wurde er von einer vornehmen Gesellschaft überrascht. Es befanden sich dabei die Prinzen Leopold Clemens und Franz Stefan von Lothringen. Sie stellten Fragen an ihn und waren nicht wenig von den hochgebildeten Antworten überrascht. Die Folge dieser Begegnung war, daß nach einigen Wochen Baron Putschner, der Oberstthofmeister der Prinzen, Duval aus seiner Einsiedlerzelle abholte, nach Luneville führte, wo er mit einem Jahrgehalte begnadigt wurde, um am Jesuiten-Collegium zu Pont à Mousson wissenschaftlich ausgebildet zu werden.

Nun wendete sich Duval der Geschichte und insbesondere der Alterthums- und Münzenkunde zu. Aus den Studien, in welche er sich ganz vertieft hatte, riß ihn die Begegnung mit einem jungen reizenden Mädchen, welches seine ganze Phantasie beschäftigte. Da las er eines Tages in den Schriften des heiligen Hieronymus gegen den Jovinian: „Hierophantas quoque Atheniensium usque hodie cicutae sorbitione castrari et postquam in pontificatum fuerint evecti, viros esse desinere.“ („Auch müssen die Oberpriester der Athener bis zum heutigen Tage sich durch Einschlürfen von Schirlingssaft der Manneskraft berauben lassen und, nachdem sie zur Priesterwürde erhoben worden sind, aufhören, Männer zu sein.“) Duval unternahm nun an sich die Cur und wäre bald



Franz I. im chemischen Laboratorium. (Seite 638.)

ein Opfer des Schirlings geworden. Von der schweren Krankheit, in die er verfiel, genesen, kehrte aber sein Sinn mit ungeschwächter Kraft der Wissenschaft sich zu. Im Jahre 1718 nahm ihn der Herzog Franz mit sich nach Paris, dann nach Belgien und Holland, von welcher Reise der Prinz und sein Schützling Ende 1719 zurückkehrten.

Bei seiner Rückkehr ward Duval zum Oberbibliothekar und Professor der Weltgeschichte an der Luneviller Hochschule ernannt; auch erhielt er den Auftrag, die Lectüre der Prinzessin Elisabeth Therese (ältern Schwester des Kaisers Franz I., geb. 1711, gest. 1741 als Gemalin des Königs Karl Emanuel von Sardinien) zu leiten. Dieses Dienstes entledigte sich Duval, ohne daß er je das Gemach der Prinzessin betreten hätte. Er legte die Bücher stets vor ihr Fenster und wechselte sie aus, sobald ihm das Zeichen wurde, daß er neue bringen solle. Seine Vorträge erfreuten sich zahlreichen Besuches, besonders von

Engländern. Der große englische Staatsmann William Pitt, Graf von Chatham (geb. 1708, gest. 1778), wurde sein Schüler.

Diese Stellung und seine Sparsamkeit setzten Duval bald in die Lage, seinen alten Freunden, den Einsiedlern von St. Anna, sich dankbar für das Gute zu bezeigen, das sie ihm erwiesen hatten; er erbaute ihnen für sein Geld ein bequemes Wohnhaus, eine schöne Kapelle, legte ihnen einen reichen Küchengarten und eine auserlesene Baumschule an, ohne ihnen eine andere Verpflichtung aufzuerlegen, als der Nachbarschaft jede verlangte Art von Zuchtbäumchen unentgeltlich abzugeben.

Als die Abtretung von Lothringen und Bar in den lebenslänglichen Besitz

Kaiser Josef auf der Redoute. (Seite 640.)

des abdicirten Polenkönigs Stanislaus Leszczynszki statthatte (1735), wollte der König den Gelehrten in seinen Diensten behalten, aber Duval folgte dem Herzoge Franz Stefan nach Florenz und dann (1743) nach Wien, wo ihn sein hoher Gönner, der mittlerweile Kaiser geworden, liebreich empfing, ihn vorerst eine Reise nach Unter-Italien unternehmen ließ und 1748 zum Director des kaiserlichen Münzcabinets ernannte.

Duval erhielt seine Wohnung in der Burg in der Nähe der Gemächer des Kaisers, welcher ein großer Münzfreund war und sich gern mit Duval unterhielt. Letzterer lebte derart gänzlich seiner Wissenschaft, daß er lange Jahre in unmittelbarer Nähe der kaiserlichen Familie wohnte, ohne Jemanden zu kennen. So sprach er einst in einem der Gänge mit dem römischen Könige Josef. Fünf junge Damen gingen mit ihren Begleiterinnen vorüber und Duval bemerkte sie nicht. Josef fragte den Gelehrten: „Kannten Sie diese

Damen nicht, Duval?" — „Mein Gott, nein, ich kenne Niemanden!" war die Antwort. — „Es waren meine Schwestern," sagte Josef lächelnd, „übrigens kann es mich nicht wundern, meine Schwestern sind ja keine Antiquen." — Als Beitrag zu seiner Charakteristik diene der Grundsatz, den er auch befolgte: „Es ist besser, zehnmal einem Unwürdigen zu geben, als eine einzige Gelegenheit zu versäumen, einem Würdigen Gutes zu thun." Als er einst dem Kaiser freimüthig geantwortet, bemerkte ihm sein Freund Abbé Marcy: „Weißt Du wohl, daß Du eben dem Kaiser eine große Wahrheit gesagt hast?" — „Desto besser, er mag sie zu Herzen nehmen," antwortete Duval.

Diesen Sonderling nun wählte, wie gesagt, Maria Theresia als Begleiter auf die Redoute und ließ ihn durch ihre Kammerfrau Josefa von Guttenberg, die mit ihm recht befreundet war, rufen. Als Duval eingetreten, ward er von den Kammerfräuleins in Beschlag genommen und trotz allen Verzweifelns, Jammerns und flehentlichsten Vorbittens verkleidete man ihn als sogenannten „Kalender" (richtiger „Kalander", Bruderschaftskutte, wie sie die im 13. Jahrhundert entstandenen Kalendae oder im Deutschen Kalandsbrüder trugen, welche übrigens keine Geistlichen, sondern blos andächtige Personen aus dem Laienstande waren und den Namen daher hatten, daß sie ihre gesellschaftlichen Versammlungen immer am ersten Tag jedes Monats „singulis Kalendis mensium" abhielten).

Jetzt machte ihn die Kaiserin mit seiner Bestimmung bekannt und schloß mit den Worten: „Nun, Duval, das ist Ihm doch eine Ehr'? — daß Er sich ja mit nichts dem Kaiser verräth! — Er wird doch eine Menuet mit mir tanzen?" Duval erwiderte: „Ach, Du mein Gott, in meinem Walde habe ich nur Purzelbäume zu machen gelernt!" — „Die schenk' ich Ihm," versetzte die Kaiserin. „Laß' Er's nur gut sein; ich will Ihm schon sagen, was er zu thun hat."

Die Kaiserin lachte und führte ihn durch den Redoutensaal, wobei sie sich an seinen Arm hing. Der Kaiser verlor das sonderbare Paar nicht aus den Augen, aber er mußte sich gestehen, den eigenthümlich einherschreitenden Cavalier noch niemals erblickt zu haben. Der Kaiser gab ärgerlich die ansehnliche Wette für verloren. Später erkannte er freilich seinen Mann, als nämlich Duval, den die Kaiserin nunmehr entlassen hatte, sich zur Credenz begab, um eine Erfrischung zu nehmen.

Von 1754 an erschien die Kaiserin viel seltener auf den Maskenbällen und späterhin gar nicht mehr. Dagegen wurden im engeren Hofkreise die maskirten Kinderbälle immer beliebter; man tanzte dabei in der großen Rathsstube, soupirte in der Anticamera und die Kinder durften sich nach Willkür maskiren. Bei den an kleinen Tischen servirten Soupers machten der Erzherzog Josef und zwei ältere Frauen die Honneurs, die Kinder setzten sich nach gezogenen Losen. Die beiden Majestäten waren beständig zugegen und außer dem Hof und einigen besonders privilegirten Personen durfte Niemand dazu kommen.

Aber auch verschiedene hohe Cavaliere gaben in ihren Wohnungen maskirte Kinderfeste für die jungen Herrschaften, so Fürst Trautson, Graf Batthyany, der Ajo des Erzherzogs Josef, Graf Saint-Julien, der Oberstküchenmeister, zu welch' Letzterem man am liebsten ging, da er immer etwas Neues und Unterhaltendes zu bieten wußte. Ueberhaupt war Graf Saint-Julien eine der interessantesten Persönlichkeiten des kleinen Hofkreises. Durch seine feinen Sitten, seine heitere Laune, seine treue Ergebenheit wurde er der Liebling des Kaisers Franz und war in Laxenburg immer ein gern gesehener Gast. Er war unerschöpflich in seinen Einfällen, immer sann er auf neue Unterhaltungen und

seine Arrangements waren immer so vortrefflich, daß sich Alles unterhielt. Politischen Einfluß hatte er keinen, strebte einen solchen auch nicht im mindesten an.

Maria Theresia regelte aber auch das Faschingswesen, welchem sich das bürgerliche Publikum hingab, und auch da überwachten die behördlichen Commissäre das Vergnügen, darin sogar manchmal ein wenig zu weit gehend. Einen diesbezüglichen besonders eclatanten Fall bildet die Affaire mit der Familie des Gold- und Schmuckarbeiters Josef Straßer, Erfinders der unter dem Namen Pierres de Strass (Straßer'sche Steine) noch heute gekannten und benützten falschen Brillanten.

Straßer, ein glücklicher Gatte und Vater zweier Töchter, war ein absonderlicher Kauz, der einen großen Theil seines bescheidenen Verdienstes auf allerlei chemische Experimente verwendete; war doch das sogenannte philosophische Jahrhundert gerade dasjenige, welches sich mit besonderer Vorliebe den alchymistischen Studien zuwendete. Und so waren denn hinter den Scheiben des Straßer'schen Ladens, der mit seiner Wohnung in der Renngasse, im Schleglhof (heute Nr. 4, alt 155), in Verbindung stand, die Producte seiner chemischen Versuche, Mineralkörper der mannigfachsten Färbung ausgestellt, und man sah, blitzend wie Karfunkel, die grünen, rothen oder milchweißen Massen in den abenteuerlichsten Formen liegen, bewundert von den Passanten, vornehmlich der lieben Straßenjugend. Leider war dies die einzige Anerkennung, welche der „kaiserliche Kammer Goldarbeiter Adjunkt" — welchen Titel Straßer nebstbei führen durfte — einheimste.

Eines Tages nun hatte sich Straßer, dem Drängen und Bitten von Frau und Töchtern nachgebend, herbeigelassen, dieselben zum Tanz zu führen. Der Saal zur „Mehlgrube" auf dem Neuen Markt begann gerade damals, nach dem Neubau der Redoutensäle, auch der bemittelten Bürgerclasse für Bälle und Maskenfeste sich zu öffnen, und da war es ein leicht verzeihliches Streben der Wiener Bürgerfrauen, sich so hübsch als möglich herauszuputzen. Da gerieth denn Frau Straßer auf den Einfall, aus Mangel an echtem Schmucke, sich mit einigen jener künstlichen Steine zu zieren, welche ihr Gemal fabricirte. Es wurde ihr nicht schwer, den Mann dazu zu vermögen, denn sie machte geltend, daß dies wohl der einzige Gewinn sein dürfte, den sie aus der kostspieligen Liebhaberei des Gatten ziehen könne. In der That besaß Straßer unter seinen Waarenvorräthen einen solchen Schmuck. Derselbe bestand aus einem Halscollier, ein Paar Ohrgehängen und ein Paar Armbändern, deren Steine von einer Art foliirten (unterlegten) Glasflusses waren und wie Brillanten glänzten; die Ringe spielten die Farben des Regenbogens und das Kreuz am Collier war mit Steinen besetzt, die gleich Solitärs von reinstem Wasser funkelten.

So geschmückt, begab sich die Familie auf den Ball. Gewährten schon die beiden niedlichen Töchter einen reizenden Anblick, so machte die Pracht der Juwelen, welche die Frau trug, ein wahrhaft unerhörtes Aufsehen. Die jungen Herren aus allen Kreisen — suchten doch die jungen Edelleute auf derlei Bällen die Gelegenheit, um über die hübschen Bürgerstöchter Wiens Revue zu halten und vielleicht kleine Liebeshändel anzuzetteln, soweit es die strenge Moralität des Bürgerstandes von damals gestattete — die jungen Herren also staunten über diese Auskramung von Kleinodien anscheinend höchsten Werthes, und als man erfuhr, es seien dies Leute eines kleinen Gewerbes, wurde das Erstaunen noch größer. Die Ballcommissäre sahen aber die Sache anders an. Als das Aufsehen so allgemein und die Zudringlichkeit so groß geworden war, daß die Familie Straßer den Saal verlassen mußte, erwartete sie unten ein Mann, welcher dem Goldarbeiter ankündigte, er sei sein Gefangener. (Bild Seite 601.) Mit Mühe erbielt er die Erlaubniß, Frau und Töchter nach Hause zu begleiten,

worauf man ihn dann selbst nach dem Gefängnisse brachte, unter em laut ausgesprochenen Verdachte, daß er in den Besitz so werthvoller Juwelen nicht auf rechtmäßige Art und Weise gekommen sein könne, um die seine Gattin selbst Kaiserinnen beneiden müßten, nahm seiner Frau höflichst die verdächtigen Juwelen ab und überließ sie ihrem Schmerze.

Die Verzweiflung und Reue der Frau und der Töchter war eine fürchterliche. Vergebens suchte erstere zu dem gefangenen Gatten zu gelangen, vergebens bestürmte sie die Polizeibehörde um Nachricht über den Gang seines Processes. Endlich begannen sie, im Bewußtsein seiner Unschuld, sich zu trösten und in stiller häuslicher Zurückgezogenheit den Ausgang des unangenehmen Vorfalles abzuwarten.

Da kam eines Abends plötzlich und unerwartet der Vater zurück. Weib und Kinder umarmend, rief er: „Ich bin frei und für unschuldig erklärt — und denkt Euch, meine Lieben, ich habe den Kaiser und die Kaiserin gesprochen!“ Nach den ersten Ausbrüchen der Freude über das Wiedersehen, mußte Straßer erzählen, wie es ihm ergangen. Man hatte ihn zuerst in verschiedenen Verhören befragt, auf welche Weise er zu den Pretiosen gelangt sei, wie er da der Wahrheit gemäß ausgesagt habe, er beschäftige sich seit seiner Jugend mit allerlei chemischen Versuchen, es wären die beanständeten Juwelen weiter nichts als eine Composition. Die Nachbarn wurden als Zeugen berufen, diese bestätigten die Angaben, und so gewann die Behörde die Ueberzeugung von seiner Unschuld. Schließlich kündete ihm der Beamte seine Freiheit an, setzte jedoch hinzu: „Trotzdem darf ich Euch jetzt nicht gleich zu Eurer Familie nach Hause gehen lassen; Eure Edelsteine sind nicht hier, man hat sie nach Hofe geschickt, wo man sie zu sehen wünscht. Der Kaiser ist ein großer Kenner edler Steine und einer seiner Kammerherren, welcher auf dem Balle zur Mehlgrube war, hat ihm von Euren Edelsteinen erzählt. Man wünscht, daß Ihr selbst dieselben wieder abholen möget. Im Nebenzimmer findet Ihr Kleidungsstücke, um mit Anstand erscheinen zu können.

Es läßt sich denken, wie überraschend Straßer die Einladung war. Es wurde ihm aber nicht viel Zeit zum Nachdenken gelassen, und fast früher, als er zur Besinnung gekommen war, befand er sich in der Burg im Vorzimmer der Kaiserin. Man meldete ihn an, die Flügelthüren öffneten sich, und ehe er noch eingetreten war, hörte er bereits die Stimme der Kaiserin rufen: „Franz, da ist der Straßer!“ — Er erblickte nun in der Mitte eines nicht zu großen Zimmers, an einem runden Tische sitzend, Maria Theresia an der Seite ihres Gemals und ihnen gegenüber die Erzherzoge und Erzherzoginnen, mit denen der Kaiser lachte und scherzte.

„Komm' Er näher, Straßer,“ sprach die Kaiserin freundlich, „und hör' Er mich an. Er hat viel Angst ausgestanden und Seine Frau und Kinder auch. Aber so leid mir's auch darum thut, gönn' ich den Seinigen doch den kleinen Schreck. Es thut einmal nicht gut, wenn meine Wiener Bürgersfrauen vom Hochmuthsteufel befallen werden! Ein einfacher christlicher Haushalt, ohne viel Behänge von Steinen, echt oder unecht, steht allen Leuten gut. Aber um Ihn selbst ist mir leid. Es war freilich in der Ordnung, daß man sich erkundigen mußte, woher die Steine kamen, die man für echt hielt, nur hätt' man sich die Ueberzeugung ein Bissel früher schon verschaffen können. In jedem Fall aber macht's Seiner Geschicklichkeit Ehre, daß man sich hat täuschen lassen. Ich selbst versteh' nichts davon, aber mein Franz — der Kaiser sagt, daß Seine Steine sehr gut gemacht sind. Ich möcht' Ihm also gern für Seine ausgestandene Angst entschädigen. Sag' Er, was die Steine kosten — ich kauf' sie Ihm ab.“

Auf Straßer's Antwort, wie unendlich glücklich er wäre, wenn Ihre Majestät die werthlosen Steine annehmen würde, erwiderte die Kaiserin rasch:

„Nein, nein, ich will nichts umsonst, die Guttenberg wird Ihm den Preis auszahlen. Aber Er sollt' Seine Geschäft' nach dem Ausland machen. Schick' Er doch von Seinen Steinen nach Brüssel, von da ist nicht weit nach Paris. Wenn eine Sach' gut ist, so verdient sie auch bekannt gemacht zu werden."

Auf dem Tische lagen die Steine und die kaiserlichen Kinder spielten damit. Franz hatte die Gnade, ihn noch länger um Verschiedenes in Betreff der Fabrikation zu fragen, und endlich wurde er huldvoll entlassen. Die Fremde und die altgewohnte Lebensordnung zog wieder in das Straßer'sche Haus ein, man wurde nicht fertig, sich gegenseitig die Erlebnisse zu erzählen, und da kam eine eigenthümliche Begebenheit zu Tage. Es hatte sich nämlich während der Zeit von Straßer's Gefangenschaft ein junger Mann, augenscheinlich ein Ausländer, denn seine Aussprache des Deutschen verrieth solches, fast täglich vor dem Laden des Chemikers eingefunden und da mit eigenthümlicher Neugierde die falschen Mineralien gemustert, zuletzt war er sogar im Laden selbst erschienen und hatte dringend mit dem Eigenthümer zu sprechen begehrt, da er Käufer dafür wäre. Man mußte ihn vertrösten, bat ihn wiederzukommen. Mehrmals geschah dies vergeblich, aber eines Tages traf er bereits den zurückgekehrten Chemiker, und der Fremde brachte sein Anliegen persönlich vor.

Straßer erwiderte, daß die Composition keinen Werth hätte, nicht zu verkaufen sei und der Fremde die Steine als Andenken an Wien mitnehmen möge, worauf jedoch der Fremde den Kopf schüttelte und sagte: „Oh, dem ist nicht so, die Steine haben für mich großen Werth, denn in diesem Glasflusse sehe ich, wenn mich nicht alle Anzeichen täuschen, ein Problem gelöst, das mich seit Jahren beschäftigte. Ich bin ein Engländer, meinem Geschäfte nach ein Optiker, der in London mit jeder Art Brillen und Fernröhren Handel treibt. Mein Name ist Peter Dollond."

In der That war dies Dollond (geb. 1731, gest. 1820) der berühmte Erfinder der „achromatischen Fernröhre" (d. h. solcher, welche die Gegenstände nicht gefärbt darstellen, wie bis dahin, 1757, der Fall gewesen) und die ersten Producte dieser so ungemein folgenreichen Entdeckung im Fache der optischen Wissenschaften hatten Gläser, welche aus dem Straßer'schen grünen Steine geschnitten waren, denn es war eben jene Mischung von Flint und Kronglas, welche zuerst farbenfreie Ferngläser gab.

Trotzdem wollte sich kein namhafter Gewinnst für Straßer herausstellen und so folgte er dem Rathe der huldreichen Monarchin und sandte seine Waare nach Brüssel und Paris, ja, durch vortheilhafte Anerbietungen bewogen, übersiedelte er gänzlich nach der Seinestadt, wo er bald ein großes Vermögen (über eine halbe Million) erwarb und sogar eine Straße Rue de Strass seinen Namen erhielt, wie denn auch seine Steine die Bezeichnung les pierres de Strass (das ganze Wort war eben für die Pariser unaussprechlich, weshalb sie es für ihren Mund zurechtstutzten) erhielten. Wie verlautete, verlor Straßer sein großes Vermögen wieder und starb in sehr bescheidenen Umständen zu Paris gegen Ende des 18. Jahrhunderts.

Erst später rentirte sich der Handel mit falschem Schmucke auch in Wien, möglicherweise durch Personen vermittelt, welche Straßer's Commissionäre waren oder von ihm das Geheimniß mitgetheilt erhielten; es fungirten im 18. Jahrhundert als „falsche Geschmuckhandler" Christian Keßler (geb. 1696, gest. 1796) in der Herrengasse, Johann Michael Ettenreich (geb. 1736, gest. 1808) in der Adlergasse, Wenzel Lang (geb. 1741, gest. 1807) in Mariahilf, Bernhard Kaiser (geb. 1765, gest. 1841) in der Alservorstadt und Sebastian Lauterer (geb. 1771, gest. 1840) im Altlerchenfeld.

Ueber des Kaisers Franz Leidenschaft für Diamanten und allerlei physikalische und chemische Experimente sind uns recht amusante Nachrichten erhalten geblieben, so vornehmlich die, daß er, im Verein mit seinem Mitarbeiter, dem gelehrten Jesuiten Josef Franz (geb. 1704, gest. 1776), es versuchte, mehrere kleinere Diamanten in einen großen zusammenzuschmelzen, wodurch der Werth freilich außerordentlich wäre erhöht worden. Nachdem alle möglichen Versuche mit dem Ofenfeuer vergeblich waren, nahmen sie ihre Zuflucht zu dem stärksten Feuer in der Natur, zu den Sonnenstrahlen. Es wurden ungeheuere Brennspiegel verfertigt; diese waren von verschiedener Größe und so gestaltet, daß die Strahlen zuerst durch den größten und dann durch immer kleinere Scheiben, welche in dem gehörigen Brennpunkte von einander standen, gehen mußten. Die Diamanten wurden in den Brennpunkt des kleinsten gebracht. Die Wirkung dieses concentrirten Sonnenfeuers war außerordentlich; die Steine wurden in wenigen Minuten in Asche verwandelt, aber eine Schmelzung war unmöglich. Diese Brennspiegel kamen später in das k. k. Mineraliencabinet von Wien. (Bild Seite 632.)

An letztgenannten Ort kam auch ein Juwelenstrauß, der jedoch nicht, wie allgemein angenommen wird, das Eigenthum der Kaiserin Maria Theresia und ein Geschenk ihres Gemals, sondern gerade umgekehrt eine Gabe von Ersterer an Letzteren war. Die im Bouquet befindlichen Juwelen hatte nämlich der große Edelsteinliebhaber Franz I. ungefaßt in Schalen stehen, und oft war von ihm der Wunsch ausgesprochen worden, die Juwelen zu verwenden. Als er nun einmal auf längere Zeit abwesend war, wollte ihn die Kaiserin überraschen und sie gab einem Juwelier den Auftrag, die Kleinodien zu einem Strauß zu fassen, mit der Erlaubniß, noch jene hinzuzunehmen, welche das Werk erforderte. Bei der Rückkehr des Kaisers fand er auf seinem Tisch unter einem Glaskästchen das Juwelenbouquet. Feenartig strahlt es in einer eigenen kleinen Nische in einem Krystallglas: in der Mitte der große berühmte Smaragd, daneben die Rose, sämmtliche Blüthen mit trefflich gearbeiteten Schmetterlingen und Käfern aus Edelsteinen bedeckt; selbst die Spinne ist nicht vergessen.

Franz I. besaß auch den sogenanten Florentiner-Diamant, einen schönen, 532 Gran wiegenden großen Edelstein, gegenwärtig das kostbarste Stück der reichen kaiserlichen Schatzkammer, dessen Geschichte nicht ohne Interesse ist. Diesen Stein hob ein gemeiner eidgenössischer Lanzknecht nach der blutigen, entscheidenden Schlacht bei Grandson (1476) vom Boden der Wahlstätte auf, wo auch das prächtige, morgenländische Gezelt des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, sein goldener Thronstuhl, das unschätzbare goldene Vließ, sein Hauptsigill, die Feldkapelle und 400 Kisten mit Kostbarkeiten und herrlichen Stoffen, im Ganzen im Werthe von dreißig Millionen erbeutet wurden. Der Kriegsmann verstand sich besser auf Käse als auf Diamanten und so hielt er den Edelstein für Glas, wie die zahllosen Silberteller für Zinn und verkaufte daher den Edelstein für fünf Gulden an den Ersten, der ihn haben wollte. Der nächste Besitzer war der Genfer Bürger Bartholomäus May; derselbe verkaufte ihn den Genuesern und diese dem mailändischen Herzoge Ludwig Maria Sforzia, genannt Morus (geb. 1451, abgesetzt 1500, im Gefängnisse gest. 1508). Durch die reichen Herren von Fugger kam er in den Schatz der Mediceer in Florenz und von dort durch Franz Stefan, Großherzog von Toscana, nach Wien. Von seinem vorigen Standorte Florenz erhielt der Stein seinen Beinamen; er wurde, als er nach Wien kam, auf 1,043.344 Gulden geschätzt. Seiner Größe nach ist er ungefähr der dritte unter allen bekannten Diamanten. Einst glänzte er am Diadem des Herzogs Philipp von Burgund, des reichsten und prachtliebendsten Fürsten seiner Zeit.

Zu den Bällen und Redouten zurückkehrend, müssen wir anschließend bemerken, daß der Fasching binnen kurzer Zeit so in das öffentliche Leben eingedrungen war, daß derselbe sogar eine eigene Literatur hervorrief. Im Jahre 1775 erschienen in Wien „Vorlesungen über den Fasching" und gleich darauf wurde eine „Sammlung besonderer Begebenheiten über den Fasching" angekündigt, die jedoch kein Glück gemacht zu haben scheint, wenigstens sagt die damals in Wien von einem Frauenzimmer herausgegebene Wochenschrift „Babet" (Babette, Barbara) in ihren Knittelversen, daß es dieser Sammlung „ziemlich windig" ergangen sei.

Jung und Alt mußte toll und vollauf den Fasching genießen, man fuhr und ging in die Redoute und auf die Ballsäle oder ließ mit Tragsänften — im Localausdruck „Sesselträger", eine vom kais. Kammerdiener Heinrich Ernst von Rauchmüller im Jahre 1703 gemachte Erfindung — sich dahinbringen. Wurde nun eine Redoute abgehalten, so rannten diese roth uniformirten Sesselträger dutzendweise herbei, eine Schnelligkeit, die ebenso sprichwörtlich wurde, wie deren Unachtsamkeit gegen die übrigen Passanten und die Grobheit gegen Jedermann. Noch heute haben diese Ausdrücke „Er rennt wie ein Sesseltrager" und „grob wie ein Sesseltrager" sich in Wien erhalten. Schon damals geschah es fast immer, daß sie erst „Auf!" schrieen, wenn sie bereits die ihnen in den Weg kommende Person niedergestoßen hatten. Man verfertigte auf die Sesselträger zahlreiche Lieder und Caricaturen und manche komische Begebenheit gab Anlaß zu tagelangem Stadtgespräche. So z. B. die folgende:

Dazumal lebte ein Sesselträger, der blos unter dem Namen „der schöne Lorenz" bekannt war; sein „Sessel" hatte die Nummer 77 und sein Standort war in der oberen Bräunerstraße (heutige Habsburgergasse). Der „schöne Lorenz" leistete in der Schuselei das Unerreichbarste und gab sehr oft Anlaß zum Stadtgespräche. So auch einmal aus folgender Ursache. Herr Johann Anton von Koranda, Gemeindegerichtsschreiber auf der Wieden (geb. 1703, gest. 1783), ließ sich an einem Faschingstage in die Redoute tragen. Während dieser Zeit wollte er sich an der Toilette noch etwas richten und stemmte daher die Füße auf den Boden, welcher jedoch den raschen Druck des stattlich gebauten Mannes nicht aushielt, sondern durchbrach. Der rückwärtige Träger rief auf den vorderen, den erwähnten Lorenz, mehrmals, daß er stehen bleiben solle; wer aber nicht hörte und mit Windeseile davonbrauste, war der „schöne Lorenz". Da es geregnet hatte und dadurch großer Koth entstanden war, mußte der arme Passagier in seidenen Strümpfen und Schuhen durch alle Kothlachen mitlaufen und sah, als Lorenz bei dem Redoutengebäude anlangte, wahrhaft erbarmungswürdig aus. Er mußte den Maskenball sein lassen und nach Hause zurückkehren.

Unter der Regierung Kaiser Josef's II. trat eine große Veränderung ein, es nahmen die Bälle einen immer moderneren Anstrich, denn die alte Faschingsordnung wurde aufgehoben und machte gefälligeren und freieren Verfügungen Platz. Kaiser Josef erschien selbst öfter und nicht ungern in den Redoutensälen. Eines Tages wurde er Gegenstand einer Ovation, die ihn jedoch höchst unangenehm berührt haben soll.

Schon ein paarmal hatte es Aufsehen erregt, daß in der Redoute eine Maske als Diogenes, der Weltweise, erschien, mit seiner angezündeten Laterne Jedermann in das Gesicht leuchtete, aber Niemandem Rede und Antwort gab, sondern, taub gegen alle Neckereien, bis zum Schlusse des Festes seine unermüdlich stumme Wanderung fortsetzte. Er ahmte getreu sein Vorbild nach, das bekanntlich am hellen Tage auf dem Markte mit der Laterne einen Menschen suchte.

Endlich, eines Tages war Kaiser Josef auf dem Maskenballe zugegen. Kaum war der Monarch eingetreten, als ihn ein Kammerherr auf die sonderbare

Maske aufmerksam machte. Kaiser Josef beschloß, den Sonderling anzusprechen und trat ihm daher plötzlich mit der Anfrage in den Weg: „Maske, wen suchst Du?“ Da ruft Diogenes feierlich und laut: „Einen Menschen — ich habe ihn gefunden!“ hierauf verlöschte er seine Laterne und ist spurlos unter der Menge verschwunden. Damals waren die Meinungen über die Huldigung sehr getheilt; die Einen hielten sie aus wahrem Gefühle dargebracht, die Anderen für Wohldienerei; bis heute weiß man aber nicht, wer eigentlich unter der Maske des Weltweisen gesteckt habe. (Bild Seite 633.)

Aufenthalt des Kaiserpaares auf dem Lande.

Die schöne Jahreszeit bot dem kaiserlichen Hofe nicht minder schöne Vergnügungen als die Winterszeit; gewöhnlich übersiedelte derselbe schon Ende April oder Anfangs Mai nach Schönbrunn und Laxenburg, zur gelinden Verzweiflung der Hofherren, die es immer noch zu kalt fanden. Ich Hochsommer wohnte und speiste die Kaiserin gewöhnlich zu ebener Erde, rechts gegen die Orangerie zu. Ihre Zimmer im ersten Stock waren sehr einfach meublirt, ihr Schlafzimmer war aschgrau gemalt. Unermüdlich arbeitete sie, größtentheils bei der Nacht und Früh Morgens nach dem Frühstück und nach der Messe. Keine frauenhafte Laune, keine Gesellschaft konnte sie fern halten, wenn sie sich von einem Minister vortragen ließ. Oftmals las und schrieb sie im Freien unter der Laube auf einem Tische, der ganz mit Acten und Briefen überdeckt war. Der Staatskanzler durfte an jedem Tage, in jeder Stunde zu ihr kommen, nur nach sechs Uhr Abends nicht, wenn es sich nicht um eine besonders wichtige Angelegenheit handelte. Jedes Jahr wurde eine bestimmte Hofordnung gegeben. Sonntag wurde gewöhnlich für die öffentlichen, Freitag für die Privat-Audienzen bestimmt; jeder Minister erhielt einen Tag für den Vortrag seiner Geschäfte, am Sonntag und Donnerstag waren französische Komödien, am Freitag kleine Gesellschaften, wo die Herren in Hofkleidern erschienen. Das Ceremoniell wurde hier nicht so streng als in Wien gehalten, dagegen feierte man die Galatage im größten Prunk, wie in der Stadt. Mehrmals in der Woche fuhr die Kaiserin in die Stadt, besonders zu religiösen Functionen, wie sie es z. B. nie unterließ, der Frohnleichnamsprocession beizuwohnen, so schwer es ihr fiel, stundenlang in der Sonnenhitze herumzugehen. Fröhliche Familienfeste wurden hier gefeiert, sie gaben Zeugniß von dem Frieden und den Freuden des Hauses. Man konnte die Kaiserin eine glückliche Frau, eine glückliche Mutter preisen, wenn sie Sonntags zur Kapelle ging, neben ihr der Kaiser mit seinem heiteren Gesichte, dann die Erzherzoge und Erzherzoginnen, jugendliche Gestalten mit hellen Augen, und rückwärts das Gewühle der Hofherren und Hofdamen, alte graue Herren und junge anmuthige Frauen.

Von Schönbrunn aus machte der Hof häufig Besuche bei den adeligen Familien, die in der Umgegend von Wien gegen den Semmering und das Leithagebirge Schlösser und Landhäuser besaßen. Heute freilich bietet die Ebene ein verändertes Bild, damals aber standen fast von Dorf zu Dorf kleine Schlösser, meist im Styl des 17. und 18. Jahrhunderts gebaut, prächtig eingerichtet und bewohnt. Heute sind die meisten verfallen oder in fremde Hände gekommen; statt ihrer erheben sich riesige Fabriken, schwarzen Rauch von sich lassend. Da war Kothing-Ebersdorf, westlich von der Oedenburgerstraße, ein Schloß und Gut Bartenstein's; in Inzersdorf veranstaltete Quinquin

Eszterhazy seine parties fines, in Fesendorf empfing Rudolf Colloredo, in Ober-St. Veit der Erzbischof von Wien, in Goldegg die fröhliche und geistreiche Fürstin Trautson, in Feldsperg der regierende Fürst Liechtenstein, in Erla bei Atzgersdorf Graf Seilern (letzteres Schloß kaufte später der vormalige österreichische Gesandte in Paris, Graf Starhemberg, der wegen seines Geistes und seiner witzigen Einfälle sehr beliebt war, und dessen Schloß Maria Theresia auf ihre Kosten hatte einrichten lassen); in Maria-Lanzendorf Graf Königsegg, in Trauttmansdorff Fürst Batthyany, in Penzing bei Schönbrunn Prinz Karl von Lothringen und Graf Khevenhüller, in

Die Sängerin Gabrielli als „schöne Sklavin". (Seite 646.)

Hietzing Graf Taroucа. Ihre Majestäten besuchten auch im Sommer des Jahres 1755 den Grafen Kaunitz auf seinem Schlosse Austerlitz in Mähren.

Letzterer Besuch bei dem hochberühmten Staatsmanne ist sehr interessant. Der Memoirist Graf Khevenhüller schreibt darüber unter Anderem: „Erst nach acht Uhr kamen wir im größten Regen in Austerlitz an. Die Kaiserin soupirte nicht mit. Uebrigens war die Tafel wegen verschiedener Gäste und mehrerer von Brünn dahin gekommener Gesichter, obwohl die Kaiserin nur die Primores (Vorstehenden) sehen wollte, immer auf beiläufig vierzig Converts und sehr wohl servirt. Der Herr vom Haus hatte die Honneurs seiner Frau Schwester, der verwitweten Gräfin Maria Antonia Questenberg (geb. 1709, gest. 1778, ausgezeichnete Pianistin), noch mehr aber seinem Factotum, dem

Grafen Jakob von Durazzo (später kais. Theaterdirector) überlassen; er selbst kümmerte sich nach seiner etwas besonderen Art so wenig, daß er nicht einmal den Kaiser nach dem Souper in das ihm bestimmte Appartement führte, sondern ihm nur durch einen Hausofficier leuchten ließ, so daß ich mit diesem Beamten den Kaiser allein begleitet habe. Wie aber dieser Herr sehr dissimuliren (ihm Unangenehmes verbergen) kann und die contradictorischen (widersprechenden) Qualitäten unsers Herrn Hofkanzlers kennt, so hat er sich darüber nicht das Geringste merken lassen."

„Am 29. Noch vor dem Mittagsmahl besah man den sehr weitläufigen, vom Hofkanzler ungemein embellirten (verschönerten) und nach dem dermaligen französischen Geschmack zugerichteten Garten, worin er uns besonders auf die große Allee aufmerksam machte, die noch sehr traurig aussah, indem er unlängst alle Bäume, von denen die meisten sein Vater gepflanzt hatte, en éventail (fächerartig) hatte schneiden lassen. Die Kaiserin und die Damen führte der Hausherr selbst vom Kutschbocke aus; er hatte dabei einen weißen Federhut und große Postillonhandschuhe an, wie er denn in Allem den Franzosen affectirt. Zu Mittag speiste man wieder in dem großen, noch nicht ausgebauten Saal, der nur in Eile für die Zeit unseres Sejours ausgebrettert und mit hiesigen zitzenen Tapeten meublirt war. Nachmittags fuhren wir, ein eigens für den Hof veranstaltetes Bauernfest anzusehen, welches in einem hanakischen Tanz von etwa zwölf Paaren bestand, die in weißleinwandenen Kitteln mit rosafarbenen Bändern gekleidet waren. Nach dem Tanz producirten einige Bauern in ihren Feiertagröcken auf gemeinen, schlechten Landgäulen einen Wettlauf zwischen zwei Barrièren etwa 400 Schritte in der Runde herum. Alles dauerte beiläufig eine halbe Stunde, worauf man nach Hause fuhr und bis zur Souperzeit eine kleine Kammermusik anhörte, welche aber Signora Gabrielli beinahe allein ausführte. Diese war damals die Favoritsultanin des Staatskanzlers und wurde nebst dem Grafen Durazzo und seiner Frau allein der Ehre gewürdigt, als seine Reisegefährtin nach Austerlitz und zurück in seinem Wagen fahren zu dürfen."

Die vorerwähnte Sängerin, Katharina Gabrielli — eine zu interessante Persönlichkeit, als daß wir den Lesern nicht ausführlicher über dieselbe berichten sollten, umsomehr als bisher noch nirgend eine eingehende Biographie von ihr geliefert worden — war zu Rom am 12. November 1730 als die Tochter des Koches eines Cardinals geboren, weshalb sie später den Beinamen la Cuochettina (etwa die kleine Köchin) erhielt. Die Natur hatte sie mit einer schönen Stimme begabt, es fehlten jedoch ihrem Vater die Mittel, sie zur Musik bilden zu lassen, und das Einzige, was er zur Unterhaltung ihrer Liebhaberei für den Gesang thun konnte, war, daß er sie zuweilen mit sich in die Oper nahm. Da wußte sich denn Katharina die vorzüglichsten Arien, welche sie singen hörte, in solchem Grade zu eigen zu machen, daß sie dieselben nachher selbst mit wundersamer Kunst singen konnte. Einst sang sie bei ihrer Arbeit eine sehr schwere Arie von Balthasar Galuppi, die sie Tags vorher im Theater von Argentina hatte vortragen hören. Der Cardinal spazierte eben in seinem Garten und fragte, als er sie hörte, ganz erstaunt, wie es komme, daß sich eine so treffliche Virtuosin in seinem Hause befinde? Und als er vernahm, daß die herrliche Sängerin niemand anders, als die Tochter seines Koches sei, sagte er: S'è così, il mio cuoco deverrà presto un asino d'oro! (Wenn dem also ist, so wird aus meinem Koch binnen Kurzem ein goldener Esel werden.)

Alsbald ließ der Cardinal Katharina vor sich kommen. Sie sang ihm einige Stücke aus dem Gedächtnisse vor und setzte ihn derart in Erstaunen, daß er sich entschloß, selbst für die Ausbildung eines so schönen Talentes zu sorgen.

Den ersten Unterricht erhielt sie von Vicente Garcia, beigenannt Spagnoletto (der Spanier), und für ihre weitere Ausbildung sorgte der berühmte Nikolaus Porpora (geb. 1685, gest. 1767). Oefters gab der Cardinal in seinem Hause Concerte, um seinen Freunden die Wunderstimme hören zu lassen, und bald sprach man in ganz Rom von nichts, als von der (damals etwa fünfzehnjährigen) Cuochettina, welcher Beiname ihr auch fortwährend blieb.

Nachdem Katharina im Jahre 1747 zu Lucca in Galuppi's „Sophonisbe" als erste Sängerin mit dem glänzendsten Erfolge debütirt und beinahe den Ruhm des hochgepriesenen Gaetano Guadagni (geb. 1725, gest. 1797) verdunkelt, auch auf mehreren Bühnen Italiens gesungen hatte, erschien sie im Jahre 1750 zu Neapel in Metastasio's „Dido", wo sie durch die berühmte Arie „Son regina e sono amante" (Ich bin Königin und Liebende!) das Publikum in ein staunendes Entzücken versetzte und ihren ohnehin schon hohen Ruf noch fester begründete. Metastasio selbst hatte nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als sie nach Wien kommen zu lassen, wo er ihr Lectionen im Declamiren gab, während Kaiser Franz sie zu seiner Hofsängerin erklärte, und nur in's Theater ging, wenn sie sang.

Indeß hatte das Glück sie nach und nach übermüthig gemacht und sie zog sich durch ihre Launen und den leichtsinnigen Unbestand ihres Charakters manchen Verdruß zu. Namentlich hatte sie während ihres Aufenthaltes in Wien den dortigen französischen Gesandten, Marquis d'Aubeterre, der ihr den Hof machte, so sehr gegen sich aufgebracht, daß er ihr einst den Degen durch den Leib rennen wollte und sie — wirklich leicht verwundete. Indeß reute den Franzosen seine That bald wieder; er warf sich seiner Angebeteten zu Füßen und flehte um Vergebung; diese ward ihm zugesagt, doch unter der Bedingung, daß er sein Mordgewehr an die Beleidigte ausliefern mußte. Nun gerieth Katharina auf den tollen Einfall, jenen Degen als eine Trophäe aufzubewahren und auf demselben die Worte eingraben zu lassen: „Degen des Herrn Marquis von Aubeterre, der es wagte, die Gabrielli zu verwunden, den . . . . im Jahre 1753." Wer sie von diesem Vorhaben abzubringen und dem Gesandten seinen Degen wieder zu verschaffen wußte, war kein Anderer, als Metastasio.

Was ihre Stellung zum allgewaltigen Staatskanzler Kaunitz anbelangt, so datirte sich dieselbe noch aus jener Zeit, wo derselbe Gesandter in Paris gewesen. In seinen Jugendjahren war derselbe in einem wahren Luftmeer von französischen Galanterien und Eitelkeiten herumgeschwommen. Er hatte in Brüssel der famosen Phryne Proli, in Paris der berühmten Sängerin Gabrielli und einer ganzen Rotte renommirtester Grisetten der Weltstadt den Hof gemacht, und die deutschgründliche Emsigkeit, mit welcher er dies gethan, die deutschgutmüthige Einbildung, die er sich über die Treue aller dieser Weibspersonen machte, war den besser weltvertrauten Franzosen stets als Gipfelpunkt der Lächerlichkeit erschienen. Des Fürsten Liebesschwärmerei und seine etwas steife, mit der leichtfüßigen Pariser feinen Welt nicht ganz Linie haltende Galanterie war sogar in Brüssel wie in Paris Gegenstand einiger sehr witziger Vaudevilles und Spottbilder geworden.

Aber Kaunitz ließ sich nicht beirren; er setzte sich auf eine Manier in Vortheil, die bei den Franzosen alle Anerkennung fand. Er pflegte nämlich gegen alle Witzworte und Witzbilder mit einer gewissen, ihm ganz eigenthümlichen granitenen Heiterkeit hervorzutreten und über die Wolke aller Caricaturpfeile mit allerlei ganz specifisch gefrorenem und durchgepfeffertem Witze sich scherzend herbeizulassen, dergestalt, daß den verwettertsten und unverschämtesten Franzosen der Mund geradezu offen stehen blieb. Nebenbei gesagt, hatte Kaunitz von der Proli einen natürlichen Sohn, welcher später in der Revolution als Jakobiner beim Cultus der Vernunftgöttin in Paris sich besonders hervorthat.

Die Gabrielli, die Fogliazzi und andere italienische Sängerinnen, Tänzerinnen und Schauspielerinnen lebten noch später in Wien unmittelbar unter dem Schutze des Fürsten und wurden von ihm unterhalten, trotzdem er recht gut wußte, wie die sittenstrenge Kaiserin derlei Verhältnisse verpönte; ja, der englische Tourist Wraxall erzählt sogar, daß sich der Fürst so wenig Zwang in dieser Hinsicht angethan habe, daß er die Gabrielli im Wagen bis zum Thore der Hofburg mitnahm, wenn er, um der Monarchin aufzuwarten, zu ihr fuhr; er ließ sie im Wagen warten und kehrte, wenn er seine Staatsgeschäfte abgemacht hatte, unmittelbar zu ihr zurück. Henry Swinborne schreibt sogar, daß Kaunitz, als ihm Maria Theresia einmal über seine Aufführung Vorstellung gemacht, ihr rasch und entschieden erwidert habe: „Madame, je suis venu ici, pour parler des affaires de Votre Majesté, non des miennes!“ (Allergnädigste Frau, ich bin hierher gekommen, um von den Angelegenheiten Ihro Majestät zu sprechen, nicht aber von den meinigen.)

Nebenbei gesagt, hatte Kaunitz bei den Damen aus der hohen Aristokratie nicht immer Glück. So berichtet der schon erwähnte Memoirist Baron Fürst: „Es fehlte Kaunitz an der Anhänglichkeit, er fliegt von einer zur andern. Am längsten hat ihn die junge Fürstin Kinsky (Marie Sidonie, geborene Gräfin Hohenzollern 1729, vermält mit dem Feldmarschall Franz Ulrich Fürst Kinsky 1749, später zu den fünf Damen der Gesellschaft des Kaisers Josef II. gehörend, gest. 1804) für sich seufzen gesehen, aber vergeblich. Prinzessin Françoise folgte ihr nach, aber auch da scheint es ihm nicht gelingen zu wollen. Keine der hübschen Frauen, die Kaunitz auszeichnet, beweist dem Hause so viele Anhänglichkeit, als die Gräfin Luzan. In seinem späteren Alter schente der Fürst alle sinnlichen Genüsse, als der Gesundheit, die ihm, je älter er ward, je lieber wurde, nachtheilig und als zu sehr zerstreuend. Nur im Aeußern behielt er noch die galanten Manieren Frankreichs bei.“

Doch kehren wir zur Gabrielli zurück. Nachdem sie in Wien ungeheure Summen zusammengerafft hatte, begab sie sich im Jahre 1765 nach Palermo, wo sie enthusiastischen Empfang fand. Da gab eines Tages der Vicekönig eine Galatafel, wozu auch die Künstlerin eine Einladung erhielt. Die Stunde des Mittagessens war längst vorüber und die Gabrielli erschien nicht. Endlich schickte der Vicekönig seinen Kammerdiener an sie ab und ließ ihr bedeuten, daß man schon seit geraumer Zeit auf sie warte. Der Kammerdiener traf sie ganz ruhig lesend im Bette. Ungeachtet seines Zuredens, blieb sie dabei, ihr Zimmer nicht verlassen zu wollen, und entschuldigte sich mit Unpäßlichkeit.

Abends erschien sie zwar im Theater, sang aber blos sotto voce (mit gedämpfter Stimme) und sehr nachlässig. Dies war für den Vicekönig eine zweite Kränkung. Jene erste würde er ihr noch zugute gehalten haben; jetzt aber ließ er sie, für den Fall, als sie darauf beharren sollte, anders zu singen, als gewöhnlich, mit dem Gefängnisse bedrohen. Zu der Person, welche ihr diese Botschaft brachte, sagte Gabrielli kalt: „Schreien kann der Vicekönig mich wohl machen, singen aber niemals!“ Nach beendeter Vorstellung mußte sie denn wirklich in's Gefängniß (der Schuldhäftlinge) wandern, ward aber auch da als eine Person von ausgezeichnetem Range behandelt. Während der zwölf Tage ihrer Gefangenschaft gab sie große Mahlzeiten, zahlte allen Verhafteten ihre Schulden und theilte reichliche Almosen aus. Des Abends ließ sie sämmtliche Gefangene zusammenkommen und sang ihnen mit der gefälligsten Manier von der Welt die auserlesensten Stücke ihres Repertoires. Darüber wurden die Gefangenen so entzückt, daß mehrere aus ihnen, deren Schulden bereits bezahlt waren, die Gefangenschaft, die sich durch Gabrielli's Freigebigkeit, Aufwand und Gesang in einen Feenaufenthalt verwandelt hatte, nicht verlassen wollten,

so lange sie selbst noch darinnen verweilte. Endlich mußte sich der Vicekönig den Wünschen des Publikums fügen und sie freilassen. Als Gabrielli aus dem Gefängnisse schritt, warteten ihrer an der Thüre eine Menge Arme, welche sie im Triumphe nach Hause begleiteten.

Auch zu Petersburg, wo sie sich von 1768 an bis 1776 aufhielt, machte sie gewaltiges Aufsehen; es wurden ihr große Ehrenbezeugungen zu Theil und sie genoß des besonderen Schutzes der Kaiserin Katharina II. Als ihr diese eines Tages den Vorwurf machte, daß ihr erster Feldmarschall keine so hohe Gage bezöge, meinte die Gabrielli trocken: „Ei, dann lassen Ihro Majestät Ihre Feldmarschälle singen!“

Mit einer ganzen Ladung von Diamanten und einem Portefeuille voll Wechselbriefen kehrte sie nach Italien zurück und wäre nun, da sie sich in den Besitz einer jährlichen Rente von 20.000 Francs gesetzt hatte, im Falle gewesen, die Bühne zu verlassen; allein ihre Eitelkeit zog sie neuerdings auf dieselbe hin. Sie sang nämlich im Jahre 1777, als sie bereits den Fünfzigen entgegenrückte, zu Venedig auf dem Theater San Benedetto mit Gasparo Pacchiarotti (geb. 1740, gest. 1821). Auf diesen in seiner Kunst so hocherfahrenen Mann machte sie einen so ungeheuern Eindruck, daß er sich gleich den ersten Tag, da er mit ihr sang, für verloren achtete. Sie war mit einer für ihre Stimme sehr passenden Bravour-Arie aufgetreten, worin sie eine solche Kunst entwickelte, daß Pacchiarotti ganz außer sich hinter die Coulissen floh und schrie: Povero me! Povero me! Questa è un portento!“ (Oh weh mir! Weh mir! Sie ist ein Wunder!) Kaum daß der Sänger sich bewegen ließ, neuerdings auf der Bühne zu erscheinen; dann aber sang er eine zärtliche, an die Gabrielli gerichtete Arie mit solchem Ausdrucke, daß diese selbst und mit ihr alle Zuschauer von tiefster Rührung ergriffen wurden.

Der berühmte Sopranist Luigi Marchesi (geb. 1755, gest. 1829) war der Einzige, der im Jahre 1780 zu Mailand ihrem Talente einigermaßen das Gegengewicht hielt. Dieser sang in eben der Manier wie die Gabrielli und das Publikum theilte sich, der beiden Virtuosen wegen, mit solchem Eifer in zwei Parteien, daß man nicht nur im Schauspielhause um die Wette pfiff, zischte und klatschte, sondern sich sogar in den Straßen und Kaffehäusern eigentlich herumbalgte. Von dieser Epoche an zog sich Gabrielli mit ihrer Schwester Anna, welche sie auf allen ihren Reisen begleitet und die zweiten Rollen gespielt hatte, nach Rom zurück. Bemerkenswerth ist, daß sie nie nach London hatte gehen mögen. Sie pflegte zu sagen: „Auf der Londoner Bühne könnte ich nicht singen, oder vielmehr, ich könnte es nicht nach meiner Phantasie thun; der Pöbel würde mich auspfeifen oder todtschlagen; lieber will ich bei guter Gesundheit schlafen und wenn es auch im Gefängnisse sein sollte.“

Gabrielli's Stimme war rücksichtlich auf Umfang und Biegsamkeit gleich außerordentlich. So wie sie ihre Arien sang, war nur ein sehr geschickter Violinvirtuose im Stande, dieselben auszuführen; dabei war sie eine vortreffliche Schauspielerin. Ueberall genoß sie einer ausgezeichneten Achtung. Sie lebte und reiste mit großem Aufwande und hatte stets eine zahlreiche Dienerschaft in ihrem Gefolge und einen Läufer vor sich her. Ihr Ruhm ertönte durch ganz Italien und ihr Name war selbst zum Sprichworte geworden, denn wenn Jemand mit seinem Aufwande groß that oder mit übertriebenen Ansprüchen hervortrat, so sagte man: „Chi è? — la Gabrielli!“ (Wer ist denn der? Eine Gabrielli!)

Ihrer Launen und Unbeständigkeit ungeachtet, hatte die Gabrielli ein gutes Herz, bezeichnete ihren Aufenthalt überall durch Wohlthun und war eine Beschützerin der Armuth. Ihrer Eltern nahm sie sich getreulich an und ihr Bruder erhielt durch sie eine sorgfältige Erziehung. Im Umgange war sie

angenehm, geistreich und nicht selten originell. Zu Hause nicht weniger als auf der Bühne wollte sie eine Prinzessin vorstellen, und diese Ansprüche wurden auch durch ihr äußeres Benehmen beurkundet. Sie haßte den Geiz und wußte ihn bisweilen auf eine feine Art zu bestrafen. So war z. B. einmals ein vornehmer Florentiner, der sie besucht hatte, mit einer seiner Manchetten an einer Stecknadel, die sie an sich trug, hängen geblieben und hatte sich die Manchette zerrissen. Das schien den Herrn gewaltig zu verdrießen. Gabrielli bemerkte dies und schickte ihm gleich den andern Tag sechs Flaschen spanischen Wein, deren Stöpsel aus den kostbarsten flandrischen Spitzen bestanden. Zu Rom führte sie eine sehr regelmäßige Lebensart und gab öfters Concerte, sang aber selten mehr darin. Der vornehmste Adel beiderlei Geschlechts besuchte ihr Haus. Sie starb an einem verwahrlosten Schnupfen am 12. September 1796.

Der Stadt Wien wurde das Andenken dieser Sängerin durch ein Gewölbeschild auf dem Graben erhalten, welches sich noch Ende des 18. Jahrhunderts an dem Damen-Galanteriewaarengeschäfte des Franz Josef Mayer befand. Es stellte die Gabrielli in einer ihrer Glanzpartien vor und führte die Bezeichnung „zur schönen Sklavin". (Bild Seite 641.)

In jedem Jahre, so lange Kaiser Franz I. lebte, pflegte der Hof einige Wochen im Frühjahre oder Herbst in Laxenburg zuzubringen. Hier verweilte Maria Theresia so gerne in stiller Zurückgezogenheit, die nur unterbrochen wurde von Ministern und Gesandten, hier entfaltete sich das engste Familienleben des Hofes. Von Jahr zu Jahr nahmen die Kaiserin und ihr Gemal Verschönerungen vor. Für Schönbrunn, wie für Laxenburg war eine eigene Hoftracht vorgeschrieben; die Damen trugen schwere seidene bauschige, von Guirlanden umhangene Kleider, seidene Schuhe und hohe gepuderte Frisuren; die Cavaliere französische Hofkleider, d. h. faltige bequeme Röcke mit Silber und Gold gestickt, Edelsteinknöpfe auf den Westen, Halsbinden von feiner holländischer Leinwand, seidene Beinkleider, Strümpfe und Schuhe. (Bild Seite 656.) Seit 1758 erschienen die Damen in Laxenburg in rothen robes oder sacs, die mit Gold durchflochten und mit Blonden verbrämt waren. Die Männer hatten rothtuchene Fracks, goldgestickte Oberröcke, grüne Westen mit goldener Einfassung. Schon 1757 war diese Tracht vorgeschrieben, kam aber damals wegen der Kriegsereignisse nicht zur Ausführung.

Maria Theresia hielt nach Frauenart viel auf Toiletten; sie selbst erschien immer auf das geschmackvollste gekleidet. Sie sah sehr stattlich und schön aus, wenn sie in der Robe von Silberbrocat erschien, das Leibchen von blauer Seide, von Diamanten wie übergossen, und mit Diamantensternen, die in dem matten Schein der gepuderten Haare blitzten. Sehr gern trug Maria Theresia Perlen, und es war wohl keine Frau in Europa, die einen Schmuck derart besaß. Von ihren Hausperlen waren nur fünfundzwanzig an eine Schnur gereiht; in ihren Armbändern, in den Haaren trug sie Perlen, ihre Haubenzierde waren Perlen. Die Damen in Wien verfehlten nicht, den Geschmack der Kaiserin allgemein zu machen und Perlenschmuck zu tragen.

Der Hof, wie die gesammte Gesellschaft, führte in Laxenburg ein angenehmes Landleben. Bei der Tafel bewegte man sich frei und führte die heitersten Gespräche; diese berührten nicht die Politik, sondern nur die Vorfälle des täglichen Lebens. Die Unterhaltungen fanden nur im engsten Kreise statt. So lange der Kaiser lebte, bestanden diese Vergnügungen in der Beize, im Theater, Jagd und Spiel. Im Frühjahr und Herbst war die Beize (das Wort stammt von dem altdeutschen baissen, herablassen, niedersteigen) mit den Falken, diese im Mittelalter so beliebte Jagd, die gewöhnliche Morgenunterhaltung. Noch war bei dem österreichischen Hofe ein Oberfalkenmeister (damals Graf

Saint-Julien) und unter ihm die Falknerei, ein Chor von Jägern mit Falken und Hunden. Der Kaiser liebte diese Ritte in der Morgenfrische über die grünen Fluren sehr. Man nannte es nur „streifen". Es freute ihn, wenn der Falke in die Höhe stieg, mit seinen Klauen einen Reiher packte und herabschoß, wo ihn dann die Hunde in Empfang nahmen und dem Herrn brachten. Im Herbste streifte man auf Trappen und Kraniche. Wenn im Juni die Beiz geschlossen wurde, zog die Falknerei im Schloßhof mit Hurrahgeschrei auf, ließ die Hörner klingen und sagte ihren Dank. Es war Sitte, daß die Falkner Geschenke erhielten; Kaiser Franz gab ihnen gewöhnlich 200 Ducaten. Die alten Herren vom Hofe liebten diese Promenaden zu Pferde nicht sehr. Oft folgte die ganze Gesellschaft in Wagen; es wurden Lose gezogen und jeder Herr durfte eine Dame führen. Erst spät durfte Erzherzog Josef an diesem Vergnügen theilnehmen, 1759, im Alter von achtzehn Jahren, führte er zum erstenmal bei diesen Gängen eine Dame. Von diesem Jahre an ging Maria Theresia nicht mehr auf die Beiz, wohl aber nahm sie mit Männern und Frauen an einer Hirschpirst Antheil.

Eine der beliebtesten Unterhaltungen war das Schloßtheater in Laxenburg, besonders seit 1753, seit dem Baue des neuen Komödienhauses (heute Burgtheater). Für das Schönbrunner Theater verwendete die Kaiserin noch im Jahre 1767 den Betrag von 20.000 Gulden, um es renoviren zu lassen. Gespielt wurde nur französisch und eigens deshalb eine französische Truppe verschrieben. Nach dem Stück folgte gewöhnlich ein Ballet. Die beliebteste Tänzerin war Madame Bodin, später die Signora Stefani; Tänzer waren Noverre, Vestri, der Balletmeister Hilverding. Im tragischen Fache zeichneten sich Mademoiselle Rosalie und der Schauspieler La Ribaudière aus; ferner die Sängerin Guadagni (Schwester des Sopranisten Ristorini), der Italiener Locatini (gest. in Wien 1772 im Alter von 67 Jahren); Caratoli galt als der beste Buffo. Maria Theresia hielt sehr auf eine gute Aufführung der Schauspieler. Die Sängerin Santini, welche sich ein Bischen gar zu viel mit der Heranziehung der Herren befaßte, ließ die Kaiserin 1759 von Wien abschaffen und durch einen Sicherheitscommissär bis Venedig begleiten.

Vor der Zeit des siebenjährigen Krieges wurde häufig in Laxenburg Pharao gespielt, 1754 kamen Reversis und Lansquenet. Der Kaiser machte gerne nach Tisch seine Partie und die Gesellschaft versammelte sich dazu im grünen Lusthause. Oefters gab der Kaiser die Bank, meistens Quinquin Eszterhazy oder Saint-Julien. Es wurde sehr hoch gespielt. Die Fürstin Auersperg (Liebling des Kaisers, von der späterhin noch die Rede sein wird), welche leidenschaftlich dem Würfelspiele huldigte, verlor 1759 in zwei Spielen 4000 Ducaten; Khevenhüller verlor in zwei Jahren 10.000 Gulden, Saint-Julien gewann in einem Jahre 3000 Ducaten. Er hielt allein aus, als sich die meisten zurückzogen. Schon 1758 hielt es schwer, eine Gesellschaft zusammenzubringen, welche den Fonds hergab, und 1764 brachte man gar keine reguläre Partie mehr zusammen. Maria Theresia hatte in der früheren Zeit sehr gerne und mit besonderem Glücke gespielt; einmal gewann sie eine Schnur Perlen, ein andermal Halsbänder, ein drittesmal das Haus des Oberhofcontrolors Martin in Penzing (um 4500 Gulden ausgespielt, jedes Los kostete zwölf Ducaten). Sie hatte sechs, der Kaiser zwanzig Lose genommen. Den Treffer hatte die Kaiserin in Händen, welche das Haus der Gattin des Grafen Khevenhüller schenkte. Das Glück Theresiens im Hazardspiel war überhaupt fabelhaft. Kaum war das Haus durch das Los auf sie gefallen, als sie im Würfelspiel eine Schnur Perlen gewann. Sie warf in drei Treffen nach einander 50 Augen, zweimal 16 und zuletzt 18. Nach dem Tode des Kaisers hörte das,

vom Kaiser Leopold I. in Mode gebrachte Spiel ganz auf, denn Kaiser Josef II. haßte alle Gattungen Spiele und berührte nie eine Karte.

Von Jahr zu Jahr wurden in Laxenburg fröhliche Feste gefeiert, voll von gemüthlicher Heiterkeit des kaiserlichen Familienlebens, und besonders war Saint-Julien erfinderisch für solche Unterhaltungen. Es kamen aber auch komische Streiche vor, wie denn z. B. eines Tages Kaiser Franz mit Musik nach Hetzendorf zog, wobei die Hetzendorfer Gesellschaft ihm mit einem Dudelsack entgegenzog. Der junge Prinz Karl Josef de Ligne (geb. 1735, gest. 1814 als Feldmarschall), damals Fähnrich, war als Dame verkleidet und Saint-Julien führte sie. Batthyany, welcher sie für die Gräfin Thuerheim hielt, wollte sie durch mehrere ungarische Reiter entführen lassen, diese wurden aber durch Saint-Julien's Dienstleute verjagt. (Bild Seite 657.)

Auch nach dem kaiserlichen Lustschlosse Ebersdorf wurden Ausflüge gemacht; man besuchte Schloßhof bei Marchegg, damals dem Herzoge Josef Wilhelm von Sachsen-Hildburghausen gehörig, welcher 1754 dem Hofe ein glänzendes Fest gab. Ein Jahr darauf verkaufte er die Herrschaft an die Kaiserin, welche sie ihrem Gemale schenkte, der das Schloß prachtvoll einrichten ließ.

Auch Reisen unternahm der Hof, dies geschah jedoch nur selten, denn nach dem Gebrauche damaliger Zeit waren damit große Kosten und Unannehmlichkeiten verbunden. Im Jahre 1751, wo die Kaiserin persönlich den ungarischen Reichstag in Preßburg eröffnete und schloß, wurden während der Dauer der Berathungen Ausflüge in's tiefere Ungarn gemacht. Besondere Auszeichnungen erfuhr der kön. ungarische Kammerpräsident und Oberststallmeister Anton Graf Grassalkowics von Gejarak (geb. in Urmeny, am 6. März 1694, gest. am 1. December 1771), schon 1744 als berühmter Rechtsgelehrter die ansehnlichsten Reichs- und Kronämter im Königreiche Ungarn bekleidend, Besitzer der großen Herrschaften Gödöllö, Hatvan u. s. w., wegen seiner besonderen Verdienste um den Staat in den Grafenstand erhoben (sein gleichnamiger Sohn, geb. 1733, gest. 1794, Obergespan und geheimer Rath, erhielt 1784 von Kaiser Josef II. die reichsfürstliche Würde für den jedesmaligen Erstgeborenen des Hauses).

Graf Grassalkowics war ein Mann, der es durch seine Kenntnisse, seine Klugheit, vom armen Studenten, der sich an den Klosterthüren seine Mittagssuppe erbetteln mußte — wobei er sich eines hölzernen Napfes bediente, den er zeitlebens unter seinen später erworbenen Reichthümern bewahrte und mit berechtigter Ostentation den Besuchern Gödöllös zeigte — erst zum angesehenen Advocaten gebracht hatte. Es war ihm gelungen, mehrere wichtige und einträgliche Processe zu führen und zu gewinnen, wodurch der Grund zu seinem nachmaligen Reichthum gelegt und zugleich der Weg zur politischen Bedeutung geebnet war. Schon auf dem wichtigen Reichstage 1741, dessen Beschlüsse die Monarchin retteten, leistete er treffliche Dienste, welche ihm Maria Theresia nie vergaß und ihm zeitlebens gewogen blieb, wie seinerseits er ihre Regierung vertheidigte und hob, wo er konnte.

Im Jahre 1751, wo Maria Theresia mit ihrem Hofe nach Ungarn kam, war Grassalkowics bereits im Besitze aller seiner Würden, hatte durch Vermälung dem altungarischen Adel sein Geschlecht eingefügt und besaß ausgebreitete Güter, worunter das von ihm erbaute „Gödöllö". Mit seinen ausgedehnten Parkanlagen war dieses prächtige Schloß eine Kunstschöpfung von nicht geringem Verdienste inmitten der baum- und strauchlosen Heide, in der es lag. Das Schloß selbst, in jenem prunkvollen Style erbaut und eingerichtet, den die Rococozeit liebte, war von ausgedehnten Orangerien und Fasanerien umgeben, wie denn überhaupt der Park ein wahres Gartenjuwel zu nennen ist. (Bild Seite 665.)

Als Graf Grassalkowics sein Prachtschloß zu Gödöllö eröffnete, geschah dies mit einem großen feierlichen Mahle, zu welchem unzählige Gäste geladen

Ein Wolthätigkeitsakt des „Millionjuden".

waren. Darunter befand sich auch ein damals sehr beliebter Stegreifdichter, Stefan Henkay, dessen schnell aufgegriffene sinnreichen Gedanken und Einfälle oft Staunen erregten. Der Graf, welcher mehrere seiner gelungenen Gedichte kannte, ersuchte während des Gesprächs, er möge dem Schlosse eine passende Inschrift widmen, welchem Ansinnen Henkay blitzschnell durch folgendes, den Scherz in Anspielung auf den früheren Stand des Besitzers zu weit treibende Distichon entsprach:

Congeries lapidum multis congesta rapinis
Corruet, et raptas alter habebit opes.

(Zu deutsch: Diese mittelst vielen Raubthaten zusammengebrachte Steinmasse wird zusammenstürzen und ein Anderer wird die geraubten Schätze bekommen.)

Wer beschreibt das Erstaunen der zahlreichen Versammlung über die beißende Bitterkeit der unerwarteten Inschrift! Aber der Schloßherr veränderte keine Miene, sondern sann auf eine gleiche unvermuthete Bestrafung des kecken Dichters. Man geht zu der mit köstlichen Speisen und Getränken überfüllten Tafel und Henkay muß, auf das Gebot des Schloßherrn, den Ehrenplatz einnehmen. Die Speisen werden herumgetragen und die Diener fangen mit jedem Gerichte bei Henkay's Nachbar an, ihn selbst aber scheinen sie ganz übersehen zu haben. Alles ißt und trinkt, nur Henkay hungert und dürstet auf seinem Ehrenplatze. Da die einladendsten Gerüche von dampfenden Gerichten und Getränken aller Art ihm verführerisch entgegenströmen, Alles Ueberfluß hatte, nur er der Einzige war, dem man nichts anbietet, wendet sich plötzlich der Schloßherr an ihn mit der Frage: „ob er nicht zum Dichten aufgelegt sei?" und neckte so den Dichter, der im schmausenden Kreise sich vielleicht körperlos dazusitzen glaubte, hätte nicht der Hunger ihn an sein irdisches Dasein erinnert, aus seinen philosophischen Gedanken geweckt.

Die Antwort Henkay's war bejahend und allsogleich beschrieb er seine schlechte Lage am Ehrenplatze mit dem zweiten Distichon:

Esuriunt medii, primi saturantur et imi,
Errant qui dicant „medium tenuere beati".

(Zu deutsch: Die in der Mitte — auf dem Mittelplatze des Tisches — Befindlichen hungern; die Ersten werden gesättigt und die Untersten, welche sagen: „die Glücklichen halten die Mitte inne", irren.)

Sofort waren die Diener auf den Wink des Schloßherrn mit Speisen herbeigeeilt und der Dichter entschädigt, dessen Leichtigkeit im Versbau wohl Bewunderung, dessen Mangel an Artigkeit und Lebensart aber keine solche verdient.

Wie gesagt, Gödöllö sah seinen schönsten Tag am 10. August 1751, wo Maria Theresia von Pest aus dahin kam, um Grassalkowics zu besuchen. Sie legte mit ihrem Hofstaate den Weg von Pest nach Gödöllö in der für damals sehr kurzen Zeit von zwei Stunden zurück. Bei jedem Pferdewechsel standen adelige Banderien zur Begrüßung. Durch den Wald, den man passirte, war ein Durchschlag von zehn Klaftern Breite gezogen und zu beiden Seiten standen Hußaren mit Wachsfackeln. Grassalkowics ritt mit seinem Sohne Anton und einem Gefolge von Edelleuten der Monarchin entgegen und führte sie in sein Schloß, wo eine großartige Beleuchtung mit einem Aufwande von mehr als 70.000 Lampen veranstaltet worden war. Die österreichischen Hofherren, die doch an derlei im Geschmacke der Zeit begründete Festivitäten gewöhnt und auf der andern Seite gegen Grassalkowics als einen „Emporkömmling" etwas voreingenommen waren, daher sie denn auch seine Tafeln und Jagden

sehr auffällig kritisirten, mußten gleichwohl gestehen, daß sie eine Beleuchtung, wie diese, nie vorher gesehen. Alles prangte im farbenreichsten Glanze; der große Saal, in welchem die Majestäten ihr Abendmahl einnahmen, war feenhaft beleuchtet — wenigstens war in ihr für damals das Möglichste geleistet.

Für den Adel und die Minister waren zwei Tafeln im Garten vorgerichtet. Bei der Hoftafel bedienten vierundzwanzig Cavaliere des Neograder Comitates, dessen Obergespan der Graf war; dem Kaiserpaare warteten zwei Grafen Podmanitzky auf. Am andern Morgen fand erst die genaue Besichtigung der ganzen Herrschaft statt; zunächst ging man durch das Schloß, besah das Schloßtheater, die Reitschule und die mit Marmor geschmückte Schloßkapelle, in der man eine Messe hörte, und unternahm dann eine Spazierfahrt durch den Park. Die Cavalcade bestand da aus einundvierzig Wagen, ungeachtet der Reitpferde der nebenher sprengenden Cavaliere. Nachher zog sich die Kaiserin zur Erledigung von Regierungsgeschäften bis zur Tafel in ihre Gemächer zurück. Nach Tische fand nochmals eine Fahrt durch den Garten statt und zuletzt folgte ein großer Ball in der Schloßgallerie, an dem mehr als tausend Herren und Damen theilnahmen.

Für die Bevölkerung der Umgebung waren der Besuch der Monarchin und die aus diesem Anlasse veranstalteten Festlichkeiten natürlich ein nie dagewesenes Ereigniß; sie war daher in solchen Massen nach dem Dorfe Gödöllö geströmt, daß man sie auf 20.000 Köpfe schätzte; allein 6000 Personen wurden im Schlosse gespeist. Maria Theresia war über den großartigen Empfang hoch erfreut, beschenkte Grassalkowics, seinen Sohn und das ganze Haus reichlich und kehrte nach Pest zurück, wo sie noch bis zum 13. August blieb.

Solche Feste hatten bis dahin nur die Eszterhazys in Eisenstadt oder Eszterhaz gegeben; hier in Gödöllö hatte der einst im buchstäblichsten Sinne bettelarme Grassalkowics das erste veranstaltet. Als er starb, hinterließ er seinem Sohne ein durchaus aus eigener Thatkraft erworbenes Vermögen von mehreren Millionen. Er war dreimal verheiratet. Das erste Mal seit 1722 mit Elisabeth Lang, verwitwete Bajthay (gest. 1729, kinderlos). Das zweite Mal 1731 mit Christine Gräfin Klobusiczky (gest. 1738), mit welcher er den Sohn Anton und vier Töchter hatte; zum dritten Male 1752 mit deren Schwester Theresia, verwitwete Gräfin Forgacs (gest. 1781, kinderlos). Die Grassalkowics waren bereits so einflußreich und angesehen geworden, daß der Sohn 1758 die Prinzessin Maria Anna Eszterhazy (geb. 1739, gest. 1820) heiratete. Das Geschlecht starb mit dem dritten Anton (geb. 1771, gest. 1841) im Mannsstamme aus. Mit dem Tode seiner Witwe Leopoldine, gebornen Fürstin Eszterhazy (geb. 1776, gest. 1864), erlosch der Name dieser Familie.

Die Herrschaft Gödöllö gelangte später an andere Besitzer, zuletzt an den Freiherrn von Sina, der die alte Einrichtung der Gemächer, die einst Maria Theresia bewohnt hatte, mit derselben Pietät bewahrte, wie die früheren Besitzer. Im Jahre 1867 machte die ungarische Nation Gödöllö ihrem neu gekrönten Könige, dem Kaiser Franz Josef I., zum Geschenke; damit war das Schloß eine Art ungarisches Schönbrunn geworden; ein neues Leben ging daselbst auf und es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß nun ein Urenkel Maria Theresiens als Herr in jenen Räumen waltet, in welchen einst deren Erbauer dessen Urgroßmutter empfangen und gefeiert hatte.

Fürst Kaunitz und seine Eigenthümlichkeiten.

Eine Hauptsorge der Kaiserin war die Neugestaltung eines tüchtigen Ministeriums. Der Staatssecretär von Bartenstein hatte geraume Zeit hindurch das volle Vertrauen seiner jungen Gebieterin besessen, aber bei den natürlichen Anlagen der Kaiserin, welche ihr im Laufe der Geschäfte einen raschen Ueberblick und eine gewandte Sicherheit in der Beurtheilung der politischen Verhältnisse schufen, mußte jenes Vertrauen bald schwinden, so wie sie den Träger desselben hinter den Fortschritten ihres Geistes zurückbleiben sah; kaum war daher die Drangsalsperiode überstanden, so war auch Bartenstein's ausschließlicher Einfluß auf Maria Theresia durch den von ihm selbst früher gepflegten Trieb nach Selbstanschauung und eigener Thätigkeit bereits gefährdet. Die Kaiserin fühlte nur zu wohl, wie nothwendig es sei, die Geschäftsleitung einem Manne anzuvertrauen, der mit vieler Unbescholtenheit geprüfte Fähigkeiten verbände und dem schon sein Rang Ansehen gab. Ihre Wahl fiel also auf den Grafen Kaunitz, der damals ihr Botschafter am Versailler Hofe war.

Wenzel Anton Graf (später 1764 Reichsfürst) von Kaunitz-Rietberg (Bild Seite 672) wurde in Wien am 2. Februar 1711 als Sohn des kaiserlichen geheimen Rathes und Abgesandten Maximilian Ulrich Graf Kaunitz (geb. 1679, gest. 1746) geboren. Als einer der jüngeren Söhne von nicht weniger als zwanzig Kindern wurde er zum geistlichen Stande bestimmt und nach dem bequemen Versorgungsbrauche des damaligen Reichsadels fast noch in der Wiege Domherr zu Münster. Als jedoch mehrere Söhne starben, änderte sich sein Los und er wurde nun zum Staatsdienste erzogen, wobei ihn die Mutter aus Aengstlichkeit für sein Leben bis in's Lächerliche verzärtelte. Erst studierte er in Wien, dann bezog er die Universität in Leipzig, endlich die von Leyden; sodann bereiste er die Niederlande, England, Frankreich und Italien. Von der europäischen Tour zurückgekehrt, vermälte er sich mit Marie Ernestine Gräfin Starhemberg (Enkelin des berühmten Stadtcommandanten und Retters von Wien in der Türkenbelagerung 1683; geb. 1718, gest. 1749), welche er nach dreizehnjähriger, mit mehreren Kindern gesegneter Ehe verlor.

Kaunitz machte die gewöhnliche Diplomaten-Carriere der österreichischen Cavaliere jener Tage. Bereits im Alter von sechsundzwanzig Jahren war er Reichshofrath (1737), darauf zweiter Commissär auf dem Reichstage zu Regensburg. Bei Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges übernahm er, von Maria Theresia frühzeitig bemerkt und hervorgezogen, den Auftrag, die italienischen Höfe ihr geneigt zu machen und Toscana gegen eine französisch-spanische Landung, die man befürchtete, in Sicherheit zu setzen. Von Florenz begab sich Kaunitz nach Rom und von da nach Turin. Nachdem er die Aufträge seiner Monarchin in Italien nach Wunsch ausgerichtet hatte, begab er sich nach dem Hof von Brüssel zu Theresiens Schwester, der Statthalterin Maria Anna. Kurz vor dem Aachener Frieden, der dem Kriege um das österreichische Erbe ein Ende machte, vom December 1747 bis zum Februar 1748, befand sich Kaunitz als Gesandter in London; er war es, der den Aachener Frieden für Oesterreich abschloß. Darauf wurde er Gesandter in Paris und blieb daselbst von 1751 bis 1753.

Schon die erste Depesche, welche Kaunitz aus Turin nach Wien abgeschickt hatte, war so meisterhaft gefaßt gewesen, daß der Minister Ulfeld sie der Kaiserin mit den prophetischen Worten auf den Tisch gelegt hatte: „Hier ist der erste Minister!" Im Jahre 1753 wurde Kaunitz von Paris nach

Wien zurückberufen und kurz darauf wurde er, damals zweiundvierzig Jahre alt, wirklich erster Minister.

Kaunitz war einer der eigenthümlichsten Menschen, die jemals gelebt haben. In Oesterreich ging dieser Herr altslavischen Stammes wie ein Meteor auf; so wie er, war noch kein einziger Machthaber aufgetreten und höchstens der Minister Leopold's I., Wenzel Eusebius Fürst Lobkowitz, hatte einigermaßen das vorgebildet, was bei ihm in vollendetem Glanze sich darstellte. Kaunitz war es, in dem die ganz eigenthümliche und höchst originelle Verschmelzung und Vermälung des schwerfälligen, aber gründlichen und soliden Oesterreichisch-Deutschthums mit dem französischen Wesen zur Erscheinung kam. Es war eine ganz gerechte Gunst des Schicksals, daß einem Manne, dem es durch die eifrigste Beflissenheit gelungen war, seine slavisch-österreichisch-deutsche Natur so glücklich durch und durch mit Franzosenthum zu verquicken, auch die Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich zu Stande zu bringen glückte. Dieses Wunder der diplomatischen Kunst des Fürsten war kein größeres, als die Kunst, seiner Natur eine solche Allianz anzuschulen.

Kaunitz war das wunderbarste Gemisch von großen und kleinen Eigenschaften; letztere traten hervor in seiner bis zum höchsten Grade emporgegipfelten Galanterie und Eitelkeit, die großen in einer sehr soliden Menschenkenntniß und in einem sehr sicheren Takte, sie zu behandeln und auf sie zu wirken. Wie er die Schwächen der Galanterie und Eitelkeit in einem fast fabelhaften Umfange besaß, besaß er auch den Geschäftstakt und die diplomatische Kunst, wie sie gerade damals für die Welt paßte, in der er lebte, in einer staunenswerthen Stärke. Ihm glückte das Größte, was in Oesterreich durchzuführen jedem Andern unmöglich gewesen wäre: seinen Hof zur Allianz mit dem ein Jahrhundert lang auf den Tod gehaßten und bekämpften Frankreich zu bewegen und — die Jesuiten zu stürzen. Die Hauptleidenschaft, welche zwischen den Eigenschaften, die seine Schwäche und die seine Stärke ausmachten, vermittelte, war der Ehrgeiz.

Man darf aber nicht glauben, daß er bei seinen, schon vorhin geschilderten Pariser Abenteuern sich zerstreuen oder von seinen Plänen abhalten ließ; derlei war niemals bei Kaunitz der Fall, denn dazu war er viel zu deutsch-gründlich und vor Allem viel zu gescheit. Es ging vielmehr sein Hauptabsehen dahin, inmitten aller Galanterien, die er mit den französischen Herren und Damen trieb, ihnen gewisse einschmeichelnde Erörterungen zu machen und dadurch sich nach und nach Terrain zu verschaffen. Der festgetretene Boden mußte aufgelockert werden, Kaunitz begoß ihn mit diplomatischen Wohlgerüchen, die den Franzmännern ungemein wohl in die Sinne fielen. Von der ersten Zeit seines diplomatischen Auftretens an bezeugten alle seine Aufmerksamkeiten, Reden und Handlungen, daß es ihm ernstlicher Wunsch sei, sich mit Frankreich einzuverstehen.

Ungesucht, aber mit Gewandtheit, keine günstige Gelegenheit vorbeilassend, unaufhörlich mit gleicher Verbindlichkeit, immer in einer neuen Art und Wendung wies Kaunitz darauf hin, wie es doch eigentlich für Oesterreich und Frankreich nichts weiter, als nur eine so hergebrachte Gewohnheit, gleichsam nur eine alte Unart sei, sich immer einander in den Haaren zu liegen, sich beständig entgegen zu wirken, Krieg miteinander zu führen und sich dadurch gegenseitig abzuschwächen, statt daß, wenn man die Sache nur beim rechten Lichte betrachte, es jedenfalls das Klügste sei, sich zu verbünden und dadurch in Europa zu herrschen. Es frohlockten nur die kleinen Mächte, die sonst sich nicht rühren dürften, die sonst unbedingt gehorchen müßten, über den Zank unter den großen; kurz, Kaunitz entwickelte mit einem sehr feinen und richtigen Instinkte die ersten Züge zu einer Allianz der beiden Hauptmächte des Continent-Europas, mit dem sie ihm

Gesetze vorzuschreiben vermöchten. Was im 19. Jahrhundert Napoleon I. war, dafür sah man im 18. Jahrhundert König Friedrich von Preußen an; gegen ihn ward auch zunächst die Allianz Oesterreichs und Frankreichs gerichtet, denn Kaunitz wußte wohl, daß Frankreich, trotzdem, daß es mit Preußen alliirt war, dem neu aufgekommenen König, der ein protestantischer Herrscher war, nicht wohl wollte.

Kaunitz wies stets sehr geschickt auf alle die Zweideutigkeiten hin, mit denen der König in seinen beiden Kriegen um Schlesien zu Werke gegangen sei, wies nach, wie Friedrich Frankreich nur benutzt habe, um hinter dem Rücken der Franzosen sein Schäfchen in's Trockene zu bringen. Solchergestalt äußerte sich Kaunitz schon auf dem Aachener Congresse (1748) zu dem französischen Botschafter Saint-Severin, wie auch später in Wien gegen den französischen Geschäftsträger Blondel, den er durch allerlei Kleinigkeiten, die der Selbstgefälligkeit der Franzosen schmeichelten, zu gewinnen suchte. Er veranstaltete es z. B., daß Blondel zu den kleinen Komödien geladen wurde, welche die Erzherzoginnen im engen Kreise spielten; der sehr Geschmeichelte verfehlte nicht, an seinen Hof zu berichten, daß zu diesem engen Kreise nur der päpstliche Nuntius und die Gesandten der Seemächte und Venedigs gehörten. Blondel mußte sogar nach Versailles schreiben, daß die Kaiserin, damals guter Hoffnung (mit Erzherzogin Maria Josefa), den König von Frankreich zum Taufpathen sich erbitten werde, falls ein Erzherzog geboren würde. Er machte der allmächtigen Geliebten des Königs, Johanna Antoinette Poisson Marquise von Pompadour (geb. 1722, gest. 1764), fleißig seinen Hof, er gab glänzende Feste in Versailles und die zur Regentin Frankreichs emporgehobene Fleischerstochter war von ihm bezaubert. Sie und der König waren die einzigen Personen, um deren Gunst Kaunitz sich Mühe gab.

In Paris lebte Kaunitz zurückgezogen von der großen Welt, wie ein einfacher Privatmann, nur mit einigen Frauen, die er unterhielt. Der gelehrte Johann Franz Marmontel (geb. 1728, gest. 1799), den er sehr gern sah, warf ihm eines Tages vor, daß er, der Gesandte der ersten Macht in Europa, der in den prächtigen Salons des Palais Bourbon seine Wohnung aufgeschlagen habe, so gar keine Feste, Bankette und Bälle darin gäbe, worauf Kaunitz ihm erwiderte: „Ich bin nur zweier Dinge wegen in Paris: für die Geschäfte der Kaiserin — ich verrichte sie gut, und für mein Vergnügen — darüber habe ich nur mich zu befragen. Die Repräsentation würde mir Langeweile machen und mir Zwang auferlegen. Mit den zwei einzigen Personen, deren Gunst ich bedarf, stehe ich gut."

Kaunitz war ganz und gar französisch gesinnt; ihm erschien Frankreich als das erste Land Europas, nach dessen Allianz man sich mit allem Fleiße umsehen müsse, wobei ihm die Stimmung seiner Monarchin zu Statten kam, denn auch ihr war Niemand so zuwider wie „der böse Mann", wie sie den König von Preußen zu nennen pflegte, und um denselben zu demüthigen, ließ sie sich von Kaunitz bewegen, es mit Frankreich zu wagen.

Nach zweijährigem, wohl benütztem Aufenthalte in Paris wurde Kaunitz nach Wien berufen, denn es sollte nun daselbst im Conferenzrathe eine Frage zur Erledigung kommen, die schon lange angeregt worden war, die Frage: ob das seit siebzig Jahren festgehaltene politische System der Allianz mit den Seemächten und Savoyen, oder die neue Verbindung mit dem seit 300 Jahren lang feindlich, seit Cardinal Richelieu todtfeindlich gewesenen Frankreich vorzuziehen sei? Dabei fiel schwer in's Gewicht, daß Maria Theresia für Victor Emanuel, den Beherrscher Savoyens, sehr eingenommen war und ihn, wie seine guten Dienste, stets warm vertheidigte. Als dies eines Tages im

Staatsrathe wieder zur Sprache kam, that Kaunitz, als höre er gar nicht, was da eben verhandelt werde, worüber die lebhafte Monarchin fast außer sich kam. Endlich sagte Kaunitz mit seiner angewohnten gefrorenen Heiterkeit: „Meines geringen Orts bin ich durchaus einverstanden, der König habe alle erdenklichen Eigenschaften und — wäre nur die verwünschte Geographie nicht — so wäre er sogar noch obendrein ein ehrlicher Mann."

Als die zugespitzte Frage wegen der alten oder neuen Allianz bestimmt im Conferenzrathe zur Sprache kam, traf Kaunitz, als den jüngsten Conferenzminister, das Votum zuletzt. Vorher gaben der präsidirenden Kaiserin ihre Stimmen ab: Graf Corfiz von Ulfeld, Nachfolger des Obersthofkanzlers Sinzendorf, „le bon homme" (der gute Mann), wie ihn Maria Theresia zu nennen pflegte; — dessen rechte Hand, das zeitherige Factotum Bartenstein, welcher ihm gar oft in seinen weitschweifigen, breitspurigen und holperigen Verträgen nachhalf und verbesserte; — Graf Ferdinand Bonaventura Harrach, ein nicht besonders scharfsinniger Staatsmann; — der Reichsvicekanzler Graf (später Fürst) Rudolf Josef Colloredo, weder geschickt in den Staatsgeschäften, noch sich mit denselben befassend und sein Factotum Baron Knorr (Schwiegersohn Bartenstein's) in Allem walten lassend; seine beiden Secretäre Mohr und Gundel faßten ihm die Reden ab, die er bei den Belehnungen der Reichsfürsten vorzutragen hatte; — Oberstthofmeister Graf (später Fürst) Johann Josef Khevenhüller, ein kleines, angenehmes, vollendetes Hofherrchen, sehr beliebt bei dem kaiserlichen Paare, im Staatsrathe aber eine reine Null; — endlich der Ajo des Kronprinzen Josef, Graf Karl Batthyany, ein Mann von ehrenwerthesten Grundsätzen, ein tapferer Kriegsheld, aber ohne jede Kenntniß in den Geschäften und Wissenschaften.

Alle die sechs vorgenannten Herren stimmten für die Fortsetzung der alten Allianz mit den Seemächten, den Geldbeschaffern, und sie unterstützten ihre Abstimmungen mit starker Lebhaftigkeit aus allen erdenklichen Gründen. Während sie debattirten und abstimmten, hatte Kaunitz nicht den mindesten Antheil zu nehmen geschienen; seine Beschäftigung währenddem war es gewesen, Federn zu schneiden, Bleistifte zu spitzen, mit echt französischer Sorgfalt kleine Unordnungen in seinem Anzuge, sich zierlich bürstend und jedes Stäubchen zart wegblasend, zu verbessern, dazu mitunter seine Uhr repetiren zu lassen. Und was das allersonderbarste dabei war — die lebhafte Kaiserin, welche sonst über derartige Kaunitz'sche Versteinerungen, wie er sie jedesmal bei den Abstimmungen geistloser Collegen bewies, außer sich und in mühsam unterdrückten Unwillen gerieth, Ihre Majestät also saß ganz ruhig und beobachtete fast wohlgefällig die Allotria des jüngsten Ministers.

Endlich waren dessen Collegen mit ihren Votirungen fertig. Jetzt nahm der bis dahin anscheinend ganz Interesselose das Wort und ergriff es mit einer Bestimmtheit und Sicherheit, wiederholte und widerlegte dabei zugleich auch alle die vorgebrachten Gründe der Collegen aus seinen neuesten Erfahrungen mit einer solchen, wenn schon immer granit-kaltblütigen, doch zugleich so schwungvoll siegenden Beredsamkeit, daß seine Ansicht und sein System auf der Stelle durchdrang.

Laut und öffentlich erklärte sich jetzt die Kaiserin dafür und allerhuldreichst reichte sie Kaunitz die Hand zum Kusse, darauf die völlig verblüfften Conferenzräthe entlassend. Wenn in späteren Tagen der alte Fürst Kaunitz redselig wurde und im Kreise seiner Vorleser und Geheimschreiber seiner Zunge freien Lauf ließ, rühmte er es stets, wie die Kaiserin mit seinem Systemwechsel schon lange einverstanden gewesen sei, wie klug und fest sie aber das Geheimniß vor den anderen Ministern, selbst vor ihrem Lieblinge Bartenstein, ja sogar vor ihrem Gemale bewahrt habe. Sie hatte ihre Rolle so gut gespielt, daß sie

dem englischen Gesandten mehrmals gute Worte gegeben, er möge sie doch gegen den rechthaberischen Bartenstein vertreten, daß die Geschäfte fließender gingen, und fortwährend in des ganz englisch gesinnten bevollmächtigten Ministers Wasner in London Scheltreden gegen Frankreich einzustimmen schien.

Drei Wochen nach der verhängnißvollen Conferenz war das Ministerium geändert — Kaunitz wurde als Geheimer Haus-Hof- und Staats-kanzler Minister-Premier. Der dünkelhafte Staatsreferendar Bartenstein, vom Wonnegefühl seiner eigenen Unentbehrlichkeit durchdrungen, legte der neuesten Ministerialveränderung, welche Kaunitz an die Stelle seines Chefs Ulfeld

Wiener Hoftracht. (Seite 646.)

setzte, so wenig Wichtigkeit bei, daß er den fremden Gesandten laut erklärte: „Im Wesentlichen blieb Alles beim Alten; ich, als Staatssecretär, werde niemals dulden, daß der neue Minister meine Arbeiten hofmeistert.“ Wirklich geschah dies auch nicht, nur in einem ganz andern Sinne und Verstande, als Bartenstein es sich dachte, der den Schlag, welcher seinem Ehrgeize drohte, nicht im entferntesten ahnte; denn Kaunitz ignorirte den Referendar so völlig und beharrlich, daß demselben doch endlich etwas ängstlich zu Muthe wurde. Er schrieb an Kaunitz, daß er heute und gestern dreimal bei ihm gewesen sei, seine Ergebenheit zu bezeugen. Kaunitz erwiderte gar nichts, aber wenige Tage darauf erhielt Bartenstein das Decret der Kaiserin, das ihn in die böhmisch-österreichische Hofkanzlei wies. Damit war die von diesem mehr als alle Minister und Generale mächtigen Manne gespielte Rolle für immer zu Ende. Kaunitz

befragte keine Collegen mehr, sondern stellte sich als Premier, wie es seit des Fürsten Lobkowitz Zeiten keinen in Oesterreich gegeben hatte, an die Spitze der Staatskanzlei.

Nun suchte Kaunitz auch in Wien, wie früher in Paris, alle Einleitungen zu einer unmittelbaren Unterhandlung mit der Hauptperson in Frankreich, der Marquise von Pompadour, über das Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich zu treffen. Von seinem Abgang von Paris her war er mit ihr in beständiger Correspondenz geblieben. Auf sein Anrathen ließ sich Maria Theresia, die Tochter der Cäsaren, dazu herbei, an die am französischen

Entführung des Prinzen de Ligne. (Seite 648.)

Hofe allmächtige Favoritin zu schreiben, sie selbst „Madame ma chère soeur et cousine“ zu betiteln, worauf sie die Marquise wieder in einem zärtlich scherzhaften Briefe „chère reine!“ nannte. Als Kaiser Franz dies erfuhr, warf er sich mit wüthendem Gelächter auf ein paar Stühle und zerbrach sie. Aber Maria Theresia meinte: „Nun, was ist denn da zu lachen? Ich hab' doch auch an den Farinelli geschrieben.“ In der That war der berühmte italienische Sänger Carlo Broschi-Farinelli, allmächtiger Minister am spanischen Hofe, vor dem Aachener Frieden durch die Kaiserin bestimmt worden, Spanien von dem französischen Bündniß abzulösen, was den Frieden nicht wenig beschleunigt hatte.

Im September 1755 stürzte Madame Pompadour das Ministerium in Frankreich; es war ihr Günstling Abbé Franz Joachim de Pierses de

Bernis (geb. 1715, gest. als Cardinal 1794) im Laufe des Jahres 1754 insgeheim nach Wien berufen, dann 1755 von Venedig nach Paris beordert worden und trat nun in den Ministerrath ein. Am 5. Mai 1756 kam das, aus dem Boudoir von Babiole (Landhaus der Pompadour bei Saint-Cloud) hervorgegangene Bündniß zwischen dem österreichischen Botschafter in Paris, Georg Graf Starhemberg, und dem Abbé Bernis zu Stande, die beiden katholischen Hauptmächte — Oesterreich und Frankreich — traten jetzt zum ersten Mal gegen die beiden protestantischen Mächte England und Preußen, die sich am 16. Januar 1756 zu Westminster verbündet hatten, auf. Im October schickte die Marquise ihren Vertrauten, den Oberst Stefan Franz von Choiseul, Graf von Stainville (geb. 1719, gest. 1785), als französischen Gesandten nach Wien; derselbe schloß mit Oesterreich das neue, bedeutend erweiterte Bündniß zum Vertilgungskampf gegen Preußen am 30. December 1758.

Als das Versailler Bündniß bekannt ward, staunte alle Welt; schon im Staatsrath, als die Sache durchging, hatte Kaiser Franz auf den Tisch geschlagen und ausgerufen: „Eine solche Allianz ist gegen alle Natur — sie kann nicht stattfinden!“ und damit hatte er den Saal verlassen. Auch der junge Erzherzog Josef hatte seine Mutter gefragt: „Können Sie sich denn auch mit Sicherheit Frankreich anvertrauen?“ worauf ihm ein mütterlicher Verweis zu Theil ward.

Nun brach aber der dritte Krieg um Schlesien aus — der siebenjährige Krieg. Bevor wir jedoch darüber sprechen, müssen wir die Schilderung des Staatskanzlers zu Ende führen.

Der Lenker der Geschicke Oesterreichs, Kaunitz, war ein ziemlich großer, wohlgebauter, muskulöser und hagerer Mann; er hatte ganz weißen Teint, blonde Haare und blaue, schöne, sehr ruhige Augen, aus denen Adlerblicke schossen; die Stirn war wenig gewölbt, die Nase gebogen, das Kinn etwas hervorstehend, der Mund in einem edlen Verhältniß. Kaunitz trug eine merkwürdige Perrücke von einer Masse von Locken, die, um jede Stirnfalte zu verdecken, in einem Zickzack über dieselbe hinliefen. Um jede Seite dieser Perrücke gleichmäßig schön gepudert erscheinen zu lassen, pflegte er in einem mit Puderstaub gefüllten Zimmer durch eine Reihe von Dienern einigemal auf und nieder zu gehen, die ihm mit großen Fächern eine Wolke von Puder zuführten. Derlei sonderbare „Kaunitz-Perrücke“ ahmte man dem Staatskanzler sofort nach, und besonders ein junger Cavalier (Baron Fürst nennt ihn Graf Perkes, was wohl eine Verwechslung mit Berg sein dürfte) gab sich so viel augenscheinliche Mühe, in jeder Beziehung Kaunitz nachzuahmen, daß ihn die Wiener „das kleine Kaunitzerl“ nannten. Seine Wagen, die Art, die Pferde anzuschirren, selbst seine Perrücken machte man ihm nach und die Mode wurde ohne Weiteres mit seinem Namen bezeichnet. Gleich im Anfange seiner Gewalt wollte Kaunitz sich auch über die Hofetikette hinwegsetzen; er vereinigte mit der spanischen Tracht statt rother, weiße Strümpfe, erschien bei Hofe mit Haarbeutel und Muff, und es nützte nichts, daß ihm bedeutet wurde, er möge sich doch mehr in das Herkommen fügen, solches that er dennoch nicht immer.

Die Kleidung des Staatskanzlers war stets geschmackvoll, bei besonderer Gelegenheit selbst prächtig, doch nie reich oder gestickt. Im großen Staat mit Degen erschien er selbst bei Hofe nicht, in seiner letzten Zeit ging er immer in schwarzem Beinkleid, schwarzen Strümpfen und schwarzen Schuhen mit goldenen Schnallen. Auf der Brust trug er den Toisonorden mit Brillanten, und zwar stets. Er hatte von der Kaiserin auch den Stefansorden erhalten, und zwar mit dem sonderbaren Privilegium, ihn in Diamanten zu tragen, was jedem andern Unterthan nach den bestehenden Aufwandsgesetzen nicht erlaubt war. Uebrigens machte Kaunitz nicht den Eindruck einer eleganten oder graziösen Erscheinung;

seine Manieren waren steif, es lag jedoch in ihnen etwas Charakteristisches und Eigenthümliches, das, weil es Aufmerksamkeit abnöthigte, keineswegs abstoßend oder unangenehm sich darstellte. Das beste Porträt des Staatskanzlers ist das von dem k. k. Kammer- und Historienmaler Johann Nepomuk Steiner (geb. 1725, gest. um 1780) im Kniestück lebensgroß gemalte, welches der berühmte Jakob Schmutzer (geb. 1733, gest. als Professor 1811) in einem herrlichen Kupferstiche in Groß-Folio wiedergab, von dem wir eine verkleinerte Copie liefern. (Bild Seite 672.)

Lebenslang blieb dem Staatskanzler seine Toilette die Hauptsache; selbst an dem Morgen, als er wußte, daß seine Monarchin im Sterben liege, ließ er sich nicht abhalten, ihr die gewohnte hohe Sorgfalt zu widmen; in aller Ruhe ließ er sie auf das sorgfältigste machen, namentlich die Frisur seiner Haare. In allen seinen Sachen war er ebenso sorgfältig und ordentlich. Bei Anfang und Schluß jeden Tages stellte er auf seinem Schreibtische die strengste Symmetrie her, legte Federn und Bleistift Stück für Stück parallel; oft stäubte er während des Dictirens den Staub von den Vasen, Rahmen und Kästen in seinem Zimmer. Am Vorabend jeden Tages schrieb er auf einen Zettel alle seine Merksachen.

Kaunitz wohnte in der Staatskanzlei, die mit der Burg durch eine Gallerie verbunden war. Schon 1551 bestand hier ein kaiserliches Gebäude auf einem, damals den Minoriten gehörigen Grunde. Bereits 1700 war es die römisch-kaiserliche geheime Hofkanzlei. Kaiser Karl VI. erbaute es vom Grund aus neu und unter Maria Theresia wurde es in seiner gegenwärtigen Gestalt hergestellt (1767). Die oberhalb dem Thore auf einer rothen Marmorplatte angebrachte Inschrift lautet: „Praetorium Maj. Sigilli et Rerum cum Exteris gerendis Maria Theresia Augusta jubente. — Cura W. Principis Kaunitz-Rittberg. MDCCLXVII." (Kanzlei des kaiserlichen Hauses und der äußeren Angelegenheiten, erbaut auf Befehl der erhabenen Maria Theresia unter Obsorge des Fürsten W. Kaunitz-Rittberg. 1764.) Während des Sommers wohnte Kaunitz entweder in seinem Gartenpalaste (Mariahilferstraße Nr. 73, alt 42), der reizend und mit der höchsten Eleganz von ihm selbst angelegt worden war, oder in Laxenburg, wo er sich ein elegantes Haus hatte bauen lassen.

Alle Morgen wachte er um neun Uhr auf und begann zwischen elf und zwölf Uhr, im Bette liegen bleibend, denn sein großes Arbeitszimmer war zugleich sein Schlafzimmer, mit seinen Secretären zu arbeiten. Manchmal kam selbst Josef II. als Kaiser zu ihm vor das Bett. Selten las Kaunitz oder schrieb selbst etwas, sondern ließ sich Alles vorlesen und dictirte Alles. Dabei saß er ganz steif und unbeweglich. So ganz steif und starr aufrecht war auch sein Gang, und das noch im achtzigsten Jahre. Sein Gruß war ebenfalls höchst charakteristisch; er grüßte fast nur durch Kopfnicken, die Freunde erhielten dabei ein väterliches Lächeln, alle Andern die Miene des Beschützers. Was Kaunitz sagte, sprach er ebenfalls höchst bedächtig und langsam; er sah dabei wie Kaiser Karl V. unbeweglich vor sich hin oder in die Höhe. Selbst wenn ihn etwas bewegte, reizte, angriff, war weder Gang, noch Rede geschwinder, als sonst. Er war ganz von der tiefgefühlten Ueberzeugung durchdrungen, daß ihm vor Allem unverrückbarer Gleichmuth und unbesiegbare Standhaftigkeit gezieme, und diese Standhaftigkeit, diesen Gleichmuth bewies er bis zur Versteinerung. Nichts verrieth eine innere Bewegung bei ihm; Viele, die lange, lange Jahre um ihn waren, hatten ihn nie lachen gesehen — das machte er genau Ludwig XIV. nach.

Der Staatskanzler hielt an den französischen Manieren, die er sich angeeignet hatte, so fest, daß er (wie Baron Fürst sagt) „den Petit maître (Stutzer) von erstem Range insoweit machte, daß er sogar seine Muttersprache absichtlich radebrechte".

Das machte ihn, der ohnedem schon viele Neider hatte, den alten Oesterreichern unerträglich. Alles, was um ihn war, mußte französisch sein, sowohl Kleider, als Wäsche, die Perrücken, Geräthe, Bijouterien, Nippsachen, Uhren u. s. w. ließ er aus Paris kommen. Und doch war er nicht selten der Betrogene. Er glaubte z. B., daß seine Wäsche in Paris gewaschen würde, sein pfiffiger Kammerdiener jedoch sendete sie zu einer geschickten Wäscherin, einer Schrankenzieherswitwe in der Wiener Vorstadt Weißgärber, berechnete seinem Herrn jährlich dafür 6000 Livres, während er nur 300 Gulden jährlich der Wiener Wäscherin bezahlte, und steckte den horrenden Ueberschuß gemüthlich in die Tasche. Würde Kaunitz gewußt haben, daß die Wäsche in Wien gereinigt worden, er hätte kein Stückchen derselben auf den Leib gebracht. Eines Tages, wo große Gala bei Hofe in Aussicht stand, waren die aus Paris erwarteten Perrücken noch nicht angekommen und sein Kammerdiener, der dies wohl durch verspäteten Auftrag verschuldet hatte, befand sich in solcher Verlegenheit bezüglich einer Staatsperrücke für den Fürsten, daß er von einem Wiener Perruquier eine solche machen ließ und sie am betreffenden Morgen dem Fürsten aufsetzte. Dieser besah sich ungemein wohlgefällig in dem Spiegel und murmelte ein über das andere Mal hochbefriedigt: „Superbe! Superbe!“ Der fürwitzige Kammerdiener glaubte seinen Herrn nun am besten von seiner Marotte heilen zu können, wenn er ihm reinen Wein einschänke, und rief triumphirend: „Oh, Durchlaucht, Sie sehen also, daß man in Wien auch schöne Sachen macht!“ Wie von der Tarantel gestochen, fuhr Kaunitz in die Höhe: „Wie?“ schrie er, „in Wien gemacht?“ riß die Perrücke vom Kopfe, ballte sie verächtlich zusammen und warf sie in einen Winkel des Zimmers.

Und doch gesellte sich zu dieser äußerlich zur Schau getragenen französischen Zierlichkeit und Galanterie bei dem wunderbaren Manne ein gar tüchtiger Theil deutscher Gründlichkeit und Gediegenheit. In den Geschäften haßte er die Oberflächlichkeit; er war ernster, tiefer und durchdringender Anstrengungen fähig, sein ganzes Leben war unausgesetztes Nachdenken und stete ernste Arbeit. Um sich dazu den nöthigen Gleichmuth zu verschaffen, darauf war seine ganze Hauseinrichtung, seine Diät und seine allerdings in's Wunderbare sich verlierende Sorge für seine Gesundheit berechnet.

Kaunitz machte ein großes stattliches Haus in Wien, aber er litt nicht, daß ihn die Gesellschaft, die er bei sich sah, im mindesten genire. Bei ihm war regelmäßig alle Tage offene Tafel, früher zu zwölf, später zu sechzehn bis achtzehn Couverts. Er hatte aber die Gewohnheit, die Einladungen meistens erst an demselben Tage und sehr spät, zwischen zehn und elf Uhr, wo man sich schon anderweitig versprochen hatte, zu verschicken, und so kam es zuweilen vor, daß nur wenige Couverts besetzt wurden. Die Zeit des Diners im Hause des Staatskanzlers war um vier, fünf, sechs, ja sogar um sieben Uhr; die Tafel war mit den größten Delicatessen besetzt, namentlich gab es köstliche Trüffeln, die eigens aus Turin kamen; das Dessert war stets vorzüglich besetzt, aber Kaunitz ließ die zum Nachtisch bestimmten Süßigkeiten, Backwerk u. dergl., für sich allein hinstellen. Dem, einst zur Tafel geladenen englischen Touristen Henry Swinburne (gest. 1803) ging diesbezüglich eine förmliche Warnung zu, derselbe achtete aber das Verbot nicht und der Fürst schmollte mit ihm ganz ernstlich durch mehrere Tage.

So lange die verwitwete Gräfin Questenberg, seine Schwester, lebte, machte dieselbe die Honneurs im Hause ihres Bruders; sie war bei den Wiener Damen nicht im mindesten beliebt. Nach ihrem Tode (1778) besorgte die Honneurs bei Kaunitz die Gräfin Charlotte Friederike Henriette von Clary-Aldringen (geborne von der Osten 1731, gest. 1798), Witwe des Oberstjäger-

meisters von Böhmen, den das siebzehnjährige Mädchen als dreiundsiebzigjährigen Greis geheiratet, ihn aber schon nach drei Jahren durch den Tod verloren hatte. Im Hause des Kanzlers wurde sie nur „la petit veuve“ (die kleine Witwe) genannt und Swinburne giebt ihr das Zeugniß, daß sie von guter Gemüthsstimmung zu sein scheine und vollkommen englisch verstehe, was — wie er hinzusetzt — in der That bei den meisten Damen der ersten Gesellschaft in Deutschland der Fall wäre.

Kaunitz war in seiner Diät außerordentlich einfach; sein Frühstück mußte gewogen werden, sowohl Kaffee als Zucker. Um ein Uhr nahm er eine Tasse Chocolade; beim Diner aß er nur von wenigen Schüsseln, zuletzt regelmäßig nur ein Hühnchen mit Reis und später bis zum Bettgehen nichts weiter. Wie er regelmäßig alle Tage offene Tafel in seinem Hause hatte, sah er auch alle Abende Gesellschaft bei sich; dabei wurde conversirt und Karten gespielt. Kaunitz selbst spielte gewöhnlich Billard (hielt sich selbstverständlich darin für unübertrefflich), Karten spielte er aber nie. Er war immer guten Humors, zuletzt aber repräsentirte er in seinen Soiréen gar nicht, empfing nicht einmal seine Gäste, ließ ihnen aber auch dagegen volle Freiheit. Regelmäßig um elf Uhr, selbst wenn der Kaiser Josef da war, entfernte sich Kaunitz, um schlafen zu gehen.

Nahm Kaunitz eine Einladung zur Tafel außer Hause an, so mußte es sich Jedermann, und war er noch so hoch gestellt, gefallen lassen, daß sein Koch ihm die Hauptspeisen schickte; ja, Kaunitz ging sogar so weit, daß er Wein, Brot und selbst das Wasser sich aus seinem Hause schicken ließ, welchen Bedingungen sich der Gastgeber unterwerfen mußte, denn sonst kam der Kanzler gar nicht. Derlei hing indessen nicht gerade allemal mit einer ängstlichen Furcht vor Vergiftung, meistens doch mit seiner ängstlichen Sorgfalt für seine Gesundheit zusammen, denn Kaunitz besorgte stets, sich den Magen zu verderben. Jedesmal nach Tische, ob der Fürst zu Hause oder auswärts speiste, war er gewohnt, seinen famosen Mundreinigungs-Apparat aus der Tasche zu ziehen und denselben vor den Augen der ganzen Gesellschaft in größter Gemüthlichkeit wenigstens eine Viertelstunde lang, allerlei Geräusch verursachend, zu handhaben. Dieser Apparat bestand aus einer reichhaltigen Sammlung zweckdienlicher Instrumente, aus mehreren kleinen Spiegeln, um die Zähne von vorn und von hinten zu besehen, aus verschiedenen Lappen und Läppchen von Leinwand u. s. w. Eines Tages schickte sich Kaunitz an, seine Operationen an der Tafel des französischen Botschafters in Wien, Ludwig August Le Tonnelier Baron von Breteuil (geb. 1733, gest. 1807), vorzunehmen, aber dieser stand rasch auf und sagte zu seinen Gästen: „Levons nous, le prince veut être seul!“ (Erheben wir uns, der Fürst will allein sein!) Der Kanzler wurde wirklich am Tische allein gelassen und operirte mit seinen Instrumenten in der Einsamkeit, welche heilsame Lehre denselben dazu brachte, daß er von dem Tage an nie wieder auswärts speiste.

Bei Festen erschien der Kanzler nur selten, sogenannte Visites de reconnaissance oder andere Höflichkeitsbesuche machte er gar nicht. In früheren Jahren liebte er sehr das französische Theater, und der Hoftheaterdirector Graf Durazzo war sein liebster und vertrautester Freund. Obwohl er später sehr selten in's Theater kam, nahm er es doch dem Kaiser Josef sehr übel, daß derselbe nach dem Tode seines Vaters das Pharaospiel im Theatergebäude verbot; es hatte sich dadurch bisher das Theater erhalten, welches nunmehr einging. Der Tourist Sir Nathaniel William Wraxall (geb. 1751, gest. 1831) sah einmal Kaunitz auch sehr erlustigt von den sogenannten Ombres chinoises (chinesisches Schattenspiel), welche in einer auserlesenen Gesellschaft in einem Privathause dargestellt wurden. Eine Lieblingssache des Kanzlers war die Musik.

Merkwürdig ist ferner, daß er nur in seinem eigenen Hause die Messe hörte; es geschah dies des Sonntags und sie dauerte jedesmal nur zehn Minuten. Eine Ausnahme machte nur die Oster-Communion, welche er am Gründonnerstage gemeinsam mit dem ganzen Hofstaate empfing. Das hatte einen eigenthümlichen Grund.

Die Kaiserin Maria Theresia hielt strenge Ordnung an ihrem Hof in Sachen der Religion und Moral; sie selbst rechnete es sich für ihre größte Ehre, unantastbar zu sein in ihrer Sittenreinheit, wie in ihrem Glauben; es mußten daher auch ihre ärgsten Gegner in Frankreich und Preußen ihr hierin das Zeugniß geben, daß sie eine nach jeder Beziehung tugendhafte Frau war. Sie wohnte jeden Tag zwei heiligen Messen bei, obgleich sie die Regierungsgeschäfte, die Kriege, die Gesetzgebung, die Ueberwachung aller Einrichtungen, die Ministerräthe und Alles persönlich mit einer staunenswerthen Energie und Kraft in der eigenen Hand hielt und leitete und jede Minute Zeit dazu nöthig hatte. Sie ging öfter zu den heiligen Sacramenten, erzog ihre zwölf Kinder in aller Gottesfurcht, ja, sie soll sogar selbst ein Gebetbuch verfaßt haben.

Und wie sie gegen sich selbst streng in Religion, Zucht und Sitte war, so hielt sie auch darauf bei ihrem Hofe. Ob gern oder ungern, ihre Minister und Hofherren und Damen mußten in die Kirche, den Fasten- und Enthaltsamkeitsgeboten sich unterziehen und zu den Sacramenten gehen. Wie eine tüchtige Hausfrau in einem großen Hauswesen sorgt, so ruhte auch sie nicht, bis sie an ihrem Hofe Alles, bis zum Kleinsten, in geistiger und leiblicher Beziehung in Ordnung wußte. So war es ihr jedes Jahr eine Hauptsorge, daß der ganze Hof zur heiligen Oster-Communion ging. Am Gründonnerstag geschah das und sie selbst ging mit dem Beispiel des hohen Ernstes und heiliger Andacht voran an die Communionbank. Da hatte das Volk ein Beispiel und erbaute sich daran; es sah, daß die hohen Herrschaften nicht meinten, die Religion sei nur für das gemeine Volk da, damit es nicht rebellire — wie eben in unseren Tagen selbst viele hohe Personen meinen — sondern daß auch die Fürstin sich dem Gebote der Kirche gehorsam unterzog.

Selbst ihre höchsten Minister wußten, daß sie im Punkt der Religion keinen Spaß verstand, und jeder fügte sich — selbst der gewaltige Kaunitz, der doch sonst recht ungläubig war und sich nicht scheute, in seinen Kreisen über die Kirche und Religion in der geringschätzigsten Weise zu sprechen. Aber vor Maria Theresia fürchtete er sich dennoch so, daß er jedes Jahr die Oster-Communion empfing — wie, das weiß freilich Gott allein. Da war es in einem Jahre (1774), daß er am Gründonnerstag nicht in die Kirche gehen konnte; er hielt es aber für nothwendig und schrieb an die Kaiserin, er sei vom Rheumatismus so gequält, daß er nicht aufstehen könne; zugleich schickte er seinen Beichtzettel mit, die Kaiserin möge daran sehen, daß er bereits seiner Pflicht nachgekommen sei.

Es müssen damals gerechte Zweifel darüber laut geworden sein, ob der Kanzler wirklich krank war oder nicht, oder ob er sich den Beichtzettel erschlichen hatte, denn die Kaiserin, welche mit der Einsendung zufrieden sein und sich damit trösten mußte, daß sie das Ihrige gethan, so gut sie konnte, in das Innere nicht hineinzusehen und das Herz nicht zu controliren vermöge, daß wenn ferner Einer mit dem heiligsten Sacramente Verstellung triebe, er nicht ihr, sondern nur sich selber geschadet hätte, die Kaiserin also antwortete dem Staatskanzler sehr kühl: „Ich hoff', daß der Fürst Gott nicht schlechter dienen wird, als seiner Fürstin, und muß gestehen, daß ich gewünscht hätt' zu meinem eigenen Trost und wegen des guten Beispiels, daß Niemand vom Hof — also auch der Fürst nicht — am Gründonnerstag gefehlt hätt'. Uebrigens geb'

ich mich der Erwartung hin, daß ich den Fürsten das nächste Jahr, wenn ich das Leben haben werd', mit bei der österlichen Communion sehen werd'."

Freie Luft hat Kaunitz nie genossen, ja sie gar nicht vertragen. Seine Kutschen waren stets hermetisch verschlossen. Wenn er auch an einigen Sommertagen bei der drückendsten Hitze, wenn kein Lüftchen sich regte, in dem an der Staatskanzlei anstoßenden Gärtchen auf der Löbl-Bastei (erst Anfangs unserer Siebziger Jahre demolirt) in seinem Armstuhle saß, oder wenn er die wenigen Schritte von da aus eiligst in die Burg ging, verhielt er sich jederzeit sorgfältigst den Mund mit einem Tuche. Sobald er zu Maria Theresia kam, die immerwährend, selbst im strengsten Winter, ein oder mehrere Fenster offen hatte und im größten Luftzuge unbeschadet ihrer Gesundheit sitzen konnte, wurden auf das Wort: „Der Fürst kommt!" sogleich alle Fenster verschlossen. Kaunitz hatte auch die Erlaubniß, in seine Pelze gewickelt in dem Gemache der Monarchin zu verweilen. Uebrigens hieß Kaunitz nicht nur bei der Kaiserin, sondern in der ganzen Monarchie „der Fürst" oder schlechtweg „unser alter Fürst", und Maria Theresia nannte ihn noch, wie alle ihre Leute bis zu ihrem Kammerdiener herunter „Er".

Des Kanzlers einzige Bewegung war das Billardspiel, das er sehr liebte, und das Reiten. Er ritt jeden Nachmittag, bevor er speiste, drei Pferde, jedes eine gleiche Minutenzahl, in der Reitschule; im Winter war die Bahn mit vielen Lampen erleuchtet. Er hielt sich Pferde aus allen Ländern Europas, da gab es Spanier und Polen, Siebenbürger und Mecklenburger, Engländer und Türken u. s. w. Ein arabischer Schimmel und ein Schecke aus dem Trauttmansdorff'schen Gestüte in Böhmen waren seine Lieblinge. Prinz Johann Adolf von Nassau (geb. 1740, gest. 1793, erst königlich französischer Maréchal de Camp, dann preußischer Generallieutenant) besaß einen persischen Schimmel, dessen Tugend er bei seiner Anwesenheit in Wien dem Fürsten pries. Kaunitz wurde neugierig und begehrte das Wunderthier sofort zu sehen, es befand sich jedoch in Warschau. Der Prinz aber, welcher dem Kanzler gefällig sein will, sendet um das Thier und dieses erscheint in Wien — per Post (d. h. gefahren). Wie Cardinal Richelieu sich am meisten auf seine bombastischen Trauerspiele zugute that, Canova sich in Bezug auf seine miserablen Oelgemälde, Chernbini auf seine haarsträubenden Decorationspinseleien, Leonardo da Vince auf sein disharmonisches Theorbenspiel, Rubens auf seine diplomatische Dilettanterei mehr einbildeten, als auf ihre unsterbliche Kunstfertigkeit in ihrem Fache, ebenso setzte Kaunitz seinen Stolz darein, der beste Reiter zu sein. Aber was daran war, schreibt Johann Georg Schlosser (geb. 1739, gest. als Syndicus in Frankfurt 1799) in einem Briefe aus Wien vom Jahre 1783: „Nach Tische fuhren wir in das Palais des Fürsten Kaunitz zu Mariahilf, wo wir ihn reiten sahen. Der Fürst ist etliche und siebenzig Jahre alt. Er reitet aber noch alle Tage auf seiner Bahn und giebt sich dabei die lächerlichsten airs (Haltungen). Er demenirt sich (bewegt sich heftig) auf dem Pferde, wie ein Besessener. Wenn er rechts oder links drehen will, zieht er die Zügel mit vollem Arm herüber und wenn er passirt (Wechselfußgang der Pferde), legt er sich ganz zurück. Doch sagte er uns voll Selbstgefühl: „Voilà comme il faut faire, on ne doit jamais voir, comment le cheval est gouverné. Qui le voit faire doit croire, que c'est par un ressort interieur qu'il fait ses tours." (So muß man es machen; man darf nie sehen, auf welche Weise das Pferd regiert wird. Wer zusieht, muß glauben, daß es seine Gänge durch innere Hilfsmittel ausführt.) Zu einem Russen, den ihm der Prinz de Ligne vorstellte, sagte er: „Ich rathe Ihnen, mein Herr, sich mein Porträt zu kaufen, denn man wird in Ihrem Lande froh sein, das Abbild eines der berühmtesten Männer kennen zu

lernen, eines Mannes, der am besten zu Pferde sitzt, der als der beste Minister seit fünfzehn Jahren diese Monarchie regiert, der Alles kennt, Alles weiß, sich auf Alles versteht."

Da ist denn wohl klar ersichtlich, daß der Ehrgeiz des Fürsten Hauptleidenschaft, mit einer ungeheuren Dosis Eitelkeit und Selbstgefälligkeit bis auf die geringsten Kleinigkeiten herab gepaart war. Er hielt sich geradezu für ein Orakel und orakulisirte und hofmeisterte Alles. Swinburne schreibt über ihn: „Er ist der größte Tyrann und Pascha, den ich je sah." Kaunitz war so eingebildet auf seinen Werth, daß er sagte: „Hundert Jahre braucht der Himmel, um einen großen Geist für die Wiederherstellung einer Monarchie zu bilden, dann ruht er hundert Jahre; dies macht mich zittern für die österreichische Monarchie nach meinem Tode." Wollte er ein über Alles erhebendes Lob aussprechen, so bediente er sich des Ausdrucks: „Wahrhaftig, das hätte ich selbst nicht besser machen können!"

So exquisit wie auf das Reiten, vermeinte Kaunitz sich auch auf den Anzug zu verstehen, und er liebte es daher, sich mit dem Schneider über den besten Kleiderschnitt, mit dem Schuhmacher über die beste Schuhform zu streiten. Für gut verfertigte Handwerkerarbeiten hatte er eine wahre Passion und standen solche Leute sehr gut bei ihm. Aber er glaubte Alles und Jedes selbst am besten zu verstehen; den Salat machte er gewöhnlich bei Tische selbst an, vermeinte auch, es allein zu verstehen, eine Champagnerbouteille zu entkorken — bespritzte aber in beiden Fällen mit dem Naß gewöhnlich seine Nachbarn. Er war ferner im hohen Grade bauwüthend; in seinen Häusern und auf seinen Gütern hatte er beständig etwas einzureißen, auszubessern oder wieder aufzubauen; dabei konnte er oft stundenlang mit den Ziegelbrennern über die beste Form der Ziegel streiten.

Trotzdem gab Kaunitz zuerst dem stolzen Adel Oesterreichs eine sehr scharfe Lehre, wie Leute von Genie zu behandeln seien. Er war der Erste, der nach Prinz Eugen den rohen Ton brach, mit dem zeither Gelehrte und Künstler in Oesterreich behandelt worden waren, denn er selbst behandelte sie mit großer Zuvorkommenheit, ja Auszeichnung; er zog sie gar oft zur Tafel, setzte sie neben Grafen und Fürsten und zeichnete sie sichtbar vor diesen aus. Gar oft speiste der berühmte Tondichter Christoph von Gluck (geb. 1700, gest. 1787) bei ihm und der Fürst sprach mit ihm auf die schmeichelhafteste Weise, ohne den ersten Adel neben sich auch nur zu beachten. Auf den berühmten Tänzer Johann Georg Noverre (geb. 1727, gest. 1810) ließ Kaunitz einmal sogar mit einem Diner warten, während er erst Tags zuvor hatte anrichten lassen, trotzdem sich ein eingeladener Gesandter noch nicht eingefunden hatte. Auch ließ der Fürst es gar nicht blos bei Tafeleinladungen bewenden, sondern kam auch sonst den Wünschen der Gelehrten und Künstler reell entgegen. Er unterstützte auf das bereitwilligste selbst auswärtige Gelehrte, so z. B. den berühmten Historiker William Robertson (geb. 1721, gest. 1793) bei seiner Geschichte Karl's V. Freilich zog er, gleich Friedrich II., Franzosen und französisch Gebildete entschieden den Deutschen vor.

Kaunitz sprach französisch, italienisch und deutsch gleich geläufig; es wurde jedoch in der Regel bei ihm nur französisch gesprochen. Wenn er wußte, daß Italiener des Französischen nicht mächtig waren, sprach er mit ihnen in ihrer Muttersprache, sonst aber geschah dies niemals. Die Gegenstände, über welche während der Tafel geplaudert wurde, waren Pferde und Wagen, mechanische Gegenstände; sehr gerne sprach Kaunitz über Architektur, höchst selten jedoch über Politik; wenn es die Gelegenheit ergab, über historische Thatsachen. Kaunitz liebte es überhaupt, wenn an der Tafel eine belebte, freie, unbefangene Unterhal-

tung herrschte. Als eines Tages die geladenen Gäste aus allzugroßer Unterwürfigkeit und Hochachtung gar nicht sprachen, sagte der dadurch höchst gelangweilte Fürst zu der ihm die Einladungen besorgenden Gräfin Clary bei der Zähnestocher-Operation in völliger Vergessenheit des äußeren Anstandes laut: „Aber was haben Sie mir denn heute für eine dumme Gesellschaft eingeladen?!“

Ueberhaupt überschritten die Freimüthigkeiten in den Auslassungen des Fürsten manchmal gar weit das Maß der Galanterie, selbst gegen Damen. Solche, die wohlriechende Wässer gebrauchten, welche Kaunitz gründlich haßte, und die sich zu ihm setzten, verschenchte er ohne weiters mit den Worten: „Allez-vous-en, Madame, vous puez terriblement!“ (Entfernen Sie sich,

Schloß Gödöllö. (Seite 648.)

gnädige Frau, Sie stinken ganz entsetzlich!) — In seiner ungeheuren Wohlgefälligkeit und Selbstverläßlichkeit, die ihm freilich sein Geist und namentlich seine Stellung gaben, liebte er es, alle Welt aufzuziehen. Manchmal aber kam er damit an die ganz unrechten Leute, von denen er starke Rückschläge einstecken mußte. Zu einer Zeit, wo er gar nicht mehr den energischen Gebrauch seiner Geisteskräfte wegen Altersschwäche einsetzen konnte, fiel es ihm unglücklicherweise ein, sich an einen der geriebensten Weltmänner, den preußischen Gesandten Girolamo Marquis Lucchesini (geb. 1756, Botschafter in Wien 1793 bis 1797, gest. 1832), zu machen und denselben schrauben zu wollen, indem er ihn fragte: „Monsieur le Marquis, dites moi, à quoi sert la mathematique?“ (Herr Marquis, sagen Sie mir, zu was dient die Mathematik?) — „Pour mesurer les hauteurs, Votre Altesse! (Um die Anhöhen — bedeutet aber auch den Hochmuth —

abzumessen, Eure Durchlaucht!) war die, die Sottise mit Wucherzinsen rückerstattende Antwort des Botschafters, der allerdings früher ein einfacher Wissenschaftsmann und Vorleser Friedrich's II. gewesen.

Selbst von dem famosen Abenteurer und Glücksritter, Johann Jakob Casanova von Seingalt (geb. 1725, gest. 1803), den er sehr gern sah und der sein beständiger Tischgast war, mußte Kaunitz einmal eine sehr starke Pille hinnehmen. Er fragte denselben bei der Tafel, wo eben von dem berühmten Maler Peter Paul Rubens und seiner diplomatischen Sendung an den englischen Hof die Rede war, ironisch: „Rubens war also ein Diplomat, der sich mit der Malerkunst vergnügte?" worauf der Italiener rasch antwortete: „O nein, Durchlaucht, Rubens war ein Maler, der sich mit der Diplomatie vergnügte."

Kaunitz behandelte in seinem Hause Jedermann mit der größten Nachlässigkeit, den höchsten Adel Wiens, Damen wie Herren, die fremden Gesandten, selbst Kaiser und Kaiserin nicht ausgeschlossen. Höchstens mit dem französischen Gesandten Baron Bretenil machte er eine Ausnahme. Nicht selten hat er seinen Gästen, weit davon entfernt, sie beim Eintritt in seine Salons begrüßend zu empfangen, oder wenn sie zu ihm an's Billard herantraten, wenigstens zu bemerken, den Rücken in dem Momente zugekehrt, wo sie ihm ihr Compliment machen oder das Wort an ihn richten wollten. Auch in dieser Beziehung überschritt seine Ungenirtheit das Maß der Galanterie.

Von den Damen, welche den stehenden Kreis im Hause des Staatskanzlers bildeten, sind in den Fünfziger-Jahren außer der Gräfin Clary noch zu erwähnen die junge Fürstin Marie Sidonie Kinsky (von welcher ebenfalls bereits früher die Sprache war), welche seine Bewerbungen gar nicht erhörte, und die verwitwete Gräfin Luzan, die ihnen am bereitwilligsten Gehör schenkte, obwohl sie auch dem galanten jungen Oberst und englischen Gesandten Sir Robert Murray Keith (Vetter des preußischen Marschalls) erlaubte, für sie sich zu erhitzen; ferner die Fürstinnen Liechtenstein und Lubomirska. Später, in den Siebziger Jahren, waren es noch die beiden geistreichsten Damen Wiens: Maria Wilhelmine Gräfin Thun (geb. Ulfeld 1744, gest. 1800) und Philippine Gabriele Gräfin Pergen (geb. Baronesse Groschlag 1739, gest. 1824), und von Männern der englische Gesandte Lord Stormont, dann der von Pombal aus Portugal vertriebene Prinz Josef, Herzog von Braganza (geb. 1761, gest. 1788), welche die Grundlage der Gesellschaft bei dem Fürsten bildeten.

Trotz aller seiner Eitelkeit, Eiskälte und Selbstvergötterung war Kaunitz dennoch für Oesterreich der unentbehrliche Mann, der sich über vierzig Jahre lang unter zwei so sehr verschiedenen Regierungen, wie die Maria Theresia's und Josef's II. waren, im höchsten Ansehen zu behaupten wußte. Er war es, der im vollsten Sinne die Größe der neuen lothringisch-österreichischen Monarchie gegründet und dies nicht blos nach außen, noch viel mehr im Innern. Wie dem Herzoge von Sully vor zweihundert Jahren, so waren auch Kaunitz unmittelbar nach einem langen und kostspieligen Kriege (dem österreichischen Erbfolgekriege), in schweren Zeiten also, die Zügel der Regierung anvertraut worden; aber auch wie Sully hat er die größte Ordnung in die verfallenen österreichischen Finanzen gebracht, die Staatsschulden bezahlt und den öffentlichen Credit so hergestellt, daß im Jahre 1769 der Zinsfuß bereits unter Pari stand. Große Banquiers, so der berühmte Industrielle Johann Reichsgraf von Fries (geb. 1719, gest. Vöslau 1785) schlossen mehrmals nur auf ein paar Worte des Staatskanzlers hin, die größten Contracte ab, so sehr rechnete man auf die stets zum Ziele führenden Maßregeln, die Kaunitz in Allem, was er that, nahm. Es wurde in Fällen des Geldbedarfes nur zu Fries geschickt, dem der Kanzler sagen ließ: „Wir brauchen so und so viel

Millionen, die in so und so viel Zeit wieder einkommen werden." Mehr verlangte der Banquier nicht, das war reellste Sicherheit für ihn; er schrieb sofort an Madame Nettine in Brüssel, an Herrn de la Borde u. s. w., die Anleihe kam zu Stande und es fehlte niemals, daß die Fonds auf dem vorher bestimmten Termin wieder zurückbezahlt wurden.

Mit derselben Sicherheit lenkte Kaunitz die ausländische Politik Oesterreichs, war durch seine diplomatischen Künste thatsächlich der Herr des Krieges und Friedens am Wienerhofe und verdiente somit vollberechtigt die ihm beigelegte Scherzbezeichnung: „der europäische Staatskutscher"; denn er regierte in der That das verweichlichte Europa, und zwar ganz einfach und systematisch mit zwei Hauptmaximen, erstens: „Man muß nie selbst etwas thun, was man durch Andere thun lassen kann", und dann zweitens: „In der Politik muß man nichts für unmöglich halten, indem ein gewandter Mann Alles durchsetzen kann."

Eine ganz vorzügliche Eigenschaft noch besaß der Fürst, und diese war es, die ihn auch bei Kaiser Josef II. nicht nur in seiner ganz unveränderten Stellung im Amte, sondern auch in höchster Achtung erhielt — seine Unbestechlichkeit. Eine merkwürdige Geschichte, als Beleg, wie strenge sich Kaunitz in Bezug auf Geldangelegenheiten verhielt, ist bekannt geworden.

Damals, wie noch viel später, herrschte große Bestechlichkeit in allerlei Kreisen, von denen es abhing, diesen oder jenen Vortheil zu gewähren, namentlich war dies in Bezug auf Lieferungen für das Aerar der Fall, wobei sich Geschäfte machen ließen, die ungeheuren Gewinn brachten. Da gab es denn einmal wieder ein solches Lieferungsgeschäft, welches im Staatsrathe lebhaft besprochen wurde und der sich darum bewerbende Lieferant — der jüdische Handelsmann Salomon Oppenheimer (geb. 1723, gest. in Wien am 27. Januar 1807, ein Enkel des berühmten Kriegsfactors und Armeelieferanten unter Prinz Eugen, Samuel Oppenheimer) — genoß der Unterstützung sämmtlicher Mitglieder des Staatsrathes, mit Ausnahme des Fürsten Kaunitz, welcher, überhaupt als Gegner der Juden, in nachdrücklichster Weise gegen Oppenheimer sprach. Selbst Kaiser Josef erklärte sich für den Mann, denn es erschienen ihm dessen gestellte Bedingungen, im Vergleiche gegen andere ihm früher bekannt gewordene, höchst annehmlich zu sein.

Oppenheimer war ausreichend von der mächtigen Gegnerschaft des Kanzlers unterrichtet und wußte nur zu gut, daß, wenn derselbe im Staatsrathe gegen ihn sprach, auch nicht die entfernteste Hoffnung für ihn sei, das Geschäft übertragen zu erhalten. Es galt also, den Premier-Minister für seine Person zu gewinnen, nicht durch Anerbieten eines Vortheils — der Jude wußte zu gut, daß dies vergeblich sein würde — aber er hoffte, ihm die Reellität seines Gebarens darlegen zu können, wenn es ihm gelänge, beim Staatskanzler vorzukommen, und zwar in seiner Privatwohnung vorzukommen.

Dies aber war fast ein Ding der Unmöglichkeit, denn Kaunitz empfing in seinem Palais zu Mariahilf absolut Niemand in Geschäften. Indeß, der Versuch mußte gewagt werden, und so erschien Salomon Oppenheimer eines schönen Tages in der Wohnung des Fürsten und bot dem Kammerdiener desselben zweihundert Ducaten, wenn ihm derselbe eine Unterredung mit dem Fürsten verschaffe. Er hätte — so drückte er sich aus, um die kurze Dauer seines Aufenthaltes zu kennzeichnen — nur ein Wort, „ein einziges Wörtel", mit dem Fürsten zu sprechen.

Der Kammerdiener, der der Widerwillen seines Herrn nur zu gut kannte, schüttelte den Kopf, versprach jedoch, gelockt durch die hohe Belohnung, sich dafür zu bemühen, und that auch wirklich das Gescheidteste, was er thun konnte: er erzählte dem Fürsten das Begehren des Juden, wie auch den hohen Lohn,

den er für die Vermittlung der Audienz empfangen sollte. Kaunitz war durch die Neuheit und Seltsamkeit des Verlangens gereizt, zudem fiel ihm plötzlich ein, welche köstliche Gelegenheit dies gäbe, seiner Lieblingsneigung, andere Leute zu schrauben, Befriedigung zu gewähren, und so bewilligte er die Audienz, unter der Bedingung, der Jude dürfe sein Verlangen im vollsten Sinne nur durch ein einziges Wort ausdrücken, jede längere Auseinandersetzung sei ihm verboten.

Benachrichtigt von dem Erfolge, in banger Sorge, wie er alles das, was er von dem Staatskanzler wünschte, in ein einziges Wort zusammenzufassen vermöge, betrat Oppenheimer den Garten, wo ihn der Fürst empfangen wollte, denn in seine Zimmer hatte kein Jude Zutritt. Er verbeugt sich schweigend und läßt über sich eine Menge von Anspielungen und Witzworten ergehen, mit denen ihn Kaunitz höhnend überhäuft. Der Staatskanzler bemerkt ihm auch, wie er gar wohl wisse, welche Art von Bitte es sei, die der Jude ihm vorzutragen habe, und die er gewähren wolle, wenn sie in ein einziges Wort gefaßt würde; daß der Jude aber auch gewiß wisse, wie er fest entschlossen sei, im Staatsrathe gegen ihn zu sprechen. „Sag' Er also selbst," schloß Kaunitz, „was soll ich bei so bewandten Umständen für Ihn thun?" — Da zuckte ein Gedankenblitz durch Oppenheimer's Gehirn; er verbeugte sich ehrfurchtsvoll und, den Fürsten flehend anblickend, sagte er ausdrucksvoll: „Schweigen!"

Tief betroffen wendet sich der Fürst ab. Die Audienz ist beendet — der Staatskanzler hat dem Juden sein Wort gegeben, die in einem einzigen Worte vorgetragene Bitte zu gewähren; er darf also im Staatsrathe nicht gegen ihn sprechen — er muß schweigen. Der Fürst fährt nach dieser seltsamen Audienz in den Conferenzrath, wo gerade die Entscheidung über das Lieferungsgeschäft gefaßt werden sollte. Alle Minister äußern sich, wie früher, sie vertheidigen mit Wärme den Juden Oppenheimer, auch Josef spricht für ihn — nur Kaunitz schweigt, schweigt fortwährend. Da sich des Juden mächtigster Gegner passiv verhält, wird das Lieferungsgeschäft dem Salomon Oppenheimer zugesprochen.

Kaiser Josef fragte aber nun Kaunitz, warum er heute gar nicht gesprochen habe, da er doch früher so stark gegen den Juden opponirt hätte; da erwiderte Kaunitz: „Majestät, wenn schon meinem Kammerdiener zweihundert Ducaten versprochen wurden dafür, daß mir die Bitte vorgetragen werden durfte, ich soll heute schweigen, was müssen erst die Herren erhalten haben, die hier reden!"

Die vorliegende wahre Begebenheit, jedoch eine andere Tendenz dem Juden unterlegend, hat der beliebte Volksdichter Anton Langer zum Vorwurf seines reizenden einactigen Lustspiels: „Ein Wort an den Minister" genommen.

Fürst Kaunitz galt auch nicht für reich, man war in ganz Europa überzeugt, daß er über die Sucht, sich zu bereichern, erhaben war; nur wußte man nicht zu unterscheiden, stammt diese Unaufmerksamkeit für den Besitz von Geld aus einer aufrichtigen Uneigennützigkeit, oder aus natürlicher Unbekümmertheit, oder von einem hohen Streben nach Unabhängigkeit her — wohl von einer Verbindung aller dieser drei Eigenschaften. Seine Jahresrente, die Tafelgelder eingeschlossen, überstieg nicht 40.000 Gulden. Mit den Bezügen aus seinem ererbten Besitzthum mag er 78.000 Gulden Jahreseinkommen Alles in Allem gehabt haben.

Kaunitz war nie krank, als er am 27. Juni 1794 Abends nach sieben Uhr in seinem Gartengebäude zu Mariahilf starb, war er vierundachtzig Jahre alt. Von den kleinen Unpäßlichkeiten, die ihn überfielen, curirte er sich mit einer

Latwerge, die er aus Paris mitgebracht hatte und die er fast mit jedem Courier sich von Neuem wieder kommen ließ. Es konnte aber auch kaum Jemand mehr für das Leben besorgt sein, als Kaunitz. Alles, was nur entfernt an das Sterben erinnerte, war durchaus bei ihm beseitigt; es war allen seinen Umgebungen strengstens verboten, in seiner Gegenwart die Worte „Tod" und „Blattern" zu gebrauchen. Sobald Fremde nach Wien kamen, gingen ihnen Weisungen zu, sich diesbezüglich nach dem Willen des Fürsten zu benehmen. Es war auch verboten, seinen Geburtstag zu erwähnen.

Mußte ihm ein Todesfall notificirt werden, so geschah dies stets mit einer Umschreibung. Als der Staatsreferendar Friedrich Binder Freiherr von Kriegelstein (geb. 1708, gest. 1782), sein Freund durch fünfzig Jahre, gestorben war, drückte sich des Fürsten Vorleser Xaver Raidt so aus: „Baron Binder ist nicht mehr anzutreffen gewesen." Einen Augenblick schwieg der Fürst, dann sagte er: „Ist er todt? Nun, er war alt genug!" Es war Binder nur drei Jahre älter als Kaunitz. Den Tod Friedrich's II. erfuhr er dadurch, daß sein Vorleser Lambert Hurez scheinbar ganz gedankenlos erzählte, der eben aus Berlin beim preußischen Gesandten eingetroffene, wie gewöhnlich insgeheim überwachte Courier habe die Notification von der Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelm II. mitgebracht. Lange Zeit blieb darauf Kaunitz steif und starr in seinem Lehnstuhle sitzen und gab kein Zeichen, als wenn er es verstanden; endlich aber erhob er sich, machte seinen langsamen steifen Gang durch den Saal, setzte sich dann nieder, hob die Arme gegen Himmel und rief: „Ach, wann wird denn ein solcher König das Diadem wieder adeln?!"

Als Kaiser Josef II. starb, gab der Kammerdiener eine Schrift, die der Kaiser unterzeichnen sollte, an Kaunitz mit den Worten zurück: „Seine Majestät unterzeichnet nimmer." — Den Tod seiner Schwester, der Gräfin Questenberg, die seinen zweiten Sohn Dominik zum Universalerben einsetzte, erfuhr Kaunitz nicht eher, als bis er seine Familie in Trauer erblickte. Einer alten Tante schickte er öfter Lieblingsgerichte von seinem Tische; er that dies noch durch vier Jahre nach ihrem Tode, von dem er kein Sterbenswörtchen erfahren hatte.

Kaunitz' Leiche wurde nach Austerlitz gebracht und dort in der Familiengruft beigesetzt.

Ein Depeschenraub.

Zu der Zeit, wo Kaunitz das Staatsruder ergriff, hatte sich die politische Lage des Hauses Oesterreich bedeutend geändert, besonders durch die zwischen dem Wiener und Londoner Hofe entstandenen Streitigkeiten. Es bestand nämlich der britische Staatsrath darauf, daß Oesterreich, wenn auch mit Opfern, die Wahl des Erzherzogs Josef zum römischen König durchsetzen solle, um dem Wiederausbruche von Feindseligkeiten nach dem Tode des Kaisers Franz I. vorzubeugen. Es war dies ein kluger und für Oesterreich scheinbar fürsorglicher Plan, derselbe jedoch bei der damaligen Lage Deutschlands undurchführbar. Vorzüglich widerstrebte Preußen, welches die Stimme für Chur-Brandenburg abzugeben hatte, dieser neuen Vermehrung des österreichischen Einflusses, Chur-Pfalz und Chur-Cöln neigten sich zu ihm, Sachsen und Bayern forderten ansehnliche Hilfsgelder, und so waren Böhmen, Hannover und Mainz die einzigen Stimmen, auf welche man rechnen konnte.

Nach anderen Seiten hin aber hatte sich die Stellung Oesterreichs durch des Staatskanzlers Bemühungen geändert; es fand die Abneigung Maria

Theresia's gegen Friedrich II. und die so rasch gestiegene Bedeutung Preußens am sächsischen und russischen Hofe den lebhaftesten Anklag; es traten ferner neue Verwicklungen in die europäischen Staatenverhältnisse, in Amerika kam es zwischen England und Frankreich zu einem Streite über die Grenzen der nordamerikanischen Colonien beider Mächte und bald entbrannte der Krieg zwischen denselben. Wie Maria Theresia ganz Europa gegen Preußen zu bewaffnen suchte, so wollte England seinerseits ganz Europa gegen Frankreich bewaffnen und rechnete dabei auf Maria Theresia, die es früher unterstützt hatte. Als es aber diese seine Hoffnung getäuscht sah, begann es mit Preußen zu unterhandeln und so wurde am 16. Januar 1756 der Vertrag zu Whitehal abgeschlossen, wonach allen fremden Truppen der Eintritt in Deutschland mit vereinter Macht verwehrt werden sollte und insbesondere Preußen dem hannoverschen Gebiete Schutz, England aber dafür Hilfsgelder versprach; Hessen-Cassel hatte sich schon früher mit Großbritannien verbündet.

Diesen Augenblick hatte Kaunitz schon lange vorbereitet, und kaum war das Bündniß abgeschlossen, so trat auch er mit seinem lang gehegten Vorhaben hervor, Frankreich und Oesterreich zu verbünden. Nach längeren Vorbereitungen fand am 1. Mai 1756 der Abschluß dieses Bündnisses zwischen Frankreich und Oesterreich statt, des Tractats von Versailles. Beide Mächte garantirten sich darin wechselseitig ihre gesammten europäischen Staaten und sagten einander ein Hilfsheer von 24.000 Mann zu. Nun war die Umgestaltung der politischen Verhältnisse in Europa vollendet; die Kraft der neuen Verbindungen sollte bald auf dem Schlachtfelde bemessen werden.

Der König von Preußen wurde gar bald aufgeschreckt durch die Rüstungen, welche Maria Theresia nach dem Abschlusse der Bündnisse mit Frankreich, Rußland und Sachsen vornehmen ließ; er erbat sich von der Kaiserin eine bestimmte Erklärung über ihre Absichten, worauf zuerst eine ausweichende Antwort erfolgte; eine zweite, die auf erneute Anfrage des Königs ertheilt wurde, erklärte die Bündnisse einzig für Verträge zu gegenseitigem Schutze, ohne daß jedoch das von Friedrich verlangte Versprechen, Preußen im Laufe der nächsten zwei Kriege nicht angreifen zu wollen, von der Kaiserin gegeben wurde; vielmehr erklärte sie, daß sie sich durch kein Versprechen binden lasse, vielmehr nach Erforderniß der Umstände handeln werde.

Diese Antwort war kaum dem Könige Friedrich hinterbracht worden, als bereits preußische Truppen in Schlesien einrückten (10. September); es behauptete der König dabei, er hätte vollen Grund zur Annahme, daß Chur-Sachsen bei einem Kriege zwischen Oesterreich und Preußen nichts weniger als neutral bleiben, sondern sich an Preußens Gegner, Oesterreich und Rußland, anschließen werde. Der König erklärte zugleich, daß er nicht als Feind erscheine, sondern sich freue, wenn die Stunde bald erscheinen werde, wo er das Land, welches er als sich anvertraut ansehe, wieder an den rechtmäßigen Herrscher zurückgeben könne. Unter solchen Verhältnissen wußten weder Churfürst August III., noch dessen Minister Graf Heinrich Brühl (ein persönlicher Feind Friedrich's, von dem er sich durch beißenden Spott beleidigt hielt), was nunmehr zu beginnen sei; es schien ihnen die Flucht am gerathensten und so eilten sie zu dem Heere Rutowski's, der mit 17.000 Sachsen ein festes Lager zwischen Pirna und Königstein beziehen mußte, wo die österreichische Verstärkung unter Feldmarschall Browne erwartet werden sollte.

Dem Könige Friedrich war aber dieser Schritt des Churfürsten eine willkommene Gelegenheit, das Land als Feindesland zu betrachten, und er versäumte nicht, dasselbe zur Bestreitung seiner Kriegs- und Finanzbedürfnisse zu benützen. Zugleich ließ er in Dresden das geheime Archiv erbrechen, aus

welchem er verschiedene Schriftstücke in Betreff der Bündnisse gegen Preußen sich aneignete und theilweise durch den Druck veröffentlichen ließ. Mit dieser Gewaltthat hatte es folgendes Bewandtniß.

Dem Könige Friedrich von Preußen war schon seit Langem viel daran gelegen, in Kenntniß der Depeschen zu gelangen, welche zwischen den Cabineten von Wien, Petersburg und Dresden gewechselt wurden. Man suchte in letzterer Stadt einen Menschen, der sich zum bereitwilligen Werkzeug solcher Verrätherei hergeben würde, konnte ihn aber lange nicht finden, bis es dem preußischen Gesandten Joachim VI. Andreas Freiherrn von Maltzan (gest. 1786 als Staatsminister) gelang, ein derartig brauchbares Individium zu finden.

Es war dies der als Kanzlist mit dem Prädicate geheimer Secretär im churfürstlich sächsischen geheimen Cabinet zu Dresden angestellte Friedrich Wilhelm Menzel (geb. 1726). Derselbe zeichnete sich sowohl durch Brauchbarkeit, als auch anfänglich durch Diensttreue trefflich aus, ließ sich aber bald von der traurigen Sucht, zu glänzen und zu genießen, beherrschen. In seinem Hause wurde mehr eine Hofraths- als eine Kanzlistenwirthschaft geführt, seine Tafel zeigte mehr den Reichen als den Mäßigbesoldeten und so entstand in seiner Casse ein Deficit um das andere, das gedeckt werden sollte. So wurde er in tausend Verlegenheiten verwickelt, deren er sich nur mit größter Anstrengung erwehren konnte und auf Mittel dachte, sich ihrer zu entziehen. Bald sollten ihm diese geboten werden.

Als König Friedrich seinem Gesandten in Dresden im Jahre 1752 aufgetragen hatte, eine Person aufzuspüren, welche sich als Verräther gebrauchen ließe, richtete Baron Maltzan sofort seine Aufmerksamkeit direct auf das geheime Cabinet, und durch seinen Vertrauten, Namens Phenitz, wohlunterrichtet von den steten ökonomischen Verlegenheiten des Kanzlisten Menzel, der einmal schon dem preußischen Gesandtschaftssecretär Hecht vorgestellt worden war, trachtete der Baron mit dem Betreffenden persönlich und anscheinend zufällig bekannt zu werden. Er erspähte, daß Menzel täglich im Garten des königlich polnischen Kron-Großmarschalls Friedrich Josef Graf Moszynski (geb. 1730, gest. 1816) promenire und er beschloß, ihm dort in den Weg zu treten.

In dem Garten schlängelten sich vor dem Schlosse schmale Bassins, welche, nach damaliger Art, zu beiden Seiten mit Porzellanscherben, bunten Glaskugeln und bunten Steinen belegt waren. Vor einem solchen Bassin stand Menzel eines Tages, verloren in trüben Gedanken über seine Verlegenheiten und mit dem Stocke in den bunten Zieraten wühlend, als sich ihm der preußische Gesandte wie zufällig näherte, ihn freundlich ansprach und fragte, warum er so in Gedanken verloren stehe? „Ei," erwiderte Menzel scherzend, „ich sinne eben nach, ob sich diese Scherben und Steinchen nicht in Gold verwandeln lassen möchten!" — „Das wohl nicht," erwiderte der Gesandte lachend, „aber aus Papier läßt sich Gold machen." Und als ihn Menzel verdutzt fragte, wie dies zu ermöglichen wäre, er würde dies Mittel sofort anwenden, rückte der Gesandte mit dem Antrage hervor, ihm zeitweise Abschriften von den zwischen den drei befreundeten Mächten gewechselten Depeschen zu verschaffen. Er zeigte ihm goldene Berge in der Nähe und Ferne, und um den Ernst seiner Worte zu bekräftigen, reichte er ihm sofort einen Hundertthalerschein als Angabe.

Menzel willigte ein. Er begab sich nun täglich, spät Abends, wenn seine Collegen längst fort waren, wieder in das geheime Cabinet, verschloß sich da und copirte die ganze Nacht, beim Scheine einer verdeckten Lampe, die am Tage eingegangenen Depeschen. Um sich munter zu erhalten, versah er sich mit Wein und Kaffee in einer Bouteille, den er in einem kleinen Töpfchen über seiner Lampe heiß machte. In einer Nacht war er, erschöpft von der vielen und

ängstlichen Arbeit, eingeschlafen und würde vielleicht bis zum Erscheinen seiner Collegen in den gewöhnlichen Kanzleistunden geschlafen haben, was unfehlbar zur Entdeckung seines Verrathes geführt haben würde, wenn ihn nicht der lebhafte Wortwechsel einiger Wachen auf den Corridors im Schlosse geweckt hätte, worüber er so erschrak, daß er, im Bewußtsein seiner Schuld, vor Gemüthsaufregung fast ohnmächtig wurde.

Oft nahm Menzel die Depeschen, wenn solches nur irgend ohne Gefahr geschehen konnte, mit nach Hause, oder er ging vor den Kanzleistunden in's geheime Cabinet, oder blieb dort über die Zeit und erwarb sich damit sogar

Staatskanzler Fürst Wenzel Kaunitz. (Seite 652 und 659.)

noch das Lob eines besonders eifrigen und fleißigen Arbeiters. Im December schickte der preußische Geheimrath Eichel aus Potsdam durch einen Gesandtschaftssecretär eine Summe Geldes und einen Schlüsselbund an Menzel, damit dieser versuche, ob einer davon die Schränke im Departement des Aeußern aufschließe. Zwar paßte kein Schlüssel, aber Menzel konnte bemerken, in welcher Weise die Schlüssel abgeändert werden müßten, um zu passen, und nach drei Monaten (März 1753) erhielt er einen zweiten Bund mit Schlüsseln, von denen einer das Schloß öffnete. An Sonntagen und Donnerstagen benützte Menzel die Mittagsstunden, um aus den Schränken Briefschaften herauszunehmen, die er dann selbst, oder durch einen Verwandten dem preußischen Gesandtschaftssecretär Pleßmann zutrug, der sie kurz darauf zurückgab, worauf sie Menzel wieder an ihre Stelle legte.

Mit dem Gesandten selbst vermied Menzel alles Zusammentreffen; auf der Straße that er, als kenne er ihn nicht, in dessen Hause war er niemals sichtbar, er theilte ihm seinen Cabinetsraub stets auf eigene, verabredete Art mit. Baron Malzan bewohnte ein Palais, dessen Hausflur ein Säulengang zierte; hinter einer Säule, die zunächst an der Wand stand und einen Winkel bildete, in welchem alte, unbrauchbare Leitern, Bretter u. dergl. lagen, die Niemand anrührte, versteckte Menzel Abends im Finstern die Depeschen und empfing auf dieselbe Art, bisweilen aber auch im Moszynski'schen Garten die versprochene Zahlung dafür.

Josef II. ehrt Schwerin's Tod. (Seite 676.)

Es ist keine Frage, daß der siebenjährige Krieg auch ohne Menzel's Verrath ausgebrochen wäre, es ist aber ebenso kein Zweifel, daß Menzel's Verrätherei den Krieg beschleunigte und die Erbitterung Königs Friedrich gegen die wider ihn verbündeten Mächte steigerte. Im Anfange schreckte Menzel die Größe seines Wage- und Bubenstückes gar wenig, es setzten ihn die reichlichen Spenden in den Stand, herrlich und in Freuden zu leben, wobei gar oft Klugheit und Gewissen in den Hintergrund kamen; endlich aber setzten ihn die beiden in große Angst, so daß er oft händeringend in dem Moszynski'schen Garten hin- und herging. Ein Rückschritt war, da er sich einmal zum Verrath hatte brauchen lassen, nicht mehr möglich, wenn er nicht fürchten wollte, den Gesandten zu beleidigen und sich dadurch des Schutzes zu berauben, den ihm dieser im Entdeckungsfalle zugesichert hatte.

Nach der Besetzung Dresdens durch die Preußen (1756) suchte Friedrich II. in den Besitz der Urschriften jener Acten zu gelangen, welche seine Gesandtschaftsbeamten in der vorerwähnten Weise copirt hatten; er ließ preußische Schildwachen vor das geheime Cabinet stellen und durch einen Officier den Schlüssel zu demselben fordern. Die Churfürstin von Sachsen und Königin von Polen, Maria Josefa (älteste Tochter des römisch-deutschen Kaisers Josef I.; geb. 1699, gest. 1757), verweigerte diesen, und als der Officier mit Gewalt die Thüre öffnen wollte, stellte sie sich, um dies zu verhindern, vor dieselbe und erklärte dem Officier, sie könne nicht glauben, daß er hier auf Befehl seines Königs handle. Da der Officier bejahte, er hätte Befehl vom Könige, so erklärte Maria Josefa: „Nun gut, wenn Ihr Gewalt brauchen wollt, müßt Ihr bei mir den Anfang machen!"

Der Officier getraute sich nicht, dieser Aufforderung auf seine Verantwortung nachzukommen, und entfernte sich, um Verhaltungsbefehle einzuholen. Mittlerweile rief die Churfürstin die Verwendung des preußischen und englischen Gesandten an — natürlich vergebens. Nach einiger Zeit erschien der preußische Officier wieder, mit dem Befehl, ohne Rücksicht der Person, Gewalt zu brauchen. Von Einigen wird behauptet, es hätte nun die Churfürstin freiwillig die Thüre verlassen, Andere sagen, sie wäre in der That vom Archive weggetragen worden, in jedem Falle verschaffte sich Friedrich auf die eine oder andere Art die gesuchten Papiere, die schon in Kisten gepackt waren, um fortgeschafft zu werden.

Als der sächsische Hof wegen der preußischen Occupation Dresden verließ und nach Warschau zog, folgte ihm Menzel dahin, er setzte dort seine Verrätherei und seine tolle Verschwendung fort. Man war ihm jedoch in Dresden bereits auf der Spur. Sein unbegreiflicher Aufwand, noch mehr sein frühes Kommen auf die und spätes Gehen von der Kanzlei hatte Verdacht erregt und endlich gab eine Schildwache vor dem Palais des preußischen Gesandten den Ausschlag. Diese hatte bemerkt, daß Menzel im Dunkel lange vor der Gesandtschaftswohnung hin und her schlich, ängstlich sich umsehend, zuletzt hineinschlüpfte, kaum eine Minute verweilte und dann davoneilte. General Spärkan spürte nach und kam endlich auf die Verrätherei, von welcher er sofort August III. durch ein eigenhändiges, mit Estafette nach Warschau abgeschicktes Schreiben verständigte.

Eben befand sich Menzel zu Warschau in fröhlicher Gesellschaft, als er die ihn warnende Schreckenspost erhielt, man beabsichtige ihn augenblicklich zu verhaften. Ueber Hals und Kopf ergriff er die Flucht, nahm aber in seiner Verwirrung Zuflucht in das Land des Alliirten seines Herrschers — nach Böhmen. Dort, zu Prag, ereilte ihn sein Schicksal; er wurde gefangen genommen, verhört und zum Geständnisse gebracht. Nach seiner Aussage hatte er für seine Verrätherei nach und nach 3000 Thaler von Preußen erhalten. Nach geschlossener Untersuchung wurde er nach Brünn abgeführt und auf den Spielberg gefangen gesetzt. Er saß da im selben Gemache, das der Oberst Franz von der Trenk inne gehabt hatte, recht guten Muthes, denn er lebte in der Meinung, es werde sich König Friedrich von Preußen für ihn verwenden und er bei irgend einem Friedensschlusse seine Freiheit erhalten.

Der Friede wurde wohl 1763 geschlossen, aber da brachten ihn die Oesterreicher auf die Festung Königstein in Sachsen, wo er im Anfange äußerst hart gehalten wurde; seine Kost war Wasser und Brot, seine Füße sperrte ein starker Eisenstab, so daß er nur langsam, kurz und mit Mühe schreiten konnte, er durfte sich nicht barbiren lassen u. s. w. Erst in den späteren Jahren milderte die Gnade des seit 1768 regierenden Churfürsten, späteren Königs von Sachsen, Friedrich August I. (geb. 1750, gest. 1827) das Los des Ge-

fangenen; er wurde von den fürchterlichen Sperreisen an den Füßen befreit, durfte dann und wann freie Luft genießen und erhielt auch etwas bessere Kost. So erreichte er ein Alter von siebzig Jahren und starb nach dreiunddreißigjähriger Staatsgefangenschaft auf der Festung Königstein am 15. Mai 1796.

Bemerkenswerth ist noch, daß auch dem österreichischen Gesandten in Berlin, Anton Graf Pnebla (geb. 1699, gest. als Generalfeldzeugmeister 1776), im Juni 1756 viele wichtigen Depeschen und Briefschaften entwendet worden waren. Der Thäter war ein Hanssecretär des Gesandten, welcher verschwand, als der Diebstahl bemerkt wurde. Graf Pnebla ließ ihn wohl durch die preußischen Gerichte verfolgen, doch ward derselbe nicht zur Haft gebracht.

Das Zimmer, in welchem Menzel auf dem Spielberge saß, war, wie gesagt, dasselbe, welches einst den Panduren-Oberst Trenk einschloß, welchem im Jahre 1746 der peinliche Proceß gemacht worden war, den er seiner Grausamkeit, üppigen und frevelhaften Ausschweifung, seines Geldgeizes und seiner Habsucht wegen denn doch verdient hatte, obgleich seine zahlreichen Feinde dabei des Guten zu viel thaten. Das Urtheil lautete auf Tod durch das Schwert und Confiscation des Vermögens, Maria Theresia verwandelte aber 1748 den Spruch in lebenslängliche Haft auf dem Spielberge, die ihm sehr erträglich gemacht wurde. Er erhielt täglich einen Ducaten, den Gebrauch eines Bedienten und Tinte und Feder zum Schreiben; er wohnte in einem bequem eingerichteten Zimmer und kam mit den Personen am Spielberge in vielfache Berührung. Er starb am 4. October 1749; sein Leichnam wurde in der Kapuzinergruft zu Brünn beigesetzt.

Die preußische Armee rückte in Sachsen immer weiter vor; Pirna wurde von 4000 Mann eingeschlossen, ein Heer von 24.000 Mann rückte in Böhmen ein, wo zwei österreichische Heere unter Feldmarschall Browne und Feldzeugmeister Octav Fürst Piccolomini (geb. 1698, gest. 1757) zur Vertheidigung standen. Die Absicht der österreichischen Heerführer, nach Pirna zu dringen, errathend, ließ Friedrich alsbald noch einen Theil des Belagerungscorps von Pirna nachrücken und am 1. October 1756 standen sich die beiden feindlichen Heere bei Lobositz, einem Marktflecken am linken Elbeufer, gegenüber. Von sieben Uhr Morgens bis Nachmittags drei Uhr schwankte der Kampf; da sah sich Browne genöthigt, seine Truppen in die frühere Stellung zurückzuziehen. Es war kein Sieg für Preußen, denn die Zahl der gebliebenen, verwundeten, gefangenen und vermißten Preußen war größer, als der Verlust der Oesterreicher; aber trotzdem befestigte auch diese Schlacht Friedrich's Feldherrnruf in der öffentlichen Meinung und stärkte die Zuversicht seiner Truppen.

Das Schicksal der bei Pirna eingeschlossenen sächsischen Armee war nun der nächste Gegenstand des beiderseitigen Kriegsplanes; es lag Friedrich Alles daran, sie zur Uebergabe zu bringen. Browne dagegen traf seine Vorkehrungen, um ihr zur Befreiung behilflich zu sein, denn deren Lage war recht traurig; erschöpft durch Hunger und unsägliche Strapazen bei schlechter Witterung, konnten die Sachsen in ihren Bewegungen nicht rasch genug vorwärts kommen, um die Unterstützung, welche Marschall Browne ihnen in sehr gewagter Weise zugeführt hatte, benützen zu können.

Nachdem Browne die sächsische Armee in seiner gefährlichen Stellung bei Schandau durch einige Tage vergeblich erwartet hatte, mußte er seiner eigenen Sicherheit wegen die vorgeschobenen 8000 Mann zurückziehen und sich bei Budin festsetzen. Am 14. October capitulirten die Sachsen unter sehr harten Bedingungen; es mußte sich die ganze Armee, noch 14.000 stark, als kriegsgefangen ergeben; die Officiere, welche nicht mehr gegen Preußen dienen durften, wurden in Freiheit gesetzt, die Gemeinen aber der preußischen Armee eingereiht. So endete

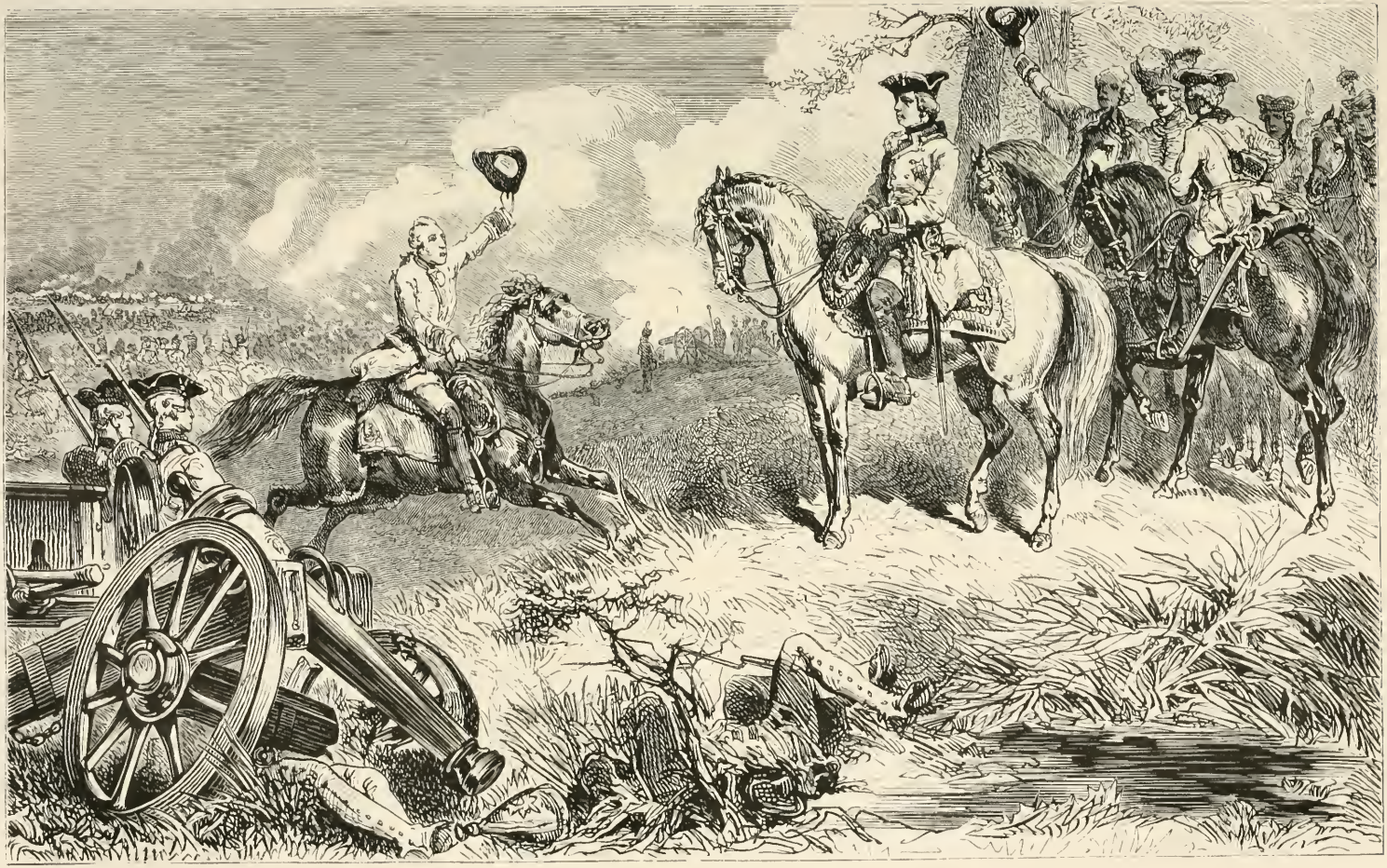
der Feldzug des Jahres 1756. Die Oesterreicher, wie die Preußen bezogen bald darauf die Winterquartiere, die ersteren in Böhmen, die Preußen in Sachsen und Schlesien. Friedrich II. hielt sich größtentheils in Dresden auf, während August III. und seine Minister in Warschau den weiteren Verlauf der Ereignisse abwarteten.

Sieg bei Kollin.

Der Einfall Friedrich's II. in Sachsen wurde von dem Deutschen Reiche als Landfriedensbruch erklärt, die Achtserklärung gegen den König ausgesprochen und am 17. Januar 1757 das Reichsexecutionsheer aufgeboten. Noch eifriger zeigten sich die diplomatischen Agenten der beiden kriegführenden Mächte an den auswärtigen Höfen. Am 11. Januar schloß Preußen mit England ein Uebereinkommen, nach welchem diese Macht eine Armee von 70.000 Mann in Hannover unterhalten, dem Könige Friedrich jährlich 500.000 Pfund Sterling zahlen und acht Linienschiffe in die Ostsee schicken sollte; dagegen zog zur Unterstützung Oesterreichs bereits am 1. April ein französisches Heer über den Rhein gegen die westfälischen Besitzungen Friedrich's, während ein zweites Corps unter dem Marschall Karl von Rohan, Prinz von Soubise (geb. 1715, gest. 1787), sich mit dem Reichsexecutionsheere vereinigen sollte. Auch Schweden hielt Pommern stärker als gewöhnlich besetzt, während Rußland 60.000 Mann gegen Preußen stellen wollte.

Friedrich, hart bedrängt, richtete sein Streben darauf, seine Gegner zu überraschen; er hoffte durch eine Ueberrumplung Prags, sich in Böhmen festzusetzen. Schon am 21. April brach er mit seiner Hauptmacht in Böhmen ein; am 6. Mai standen sich die Heere unter den Mauern von Prag einander gegenüber. Es kam zur Schlacht. Die braven österreichischen Krieger leisteten unvergleichlichen Widerstand, das preußische Fußvolk ward von dem unaufhörlichen Feuer derselben aufgelöst und zurückgeworfen — da sprengte Friedrich II., außer sich vor Zorn, zum Marschall Schwerin, dessen Regiment sich seitwärts gewendet hatte, und warf ihm die Feigheit seiner Soldaten vor. Der greise Heerführer ergriff in der Verzweiflung eine Fahne, wand sie als Schärpe um seinen Leib und rief: „Alle Tapferen mir nach!" Er führte seine Schaaren trotz des furchtbaren Feuers gegen die österreichische Linie vorwärts — da stürzt er, durchbohrt von drei Kugeln, zu Boden. Sein Tod öffnete den Preußen die Siegesbahn, die österreichischen Truppen wurden geworfen und zogen sich zur größeren Hälfte nach Prag hinein, wohin auch der auf den Tod verwundete Feldmarschall Browne geschafft worden war.

Es war im September 1776, als sich Kaiser Josef II. im Militär-Uebungslager bei Prag befand. Bei einem der ausgeführten Manöver kam man zu jener Stelle, wo am 6. Mai 1757 Schwerin den Heldentod gefunden hatte. Die Stelle war durch einen großen schattigen Baum bezeichnet; hier war Schwerin dahingesunken, hier hatte Friedrich die Worte gesprochen: „Sein Tod macht die Lorbeern meines Sieges verwelken!" — Nun ließ Josef von sechs Bataillonen um den Baum ein Quarré bilden, begab sich in dessen Mitte und befahl dem Feldmarschall-Lieutenant Robert Jakob Freiherr von Augent (gest. 1784), eine dreimalige Salve geben zu lassen, wozu die Kanonen den Baß donnerten. Nach jeder Salve wurde das Spiel gerührt, und entblößte Kaiser Josef das Haupt. An diesem Tage bekam auch die ganze Armee eine doppelte Gratislöhnung und jeder noch am Leben befindliche Grenadier, der jenen Schlachttag mitgekämpft hatte, erhielt zwei Ducaten. (Bild Seite 673.)



M. T. Die Schlacht bei Collin, 1757. 8

Dem Grafen Leopold von Daun (geb. 1695, gest. 1766, Bild Seite 680) war die Lösung der Aufgabe von Maria Theresia aufgetragen worden, das durch das Siegesheer abgesperrte Prag, worin sich 100.000 Seelen fast ohne Lebensmittel befanden, möglichst rasch zu entsetzen. Schon auf die erste Kunde vom Einbruch der Preußen in Böhmen war der Feldmarschall durch Mähren gegen Prag gezogen, um sich der Hauptmacht anzuschließen, aber es traf ihn in Deutschbrod die Kunde von der verlorenen Schlacht bei Prag, und so verweilte er dort, um die Flüchtigen wieder zu sammeln.

Friedrich, auf seine treffliche Reiterei pochend, die unter der Anführung des tüchtigen Hußaren-Generals Hanns Joachim von Ziethen (geb. 1699, gest. 1786, Bild Seite 681) stand, wollte den Sieg bei Prag benützen, um den herannahenden Feldmarschall Daun zu schlagen, wodurch Prag fallen und der Weg nach Wien offen stehen würde; aber Daun vereinigte mit unbeugsamem Muthe die weise Feldherrn-Einsicht, er wie seine Officiere kannten die Gegend auf das genaueste und so vermochte er die Bewegung seines Heeres zu leiten, als stünde dasselbe auf einem Schachbrette. Friedrich sandte den General Ziethen als Vorhut voraus, diesem folgte der Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern (geb. 1715, gest. 1782) und General Johann Dietrich von Hülsen (geb. 1693, gest. 1767); König Friedrich II. befand sich im Mitteltreffen.

Als die Morgensonne des 18. Juni 1757 die Gefilde erleuchtete, übersah Friedrich die Gegend; aber wie erstaunte er, als er die Stellung des österreichischen Heeres auf den steilen Anhöhen zwischen Kollin und Planian erblickte, als er die furchtbaren Batterien sah, als er erkannte, daß es beinahe unangreifbar sei. Indeß, der Kampf mußte gewagt werden, und erschien ihm der rechte Flügel der Oesterreicher der einzige Punkt, wo dies mit möglichem Erfolge geschehen konnte. Dieser Flügel, vom General der Cavallerie Franz Graf Nadasdy commandirt, war wirklich schwach und konnte, der Lage des Terrains wegen, von der Hauptarmee nicht hinlänglich unterstützt werden.

Vor Siegesgewißheit trunken, befahl der König, Hülsen und Ziethen sollten mit mehreren Grenadier-Bataillonen, zwei Infanterie-Regimentern und mit vierzig Escadronen Reiterei diesen rechten feindlichen Flügel schlagen, die ganze Armee solle ihnen folgen und, ohne auf den linken Flügel der Oesterreicher auf den hohen Gebirgen zu achten, das Heer aufrollen. Er wiederholte den strengen Befehl: „Der rechte Flügel soll sich zurückhalten, sich schlechterdings nicht auf den Angriff einlassen, sondern stets dem linken Flügel folgen und dessen Kraft verstärken."

Nach zwölf Uhr Mittags erscholl der Befehl zum Vorrücken. An der Kaiserstraße, etwa drei Viertelstunden von Kollin, warfen die Ziethen'schen Hußaren die Nadasdy'sche Reiterei. Daun ließ unausgesetzt sein Geschütz spielen, die preußischen Infanterie-Regimenter wurden rottenweise niedergeschmettert, aber sie sammelten sich wieder und gewannen das Schlachtfeld. Friedrich war selbst allgegenwärtig; als ein Bataillon seiner Garde zu wanken begann und sich zur Flucht wendete, stellte er sich an dessen Spitze und, ihm den Ruf „Vorwärts!" zudonnernd, führte er es in das Feuer zurück. Endlich waren die Höhen erstürmt, wenn auch zwei Dritttheile der Armee als zerschmetterte Leichen das Schlachtfeld deckten. Friedrich ließ frische Heeresmassen vorrücken, welche einen so ungestümen und unwiderstehlichen Bajonettangriff auf den rechten Flügel der Oesterreicher machten, daß auch dieser endlich zum Weichen gebracht wurde. Die Truppen des anderen Flügels, als sie hinter ihrem Rücken ganze Regimenter vom Feinde verfolgt sahen, stutzten, und Oberst Josef Graf Siskovics (gest. als Feldzeugmeister 1783) von Prinz Karl von Lothringen-Infanterie Nr. 3

(später Erzherzog Karl) ließ einen Theil seines Regiments die Front verkehren, da er von rückwärts angegriffen zu werden befürchtete. Währenddem verfolgten die Preußen die Oesterreicher und verließen ihre Stellungen.

Da übersah Daun's Heldenblick die Sachlage und erkannte, noch sei alle Hoffnung nicht verloren. Als die Preußen die von den Oesterreichern besetzten Anhöhen mit Sturm angriffen, sparten die Grenadiere ihr Gewehrfeuer; während die österreichische Artillerie ganze Rotten der Feinde niederriß, warteten die Grenadiere, bis die heranletternden Preußen so nahe waren, daß sie die Kugeln sicher erreichten, und warfen sie dann hinunter. Friedrich und sein Heer erkannte die Gefahr und stürmte wie eine Gewitterwolke auf die Oesterreicher vor — es galt zu siegen oder zu sterben.

Da sollten sich zwei Truppenkörper, von denen man es zum wenigsten erwartete, unsterblichen Ruhm erwerben und die Schlacht entscheiden.

Hinter einem Eichenwalde hatte ein niederländisches Reiter-Regiment, das vierte Dragoner-Regiment, Inhaber Graf Johann Benedikt Daun, Posto gefaßt und war noch gar nicht im Gefechte gewesen. Die Mannschaft desselben war jung und unbärtig, deshalb wollte ihnen Marschall Daun nicht die Entscheidung des Tages anvertrauen, wo seine Veteranen nichts ausgerichtet hatten. Als der Commandant dieser Reiter, Oberst Thiennes, ein Wallone, den Feldherrn bat, angreifen zu dürfen, sagte Daun achselzuckend, aber gütig: „Mais que voulez vous faire avec vos blancs-becs?“ (Aber was wollen Sie mit Ihren Gelbschnäbeln anfangen?) „Nun,“ meinte Thiennes, „es kömmt auf den Versuch an, was sie ausrichten.“ Daun gab die Erlaubniß dazu und Thiennes befahl den Angriff.

Ein Jubelruf ertönte einstimmig aus den Kehlen der jugendlichen Krieger (Bild Seite 688); an dieselben schlossen sich die Cheveauxlegers Prinz Albrecht von Sachsen-Teschen. Diese beiden Regimenter machten mit dem Pallasch eine so fürchterliche Sturm-Attaque, daß sie im Nu die Preußen gesprengt hatten, welche die „Gelbschnäbel“ vergebens zurückzudrängen suchten. Der berühmte Oberst Friedrich Wilhelm von Seydlitz (geb. 1721, gest. als General der Cavallerie 1773) mit seinem Kürassier-Regimente wurde von den Sachsen zum Weichen gebracht, die Bataillone Heinrich, Bevern und Hülsen im Rücken angegriffen, ja selbst, als sie Quarrés formirten, fast ganz vernichtet. Dabei verrichtete die Infanterie, sowohl Officiere wie Soldaten, Wunder der Tapferkeit; Deutsche, Ungarn, Siebenbürger, Mährer, Böhmen und Wallonen (Belgier) kämpften brüderlich vereint mit unbesiegbarem Heldenmuthe — am Abend war das Schlachtfeld von den Oesterreichern behauptet und die Preußen traten ihren Rückzug über Planian nach Nienburg an. Ziethen deckte diesen Rückzug und stand in der verhängnißvollen Nacht vor Friedrich II., der, erschöpft auf einer Brunnenröhre sitzend, erfuhr, welche ungeheuren Verluste er erlitten.

Aber der Sieg war auch von Oesterreich theuer erkauft worden. Daun selbst war verwundet, an Todten und Verwundeten betrauerte man sechs Generale, fünfunddreißig Stabsofficiere, 319 Oberofficiere, 7754 Mann; 2745 Cavallerie-pferde blieben auf dem Platze. Die Preußen aber hatten 14.000 Mann verloren, darunter 326 Officiere. Was die Oesterreicher anbelangt, so kam z. B. von einem Regimente Grenadiere blos der Capitän Bemmel mit 13 Mann aus dem Feuer zurück, die Uebrigen waren auf dem Wahlplatze geblieben oder starben später an ihren Wunden. Eine Schwadron „Gelbschnäbel“ hatte alle ihre Officiere verloren, so daß ein Corporal, Namens Pforzheim, das Commando derselben übernehmen mußte. Er führte es so tapfer, daß er noch auf dem Schlachtfelde von Daun zum Officier ernannt wurde. Pforzheim schwang sich später von Stufe zu Stufe, bis er Oberst desselben Regiments und

Theresien-Ordens-Ritter wurde. Die „Gelbschnäbel“ hatten das Versprechen ihres Obersten herrlich gelöst.

Der Dank der Kaiserin sollte dafür nicht ausbleiben. Schon im Jahre 1756, beim Ausbruche des Krieges mit Preußen, hatte Maria Theresia den Beschluß gefaßt, für das gesammte Officierscorps ihrer Armee einen Verdienstorden zu stiften, welcher Demjenigen zum Lohne bestimmt war, der sich durch ausnehmende Tapferkeit und kluges Betragen vor allen Uebrigen auszeichnen würde. Die sämmtlichen Conferenzminister erhielten sodann den Auftrag, in einem besonderen Gutachten ihre Meinungen zu äußern, auf welche Art dieser Ritterorden zu errichten sei, damit derselbe den Absichten der erhabenen Stifterin entspreche. Nachdem nun die Stimmen gesammelt und der Entwurf in's Reine gebracht worden, beschloß die Kaiserin die Errichtung dieses Militärordens am 13. Mai 1757 durch den Herzog Karl von Lothringen, Bruder ihres Gemals Franz, beim kaiserlichen Heere bekannt machen zu lassen.

Als aber Daun den glorreichen Sieg bei Kollin erfochten hatte, erhielt er durch ein Handschreiben den Befehl, bei der Armee bekannt zu machen: „daß dieses neue Verdienstinstitut den Namen „Militärischer Maria Theresien-Orden“ führen, vom 18. Juni für eröffnet angesehen werden solle und daß Seine Majestät der Kaiser sich entschließe, die Großmeisterstelle dieses Ordens zu übernehmen“. Daun wurde der Großwürdenträger des ersten Ordenskreuzes; mit ihm wurden noch decorirt Prinz Karl von Lothringen, General Nadasdy, Graf Andreas Hadik, Baron Gideon von Loudon, Graf Moritz Lascy u. A.

Das Ordenszeichen (Bild Seite 704) ist ein achteckiges Kreuz mit breiten Enden, weiß emaillirt und mit Gold eingefaßt. Das ebenso eingefaßte Mittelschild trägt das österreichische Wappen und ist von weißen Reifen umgeben, in welchen das Wort: Fortitudini aus goldenen Buchstaben. Der Revers zeigt auf weißem Grunde die verschlungenen Buchstaben M. T. F. (Maria Theresia, Franz) mit einem goldenen Reifen und einem Lorbeerkranze umgeben. Das Band ist mit den Farben des österreichischen Wappens in drei gleich breite Streifen, der mittlere weiß, die beiden andern hochroth getheilt.

Der Maria Theresien-Orden blieb bis in die neueste Zeit der Sporn für außerordentliche Waffenthaten und in der Liste der Ordensritter finden sich die glänzendsten Namen aus allen Zeiten, darunter regierende Häupter, wie die Könige der Niederlande, von Württemberg, Preußen, Sardinien, hochberühmte Heerführer fremder Nationen, wie Herzog von Wellington, Admiral Napier und die Elite der österreichischen Helden seit der Gründung bis heute.

Maria Theresia ging Daun, als er nach Wien zurückkehrte, bis vor die Mauern der Stadt entgegen und ihr Dank erstreckte sich noch auf sein Ableben (1776), denn sie ließ ihm in der Augustiner-Hofkirche ein Grabdenkmal errichten, auf welchem die Inschrift: Patriae liberatori (dem Befreier des Vaterlandes) und eine Abbildung jener ruhmreichen Waffenthat befindlich ist. Als am 5. October 1809 Napoleon I., begleitet von Duroc und Rapp, bei Fackelschein zu diesem Denkmale trat, sprach er über die Wichtigkeit der Schlacht bei Kollin und von deren Aehnlichkeit mit der Schlacht von Austerlitz, machte aber schließlich eine wegwerfende Bewegung mit der Hand und rief: „Da liegt er nun! Es ist doch Alles eitel und vergeht wie Rauch!“

Eine schöne Belohnung erwartete auch das junge Regiment der „blanebecs“ (Gelbschnäbel, Milchbärte). Das damalige Regiment Graf Daun (später zweites Dragoner-Regiment Fürst Windischgrätz, heute Prinz Karl von Preußen Nr. 8), das älteste Cavallerie-Regimet im österreichischen Heere, 1619 von Heinrich Duval Graf Dampierre errichtet und schon von Kaiser Ferdinand II.

mit besonderen Privilegien ausgestattet,*) erhielt von der Kaiserin Maria Theresia vier Standarten von reichem Stoff und geschmückt mit Stickereien und Inschriften, welche die Tapferkeit des Regiments verherrlichten. Eine Standarte stellte die Kriegsgöttin dar, einen Rosenzweig in der Hand, mit der Devise: „Qui s'y frotte, s'y pique“ (Wer sich daran reibt, der sticht sich); die zweite den Anprall auf das preußische Quarré und als Inschrift: „Plus ils coutent, plus ils sont précieux“ (Je mehr sie kosten, desto kostbarer sind sie); die dritte eine von dem Regimente eroberte Batterie mit der Inschrift: „C'est en vain qu'ils la protégent“ (Vergebens vertheidigen sie sie); die vierte den Angriff gegen das preußische Garde du Corps und die Worte: „Ah qu'il n'en a tels d'avantage!“ (Ach, warum sind ihrer nicht mehr!) Die Inschriften

Feldmarschall Daun. (Seite 677.)

waren deshalb französisch, weil das Regiment damals sich aus den französisch sprechenden Wallonen recrutirte. Ferner befahl die Monarchin, daß dieses brave Reiter-Regiment niemals weder Schnurr-, noch Kinnbart tragen solle, zur Erinnerung an dessen einstige jugendliche Heldenmannschaft. (Noch heute hält das Regiment diese ruhmvolle Bestimmung in Ehren und erscheint völlig bartlos.) Im Jahre 1790 bekam es, von seinem Inhaber Maximilian Graf Baillet-Latour, den Namen Latour-Dragoner und zeichnete sich als solches nicht minder in den französischen Kriegen aus. „Prenez garde, voilà Latour.“ (Nehmt Euch in Acht, Latour ist da!) pflegten die französischen Soldaten zu sagen, wenn nach mehreren erfolglosen Angriffen auf ihre Quarrés das Regiment Latour auf sie heranstürmte. Den einzigen kaiserlich

*) Näheres darüber in M. Bermann's „Alt- und Neu-Wien“, Seite 863. (A. Hartleben's Verlag.)

französischen Adler, welcher im ersten französischen Feldzuge in Deutschland erbeutet wurde, haben Latour-Dragoner bei einem Angriff auf das fünfzehnte französische Dragoner-Regiment in der Schlacht bei Haslau genommen. Seit 1791 besitzt das Regiment eine große goldene Ehrenmedaille mit Oehr und Band an der Estandarte der Oberst-Division mit dem Brustbilde des Kaisers Leopold II. und der Aufschrift: „à la fidélité et valeur signalé du regiment de Latour-Dragons reconnu par L'Empereur et Roy." (Der Treue und Tapferkeit, bekundet vom Regimente Latour-Dragoner, anerkannt vom Kaiser und Könige.) Die neueste Zeit kennt nicht minder Ruhmesthaten dieses Regiments.

Was die sächsischen Dragoner Herzogs Albrecht (heute Nr. 3, König von Sachsen) betrifft, glänzte es später bei Borodino, und da die Uniform blutroth

General Ziethen. (Seite 677.)

und dunkelgrün ausgeschlagen war, erhielt es im Volksmunde den Beinamen der „Fleischhacker".

Hervorragende Verdienste hatten sich auch einige Fremdlinge im österreichischen Heere erworben, und gar mancher war unter recht abenteuerlichen Verhältnissen in die Armee getreten, so z. B. Lord Caldwall. Derselbe war aus Schottland gebürtig und bereits in seinem fünfundzwanzigsten Jahre Ritter des Kniebandordens, Generallieutenant, Oberst eines Cavallerie-Regiments und Mitglied des geheimen Rathes; auch besaß er ein angeerbtes Vermögen von 30.000 Pfund Sterling an jährlichem Einkommen. Diese Vorzüge wußte er zu schätzen; daß er aber auch die Kunst verstand, sie zweckmäßig anzuwenden, bewies die allgemeine Achtung und Liebe, wovon ihm die unzweideutigsten Beweise gegeben wurden.

Eines Abends, als er in seinem Cabinete seinen glücklichen Zustand und die Vorzüge seiner Lage überdachte, sagte er zu sich selbst: „Ja, Caldwall,

Du bist von Tausenden glücklich; Du bist geehrt, geliebt, von Jedermann bemerkt! Aber womit hast Du das Alles verdient? — Hast Du dazu etwas beigetragen? Kannst Du stolz auf Deine Vorzüge sein? — Du warst schon jung Oberst; die Tapferkeit Deines Regiments machte Dich zum Generallieutenant und Ordensritter; Dein großes Vermögen haben Dir Deine Voreltern hinterlassen; was sind denn nun Deine eigenen Verdienste?! — Wohlan, ich will wissen, ob ich selbst Werth habe, ob ich durch eigene Tugenden mein Glück machen kann!"

Da Caldwall große Besitzungen in Amerika hatte, so diente es als guter Vorwand, dahin zu reisen, und der König gewährte ihm die erbetene Erlaubniß, das Reich auf einige Zeit verlassen zu dürfen. Die Verwaltung seiner Güter, sowie sein ganzes Hauswesen, übergab er einem rechtschaffenen Manne, nahm tausend Thaler Geld zu sich, setzte sich auf's Pferd und ritt in die Welt. An der Küste bestieg er ein Schiff, landete in Holland und war bald in Wien.

Maria Theresia war damals eben in den gefährlichen Krieg gegen Preußen verwickelt, Caldwall wußte, daß der österreichische Feldmarschall Browne aus irländischer Familie sproßte, und so ließ er sich bei ihm melden. „Gnädiger Herr," sagte er, „ich bin ein Schottländer und kam hierher, mein Blut für die Rechte der erhabenen Fürstin Maria Theresia zu vergießen und unter einem so großen Generale, wie Euer Excellenz, den Dienst zu lernen." — „Gut, mein Sohn," antwortete der Feldmarschall schnell, „hast Du aber einiges Vermögen?" — „Das habe ich wohl nicht; aber ich verstehe die Kunst, es zu entbehren, und will mich würdig machen, mir eines zu erwerben." — „Vortrefflich gedacht! Ich nehme Dich unter mein Regiment, Du sollst als Corporal angestellt werden." — „Ich möchte lieber erst gehorchen lernen, als befehlen." Einige Augenblicke sah ihn der Feldmarschall voll Verwunderung an und sagte darauf: „Es leben meine Landsleute! Auch dies soll geschehen! Junger Mann, handle so wie Du versprichst und ich will für Dein Glück sorgen. Wie heißest Du?" — „Levingthon."

Nunmehr war der große und reiche Lord Caldwall gemeiner Soldat; seine Aufführung war durchaus untadelhaft, sein Muth von Vorsicht und Verstand geleitet; alle seine Mitsoldaten liebten ihn; seine Kenntnisse gaben seiner Tapferkeit im Kriege einen weit höheren Glanz, mit schnellen Schritten stieg er von einer Stufe zur andern empor. Nach vier Jahren bekam er schon ein Regiment zu commandiren, mit welchem er sich bei einer Affaire so auszeichnete, daß er am 9. Januar 1759 bei der vierten Promotion den Theresien-Orden empfing.

Jetzt war das Ziel seiner Wünsche erreicht; sich länger zu verbergen, hielt er für unrecht; er ließ große Summen aus England kommen, nahm eine Menge Diener auf, setzte sich in eine glänzende Equipage und fuhr zum Sohn seines einstmaligen Gönners, dem Feldmarschall-Lieutenant Philipp Graf Browne (geb. 1727, gest. 1803), welchem er seinen Lebenslauf enthüllte. Welch' Erstaunen allseitig, als der Vorhang aufgezogen war, der bis nun den vornehmen Schottländer bedeckt hatte! Man fuhr zur Kaiserin, welche ihm aus eigenem Munde die höchsten Lobsprüche ertheilte. Caldwall wurde Gegenstand des allgemeinen Erstaunens bei Hofe, in der Stadt und bei der Armee, focht noch in den weiteren Schlachten und begab sich erst nach dem Friedensschlusse in seine Heimat zurück, wo er von da an den inneren Frieden genoß, den stets das Gelingen großer und edler Unternehmungen mit sich führt.

Ein zweiter merkwürdiger Fremdling aus der Zeit des siebenjährigen Krieges ist Heinrich Lloyd. Er war 1729 in der englischen Grafschaft Wales

geboren, trat sehr jung in britische Militärdienste, nahm aber, da er sich keine Officiersstelle kaufen konnte, seine Entlassung und wurde Erzieher. Nach einem längeren Aufenthalte in Oesterreich, wo ihm seine nicht gewöhnlichen taktischen Kenntnisse bald Gönner erwarben, wurde er Adjutant des Generals Josef Franz Moriz Graf Lascy (sprich Läski, geb. aus irländischer Familie 1724, gest. 1802). Er machte den siebenjährigen Krieg mit und stieg bis zum Oberstlieutenant.

Lloyd war Lascy's rechte Hand, wurde auch von demselben hoch geschätzt, aber gerade seine Eigenschaft des unerschütterlichen Freimuthes bei jeder Gelegenheit zog ihm den Haß beinahe des ganzen Officierscorps zu; die dadurch herbeigeführten Händel verhinderten seine weitere Beförderung und er mußte schließlich den österreichischen Dienst verlassen. Hier ein Beispiel des recht unleidlichen Verhältnisses mit den übrigen Officieren. Als deren einmal eine große Anzahl bei General Lascy zum Rapport war, gab es Gelegenheit, daß derselbe sagte: „Der Lloyd ist doch ein sehr geschickter, braver Officier!" — „Hm, ja, das ist wohl wahr, aber —" „Was wollt Ihr mit diesem aber sagen?" fragte Lascy aufhorchend. — „Wenn er nur nicht gar so viel und so frei spräche!" — „Wenn er etwas spricht, so hat er stets Recht." — „Das mag sein; wenn er nur nicht sogar von Euer Excellenz übel spräche." — „Von mir? Was kann Lloyd von mir Uebles sagen?" — „Wir unterstehen uns nicht, dies Euer Excellenz zu wiederholen." — „Nein, nein, nur heraus damit! Es mag sein, was es will, es beleidigt mich nicht." — „Nun, wenn es Euer Excellenz selbst fordern und erlauben, er sagte: Der General Lascy hätte bei der Affaire von Lowositz (1756) bald selbst vor lauter Angst in die Hose gethan!" — „Wie? Das hat der Lloyd gesagt?!" — „Ja, auf Ehre!" riefen Alle. Jetzt ging Lascy nachdenkend unter zu verschiedenen Malen gebrummten „Hm!" im Zimmer auf und ab. Die Officiere warteten bereits begierig auf das Strafurtheil. Da wendet sich Lascy plötzlich zu ihnen und sagt mit größter Ruhe: „Ja, meine Herren, wenn Ihnen dies der Lloyd gesagt hat, dann — dann muß es wahr sein."

Nachdem Lloyd den österreichischen Dienst verlassen, trat er unter die preußischen Fahnen und wurde Generaladjutant des Herzogs von Braunschweig. Nach dem, den siebenjährigen Krieg beendenden Hubertsburger Frieden (1763) erhielt er seinen Abschied und ließ sich nun zu diplomatischen Sendungen gebrauchen. Besonderen Antheil hatte er an der Verbindung Königs Georg III. mit der Mecklenburg'schen Prinzessin Sophie Charlotte, wofür er eine bedeutende jährliche Pension erhielt. Später (1769) begab er sich nach Petersburg und erhielt im Kriege mit der Türkei ein Commando, mußte aber plötzlich den Dienst verlassen, da man in ihm einen englischen Kundschafter erkennen wollte. Von da an durchreiste er Europa und beschäftigte sich zuletzt in England mit Ausarbeitung seiner Memoiren, welche ihm jedoch das englische Ministerium um einen hohen Preis abkaufte. Kurz darauf verließ er wieder England und lebte als Privatmann auf seinem Landgute bei Huy an der Maas, wo er am 19. Juni 1783 starb.

Unter dem Vorwande einer Schuldforderung nahm ein englischer Commissär seine sämmtlichen Papiere in Beschlag, unter denen sich ein völlig ausgearbeiteter Plan zu einer Landung fremder Truppen in England befand, welches Werk gleich einigen andern von ihm später in Druck erschien. Auch schrieb er: „Einleitung zur Geschichte des Krieges in Deutschland von 1756 oder politische und militärische Memoiren des Generals Lloyd" (London, 1784). Ein Exemplar dieses Buches in sehr reichem Einbande befindet sich im Consistorialgebäude der Stadt Bordeaux in dem Museumssaale unter einem großen Krystallglassturz.

Es ist dies ein Geschenk, welches General Bertrand der alten Hauptstadt Aquitaniens gemacht hat, befand sich früher in Napoleon's I. Privatbibliothek auf St. Helena und enthält eine Menge Randglossen von Napoleon's eigener Hand.

Der siebenjährige Krieg.

Die nächste Folge des Sieges bei Kollin war der Entsatz Prags; kurze Zeit darauf wurde ganz Böhmen von den Preußen geräumt. Ausgezeichnet hatte sich die ganze Bewohnerschaft Prags benommen. Schon am 21. Juni, also zehn Tage nach der Aufhebung der Belagerung, erstattete die böhmische Repräsentation und Kammer in Prag Bericht „über die während der feindlichen Prager Belagerung fürgegangenen Ereignisse"; sie fühlt sich schuldig, das Betragen der Geistlichkeit, Bürger- und Judenschaft zum Allerhöchsten Wohlgefallen anzurühmen. Außerdem wird hervorgehoben, daß etliche tausend Kranke und Verwundete ohne Feldapotheke, ohne Aerzte und endlich ohne allen Vorrath von Binden und anderem Leinenzeug in die Stadt gebracht wurden; diese Kranken erhielten in den Klöstern, Schulen, Herrschaftsgebäuden und bürgerlichen Häusern Unterkunft, so daß es denselben nicht an Bequemlichkeit fehlte; ebensowenig ließen es die Apotheker, Aerzte und Chirurgen an Eifer fehlen. Der Stadtphysikus, die Barmherzigen Brüder und sogar die jüdischen Barbiere zeichneten sich aus und sämmtliche Einwohner Prags ließen den Spitälern Gaben zufließen, als: Strohsäcke, Betten, Bandagen, Decken, Kupfer- und Erdgeschirr. Es konnte jedoch dieser Bericht an die Kaiserin nicht verschweigen, daß viele Magistratuales. Primatores (Vorsteher), Stadtphysiker, Chirurgen und sogar einige Seelsorger mit Hintansetzung ihrer Pflicht die Stadt verlassen hatten.

Auf diesen Bericht bemerkte die Kaiserin eigenhändig: „ein ordentliches referat über diesen wohlgefasten Bericht und die meinung des directorii darzu". Darauf erstattete am 1. Juli 1757 das Directorium in publicis et cameralibus in Prag — es bestand aus dem Präsidenten Friedrich Wilhelm Graf Haugwitz und Johann Graf Chotek — über diesen Gegenstand Bericht und schlug vor, es möge die Kaiserin den Bewohnern Prags, sowohl Christen als Juden, ihr Allerhöchstes Wohlgefallen über den an den Tag gelegten Patriotismus zu erkennen geben, ebenso der Repräsentations-Commission für ihre Standhaftigkeit; die Aerzte, sowie die Stadthauptleute, die sich besonders verdient gemacht haben, sollen Medaillen mit Ketten oder Pensionen für Lebensdauer (als höchste jährlich 200 Gulden) erhalten.

Am 23. Juli wendete sich das Directorium wieder an die Kaiserin; es bemerkte, daß, wenn auch alle Remunerationen und Entschädigungen vorläufig vertagt werden sollen, es doch billig wäre, den Eigenthümern die Pferde, die am 6. März eingesperrt, hernach aber geschlachtet wurden, zu entschädigen, da es durchgehends arme Bauern betrifft. Es wurde ferner beantragt, statt des Stadtphysikus Vignet, der sich geflüchtet hatte, den Doctor Bauer zum Physikus zu ernennen und ebenso statt des entwichenen Stadthauptmanns Grafen von Breda den Baron von Vernier in diese Stelle zu setzen, worauf die Kaiserin wieder eigenhändig resolvirte: „wegen den pferd placet, wie auch wegen vernier deme benene anstatt predau, wegen phisicat van suiten (Swieten) darum zu vernehmen ob er tanglich seye. wegen der medici ist desgleichen zu verordnen das man sie bonificirt (entschädigt) und namentlich benene jene sie mögen christen oder juden sein welche was besonders gethan und wie sie belohnen kunte das übrige bleibt noch unresolvirt".

Am 25. Juli schlug das Directorium der Kaiserin die Personen vor, welche ausgezeichnet werden sollen. Der kaiserlichen Huld wurden sämmtliche Kreishauptleute, mit Ausnahme desjenigen vom Saazer Kreise, Anton von Andritzky, der in seiner Dienstleistung öfters Verwirrungen angestellt, empfohlen. Die Kaiserin bemerkte dazu: „keine rescripta noch lob an die Creusämter ergehen zu lassen einer untreue kan keiner beschuldigt werden, die wenigsten aber seynd in denen Creusen geblieben oder operirt man hat es ihnen auch erlaubt. Die Kundschafter die sie geschickt seynd wenig schlecht und sehr spatt geschickt worden in einer solchen Confusion und Verwirrung und Geschwindigkeit seynd sie zu entschuldigen nicht aber zu beloben. der Andritzky aber wäre gleich zu amoviren (entfernen, absetzen) den exempla (Beispiele) müssen gemacht werden, das drohen hilft nichts lieber im künfftigen jahr ihnen wiederum zu nehmen wenn er es verdient.“ Bei dieser Gelegenheit muß bemerkt werden, daß zu jener Zeit die Beamten den Auftrag hatten, ihre Posten nicht zu verlassen, und wurde es selbst Privatleuten übel vermerkt, wenn sie die Stadt verließen.

Hierauf wurden vom Directorium Personen zur Belohnung vorgeschlagen, welche als Spione u. dergl. Dienste geleistet hatten; unter Anderen war dabei auch die Witwe eines Fleischhauers aus Prag, welcher die Feldkriegs-Officiere, die während der Belagerung heraus und hinein abgeschickt wurden, durch die Moldau geführt, bis er zuletzt in derselben ertrank. Die Kaiserin bemerkte dazu: „das Weib wäre in prag zu erfragen, ob nicht unter denen juden noch verdienstliche sich gefunden, mir das referat wegen prag wieder zuschicken, das noch nicht resolvirt. Weillen jetzund so ville leute hieher kommen, die indemnisation (Schadenersatz) verlangen und ville sich mir vorstellen können so wäre nach prag zu schreiben, das selbe sich bei der representation anmelden sollen.“

Aus allem dem geht klar hervor, daß im Laufe der Jahre das österreichisch-patriotische Gefühl sehr erstarkt war; während nach dem französisch-bayrischen Einfalle eine Art Inquisitions-Commission eingesetzt wurde, vor welcher sich Diejenigen reinigen mußten, welche beschuldigt waren, mit dem Feinde conspirirt zu haben und (wie Seite 513 u. f. ausgeführt) harte Strafen und Verbannungen die angesehensten Personen trafen, wurden nach der Belagerung Prags 1757 sämmtliche Einwohner wegen ihres Patriotismus gelobt.

Auch bezüglich der Juden fand ein Umschwung statt. Während die Kaiserin im Jahre 1744, trotzdem die Behörden davon abriethen, auf die Ausweisung der Juden aus Prag drang, verlangte sie nun wiederholentlich, daß ihr die Namen derjenigen Juden genannt werden, die sich besonders auszeichneten. Das Directorium meldete hierauf, daß sich die Prager Juden sehr „distinguirt“ (hervorgethan) haben, namentlich der Ober-Rabbiner, die Rabbinats-Assessoren, der Vorsteher Israel Franckel und der jüdische Quartiermeister David Khue.

Die Schlacht von Kollin war der Anfang einer Reihe von Unfällen für König Friedrich, sein Untergang schien fast unvermeidlich. Die französische Armee schlug am 26. Juli bei Hestenbeck das englische Observationscorps, so daß sich dasselbe, einer abgeschlossenen Convention gemäß, bis an die Elbe zurückziehen mußte. Nun wandten sich die Franzosen gegen Sachsen, um dem Reichsexemtionsheere die Hand zu bieten. Es drohte ferner nicht weniger Gefahr von russischer und schwedischer Seite; 100.000 Mann Russen, unter dem Feldmarschall Graf Apraxin (geb. 1700, gest. 1757), drangen bis Großjägersdorf, die Schweden aber bis Uckermark vor. Die preußische Hauptmacht stellte sich, nachdem sich die Russen wieder zurückgezogen hatten, den Franzosen entgegen, aber rasch mußte sich Friedrich nochmals seiner Hauptstadt zuwenden, denn es hatte der kühne österreichische General Andreas Graf Hadik (geb. 1710, gest.

als Feldmarschall 1790; Bild Seite 689) am 15. October 1757, dem Namenstage der Kaiserin, an der Spitze von 4000 Reitern einen kühnen Streifzug nach Berlin gemacht, wo er am 16. October eintraf und eine Brandschatzung von 25.000 Thalern eintrieb. Friedrich's Absicht, Hadik abzuschneiden, war durch die Raschheit des Streiches mißlungen; es hatte sich der General bereits der Contribution und sechs preußischer Kriegszeichen bemächtigt und war wieder von dannen, bevor noch der Fürst von Anhalt-Dessau den Berlinern zu Hilfe kommen konnte. Hadik schickte von Berlin aus der Kaiserin Maria Theresia vierundzwanzig Paar mit dem Stadtwappen von Berlin gestempelte Pracht-Damenhandschuhe als ritterliches Geschenk; aber die Kaiserin fand beim Eröffnen des Pakets zu ihrem Erstaunen, daß die Berliner lauter — linke Handschuhe eingepackt hatten. Die Kaiserin schrieb darauf an Hadik: „Sehr schön von Ihme, daß Er gar Nichts genommen, auch sehr moderat die 25.000 Thaler vor die Truppen, resolvire Ihme also 3000 Ducaten." Auf die Heldenthat wurde auch ein lateinisches Distichon gemacht, das in's Deutsche übertragen, folgendermaßen lautete:

Der König Friedrich wollte plündern
Die Pragerstadt,
Versprach es draußen auch den Seinen
Als Lohn der That.

Der edle Hadik konnte plündern
Die Stadt Berlin,
Doch streng verbot er es den Seinen,
Als er war drin.

Das Schlechte wollen und nicht können,
Thun Räuber auch;
Das Schlechte können und nicht wollen,
Ist Heldenbrauch!

Friedrich richtete nun wieder sein Hauptaugenmerk auf die Fortschritte der Franzosen und der Reichsarmee unter der Führung des Marschalls Soubise und des Prinzen von Sachsen-Hildburghausen. Es kam bei Roßbach zur Schlacht; durch einen unerwarteten Ueberfall von Seite Friedrich's war der Ausgang binnen wenig Stunden glänzend zu seinen Gunsten entschieden; am 9. November wurde das französische Heer sammt den Reichstruppen gänzlich gesprengt und suchte sein Heil in raschester Flucht.

Mittlerweile aber waren auch die österreichischen Waffen nicht unthätig geblieben; Schlesien befand sich wieder in der Gewalt der Kaiserin und ein Patent vom 31. September 1757 an alle getreuen Stände, Unterthanen und Einwohner ihres Erbfürstenthums von Ober- und Niederschlesien, wie auch ihrer Grafschaft Glatz gab von dieser Besitznahme öffentliche Kunde. Am 24. November fiel auch Breslau wieder in die Hände der Oesterreicher, aber der glückliche Ausgang der Schlacht bei Roßbach gab Friedrich wieder die Möglichkeit, sich nunmehr mit ganzer Kraft den Oesterreichern entgegenzustellen. Er war am 12. von Leipzig aufgebrochen und vereinigte sich mit dem auf 16.000 Mann zusammengeschmolzenen Corps des Prinzen von Bevern. Zu seinen Generalen sprach er offen aus, daß er gegen alle Regeln der Kunst die dreimal stärkere österreichische Armee angreifen werde, wo er sie finde, denn es wäre eine gewonnene Schlacht der einzige Ausweg, welcher Preußen noch zu retten vermöge.

So nothwendig aber Friedrich diese seine Generale brauchte, so unterließ er nicht, seinen Spott recht unklugerweise über dieselben zu ergießen, besonders wo es sich um ihre Religiösität handelte; manchmal freilich mußte er es sich gefallen lassen, von ihnen derb abgetrumpft zu werden. Zwei Fälle sind da

ganz besonders hervorragend und können auch jenen Personen zum Beispiele dienen, welche vermeinen, es hätte nur die Kriegskunst und nicht auch die Religion etwas mit den Truppen zu schaffen.

Während eines Gebirgsmarsches im siebenjährigen Kriege ging Friedrich II. einmal, ungeduldig über das langsame Vorrücken des Geschützes, durch den Hohlweg zu Fuße bergan, mit ihm der Generallieutenant Karl Christoph Graf Schmettau (geb. 1696, gest. 1775, Bruder des Grafen Samuel). Während dieses verdrießlichen Ganges wandelte den König, um sich die Langeweile zu vertreiben, die Lust an, den General, einen sehr religiösen Mann, ein Bischen zu schrauben. Er erkundigte sich nach dessen Beichtvater in Berlin, ob sich derselbe noch wohl befinde, und ließ einem Strom von Scherzreden und Spöttereien freien Lauf. Als endlich Schmettau auch einmal zu Worte kommen konnte, erwiderte er: „Euer Majestät sind viel witziger als ich und auch sehr viel gelehrter, überdies sind Sie auch mein König; der geistige Kampf ist also zwischen Ihnen und mir in jeder Rücksicht ungleich; dennoch können Sie mir meinen Glauben nicht nehmen. Und gelänge es Ihnen auch, — nun so hätten Sie mir zwar unermeßlich geschadet, aber zugleich doch auch sich selber nicht unbedeutend mit."

Der König blieb stehen, machte Front gegen Schmettau, das Blitzen des Unwillens in den mächtigen Augen, und rief sodann: „He, Monsieur Schmettau, was soll das heißen? Ich sollte mir schaden, wenn ich Ihm seinen Glauben nähme? Wie meint Er das?" — Der General erwiderte mit unerschütterlicher Ruhe: „Euer Majestät glauben jetzt, einen guten Officier an mir zu haben, und ich hoffe, Sie irren sich nicht; können Sie mir aber meinen Glauben nehmen, da hätten Sie ein erbärmlich Ding an mir, ein Rohr im Winde, darauf nicht der mindeste Verlaß wäre, weder bei Berathschlagungen, noch in der Schlacht."

Der König schwieg und ging eine Zeit lang im stillen Nachdenken weiter; dann sagte er mit freundlicher Stimme: „Sag' Er mir doch, Schmettau, was ist eigentlich Sein Glaube?" — „Ich glaube," antwortete der General darauf freudig, „an eine göttliche Vorsehung, die jedes Haar auf meinem Haupte zählt, an die göttliche Erlösung von allen meinen Sünden und an ein ewig seliges Leben nach dem Tode!" — „Das glaubt Er wirklich, Schmettau, das glaubt Er so recht mit voller Zuversicht?" — „Ja, wahrhaftig, Euer Majestät!" Nun faßte Friedrich bewegt die Hand seines Generals, drückte sie ihm stark und sprach: „Er ist ein sehr glücklicher und braver Mann!" — Dann ging der König nachdenkend weiter und nie seit jener Stunde hat er mehr Schmettau's religiöse Ansichten verspottet.

Auch Hanns Joachim von Ziethen, der heldenhafte Reitergeneral, der stets vor der Schlacht mit dem Säbel ein Kreuz in die Luft hieb und sich so dem Beistande Gottes empfahl, wurde seines frommen Glaubens wegen nicht selten von Friedrich II. verspottet. Obwohl Protestant, schente er sich dennoch nicht, selbst dem Könige gegenüber, für seinen Glauben einzustehen. Besonders markant geschah dies eines Tages, wo Friedrich mehrere der berühmten Haudegen zu seiner Tafel lud, wie dies öfter geschah, und wo dieselben, wenn keine fürstlichen Personen geladen waren, immer zunächst an seiner Seite sitzen mußten.

Eine Tages war Ziethen zur Tafel geladen, er entschuldigte sich jedoch, daß er heute, als am Charfreitage, nicht erscheinen könne, weil er an diesem Tage immer zum Abendmahl zu gehen pflege und dann gerne in seiner andächtigen Stimmung bleibe, in welcher er sich weder stören lassen dürfe, noch wolle. Dabei blieb es. Als er jedoch kurz darauf vom Könige abermals zur Tafel eingeladen wurde, bei derselben auch erschien, spottete Friedrich, wie er über des Generals Kreuzzeichen mit dem Säbel schon öfter gethan, auch darüber, und sagte scherzend:

„Nun, Ziethen, wie ist Ihm am Charfreitag das Abendmahl bekommen? Hat Er den wahren Leib und das wahre Blut Christi auch ordentlich verdaut?“

Ein lautes, höhnendes Gelächter von Seite der fröhlichen Gäste durchhallte den Raum; es wagte Keiner von ihnen, sich gegen solchen Spott zu erklären — bis auf Einen, General Ziethen. Derselbe schüttelte unwillig sein graues Haupt, stand auf, ging zum Könige, verbeugte sich vor ihm und sprach zu ihm mit lauter Stimme: „Eure königliche Majestät wissen, daß ich im Kriege noch keine Gefahr gefürchtet habe und überall, wo es darauf ankam, entschlossen mein Leben für Sie und das Vaterland gewagt habe. Diese Gesinnung beseelt mich auch heute noch, und wenn es nützt und Sie es befehlen, so lege ich mein

Ein jugendlicher Dragoner aus der Schlacht von Kollin. (Seite 678.)

graues Haupt gehorsamst zu Ihren Füßen; — aber es giebt Einen über uns, der ist mehr wie Sie und ich, mehr als alle Menschen, das ist der Heiland und Erlöser der Welt, der für Sie gestorben ist und uns Alle mit seinem Blute theuer erkauft hat. Diesen Heiligen lasse ich nicht antasten und verhöhnen, denn auf Ihm beruht mein Glaube, mein Trost und meine Hoffnung im Leben und Tode. In der Kraft dieses Glaubens hat Ihre brave Armee gekämpft und gesiegt. Unterminiren Eure Majestät diesen Glauben, dann unterminiren Sie zugleich damit die Staatswohlfahrt. Das ist gewißlich wahr. Halten zu Gnaden!“

König Friedrich war von dieser Rede sichtbar ergriffen. Er stand auf, reichte dem wackern christlichen General die rechte Hand, legte die linke auf seine Schulter und sprach tief bewegt: „Glücklicher Ziethen. Möchte auch ich es glauben können! Ich habe allen Respect vor Seinem Glauben. Halte Er ihn fest! Es soll nicht wieder geschehen!“

Friedrich brach am Morgen des 5. Decembers auf; bei Borite trafen die Avantgarden aneinander; die Hauptstellung der Oesterreicher war unweit des Dorfes Leuthen. Gegen den Wunsch des Grafen Daun wurde die Schlacht, welche Friedrich anbot, vom Prinzen Karl von Lothringen angenommen; das Treffen entschied sich durch des Königs treffliche Anordnungen zu Gunsten der Preußen; es wurden über 20.000 Mann gefangen und 117 Kanonen und 3000 Packwagen von den Preußen erbeutet.

Rasch führten Prinz Karl und Daun ihre Armee nach Böhmen zurück; Friedrich II. aber eilte auf Breslau zu, das am 20. December capituliren mußte. Am 28. fiel Liegnitz; nur Schweidnitz, wo Graf Thürheim den

Feldmarschall Hadik. (Seite 686.)

Oberbefehl führte, widerstand dem preußischen Ungestüm. Am Ende des Feldzuges 1757 war ganz Schlesien, mit Ausnahme einer einzigen Festung, wieder in den Händen Friedrich's.

Der Winter verfloß rasch unter beiderseitigen Rüstungen. So erschöpft auch die Hilfsquellen waren, fand Maria Theresia sich doch keineswegs getäuscht, als sie auf die Hingebung des eigenen Landes und Volkes rechnete; es wurden neue Streitkräfte in's Feld gestellt und der Krieg im Jahre 1758, fast noch erbitterter als im Vorjahre, fortgeführt.

Da Prinz Karl wegen des unglücklichen Feldzuges 1757 den Heerbefehl aufgegeben hatte, benützte Daun, welcher nun das Commando übernommen hatte, die ihm durch die tapfere Vertheidigung von Olmütz gewährte Frist auf das glücklichste, um sein, größtentheils aus Neuangeworbenen bestehendes Heer einzuüben und zu verstärken. Allmälich waren seine Truppen mit dem Anblick

des Feindes vertraut geworden und nun schickte er sich an, durch die Wegnahme eines Transportes von 3000 Wagen mit Lebensmitteln und Munition den König zu zwingen, die Belagerung von Olmütz aufzugeben. Sein Plan wurde durch den General Loudon so gut ausgeführt, als er entworfen war; das 10.000 Mann starke Geleite wurde zerstreut, die Zufuhr abgefangen; in höchster Eile zog sich Friedrich mit seinem Heere von Olmütz durch Böhmen nach Schlesien zurück.

Der Erfolg eines Ueberfalles bei Hochkirch (14. October) war für die österreichischen Waffen nicht so bedeutend, als er wohl hätte sein können; Daun überschätzte denselben, da er es schon für nicht mehr möglich hielt, daß Friedrich mit dem übrig gebliebenen Heeresreste nach Schlesien dringen könnte, um die von den Oesterreichern unter General Harrsch bedrängte Festung Neisse und die Festung Kosel zu entsetzen. Aber schon zehn Tage nach der Niederlage bei Hochkirch wußte Friedrich das Lager Daun's zu umgehen; er stand plötzlich vor Neisse, am 5. November mußten die Oesterreicher die Belagerung dieses Platzes und am 15. die von Kosel aufgeben, sie gingen nach Oesterreichisch-Schlesien und Böhmen zurück.

So hatte denn der Feldzug 1758 ebenfalls sein Ende erreicht und Schlesien war im Besitze Friedrich's, dessen Heer noch immer in Sachsen als in Feindesland hauste. Noch immer hatte Maria Theresia nichts gewonnen, nur Friedrich's Plan, über Mähren nach Wien vorzurücken, war gescheitert. Dennoch gab die Kaiserin die Hoffnung nicht auf, Schlesien wieder zu erringen und Friedrich zu stürzen. Sie rechnete dabei vorzüglich auf die Mitwirkung Frankreichs, woselbst ein Ministerwechsel im österreichischen Sinne stattgefunden hatte. Der bisherige Gesandte am Wiener Hofe, Stefan Franz Herzog von Choiseul-Stainville (geb. 1719, gest. 1785), schloß als Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich am 30. December 1758 einen neuen Vertrag mit Oesterreich zu Versailles ab, durch welchen Oesterreich eine um Vieles nachhaltigere Beihilfe zugesagt wurde. In den eigenen Staaten bot Maria Theresia Alles auf, ihre Zwecke zu erreichen; das Heer wurde in immer bessern Stand gesetzt und durch die Auszeichnung seiner Feldherren zu neuen Thaten, zu Ruhm und Ehre begeistert. Nicht minder aber rüstete auch Friedrich, der mit Anfang des Jahres 1759 wieder ein Heer von 142.000 Mann unter den Waffen hatte. Damals war es ein Lieblingswunsch des achtzehnjährigen Prinzen Josef, zur Armee des Feldmarschalls Daun in's Feld zu ziehen; schon war die Erlaubniß dazu gegeben, da besann sich die besorgte Mutter plötzlich eines Andern und die Erlaubniß wurde zurückgezogen.

Es erlaubt uns der eng bemessene Raum nicht, alle die Einzelkämpfe, welche in den folgenden Jahren statthatten, eingehend zu würdigen; genug daß Friedrich am Ende des Jahres 1761 in einer verzweifelten Lage war; die Russen cantonnirten zum ersten Male während des Winters in Pommern und der Neumark, die Oesterreicher in Schlesien, und Sachsen, dessen Hauptstadt in österreichischen Händen war, konnte kaum so viel Proviant liefern, als das Heer des Prinzen Heinrich von Preußen brauchte. Des Königs Armee zählte 30.000 Mann, nicht stärker war die Heinrich's, an Menschen und Geld waren Friedrich's Staaten erschöpft, seine alten Soldaten, seine besten Generale waren geblieben, und die englischen Hilfsgelder blieben aus. Daun und Loudon hatten dem Könige fürchterlich zu schaffen gemacht, und da auch Oesterreich schwer gelitten, die Finanzen zerrüttet, die Schatzkammer geleert, auf auswärtige Hilfe nicht mehr zu zählen war, so fand der Vorschlag zu einem Friedenscongresse allseitig keinen Widerstand. Am 31. December 1762 begannen die Verhandlungen zu Hubertsburg, am 15. Februar 1763 wurde der Friede geschlossen.

Friedrich räumte Sachsen, Oesterreich gab Glatz an Preußen zurück, von jeder Seite wurde auf alle Entschädigung Verzicht geleistet. In geheimen Separatartikeln versprach Preußen seine Kurstimme für den Erzherzog Josef zur römischen Königswahl und seine Verwendung für Oesterreichs Anwartschaft auf Modena. Der gleichzeitig geschlossene Friede zwischen Preußen und Sachsen bedingte Wiederherstellung auf den alten Fuß; auch das Deutsche Reich, welches schon den 11. Februar seine Neutralität erklärt hatte, war mit eingeschlossen.

Loudon's Heldenthaten.

Der Feldzug des Jahres 1761 war ausgezeichnet durch eine große Unthätigkeit der einander gegenüberstehenden Armeen; Märsche und kleine Scharmützel nur füllten den Zeitraum, der in früheren Jahren, durch denkwürdige Kriegsereignisse verewigt, in das Buch der Geschichte eingetragen wurde. Loudon allein, der im Feldzuge 1757 als Oberstlieutenant die Croaten führte, den Maria Theresia, die gerechte Beurtheilerin wahren Verdienstes, bereits 1760 zum Feldzeugmeister beförderte, ihm 1761 den Oberbefehl über ein selbstständiges Armeecorps, unabhängig von dem Oberfeldherrn der Hauptarmee, dem Feldmarschall Daun, übertragen hatte; nur ihm, dem sieggekrönten Helden Loudon allein, war es vorbehalten, dem in den vorhergegangenen Feldzügen erworbenen Lorbeerkranze auch in diesem thatenlosen noch ein dicht belaubtes Lorbeerreis hinzuzufügen, und zwar durch die Erstürmung der schlesischen Festung Schweidnitz.

Loudon hatte die Möglichkeit erkannt, diese Festung durch Ueberrumplung, durch Sturm zu nehmen; allein es war immer ein gewagtes Unternehmen, welches auch mißlingen konnte und für dessen Mißlingen er hätte zur Verantwortung gezogen werden können, wenn er nicht früher die Zustimmung des seit dem Jahre 1753 ganz neu organisirten Hofkriegsrathes dazu würde eingeholt haben. Allein das Glück sitzt auf den Schwingen des Augenblicks, welcher Augenblick gerade jetzt da war; durch seine Benützung war Loudon beinahe überzeugt, daß das Wagniß sicher mit einem siegreichen Erfolge gekrönt werden könne; wenn er jedoch erst anfragte und vorher die Antwort des Hofkriegsrathes abwartete, zu einer Zeit, wo man weder vom elektrischen Telegraphen, noch von Eisenbahnen auch nur träumte, so konnte der rechte Augenblick zehnmal verschwunden sein.

Loudon, der Gerechtigkeit der Sache seiner Kaiserin-Königin, seinem Muthe und seinem Glücke vertrauend, leitete das Unternehmen ein und am Vorabende der Ausführung, einige Stunden vor derselben, nachdem Alles geordnet war, zeigte er mittelst Courier dem Kaiser Franz I. seinen Entschluß an, den Gemal der erhabenen Monarchin bittend: für den Fall des Mißlingens seines Vorhabens möge derselbe Loudon's Vertheidigung bei der Kaiserin übernehmen.

Allgemein bekannt ist die hohe Achtung und Verehrung, welche der Kaiser der großen Frau weihte, ebenso, daß er sich nicht in die Regierungsangelegenheiten der Erbstaaten mischte; es stellte daher Loudon's Bitte an den Kaiser dessen Gewissenhaftigkeit auf eine harte Probe, und es läßt sich daher das peinliche Gefühl des Monarchen denken, vielleicht einen ganzen langen Tag hindurch ein Geheimniß vor der Kaiserin bewahren zu müssen, das für die erhabene Frau so nahe an Freud' und Leid' grenzte, auch leicht zu diesem letzteren umschlagen konnte.

Endlich war der Tag vorüber, der späte Abend fand die Kaiserin mit ihrem Gemale am Spieltische und eben hatte sie den Grafen Kaunitz im Scherze auf die Zerstreuung ihres Gemals aufmerksam gemacht, als auf einmal der Jubelton von dreißig oder mehr Posthörnern die Aufmerksamkeit der Spielgesellschaft auf den Burgplatz und den Kaiser aus seiner Verlegenheit zog. Nun wußte er gewiß, daß Loudon's Handstreich gelungen, daß Schweidnitz erobert sei und er nun schnell der Kaiserin Glück wünschen konnte, ehe noch Loudon's Depesche eröffnet war. Mit dem Verluste von 500 Todten und 1179 Verwundeten hatte er den Besitz der überaus wichtigen Festung errungen, welcher 114 Officiere, 3800 Mann und eine große Menge Kriegs- und Mundvorrath in seine Hände brachte.

Ein Deserteur war der Erste, welcher die Nachricht von der am 1. October erfolgten Eroberung der Festung Schweidnitz in das preußische Lager bei Münsterberg brachte; aber man schüttelte bei dieser Erzählung, die man für ein Märchen hielt, ungläubig den Kopf. Bald aber traten mehrere Bestätigungen dieser Nachricht ein, und man scheute sich jetzt, dem Könige die Hiobspost zu überbringen. Endlich wagte es doch ein Adjutant. Als derselbe bei Friedrich erschien, fragte ihn derselbe hastig, was es gäbe, und als geantwortet wurde, daß die Oesterreicher Schweidnitz genommen, rief Friedrich: „Das ist nicht wahr!" Der Adjutant zuckte die Achseln und wiederholte seine Meldung mit den Worten: „Euer Majestät, die Oesterreicher haben wirklich Schweidnitz genommen!" worauf ihn Friedrich, empört über diese vermeintliche Dreistigkeit, heftig anfuhr: „Es ist nicht wahr, sage ich Ihm — scher' Er sich zum Teufel!"

Aber am 5. October erhielt der König durch einen Bericht des Befehlshabers der Garnison von Schweidnitz, General Johann Wenzel Freiherr von Zastrow, selbst die Bestätigung dieser Nachricht und mußte zu seinem Verdrusse gestehen, daß ihm in Loudon, den er seiner Zeit verschmäht und dem er bisher höchstens nur ein Talent für den Parteigängerkrieg zugestanden hatte, ein würdiger Nebenbuhler auf der Bahn des Ruhmes erwuchs. Dem General Zastrow, der sich in seinem Berichte auf die geleistete Gegenwehr berief, antwortete Friedrich: „Ich wünsche, daß Er in dem Falle sei, mir sagen zu können, was König Franz der Erste von Frankreich nach der Schlacht von Pavia an seine Mutter schrieb: Alles ist verloren, nur die Ehre nicht! Ich kann das Schicksal, das Ihn betroffen hat, noch nicht begreifen und verschiebe mein Urtheil. Der Vorfall ist außerordentlich!" — Der General verlor sein Regiment, und als derselbe nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft um eine strenge Untersuchung bat, erklärte der König: „Ich finde eine Untersuchung für unnöthig; ich beschuldige den General keines Verbrechens, aber nach einem solchen Unglücke würde es gefährlich sein, ihm ferner einen Posten oder Befehl anzuvertrauen."

Nach den damals (und noch viel später) im österreichischen Heere bestehenden Dienstvorschriften hatte Loudon, der den Angriff auf Schweidnitz ohne Auftrag des Hofkriegsraths, ja selbst ohne Meldung bei demselben unternommen, sich eines schweren Disciplinar-Vergehens schuldig gemacht, und es fehlte nicht an Stimmen, welche sein Benehmen scharf tadelten und auf dessen Bestrafung drangen.

Es war aber der herrliche Coup auf ganz eigenthümliche Art unternommen worden. Loudon hatte sich schon lange vorgenommen, dem Könige von Preußen einen Streich zu spielen. Seit dem Beginne des Feldzugs von 1761 hatten Friedrich II. und Loudon, welche sich in Schlesien gegenüberstanden, ihre wechselseitigen Bewegungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit beobachtet, und Ersterer war eines Angriffes von Seite des Letzteren stets so gewärtig, daß er jeden

Abend seine Zelte abbrechen, seine eigene und die Bagage seiner Truppen unter die Kanonen der Festung Schweidnitz bringen und sein ganzes Heer in's Gewehr treten ließ. Friedrich selbst befand sich gewöhnlich bei einer Hauptbatterie, und die Truppen legten ihre Waffen erst bei Sonnenaufgang wieder ab. Ueber die Veranlassung zu diesen Vorsichtsmaßregeln giebt der König selbst in seinen nachgelassenen Werken in folgender Weise Aufschluß: „Bei Tage war nicht zu fürchten, daß den Preußen ein Unfall begegnen möchte; aber man mußte besorgen, daß Herr Loudon unter Begünstigung der Finsterniß einen Theil des Lagers überrumpelte und die in Schlaf versunkenen Truppen nicht mehr Zeit fänden, zur Vertheidigung herbeizueilen."

Aber Loudon war angewiesen, sich mit dem russischen General Andreas von Buturlin zu vereinigen und nur in Gemeinschaft mit diesem zu agiren; er hielt sich strenge inner den Grenzen dieser Weisung, obwohl sie seinem Thatendrange einen sehr lästigen Hemmschuh anlegte. Indessen näherte sich Buturlin äußerst langsam und stellte dadurch die Geduld des feurigen österreichischen Generals auf eine harte Probe. Als die Vereinigung endlich doch zu Stande kam und Loudon nun zu energischem Wirken drängte, brachte ihn Buturlin durch die vielen Bedenklichkeiten, die er erhob, beinahe zur Verzweiflung.

Nach langer Zeit schien es jedoch, als ob das unablässige Drängen des österreichischen Generals den Befehlshaber des russischen Hilfscorps aus seiner Lethargie geweckt hätte, und dieser willigte in den von Loudon gemachten Vorschlag. Am 1. September sollte Schweidnitz von drei Seiten angegriffen werden, und Loudon, der auf das Wort des Russen baute, schwelgte bereits in der sicheren Hoffnung des Sieges. „Allein, Herr Buturlin" — so erzählt Friedrich II. in seinen nachgelassenen Werken selbst — „schlief aus, und da er nach seinem Erwachen seine Klugheit zu Rathe zog, so widerrief er den schon gegebenen Befehl wieder. Als Herr Loudon diese plötzliche Sinnesänderung erfuhr, gerieth er darüber außer sich. Couriere wurden nach Wien gesendet, und beide Generals begegneten sich kaltsinnig." — Allerdings mußte ein so zweideutiges Benehmen, dessen Ursache er sich nicht erklären konnte, Loudon's Achtung vor dem russischen General sehr vermindern, indeß haben spätere Forschungen erwiesen, daß Buturlin hierbei nur den geheimen Weisungen des russischen Thronfolgers Peter III. Feodorowitsch (früher Karl Peter Ulrich Herzog von Holstein-Gottorf, geb. 1728, Kaiser 1761, gest. 1762) gehorchte, der ein leidenschaftlicher Verehrer Friedrich's war.

Der nun bereits sechs Jahre hindurch alljährlich sich erneuernde Kampf hatte jedoch die Länder, die dessen Schauplatz waren, ganz ausgesogen; Lebensmittel waren eine Seltenheit geworden und statt einer reich besetzten Tafel mußten die Befehlshaber selbst sich nur zu oft mit einem mehr als frugalen Mahle begnügen, während der Soldat bei drückender Hitze fast nur Brot und Wasser zur Nahrung erhielt. Dieser Umstand, der die Zahl der Kranken, besonders im preußischen Heere, bei dem auch noch die Entbehrung des Schlafes mitwirkte, in erstaunlichem Maße vermehrte, bot dem General Buturlin einen sehr willkommenen Anlaß, sich von Loudon zu trennen. Am 9. September brach derselbe mit seiner Armee wieder auf und ging nach der Oder zurück; bei Loudon ließ er den General Zacharias Fürst Tschernitscheff (geb. 1705, gest. als Feldmarschall 1774) mit 12.000 Mann, eine Anzahl, die nach Buturlin's, des kriegswissenschaftlichen Schriftstellers, Ansicht viel zu gering war, um etwas von Bedeutung zu unternehmen.

Aber alle die Hindernisse, welche Loudon in den Weg gelegt worden, hatten ihn nicht bewegen können, den einmal gefaßten Plan aufzugeben. Nach Abzug der großen russischen Armee ging er zwar wieder in sein altes vortheil-

haftes Lager am Fuße der Gebirge zurück, während Friedrich noch vierzehn Tage vor Schweidnitz stehen blieb, aber endlich, der Unthätigkeit müde und gezwungen durch den immer mehr einreißenden Mangel, aufbrach und nach mehreren künstlichen Märschen und Gegenmärschen, auf denen er Böhmen zu bedrohen schien, in die Gegend von Neisse marschirte.

Gerade dies hatte Loudon erwartet, und mit der ihm eigenen Thatkraft schritt er nun zur unverzüglichen Ausführung des gefaßten Planes. In einer vertraulichen Besprechung eröffnete Loudon dem General Tschernitscheff seine Absicht, Schweidnitz zu nehmen, hinzusetzend, daß er dies nicht durch eine förmliche und darum langwierige Belagerung, sondern durch einen listig angelegten und schnell ausgeführten Handstreich auszuführen beabsichtige. Der von der Kühnheit des Planes überraschte russische General bot zur Ausführung desselben sein ganzes Armeecorps an, aber Loudon verlangte und nahm nicht mehr als 800 Grenadiere. Zur Ausführung wurde die Nacht vom 30. September auf den 1. October bestimmt.

Nachdem Loudon durch General Ernst Friedrich Alexander Reichsgraf von Giannini (gest. 1775 als Feldmarschall-Lieutenant und Director der k. k. Militär-Akademie in Wien) die Festung hatte recognosciren lassen und Alles zur beabsichtigten Unternehmung vorbereitet war, ließ er seine Soldaten aufstellen und hielt eine Anrede an dieselben, worin er ihnen die Wichtigkeit des Unternehmens auseinandersetzte, das Verdienst, welches sie durch dessen Vollführung sich erwerben könnten, sowie den glänzenden Ruhm, der auf die österreichische Armee strahlen würde, ihnen zu Gemüth führte; damit jedoch dieser Ruhm durch keine Makel getrübt werden möge, die Plünderung auf's strengste verbot, dafür aber nach der Besitznahme der Festung ihnen als Lohn ihrer Anstrengung die Auszahlung von 100.000 Reichsthalern versprach. Mit Begeisterung vernahmen die Soldaten die Worte ihres hochverehrten und geliebten Generals, baten ihn dringend, er möge sie ja nur recht bald vorwärts führen, und die wallonischen Grenadiere riefen voll Enthusiasmus aus: „Vater Loudon, führe uns nur zu Sieg und Ehre! Wir brauchen kein Geld!" welche Aeußerung den General zu Thränen rührte.

Um dem Festungscommandanten sein Vorhaben zu verbergen, ließ Loudon am 30. September Morgens zehn Uhr die Festung durch eine Kette von Hußaren, Croaten und Kosaken von fern umringen, denen er Befehl gab, bei eintretender Dunkelheit näher zusammenzurücken und einen engeren Kreis um Schweidnitz zu schließen. Karl Liechtenstein und Kinsky hatten den Auftrag, mehrere hundert Sturmleitern in Bereitschaft zu halten. Verborgen durch diese Kette, stellten sich gegen Abend sechzehn Bataillone, von Wallis, Odonell, Caldwall u. s. w. befehligt, deren jedem Zimmerleute und andere Arbeiter beigegeben waren, in vier Abtheilungen zu je vier Bataillonen an vier verschiedenen Punkten in gleicher Entfernung vor der Festung auf und rückten in vier Colonnen gegen das Galgen-Jauernicker-Garten- und Bögen-Fort vor, während General Franz Baron Jahnus (gest. 1772) mit den Croaten einen verstellten Angriff auf die Wasserschanze machte. Diese Bewegung leitete General Karl Franz Baron Amadei (gest. 1796), zur Unterstützung waren noch vier Bataillone Infanterie und sechzehn Schwadronen Reiterei unter Liechtenstein und Kinsky in zweiter Linie aufgestellt. Sämmtliche Colonnen erreichten, von den Vertheidigern der Festung unbemerkt, den Ort ihrer Bestimmung.

Um zwei Uhr Morgens am 1. October gab Loudon, der seinen Standpunkt bei Schön-Brunn genommen, das Zeichen zum Angriff. Dieser erfolgte zuerst von der vierten Colonne auf die Bögen-Schanze und eine Viertelstunde später von der dritten auf die Garten-Schanze, dann griff die zweite

Colonne die Jauernicker- und bald darauf die erste die Galgen-Schanze an. Die Anrückung war in der größten Stille erfolgt, und die an der Spitze jeder Colonne stehenden Grenadiere drangen, trotz Wolfsgruben, Fußangeln und spanischen Reitern, in den bedeckten Weg. Die Garnison, fünf Bataillone stark und vom General Zastrow befehligt, vertheidigte sich sehr tapfer, aber die durch diesen Widerstand nur noch mehr entflammten Oesterreicher kannten kein Hinderniß und ihre Gegner mußten unterliegen.

Wohl erzählt der Zeitgenosse und preußische Geschichtsschreiber Johann Wilhelm von Archenholz (geb. 1743, gest. 1812), der von 1758 an den siebenjährigen Krieg im Regiment Forçade mitgemacht und 1763 Blessuren halber als Hauptmann seinen Abschied erhalten hatte, in seiner Geschichte dieses Krieges, daß man für gut befunden hatte, den Muth der stürmenden Oesterreicher durch Branntwein zu beleben, aber selbst, wenn dies wahr ist, kann es dem Ruhme der Tapfern keinen Eintrag thun; versprach doch auch Friedrich, nach seiner eigenen Erzählung, vor der Schlacht bei Leuthen (1757) seinen Soldaten Wein, um ihre niedergeschlagenen Gemüther zu ermuntern, und es ist nie einem österreichischen Geschichtsschreiber eingefallen, auf diesen Umstand besonders aufmerksam zu machen, obwohl das Versprechen von Wein gewiß ein mächtigerer Sporn für die Preußen sein mußte, als der Genuß von Branntwein für die Oesterreicher, der ihnen ja nichts Neues war.

Loudon's eigenes Regiment (das 29. Infanterie-Regiment noch heute), geführt von seinem Obersten Grafen Wallis, zeichnete sich bei dieser Gelegenheit durch beispiellose Kühnheit aus. Bei seinem Angriffe auf die Galgen-Schanze vom preußischen Regimente Treskow zweimal blutig zurückgewiesen, führte es Oberst Wallis zum dritten Male gegen dieselbe, indem er ihm zurief: „Kinder! wir müssen den Wall ersteigen, oder ich will hier umkommen! Ich habe es unserm General versprochen, unser Regiment führt seinen Namen — um zu zeigen, daß wir dessen werth sind, müssen wir siegen oder sterben!" Diese wenigen Worte wirkten wie ein zündender Blitzstrahl; die Officiere selbst trugen die Leitern herbei, der Oberst erstieg der Erste eine derselben und sprang in den Graben, wohin seine Soldaten begeistert ihm folgten, und in weniger als einer Viertelstunde war das Fort in ihren Händen.

Ein preußischer Feuerwerker, dies bemerkend, warf mit dem Ausrufe: „Ihr sollt nicht Alle in die Stadt kommen!" eine Lunte in das Pulvermagazin und sprengte sich selbst mit beiläufig 300 Oesterreichern in die Luft; allein dieses bewundernswerthe Opfer des Heroismus war fruchtlos; denn über die Leichen ihrer Brüder drangen die Oesterreicher unaufhaltsam vor und warfen Alles nieder, was sich ihnen entgegenstellte. Im ganzen, beinahe vier Stunden währenden Kampfe wurde von den Oesterreichern keine Schußwaffe gebraucht, mit Bajonett und Säbel stürmten sie an, mit Bajonett und Säbel setzten sie sich in den Außenwerken fest, und als sie die inneren Werke besetzt hatten, kehrten sie die eroberten preußischen Kanonen gegen die Stadt, deren sie um sechs Uhr Morgens bereits Herr waren. Da sich inzwischen auch der von General Jahnus mit den Croaten gegen das Wasserfort unternommene Scheinangriff in einen wirklichen verwandelt hatte und die Schanze von ihren Angreifern erstiegen worden war, so mußte General Zastrow sich mit der ganzen Besatzung auf Gnade und Ungnade ergeben. Sogleich rückten vier Schwadronen Küraſſiere in die Stadt, um die bei einer solchen Unternehmung unvermeidliche Unordnung und Ausschweifung zu verhindern.

Des ertheilten strengen Befehls ungeachtet, konnte die Plünderung doch nicht ganz verhindert werden, allein es wurden ihr bald Grenzen gesetzt. Seinem Versprechen gemäß, ließ Loudon jedem Mann dreizehn Thaler auszahlen, das

Regiment Kolowrat aber, das sich der Plünderung gänzlich enthalten und ein glänzendes Beispiel ausgezeichneter Bravour und strenger Mannszucht gegeben hatte, erhielt noch besonders ein Geschenk von der Kaiserin. Gleich ausgezeichnet benahmen sich die russischen Grenadiere. Als sie nämlich die Schanzen erobert hatten, kehrten sie wieder in ihre Reihen zurück und kein einziger Mann verließ dieselben wieder, um Beute zu machen.

Wie gesagt, Loudon's Heldenthat wurde von hofkriegsräthlicher Seite scharf getadelt und es wird sogar behauptet, daß bei demselben Bestrafungsanträge williges Gehör gefunden. Wohl ist es nicht unmöglich, daß der Hofkriegsrath die selbstständige Handlungsweise des ihm untergeordneten Generals übel genommen und eine Untersuchung gegen Loudon eingeleitet hatte, denn es war das Gerücht allgemein verbreitet und fand Glauben, dessen Verurtheilung sei wirklich erfolgt und er habe es nur der eifrigen Verwendung des Kaisers selbst zu verdanken, wenn er einer strengen Ahndung entging. Damals circulirten in Betreff dieser Angelegenheiten zwei Versionen. Nach der einen hatte es Loudon der kräftigen Verwendung des Kaisers und des Fürsten Wenzel Liechtenstein zu verdanken, daß er nicht vor ein Kriegsgericht gestellt und wegen Ueberschreitung seiner Instructionen zur Verantwortung gezogen wurde, nach der andern, mehr die Einzelheiten behandelnden, verhielt sich die Sache auf folgende Weise.

Bevor Loudon das colossale Wagstück unternahm, schrieb derselbe an den Kaiser und meldete ihm, wie sich jetzt Gelegenheit böte, Schweidnitz zu nehmen, wie ihm aber dieser günstige Moment leicht entgehen könnte, wenn er nach Dienstvorschrift erst beim Hofkriegsrath anfragen und auf diese seine Anfrage einen Bescheid erwarten müsse. Augenblicklich antwortete Kaiser Franz, es möchte Loudon nur ohne Scheu seinen gefaßten Entschluß ausführen und das Weitere ihm (dem Kaiser) überlassen. Dieser Aufforderung seines Monarchen folgte der General und nahm Schweidnitz. Allein der Hofkriegsrath, dessen Vorrecht durch die willkürliche Handlungsweise des Generals verletzt worden war, leitete eine Untersuchung gegen ihn ein, in Folge deren Loudon verurtheilt und das Urtheil der Monarchin zur Bestätigung vorgelegt ward. (Die Art der Bestrafung wird nicht angegeben.) Der Kaiser, dem die Sache nicht unbekannt geblieben, besuchte wie zufällig seine Gemalin in ihrem Arbeitscabinete. Maria Theresia, welche eben das ihr untergebreitete Urtheil unterschrieb, sagte seufzend: „Leid ist's mir doch um den Loudon, daß er den Streich gethan, aber ich kann ihn nicht retten!" — „Welchen Streich?" frug der Kaiser, sich ununterrichtet stellend. — „Nun den mit Schweidnitz." — „Dann müssen Euer Liebden mich strafen," entgegnete hierauf Kaiser Franz ernst, „denn mit meinem Vorwissen, in meinem Auftrag und auf meine Verantwortung hat Loudon gehandelt." — Die Kaiserin war überrascht, faßte sich jedoch schnell, ergriff das Tintenfaß und goß seinen Inhalt über die Urkunde, wodurch dieselbe unbrauchbar ward. Als man sie ihr aber zum zweiten Male vorlegte, verweigerte sie ihre Unterschrift.

Obwohl die erste Version unbedingt als die richtige erscheint und als solche auch von den meisten Geschichtsschreibern angenommen wird, liefern wir die zweite doch; denn, wenn auch die Anekdote nicht historisch begründet werden kann, ist es doch höchst selten der Fall, daß derlei Erzählungen im Volksmunde ganz aus der Luft gegriffen sind. In jedem Falle aber erscheint die öffentliche Handlungsweise Maria Thesiens im Widerspruch mit den vorerwähnten Angaben und beweist wenigstens, daß, wenn wirklich ein so eigenthümliches Proceßverfahren gegen Loudon stattgefunden, die Kaiserin selbes entweder nicht gebilligt, oder doch bald bekämpft habe; denn sie erließ an den General, dessen kühne und von dem glänzendsten Erfolge gekrönte Unternehmung der österreichischen Armee

zum ersten Male nach sechs blutigen Feldzügen die Gelegenheit verschaffte, in Schlesien Winterquartiere zu beziehen, ein gnädiges Handschreiben, das sie ihm mit ihrem in Brillanten gefaßten Brustbilde übersandte und welchem sie zwei Kästchen mit Kleinodien anschloß, um sie nach seinem Ermessen an die tapferen

Daun beim Leichnam des Gehenkten.

Officiere zu vertheilen. Später wurden auch zwei Großkreuze und mehr als zwanzig Ritterkreuze des militärischen Maria-Theresien-Ordens (der damals nur zwei Classen hatte) durch das Capitel an die Generale, Stabs- und Oberofficiere ertheilt, welche sich gemäß der Relation Loudon's bei dieser Gelegenheit ausgezeichnet hatten.

In dem vorerwähnten, vom 10. October 1761 datirten Handschreiben heißt es unter Anderem: „Die innige Freude, welche Ihr Uns durch die glorreiche Eroberung der Festung Schweidnitz verursacht habt, ist um so lebhafter gewesen, je weniger man sich dessen hatte versehen können und je mehr Wir bemerken, was für ein großer Vortheil Uns und der gemeinsamen Sache dadurch zuwachse und wie empfindlich dieser Streich dem Feinde fallen müsse. Dazu kommt noch die Ehre Unserer Waffen und die neue Probe von der Herzhaftigkeit Unserer Truppen, wobei noch insbesondere Unser Vergnügen durch die Betrachtung vergrößert wird, daß Ihr neue Gelegenheit gefunden habt, Euren bereits erworbenen Verdiensten einen so großen Zuwachs beizusetzen. Zugleich tragen Wir Euch gnädigst auf, allen Generalen, Officieren und Gemeinen Unsere vollkommenste Zufriedenheit zu erkennen zu geben." Hierauf spricht die Kaiserin ihre Befriedigung über die Willfährigkeit des Generals Tschernitscheff aus.

Grenzenlos war auch der Jubel, welcher Loudon von Seite der Bewohner Wiens entgegentönte, als derselbe am 2. Januar 1762 in die Residenzstadt kam; auch bei Hofe wurde er mit großer Auszeichnung empfangen. Die Kaiserin Elisabeth von Rußland forderte ihn auf, in ihre Dienste zu treten, und bot ihm den Marschallsstab an; aber Loudon, der guten Aufnahme eingedenk, welche er, der überall Zurückgewiesene, in Oesterreich gefunden, fühlte sich durch innigste Dankbarkeit verpflichtet, diesem seinem Vaterlande alle seine Kräfte zu weihen, und lehnte sowohl diesen Antrag, als auch mehrere andere, die ihm von verschiedenen Seiten gemacht wurden, entschieden ab.

Eine zweite Episode verdient hier eingehendere Erwähnung. Einige Wochen nach dem Treffen bei Landshut, 1760, unternahm Loudon die Belagerung der Festung Glatz, die er bereits durch den General Josef Graf Draskovics (gest. 1765) blokiren ließ. „Wollen wir hinein?" rief er bei seiner Ankunft im Lager einem Haufen Grenadiere zu. „Na freilich, Vater Loudon! Vivat!" jauchzten die Braven und warfen ihre Grenadiermützen in die Höhe. Sogleich wurden Anstalten getroffen, einige Außenwerke zu stürmen. Die getroffenen guten Maßregeln, der Ungestüm der Oesterreicher, erhöht durch das Zutrauen zu ihrem General, noch mehr angefeuert durch den ersten glücklichen Erfolg bei Landshut, wirkten eben so mächtig, als die Unzufriedenheit der preußischen Besatzung, die größtentheils aus Ueberläufern bestand, und die Muthlosigkeit des Commandanten, eines Italieners, Namens d'O, daß die zweite Festung der preußischen Monarchie sich binnen wenigen Stunden in den Händen Loudon's befand. Diese schnelle Eroberung eines so berühmten Waffenplatzes machte Aufsehen, und die allezeit bonmotlustigen Wiener sagten gleich: „Ist das ein Wunder, wo Glatz durch eine Null (O) vertheidigt worden ist?"

Die Leitung der Belagerung hätte als General vom Genie eigentlich der Feldzeugmeister Ferdinand Philipp Graf Harrsch (geb. 1704, gest. 1792) führen sollen, der sich, um bequemer wohnen zu können, in einem Landhause einige Stunden von Glatz aufhielt. Eben war derselbe beschäftigt, die zweite Parallele (vergleichende Linie bei Festungen) auf dem Papier zu schließen, als sich ein Officier melden ließ, der ihn im Namen Loudon's für den folgenden Tag nach Glatz zu Tische lud. Harrsch betrachtete den Abgeordneten, der seit vielen Tagen Stiefeln und Uniform nicht gewechselt hatte und dessen Haare sich in jener Unordnung befanden, die bei Leuten vorzukommen pflegt, welche Tage

und Nächte lang zu keiner Ruhe gekommen, vom Kopf bis zu den Füßen und donnerte ihm endlich die Antwort zu: „Wenn der Herr Feldzeugmeister Freiherr von Loudon mich will becomplimentiren lassen, soll er mir doch wenigstens keinen betrunkenen Officier über den Hals schicken!"

Nach einem so unhöflichen Empfange verließ der Abgeordnete mit unterdrückter Wuth das Zimmer, jagte in das Lager zurück und erzählte Loudon haarklein alle Umstände der unholden Aufnahme. Der Feldherr erkannte sogleich, worin der Grund liege, und schickte am frühesten Morgen des andern Tages einen zweiten Officier, jedoch zierlich frisirt, in der nettesten Uniform, mit Schuhen und seidenen Strümpfen in einer Carosse ab, um die gestrige Einladung zu wiederholen. Nach einer recht langen Pause fragte Harrsch in einem ziemlich weinerlichen Tone: „Also ist's wirklich wahr, daß Glatz eingenommen ist?" Auf die wiederholte Bejahung warf er seinen Meßtisch um, trat die Reißfeder mit Füßen und schrie wüthend: „Wenn Loudon so importante Festungen wie Glatz in einigen Stunden wegnehmen kann, so geh' wegen meiner meine ganze Ingenieur-Wissenschaft zum Teufel!" Noch am selben Tage, anstatt in Glatz zu speisen, reiste Harrsch nach Wien ab. Er fand sich da als unnöthig.

Im Jahre 1763 begab sich Loudon zur Herstellung seiner wankenden Gesundheit nach Karlsbad, wo er unfern den „zwei Ketten" im Hause „zu Mariahilf" wohnte. Dort machte er die Bekanntschaft des berühmten Fabeldichters Professor Christian Fürchtegott Gellert (geb. 1715, gest. 1769). Beide gefielen einander; der Kriegsheld suchte öfters den Gelehrten auf, lud ihn zu Tische, ja, seine Aufmerksamkeit ging so weit, daß er selbst die Speisen nach den Bedürfnissen des Kränklichen wählte.

Nach der Rückkehr von seiner Badereise schrieb Gellert darüber an eine Freundin Folgendes:

Eine der ersten und interessantesten Bekanntschaften, die ich in Karlsbad gemacht habe, war der General Loudon, ein Mann von ganz eigenem Charakter, ernst, zurückhaltend, beinahe traurig, ungefähr wie ich, spricht sehr wenig, doch immer gerecht und wahr; niemals erwähnt er seiner Heldenthaten, kaum des Krieges, hört die Andern mit Aufmerksamkeit an und zeigt in seinem Benehmen und den Bewegungen ebenso viel Einfachheit als Würde in seinem Gespräche. Er ist von kleinem Wuchse, aber wohlgeformt, mager, aber nicht so sehr als ich. Seine nachdenkenden, hellgrauen oder vielmehr bläulichen Augen, beinahe den meinigen gleich, liegen tief im Kopfe. Er wurde erst nach und nach vertraulich gegen mich, was ich vielleicht meiner traurigen Gestalt verdanke.

Eines Tages, als er mich auf der Promenade begegnete, sagte er zu mir: „Ich würde Sie öfter und mit Vergnügen ansprechen, Herr Professor, aber da ich nicht weiß, ob Ihnen meine Gesellschaft zusagt, fürchte ich, Ihnen lästig zu werden." — Ein andermal begann er so: „Sagen Sie mir, ich bitte Sie, wie konnten Sie so viel Bücher schreiben, und so viel Heiteres und Scherzhaftes? Das verstehe ich durchaus nicht, wenn ich Sie betrachte." Ich entgegnete ihm: „Das will ich Ihnen recht gerne sagen; aber sagen Sie mir vorher, mein Herr General, wie ist es möglich, daß Sie die Schlacht von Kunersdorf gewonnen (12. August 1759) und Schweidnitz in einer Nacht eingenommen haben? Das kann ich nicht begreifen, wenn ich Sie betrachte." — Das war das erste Mal, daß ich ihn lachen sah, denn gewöhnlich lächelte er kaum.

Wir ritten oft mit einander spazieren, der General auf dem Grauschimmel, den er am Tage von Hochkirch geritten (14. October 1758), und ich auf meinem Elster-Rosse (jener Schimmel, den Gellert vom Prinzen Heinrich von Preußen geschenkt erhalten hatte). Er hatte sich genau nach meinem Geschmacke erkundigt und lud mich nur zu Tische, wenn er allein war; dann ordnete er

an, daß Alles weich gekocht sei, ließ meinen gewöhnlichen Tischwein holen und unterbrach mich niemals, wenn ich sprach, was ich auch gegen ihn beobachtete. Er erlaubte mir, mich gleich nach Tische zu entfernen, mit einem Worte, er vergaß nichts, wovon er glaubte, daß es mir angenehm sein könnte. Alles, was aus seinem Munde ging, bezeichnete das edle Gemüth, und seine Gesinnungen waren immer religiös. Er bat mich, ihm die Bücher anzuzeigen, aus welchen er sich eine kleine Bibliothek zusammenstellen könne, und bedauerte auf der Welt nichts so sehr, als daß er nicht studiert hatte; aber sein natürliches Fassungsvermögen, sein gesunder Sinn, eine außerordentliche Leselust und die Aufmerksamkeit, womit er Alles betrachtete und untersuchte, ersetzten bei ihm den Mangel wissenschaftlicher Kenntnisse.

Eines Tages sagte er zu mir: „Ich möchte wohl wissen, mein Herr Professor, was ich Ihnen geben könnte, das Ihnen angenehm wäre?“ — „Mein Herr General!“ entgegnete ich ihm, „wenn Sie mir ein Geschenk mit der Welt machten, so schwöre ich Ihnen, in dem Zustande, in dem ich jetzt bin, würde mir dieses sehr gleichgiltig sein.“ — Sein Neffe, der Lieutenant in seinem Regimente ist, bat mich, den General dahin zu bewegen, ihm zu erlauben, daß er ein Jahr in Leipzig studieren dürfe. „Recht gern,“ erwiderte der General, „wenn Sie die Güte haben, ihn in Ihren Schutz zu nehmen.“ — Wenn er vertraulich mit mir sprechen wollte, entfernte er mich von der Gesellschaft und führte mich in eine ferne Allee, wo wir sicher waren, von Niemand gestört zu werden. Bei seiner Abreise nahm er mit wenigen Worten Abschied von mir: „Was ich Ihnen gesagt habe, bewahren Sie gewissenhaft bei sich. Leben Sie wohl, ich werde Ihnen schreiben!“ — „Und Sie ebenfalls, mein theuerster General! Gott bewahre Sie und beglücke Ihr Leben!“

Mit Bezug auf die von Gellert besonders hervorgehobene Religiosität des großen Helden Loudon dient ein wahres Curiosum als Beispiel. Schreiber dieser Zeilen besaß nämlich in den Vierziger-Jahren ein höchst merkwürdiges Büchlein, ein Unikum, von dem ihm seither nie wieder ein Exemplar zu Gesichte kam, nämlich das — Armee-Gebetbuch, welches der hochberühmte Feldherr Loudon drucken ließ; ein Andachtsbuch für männiglich des ganzen Heeres, in einer Auflage von vielen, vielen tausenden Exemplaren zur einzelnen Vertheilung an die Mannschaft. Der Titel lautete:

Katholisches
Gebet-
Büchlein,
welches
auf Befehl des k. k.
G F M Laudon
bei der Armee ausgetheilt worden, anitzt
aber von jedem
nützlich zu gebrauchen ist.
—
Wien 1789.

Das Büchlein ist genau so groß, wie der nebenstehend eingedruckte Rahmen. Der innere Raum des Schriftsatzes oder der sogenannten Columnen ist von einer eben solchen Linie eingefaßt. Der Titel ist genau so gebaut wie hier. Das Büchlein ist 96 Seiten stark. Der Inhalt besteht aus den gewöhnlichen katholischen Gebeten in abgekürzter Form. Es ist sehr zart und nett in Leder gebunden, vorn und rückwärts mit beblümtem Papier (Vorsetzpapier) gefüttert. Die Blümchen sind aber so klein und zart, daß man annehmen kann, das Papier sei eigens zu diesem Büchlein angefertigt worden, um dem Formate zu entsprechen. Dasselbe ist wohl auch bei dem äußerst dünnen Deckel und Lederüberzug der Fall, denn es ist keine Spur von Plumpheit daran, ebensowenig bei den Bänden des Rückens. Das Ganze stellt sich wie ein sehr proportionirter Foliant dar, durch ein Verkleinerungsglas angesehen.

Es mag noch einer weiblichen Heldin gedacht werden, deren Schicksale gerade um jene Zeit Aufsehen erregten; es war dies Katharina Maršal, geboren 1740 im Dorfe Předmeřic (anderthalb Stunden von Königgrätz in Böhmen), wo ihr Vater als Militär-Invalide wohnte. Nach dessen Tode sendete die Mutter ihre Tochter, sobald sie erwachsen war, nach Prag, um dort in Dienst zu treten. Ihr Oheim, Bedienter des Grafen Deym auf dem Zdaraz, nahm sie zu seinen Kindern als Wärterin. Während sie in Prag diente, wurde ihr um ein Jahr jüngerer Bruder, Johann Maršal, zum Militär genommen und nach Prag abgeführt. Sobald er konnte, besuchte er die Schwester, jammerte über sein Schicksal und behauptete, Furcht und Unlust zum Soldatenstande würden ihn noch in Verzweiflung stürzen; lieber wolle er in den Moldau-Fluthen seinem Leben ein Ende machen, als Soldat sein.

Damals erfüllte man freilich die Militärpflicht nicht binnen acht Jahren; der Soldat mußte so lange dienen, bis ihn Tod oder Siechthum befreiten, und so hatte Katharina inniges Mitleid mit dem armen Bruder, tröstete ihn, so gut sie konnte, gab ihm Geld, das sie im Dienste sich erspart, und bat ihn, Abends wieder zu kommen, sie wolle unterdeß überlegen, wie ihm zu helfen wäre. Sie war ein junges flinkes Mädchen, des Kinderwartens schon überdrüssig und fühlte, von einem eigenen Unternehmungsgeiste beseelt, ein Gelüste, die Welt kennen zu lernen. Jetzt bot sich eine Gelegenheit, dies zu befriedigen und zugleich dem einzigen Bruder ihre Liebe zu beweisen.

Züge und Gestalt Beider waren ziemlich gleich, die Stimme fast dieselbe; ehe noch der Bruder Abends zu ihr kam, hatte sie bereits ihren Entschluß gefaßt; sie bewog den furchtsamen Recruten sehr leicht, mit ihr die Kleider zu tauschen. Unter dem Vorwande, den Bruder zu begleiten und dann ihre Mutter zu besuchen, die nicht ohne ihr leben könne, nahm sie von ihrem Oheim Abschied und begab sich im Soldatenrocke nach der Kaserne. Ihr Bruder, in Mädchenkleidung und für des Recruten Schwester sich ausgebend, begleitete sie und ertheilte ihr jede nöthige Unterweisung, damit sie sich nicht zufällig verriethe, bevor sie an den neuen Stand gewöhnt wäre. Da er die ganze Zeit jammernd und weinend einsam da gesessen war und sich nicht um seine Kameraden gekümmert hatte, so erregte ihre Schüchternheit keinen Verdacht.

Nun war Katharina Maršal Cavallerist beim Dragoner-Regimente Graf Emanuel Wenzel Kolowrat-Krakowsky Nr. 6 (später Friedrich Josias Prinz Sachsen-Coburg-Saalfeld). Der Bruder kehrte nach Hause zurück, erzählte, man habe ihn wegen eines körperlichen Gebrechens entlassen, und trat wieder in Dienste bei einem Bauer; Katharina dagegen zog mit dem Recrutentransport aus Prag nach Klattau, wo das Regiment damals lag, mit dem sie später nach Lobositz und hierauf nach Brandeis übersiedelte. Durch Gelehrigkeit, Ordnung und gute Aufführung erwarb sie sich die Freundschaft ihrer Kameraden und die Gunst und das Vertrauen der Vorgesetzten; begünstigt vom Glücke und durch eigene Schlauheit wußte sie volle sechs Jahre das Geheimniß ihres Geschlechtes zu bewahren, obwohl ihr öfters die Gefahr drohte, erkannt zu werden.

Während sie im Klattauer Kreise lag, nahm sie Theil an einem Scharmützel und wurde in diesem Gefechte in den Kopf verwundet, so daß sie betäubt zu Boden stürzte. Glücklicherweise war die Wunde nicht tief und, wieder zu sich gekommen, duldete Katharina nicht, daß man sie nach Klattau in's Spital führe, sondern heilte sich selbst. So gelang es ihr, auch bei dieser gefährlichen Gelegenheit ihr Geschlecht geheim zu halten. Nach sechs Jahren geschah es, daß sie im Dienste nach Prag commandirt wurde. Hier erfaßte sie die Erinnerung an vergangene Tage und die Sehnsucht nach Mutter und Bruder, von denen sie sechs Jahre kein Wörtchen vernommen hatte, so mächtig, daß sie dem Drange

des Herzens nicht zu widerstehen vermochte und einen Kameraden ersuchte, an ihre Mutter zu schreiben, denn sie selbst war des Schreibens unkundig.

Dieser Brief kam mit der Unterschrift „Jan Maršal" der Mutter glücklich zu, die, ganz verwirrt, nicht wußte, wie sie sich das räthselhafte Schreiben erklären sollte. Es hatte nämlich ihr Sohn, aus Furcht, die Sache könnte verrathen werden, nur gesagt, Katharina habe, unzufrieden mit der rohen Behandlung und dem schlechten Lohn beim Oheim, sich irgendwohin hinter Prag in Dienste begeben. Jetzt aber, da die Mutter in ihn um Aufklärung des Schreibens drang, gestand er den ganzen Vorfall.

Ohne Säumen begab sich die Mutter nach Prag, wo ihre Tochter sie vergebens bat, das Geheimniß zu bewahren. Oeffentlich umarmte die Mutter den Dragoner als ihre Tochter, und nicht lange, so war die seltsame Kunde im ganzen Regimente, ja, in ganz Prag verbreitet. Der Vorfall wurde dem böhmischen Generalcommando und dem Hofkriegsrath in Wien, endlich der Kaiserin selbst berichtet. Sogleich kam der Befehl, der weibliche Dragoner solle in voller Rüstung zu Pferde und in Begleitung eines Corporals und zweier gemeiner Dragoner nach Wien kommen und sich Ihrer Majestät vorstellen. Es war im Sommer und der kaiserliche Hof befand sich gerade im Schlosse Schönbrunn. Sauber gekleidet und gerüstet, genoß die Amazone die Gnade, vor der erlauchten Monarchin in der Reitschule zu reiten, zu Pferde zu fechten und zu schießen. Nachdem die Kaiserin huldvoll mit ihr gesprochen, ertheilte sie den Befehl, daß sie sogleich ordnungsmäßig und mit einem Zeugniß aus dem Militärdienste entlassen werde, und schenkte ihr 300 Gulden und nebstdem zur Heimreise 150 Gulden. (Katharinens Uniform war der im Bilde Seite 688 dargestellten vollkommen gleich.)

Auch in dem geräuschvollen Wien erregte die tapfere Böhmin allgemeine Theilnahme und Aufmerksamkeit; ihr Herz aber sehnte sich heim zur Mutter. Sie kehrte daher nach Böhmen zurück, nachdem sie zuvor noch einen Aufnahmsschein in das „Wälsche Spital" in Prag erhalten, um dort, wenn Alter oder Krankheit sie in Noth stürzten, eine Versorgung zu finden.

Einige Jahre nach ihrer Entlassung aus dem Kriegsdienste heiratete sie den Wachtmeister Fiala vom 15. Infanterie-Regiment (damals Fabris, später Zach), dem sie drei Kinder gebar, die aber alle im zarten Alter starben. Sie war eine treue Gefährtin ihres Mannes in allen Feldzügen, die derselbe mitmachte, bis zu den Türkenkriegen, worauf ihn zuletzt in Rima-Szomboth im Gömörer-Comitat eine ansteckende Krankheit dahinraffte. Die verwitwete Amazone kehrte mit einem Transport entlassener Soldaten aus Ungarn nach Prag zurück, wo sie, da in den Türkenzügen der Aufnahmsschein in's „Wälsche Spital" ihr verloren gegangen war, sich in ihrem neuen Aufenthaltsorte, dem Dorfe Lieben bei Prag, im Sommer durch Blumenhandel, im Winter durch Krämerei ärmlich ernährte; es hätte dies in der That nicht zur Bestreitung ihrer geringen Bedürfnisse hingereicht, hätten nicht Soldaten der Garnison, namentlich ältere und avancirte, das Mütterchen mit freiwilligen Gaben unterstützt. Man nannte sie „die alte Dragonerin", Jeder sah sie gerne bei sich und ließ sich von ihren kriegerischen Thaten erzählen, auf die sich das alte Mütterchen nicht wenig zugute that. Noch im Mai 1819 traf sie der als biographischer Schriftsteller bekannte k. k. Hauptmann Johann Ritter von Rittersberg und derselbe veröffentlichte ihre Lebensdaten, wie er sie aus ihrem eigenen Munde gehört.

Die damaligen Volks- und Kriegslieder.

Es mögen nun einige Worte der damaligen Volksliteratur, insbesondere den Kriegsliedern gewidmet sein. Es galt lange Zeit hindurch der Ausspruch für unanfechtbar, daß die vieljährigen Kämpfe zwischen Kaiserin Maria Theresia und König Friedrich II. bei uns in Oesterreich ohne Rückwirkung auf die Volksliteratur geblieben wären; man behauptete, daß weder die schlesischen Kriege, noch der siebenjährige Krieg hier einen so reichen Schatz von Volksliedern hervorgerufen hätten, wie in Preußen und überhaupt in dem protestantischen Deutschland. Und dieser Vorwurf war keinesfalls gleichgiltig aufzunehmen, denn es sollte wohl damit nichts Anderes ausgesprochen werden, als daß die Sache, für welche unsere große Kaiserin gekämpft und gelitten, welche die geistigen und materiellen Hilfskräfte des Staates erschöpft und so vielen Familien des Landes die empfindlichsten Opfer an Gut und Leben gekostet, nicht zugleich Sache des Volkes, daß sie nicht des Aufschwunges und der Begeisterung werth gewesen wäre. Allerdings beruhte dieser Ausspruch nur auf einer ungenügenden Kenntniß der Literatur, auf dem Mangel von Unbefangenheit in der Auffassung der Verhältnisse, zum Theile aber auch auf der Unzulänglichkeit der Quellen; weil denselben aber ein bedeutender Mann gemacht und er der Tendenz eines großen Theiles der deutschen Geschichtsschreibung zusagte, so hielt man an dieser Autorität, ohne kritische Prüfung des Gesagten, fest.

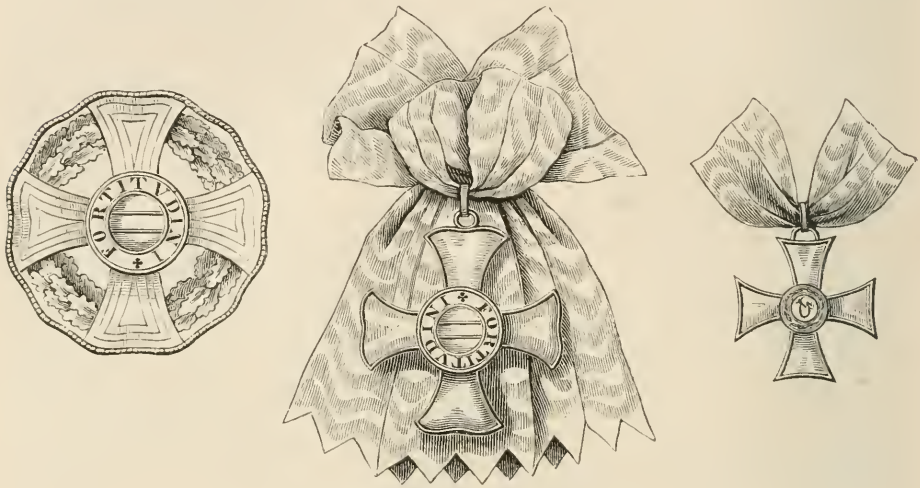
Erst in neuester Zeit, als man auf den Werth der Zeugnisse der Volksliteratur ein größeres Gewicht zu legen begann, machten sich gegen diesen Ausspruch mehrfache Bedenken geltend; ja, sie wurden am glänzendsten durch König Friedrich's Werke selbst gerechtfertigt, worin sich zahlreiche Andeutungen über österreichische, gegen ihn gerichtete Flugschriften vorfinden. Ein paar diesbezüglicher Artikel in den preußischen Jahrbüchern gaben nun Heinrich Moriz Richter, Doctor der Philosophie, Professor an der Handelsakademie und an der Kriegsschule zu Wien, die Anregung, der Flugschriftenliteratur gegen Preußen während des siebenjährigen Krieges nachzuforschen und womöglich die erhobenen Vorwürfe durch schlagende Nachweise zu entkräften. Dazu bot ihm die kostbare Büchersammlung des Wiener Bürgers und Gastwirthes Franz Haydinger (geb. 1785, gest. 1876), welche in gelehrten Kreisen innerhalb und außerhalb Oesterreichs sich eines wohlverdienten Rufes erfreute (die Viennensia sind größtentheils in den Besitz der Stadtbibliothek übergegangen), das Gewünschte in reicher Fülle; zum Theil gewann er dadurch Anhaltspunkte, um seine Kenntniß der österreichischen Literatur nach dieser Richtung hin erweitern zu können.

Das erste Ergebniß der von Dr. Richter angestellten Studien brachte die „Oesterreichische Revue" und der günstige Erfolg dieser Veröffentlichung, das warme und lebhafte Interesse der gebildeten Kreise daran, bestimmten den Verfasser, über mehrseitige Aufforderung, die Abhandlung unter dem gleichlautenden Titel: „Oesterreichische Volsschriften und Volkslieder im siebenjährigen Kriege" in selbstständiger Form zu veröffentlichen (Wien, 1869) und mit Nachträgen zu vermehren.

Bei Würdigung dieser Sammlung tritt selbstverständlich der poetische oder literarische Gehalt in den Hintergrund. Es wäre unwahr, wollte man behaupten, daß auf österreichischer Seite die geistigen Kräfte ebenbürtig gewesen jenen des protestantischen Deutschlands. Parriotischen Erzeugnissen der Kunstpoesie wie jenen von Gleim, Ramler, Wieland, Schubart, von Kleist, Uz, Ewald u. s. w., die zum Theil auch poetischen Werth besaßen, haben wir kaum mehr als jene

von Michael Denis (geb. 1729, gest. 1800) und Johann Rautenstrauch (geb. 1746, gest. 1801) entgegenzustellen; die Gründe hierfür liegen in dem Entwicklungsgange der deutschen Cultur im vorigen Jahrhundert. Dagegen finden sich in der Sammlung unter den Erzeugnissen eigentlicher Volkspoesie, wie sie in anonymen Flugblättern zutage treten, Lieder von mächtiger und zündender Wirkung. Es steht ferner für den Geschichtsforscher die Frage im Vordergrund, welches Bild diese Flugblätter von der damals herrschenden öffentlichen Meinung entwerfen, und von diesem Standpunkte aus bieten sie die mannigfaltigste Ausbeute.

Ueberblickt man nun diese Sammlung, so findet man, daß es zu jener Zeit in Oesterreich weder an Begeisterung, noch an Thatenlust fehlte; es treten in den Ergüssen der Feder trotz des Jammers, den der Krieg heraufbeschworen, die lebhaften Antriebe und Regungen zutage, welche dem Volke Kraft und Schwung gegeben haben. In der edlen Gestalt der Kaiserin, an der das Volk



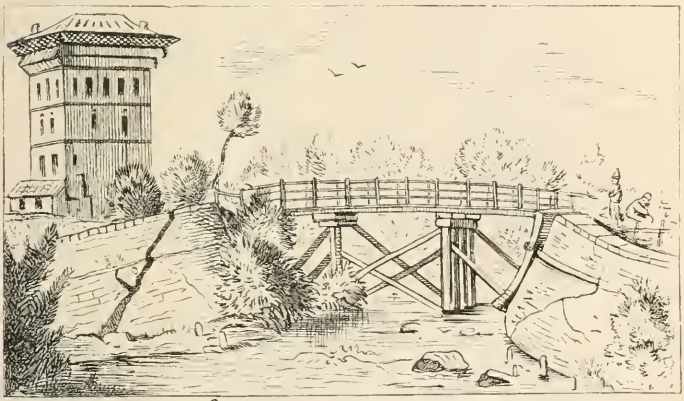
Der Maria-Theresien-Orden. (Seite 679.)

mit außerordentlicher Liebe hing, in der schutzlosen, von ihren besten Freunden verlassenen Frau, in der zärtlichsten, für die Zukunft ihrer Kinder besorgten Mutter fand das Volk einen reichen Stoff, dem seine berufenen und unberufenen Dichter eine die dunkelsten Instinkte weckende und belebende Ausdrucksform gaben. Es treten fast alle Typen der Gesellschaft auf: der Priester, der Kaufmann, der Kleinbürger, der Modeherr, der Gelehrte sorgten jeder in ihrem Gedankenkreise zu uns. Die Wechselfälle des Krieges sprechen dafür, daß die ganze Tonleiter der menschlichen Gefühle, Freude und Schmerz, Hohn und Spott, Haß und Liebe zum Ausdrucke gelangen.

Die literarische Bewegung hatte ihren Mittelpunkt in Wien; aus den Officinen des Universitäts-Buchhändlers und Hofbuchdruckers Josef Edler von Kurzböck (geb. 1736, gest. 1792) in der Bognergasse und Franz Andreas Kirchberger am Alten Fleischmarkt gingen die meisten Flugblätter hervor. Mit dem Verlage und Vertriebe befaßte sich vorzüglich die in Wien, Prag und Triest etablirte Firma Trattnern. In den Provinzen fanden diese Stimmen Nachhall; Prag, Brünn, Graz, Innsbruck, Klagenfurt producirten ebenfalls Flugblätter in mehr oder minder großer Zahl.

Den Reigen der Flugschriften von österreichischer Seite eröffnete ein Wiener Druck, wenige Tage nach dem Treffen bei Lobositz (1. October 1756) erschienen, voll des schärfsten Hasses gegen Preußen und seinen König, welcher sich davon so sehr verletzt fühlte, daß er in einem Erlasse dieses Blatt für eine jener Lästerschriften erklärte, welche die Reichsverfassung und die peinliche Gerichtsordnung schwer verpönen. Hochgefeiert in Reimen wie in Prosa wurde die Schlacht bei Kollin (18. Juni 1757). Darunter ist sehr eigenthümlich ein Lamentabel Friedrich's II., welcher anhebt:

„Oh weh, mir Armen! meine Sachen,
Sie gehen nun den Krebsengang:
Vergebens forsch' ich, was zu machen,
Im Herzen wird mir angst und bang:
Es schwindelt mir vor all' den Dingen,
Die Stolz und Ehrgeiz nun bezwingen."



Radirung der Prinzessin von Parma. (Seite 708.)

Nachdem Friedrich über seine Verluste an Soldaten in ein paar Strophen klagt, heißt es von Schlesien:

„Dort büß' ich von den besten Leuten
Beinahe dreizehntausend ein,
Die Zahl der Kranken und Zerstreuten
Mag noch beiweitem größer sein;
Hier wird gefangen (welch' ein Jammer!)
Ein Fürst von Hollstein, mein Potkammer." (Pot de chambre; Topf wurde im Niederdeutschen auch Pott genannt.)

Endlich giebt sich Friedrich selbst die weise Lehre:

„Gott läßt das Unrecht nicht bestehen,
Das nie ein Ziel und Ende fand;
Hat er auch lange zugesehen
Den Mächtigsten faßt seine Hand,
Damit er ferner nicht verletze
Die Treue, Glauben und Gesetze."

Zahlreiche Pasquille auf die österreichischen Heerführer rief die für Oesterreich unglückliche Schlacht bei Leuthen (5. December 1757) hervor; dagegen boten die Niederlagen Friedrich's bei Kunnersdorf, Maxen und Meißen (1759) Anlaß zu beißenden Satyren und Spottliedern. Auch die folgenden Kriegsjahre sind reich an derartigen Producten. Unter den Volksliedern sind unstreitig die schönsten: das noch heute gebräuchliche: „Schwerin, bist wirklich todt!" dann: „Hiesl, um was muß ich Dich fragen," und „König aus Preußen, was bildest Dir ein." Sie drangen tief in das Volk. Es muß eine solche Masse von derartigen Gedichten und Liedern verbreitet worden sein, daß man hier selbst über zu viel klagte, wie denn die „Wienerischen gelehrten Nachrichten" (eine vortreffliche Wochenschrift jener Tage) ein „Strafgedicht" enthielten „wider die allhier häufig herumschwärmenden Jubelsänger, von einem um die Ehre seines hiedurch höchst gekränkten Vaterlandes sich beeifernden Patrioten verfaßt". Der Anfang lautet:

„Entweicht', Ihr unberuf'nen Dichter,
Singt auf den Bänken Bauern vor!
Ist für Euch Lärmer denn kein Richter?
Sorgt Niemand für ein kennend Ohr?

Die Gasse schnarrt vor feilen Leiern,
Ganz Deutschland quillt mit nüchtern Schreiern,
Auch Frösche sind nicht so gemein.
Ihr Unterkäufler falscher Ehre,
Eh' ich mich von Euch rühmen höre,
Eh' wollt' ich noch gescholten sein.

So hör' ich unsern Haller (Dichter Albrecht) klagen,
Wenn er von Deutschlands Dichtern spricht;
Ihr Wiener! wie, darf ich es sagen?
Mich dünkt, das sei auf Euch gericht.
Was lärmt Ihr nicht bei diesen Zeiten!
Ihr scheint recht um die Welt zu streiten,
Wer unter Euch der Dümmste sei;
Wie glücklich wäre Wien zu nennen,
Dürft' es nur euern Witz nicht kennen,
Wär' es von Euern Liedern frei!"

Nach weiter folgenden bitter tadelnden Strophen, acht an der Zahl, schließt der Kritiker:

„Oh Dichtkunst, die ich sonst gepriesen,
Oh hätte mir doch vorhinein
Kein Unhold Deinen Werth gewiesen,
So könnte ich nun ruhig sein!
Wie oft fluch' ich noch jenem Alten,
Der mich zum Dichten angehalten;
Doch wer ruft diese Zeit zurück?
Ist dies der Lohn so mancher Stunden,
Die mir so herb bei Dir verschwunden,
So ist wohl dumm zu sein ein Glück.

Ich schreibe wirklich nicht aus Neide,
Hört mich: Wollt Ihr Poeten sein?
Ich räume Euch mit größter Freude
Auch unverdient den Namen ein.
Ich würde es gelassen sehen,
Sollt Ihr nebst Brock's und Canitz*) stehen,

*) Barthold Heinrich Brockes, Rath und Dichter in Hamburg, geb. 1680, gest. 1747. — Friedrich Rudolf Ludwig von Canitz, geheimer Staatsrath und Dichter in Berlin, geb. 1654, gest. 1699.

Der Eifer drückt mich nicht so sehr;
Ihr könnt Euch große Dichter nennen,
Man wird Euch gern den Titel gönnen,
Nur schreiben müßt Ihr nimmermehr!"

Sehr interessant und fast gar nicht gekannt sind zwei poetische Ergüsse in Bezug auf die unglückliche Action bei Torgau (3. November 1760). Daselbst siegte erstlich Dann über den König von Preußen, und auf die diesfalls eingelangte frühzeitige glückliche Nachricht beging das Benediktiner-Kloster Göttweih in Unter-Oesterreich seine gewöhnliche patriotische Freudensbezeugung mit Abfeuerung einiger Mörser und Pöller. Als aber bald darauf die unglückliche Post einlief, daß die Oesterreicher das Feld mit Verlust verlassen mußten, schickten die in Krems an der Donau gefangenen preußischen Officiere dem Göttweiher Prälaten folgende Reime zu:

„Nimm hin, hochwürdigster und hocherhob'ner Mann,
Den tiefsten Dank von uns in diesen Zeilen an,
Und glaube, daß auch mit zu Preußens Ruhm und Ehre
Erkenntlichkeit und Pflicht sowohl, als Muth gehöre.
Du leistest, was uns doch zu leisten selbst gebührt,
Da der so große Daun die beste Schlacht verliert,
Und wir das Fest nicht schuldigst feiern können,
So laß't Du Dein Geschütz von Wall und Mauer brennen.
Der Donner, welcher heut' aus Deinen Stücken kracht
Und Dich, oh Göttweih, längst uns so bekannt gemacht,
Will Friedrich's Sieg nunmehr durch Luft und Wolken tragen,
Und das, was er gethan, entfernten Thälern sagen.
Die Donau hört's, erstaunt, und lauft viel schneller fort,
Das arme Krems erstaunt so, wie ihr ganzer Ort;
Wir aber widmen Euch und Eurer Großmuth Lieder,
Ach schießt auf diese Art, ach schießt noch zehnmal wieder."

Die Herren Preußen hatten indeß dabei nicht auf das poetische Erwiderungstalent des „hochwürdigsten und hocherhobenen" Herrn Prälaten gerechnet, denn sie waren völlig paff, als ihnen dieser folgenden Gegengruß sandte:

„Geehrte Martis Söhne, nehmt Gegendank nun an,
Für Eure Poesie und glaubt, ich bin der Mann,
Der Preußens Tapferkeit gebührend will erkennen;
Was Friedrich thut im Glück, müßt andern auch vergönnen.
Der Donner, welcher jüngst aus meinen Stücken kracht,
Hat nur den dritten Tag Novembers groß gemacht.
Das nun erstaunte Krems ruft eheſt wieder auf:
Die Freudenpost ist da, wie Donau's schneller Lauf!
Es lebt ja noch der Kern von Oestreichs Generalen,
Die große Windpaläst' gestürzet in's Verfallen;
Die Helden haben oft sehr heldenhaft gesieget,
Und durch die Helden ist Friedrich der Held besieget.
Es werden noch gewiß erstummen die Poeten,
Weil ihr Gehör bethört durch Göttweih's Freudenflöten;
Sie geben tief gebeugt und widmen keine Lieder,
Weil Göttweih mehrmals schießt, und mehr als zehnmal wieder!"

Josef's erste Gemalin und deren Freundin.

In die Zeit des siebenjährigen Krieges fällt die Vermälung des Thronerben Josef und wir müssen dieser seiner ersten, wie der nachfolgenden zweiten Ehe einen längeren Abschnitt widmen.

Die Wahl der Mutter für ihren neunzehnjährigen Sohn fiel auf eine Prinzessin aus dem Hause Bourbon, einem Hause, welches damals in Frankreich, in Spanien und in Italien herrschte; und da die Allianz mit Frankreich den Hauptgedanken der Kaunitz'schen Politik bildete, so wurden überhaupt durch Ehen Bande geschaffen, welche die Allianz befestigen sollten. Von sechzehn Kindern Maria Theresiens vermälten sich fünf, zwei Erzherzoge und drei Erzherzoginnen, mit Gliedern aus dem Hause Bourbon.

Die für ihn bestimmte Braut war Isabella (Elisabeth), Infantin von Parma, Tochter des Herzogs Philipp mit Prinzessin Louise Isabella von Frankreich, geboren am 31. December 1741. Diese Prinzessin war höchst angenehm von Person, aber sie konnte keinen Anspruch darauf machen, schön genannt zu werden; sie hatte den dunklen Teint einer Spanierin, der in Wien, in Vergleichung zu der zarten und schönen Haut der Erzherzoginnen, ihrer Schwägerinnen, zu ihrem Nachtheile auffiel. Ihr Mund war hübsch, die Zähne schön, die Augen voller Leben, aber ihr Aeußeres verlor viel an Annehmlichkeit, da sie sich meistens schweigend und nachdenklich verhielt. (Bild Seite 720.) Der Reisende Wraxall sagt über sie Folgendes.

„Ich habe viele Porträts von ihr gesehen, namentlich zwei von der Erzherzogin Christine gemalte, auf dem Preßburger Schlosse, die wahrscheinlich ihr schmeichelnd ähnlich sind. Sie stimmen mit der vorstehenden Beschreibung und rufen die Vorstellung einer dunkelgefärbten Spanierin hervor, mit einem länglichen Gesicht und schwarzen funkelnden Augen. Ihr Verstand war ausgebildet und ihr Geist auf einer hohen Stufe der Entwicklung. Sie malte (und radirte auch); Schreiber dieser Zeilen besaß die von ihr geätzte kleine Landschaft, ein wahres Unikum, gegenwärtig im Besitze der k. k. Hofbibliothek in Wien, von welcher Arbeit wir hier Seite 705 eine getreue Copie liefern); sie spielte mehrere Instrumente, namentlich die Violine meisterhaft, da ihr thätiges Talent sie unablässig antrieb, irgend etwas Neues in die Hand zu nehmen und anzufangen. Ueber alles das besaß sie das Talent, ihren Gemal, wenn sie allein waren, zu beschäftigen und zu unterhalten. Aber ihre Talente und Vorzüge wurden gleichmäßig durch eine Melancholie in Schatten gestellt, die entweder rein in ihrer Leibesbeschaffenheit begründet, oder die Folge anderer Ursachen, so angewohnt wurde und sich so festsetzte, daß sie alle anderen Züge ihres Charakters auslöschte. Keine Vergnügungen, keine Bemühungen ihrer Umgebungen waren im Stande, diesen Trübsinn zu überwinden, der, weit davon entfernt, sich zu vermindern, mit der Zeit nur an Stärke zuzunehmen schien.

In ihrer ganzen Geschichte ist etwas Räthselhaftes und Geheimnißvolles, das nicht leicht durchzudringen ist, das aber sehr mächtiges Interesse einflößt, da es die Neugier anreizt. Man erzählt, daß, als der Edelmann, der vom Wiener Hofe den Auftrag hatte, um ihre Hand anzuhalten, nach Parma gekommen und ihr vorgestellt worden war, sie selbst sich an ihn mit großem Ernste wendete und ihm sagte: „Ich bin außerordentlich geschmeichelt durch den so ausgezeichneten Vorzug über andere europäische Prinzessinnen, welchen die kaiserlichen Majestäten mir bezeigt haben, indem sie mich zur Gemalin ihres ältesten Sohnes begehren, eine Verbindung, die weit über meine Verdienste und

weit über meine Erwartungen ist. Ich habe nur zu bedauern, daß die Mühe, die sie sich gegeben haben, völlig nutzlos sein wird, da ich fest überzeugt bin, daß ich nicht lange genug leben werde, um den Aussichten zu entsprechen, die man bei meiner Heirat hat."

Ob diese Geschichte wörtlich wahr ist oder nicht, so viel ist außer Zweifel, daß sie von dem Tage an, wo sie Parma verließ, bis zu ihrem Tode unablässig dabei blieb, zu glauben und zu versichern, daß ihr Leben nur kurz dauern werde. Man nimmt an, daß die Ursachen einer so außerordentlichen Ueberzeugung theils Frömmigkeit, theils Liebe gewesen seien. Ihr Temperament, von Natur nachdenklich und religiös gestimmt, war tiefer Eindrücke fähig und fester Anhänglichkeit. Man ist einer Nachricht Glauben zu schenken geneigt, für die es einen Grad von Wahrscheinlichkeit giebt, daß sie, ehe sie Italien verließ, über ihr Herz und ihre Neigung entschieden hat. Gewiß ist, daß sie den Wunsch ausgesprochen hatte, die Erlaubniß zu erhalten, den Schleier zu nehmen und sich in ein Kloster zurückzuziehen, ein Verlangen, das der angeführten Muthmaßung Stärke verleiht.

Als sie in Wien eintraf (October 1760), ward sie von ihren Schwiegereltern, vom Kaiser und von der Kaiserin, mit allen Beweisen der Freude und des Vergnügens empfangen. Die Vermälung wurde vollzogen (6. October) und sie erlangte sehr bald die Zuneigung ihres Gemals, von welcher er die stärksten Merkmale sehen ließ. Wenn sie irgend im Theater oder sonstwo öffentlich erschien, verfehlte er selten, sie zu begleiten, trug gewöhnlich ihren Mantel am Arm und bezeigte bei allen Gelegenheiten den Antheil, den er an ihrem Glücke nahm. Dieses Benehmen erregte um so größeres Erstaunen, als man ihn allgemein der Gleichgiltigkeit gegen die Damen angeklagt hatte; die, die seinen Charakter am besten kennen gelernt zu haben glaubten, äußerten, er sei unfähig oder ungeschickt für eheliches Glück. Sie bezeigte ihm ihrerseits große äußerliche Aufmerksamkeit, wiewohl man glaubt, daß ihr Herz von den Beweisen seiner Leidenschaft zu ihr unbewegt und ungerührt geblieben sei. So lange sie öffentlich oder in Gesellschaft mit ihm zusammen war, gab sie sich Mühe, einen gewissen Grad von Fröhlichkeit zu zeigen; sobald sie aber wieder in das Zimmer gekommen war, sank sie in Melancholie und Niedergeschlagenheit. Da der Lieblingspunkt ihres Nachdenkens und ihres Gesprächs der Tod war, so ergriff sie ängstlich jede Gelegenheit, allein zu sein, um ohne Zwang ihren Gedanken über diesen Gegenstand sich überlassen zu können.

Die Schwangerschaft der Erzherzogin im Jahre 1761 erfüllte natürlich die ganze kaiserliche Familie mit Freude. (Auch das Volk war froher Hoffnung, hatte es doch schon bei der Vermälung durch allerlei Beleuchtungsreime seine Sehnsucht ausgedrückt, wie denn unter vielen anderen ähnlichen Versen der nachfolgende durch seine anmuthende Naivheit Erwähnung verdient: Hier wohnt ein Tischlermeister, der machet schöne Wiegen; Oh möcht' in einer bald ein schmuckes Prinzlein liegen!) Sie kam (am 20. März 1762) mit einer Tochter nieder, die den Namen der Großmutter Therese (Maria Theresia) erhielt und die sie selbst leidenschaftlich lieb gewann. Aber weder das Muttergefühl, noch die Zuneigung, die ihr Gemal ihr bezeigte, noch die Aussicht auf die Erhebung zur höchsten Würde im Deutschen Reiche, konnten ihre gewöhnliche Traurigkeit zerstreuen. Sie hörte theilnahmslos und gleichgiltig von den Maßregeln, die man nahm, um dem Erzherzog die römische Königswahl zu sichern, sie schien bei der herannahenden Zeit der Krönung in Frankfurt gar kein Interesse zu fühlen. Sie äußerte öfters: „Das geht mich nichts an. Ich werde nie römische Königin werden." Weit entfernt davon, ihre Meinung über einen so delicaten Punkt zu verbergen, machte sie sich keinen Scrupel darüber, der Kaiserin, ihren Schwägerinnen den Erzherzoginnen und den bei ihr dienstthuenden Damen

geradezu Anzeige davon zu thun. So seltsam und unglaublich das scheinen mag, es ist unbestreitbar.

Viele Frauen vom höchsten Rang und von der zuverlässigsten Wahrhaftigkeit in Wien versichern mir, daß sie öfters von der Erzherzogin ihre Auflösung als bevorstehend haben vorhersagen hören. Die Kaiserin macht jetzt selbst kein Geheimniß mehr daraus und hat erst neulich die Wahrheit der Sache bestätigt. „Mehr als einmal," sagte eine Dame zu mir, als wir über diesen Gegenstand sprachen, „habe ich versucht, der vorgefaßten Meinung der Erzherzogin sowohl Scherz als Ernst entgegenzustellen, sie blieb aber unbewegbar und bestand jederzeit darauf, sie werde bald sterben. Als sie eines Tages auch diese Sprache führte, sagte ich ihr: „Ist es denn möglich, daß Ihro Hoheit vergessen, daß Sie eine zärtlich geliebte Tochter haben? Können Sie sie mit so kaltem Blute und so gleichgiltig hinter sich lassen?" — Die Prinzessin erwiderte: „Sie glauben also, daß ich Ihnen meine Kleine lassen werde? O gewiß nicht, Sie werden sie höchstens sechs oder sieben Jahre behalten!" Diese Aeußerung war die außerordentlichste, die sie that, denn die Prinzessin starb buchstäblich sieben Jahre alt (am 23. Januar 1770).

Im Sommer 1762 war ihre Schwangerschaft zum zweiten Male bekannt gemacht. Als sie sich dem Ziele ihrer Befreiung näherte (sie entband am 22. November 1763 mit der Erzherzogin Christina), gewann ihre Ueberzeugung von dem nahen Tode neue Stärke. Nichtsdestoweniger war sie nach allem Anschein vollkommen gesund. Die Erzherzogin Marie Christina (Lieblingsschwester Josef's) genoß einen ausgezeichneten Platz in ihrer Liebe und Freundschaft. Ihr erklärte sie nicht nur, daß sie vor Jahresablauf noch sterben werde, sondern sie wettete sogar mit ihr. Der Umstand war ganz öffentlich und ganz allgemein damals bekannt. Als sie im Herbst von Laxenburg wieder nach Wien zurückkehrte, überfiel sie auf dem Gipfel des Hügels, wo man die Stadt zu Gesicht bekommt, ein Fröstеln und sie rief aus: „Nun ist mein Tod da!"

Nichtsdestoweniger kam der Monat November heran, ohne allen Anschein, daß ihre Voraussagung gerechtfertigt werden würde — aber sie bestand immer und immer darauf. Den 18. in der Nacht, als sie in ihrem Appartement saß, schlug eine Weck-Uhr, die dort stand, mehrmals hintereinander. Dieser Umstand, wahrscheinlich durch eine Unordnung in dem Feder- und Räderwerk der Uhr veranlaßt, erschien der Erzherzogin übernatürlich. Sie ward kreideweiß und als ihre Damen sie deshalb befragten, erwiderte sie: „Das ist das Signal, das ruft mich ab!" Nichtsdestoweniger blieb sie noch gesund bis zum folgenden Tage, den 19. November; an diesem Tage gegen Abend, als sie durch ihr Zimmer ging, fiel sie plötzlich nieder oder sank vielmehr in die Kniee. Man legte sie sofort auf ein Ruhbett und sandte nach ärztlicher Hilfe. Es zeigte sich ein Fieber, kurz nachher erschienen die Pocken. Im Fortgang der Krankheit ward sie irre und stieß während dieser Zeit, als sie nicht bei sich selbst war, eine Masse von wilden Worten heraus. Sie nannte viele Personen, die sie an ihrem Bette zu sehen glaubte, bei Namen: deshalb glaubten die, die ihre Traurigkeit einer unglücklichen Liebe zuschrieben, daß sie sich einbildete, den Gegenstand ihrer ersten Leidenschaft zu sehen, den italienischen Liebhaber, der fortwährend ihre Neigung beherrscht hatte. Die Erzherzogin starb nach einer Woche, den 27. November 1763; am 22. hatte sie eine zweite Tochter, die den Namen der Erzherzogin Christina erhielt, geboren, die aber noch an demselben Tage starb.

Josef hatte kaum ihr Bett verlassen bis zu der Zeit, wo sie den letzten Athemzug aushauchte. Unter der Last des Schmerzes und der Erschöpfung fast erliegend, mußten ihn seine Umgebungen mit Gewalt von dem Schauplatze des Jammers wegbringen. Er war untröstlich und konnte sich gar nicht über den

Verlust, den er erlitten hatte, fassen. Seine Schwester Christina, die Vertraute Isabellens (wir werden darauf sofort zurückkommen), wollte in bester Meinung ihn trösten; sie sagte ihm also, daß Isabella seine zärtliche Neigung gar nicht erwidert, sondern nur den Schein davon angenommen habe. Das fiel furchtbar auf Josef's Seele, und es setzte sich seitdem eine bittere Abneigung und Verachtung gegen das ganze weibliche Geschlecht bei ihm fest."

Diesen Mittheilungen Wraxall's und den ähnlichen landläufigen Meinungen Anderer in Bezug auf das Eheverhältniß Josef's und Isabellens stehen die neuen Forschungen Adam Wolf's, Herausgebers des Briefwechsels Maria Christinens, stark entgegen, und wir müssen, damit die Leser dieses Buches die rechte Mitte zwischen Beiden Schilderungen einzuhalten vermögen, das erhebende Beispiel einer Frauenfreundschaft am österreichischen Kaiserhofe eingehender besprechen.

Die Erscheinung einer großen Freundschaft unter bedeutenden Männern, wie die zwischen Jonathan und David, Orest und Pylades, hat sich seither in der Weltgeschichte oft genug wiederholt, und das innige Verhältniß zwischen dem unglücklichen Konradin von Hohenstaufen und seinem Leidensgenossen Friedrich von Oesterreich darf keinen Vergleich mit den Beispielen der Vorzeit scheuen; aber die Geschichte erzählt uns auch nicht einen einzigen hervorragenden Fall von Frauenfreundschaft, woraus sich wohl die herrschende Ansicht herausgebildet haben mag, daß ein wahrhaft freundschaftlicher Verkehr zwischen Frauen geradezu eine psychologische Unmöglichkeit sei. Diese Ueberzeugung leidet jedoch eine gewaltige Erschütterung, wenn man das zwischen der Erzherzogin Maria Christina und Josef's Gemalin Isabella obwaltende Bündniß betrachtet; es leuchtet hier ein Beispiel einer Frauenfreundschaft auf, welche von der Vorzeit sicher unter die Sterne versetzt worden wäre. Darüber heißt es nun folgendermaßen.

Im October 1760 kam die Prinzessin Isabella, die erste Frau Josef's II., nach Wien. Sie war die Tochter des Herzogs von Parma, der auf einer Jagd bei Alessandria (18. Juli 1765, im fünfundvierzigsten Lebensjahre, angeblich, nachdem er mit dem Pferde gestürzt war, von seinen eigenen Hunden aufgefressen?!) ein klägliches Ende gefunden. Ihre Kinderjahre hatte sie im Schlosse Calorno in fast klösterlicher Einsamkeit zugebracht. Seit dem Frühjahre 1760 war sie mit dem Thronerben Oesterreichs verlobt und von dieser Zeit waren sie und Erzherzogin Maria Christina in lebhaften Briefwechsel gekommen. Beide standen in gleichem Alter, Beide waren jung, schön und geistvoll, ihre Seelen neigten sich noch mehr zu einander, als sie sich sahen und kennen lernten.

Die Briefe, die sie sich während ihres Zusammenlebens in Wien schrieben, sind ein treuer Spiegel ihres inneren Lebens. Eine mädchenhafte Schwärmerei, die Naivetät der Jugend, der volle Zauber eines jungen reinen Gemüthes drückten sich darin aus. Sie wurden verliebt in einander, wie zwei Mädchen von sechzehn Jahren. Jeden Tag fanden sie sich zusammen, wenigstens schrieben sie sich einen guten Morgen, eine gute Nacht, oft nur auf einen kleinen Streifen Papier, daß die Oberstthofmeisterin der Prinzessin Isabella, Marquise Eleonore von Gonzalez (geb. 1694, gest. 1770), trotz ihrer angewohnten spanischen Grandezza, oft darüber lachte. Da finden sich Ausdrücke, wie: „Ich habe Dich rasend lieb, mein Schatz — mein allergnädigstes Fräulein — Deine Unbarmherzigkeit ist so groß, daß man Dich nicht lieben sollte" u. dergl. Isabella sprach und schrieb deutsch; sie hatte eine Vorliebe für die Nation, deren Fürstin sie werden sollte. Schon aus Calorno hatte sie geschrieben: „Wie freue ich mich,

die Deutschen zu sehen, deren jetzt mehrere nach Parma kommen; ich liebe diese Nation aus Pflicht und wahrer Neigung."

Die beiden jungen Frauen trieben Musik, Studien und Lectüre gemeinsam. Isabella spielte die Violine, ihr Gemal oder Christina begleitete sie auf dem Claviere. Isabella und Christina theilten sich Verse, Aufsätze, Auszüge aus Büchern mit; in einsamen Stunden zeichneten sie ihre Gedanken auf über ihr Leben, Gewohnheiten und Sitten der Nationen. Isabella legte einst in einem Aufsatze: „Reflexionen für drei Tage Zurückgezogenheit" die ernstesten Betrachtungen über Leben, Glück und Hoffnung nieder. In einem andern Aufsatze „Ueber die Reize der falschen Freundschaft" schrieb sie mit Geist und Humor über die Männer. Sie machte kleine französische Gedichte, excerpirte aus Bossuet und schrieb sogar Abhandlungen über den Handel, in welchen sie sich über die Bedingungen der Macht und Wohlfahrt eines Staates klar zu machen sucht. In ihren Papieren fand sich ein Memoire „Betrachtungen über Preußen", eine Schrift, welche ganz treffende Urtheile über Friedrich II., über seine Pläne und Regierung, über Land und Volk von Preußen enthält.

Als die Prinzessin Isabella 1760 unter Triumphbogen und Blumenhallen mit dem prunkvollen Hofstaate im Gefolge in Wien einzog, wurde sie von allen Frauen als die glücklichste Gattin, als die künftige Fürstin Oesterreichs gepriesen; ihr Gemüth, ihre Schönheit machten ihr alle Herzen unterthan; sie wurde bewundert, verehrt — und dennoch war diese junge Frau niemals glücklich. Eine unerklärliche Schwermuth war über ihr ganzes Wesen ausgegossen. Fast geisterhaft war ihre Erscheinung, wenn sie an der Seite ihres Gemals in feierlichem Ernst in den Saal trat. In der Wiener Gesellschaft war man geschäftig, die Gründe einer solchen düsteren Stimmung zu suchen. Man nahm an, sie habe früher für einen anderen Mann eine Leidenschaft im Herzen getragen und sei ungern aus Italien weggegangen. Allerdings ist wahr, daß sie nur mit Schmerz und Betrübniß von ihrem einfachen, harmlosen Jugendleben in Calorno schied, aber nicht die leiseste Spur einer früheren Neigung findet sich in den Briefen an Maria Christina, der sie doch alle Falten ihres Herzens öffnete. Im Gegentheile: Sie liebte Josef mit allem Feuer der Seele, sie liebte nur ihn, geizte nach jedem Blick von ihm. Sie war trostlos, wenn er einen Tag entfernt war, und glücklich, als sie mit ihm 1762 einige Wochen in Eckartsau zubrachte. Wenn er unwohl war, wich sie nicht von seinem Bette. Voll Freude schrieb sie an Christina, daß es ihm besser gehe; „so stark als ich Dich liebe," fügte sie bei, „so habe ich doch gestern empfunden, daß der Erzherzog vorgeht." Aber sie zweifelte an der Liebe ihres Mannes, er erschien ihr zu kalt, zu nüchtern; für ihre glühende Seele war sein Wesen zu ruhig angelegt; sie hielt sein Herz nur für Freundschaft empfänglich. Wie war sie bemüht, ihn zu gewinnen, zu erhalten!

Die Schwermuth, welche das junge Leben dieser Fürstin verbitterte, schien ganz andere Gründe zu haben. Als die Frau eines Landedelmannes wäre sie glücklich geworden, an den stolzen Schritt einer Fürstin, an das unruhige wechselvolle Leben eines Hofes konnte sie sich nicht gewöhnen. Sie beklagt in einer Schrift das Schicksal, die Tochter eines Fürsten, die Sklavin der Etikette, so vieler Vorurtheile zu sein, gegen Charaktere und Intriguen zu kämpfen, die beste Zeit nur langweiligen Ceremonien opfern zu müssen. Inmitten der glänzendsten Feste empfand die junge Frau die Last einer thatenlosen Existenz, eine unausfüllbare Leere des Herzens. Sie vermochte diese Mißstimmung Niemand als ihrer Schwägerin Christina einzugestehen, weil Niemand sie

begriffen haben würde. Sie zog es vor, sich abzuwenden, die Augen zu schließen und ihre Hoffnung auf das andere Leben zu richten.

Eine Ahnung, daß sie bald sterben müsse, kam über sie, kein Zuspruch konnte sie davon abbringen, ja, sie sprach es aus, daß das Kind, welches sie 1762 zur Welt brachte, bald nachfolgen werde. In einem Aufsatze von 1763 schrieb sie: „Wann wird dies Leben mit seinem Elende, seinem Kummer, seiner Noth aufhören? Wann wird die Seele befreit sein von den Banden, die sie an die Maschine des Körpers fesseln, wann wird sie sich aufschwingen zu den himmlischen Wohnungen?" Die Nähe des Todes scheint ihr also höchst ersehnt, der einzige Schmerz, der sie drückt, ist — Die zu verlassen, die sie liebt. Im September 1763 wurde sie krank; bald darauf, am 22. November, brachte sie eine zweite Tochter zur Welt und starb fünf Tage später.

Statuen Josef's und Isabellens in Schönbrunn. (Seite 715.)

Erzherzog Josef war untröstlich in seinem Schmerze; niemals konnte er die Erinnerung an diese zauberhafte junge Frau vergessen. Es wird erzählt, daß Christina ihm die Briefe der Verstorbenen gezeigt hatte, in denen, wie bereits hervorgehoben, kein Wort über eine frühere Liebesneigung stand. Aber es ist begreiflich, daß Josef, wenn er diese Briefe gelesen, zu Tode betrübt sein mußte, erstlich über den Verlust einer Frau, die so viel Liebe in sich getragen, und zweitens über das verfehlte Lebensdasein, welches aus jeder ihrer Zeilen sprach. Eine Zeit lang lebte Josef ganz zurückgezogen; erst im Jahre 1764 erschien er wieder im Hofkreise. Man weiß, daß er nie wieder heiraten wollte und nur dem bestimmten Willen seiner Eltern nachgab, als er sich ein zweites Mal vermälte, wovon alsbald die Rede sein wird. Man weiß aber auch, wie unglücklich diese Ehe war.

Niemand jedoch betrauerte Isabellens Tod tiefer als Maria Christina. Wochenlang war sie in den tiefsten Schmerz versenkt. Das Kind, welches Isabella zurückgelassen, die kleine Therese, hütete sie wie ihr eigenes Kind. Als es in späteren Jahren erkrankte, brachte sie, in Erinnerung an dessen liebe Mutter, Abende und Nächte bei demselben zu. Als sie 1776 auf der italienischen

Reise durch Calorno kam, vermochte sie nur in tiefer Wehmuth die Zimmer zu betreten, welche Isabella in ihrer Jugend bewohnt hatte. Alle Briefe und Papiere, die an Isabella mahnten, wurden von Christina als theure Reliquien werth gehalten; sie nahm Alles nach Ungarn, Belgien und wieder nach Wien mit. In einem Gebetbuche, in dem sie noch in ihren letzten Stunden gelesen hatte, bewahrte sie ein Miniaturbild der Erzherzogin Isabella und ihrer kleinen Tochter: sie hatte die Worte dazu geschrieben: „Portrait de ma chère belle Soeur Isabella et de son unique fille la prémière est morte l'an 1763 a l'age de 21 ans le 27 Novembre en couche et de la petite verole au grand regret de tout le monde mais surtout de moi qui y ai perdue la meilleure et la plus vraye amie qu'il y aye au monde; cette femme etait douée de toutes les vertus qualités et agrement imaginables ayant vecue en ange elle est morte de même. La fille est morte à l'age de 7 ans et 10 mois l'année 1770 le 23 Janvier. (Porträt meiner theuren Schwägerin Isabella und ihrer einzigen Tochter. Die Erste starb im Jahre 1763 im Alter von 21 Jahren am 27. November bei der Niederkunft und an den Blattern zum großen Bedauern aller Welt, besonders meiner, die an ihr die beste und wahrste Freundin verlor, die sie auf der Welt hatte. Diese Frau war mit allen erdenklichen Tugenden, Eigenschaften und aller Anmuth begabt; als Engel lebend, ist sie auch als ein solcher gestorben. Die Tochter starb im Alter von 7 Jahren und 10 Monaten im Jahre 1770 am 23. Januar.)

Wie Isabella, so bewahrte auch Maria Christina zeitlebens eine Zartheit in aller Anschauung, die frauenhafte Milde und den frischen Glauben an die Menschheit. Aus ihren eigenen Briefen weht ein Hauch der Innigkeit, der ganz und gar an das Gemüth jener edlen, unglücklichen Frau erinnert. Das jugendliche Vertrauen, mit welchem sie sich Isabellen hingegeben, die unendliche Freundschaft, die sie erfahren, haben ihrem Leben auch in einer anderen Richtung Reiz verliehen; sie haben ihr Herz für die Liebe eines Mannes vorbereitet, dem sie für das Leben angehören sollte und mit dem sie sich 1766 vermälte — den Herzog Albrecht Casimir von Sachsen-Teschen.

In Bezug auf Isabella ist noch zu bemerken, daß die Kaiserin, ihre Schwiegermutter, das glänzendste Zeugniß ihrer Vortrefflichkeit gab, indem sie sich über dieselbe äußerte: „Es giebt im Verlaufe des Tages keinen Augenblick, in welchem ich nicht Veranlassung fände, sie zu bewundern." Ein andermal sagte sie wieder: „Ich liebe sie zu sehr, als daß ich sie behalten könnte; gewiß ist das ein Opfer, das der Himmel von mir fordern wird." Josef war glücklich mit ihr und freute und rühmte sich seines Glückes; er konnte des Lobes über seine Gemalin und ihre vortrefflichen Eigenschaften nicht satt werden. Wenn er mit ihr kleinere Reisen machte, reden die Briefe, die er an seine Mutter schreibt, von der Liebe zu seiner Frau und von der außerordentlichen Sorgfalt, mit der er sie behandelt. Am 28. Mai 1761 schreibt Josef Briefe an seine Mutter während einer Wallfahrtsreise nach Maria-Zell. In Lilienfeld bleibt er mit Isabella während eines Salve Regina drei Viertelstunden in der Kirche, dann ziehen sich Beide in ihre Gemächer zurück, unter denen noch heutigen Tags der Forellenteich zu sehen. Vom ersten Stock aus fangen nun Beide mit Angeln Fische. Josef schreibt an seine Mutter: „Ich hatte das Glück, am meisten zu fangen." Beide freuen sich wie Kinder und Josef berichtet seiner Mutter immer detaillirt, wie es ihnen ergangen und was sie erlebt. Und dennoch vermochte, achtundzwanzig Jahre später, selbst die Erinnerung an den glücklichen Aufenthalt seiner Frau im Stifte Lilienfeld ihn nicht für Gnade zu stimmen, und er decretirte dessen Aufhebung; die Stiftsgüter kommen unter den Hammer. Erst nach Josef's Tode wurde die Aufhebungsprocedur rückgängig gemacht.

Vom Obelisk in Schönbrunn hinweg, führen schattige Baumgänge nach einem allerliebsten Rasenplätzchen, welches zwei der schönsten Bildsäulen des Bildhauers Beyer schmücken — Olympia entdeckt ihrem Sohne Alexander das Geheimniß seiner Geburt. Die vortreffliche Arbeit der Bildsäulen abgerechnet, erhalten sie auch schon dadurch ein eigenes reizvolles Interesse, daß der Bildner in ihren Antlitzen die Züge Josef's II. und seiner Gemalin Isabella von Parma verewigte. (Bild Seite 713.)

Einen denkwürdigen Umstand bildet es endlich, daß die eben neu errichtete ungarische Nobelgarde am Vermälungstage Josef's mit Isabella zum ersten Male in Wien öffentlich auftrat. Schon Franz II. Rakoczy hatte eine ungarische adelige Leibgarde im Jahre 1707 errichtet. Es hatte der Verfall der Kriegskunst, der in der zweiten Hälfte des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Ungarn allgemein wurde, dann der Mangel an tüchtigen Officieren, womit Franz Rakoczy zu kämpfen hatte, den Fürsten im Jahre 1706 auf den Gedanken gebracht, eine fürstliche Leibgarde aus den tüchtigsten adeligen Jünglingen zu errichten, um so eine praktische Schule für Officiere in's Leben zu rufen. In kurzer Zeit war die Schaar von hundert Männern beisammen, und die glänzende Leibgarde wurde am 23. April 1707 in Klausenburg beeidet. Der Fürst selbst war Oberst der Garde, zum Oberstlieutenant wurde Baron Sigmund Kemeny (ein Nachkomme des siebenbürgischen Fürsten Johann Kemeny) bestellt. Die Leibgarde bestand ihre Feuerprobe gleich im folgenden Jahre in der unglücklichen Schlacht bei Trencsin, in welcher der Fürst verwundet wurde und beinahe dem Feinde in die Hände fiel. Die Trümmer der Leibgarde folgten dem Fürsten in die Verbannung und kämpften auch noch auf russischem Boden mit großer Tapferkeit. Diese Leibgarde diente später der von Maria Theresia errichteten königlichen Leibgarde zum Muster. Die Beweggründe Theresiens zur Errichtung derselben waren folgende.

Die alte Garde der Könige von Ungarn, von welcher sich noch unter König Sigismund, zugleich römisch-deutschem Kaiser (geb. 1366, gest. 1437), Spuren fanden, war erloschen; die Sprossen des erhabenen Stammes Habsburg, durch Erbrecht auf den Thron von Ungarn gelangt, hatten ihr Hoflager selten und immer nur für kurze Zeit in Ungarn aufgeschlagen; in solchen Fällen ließen sie sich von ihrer mitgebrachten deutschen Garde bewachen. Mit dem Momente des Regierungsantrittes der großen Maria Theresia aber war eine schwere Zeit für die österreichischen Staaten hereingebrochen; rings umgeben von kriegerischen, beutesüchtigen Nachbarn, welche Muth und Kräfte einer Frau um so leichter zu erschüttern meinten, bedurfte es jener altjährigen treuen Anhänglichkeit der österreichischen Völkerstämme, im Vereine mit der Seelengröße ihrer jungen Herrscherin, um den Stürmen siegreich zu widerstehen. Ungarn, durch Jahrhunderte schon die Vormauer der Christenheit gegen Türkenhorden, blieb in den heldenmüthigen Anstrengungen zur Bewahrung der vereinten Kronen auf Maria Theresiens Haupte nicht zurück; es waren das Jahr 1741 wie die folgenden Jahre reich an ritterlichen Thaten, die Oesterreich aus einer peinlichen Verlegenheit gerissen und Ungarns Hingebung neuerdings so glänzend besiegelt hatte. Maria Theresia pflegte geleistete Dienste nicht zu vergessen, und der Dank, den sie ausdrückte, war meistens eben so zarter als sinnreicher Art.

Als Papst Clemens XIII. (geb. 1693, gest. 1769) sie mit dem Titel einer apostolischen Königin, den schon die alten Könige Ungarns geführt, in einem eigenen Breve neu begrüßt hatte, da erwachte in dem Herzen der erhabenen Frau die Erinnerung an alle geleistete Dienste um so lebhafter, als auch bald darauf die Vermälung ihres Erstgeborenen, des Sohnes ihrer Kämpfe und Trangsale, mit der größtmöglichen Verherrlichung gefeiert werden sollte.

Waren gleich damals die blutigen sieben Kriegsjahre noch nicht vollendet, so beschloß die Königin, und zwar mitten im Geräusch der Waffen, dem Volke Ungarns einen schönen Beweis ihres Zutrauens und ihrer Liebe zu geben.

Ihrem Vorhaben kam der damalige ungarische Oberst-Hofkanzler Nikolaus Graf Palffy (geb. 1710, gest. 1773) trefflich entgegen; er hatte gegen die Kaiserin-Königin den Gedanken mündlich geäußert, eine Leibwache zu errichten, welche nur allein aus ungarischen Edelleuten bestehen sollte. Die Kaiserin befahl ihm sofort, die Idee schriftlich näher zu entwickeln und in einem besonderen Vortrage vorzulegen, welchem Befehle Palffy in einem durch Geist und Sachkenntniß gleich ausgezeichneten Berichte, im größten Detail ausgearbeitet, entsprach. Nach Begutachtung des Planes durch die Minister-Conferenz gab Theresia am 12. Februar 1760 ihre Zustimmung und es wurde an die Gespanschaften Ungarns ein Circularschreiben erlassen, worauf alsbald die Bekanntgabe von Seite derselben erfolgte, daß sie bereitwillig die Kosten des Unterhaltes bestreiten wollten.

So war denn die ungarische adelige Leibgarde gegründet und wurde auch sofort eingeführt. Der Capitän derselben gehörte zu den Reichswürdenträgern, die Garden waren junge Edelleute aus Ungarn und den Nebenländern, hatten Lieutenantsrang und wurden, nachdem sie mehrere Jahre gedient, entweder in der Armee oder in ungarischen Civilämtern verwendet. Ihre schöne National-Uniform bestand aus Dolman und Beinkleidern aus dem feinsten Scharlach, mit Zobel verbrämt und mit Silber gestickt, als Mäntel trugen sie echte Tigerfelle um die Schultern, die Schabracken ihrer edlen Schimmel waren von grünem Sammt, das Pferdegeschirr aus massivem Silber. Als Wohnung erhielt die Leibgarde den von der Kaiserin eigens zu diesem Zwecke angekauften fürstlich Trautson'schen Palast Nr. 1 (heute Hofstallstraße Nr. 7) in der Wiener Vorstadt St. Ulrich am Glacis. (Bild Seite 728.)

Diese herrliche Leibwache leistete am 23. September 1760 in Preßburg den Eid und paradirte am folgenden 1. October bei Gelegenheit des Einzugs der Prinzessin Isabella von Parma zum ersten Male öffentlich. Da erregten die jugendlichen schönen Gestalten, bedeckt von hohem Kalpak mit weißen Reiherbüschen, den großen gekrümmten ungarischen Säbel schwingend, wie angenietet auf den herrlichen, vor Feuer schäumenden, ungarischen Pferden ungeheures Aufsehen in Wien. Capitän wurde damals Johann Leopold Graf Palffy (geb. 1728, gest. 1791). Europäischen Ruf erlangte später die Pracht des Brillanten- und Perlenschmuckes, mit denen der Capitän Nikolaus Fürst Eszterhazy (geb. 1714, gest. 1790) bedeckt war, wenn er bei feierlichen Hoffesten an der Spitze der Garden ritt. Auch mehrere der trefflichsten ungarischen Gelehrten befanden sich in der Garde, so die Dichter Abraham von Barcsay (geb. 1742, gest. 1806), Alexander von Baroczy (geb. 1736, gest. 1809), Georg von Bessenyei (geb. 1740, gest. 1814, nebstbei berühmt durch seine Riesenstärke), Michael Czirjek (geb. 1753, gest. 1798), Alexander Kisfaludy (geb. 1772, gest. 1844), Anton von Szalkai (gest. 1804) u. A. m.

Die unglückliche zweite Ehe Josef's.

Josef fühlte nicht die mindeste Neigung, sich ein zweites Mal zu vermälen; als nach der Frankfurter Reise Maria Theresia in ihn drang, eine zweite Frau zu nehmen, gab er ihr eine ausweichende Antwort; es war der Kummer um seine erste Gemalin noch viel zu lebendig in ihm, und man war zu rasch

in ihn gedrungen. Endlich aber stimmten ihn die starken Nöthigungen seiner Eltern und sein eigener Wunsch, einen Erben zu erhalten, um.

Es waren vier Prinzessinnen in Vorschlag, unglücklicherweise aber traf Josef das Geschick, eine fast in jeder Beziehung für ihn unglückliche Wahl schließen zu müssen. Gleich anfangs erklärte sich Josef für die Schwester seiner verstorbenen Gemalin, die Prinzessin Louise von Parma (geb. 1751); man erkundigte sich durch die verwitwete Königin von Spanien und das französische Ministerium, doch der König machte geltend, daß die Infantin Louise schon für den Prinzen Karl von Asturien (nachmals König Karl IV. von Spanien) bestimmt sei, auch hatte Maria Theresia keine Neigung für eine erneuerte Verbindung mit Parma. In Paris sprach man dem österreichischen Botschafter von der Tochter des Herzogs Louis von Orleans, welche jung und schön war und eine Mitgift von zwanzig Millionen Livres zu erwarten hatte; aber Maria Theresia nahm die uneheliche Geburt der väterlichen Großmutter (einer natürlichen Tochter König Ludwig's XIV.) und die üble Aufführung der verstorbenen Mutter als ein Hinderniß für eine Verbindung mit ihrem Hause. So blieben denn nur mehr vier Prinzessinnen zur Auswahl; die erste war die schöne liebenswürdige Prinzessin Elisabeth von Braunschweig; die Kaiserin wollte sie aber nicht haben und Elisabeth heiratete den dicken Prinzen, später König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, von welchem sie bald geschieden wurde. Die zweite Prinzessin war die Infantin Donna Benedicta von Portugal; von dieser hatte man wieder dem Kaiser Franz gesagt, ihr Aeußeres scheine nicht zu versprechen, daß sie würde Kinder zeugen können, und so wollte er sie nicht haben. Auch erklärten sich Frankreich und Spanien für diese Entschließung.

Nunmehr waren nur noch eine sächsische und eine bayerische Prinzessin in Vorschlag. Nun drang Maria Theresia in den Oberststallmeister Karl Johann Graf Dietrichstein (geb. 1728, gest. 1808), einem bekannten Kenner und Schätzer der Damen, der aber ein ziemlicher Michel Glattweg war, er möge ihr doch ganz offen sagen, welcher von den beiden deutschen Damen er den Vorzug geben würde, wenn er die Wahl für sich selbst zu thun hätte. Lange wollte Dietrichstein mit der Sprache nicht herausgehen, endlich, nachdem ihm die Kaiserin versichert hatte, er könne sich ganz nach Belieben aussprechen, sie werde ihm gar keines seiner Worte übel nehmen, sagte der Graf in seiner Urwüchsigkeit: „Na, wissen S', Majestät, ich muß aufrichtig g'steh'n, wann ich die freie Wahl hätt', nehmet ich gar keine von die zwei; — wann S' mir aber's Messer an die Gurgel setzeten und ich müßt' absolut eine oder die andere nehmen, wählet ich doch lieber d'Boarin (Bayerin), denn die hat wenigstens ordentliche Brüst'." Die Kaiserin lachte herzlich und billigte die Triftigkeit des angeführten Grundes.

Am meisten geneigt war Maria Theresia für die sächsische Prinzessin, Kunigunde (geb. 1740), jüngste Tochter Königs August III., Schwester des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen, der sich schon damals stark um die Hand der Erzherzogin Christina bewarb, welche kluge Prinzessin es auch war, die ihren Bruder auf alle Weise zu der sächsischen Verbindung zu bestimmen suchte, denn sie hoffte, daß dann auch ihre eigene Wahl, welcher Kaiser Franz sehr entgegen war, mehr Förderung erhalten würde. Theresia hätte gerne gesehen, wenn diese ihre Wahl allgemeinen Beifall gefunden hätte, und sie drängte ihren Sohn, sich diesbezüglich auf die Brautschau zu begeben. Josef gab nach und ging im October 1764, als der Hof von der ungarischen Reise zurückkehrte, mit seinem Bruder Leopold (geb. 1747, gest. als Kaiser 1792) nach Prag und Teplitz; Letzterer wollte vor seiner Uebersiedlung als Großherzog von Toscana

noch die böhmischen Lande sehen. Der Hauptzweck war aber, die sächsische Prinzessin Kunigunde kennen zu lernen, die mit ihrer Schwägerin, der verwitweten Churfürstin, nach Teplitz gekommen war, ihren Bruder zu besuchen. Das Rendezvous sollte, wie zufällig, auf einer Jagdpartie geschehen; die klapperdürre und bebartete Prinzessin fand sich zu Pferde ein. Die Begegnung war eine äußerst kurze, jedoch entscheidende — Josef verzichtete auf alle weiteren Bemühungen um ihre Hand. Als Entschädigung verschaffte der Wiener Hof der Prinzessin Kunigunde die Abteien Essen und Thorn.

Josef hatte seiner Mutter nicht verhehlt, daß er für die sächsische Prinzessin keine Neigung gewinnen könne, aber er erklärte seine blinde Unterwürfigkeit unter ihren Willen. Als dann Theresia und Franz nochmals in ihn drangen, entschied er sich für die bayerische Prinzessin Josefa (Tochter Karl's VII.; geb. 1739; Bild Seite 721). Zu diesem Zwecke reiste er Ende October 1764 über Linz nach Straubing, angeblich, um seiner Tante, der Prinzessin Charlotte von Lothringen, entgegenzugehen. Diese neue Brautschau erregte am Hofe großes Aufsehen, denn man wußte auch, daß der Churfürst von Bayern diese Heirat sehr wünschte, aber die Hofherren vom alten Schlage fanden eine solche Neuerung unerhört, indem nach alter Sitte einem Prinzen von so hoher Geburt nur das Porträt seiner bestimmten Braut zugesendet zu werden pflegte. Es gestattete indeß Maria Theresia aus Schonung für sein Gemüth und sein Glück diese Fahrt.

Prinzessin Josefa machte allerdings ebenfalls nicht den mindesten Eindruck auf Josef, aber er entschied sich für sie auf die Vorstellung seiner Eltern, wiewohl mit schwerem Herzen. Da die Kaiserin nach ihrer gewohnten Lebhaftigkeit auf die Beschleunigung der Heirat drang — die Aussicht auf die bayerische Erbschaft hatte hier den letzten Ausschlag gegeben — wurden die Anwerbungsbriefe gleich nach München geschickt und schon im künftigen Fasching sollte die Hochzeit gefeiert werden. Es wurde der damalige Gesandte in München, Alois Ernst Graf Podstatzky-Liechtenstein (Vater des unglücklichen Banknotenfälschers, 1785, von dem noch die Sprache sein wird), nach Wien berufen, um das Nöthige wegen der Ehepacten und des Ceremoniells zu verabreden. Die Kaiserin verlieh ihm für diese Zeit den Botschaftscharakter; auch der bayerische Gesandte in Wien, Christian Johann Graf Königsfeld, den die Memoiren jener Tage „einen traurigen, schläfrigen Herrn, der überall zu spät kam", nennen, erhielt diesen Rang. Anton Graf Schaffgotsche hatte die Ehre, das Porträt Josef's nach München zu bringen.

Zum künftigen Oberstthofmeister der Braut wurde der österreichische Gesandte in Dresden, Franz Philipp Graf Sternberg (geb. 1708, gest. 1786) bestimmt; die Kaiserin hatte ihm dieses Amt bereits zugedacht, als ihr Auge noch auf der sächsischen Prinzessin ruhte. Zur Oberstthofmeisterin wurde die Gattin des Feldzeugmeisters Ferdinand Karl Graf Aspremont-Lynden (geb. 1689, gest. 1771, einer der edelsten und großmüthigsten Männer), bestimmt. Maria Theresia ersuchte diese Dame wegen ihrer ausgezeichneten Eigenschaften und ihres edlen Charakters eigens darum; sie war die erste verheiratete Frau, der man bei dem österreichischen Hofe dieses Amt übertrug, denn bisher hatte man dazu nur verwitwete Frauen genommen. Sie erhielt den Rang nach der Oberstthofmeisterin der Kaiserin und vor allen Fürstinnen. Uebrigens hat sich Josef für den Hofstaat seiner künftigen Frau alle Cavaliere und Damen aus, welche bei der verstorbenen Erzherzogin Isabella gedient hatten.

Am 16. Januar 1765 kam Graf Minucci mit der Nachricht, daß die Verlobung in München vollzogen wurde; nach der Etikette am bayerischen Hofe brachte er auch die Trauringe mit. Tags darauf wurde die Verlobung in Wien gefeiert. Am 20. Januar reiste der Kaiser nach Melk, um die Braut

dort zu empfangen. Josef fuhr ihr bis Linz entgegen. Maria Theresia ging nach Schönbrunn, wo die Hochzeit stattfinden sollte. Zu Dienstkämmerern hatte sie ernannt den Herzog von Aremberg, Fürst Ferdinand Lobkowitz, Franz Liechtenstein und den jungen Franz Anton Khevenhüller. Alle mußten in gleicher Uniform erscheinen, und zwar die Damen im blauen Satin (Atlas), mit Zobel ausgeschlagenen Adriennes (Ueberwürfen), die Männer in blausammtnen, mit Gold verbrämten Kleidern, welche Auszeichnung auch auf die Conferenz- und Staatsräthe, die Prinzen von Sachsen und Zweibrücken, sowie auf den ganzen Hofstaat, der nach Lambach vorausgegangen war, ausgedehnt wurde.

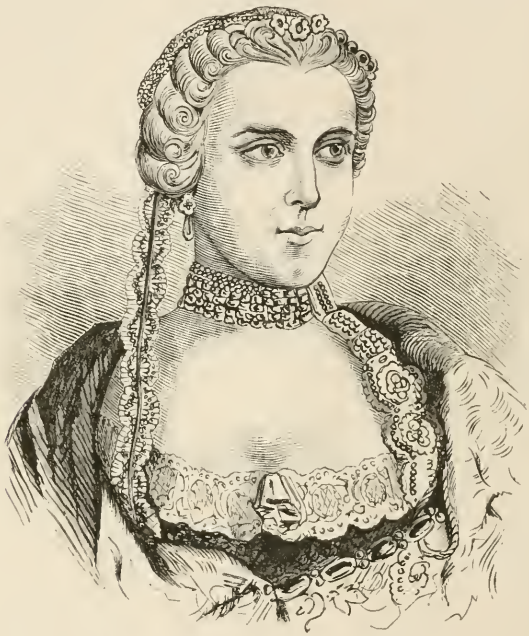
Maria Theresia erwartete die Braut in dem Landhause des Fürsten Khevenhüller in Weidlingau. Später schickte sie der Hausfrau für die Bewirthung daselbst durch ihre Freundin, Maria Anna Gräfin Vasquez, eine schöne emaillirte Schachtel und ihr Porträt in einer mit Brillanten gefaßten Vorsteckнadel. Theresia hatte nur eine auserlesene Gesellschaft mitgenommen; außer der kaiserlichen Familie, dem Prinzen Karl und der Prinzessin Charlotte von Lothringen, waren bei der Gesellschaft nur Damen und Cavaliere vom ältesten Adel und die Stabsofficiere. Nachmittags um zwei Uhr am 22. Januar kamen der Kaiser und Josef (bereits am 27. März 1764 zum römischen König erwählt und am 3. April zu Frankfurt gekrönt) mit der Braut an und gegen Abend war feierlicher Empfang in Schönbrunn. Josef, Erzherzog Leopold, Prinz Karl und alle Männer erwarteten die Prinzessin am Thore, die Majestäten und die Damen oben auf der Stiege. In dem großen Saale war dann der Handkuß des gesammten Hofadels. Nur die geheimen Räthe, Kämmerer, Generale, Truchsessen und Garden wurden an diesem Abende zugelassen, um das Gedränge nicht zu vermehren. Am 23. Januar Abends sieben Uhr wurde die Vermälung in der Salette der Gallerie von dem päpstlichen Nuntius vollzogen. Nach dem Trauungsacte ging man in die Gemächer der jungen Frau; dann folgte ein großes hochzeitliches Souper, nach welchem die Majestäten das junge Paar in ihre Gemächer zurückbegleiteten.

Als die Prinzessin Josefa sich vermälte, war sie fünfundzwanzig Jahre alt und zwei Jahre älter als Josef. Sie hatte eine unschöne Haltung und war weder anmuthig noch hübsch. Als Maria Theresia die junge Frau in Weidlingau empfing, lasen die Hofleute ihr vom Gesichte herab, wie furchtbar enttäuscht sie von der äußeren Erscheinung ihrer Schwiegertochter war. Man glaubte ihre Tante, die Königin von Polen, Maria Josefa, in ihren älteren Jahren vor sich zu sehen. Bei all' ihrem Mangel an persönlichen Reizen erwarb sie sich jedoch durch ihre Tugend und Gottesfurcht, durch ihre Liebe und Zärtlichkeit für ihren Gemal bald die Hochachtung und Verehrung des ganzen Hofes. Sie bezeigte sich gegen Jedermann verbindlich und zuvorkommend, machte sich durch ihre Freundlichkeit und Leutseligkeit beim Volke beliebt, so daß sich Alles den fröhlichsten Hoffnungen hingab.

Die Festlichkeiten nach der Hochzeit dauerten bis in den Juni hinein, ja, es schien die alte fröhliche Zeit vor dem siebenjährigen Kriege zurückgekehrt. Gleich in den ersten acht Tagen hatten der Adel und die Bürgerschaft von Wien Alles gethan, um dem jungen Fürsten und seiner Frau ihre Huldigungen auszudrücken. In Schönbrunn waren Galatage, Hoftafeln, Theater. Die Hofherren speisten mit den Majestäten; Abends wurde eine Operette „Il parnasso confuso" von Metastasio, Musik von Gluck, gegeben. Die Vorstellung fand in der großen Anticamera oder in dem sogenannten Salon des batailles statt; sie war interessant, weil die Erzherzoge und Erzherzoginnen mitwirkten. Erzherzogin Elisabeth (geb. 1743) sang die Partie des Apollo, Amalie

(geb. 1746), Josefa (geb. 1751) und Carolina (geb. 1752) jene der drei Grazien, die jüngsten Herren und Frauen, Erzherzoge Ferdinand (geb. 1754) und Maximilian (geb. 1756) und Erzherzogin Antoinette (geb. 1755) tanzten; Josef spielte die Clavierbegleitung und Leopold dirigirte das Orchester. Die Erzherzoginnen waren vortreffliche Sängerinnen, wie es Maria Theresia in ihrer Jugend gewesen; das Ganze gewährte einen allgemein freudigen Eindruck.

Am 28. fuhren die Majestäten in die Stadt zurück und am 29. hielt der römische König mit seiner Gemalin den feierlichen Einzug in Wien. Alles Volk war auf den Straßen und in der Burg ein solches Gedränge, daß die Kaiserin zu spät zum Empfange kam. In der großen Capelle war Tedeum, die Herrschaften speisten öffentlich und Abends war „Appartement" (Zirkel in den Gemächern). Nach demselben besahen die Herrschaften von der großen Loge



Isabella, Josef's erste Gemalin. (Seite 708.)

aus den Freiball im Redoutensaale. Da der Eintritt allen anständig gekleideten Leuten gestattet war, so war ein außerordentlicher Zulauf, und die Hofherren fanden den Ball so „schmutzig", daß er zu einem Hochzeitsfeste nicht paßte.

Am 30. war abermals große Gala und öffentliche Tafel; Abends wurde Gluck's neue Oper „Telemaco" aufgeführt. Dann besuchten die Herrschaften im Domino den maskirten Freiball und soupirten im kleinen Redoutensaal. Da die Kaiserin gestattet hatte, daß Jedermann zuschauen könne, war ein solches Gedränge, daß man die Thüren absperren mußte. Vormittags war in der Stadt eine eigenthümliche Feier vor sich gegangen; es hatte nämlich die Kaiserin, um die Hochzeit ihres Sohnes durch ein Werk der Barmherzigkeit zu segnen, fünfundzwanzig junge Brautpaare ausgestattet; jedes erhielt fünfzig Gulden zum Hochzeitsmahl und hundertfünfzig Gulden Aussteuer. Die Paare wurden in der Stefanskirche getraut und zogen dann in die Burg, um der Kaiserin zu danken.

Im darauffolgenden Fasching wurden, da viel Schnee auf den Straßen lag, die Schlittenfahrten wieder beliebt. Die Kaiserin fuhr aber selten mit, sie überließ dies den jungen Damen. Der Kaiser dagegen und Josef nahmen immer Antheil; Ersterer führte gewöhnlich seine Schwiegertochter, Josef die Prinzessin Charlotte von Lothringen, die jeden Winter in Wien zubrachte. Manchmal führte er aber auch seine Frau. Am 12. Februar hatte Maria Theresia nach einer Fahrt bei Windlichtern mit zwanzig Rennschlitten durch die Stadt ein kleines Maskenfest veranstaltet und die Billets dafür selbst vertheilt. Kaiser und Kaiserin erschienen in ihrer gewöhnlichen Kleidung, die Gäste wechselten jedoch öfters ihre Masken. Maria Theresia ließ sich bewegen, eine Schlittenfahrt nach Laxenburg und Hetzendorf mitzumachen; noch bis zehn Uhr Abends fuhr man in den Straßen der Stadt herum. Es wurde als höchst

Josefa, zweite Gemalin Josef's. (Seite 718—725.)

auffallend bemerkt, daß die Fürstin Marie Wilhelmine Josefa Auersperg (geborene Gräfin Neipperg 1738, vermält 1755, gest. 1775) von allen diesen Aufzügen und Festen ausgeschlossen war; die Kaiserin war diesmal nicht zu bewegen gewesen, sie einzuladen — es hatte sie wohl wieder einmal eine recht peinigende Eifersucht überkommen.

Diesen Tag war Maria Theresia besonders heiter und theilnehmend. Noch am letzten Abend gab sie einen kleinen Ball für die Gesellschaft des Hofes. Die Heirat ihres Sohnes hatte sie froh gestimmt, obwohl es unverkennbar war, daß er keine große Zärtlichkeit für seine Frau habe. Im März gab man sich wegen der Gesundheit der jungen Frau angenehmen Hoffnungen hin, sie durfte deswegen nicht mit nach Innsbruck, aber man fand sich getäuscht. Josefa war ihrem Gemale mit aller Liebe und Aufopferung zugethan; sie mußte jedoch bald fühlen, daß sie keine Stelle in seinem Herzen einnehme, und dies machte die ohnehin schüchterne anspruchslose Frau noch unglücklicher. Ihre größte Stütze

war der Kaiser Franz; sie war untröstlich, als sie seinen zu Innsbruck am 18. August 1765 erfolgten Tod vernahm.

Nun folgte der traurige Winter von 1765 auf 1766. Am 1. Mai wurde die bisherige Trauer wegen des Ablebens Franz' I. abgeändert; am 3. übersiedelte der Hof nach Laxenburg. Die Kaiserin-Königin bewohnte nun den sogenannten „blauen Hof" oder das Daun'sche Haus; der junge Hof und die beiden Erzherzoge Ferdinand und Max wohnten im alten Schloß. Die verwitwete Kaiserin speiste fast immer allein; der neue Kaiser Josef, seine Gemalin, seine Schwestern mit der gewöhnlichen Gesellschaft im alten Schloß. Die Soupers in Gesellschaft, welche den verstorbenen Herrn so sehr erheitert hatten, hörten nun ganz auf, weil Josef Abends gar nichts oder wenig auf seinem Zimmer zu essen pflegte. Die junge Kaiserin blieb mit ihren Damen allein und die übrige Laxenburger Gesellschaft zu Hause. Josef ritt gerne aus, aber er dispensirte Jeden von der Pflicht, ihn zu begleiten. Auch die Partien im Lusthause hörten auf, weil der junge Kaiser nicht gerne spielte und sich auch nicht langweilen wollte; er ritt lieber herum, sah Regimenter exerciren und ging überhaupt mehr mit Militär um, wie dies früher beim österreichischen Hofe der Fall gewesen. Die Herren und Frauen, welche das fröhliche Treiben aus der früheren Zeit gewohnt waren, fanden diesen Aufenthalt in Laxenburg und Schönbrunn höchst traurig. Josef verreiste mit mehreren Generalen nach Böhmen zu den Truppenübungen, dann ging er an die Grenze und nach Dresden.

Am 25. Juni 1766 begab sich Josefa nach Baden, um dort die Cur zu gebrauchen. Es folgte ihr eine große Suite; sie empfing immer, fast täglich war große Tafel für etwa vierzig Convents. Es hatte Maria Theresia bekannt machen lassen, daß sie diese Aufwartung gerne sehen würde; sie that ja Alles, um der unglücklichen Frau, für welche Josef täglich weniger Zuneigung zeigte, das Leben etwas zu erheitern. Schon bei der Reise nach Innsbruck hatte sie ihr alle Ehren wie einer regierenden Frau erweisen lassen. Sie besuchte sie nun selbst sehr häufig; von den Erzherzoginnen mußte täglich eine nach Baden fahren und den Nachmittag dort zubringen.

Die Hoffnungen auf eine glückliche Ehe zwischen Josef und seiner Gemalin waren nicht in Erfüllung gegangen. Wenn Josef mit ihr öffentlich erschien, erwies er ihr alle Hochachtung und alle Ehren; von dem inneren Jammer der Familie kam deshalb wenig in die Außenwelt. Josefa nahm auch an allen Vergnügungen Antheil, am 21. Mai 1767 wurde sie aber bettlägerig. Man hielt es anfangs für die Folge einer Unverdaulichkeit, allein schon am andern Tage brachen die Blattern aus, und zwar in der gefährlichsten Art. Die jungen Herrschaften, Maria Theresia und Josef, der seine Mutter nicht verlassen wollte, verfügten sich Abends nach Schönbrunn, aber die Nachrichten über das Befinden Josefa's hielten jedes Vergnügen zurück und Maria Theresia wie Josef kehrten gleich wieder in die Burg zurück, um die kranke Frau nicht zu verlassen; es wurde, um jede Ansteckung zu verhüten, alle Verbindung mit Schönbrunn, woselbst die übrigen Glieder der kaiserlichen Familie zurückgeblieben waren, abgebrochen.

Noch an demselben Tag aber mußte Maria Theresia zu Bette gehen; sie hatte ihre Schwiegertochter beim Abschiede umarmt, wurde aber doch nachher unruhig. Der Leibarzt Gerhard van Swieten tröstete sie wohl damit, daß die Blattern beim Ausschlagen nicht so leicht ansteckend seien, allein nachdem sie bei der jungen Frau bis drei Uhr Früh gewacht hatte, bekam sie Kopfweh und Alteration, so daß man ihr zur Ader lassen mußte.

Bei Josefa nahm die Krankheit so rasch zu, daß die Aerzte nicht viel Tröstliches sagen konnten und man ihr die Sacramente reichen mußte. Das

hochwürdigste Gut wurde, da weder der Cardinal-Erzbischof von Wien, noch der Nuntius anwesend waren, von dem Burgpfarrer aus der großen Kapelle in die Kammer der kranken Frau getragen; später wurde ihr auch die letzte Oelung gereicht. Bei Hof und in der Stadt war Alles in der höchsten Bestürzung. Man erinnerte sich nicht, daß jemals drei Glieder der kaiserlichen Familie zugleich an den Blattern erkrankt waren, und man mußte jede Stunde erwarten, die Function bei den anderen wiederholen zu müssen. Alle Schauspielhäuser wurden geschlossen, in den Kirchen wurde das hochwürdigste Gut ausgestellt; eine Menge Volkes aus der Stadt und in den Vorstädten strömte in die Kirche. Cardinal-Erzbischof Christoph Graf Migazzi (geb. 1714, gest. 1803), welcher rasch von seinem Bisthum Waizen zurückgekehrt war, ließ überall beten und Messen lesen.

Josef wollte seine Mutter nicht einen Augenblick verlassen; er ließ sich sein Bett in einem Nebenzimmer aufschlagen, viele Nächte wachte er hindurch und zugleich expedirte er in seiner gewöhnlichen Ordnung und Emsigkeit alle Depeschen. Die ebenfalls erkrankte Erzherzogin Maria Christina befand sich am 26. etwas besser; auch bei Maria Theresia erklärten van Swieten und der zweite Leibarzt Georg Ignaz von Hunelauer (geb. 1719, gest. 1785) die Art der Blattern für weniger gefährlich als bei Josefa. Bei dieser erschöpften Fieber und Blattern alle Kräfte und die arme junge Frau starb nach mehrtägigem Leiden am 28. Mai 1767 um sechs Uhr Früh. Sie hatte ihre schwere Krankheit mit der größten Geduld ausgestanden; am 27. Früh, nachdem sie die heilige Messe gehört, fing sie zu deliriren an und nahm dann an Leibes- und Gemüthskräften immer mehr ab, bis sie endlich recht sanft und ruhig im achtundzwanzigsten Jahre ihres Alters in den Herrn entschlief.

Der Memoirist Khevenhüller fügt seinen Berichten darüber bei: „Man konnte von ihrer Gottesfurcht und anderen vielen Tugenden nur das Beste sagen; sicher ist es, daß, wenn der Kaiser (Josef) ihre Gestalt und ihre freilich nicht noblen Manieren hätte gewöhnen können und nicht eben so einen brillanten Verstand, wie seine erste Gemalin gehabt, gefordert hätte, sie sonst durch ihre übergroße Zärtlichkeit zu ihm und recht blinde Ergebung in seinen Willen, seiner Gegenliebe würdig gewesen wäre, wie er es selbst anerkannte und gegen einige seiner Vertrauten bei der Nachricht ihres Hinscheidens Worte fallen ließ, welche seine innere Reue über seinen Kaltsinn andeuteten. Zuvörderst hatte er es sich sehr angelegen sein lassen, daß wegen des Begräbnisses alles Nöthige veranstaltet wurde; er gab Ulfeld und Sternberg die nöthigen Befehle und ließ an ihre Gemächer die Sperre anlegen."

Der Tourist Wraxall bespricht das Verhältniß der beiden Gatten in folgender Weise: „Ich bin von Personen, die bei der Vermälungsfeier zugegen waren, versichert worden, daß die Prinzessin (Josefa) dazumal noch keineswegs ein Gegenstand des Abscheues war, obgleich sie weder die Eleganz, noch die geistigen Vorzüge ihrer Vorgängerin, der Infantin von Parma, besaß. Ihr Gemal selbst schien mit ihr zufrieden zu sein, man hoffte, ihre Gutmüthigkeit werde den Mangel persönlicher Reize ersetzen. Selbst ihre Feinde gaben zu, daß sie gegen Jedermann freundlich, verbindlich und zuvorkommend war, aber ihr Verstand war beschränkt und ihre Bildung vernachlässigt. Bis zur Unterwürfigkeit demüthig in ihrem Benehmen gegen Josef, den sie leidenschaftlich liebte, versuchte sie umsonst, durch alle Mittel ihm Interesse einzuflößen. Ihre Zärtlichkeit und ihre Liebkosungen entfernten sein Herz nur immer mehr und mehr von ihr."

„Gewiß ist, daß sie mit natürlichen Mängeln behaftet war, die das große Ziel ihrer Verbindung, nämlich den Kindersegen, verhinderten. Diese Mängel konnten oder sollten dem Churfürsten von Bayern (Maximilian), ihrem Bruder,

nicht unbekannt gewesen sein, und war es nicht weniger unverständig als in Wahrheit unehrenwerth gewesen, sie zu verschweigen. Der Kaiser (Josef) bezeigte ihr unverholen seinen Widerwillen. Zum Unglück bekam sie noch einen scorbutischen (zahnfleischfänligen) Ausschlag, der ihr Gesicht und ihren ganzen Körper verunstaltete. Josef äußerte diesbezüglich gegen eine Vertrauensperson: Meine Frau wird mir unerträglich. Ich halte es nicht länger aus. Man will, daß ich Kinder bekomme? Wo ist das Mittel, selbe zu erhalten? Und noch, wenn ich meine Fingerspitze auf den allerkleinsten Theil ihres Körpers legen könnte, der nicht mit Finnen bedeckt wäre, würde ich trachten, Kinder zu haben."

„Kaiser Franz I. war der Einzige in der kaiserlichen Familie, der sie mit Zärtlichkeit behandelte, sie beschützte und beschirmte. Als er im August 1765 in Innsbruck starb, rief die Prinzessin (Josefa) bitterlich weinend aus: „Oh, ich Unglückliche! Ich habe meine einzige Stütze verloren!" — Die Prinzessin ward von nun an allgemein vernachlässigt, verachtet und verlassen. Selbst Maria Theresia behandelte sie mit Kälte. Die Erzherzogin Christina, die immer gegen die Heirat gewesen war, konnte mit Mühe ihre Abneigung verbergen. Josef verharrte in seiner verächtlichen Vernachlässigung, obgleich ihre Unterwürfigkeit und ihre Scheu vor ihm so groß war, daß sie jedesmal, wenn er zu ihr in's Zimmer kam, zitterte und erbleichte."

Da sieht man wohl klar, daß der Tod Josefa's alle Beide von ihrem gegenseitigen Unglück erlöste. Nachdem sie erkrankt war, hatte sich Josef immer geweigert, zu ihr zu gehen, erst als seine Mutter von derselben Krankheit ergriffen worden war, besuchte er seine sterbende Gemalin. Die Bösartigkeit der Pocken, mit denen Josefa befallen wurde, war von der Art, daß ganze Theile ihres Körpers vor ihrem Hinsterben abstarben, Theile ihres Gesichts wurden ganz schwarz und faulig. Gleich nach ihrem Verscheiden mußte man sie einnähen und so mit verdecktem Gesichte auf dem Paradebette aussetzen. Das gab zu der höchst albernen, besonders in Bayern stark verbreiteten Sage, die viele Jahre im Volke lebte, Veranlassung, Josefa sei nicht gestorben, sondern ein Stein in ihren Sarg gelegt worden und sie lebe noch immer im tiefsten Geheimniß in einer niederländischen Festung oder in einem Kloster versteckt, um erst nach dem Tode ihrer Schwiegermutter wieder hervorzukommen, da diese auf ihre Schwiegertochter furchtbar eifersüchtig gewesen. (Wahrhaftig das Dümmste, was sich erfinden ließ!) Darum hätte auch Josef niemals das von seinen Völkern heißgewünschte dritte Ehebündniß schließen können.

Nun, sein Wunsch, es zu schließen, kann nicht bezweifelt werden, hauptsächlich dieses Zweckes halber unternahm er die zwei Reisen nach Italien (1769 und 1774) und die französische Reise (1777); er konnte aber eine schöne und geistvolle Frau, wie er sie wünschte, unter den katholischen Prinzessinnen Europas nicht finden. Als er seinen Neffen Franz (als Kaiser später Franz II.) nach Wien kommen lassen und zum Thronfolger bestimmt hatte, da hatte Josef bereits auf eine dritte Heirat verzichtet.

Ein höchst betrübender Umstand endlich ist noch anzuführen. Es war nämlich die unglückliche bayerische Prinzessin Josefa noch als Leiche Ursache des Todes ihrer Namensschwester, der Erzherzogin Josefa.

Maria Theresia hatte seit dem Tode ihres Gemals die Gepflogenheit, am Achtzehnten jedes Monats (dessen Sterbetag) früh in die Kapuzinergruft sich zu begeben und am Sarge des Kaisers Franz zu beten; häufig veranlaßte sie auch ihre Töchter, sie zu begleiten, oder befahl ihnen, eine solche Andacht allein zu verrichten. So geschah es auch im Jahre 1767.

Erzherzogin Maria Josefa Gabriele (geb. am 19. März 1751) wurde am 8. September 1767 mit Ferdinand IV., König Beider Sicilien,

versprochen, und sollte demselben am 14. October zu Neudorf in dem nachmaligen erzbischöflichen Sommerpalais durch Vollmacht vermält werden, wobei ihr Bruder, Erzherzog Ferdinand, als Stellvertreter des königlichen Bräutigams zu fungiren bestimmt war. Alle Vorbereitungen zur Hochzeitsfeier waren bereits getroffen und der Tag der Abreise nach der Vermälung, also für den 15. October, festgesetzt. Es hatte jedoch die Vorsehung bestimmt, daß die Heirat nicht vollzogen werde und die Prinzessin ihrer gleichnamigen Schwägerin in's Grab folgen sollte.

In der Zeit zwischen ihrer Verlobung und ihrer Abreise von Wien, wünschte Maria Theresia dringend, daß Josefa zum letzten Male ihr Gebet in der Gruft ihrer Ahnen verrichte, und bestand darauf, daß dieselbe in das Gewölbe der Kapuziner hinabstiege. Die junge Erzherzogin bezeugte jedoch einen entschiedenen Widerwillen gegen diese traurige Ceremonie, doch die Mutter beharrte dabei. Vergebens bat und flehte die Prinzessin, davon befreit zu werden, wiederholt Furcht und Entsetzen davor ausdrückend, die sie zu überwinden nicht im Stande sei; Maria Theresia blieb unerschütterlich und wies alle Bitten ihrer Tochter zurück. Es brach die Prinzessin in Thränen aus, als sie in den Wagen stieg, der sie nach dem Kloster führen sollte, und während des Gebetes in der Gruft bekam sie einen heftigen Schauder. Gleich nach ihrer Rückkehr in den kaiserlichen Palast fühlte sie sich unwohl und mußte sich zu Bette legen. Binnen Kurzem brachen die Blattern bei ihr aus, eine Krankheit, die für das Haus Habsburg immer verhängnißvoll gewesen, und ungeachtet aller angewandten Mittel war die junge schöne Erzherzogin nicht zu retten. Sie starb am 15. October, also an demselben Tage, an dem sie ihre Reise nach Neapel hätte antreten sollen.

Ihr Tod erregte allgemeines Bedauern und wurde nur dem Besuche in der Gruft der Kapuziner zugeschrieben. Es waren noch nicht vier Monate verstrichen, seitdem man ihre Schwägerin, die zweite Gemalin des Kaisers Josef, in der Ahnengruft beigesetzt hatte; man wußte, daß die Blattern, an denen diese Fürstin gestorben, so bösartig waren, daß ihr Körper nicht hatte einbalsamirt werden können, und es wurde nun vielfach geglaubt, daß trotz aller Vorsicht der Geruch des Körpers noch bemerkbar und noch ansteckungsfähig gewesen sei. Josef II., der seine Schwester Josefa über Alles liebte, hatte ihr Krankenbett nicht verlassen, in seinen Armen hauchte sie ihren letzten Seufzer aus.

Der Tod der Erzherzogin, welche bestimmt war, Königin von Neapel zu werden, namentlich die eigenthümlichen Umstände, unter welchen dieser Tod erfolgte, bewogen beinahe Maria Theresia eine so verhängnißvolle Allianz abzulehnen; indeß wurde, nach einigem Hin- und Herschwanken, dennoch entschieden, daß die der Geburt nach nächste Erzherzogin die leer gewordene Stelle einnehme. Aber Prinzessin Maria Caroline, erschreckt durch den jähen Tod ihrer Schwester, drückte das größte Widerstreben gegen die Verbindung mit einem Prinzen aus, der dem österreichischen Kaiserhause verderblich schien. Nur die Festigkeit Maria Theresiens, unterstützt von des Ministers Kaunitz Rathschlägen und Vorstellungen, überwand den Widerspruch der Erzherzogin. Sie reiste im März 1768 als verlobte Braut des Königs Beider Sicilien nach Neapel.

Die Krankheit Maria Thereſiens und der Leibarzt van Swieten.

Was die ſchwere Krankheit der Kaiſerin-Königin anbelangte, ſo hatte ſich deren Befinden verſchlimmert. In der Nacht zum 1. Juni wurde ſie ſehr unruhig und fing an zu deliriren. Sie hatte den Aerzten befohlen, ihr den Moment zu ſagen, wenn die Krankheit gefährlich würde. Da nun am Morgen bei dem zunehmenden Fieber die Aerzte die Gefahr nicht verhehlten, ſo begehrte die gottesfürchtige Frau, wiewohl ſie kurz vorher ihre Andacht verrichtet hatte, öffentlich verſehen zu werden. Als die Anſage kam und die Nachricht ſich in der Stadt verbreitete, war die Beſtürzung allgemein. Der Memoirist Khevenhüller erzählt darüber: Wir waren eben vom Mittagmahl aufgeſtanden, als der Hoffourier ſich melden ließ und vor Thränen kaum ſprechen konnte. Ich eilte ſogleich nach Hof und ſtieg zum Kaiſer (Joſef) hinauf, der eben von ſeiner Mutter mit verweinten Augen herauskam. Sie hatte ihm und allen ihren Kindern den mütterlichen Segen und die letzten Lehren mit wunderbarer Standhaftigkeit ertheilt. Er erzählte uns mit wenigen Worten die gefährlichen Umſtände der Kranken und nahm uns gar nicht übel, als ich und ein paar alte Diener in laute Klagen über den bevorſtehenden Verluſt einer ſo klugen und gütigen Monarchin ausbrachen. Prinz Albrecht (von Sachſen-Teſchen) und Clemens (deſſen Bruder) waren auch dazu gekommen und obwohl der Erſtere die eigentlichen Blattern nicht gehabt, ſo begleitete er doch das Hochwürdigſte bis in's Schlafgemach. Der Cardinal-Erzbiſchof von Wien war ſo betroffen, daß er beim Spenden des Sacramentes kaum zu ſprechen vermochte und ihm der Hofpfarrer Franz Briſelance die Worte vorſagen mußte. Der Burgplatz und alle Stiegen waren ungeachtet der vielen Wachen ganz gefüllt und eine Menge Volkes blieb bis tief in die Nacht ſtehen.

Auch am 2. Juni war die Gefahr nicht vorüber und die Kranke war von Fieber und Schmerzen ſo gequält, daß in allen Kirchen das vierzigſtündige Gebet gehalten wurde, um von Gott die Geneſung und Erhaltung der verehrten Frau zu erbitten. Erſt am 4. und 5. Juni fingen die Blattern zu reifen an und man konnte ſich der Hoffnung auf Geneſung hingeben. Tags darauf war ſie außer Gefahr, ſo daß ſie einige Frauen empfing und mit ihren geheimen Cabinets-Secretären, Cornelius Freiherr von Reny und Karl Joſef von Pichler ſprach. (Pichler, geb. 1719, ſtand ſeit dem Jahre 1742 in Staatsdienſten, wurde ſpäter Freiherr und ſtarb als k. k. Hofrath am 4. Juli 1789.) Der Kaiſer verbot zwar den Zutritt, weil ſie eine unruhige Nacht darauf hatte, da aber die Beſſerung vorſchritt, wurde das Gebet geſchloſſen; nur das hochwürdige Gut blieb über die Pfingſttage ausgeſtellt. Der Kaiſer drückte in einem Reſcripte dem Hofperſonale den Dank der Kaiſerin für die Theilnahme aus, und am 10. Juni wurden die vier Hofämter, welche den Kammerzutritt hatten, nämlich die drei Oberſthofmeiſter Ulfeld, Khevenhüller und Johann Wilhelm Fürſt Trautſon, dann der Oberſtkämmerer Anton Altgraf von Salm-Reifferſcheid früh elf Uhr zur Kaiſerin beſtellt.

Maria Thereſia ſaß neben dem Bette auf einem Sofa ganz gerade und ohne ſich anzulehnen; Joſef ſtand neben ihr. Wiewohl das Zimmer ſehr finſter war, nahm man doch die Phyſiognomie ziemlich aus; ſie ſchien noch geſchwollen, die Augen waren roth, die Stirn aber viel weißer. Die Herren konnten vor Freudenthränen faſt nicht reden. Khevenhüller begnügte ſich nur knieend einige Worte gleich dem alten Simeon zur Bezeigung ſeiner Herzensfreude auszuſprechen. Die Unterredung war nur kurz, um die hohe Frau, der

ohnehin noch das Sprechen ſchwer wurde, nicht zu ermüden. Später ließ ſie noch andere Herren und Frauen vor, und andere hatten ſich täglich nach ihrem Befinden erkundigt. Nur Fürſt Kaunitz, der, obwohl er die Blattern gehabt, nichts mehr ſcheute als dieſe und den Tod, hatte ſich entſchuldigt. Er ſchrieb der Kaiſerin: „C'est plus fort que moi!“ (Es, nämlich die Furcht oder Scheu, iſt ſtärker, als ich zu widerſtehen im Stande bin.) Erſt in Laxenburg empfing ſie ihn wieder, und bei der Schonung, die ſie für all' ſeine Schwächen hatte, auch mit der alten Freundlichkeit.

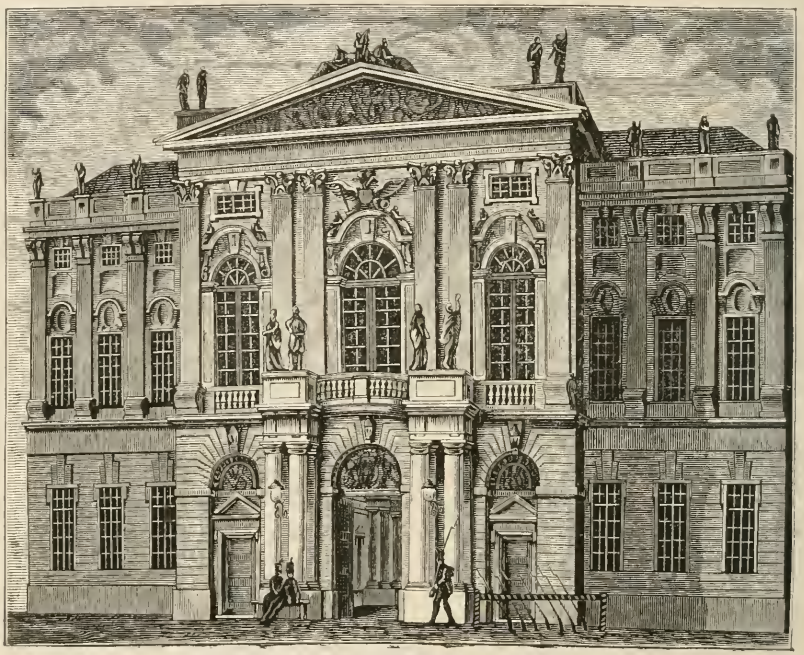
Am 11. Juni hatte ſie zum erſten Male ihre liebe Tochter Maria Chriſtina, die ebenfalls an den Blattern krank lag, geſehen. Am 14. wurde, nachdem ſie in einem Patente ihre Freude über das allgemeine Beileid der Unterthanen ausgedrückt, vom Cardinal das Tedeum in der Stefanskirche gehalten, und zwar in großer Muſik mit Trompeten und Pauken, welche der frühere Erzbiſchof Johann Joſef Graf Trautſon (geb. 1704, geſt. 1757) verboten hatte. Abends gab der venetianiſche Botſchafter Francesco Foscarini dem Adel ein großes Feſt und am Kärntnerthor-Theater wurde das erſte Mal wieder geſpielt. Prinz Albert mußte ſeinen Beſuch bei der Kranken büßen, indem er ſelbſt die Blattern bekam, ein Ereigniß, das die Kaiſerin ſehr beunruhigte; aber die Beſſerung ging vorwärts und man konnte ſich allen frohen Hoffnungen hingeben. Alles wetteiferte, um ſeine Freude an den Tag zu legen. Bei dem ſchwediſchen Geſandten Graf Nils von Bork und dem däniſchen, Baron Johann Friedrich Bachof von Echt, in deren Hauskapellen die Proteſtanten Wiens (welche damals keine eigene Kirche haben durften) täglich Gebete gehalten hatten, wurden Dankreden gehalten und Freudenlieder geſungen. Die Damen hatten unter Leitung der Gräfin Ulfeld, der Fürſtinnen Lamberg und Khevenhüller eine Summe Geld zuſammengelegt und dafür im Profeßhaus (der Jeſuiten am Hof, 1774 dem Hofkriegsrathe überlaſſen, heute Kriegsminiſterialgebäude) ein Hochamt halten laſſen. Sogar die Schauſpieler und mehrere Handwerksinnungen ſteuerten zu einem ähnlichen Zwecke zuſammen.

Einen beſonders originellen Wohlthätigkeitsact zu Ehren der Geneſung der Kaiſerin übte der Armeelieferant Karl Freiherr von Wetzlar-Plankenſtern, der im Volksmunde den Spitznamen „der Millionjude“ führte, aus. Er ſtand beim Volke in hoher Achtung, man nannte ihn den Freund des Kaiſers, pries ihn um ſeiner Wohlthaten willen, die er ohne Rückſicht auf Religion übte, und mit dem Manne ſcheute ſich der angeſehenſte Cavalier nicht, auf offener Straße zu ſprechen oder demſelben die Hand zu reichen. Ueber die Erlangung ſeiner Reichthümer, wie über ſein Vorleben circulirten die fabelhafteſten Gerüchte. Thatſächlich feſtgeſtellt erſcheint jedoch Folgendes.

Während der Regierungsjahre Kaiſers Karl VI. kam Abraham, ein armer Judenknabe, nach Wien und fand in der Krankenherberge der Roßau, die der berühmte Hoflieferant Samuel Oppenheimer einſt für ſeine israelitiſchen Glaubensgenoſſen geſtiftet hatte, freundliche Aufnahme. Hier machte er die Bekanntſchaft eines gewiſſen Bachim, eines alten Kabbaliſten, der angab, über einhundertzwanzig Jahre alt zu ſein, und welcher an dem talentvollen und wißbegierigen Knaben ſo viel Wohlgefallen fand, daß er ihn in die Geheimniſſe der Myſtik einweihte. In einer Nacht plötzlich ſtarb der Kabbaliſt und hinterließ ſeinem jungen Freunde ſein ganzes Um und Auf — eine vergilbte Pergamentrolle. Der Judenjunge wurde bald darauf aus dem Spitale entlaſſen und irrte auf den Straßen obdachlos umher.

Eines Tages begegnete er dem Pater Joſef, einem frommen Kapuziner, dem er ſeine bitterſte Noth klagte. Der gute Mönch nahm das Kind mit ſich in das Kloſter auf den Neuen Markt, woſelbſt es durch längere Zeit verblieb,

aber trotz der ſorgfältigſten Pflege täglich erſichtlich abmagerte. Die Mönche wußten ſich dieſe ſeltſame Erſcheinung an dem Buben nicht zu enträthſeln, kamen jedoch zuletzt hinter das Geheimniß — der Knabe verſchmähte nämlich die ihm dargereichte Koſt, welche ihm ſein Glaubensbekenntniß nicht zu genießen erlaubte. Nun ſchritt man raſch an die Bekehrung des Judenknaben. Der Scharfſinn und die Gelehrigkeit des Kindes überraſchten allgemein, die frommen Mönche gaben ſich den beſten Hoffnungen hin, ihn für die Kirche zu gewinnen, doch — im entſcheidenden Momente entwich der Knabe aus dem Kloſter und es blieben alle Verſuche, ihn wieder aufzufinden, rein vergeblich. Unter den wenigen Habſeligkeiten, welche der Junge im Kloſter zurückgelaſſen, befand ſich auch jene



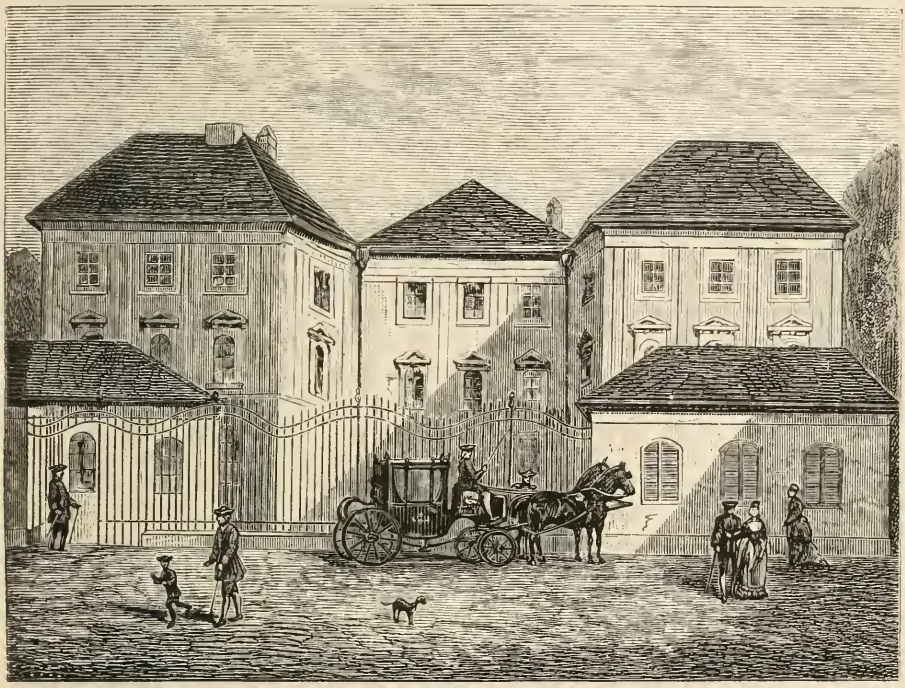
Der Palaſt der ungariſchen Nobelgarde. (Seite 716.)

geheimnißvolle Pergamentrolle, die den Mönchen unverſtändlich war, da ſie nur kabbaliſtiſche Zeichen enthielt.

Es vergingen lange Jahre; da läutete in einer Nacht ein fremder junger Mann an der Kloſterpforte. Als ſie aufgethan wurde, begehrte er zum Guardian geführt zu werden, und dieſem gab er ſich als der entflohene Judenknabe zu erkennen, der nunmehr anderen Sinnes geworden wäre und von der Kirche das Heil ſeiner Seele zu erflehen käme. Man nahm ihn mit großer Freude auf. Er verweilte drei Tage im Kloſter, welche Zeit zu ſeiner religiöſen Vorbereitung dienen ſollte; aber am dritten Tage, als er zur Kirche gehen ſollte, um die Weihe des Chriſtenthums zu empfangen, war der Mann ſpurlos verſchwunden — ſammt der kabbaliſtiſchen Pergamentrolle. Es war demgemäß ſeine Zuflucht in das Kloſter nur der Vorwand geweſen, um ſich des Documents heimlich bemächtigen zu können. Die Nachforſchungen blieben eben ſo fruchtlos, wie früher.

Zehn Jahre darauf erſchien in Wien ein Mann, welcher durch den Glanz ſeiner Reichthümer, die er offen zur Schau trug, allgemeines Aufſehen erregte

— es war Abraham, der Judenknabe aus dem Kapuzinerkloster, jetzt Karl Wetzlar sich nennend. Es war eben der Beginn der Kriege, welche um Karl's VI. Erbe wütheten, und der österreichische Staat befand sich in der höchsten Noth. Damals war das Gold sehr selten und dennoch schien die Goldquelle jenes Mannes nicht zu versiegen. Gleich bei seinem Antritte des Kanzleramtes hatte Kaunitz mit ihm eine Unterredung und Wetzlar ließ sich herbei, dem bedrängten Staate allsogleich baare 500.000 Stück Ducaten vorzustrecken. Bald verband sich Wetzlar mit dem Gemale der Kaiserin und wurde der erste Lieferant für die Armeebedürfnisse; seine Forderung an das Aerar hatte binnen Kurzem die Summe von sieben Millionen Thalern, die er im Baaren herge-



Das sogenannte „Kaiser-Stöckl" in Schönbrunn. (Seite 732.)

liehen, erreicht. Trotzdem mehrten sich die colossalen Reichthümer dieses Mannes, der in den Adelstand erhoben wurde und das Prädicat Edler von Plankenstern führte, durch seinen Aufwand aber den gesammten österreichischen Erbadel verdunkelte.

Natürlicherweise verbreiteten sich über die Art und Weise, wie er seinen Reichthum erworben, die schauerlichsten Märchen; die Einen sagten, er hätte einen Bund mit dem Bösen geschlossen, der ihm all sein Gold zur Verfügung gestellt, die Andern wollten wissen, er hätte mittelst seines kabbalistischen Pergaments einen unerschöpflichen Schatz in einer maurischen Todtengruft in Spanien gehoben — Letzteres mochte Vieles für sich haben, denn der spanische Gesandte, Don Pedro Pablo Graf Aranda (geb. 1719, gest. 1794, Vertreiber der Jesuiten aus Spanien), machte stets, wenn die Sprache auf diese Version kam, ein bitterböses Gesicht und meinte, allerdings müsse sich Wetzlar lange Jahre in seiner Heimat aufgehalten haben, um so gut spanisch sprechen zu können, wie dies bei ihm der Fall wäre.

Doch nun zur verſprochenen Scene aus ſeinem Wiener Leben. Damals figurirte am Kärntnerthor-Theater der Schauſpieler Johann Leinhaas, beſonders ausgezeichnet in den Extempora-Comödien als „Pantalon“. Dieſem fiel es eines Abends ein, in einer Verkleidungsrolle als Jude im Talar, in Sprache, Geberde und Allem den ſogenannten „Millionjuden“ in höhniſcher Verzerrung zu copiren, was vom Publikum mit einem begeiſterten Halloh aufgenommen wurde, umſomehr als Wetzlar ſelbſt in ſeiner Loge zugegen war. Es kam eine Scene zwiſchen dem Juden, Hannswurſt und Colombine. Da erſcheint plötzlich, genau ſo im Kaftan, wie Leinhaas, Baron Wetzlar auf der Bühne. Die Gleichheit der Beiden wurde nun, wo ſie nebeneinander ſtanden, noch überraſchender und endloſer Jubel durchtobte das Theater. Endlich, nach eingetretener Beruhigung, rief eine Stimme im Parterre: „Welcher iſt der rechte Millionjude?“

Da trat der Eine vor bis an die Rampe. „Sie fragen, welcher der Rechte iſt?“ ſagte er. „Das zeigt ſich wohl am Beſten, wenn wir die Taſchen umkehren. Alſo vorwärts, mein zweites Ich!“ und mit dieſen Worten wendete Wetzlar, der geſprochen hatte, die Taſchen ſeines Talars und — eine wohlgefüllte ſeidene Börſe, durch deren Maſchen die blanken Goldfüchſe ſchimmerten, fiel zu Boden. Leinhaas, bereits ein verlebter und recht kummervoll vegetirender Greis, deſſen erbarmenswerthe Lage ſowohl Wetzlar wie die ganze Stadt kannte, kehrte mit trauriger und verlegener Miene auch ſeine Taſchen um, deren troſtloſe Leere abermals die ſtürmiſche Heiterkeit des Publikums hervorrief.

Inzwiſchen hatte Wetzlar ſeine Börſe vom Boden aufgehoben. „Haltet ein Tuch auf!“ ſagte er zu Hannswurſt und Colombinen, welchem Auftrage die beiden Rollendarſteller ſogleich nachkamen. Und nun wendete er ſich an den verblüfften Leinhaas: „Mein Freund, da Eure Taſchen ſo leer ſind, wird Euch kein Menſch für den Millionjuden halten. Wenn Ihr alſo nicht die Mittel habt, mich darzuſtellen, wär's beſſer, derlei bleiben zu laſſen. Indeſſen, da es dennoch geſchehen, und da wir uns heute über die Geneſung der allgeliebten Landesmutter ſo hoch erfreuen, möchte ich haben, daß Ihr den Millionjuden bis auf die kleinſte Einzelheit darzuſtellen in die Lage kommt, und ſo nehmt denn von mir die Mittel dazu hin.“ — Mit dieſen Worten leerte er unter dem Jauchzen des über dieſe Großmuth gerührten Publikums ſeine volle Börſe in das untergehaltene Tuch, band es dann zuſammen und gab es an Leinhaas, der tief beſchämt daſtand und keine Worte fand, um dem Manne zu danken, den er während des ganzen Abends copirend verhöhnt hatte. (Bild Seite 649.)

Wetzlar war auch ſonſt ein Mäcen der Künſtler. Lorenzo da Ponte (geb. 1749, geſt. 1838), Dichter des Textes zu Mozart's „Don Juan“ und „Hochzeit des Figaro“, ſagt in ſeinen Memoiren über die letztgenannte Oper, nachdem die Aufführung von Beaumarchais' gleichnamiger Comödie vom Kaiſer Joſef unterſagt worden war: „Der Baron Wetzlar bot mir ein ſehr anſtändiges Honorar für den Text, um dann die Oper in London oder in Frankreich aufführen zu laſſen, wenn ſie in Wien nicht erlaubt werden ſollte; aber ich ſchlug ſein Anerbieten aus und machte den Vorſchlag, wir (da Ponte und Mozart) wollen Text und Muſik ſo ſchreiben, daß durchaus Niemand eine Ahnung davon habe und dann einen günſtigen Augenblick ergreifen, um ſie den Directoren oder dem Kaiſer ſelbſt anzubieten, und hatte ſelbſt den Muth, mich zu der Ausführung dieſes Projects anzutragen.“

Wetzlar beſaß in Wien viele ſchöne Häuſercomplexe; er war es, welcher den großen Garten der Kapuziner ſammt den Nebengebäuden des Kloſters als Baugründe erkaufte und mit ſchönen Häuſern bebaute; die durch die neuen Bauten entſtandene Gaſſe erhielt nach ihm ihren noch heute beſtehenden Namen: Plankengaſſe. Im Jahre 1797 erkaufte er auch das in der Wienſtraße und

Mühlbachgasse gelegene schöne Durchhaus (heute Nr. 15, alt 797) „zum grünen Lamm". Sein Sohn Baron Johann Wetzlar (geb. 1772, gest. 1866), gewesener k. k. Oberlieutenant in der Armee, war als Sonderling, der unter Anderm leidenschaftlich Solowhist mit sich allein spielte, eine stadtbekannte Persönlichkeit.

Bereits vom 2. Juli an empfing Maria Theresia täglich die Huldigungen des Adels und der Minister. Die Aerzte, die ihr gedient hatten, belohnte sie in gewohnter Freigebigkeit; van Swieten erhielt ein mit Brillanten besetztes Porträt der Kaiserin und 3000 Ducaten; die drei anderen Leibärzte, Humelauer, Johann Andreas von Kestler (geb. 1699, gest. als erster Präses der medicinischen Facultät 1779) und Anton Freiherr von Stoerk (geb. 1731, gest. 1803), der früher bei der Kaiserin Josefa war, sowie der Leibchirurg Wesner bekamen jeder ein Geschenk von 1000 Ducaten. Am 11. Juli übersiedelte Maria Theresia mit Josef und den Erzherzoginnen Maria Anna, Amalie und Antonie nach Laxenburg. Die Luft, die Bewegung, der Friede, der auf dem Schlosse und der Landschaft ruhte, that ihr sehr wohl. Sonntags sah man sie, wie in alter Zeit, über die Straße zu Fuß mit dem gesammten Gefolge in die Pfarrkirche gehen. Sie machte kleine Fahrten in die Umgegend und am 22. Juli erschien sie bei dem Tedeum, das wegen ihrer Genesung in Wien gefeiert wurde. Aber das Volk, so erfreut es über die Genesung der geliebten Landesmutter war, konnte doch nicht umhin, recht böse auf die Todesfälle im kaiserlichen Hause zu sein, und rächte sich äußerst derbe an ihren drei Leibärzten. Man fand nämlich eines Morgens auf dem Burgplatze ein Placat angeklebt, auf welchem ein großer Ochsenkopf, zwischen zwei kleineren, gemalt war, und darunter stand mit großen Lettern: „Der in der mitten — das is der van Swieten." Betrachten wir uns den Mann nun etwas genauer.

Gerhard Freiherr van Swieten (Bild Seite 736) war am 7. Mai 1700 zu Leyden geboren, begann seine Studien auf der Universität zu Löwen und vollendete sie in seiner Vaterstadt unter der Leitung des berühmten Professors Hermann Boerhaave (sprich Burhaf, geb. 1668, gest. 1738), der ihn für seinen vorzüglichsten Schüler anerkannte. Schon 1725 machte sich van Swieten durch eine sehr gelungene ärztliche Dissertation (Erörterungsschrift) als Schriftsteller vortheilhaft bekannt. Seine von vielem Erfolge begleitete Praxis verschaffte ihm auch bald eine Professorsstelle in Leyden, die ihm jedoch Neid, Bosheit und Unduldsamkeit, da Swieten katholischer Religion war, so verleideten, daß er sie im Kurzen wieder aufgab und sich von nun an ausschließend der ärztlichen Praxis widmete. Sein Ruf hatte sich indessen durch viele glückliche Kuren, sowie durch seine schriftstellerische Thätigkeit so weit verbreitet, daß er im Jahre 1745 von der Kaiserin Maria Theresia auf eine der medicinischen Lehrkanzeln an der Wiener Universität berufen wurde; noch in demselben Jahre ernannte ihn die Kaiserin zu ihrem ersten Leibarzte und zum Präfecten der Hofbibliothek.

Durch längere Zeit hielt van Swieten noch, trotz der gehäuften Beschäftigungen zweier wichtiger Aemter, medicinische Vorlesungen, in welchen er die Aphorismen Boerhaave's mit dem größten Beifalle zu commentiren fortfuhr; auch wurde unter seiner unmittelbaren Leitung von 1748 bis 1754 seinen Schülern die griechische Sprache gelehrt, welche Swieten vorzüglich liebte und als die Grundlage aller Gelehrsamkeit betrachtete. Die unermüdliche Thätigkeit, welche van Swieten sowohl seinen einzelnen Geschäftszweigen, als auch dem gesammten Studienwesen widmete, sowie seine vielfachen Verdienste um Bereicherung und zweckmäßige Einrichtung der Hofbibliothek, welche durch ihn ein neues und erhöhtes Leben gewann, genügend zu belohnen, ernannte ihn die Kaiserin nicht nur zum beständigen Präses der medicinischen Facultät in Wien, zum Director des gesammten Medicinalwesens in den

kaiserlichen Staaten und zum Präses der Studien- und Büchercensur-Hofcommission, sondern sie erhob ihn auch 1758 in den erbländischen Freiherrnstand, ja, 1763 ließ die Kaiserin zum Lohne seiner ausgezeichneten Verdienste im Medicinalwesen für die gesammten Erbstaaten und das kaiserliche Heer, dem er besondere Sorgfalt widmete, den medicinischen Hörsaal der Universität mit seinem Bildnisse schmücken, welche Auszeichnung Swieten schon allein durch seine Errichtung der ersten Schule der Klinik verdiente, die als das Vorbild aller in anderen Staaten errichteten ähnlichen Quellen des gediegensten Unterrichts anerkannt ist. Um 1766 reformirte Swieten auch die physikalischen und medicinischen Wissenschaften auf der hohen Schule zu Prag. Selbstverständlich verfaßte er auch mehrere höchst werthvolle medicinische Werke.

Swieten starb im sogenannten „Kaiser-Stöckl" zu Schönbrunn (Bild Seite 729), jenem einfachen, aber hübschen Gebäudetracte, der sich neben dem Parkeingange der Hietzinger Seite befindet, und den ihm die Kaiserin zur ständigen Benützung eingeräumt hatte, am 18. Juni 1772. Tief betrauerte Maria Theresia den Verlust dieses ausgezeichneten Mannes, welchen sie während seiner kurz vorhergehenden Krankheit mehrmals besucht hatte, und ließ nicht nur allein eine Medaille mit seinem Bildnisse zum Andenken prägen, sondern ihm auch in der sogenannten Todtenkapelle der Augustiner-Hofkirche ein Grabmal, geziert mit seiner wohlgetroffenen Büste aus Tiroler Marmor, setzen. Wie allbekannt, trägt eine Gasse des Bezirkes Alsergrund (neben der k. k. medicinisch-chirurgischen Militär-Akademie, gewöhnlich Josephinum genannt) van Swieten's Namen.

Swieten, der im Rufe stand, besonders alte Leute glücklich zu curiren, war nicht nur ein Liebling der Kaiserin, sondern überhaupt ein sehr wichtiger Mann; wie sehr Maria Theresia ihm geneigt war, erhellt aus einer höchst seltsamen Begebenheit, deren Folgen jedem Andern, als gerade Swieten, sozusagen den Hals gebrochen hätten.

Es war eines Nachmittags, gegen Abend, als sich der junge Prosector (Zergliederer, zweiter Lehrer der Anatomie an Hochschulen) an der Wiener Universität, Josef von Quarin (geb. 1733, gest. als Freiherr und k. k. Leibarzt 1814), in den Anatomiesaal begab, wo die verschiedenen Leichen schaurig still auf ihren Brettern da lagen. Quarin, einer der vorzüglichsten Anatomen und 1754 bis 1758 öffentliche Vorlesungen über diese Wissenschaft an der Universität haltend, beschäftigte sich mit einer dieser Leichen und war ganz versunken in dem Eifer des Forschens, dem Drange nach Fortschritten in der Wissenschaft — als er plötzlich bemerkte, daß der Leichnam leise mit den Händen zuckte. (Bild Seite 697.) Es wurde ihm schier unheimlich zu Muthe, und wie er genauer und länger hinsah, weil er sich in dem ungewissen Lichte zu täuschen glaubte, beobachtete er, daß der Körper, welcher der eines Hingerichteten war, den man einer Mordthat wegen an demselben Morgen gehenkt hatte, immer deutlichere Lebenszeichen von sich gab und einen leisen Seufzer ausstieß. Jetzt richtete er sich sogar halb in die Höhe, stierte mit verglasten Augen um sich und fiel dann wieder auf das schwarze Brett zurück.

Obgleich der Prosector ein aufgeklärter, furchtloser Mann war, überlief es ihn doch wie ein eiskalter Schauer und der Schweiß trat in großen Tropfen auf seine Stirn. Indessen überwand er bald dieses unheimliche Gefühl, trat zu dem Gerichteten hin und rieb die Stirn und Schläfen desselben mit einer stärkenden Essenz, da er es für seine Pflicht als Arzt und Mensch hielt, den zurückkehrenden Lebensfunken zu unterstützen. Da er sah, wie der Mensch die Augen aufschlug und verwirrt um sich blickend, mehr und mehr zu sich kam, lud der menschenfreundliche Gelehrte den schauerlichen Gesellen ohne weiteres Bedenken

auf die Schulter und trug ihn ſo bis zu ſeiner ganz in der Nähe gelegenen Wohnung, wo er ihn in ſein eigenes Bett legte, ihm ein Glas ſtärkenden Weines zu trinken gab und ihm nun befahl, zu ruhen und liegen zu bleiben, bis er wieder kommen würde.

Mittlerweile war es Nacht geworden und unſer Proſector eilte geflügelten Schrittes zu der Wohnung des berühmten kaiſerlichen Leibarztes van Swieten, der ſein beſonderer Freund und Gönner war, deſſen Aufforderung nachkommend, er ſich auch dem Lehrfache gewidmet hatte. Er fand denſelben ſchon im Bette liegend, da er ſich zeitig zur Ruhe zu begeben pflegte, und er theilte nun den erfahrenen Manne in fliegenden Worten mit, was ihm begegnet ſei, indem er zugleich um ſeinen Rath bat, was mit dem elenden Menſchen geſchehen ſolle. Der Leibarzt hört in aufmerkſam an und verſank dann lange in Nachdenken.

„Der Menſch hat einen Mord begangen," ſagte er endlich zu dem erwartungsvoll Aufhorchenden; „es iſt dies ein furchtbar ſchweres Verbrechen; er hat aber dafür mit ſeinem Leben und mit der ausgeſtandenen Todesangſt gebüßt. Sprechen wir mit irgend Jemand von der Geſchichte, ſo bemächtigen ſich die Gerichte ſeiner auf's Neue und er wird vielleicht abermals hingerichtet oder doch zeitlebens eingeſperrt. Gott hat ihn wieder zum Leben erweckt, er lenkt vielleicht ſeine Seele zur Reue und Beſſerung und der Sünder wird dieſe Gnade und Barmherzigkeit erkennen, in ſich gehen und fortan nicht mehr ſündigen. Sollen wir nun ſo grauſam ſein, wider Gottes ſichtlichen Willen zu handeln und den Sünder auf's Neue dem Tode überliefern, daß er in ſeinen Sünden hinfahre? — Nein! Wir wollen vielmehr ihm den Weg zum Guten öffnen, ſo viel in unſern Kräften ſteht. — Hier, mein junger Freund, nehmen Sie dieſen Schlüſſel, ſchließen Sie jenen Wandſchrank auf und nehmen Sie aus dem Fache links die Rolle mit hundert Ducaten, die ich kürzlich durch die Gnade der Kaiſerin erhielt. Davon geben Sie dem Geſellen fünfzig Stück und ſchärfen Sie ihm ein, er ſolle machen, daß er fortkomme und die Grenze des Landes erreiche, ſo ſchnell ihn ſeine Füße tragen wollen."

Der Proſector nahm das Geld dankend, verabſchiedete ſich von ſeinem Gönner und eilte in ſeine Wohnung zurück, wo er den unheimlichen Gaſt feſt ſchlafend in ſeinem Bett fand. Er weckte ihn nach einiger Zeit, händigte ihm das Gold und einige Kleidungsſtücke ein und gab ihm die Weiſung zur ſchleunigſten Flucht über die Grenze. Der Menſch ließ ſich das nicht zweimal wiederholen; mit vielen Dankesäußerungen eilte er von dannen und ſeine Beſchützer waren froh, daß ſie nichts von einer neuen Inhaftnahme ihres Schützlings hörten, was ſie Beide nicht nur arg compromittiren, ſondern ſelbſt in ihrer ämtlichen Stellung hätte ſchwer gefährden können. Die guten Seelen hofften mit Gewißheit, der Wiedererſtandene wäre ein ordentlicher Menſch geworden, um ſeine früheren Miſſethaten wieder gut zu machen.

Sieben Jahre vergingen, ohne daß ſie irgend Etwas von ihm erfuhren. Da aber kam ein Bericht des Dresdner Criminalgerichtes an das Strafgericht zu Wien, die Meldung enthaltend: ſie hätten einen Menſchen in Gewahrſam, der ſich als öſterreichiſcher Unterthan erwieſen und welcher vor Kurzem in Sachſen einen doppelten Mord begangen. Als man ihn deshalb zum Galgen verurtheilt, habe der Mörder ausgeſagt, er ſei in Wien vor ſieben Jahren ſchon einmal gehenkt worden, und das Dresdner hochnothpeinliche Gericht erbitte ſich nun von dem Wiener Gericht Aufklärung über dieſen ſeltſamen Fall.

Die Geſchichte machte vieles Aufſehen; das Gericht forſchte nach, und da der Scharfrichter ausſagte, er habe damals den Leichnam des Gehenkten an die Anatomie abgeliefert, ſo wendete man ſich an den Proſector, und dieſer wurde, auf ſein Geſtändniß, daß er dem wiedererwachten Verbrecher damals fortgeholfen,

ohne indessen die Betheiligung seines Gönners an der Sache zu verrathen, von der Polizei in Haft genommen und man meldete den Fall sofort an den Facultätspräses van Swieten.

Dieser erschrak so heftig darüber, daß er augenblicklich fortstürzte und den betroffenen Boten allein ließ. Obgleich es schon gegen elf Uhr Abends war, eilte van Swieten in die kaiserliche Burg und begehrte die Kaiserin Maria Theresia zu sprechen. Man sagte ihm, Ihro Majestät säßen bei ihrer Spielpartie, wo sie sich nur sehr ungern stören ließe, aber der Leibarzt bestand so dringend darauf, daß man der Monarchin sein Begehren meldete.

Maria Theresia legte sogleich ihre Karten nieder und kam in ein entferntes Nebenzimmer, wo van Swieten in höchster Aufregung auf sie wartete. Dort angelangt, sagte sie: „Ei, mein lieber Doctor, was hat denn Er noch zu so später Stund' in solcher Eil' von mir zu begehr'n?" — Aber van Swieten war bereits niedergekniet und rief: „Gnade, Gnade, meine allergnädigste Kaiserin!" — „Was hat Er denn für einen Protegé, den ich begnadigen soll?" — „Ach, ich bitte um Gnade für mich selber und für meinen jungen Freund, an dessen Verhaftung ich allein schuld bin!" — „Was schwätzt Er da für ungereimtes Zeug, Swieten? Steh' Er auf und erzähl' Er mir die Sach' ordentlich; ich mag's nit leiden, daß er vor mir kniet, dem ich mein und der Meinigen Leben so oft verdankt hab'."

Der Leibarzt erhob sich und theilte nun der Kaiserin die ganze seltsame Geschichte mit, worauf Maria Theresia ernst den Kopf schüttelte und sagte: „Sieht Er, Swieten, das kommt davon, daß Er kein Vertrauen in mich gehabt hat. Mir hätt' Er Alles sagen und mir anheimstellen müssen, was ich verfügen wollt! Geh' Er nur ruhig heim. Sein Freund soll auch gleich wieder auf freien Fuß gesetzt werden, wart' Er ein Bissel und Er kann die Ordre gleich mitnehmen. Aber ein andermal mischt Euch nicht in solche Geschichten, von denen Ihr nichts versteht." Van Swieten küßte der Kaiserin überglücklich die gnädig dargereichte Hand, erhielt alsbald den rettenden Befreiungsbefehl und eilte, den Prosector aus seiner Haft zu erlösen. Maria Theresia kehrte zu ihrer unterbrochenen Spielpartie zurück und meinte lächelnd, zu ihren Mitspielern gewendet: „Die G'lehrten sind doch sammt und sonders gar curiose Leut'!"

Josef's Damen.

Viel wurde gefabelt, und geschieht dies noch jetzt, über die Beziehungen des Kaisers Josef zu mehreren hervorragenden Persönlichkeiten aus der Wiener Damenwelt jener Tage, und es mag gerade in diesem Buche am Platze sein, darüber wahrheitsgetreue Aufklärungen zu geben. Wir können dies an der Hand der besten Quellen über diesen Gegenstand, der so harmloser Natur ist, daß er anstandslos besprochen werden kann.

Während Lebzeiten seiner ersten zärtlich geliebten Gemalin Isabella wußte Niemand etwas davon, daß Josef II. irgend einer anderen Dame eine bevorzugende Neigung geschenkt habe, und selbst nach ihrem Tode blieb er so lange ein Raub seines tiefen Schmerzes, daß selbst seine Mutter sich keinen Skrupel darüber machte, die schönsten und anmuthsvollsten Damen des Hofes „zu ermuthigen und zu bitten" (wie Wraxall sich ausdrückt), ihre Anstrengungen dahin zu richten, ihn aus seiner entsetzlichen Niedergeschlagenheit zu reißen.

Seine zweite Ehe, weit davon entfernt, das Glück der ersten zu erneuern, machte ihn verhältnißmäßig nur noch unglücklicher. Wer kann es unnatürlich

und unverzeihlich finden, wenn ein Mann in einer solchen Lage zu irgend einem weiblichen Wesen wenigstens eine Herzenszuneigung faßt? Und dies war folgerichtig auch bei Josef der Fall.

Unter die Damen höchsten Ranges in Wien, so erzählt Wraxall, konnte man die Prinzessin Batthyany rechnen, Tochter des Feldmarschalls Fürst Karl, welcher des Kaisers Oberstthofmeister gewesen. Es datirt somit die beiderseitige Bekanntschaft schon aus frühester Jugend. Sie war eine, wenn auch nicht gerade schöne, doch elegante und interessante Dame, von eben so anmuthigem, als gebildetem Geiste und Charakter. Noch sehr jung, war sie mit dem Grafen Windischgrätz verheiratet worden, und man glaubte immer, es sei dies eine Verbindung aus gegenseitiger Zuneigung gewesen.

Getrieben nun durch sein häusliches Unglück, Trost und Unterhaltung außerhalb des Hauses zu finden, bezeigte Josef II. mehrere Jahre vor und nach dem Tode seiner zweiten Gemalin der Gräfin Windischgrätz die beständigste und ausgezeichnetste Aufmerksamkeit. In einer ausgewählten Gesellschaft mit ihr, ihrer Schwester, der Gräfin Eszterhazy, und einigen wenigen anderen Damen und Herren, hatte er sich gewöhnt, die meisten seiner Abende zuzubringen. Unter den gewöhnlich zugelassenen Personen war Graf Chotek, für den, wie man glaubte, die Gräfin eine weit größere Zuneigung fühlte, als für Josef. Da sie diesen aber stets mit Merkmalen der Achtung und Vorliebe behandelte, so scheint es, als habe er in dieser Beziehung weder Eifersucht gefühlt, noch sehen lassen. Ueberhaupt war seine Leidenschaft, wenn sie eigentlich so genannt werden kann, bestimmt nicht von der Beschaffenheit, daß sie Opfer verlangt hätte, welche mit der weiblichen Ehre unverträglich gewesen wären. Ob nun die Mäßigung seiner Wünsche, oder die Tugend der Gräfin ihre beste Sicherheit ausmachten, das Eine steht fest, daß ihr Charakter niemals eine Verdunkelung in Bezug auf die Bemühungen Josef's zu erdulden hatte. Es war Beiden in ihrem Verhältnisse hauptsächlich, ja wohl ausschließlich nur um ihre Unterhaltung und Gesellschaft zu thun. Mit diesem Verkehr zufrieden, trachtete Josef nach nichts über denselben hinaus und ist eher als ihr Freund und Gefährte denn als ihr Liebhaber anzusehen.

Da die von Natur sehr zarten Gesundheitszustände der Gräfin Windischgrätz von dem strengen Klima Oesterreichs so sehr gelitten hatten, daß sie sogar mit der Auszehrung bedroht war, wurden die Luft und die Bäder von Pisa ihr empfohlen. Deshalb reiste sie, begleitet von ihrem Gemale, dahin ab. Nachdem sie etwa ein Jahr in Italien zugebracht hatte, kam sie nach Wien zurück, anscheinend in vollkommener Gesundheit und völlig hergestellt. Die Zuneigung und die Aufmerksamkeiten des Kaisers, weit entfernt davon, daß die Abwesenheit eine Verminderung derselben herbeigeführt hätte, verdoppelten sich im Gegentheile für sie. Aber mit dem herannahenden Winter kamen ihre Leiden, die einige Monate hindurch ausgeblieben waren, mit Heftigkeit wieder, nahmen bald eine gefährlichere Gestalt an, und es zeigten sich alle Symptome einer ausgesprochenen Lungenkrankheit.

In dieser Lage gab ihr Josef Beweise einer Anhänglichkeit, die, indem sie seinem guten Herzen Ehre machten, hinreichend bezeugten, daß diese Zuneigung sich hauptsächlich auf Eigenschaften bezog, die mit ihrer persönlichen Schönheit nicht in Verbindung standen; da sie nämlich unfähig ward, an öffentlichen Lustbarkeiten theilzunehmen, ja sogar in Gesellschaft zu erscheinen, pflegte er fast alle Abende in ihrem Hause zuzubringen. In den Monaten Februar und März 1777, als ihr Husten sie so abgeschwächt hatte, daß sie nicht mehr sich zu unterhalten im Stande war, setzte Josef nicht nur seine Besuche fort, sondern las ihr auch mehrere Stunden hinter einander vor, um sie zu unterhalten und

zu beleben. Anfangs April reiste Josef nach Paris, nachdem er in der größten Rührung von der Gräfin Abschied genommen hatte, fest überzeugt, daß er dieselbe nicht beim Leben wiederfinden würde. Und in der That, traf ihn die Nachricht von ihrem im Mai erfolgten Tode in Paris. Er war darauf gefaßt und zeigte keine außerordentliche Bewegung.

Was auch immer die Beschaffenheit der Zuneigung des Kaisers Josef war, ob dabei mehr Achtung oder Zärtlichkeit in Betracht kam, dennoch scheint sein Herz keineswegs, selbst noch bei Lebzeiten der vorerwähnten Dame, gegen andere Eindrücke verschlossen gewesen zu sein. Noch vor ihrem Tode hatte er eine starke Vorliebe für die Fürstin Eleonore Liechtenstein, geborene Gräfin

Leibarzt van Swieten. (Seite 731.)

von Oettingen-Spielberg (geb. 1745, vermält 1761, gest. 1812). Ihr Gemal war Fürst Karl Liechtenstein, Stifter der Karl'schen Linie des Hauses, geb. 1730, trat frühzeitig in die Armee, machte den siebenjährigen Krieg mit, wurde General, endlich Feldmarschall und Inhaber eines Cheveauxlegers-Regimentes, commandirender General in Niederösterreich und Commandant in Wien. Maria Theresia schrieb ihm oft kleine Billete in Geschäfts- und Gnadensachen; denn es fiel schwer auf ihre Seele, wenn einer sollte gerichtet werden, und sie pardonnirte gern.

Derlei Billetchen lauteten z. B. folgendermaßen: „Es solle morgen einer gerichtet werden, ob er nicht gnad verdiente, ob er von hier weg in ein ander reg (iment): oder Festung." Darauf bemerkte Liechtenstein: „Vermöge Befehl S. Maj. ist dieser Mann Tags darauf pardonnirt worden." — „Man ist herauskommen bitten vor einen gemeinen von Ferdinand (Regiment) der

morgen soll gerichtet werden, ich gehe nicht hinein ob er gnad verdient lasses es ihm über wan es nur wegen desertion ist." — „Die ville commandi und transporten vermindern die offices und das Land ruiniren. Begraben ohne officier ohne geistlichen macht bei dem publico noch mehr abschen vor dem Militärstand." — „Des Dietrig Tochter soll ein gewißer brentano heuraten wollen, der ein genueser in villen processen verwickelt ist, sie solle von dem Militärgericht abhangen, knute niemahls approbiren, daß sie disen frembden nehmete, mithin diese sache gantz abzubrechen oder mir vorstellen was es ist."

Am meisten zeichnete sich Karl Liechtenstein im bayerischen Successionskriege und im Türkenkriege aus; vielfach stand er mit Kaiser Josef im Verkehr

Mozart als Kind. (Seite 741.)

und gehörte auch mehr dem Josefinischen Hofe an. Er war einer der galantesten, liebenswürdigsten und schönsten Edelleute des kaiserlichen Hofes. Sein Tod erfolgte 1789.

Die Person Eleonorens von Liechtenstein, sagt Wraxall, ist anmuthig, und obgleich ihre Züge nicht regelmäßig genannt werden können, ist doch ihr Ausdruck bewunderungswürdig. Vorzüglich schön ist ihr Mund, und über ihre ganze Gestalt ist eine Bescheidenheit, eine Intelligenz und eine Würde ausgegossen, die man selten zusammen bei einer Frau findet. Sie besitzt außerdem eine weit ausgedehnte Bildung, die Gabe der gefälligsten Conversation und ein Vermögen der Unterhaltung und Mittheilung, das weit über das gewöhnliche bei der großen Menge ihres Geschlechtes in Wien hinausgeht.

So sehr sie ohne Frage von der Zuneigung und den Aufmerksamkeiten des ersten gekrönten Hauptes in Europa geschmeichelt und eingenommen ist, ist

sie doch unveränderlich mit einer solchen Vorsicht und Rücksicht für ihre eigene Ehre zu Werke gegangen, daß es ihr gelungen ist, die Reinheit ihres Charakters unbefleckt zu erhalten. Kein Mensch hier wagt anzunehmen oder noch weniger zu behaupten, daß sie dem Kaiser irgend etwas zugestanden habe, was mit der strengsten Tugend nicht bestehen könne. Sie ist der Gegenstand seiner Neigung und Freundschaft, aber nicht seine Maitresse. Die, die sie kennen, halten die festeste Ueberzeugung, daß, selbst wenn die Bemühungen des Kaisers noch so ungestüm wären, doch im Gefühle von dem, was sie ihrer Familie und sich selbst schuldig ist, verbunden mit einer religiösen und ernsten Richtung ihres Geistes, sie erhaben über die Verführung machen würde.

Aber Josef's Anhänglichkeit ist nicht auf ihre Person, in dem gewöhnlichen Verstand dieses Wortes gerichtet, obgleich es schwer sein möchte zu sagen, was für genaue Grenzen seine Mäßigung oder ihre Tugend ihrem Verhältnisse setzen. Sie empfängt ihn selten oder niemals allein, obgleich sie ihn fortwährend, sowohl in ihrem eigenen Hause, als in Privatgesellschaft sieht. Selbst im Theater bleibt immer eine Dame in ihrer Loge, wenn der Kaiser sich da befindet. Im Umgang mit der Fürstin Karl Liechtenstein findet Josef die angenehmste Erholung von den öffentlichen Geschäften und Privatsorgen, und diese Vertraulichkeit bildet wahrscheinlich das Hauptband ihrer Verbindung. Sie lehnt auch den geringsten politischen Einfluß oder Credit bei ihm ab. Ich (Wraxall) habe das selbst von ihr gehört, da sie oftmals in seiner Gegenwart als eine Maxime, von der kein Souverän jemals sich entfernen sollte, anführte, daß „Fürsten nie einer Frau, wenn auch ihre Verdienste und Talente noch so groß wären, erlauben sollten, eine Gewalt über ihre Neigungen zu erlangen, wegen der politischen Folgen, die meist immer aus solcher Leidenschaft sich ergeben".

Gegenwärtig, schreibt Wraxall (1779) weiter, bringt der Kaiser gewöhnlich vier Abende in der Woche mit der Fürstin Karl Liechtenstein und einem kleinen, hauptsächlich aus Frauen gebildeten Zirkel zu. Diese — gewöhnlich „die fünf Damen des Kaisers Josef" genannten — Frauen sind nächst der Fürstin Liechtenstein selbst noch deren Schwester Leopoldine Gräfin Kaunitz (geb. 1741, gest. 1797), deren Schwägerin Marie Leopoldine Fürstin Liechtenstein (geborene Gräfin Sternberg 1733, gest. 1800, Gemalin des Fürsten Franz), Maria Josefa Fürstin Clary (geborene Prinzessin Hohenzollern 1728, gest. 1801) und deren Schwester Marie Sidonie Fürstin Kinsky (geb. 1729, gest. 1804, bereits Seite 644 und 666 erwähnt). Der Feldmarschall Lascy, welcher fast zwanzig Jahre lang an die Fürstin Liechtenstein (geborene Sternberg) attachirt ist, ist gewöhnlich zu dieser auserlesenen Gesellschaft zugelassen und der Graf Rosenberg (Wolfgang Franz Xaver, später Oberstthofmeister, endlich gefürstet, geb. 1723, gest. 1796), der Oberkammerherr, ist gleichergestalt manchmal von der Partie. Rosenberg ist einer der angesehensten Edelleute des kaiserlichen Hofes, der unter einem kühlen Aeußeren Eigenschaften verbirgt, die eben so tüchtig als einnehmend sind. Gewandt in seinen Manieren, gebildet in seinem Geist und in höchster Gunst bei seinem Herrn, würde er, wenn er eben so viel Ehrgeiz als Talente besäße, in nächster Zeit eine bedeutende Rolle auf dem politischen Theater spielen. Aber seine Liebe zum Vergnügen, verbunden mit der Indolenz seines Temperaments, wird ihn immer im Schatten zurückhalten. Weder Fürst Karl, noch sein Bruder Fürst Franz Liechtenstein machen jemals Anspruch, in diese Koterie sich einzudrängen, obgleich ihre Frauen die interessantesten Mitglieder derselben sind. Der französische Gesandte, Herr von Bretenil, ward auf sein ausdrückliches Ersuchen ein- oder zweimal zugelassen. Man fand aber, daß seine Gegenwart dem Kaiser nicht behagte und daß sie eine Art von

Zwang den Vergnügungen der Gesellschaften auferlegte; er zog sich daher wieder zurück.

Die obengenannten Personen kommen abwechselnd in ihren Häusern zusammen und Josef erscheint in größter Heimlichkeit unerwartet und allein. Ich weiß, daß er selbst die Hauptunterhaltung macht. Er spricht, während die Damen zuhören und bewundern. Lascy und Rosenberg sind wahrscheinlich zu wohlerfahrene Hofleute, als daß sie so ein geheiligtes Vorrecht stören sollten. Karten werden nie gebracht, denn der Kaiser liebt sie nicht; das letzte Mal, daß er gespielt hat, ist nach seiner Krönung in Frankfurt 1764 gewesen. Es ist wahr, daß die Damen, die der Abendunterhaltung eine Abwechslung geben wollten, vor einiger Zeit einmal ein Buch einführen wollten, aber der Versuch glückte nicht. Josef zieht Unterhaltung vor. An den drei Abenden, die er nicht in der obenerwähnten Gesellschaft zubringt, geht er, wenn nicht Staatsgeschäfte ihn abhalten, für eine kurze Zeit zu Fürst Eszterhazy oder Frau von Burckhausen (richtig Gräfin Burghauß). Während des jetzigen Winters hat er sich, sehr verschieden von dem vorigen, selten beim Fürst Kannitz oder in irgend einer zahlreichen Gesellschaft eingefunden.

Der Kaiser fuhr vom Theater weg — wo er selten bis zu Ende eines Stückes blieb, nie mit kaiserlicher Feierlichkeit, sondern stets mit der liebenswürdigsten Ungezwungenheit zugegen war, in der eigentlichen Hofloge auch nie, sondern in der dritten neben der Bühne saß — in die kleinen Abendgesellschaften, welche er zu besuchen pflegte. Es gehörten dazu nebst den vorbesprochenen Häusern der Gräfin Windischgrätz und Fürstin Karl Liechtenstein noch die der Gräfin Marie Wilhelmine Thun (geb. 1744, älteste Tochter des Ministers Ulfeld, gest. 1800), deren Schwester, der Gräfin Elisabeth von Waldstein (geb. 1747, gest. 1791), der Gräfin Philippine Gabriele von Pergen (geborene Baronesse Groschlag 1739, seit 1762 Gattin des nachmaligen Polizeiministers Graf Johann Anton Pergen, gest. 1824), endlich der Gräfin Wilhelmine Dorothea von Burghauß (geborene Baronesse Marwitz 1718, seit 1743 mit dem Feldmarschall-Lieutenant Otto Graf Burghauß vermält, gest. 1787), wo ihn namentlich der Tourist Swinburne im Jahre 1780, als noch Maria Theresia lebte, wiederholt traf.

Besonders ausgezeichnet waren die Gräfinnen Thun und Pergen (Beide bereits Seite 666 erwähnt), und Wraxall, welcher doch sonst über „die große Unwissenheit bei den weiblichen Gliedern der ersten Wiener Familien“ (?!) klagt, ertheilt ihnen das größte Lob. Er sagt: „Keine Hauptstadt der Erde kann durch natürliche und erworbene Gaben und durch einen weiten und freien Geist ausgezeichnetere Personen hervorbringen, als die Gräfinnen Thun und Pergen; ihre beiden Häuser sind der Vereinigungspunkt von Allen, die auf feine Bildung Anspruch machen, und sind die größte Ressource für die Engländer während ihres Aufenthalts in Wien.“ Ganz ebenso äußert sich Swinburne: „Frau von Thun ist eine liebenswürdige Frau, ganz Aufmerksamkeit und Güte gegen die Fremden. Sie hat drei Töchter, die alle hübsch sind, aber die älteste, Elisabeth, ist eine vollendete Schönheit. (Diese, geb. 1764, heiratete 1788 den russischen Botschafter Andreas Graf Rasumowski und starb 1806; Christiane, geb. 1765, heiratete 1788 den Fürsten Karl Lichnowsky und wurde die Großmutter des 1848 ermordeten Fürsten Felix, sie starb 1840; die dritte, Maria Caroline, geb. 1769, vermälte sich mit Richard Lord Guildfort, sie starb 1800.) Wir hatten dieser Tage eine anmuthige réunion bei Frau von Pergen, wo es Mode ist, jeux d'esprit zu spielen. Dabei herrscht keine Etikette — eine höchst angenehme Gesellschaft mit Tanz und Souper gegen Ende des Abends. Solche

Partien finden hier öfters statt und sie sind, nach meiner Meinung, anmuthiger als große förmliche Assembléen und Bälle."

In Bezug auf die Gräfin Pergen erzählt der Minister und Gesandte Hanns Christoph Freiherr von Gagern (geb. 1766, gest. 1852) in seinem Buche über seinen Antheil an der Politik: „Ich sah in Wien noch die großen und merkwürdigen Männer jener Zeit: Josef II., den Fürsten Kannitz so oft ich wollte, Loudon selten. Die Gräfin Pergen, geborene Groschlag, meine geehrte rheinische Landsmännin, der ich vom Vater empfohlen war, erzeigte mir damals wie im hohen Alter Wohlwollen. Es war das einzige Haus geblieben, wo Josef II. auch noch später bisweilen in der Abendgesellschaft erschien, und wo er, wie jeder Privatmann, der die Welt gesehen hat, einfach und munter sprach. Es gehört Verstand und Kenntniß und natürliche Artigkeit und Anstand und Unterscheidungsgabe dazu, um mit Erfolg so Conversation und Kreis zu halten: Eigenschaften, welche die Gräfin so sehr besaß, daß ich in Frankreich zu meiner Zeit sie nicht übertroffen fand. Das ist fürwahr der sittlichste Ersatz für die Aspasien der alten Welt und die größte Wohlthat und Zierde des geselligen Umgangs; Tugend gepaart mit Anmuth und Wissen. Neben diesen Eigenschaften schien mir ein wohlwollendes Herz auch zu dieser Rolle des Lebens das Haupterforderniß."

Was überhaupt den Umgang mit Damen anbelangt, zeigte Josef die gefälligsten und angenehmsten Manieren. Er war so galant, daß er sogar den Damen die Stühle rückte, ihnen das Fenster, wenn Zug war, schloß und ihnen mit der größten Heiterkeit erzählte. Er unterschied sich darin, daß er besonders Damen-Umgang liebte, wesentlich von dem nur mit Männern verkehrenden Friedrich II. Er war deshalb aber auch ungleich liebenswürdiger als dieser.

In den letzteren Jahren seines Lebens beschränkte sich Josef auf den Umgang mit wenigen älteren Damen und brachte, wie gesagt, seine Abende in dem geschlossenen gewählten Zirkel der beiden Fürstinnen Liechtenstein zu. Es war eben die Abendgesellschaft mit den fünf Damen stets Josef's liebste Erholung, und noch mit sterbender Hand schrieb er einen rührenden Abschied vom Todtenbette kurz vor seinem Ende (20. Februar 1790) an die Fürstin Leopoldine Liechtenstein; das Billet trug die liebenswürdig galante Adresse: „Aux cinq dames réunis de la société, qui m'y toleraient." (Den fünf in Gesellschaft vereinigten Damen, welche mich in derselben duldeten.) Die Worte, die es enthielt, waren folgende:

„Mein Ende naht heran, es ist Zeit, Ihnen noch durch diese Zeilen meine ganze Erkenntlichkeit für jene Güte, Höflichkeit, Freundschaft und angenehme Freiheit zu bezeigen, die Sie mir während so vieler Jahre, welche wir in Gesellschaft mit einander zugebracht haben, zu erweisen und angedeihen zu lassen, die Gewogenheit hatten. Ich bereue keinen Tag; keiner war mir zu viel, und dieses Vergnügen, mit Ihnen umzugehen, ist das einzige verdienstliche Opfer, das ich darbringe, indem ich die Welt verlasse. Haben Sie die Güte, sich meiner in Ihrem Gebete zu erinnern. Ich kann die Gnade und unendliche Barmherzigkeit der Vorsehung in Ansehung meiner nicht genug mit Dank erkennen: dieses Alles ist in derselben vereinigt, so daß ich mit ganzer Resiguation meine letzte Stunde erwarte. Leben Sie wohl. Sie werden meine unleserliche Schrift nicht mehr lesen können. Sie beweist meinen Zustand. Josef."

In Bezug auf etwaige minder platonische Liebschaften Josef's spricht Wraxall: „In keiner Periode seines Lebens war der Kaiser ein Libertin (liederlich) oder zu Excessen mit Frauen geneigt. Seine Liebschaften, wenn er dergleichen gehabt hat, sind immer von kurzer Dauer gewesen, heimlich gepflogen und nie mit Scandal oder Aufwand verbunden. Ich fragte eine Dame, die

ihn gut kennt, ob man wohl glaube, daß er natürliche Kinder habe? Sie erwiderte: Ich kann es nicht genau sagen, aber das kann ich versichern, wenn er deren hat, sie dem Staate nicht zur Last fallen werden. Fünfzig Ducaten jährlich werden ihre ganze Apanage (Jahrgeld) ausmachen. — Der Kaiser liebte es (bei seinen Rundgängen à la Harun al Raschid, auf welche wir zurückkommen werden), unter den Volksmassen, unter dem Schatten der Nacht, wo er wußte, daß er weder erkannt noch beobachtet war, Frauen anzusprechen, und er nahm sich da wohl einige harmlose Freiheiten mit ihrer Person, welches das Aeußerste seiner Galanterie ist."

Hofrath Heinrich Gottfried von Bretschneider (geb. 1739, gest. 1810) veröffentlichte in seinen Memorabilien sehr interessante Einzelheiten über Josef. In Bezug auf den vorhin besprochenen Punkt heißt es daselbst: „Kaiser Josef war nichts weniger als Misogyn (Weiberhasser). Er liebte den Umgang mit Frauenzimmern, wenn er aber merkte, daß das Herz Antheil zu nehmen begann, dann zog er sich weislich zurück, weil er die Macht der weiblichen Reize und die Sucht der Weiber, sich in Geschäfte zu mengen, fürchtete. Unter seiner Mutter hatte er freilich Beispiele genug erlebt, die seine Behutsamkeit rechtfertigen konnten; aber da er physisch ohne Weiber nicht sein konnte, so hätte er doch wohl besser gethan, wenn er, mit Beibehaltung seiner Grundsätze, in eine anhaltende Verbindung getreten und den Gegenstand seiner Zuneigung in gehöriger Entfernung gehalten hätte. Vielleicht wär' es auch dahin gekommen, wenn nur eine von seinen vielen Bekanntschaften die Probe ausgehalten hätte. Ich selbst habe deren zwei gekannt, die so fest glaubten, sich für ihre Freunde verwenden zu können oder nach Geheimnissen fragen zu dürfen, und sie wurden auf der Stelle abgedankt. Ebenso nahm er sich in Acht, erklärte Favoriten (Günstlinge) zu hegen."

Wie heiklich Josef in Bezug auf derartige Möglichkeiten war, erhellt aus nachfolgender Thatsache. Ein ungarischer Cavalier lag den Monarchen beständig an, daß er den Forderungen der Stände seines Landes, die gesetzgebende Gewalt mit dem Monarchen zu theilen, kein Gehör schenken möge, was Josef ganz zufrieden war. Eines Tages jedoch wurde ein ähnliches Gespräch durch die Ankunft einer Dame aus eben demselben Lande unterbrochen, welche den Kaiser um Audienz bitten ließ. Kaum hatte der Cavalier den Namen jener Dame gehört, als er ihre Schönheit zu rühmen begann und sich so weit vergaß zu behaupten: „An einem anderen Hofe würde sie das Glück haben, die Maitresse des Monarchen zu sein." Da verfinsterte sich Josef's Stirn und er fragte kurz: „Sprechen Sie nicht französisch?" — Auf bejahende Antwort setzte er hinzu: „Dann müssen Sie doch wissen, daß Maitresse eine Gebieterin bedeutet, welche sich mit der unbeschränkten Souveränetät nicht vertragen kann." Er ging an die Thüre und befahl, der Dame zu sagen, daß sie sich mit ihrem Anliegen an den Cavalier wenden möge, der eben jetzt bei ihm wäre und den er deswegen sogleich nach Hause schicken wolle. Der nach Hause Geschickte sprach aber weder von unbeschränkter Souveränetät, noch von Maitressen je wieder mit dem Kaiser.

Mozart's Auftreten in Wien.

Wolfgang Amadeus Mozart, geboren zu Salzburg am 27. Januar 1756, der „Rafael der Tonkunst", wie ihn einer seiner Biographen nannte, betrat Wien zum ersten Male als sechsjähriger zarter Knabe. (Bild Seite 737.) Am 19. September 1762 reiste sein Vater, der fürsterzbischöflich Salzburg'sche

Hofmusiker Leopold Mozart (geb. 1719, gest. 1787) mit Frau und Kindern — letztere waren der kleine sechsjährige Wolfgang und dessen ältere Schwester Maria Anna (geb. 1751, später verehelichte Baronin Berchtold zu Sonnenburg, gest. 1829), welche sich ebenfalls in früher Jugend einen bedeutenden Ruf als Clavierspielerin erworben hatte — zu Wasser über Passau und Linz, an welchen Orten er Concerte gab, nach Wien. Es hatten einige Cavaliere, welche den kleinen Pianovirtuosen Wolfgang in den genannten Städten gehört hatten, seinen Ruf noch vor dem Eintreffen der Familie Mozart nach Wien verbreitet, so zwar, daß der ganze Adel der Hauptstadt mit gespannter Erwartung ihrer Ankunft entgegen sah und sie gleich bei ihrem Eintreffen Zutritt in den ersten Häusern fand. Sogar der kaiserliche Hof verlangte die zwei Kinder zu hören, ehe sich der Vater noch um diese Gunst gemeldet hatte.

Die Familie Mozart war in dem alten Einkehrwirthshause „zum weißen Ochsen" auf dem Alten Fleischmarkt (heute Hotel London Nr. 22, alt 684) abgestiegen und war alsbald zum vielumworbenen Gegenstande geworden. Ungeachtet der für ihn fremden Erscheinungen zeigte sich jedoch „Wolferl", wie ihn sein Vater gewöhnlich zärtlich nannte, gleich anfangs nicht in jener Schüchternheit, welche bei einem sechsjährigen Kinde in solchen Fällen gewöhnlich ist; im Gegentheile, schrieb sein Vater im verwunderten Tone an einen Freund in Salzburg, daß „der Bub schon in Linz mit allen Leuten, sonderlich mit Officieren ganz vertraulich gewesen". Man würde sich indeß an der väterlichen Erziehung sehr vergehen, wollte man den kleinen Wolfgang deshalb der Ausgelassenheit oder Ungezogenheit beschuldigen; es war die Freiheit seines Geistes, die Eingabe eines guten, unverdorbenen, empfänglichen Herzens, welches überall dieselbe Liebe zu finden glaubt, die sie selbst zu Allem hegt.

Nebenbei bemerkt, liebten sich Mozart Vater und Sohn auf das zärtlichste; jeden Abend vor dem Schlafengehen mußte der Vater Leopold das Söhnlein Wolfgang auf einen Sessel stellen und mit ihm zweistimmig eine von dem Sohne selbst componirte Melodie, der ein sinnloser italienischer Text unterlegt war, singen. Der Sohn küßte darauf dem Vater die Nasenspitze und versprach ihm, wenn er alt geworden, ihn in einer Glaskapsel bei sich zu bewahren und in Ehren zu halten, worauf sich der kleine Wolfgang zufrieden in's Bett legte. Gar oft führte das Kind den Ausspruch im Munde: „Nach Gott kommt gleich der Papa!"

Die beiden Kinder fanden so viel Beifall und Bewunderung, daß man sie mit der außerordentlichen Erscheinung für ebenmäßig erklären kann. Nicht selten mußte sich das kleine Virtuosenpaar an einem Abende an mehreren Orten hören lassen. Nach Hof wurden sie immer durch den geheimen Zahlmeister abgeholt, welcher dem Vater vom Kaiser hundert Ducaten und zwei kostbare Kleider aus der kaiserlichen Garderobe für die Kinder überbrachte. Während sie sich an einem Orte producirten, wartete oft die Equipage einer zweiten Herrschaft auf sie, und nicht selten kam auch eine dritte angefahren, um sie an einen dritten Ort zu bringen. Der Enthusiasmus ging endlich so weit, daß sie auf acht Tage im voraus bestellt waren und überall mit äußerster Zuvorkommenheit behandelt wurden.

Kaiser Franz I. unterhielt sich mehrmals mit dem kleinen Wolfgang, den er mit Gunstbezeugungen überhäufte, indem er ihn unter Andern auch mit einem Galakleide nach französischem Geschmacke beschenkte, das für den Erzherzog Maximilian angefertigt worden war. Man kann sich nichts Drolligeres denken, als das Bild unseres kleinen Helden in dieser Kleidung, die in einem mit Borten besetzten Rocke, mit breiten, weit nach hinten abstehenden Schößen, einer ebenfalls gallonirten, bis auf die Kniee herabfallenden Weste, gepuderten, in einen

Beutel zusammengefaßten Haaren, Aermelverzierungen größer als der Kopf dessen, der sie trug, kleinem dreieckigen Hütchen und einem Degen an der Seite bestand.

Eines Tages sagte der Kaiser zum kleinen Mozart im Scherze: „Es ist eine große Kunst, mit allen Fingern zu spielen; aber nur mit einem Finger und auf einem verdeckten Claviere zu spielen, das würde erst Bewunderung verdienen!" — Statt einer Antwort spielte das Kind mehrere sehr schwierige Passagen mit einem Finger; dann ließ er sich auch die Claviatur bedecken und spielte dennoch so gut, daß seine Zuhörer hätten glauben können, er habe sich durch lange Uebungen auf diese Art von Prüfung vorbereitet. Es war aber das erste Mal, daß er es versucht hatte.

Ein andermal saß Mozart am Claviere, der Kaiser neben ihm und ringsum befanden sich eine Menge Herren vom Hofe, die er eben nicht für die besten Kenner hielt. Wenn er sich vor Leuten hören lassen mußte, die nichts von Musik verstanden — und darüber war es nicht möglich, ihn zu täuschen — so spielte er nur Contretänze (heutige Quadrille), Menuets und andere Kleinigkeiten, die von den Fingern eines Virtuosen Denen gegenüber, welche ihn hören wollen, wie die bitterste Ironie klingen. In diesem Falle durfte er aber seiner Gewohnheit nicht folgen, er sagte daher zum Kaiser: „Ist Herr Wagenseil nicht hier? Der soll kommen, der versteht es." Der Kaiser willfahrte diesem Wunsche und ließ Wagenseil, den Musikmeister der Erzherzoginnen, an das Clavier treten. Nun sagte der Knabe: „Es ist mir sehr lieb, daß Sie da sind. Ich spiele ein Concert von Ihnen, Sie müssen mir umwenden."

Wolfgang's Talente und originelle Laune machten ihn auch zum Lieblinge der Erzherzoginnen, der Töchter Maria Theresiens. Besonders markant war da eine Scene, welche sich in der kaiserlichen Hofburg abspielte.

Eines Tages befand sich der kleine Mozart im Gesellschaftszimmer der jungen Erzherzoginnen, spielte eine Zeit auf dem Claviere, dann aber bemächtigten sich seiner die Erzherzoginnen Caroline (zehn Jahre alt) und Antoinette (sieben Jahre alt) und jagten den lebhaften Knaben unter Jauchzen und Jubeln im Gemache umher. Mozart sprang und hüpfte, bald von den Erzherzoginnen verfolgt, bald sie verfolgend, herum, glitt aber, da er nicht gewöhnt war, sich auf glattem Parkettboden zu bewegen, plötzlich aus und fiel der Länge nach hin. Caroline stellte sich vor ihn hin, klatschte in die Hände und lachte den verdutzten Knaben aus, dem jetzt vor Scham und Aerger die hellen Thränen in die Augen traten. Aber rasch trat Antoinette herzu, hob Mozart von der Erde auf, trocknete seine Thränen mit dem Taschentuche und suchte ihn durch Liebkosungen über den gehabten Unfall zu trösten.

Mozart's schöne Augen leuchteten hell auf, freudige Wehmuth lächelte aus seinen zarten Zügen, er nahm Erzherzogin Antoinette bei der Hand und sagte mit dem Ernste eines Erwachsenen: „Hör', Tonerl, ich werd' Dir was sagen. Du bist gut und mitleidig — ich werd' Dich heiraten!" Ueber diesen Ausspruch ihres Gespielen war Antoinette so erfreut, daß sie in das Zimmer der Kaiserin hüpfte und frohlockend ausrief: „Mama, Mama! der Mozart will mich heiraten!" — Die Kaiserin lächelte und sagte: „So? Na, dann hat der Mozart viel Geschmack. Er ist auch keine üble Partie für Dich; Ihr paßt gut zu einander." Und zu dem kleinen Musiker gewendet, der Antoinetten nachgeeilt war und eben auf der Thürschwelle sichtbar wurde, sagte die Kaiserin: „Komm einmal her, mein kleiner Bursch'! Sag' mir, warum willst Du g'rad die Antoinette heiraten?" Treuherzig blickte Mozart die gütige Monarchin an, küßte die dargereichte Hand und erwiderte ohne Scheu und Rückhalt: „Ja, gnädige Frau Kaiserin, das will ich Dir aufrichtig sagen. Die Erzherzogin

Carolin' war Schuld, daß ich gefallen bin und mir recht weh' gethan hab'; darauf hat sie mich liegen lassen und obendrein noch ausgelacht. Die Tonerl aber hat mich aufgehoben; sie ist gut, und weil sie ein gut's Herz hat, will ich sie heiraten."

„Das ist recht hübsch von Dir, Mozart," sagte die große Kaiserin; „aber wenn Du die Erzherzogin Antoinette heiraten willst, mußt Du auch ein Kleid haben wie ein Erzherzog." Jetzt senkte der Knabe traurig den Kopf und brach in Thränen aus. „Ach," schluchzte er, „woher soll ich denn Kleider nehmen wie ein Erzherzog? Die Tonerl muß mich so nehmen!" — „Das wird sie aber nicht wollen," meinte die Kaiserin. Nun lief Mozart zu Antoinetten hin, nahm sie bei den Händen und bat mit kindlicher Naivetät: „Nicht wahr, Du nimmst mich auch so?"

Die Kaiserin lachte herzlich über diese Scene und entließ die kleine Schaar, um sich im Spiele weiter zu ergötzen. Am andern Tage aber hielt eine kaiserliche Equipage vor dem Gasthofe „zum weißen Ochsen", ein Kammerherr stieg aus und brachte dem kleinen Mozart einen „erzherzoglichen Bräutigams-Anzug", wie seiner Schwester ebenfalls einen prächtigen Damen-Anzug. Beide Kinder fuhren dann in diesen Galakleidern nach Hofe.

In dieser erzherzoglichen Tracht wurde später der kleine Mozart auf Befehl der Kaiserin gemalt, und das kleine Gemälde fand sich noch im Nachlasse der Staatsräthin Constanze von Nissen (Wolfgang Amadeus Mozart's Witwe, geborene Weber) vor. In diesem Gemälde ist der kleine Mozart in ganzer Figur abgebildet. Er trägt ein prächtiges, weitbauschiges Hofkleid, seidene Strümpfe und Schnallenschuhe, an der Seite einen kleinen Degen, unter dem Arm einen Chapeau-bas (Armhut). Die linke Hand hat er stolz in die Seite gestemmt, das gepuderte Haupt mit dem lieblichen Kindergesichtchen ist nach dem Beschauer des Bildes gerichtet; das große schwarze Auge blickt frei in die Welt hinaus.

Das Original des hier (Seite 737) mitgetheilten Porträts Mozart's als Kind befindet sich im Besitze des Doctors Bamberg, deutschen Consuls in Messina. Es ist ein von der Hand des Salzburger Pastellmalers Franz Nicolaus Streicher (geb. 1738, gest. 1811) gemaltes Pastellbild, welches der Besitzer 1869 auf einer Auction des Baron Hirsch in Wien erstand.

Nach einem mehrmaligen Aufenthalte in Wien kehrte die Familie Mozart nach Salzburg zurück, um im folgenden Jahre ihre erste Reise nach Paris anzutreten. Als sie sich auf dieser Reise an dem Hofe eines Churfürsten hören ließ, wollte dieser dem Kleinen Muth zusprechen, denn er glaubte, die Gegenwart seiner hohen Person werde den Knaben einschüchtern, und er bedeutete ihm daher, er brauche sich vor ihm nicht zu fürchten. Mozart jedoch antwortete naiv: „Warum denn nicht gar! Ich hab' schon vor der Kaiserin gespielt!"

Im Herbste des Jahres 1767 reiste der Vater mit den beiden Kindern, wovon der kleine Mozart damals zwölf Jahre alt war, neuerdings nach Wien; da aber hier die Blattern herrschten, hielten sie sich gar nicht auf, sondern gingen nach Olmütz, in welcher Stadt beide Kinder diese Krankheit überstanden und in der Residenz des Menschen- und Kunstfreundes Leopold Anton Graf Podstatzky, geheimer Rath, Propst der Kirche Maria Schnee und Rector magnificus (geb. 1717, gest. 1776), wohnten.

Von Olmütz kehrte die Familie über Brünn nach Wien zurück; sie wohnte da im Hause Nr. 25 der verlängerten Wipplingerstraße (damals Hohe Brücke, alt 387, den Grünwald'schen Erben gehörig). Auch diesmal, nun am Hofe Josef's II., wurde ihnen die schmeichelhafteste Aufnahme zu Theil; die einflußreichsten Personen, wie der Staatskanzler Kaunitz, der Herzog von Braganza, die Kammerfrau der Kaiserin, Josefa von Guttenberg, der Dichter Metastasio

interessirten sich lebhaft für sie. Und dennoch wurde der diesmalige Aufenthalt in Wien für die Familie eine fortgesetzte Kette von Unannehmlichkeiten, Plackereien und Täuschungen.

Die Strafe der Feigenbrüder.

Wolfgang hatte nahezu das Kindesalter hinter sich, ein Alter, das so ganz geeignet ist, wohlwollende Gesinnungen zu erwecken und welches selbst den Neid entwaffnet, aber — der junge Mozart kam als ein Musiker von zwölf Jahren in eine Residenzstadt, die bis zu den Dachstuben mit Clavierspielern und Componisten angefüllt war; dieser junge Mensch von drei und ein halb Fuß Höhe stellte sich bereits den ersten Künstlern an die Seite und zeigte sich als der stärkste Improvisator seiner Zeit; es waren ferner nur zu sichere Anzeichen vorhanden, daß er mit der Zeit noch mehr als dieses werden würde, und so erklärt sich daraus hinreichend die Unruhe im Lager der gewerbsmäßigen Musiker, die gegen den gemeinschaftlichen Feind den gegenseitigen Haß und die heimischen Eifersüchteleien beiseite setzten, sich nun Alle gegen einen Feind vereinigten, der ihnen ihr bereits schon sehr knappes Brot vollends zu rauben drohte.

Weil nun die würdigen Herren die Thatsachen nicht in Abrede zu ziehen vermochten, so gaben sie sich gegenseitig das Wort, alles Zusammentreffen mit den Mozarts zu vermeiden; die Folgen ergaben sich dann von selbst, denn wenn man einen derselben aufforderte, seine Meinung über den jungen Menschen auszusprechen, so bedauerte er zuerst leichthin, ihn noch nicht gehört zu haben, lächelte sodann fein und machte sich über die Modewelt lustig. Dann vertraute man unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß der Vater ein sehr gewandter Charlatan und der Sohn ein trefflich abgerichtetes kleines Geschöpf sei, um damit Geld zu verdienen und Anderen einen blauen Dunst vorzumachen.

Dieser Taktik kam jedoch Leopold Mozart auf die Spur, und es gelang ihm, durch einen Meisterstreich sie zu Schanden zu machen. Er erfuhr, daß einer der Angesehensten unter den Verschworenen in einem sehr zahlreichen Kreise von Musikliebhabern ein Concert von seiner Composition, das noch Manuscript und als das non plus ultra von Schwierigkeiten zum voraus angekündigt und ausposaunt worden war, zu spielen beabsichtigte. Was that nun unser schlauer Salzburger? Er ging in das Haus des Musikfreundes, in welchem die Production stattfinden sollte, und bot ihm die Dienste seines Sohnes für den festgesetzten Abend, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung an, daß er Niemandem ein Wort davon sagen dürfe. Der Andere, welcher in diesem Anerbieten nur ein vermehrtes Vergnügen für seine Gäste erblickte, nahm dasselbe mit Freuden an.

Am festgesetzten Abende erscheint der vermeintliche Held des Festes in dem selbstzufriedenen Bewußtsein des sicher zu erwartenden Beifalles; bereits liegt das Manuscript auf dem Pulte; schon haben sich die Liebhaber um das Clavier gruppirt und warten mit gespannter Aufmerksamkeit auf den bevorstehenden Genuß. Der Professor setzt sich, räuspert und schnaubt sich — in diesem Augenblicke wird die Thür für einen wahrscheinlich verspäteten Gast geöffnet; aber, welche Ueberraschung, welche Hinterlist! — es tritt der kleine Salzburger ein, wie der Geist Banquos bei Macbeth's Mahle.

Jetzt gab es keine Möglichkeit, ihm zu entgehen. Der Herr des Hauses, welcher nichts von dem Streiche ahnte, drückte sein Vergnügen aus, das ihm zu Theil werde, zwei so ausgezeichneten Virtuosen Gelegenheit zu verschaffen, sich gegenseitig kennen zu lernen. Man sagt sich die schmeichelhaftesten Dinge, wie man es bei solchen Gelegenheiten zu halten pflegt; — während aber der Wiener Professor und Leopold Mozart sich in Artigkeit erschöpfen, geht Wolfgang, der in seinem Leben nie lernte, Complimente zu drechseln, auf die Hauptsache, d. h. auf das Clavier zu und — spielt das Concert vom Blatte weg, ja so glänzend, wie eine Composition, die zuvor mit allem Fleiße für den öffentlichen Vortrag einstudirt und auswendig gelernt worden.

Dem Componisten des Concertes muß aber Gerechtigkeit wiederfahren. Erweckt durch die Bewunderung, ließ sein Gewissen sein Uebelwollen nicht mehr

die Oberhand behalten. Er konnte nicht umhin, öffentlich zu bekennen: „daß er als ehrlicher Mann eingestehen müsse, es sei dieses Kind der größte Meister, der jetzt auf der Welt lebe; er habe es zuvor nicht glauben können".

Kaiser Franz I. trug dem zwölfjährigen Knaben auf, eine Opera buffa (komische Oper): „La Finta semplice" (die einfältige List) zu componiren; dies geschah, aber sie kam nicht zur Aufführung. Dagegen wurde eine deutsche Operette „Bastien et Bastienne" (Text nach dem Französischen) auf dem Gesellschaftstheater des berühmten Arztes und Magnetiseurs Doctor Friedrich Anton Mesmer (geb. 1734, gest. 1815) gegeben. Die Nichtaufführung der Opera buffa hatten nicht Mängel in der Composition, sondern Kabalen aller Art verursacht, obgleich Leopold Mozart sich alle mögliche Mühe gab, die Aufführung zu bewirken. Um allen Verleumdungen zu begegnen, ließ der Vater seinen Sohn in Gegenwart der ersten Adelspersonen und Musikkenner Proben seiner Fähigkeit in der Composition ablegen; der Vater ließ ihm irgend eine Arie, die Wolfgang zuvor nie gesehen hatte, aufschlagen, wozu der Knabe in wenig Augenblicken alle Stimmen schrieb. Auch fehlte es der Oper keineswegs an Beifall, Wolfgang spielte sie an mehreren Orten am Clavier und erhielt verdiente Bewunderung. Aber Neid, Bosheit, vorzüglich aber die Besorgniß der damaligen italienischen Operngesellschaft in Wien (Impresar Affligio) arbeiteten vereinigt daran, die Oper nicht zur Aufführung kommen zu lassen.

Am 21. März 1768 hatten Kaiser Josef und seine Schwester Carolina den Grundstein zur Waisenhauskirche am Rennweg gelegt. Bei der schon am 7. December erfolgenden feierlichen Einweihung der Kirche, welche vom Cardinal Migazzi in Gegenwart der Kaiserin stattfand, dirigirte der Knabe Mozart den Chor und die Kapelle der Waisenkinder. Die ganze aufgeführte Musik war von ihm componirt und fand großen Beifall.

Die dritte Anwesenheit Mozart's in Wien fand 1781 statt, wo er seitdem blieb und starb. Zur vollen Ergänzung dieses Abschnittes möge auch dieser Aufenthalt kurz geschildert erscheinen, wobei wir besonders alle jene Wohnungen erörtern, die Mozart inne gehabt.

Im Jahre 1781 berief der Erzbischof von Salzburg, Hieronymus Graf Colloredo-Walsee-Mels (geb. 1732, gest. 1812), welcher damals sich in Wien befand und dessen Concertmeister Wolfgang in der Zwischenzeit geworden war, den Tonkünstler nach Wien und ließ ihn bei sich im sogenannten „Deutschen (Ordens-) Hause" in der Singerstraße (heute Nr. 7, alt 879) wohnen. Sein Ehrgefühl machte ihm bei einer seinem Talente nicht entsprechenden Behandlung von Seite des Erzbischofs diesen Dienst widerlich, er nahm seine Entlassung und beschloß von nun an, in Wien seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Er zog nunmehr als „Zimmerherr" zur Familie Weber in den zweiten Stock des Hauses „zum Auge Gottes" in der Spenglergasse (damals Durchhaus auf den Petersplatz, heute Tuchlauben Nr. 6, alt 563, zu jener Zeit den Andrä'schen Erben gehörig). Mozart war schon in Mannheim mit der Familie Weber befreundet und heiratete später in Wien deren dritte Tochter Constanze. Als im Anfange sein Vater Mißfallen über das Liebesverhältniß bezeigte, bezog Mozart zu Michaeli 1781 eine Wohnung auf dem Graben im zweiten Stockwerke des Hauses Nr. 8 (alt 1145, damals Frau Therese Contrini gehörig). Er componirte dort die Opern: „Belmonte und Constanze" („Entführung aus dem Serail", die erste Oper, welche von ihm in Wien gegeben wurde und ungemein gefiel) und „Figaro's Hochzeit". Damals lebte Mozart überhaupt ohne bestimmtes Einkommen; er beschäftigte sich mit Lectionen, Componiren, dem Studium der Händel'schen Fugen und den Werken des Ritters von Gluck,

für welchen er besonders eingenommen war; ja, es wollen Kenner in seiner Oper „Clemenza di Tito" hie und da Gluck'sche Manier erkennen.

Nachdem er sich im August 1781 mit Constanze Weber verheiratet hatte, zog er in den zweiten Stock des bereits erwähnten Grünwald'schen Hauses auf der Hohen Brücke (heute Wipplingerstraße Nr. 25, alt 387), welche Wohnung er aber schon im December mit einer andern im dritten Stocke des sogenannten „kleinen Herberstein'schen Hauses" am Salzgries (heute Nr. 17, alt 209) vertauschte. Zu Georgi 1783 zog das Ehepaar auf den Judenplatz in den dritten Stock des Hauses Nr. 3 (alt 409, den Burg'schen Erben gehörig); zu Michaeli 1784 wohnte er in der großen Schulerstraße im Hause Nr. 8 (alt 853, dem Dr. Camesina gehörig). Hier componirte er die Oper: „Der Schauspieldirector". Zu Georgi 1784 zog Mozart auf die Landstraße (heute Hühnergasse Nr. 17, damals Hauptstraße 249); er hatte hier einen Garten, in welchem er seinem Lieblingsvogel, einem Staar, ein Grabmal mit einer Inschrift setzte. Im Sommer 1788 wohnte Mozart in der Alservorstadt, Währingergasse Nr. 16 (damals 135, der Regierungsräthin Schick gehörig). Dort componirte er die komische Oper „Così fan tutte" (So machen es Alle, d. h. die Weiber).

Auch in den Umgebungen Wiens hatte Mozart mehreremale gewohnt. Drei Sommerfrischen sind es, welche notorisch Mozart beherbergten. Die eine ist ein Zimmerchen auf dem Kahlenberg, in welchem sich noch heute ein alter Tisch befindet, auf dem der Tonheros componirte, wenngleich dies selten genug geschehen sein mag, denn er nahm lieber Notenpapier und Bleistift in das Freie hinaus und lagerte sich unter einem üppig belaubten Baume in's frische, duftende Gras. Der zweite Ort ist das Dorf Heiligenstadt, wo er im Badhause wohnte. Als er zu kränkeln anfing, wollte er sich hier einige Zeit Ruhe und Erholung gönnen, umsomehr, als seine Gattin eben von einem kleinen Schreihals (dem gleichnamigen Sohn) genesen war, dessen fortwährende Dissonanzen ihn kaum die „Zauberflöte" hätten vollenden lassen. Er miethete sich daher eine Wohnung im Badehause, besuchte aber lieber fleißig die höher liegende Gegend, wo er die Aussicht auf die schöne Umgebung frei hatte.

Der dritte Ort war Baden, wo seine Gattin im Frühjahre 1791 das „Antons-Bad" gebrauchen sollte. Constanze bezog das mit dem noch vorhandenen Schilde „zum Blumenstock" versehene Haus in der Renngasse (heute Nr. 8, alt 29) und bewohnte dort den links vom Hausthor gelegenen Theil des Erdgeschosses. Mozart, durch seinen Beruf an Wien gefesselt, kam nur ab und zu auf Besuch zur geliebten Gattin nach Baden, übernachtete auch gelegentlich daselbst und hatte zum ungestörten Arbeiten ein über dem anstoßenden, im Hof des Hauses befindlichen kleinen Schupfengebäude gelegenes Bodenkämmerlein gemiethet, in welches man über eine, gleich dem Bodenstübchen noch unverändert bestehende schmale Holztreppe gelangt. Hier schuf er seine Motette: „Ave verum corpus".

Mozart's letzte Wohnstätte in Wien war — seit Michaeli 1790 — der erste Stock des ganzen Vordertractes in dem mit der Statue der unbefleckten Empfängniß Mariens geschmückten, sogenannten „kleinen Kaiserstein'schen Hause" in der Rauhensteingasse (Bild Seite 752, alt Nr. 935, heute steht an dessen Stelle der Mozarthof mit der Nummer 8). Trat man durch das im Rococostyl verzierte runde Hausthor in das Innere des Vorgebäudes, so gelangte man nach einigen Schritten rechts an eine kleine halbgewundene Stiege, welche zum ersten Stock führte. Gleich oben an der Stiege rechts befand sich eine Thür, durch die man in einen dunklen Vorflur gelangte. Dieser Eingangsthüre gegenüber befand sich die Küche und links gelangte man in das Besuchzimmer.

Dieses Zimmer hatte zwei Fenster, die auf die Rauhensteingasse hinausgingen, ein drittes (Eckfenster) gewährte die Aussicht auf die Himmelpfortgasse. Hier stand Mozart's letzter Arbeitstisch, an welchem er die letzten Takte seines berühmten Requiems geschrieben hat. Früher stand dort ein schöner Flügel von Johann Andreas Streicher (geb. 1761, gest. 1833), ein Geschenk dieses seines Freundes. Gewöhnlich aber spielte Mozart auf einem einfachen Flügel, der von Anton Ländle in Wien gebaut war, fünf Octaven und eine Terz Umfang besitzt, nach oben dreichörig ist. Gleich hinter der Claviatur stehen die Wirbel und hinter denselben schlagen die Hämmer an; das Notenpult steht nur lose auf und der Ton zeigt sich hart und dünn, wie bei allen alten Instrumenten. Mozart's Flügel (Bild Seite 753) wurde in den letzten Dreißiger-Jahren vom Grafen Konrad von Ranzau in Kopenhagen angekauft, wohin er zunächst durch Mozart's Witwe, welche sich bekanntlich an den dänischen Staatsrath Nissen verheiratet hatte, gekommen war. Gegenwärtig befindet sich dieser Flügel im Schlosse zu Breitenburg in Holstein.

In der Mitte der dem Eckfenster gegenüber befindlichen Wand war wieder eine Thüre und durch sie gelangte man in's Billardzimmer. (Mozart war nämlich ein leidenschaftlicher Billardspieler.) Dieses Zimmer hatte zwei Fenster Breite und aus demselben gelangte man in das kleine Cabinet, wo Mozart die unsterbliche „Zauberflöte" und den „Titus" componirte. In diesem einfenstrigen Cabinete standen: ein Tapeten-Wandschrank, ein Sofa, Mozart's Arbeitstisch und das alte, kleine, berühmte Spinett, welches jetzt das Salzburger Mozarteum besitzt und dessen sich Mozart beim Componiren am liebsten bediente.

Aus diesem Arbeitscabinete führte gegenüber dem Fenster eine Thür zu einem zweiten Vorsaale, aus welchem man wieder in das Vorhaus hinaustrat. Gegenüber dieser Ausgangsthür befand sich die in den zweiten Stock führende Stiege. Der Vorsaal wurde, wie das große Schlafzimmer, durch ein in den ersten Hofraum hinausgehendes Fenster erleuchtet; das Vorhaus erhielt sein Licht durch ein großes rundes Bogenfenster. Im vorerwähnten großen Schlafzimmer befand sich einige Fuß vom Fenster entfernt eine Glasthüre, durch welche man in einen engen, durch zwei Fenster erleuchteten Corridor gelangte, der von Mozart als Garderobe benützt wurde; aus demselben konnte man durch eine den Fenstern gegenüber befindliche Thür auch in das Billardzimmer gelangen.

Wir verweilten absichtlich länger bei dieser Wohnung Mozart's, denn das Haus war — sein Sterbehaus; im vorerwähnten Corridor lag am 5. December 1791 Mozart's Leiche.

Es war im Jahre 1782 gewesen, daß Mozart den großen Josef Haydn kennen lernte und mit ihm innige Freundschaft schloß. Mozart widmete ihm sechs Quartetten für zwei Violinen, Viola und Violoncell, welche zu seinen besten Werken gezählt werden und die 1785 der Kunst- und Musikalienhändler Artaria herausgab, wofür er Mozart einen Ehrensold von hundert Ducaten bezahlte. Das zweite dieser Quartette soll er componirt haben, während seine Frau in demselben Zimmer in Wochen lag und er mehrmals vom Tische aufstehen mußte, sie nach ihrem Befinden zu fragen. Ferner ist von diesen Quartetten bemerkenswerth, daß viele Accorde derselben selbst von geschickten Musikern nicht verstanden und für falsch erklärt wurden. Artaria erhielt sie aus Italien mit dem Bedeuten zurück, daß deren Stich fehlerhaft sei.

Meister Haydn's Lehrjahre.

Wir haben bereits (Seite 542 u. f.) das erste Auftreten des nachmalig so berühmten Tondichters Josef Haydn in Wien geschildert, wissen, daß er, als Sängerknabe an der Domkapelle zu St. Stefan für sein tollkühnes Herumklettern auf den Gerüsten der zu Schönbrunn ausgeführten Bauten von Maria Theresia ernstlich vermahnt (Bild Seite 760) und beim abermaligen Betreten mit einem „recenten Schilling" bedacht wurde, dessen sich nachmals der fürstlich Eszterhazy'sche Kapellmeister gar wohl erinnerte, und halten es jetzt am Platze, seines ferneren Wirkens in Wien zu gedenken.

Das Jahr 1749 sollte über ihn plötzlich ein recht trauriges Geschick bringen. Eine von ihm ausgeübte Schelmerei beschleunigte Haydn's Abgang aus dem Kapellhause; er hatte nämlich dem vor ihm sitzenden Kameraden heimlich den langen Zopf abgeschnitten und zur Strafe für diese Unthat sah er sich an einem rauhen November-Abend plötzlich auf die Straße gestoßen. Nach rathlosem Umherirren sank er erschöpft auf eine Bank am Wege nieder. Der ihm befreundete Chorregent der Stefanskirche und ausgezeichnete Tenorist Johann Michael Spangler (geb. 1721, gest. 1794) traf ihn dort von ungefähr und nahm den Müden und Hungrigen bei sich auf. Den ganzen Winter hindurch theilte Haydn mit seinem Wohlthäter die einzige Stube, welche dieser sammt Weib und Kind bewohnte. Die damals dem obdachlosen Jüngling erwiesene Güte vergalt der Eszterhazy'sche Kapellmeister später reichlich, denn auf seine Verwendung wurde 1768 Spangler's älteste Tochter Maria Anna als Sängerin in Eisenstadt angestellt, der eine Sohn Georg (geb. 1752, gest. 1802) brachte es bis zum k. k. Vice-Hofkapellmeister, der zweite, Ignaz (geb. 1760, gest. 1811), zum Hofkapellsänger, zu welcher Glücksstellung ihm Haydn ebenfalls verholfen hat.

Vater und Mutter in Rohrau beschworen den Sohn, sich aus der Noth des Lebens in den Schoß der heiligen Kirche zu retten; aber so fromm Haydn auch von jeher war — Geistlicher mochte er doch nicht werden, sondern beschloß, bei seiner Kunst auszuharren. Er schlug sich durch, so gut es eben ging, geigte in den Schänkstuben und auf den Tanzböden, gab Lectionen in der Musik, copirte und arrangirte fleißig, kurz, er griff überall zu, wo es etwas zu verdienen gab, dabei auf allerlei Pläne bedacht, seine Umstände zu verbessern. Es gelang ihm auch, manchen Siebzehner „gassatim" zu verdienen — so nannte man nämlich in der Musiksprache das Bringen musikalischer Ständchen zur Nachtzeit.

Wenn ihn derlei auch nur sehr kärglich nährte, verlor er doch nie seine gute Laune. Eines Abends wollte er sich eben, ermüdet von angestrengtem Studium, zur Ruhe begeben, als er unten auf der Straße seinen Namen rufen hört. Obwohl schon ausgezogen, steckt er dennoch seinen Kopf zum Fenster hinaus und ruft auf die Gasse: „Was giebt's denn?" — „Geh', komm' geschwind' herunter!" lautet die Antwort. „Wir haben eine schöne Nachtmusik zu bringen. Tummle Dich!" — „Eine Nachtmusik? Bei der Müdigkeit? Nicht um eine Million!" schreit Haydn. — „Es bekommt ein Jeder einen Gulden dreißig Kreuzer!" wird zurückberichtet. — „Wartet einen Augenblick, ich komm' gleich!" schreit Haydn hinunter, fährt rasch in die Kleider und eilt die Treppe hinab, um den „Gulden dreißig Kreuzer" zu verdienen. (Diese vielfach noch heute angewendete Anekdote, verdankt, authentischen Ueberlieferungen zufolge, ihren Ursprung dem Vater Haydn.)

Als endlich der Frühling, der Freund der Armuth, in's Land kam, pilgerte der junge Musikant nach dem Wallfahrtsorte Maria-Zell in Steiermark, wo

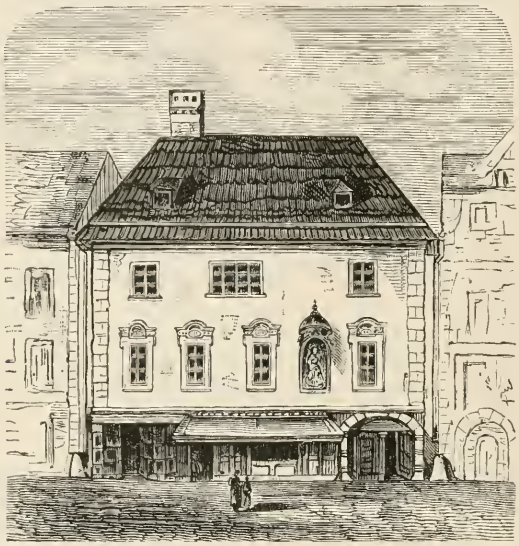
gerade ein großes Kirchenfest gefeiert wurde. Er hegte die Hoffnung, sich ein paar Tage satt essen zu können, und bot dem Regenschori daselbst seine Dienste an; allein dieser wies ihn mit dem unwirschen Bescheide ab, daß genug Lumpengesindel von Wien käme, Jeder gäbe sich für einen Kirchensänger aus, würde er aber auf die Probe gestellt, dann wüßte Keiner eine Note zu treffen. Der ehemalige Sängerknabe von St. Stefan ließ sich dadurch nicht einschüchtern. Beim Beginn der Messe schlich er auf den Kirchenchor, entriß dem zum Einsatz bereiten Solisten das Notenblatt und sang die Partie frisch herunter. Alle bewunderten die kunstgeübte Stimme und die schöne Vortragsweise des kecken Eindringlings, der nun eine Woche lang auf's beste verpflegt wurde und mit den Ergebnissen einer für ihn veranstalteten Sammlung in der Tasche den Heimweg antrat.

Nach Wien zurückgekehrt, war Haydn so glücklich, von einem bemittelten Bürger hundertfünfzig Gulden vorgestreckt zu erhalten; er zahlte nicht nur das Geld nach einigen Jahren bis auf den letzten Kreuzer zurück, sondern bedachte auch noch in seinem Testamente die Tochter des großmüthigen Darleihers, Anna Buchholzer, mit einem Vermächtniß von hundert Gulden. Im Besitz jener Summe konnte er auch auf die Gastfreundschaft der Familie Spangler verzichten und eine eigene Wohnung miethen. Eine fünf Treppen hoch gelegene, sechs Schritt im Geviert messende Dachkammer im sogenannten „alten Michaeler-Hause" am Kohlmarkt (heute Nr. 11, alt 1152) nahm ihn mit seiner Habe auf, deren weitaus werthvollster Theil ein altes wurmstichiges Spinett bildete. In dem unwirthbaren ofenlosen Raume fand er weder gegen die sengende Hitze des Sommers, noch gegen Sturm und Kälte, Regen und Schnee genügend Schutz. Oft war er genöthigt, in der Stube eines Nachbars die erstarrten Glieder zu erwärmen. Mitten im härtesten, täglich sich erneuernden Kampfe um's Dasein — er erhielt z. B. für seine Clavierstunden den kärglichen Monatslohn von zwei Gulden, gelegentlich auch einen Freitisch — strebte er dennoch rüstig weiter; schon in jene Zeit fällt die Entstehung seiner ersten Messe. Auch componirte er eine Oper, deren Entstehungsgeschichte ungemein amüsant ist und welche wir den freundlichen Lesern nicht vorenthalten dürfen.

Damals war bereits Josef Felix von Kurz (geb. 1715, gest. 1784) Director des ältesten Kärntnerthor-Theaters. Großes Talent für das Niedrigkomische in sich fühlend, betrat er 1737 das Theater, das er später dirigiren sollte, und wo er lange Zeit hindurch durch seine selbstverfaßten Stücke als durch sein Spiel großen Beifall fand. Nach Hanswurst Stranitzky (Seite 59 ausführlich besprochen) war Hanswurst Prehauser (Seite 230) beinahe ausschließlich das Haupt der Burleske gewesen; im Jahre 1745 aber ging Kurz darauf aus, den Bühnenthron des Hanswursten vollständig zu stürzen, indem er eine ganz neue, feinere Charakterrolle schuf — den Bernardon. Bisher waren die komischen Figuren alle blos Musterbilder der Dummheit, aber im „Bernardon" vereinigte sich nebstbei die exquisiteste Spitzbüberei, und dessen Dummheiten waren alle so hochkomisch und geistreich erdacht, in ihnen lag so viel Parodie und Geißelung der damaligen Lebensverhältnisse, daß das Wiener Publikum, nachdem der „Hanswurst" denn doch schon abgedroschen zu werden anfing, wahrhaft enthusiasmirt für diesen Charakter wurde, der es sich besonders angelegen sein ließ, den ersten Personen im Staate von der Bühne herab die bittersten Wahrheiten zu sagen. Dazu war die Figur höchst komisch gewählt und änderte nur das Costüme je nach Beschaffenheit der Rolle. Man mußte „Bernardon"-Kurz als kölnischen Stadtsoldaten (vom rothen Uniformrocke wurden sie „Funken" genannt) sehen, wie er beauftragt ist, einen Signalschuß abzubrennen, vorher sein Testament macht und in die Tasche steckt, dann mit

unsäglich verachtender Todesmiene, mit abgewandtem Gesichte die Flinte abschießt, die er zu laden vergessen hat. (Bild Seite 49.)

Kurz verfaßte die Stücke selbst und sein fruchtbares Genie zeigte sich fast unerschöpflich im Erfinden. Man sah durch lange Zeit nichts als Bernardoniaden, wie z. B. Bernardon's Unglücksfälle, Bernardon der dreißigjährige A-B-C-Schütz, Bernardon's Heirat, Bernardon im Tollhause, Bernardon der kalekutische Großmogul u. s. w. u. s. w. Außerdem gab es noch eine Menge anderer Stücke, worin stets „Bernardon" die Hauptperson war, z. B. der Feuerwedel der Venus, die elf kleinen Luftgeister, der Buben- und Weiberkrieg u. dergl. Man sieht schon aus diesen Titeln, daß ein edleres Princip bei Verfassung dieser Komödien platzgegriffen hatte; nebstbei waren dieselben mit hübschen Liedchen und Arien ausgeschmückt (Anfang der Couplets), beständig aber mußte „Bernardon" darin eine Hauptrolle spielen, der Hanswurst war bereits nur mehr nebenbei geduldet, und der Zulauf zu den, überdies noch mit Maschinen,



Mozart's Sterbehaus. (Seite 748.)

Feuerwerken und Verkleidungen reichlich versehenen Komödien (Beginn der Ausstattungsstücke) war so ungeheuer, daß sie stets bei übervollen Häusern gegeben wurden.

Die Vorstellungen wurden auch von Seite des kaiserlichen Hofes häufig besucht, denn insbesondere die Kaiserin Maria Theresia sah Kurz ungemein gerne spielen, bis er endlich durch eine unverschämte, fast unglaubliche Antwort ihre Gunst dergestalt verscherzte, daß sie sogar einen Schwur that, er solle nie wieder vor ihr Angesicht kommen, und auch manche dringende Fürbitte, selbst die ihres Gemals Franz, abwies.

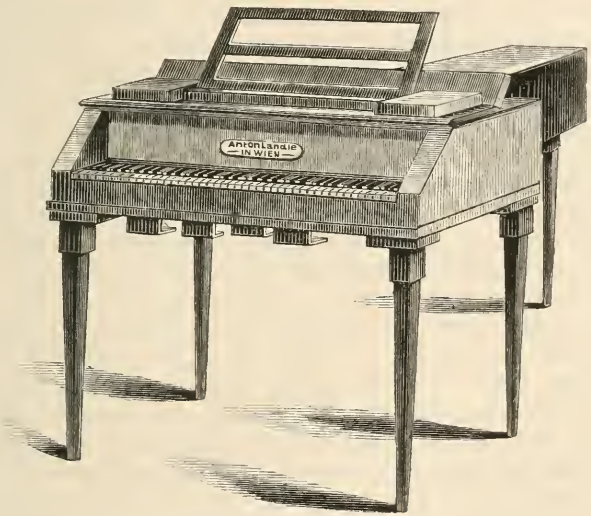
Als Kurz die Impresa (Direction) des Kärntnerthor-Theaters übernahm, mußte er sich contractlich verpflichten, sammt seiner Gattin Franziska (geborene Tuscani 1728, gest. 1755) durch ein Jahr lang in allen Komödien, wo Parten von seinem Charakter vorkommen, „zu agiren, zu fliegen, zu tanzen, zu singen und sich zu verkleiden, sowohl in beiden Theatris (d. i. Burg- und Kärntnerthor-Theater; ersteres gab blos „einstudierte Stücke") als auch anderen Orts, wogegen im Wirthschaftsrath denselben zu ihren Gehalt oder Gage

zusammen wochentlich dreißig Gulden sammt den gebräuchlichen Accidenzien für das Singen und Fliegen und nebst denen noch alle Monat extra zwanzig Gulden zusagt und versprochen."

Was würde heute ein „erster" Schauspieler oder Sänger zu einer Monatgage von dreißig Gulden sagen? Und die „Accidenzien" (zufälliges oder Nebeneinkommen)! Nun, in dieser Beziehung existirt ein Originaldocument von Kurz' Hand, welches derlei „zufällige" Nebeneinkommen in klassischer Weise illustrirt, besonders da Kurz voll Humor die Eindrücke schildert, welche selbe auf ihn gemacht. Dieses hochinteressante culturgeschichtliche Schriftstück lautet:

Neueste Komödie von Josef Kurz.

Heurich und Heinrich oder das durchlauchtigste Schäferpaar, sonsten auch genannt der grausame Tyrann und der verstellte Narr aus Liebe, mit Hannswurst als klugen Hofnarren, als verschmitzten königlichen Requetenmeister (französischer Staatsrath, von Requête, Bittschrift,



Mozart's Clavier. (Seite 749.)

den Namen führend), einem von Gespenstern erschreckten Favoriten, einem lustigen Narrenwächter, einem barmherzigen Scharfrichter und letztlich einem beglückten Bräutigam seiner geliebten Traunschel. Zu mehrerer Satisfaction (Befriedigung) macht das gänzliche Finall. Ein erzlustiges Nachspiel, genannt: Die Sau im Sacke oder der betrogene Alte, wobei Hannswurst vorstellen wird: einen dummen Diener seines Herrn, einen betrogenen Einkäufer, eine lustige Sau im Sacke und endlich einen nachdrücklichen Rückenausklopfer zweier durchtriebener Spitzbuben.

Herrn Kurz für sechs Arien à 1 fl.	6	fl. —	kr.
Einmal in die Luft geflogen (ich wollt', mich hätt' lieber der Teufel geholt)	1	„ —	„
Einmal in's Wasser gesprungen (wär' ich nur gleich ersoffen!)	1	„ —	„
Begossen worden (bin ich denn ein Garteng'schirr?)	1	„ —	„
Zwei Ohrfeigen (die hat mir Notabene der eklige Pantalon gegeben)	1	„ 8	„
Ein Fußtritt (von dem Esel, dem Benaglia)	—	„ 34	„
Einen Fleck auf der Haut dabei erwischt ditto.	—	„ 34	„
Macht Summa Summarum	11	fl. 16	kr.

Was Madame Kurz anbelangt, war, wenn sie die Bühne betrat, ganz Wien in Verzückung. Die junge, wundervolle, geistreiche, zierliche, graziöse, pikante Brünette, eine in Tanz und Gesang gleich virtuose Colombina, hatte

nicht geringen Antheil an der Beliebtheit des Kärntnerthor-Theaters. Sämmtliche Lebemänner Wiens schmachteten an ihrem Triumphwagen, aber — da sie ihren Mann auf das herzlichste liebte, gab es keinen Begünstigten in dem Sinne, wie die Anbeter einer Schauspielerin begünstigt sein wollen; ja, überschritt Einer nur im entferntesten die Grenzen achtungsvoller Verehrung, wie man sie überhaupt jedem weiblichen Wesen zollen darf, so mußte er seine Kühnheit bitter büßen.

So geschah es eines Tages einem ältlichen Gecken, der ihr durch ihr Kammermädchen glänzende Anträge machen ließ. Das Mädchen kam zu dem Aussender, der sie unter dem Hausthore erwartete, zurück und derselbe fragte, was ihre Frau ihm zur Antwort sagen ließe. „Antwort?" meinte das Mädchen. „Hier, das schickt sie Ihnen!" und damit gab sie dem Gecken eine wuchtige Ohrfeige. Der Alte rieb sich die Backen, sagte aber sofort witzig: „Ich spüre es, daß Du unterwegs nichts davon verloren hast."

Selbstverständlich gab es häufig Serenaden zu Ehren dieser allgefeierten Schönheit; so auch eines Abends, wo die sich gewöhnlich an den Fenstern der Nachbarhäuser (das Ehepaar wohnte damals beim Kärntnerthor im Hause Nr. 1037, heute Augustinergasse 4) und auf der Straße ansammelnde Menschenmenge dem etwas barocken, aber höchst genialen Tonstücke lauschte, das die nächtlichen Musiker aufführten. Man applaudirte lebhaft und rief häufig: „Evviva la bella Direttrice!" (Es lebe die schöne Directorin!)

Plötzlich stürzte der Gatte der „diva terminata del'Amore" (vollendetsten Liebesgöttin), wie Franziska Kurz gewöhnlich genannt wurde, auf die Straße hinaus und fragte die Musikanten: „Wie heißt denn der verfluchte Kerl, der diese Serenade componirt hat?" worauf ein schmächtiger, fadenscheiniger junger Mann von etwa neunzehn Jahren erwiderte: „Ich bin es!" — „Mach' Er mir nichts weiß, Er Guck-in-die-Welt!" rief Kurz zornig. „Das ist die Composition eines großen, leider mir unbekannten Meisters. Oder meint Er so viel Schönes und Haltbares schaffen zu können?" — „Es schmeichelt mir, daß meine Composition dem Herrn Impresar gefällt, sie ist aber von niemand Anderm. Ich componire Sonaten, die ich an meine Schüler verkaufe, Menuetten und Serenaden, die ich, wie die heutige, mit meinen Freunden aufführe." — „Du bist ja ein verfluchter Kerl, in Deinem Alter so schöne Sachen zu machen!" — „Na, einmal muß man doch anfangen!" — „Das ist ein prächtiger Spaß Wie heißt Du denn?" — „Ich bin der Haydn Seppel von Rohrau." — „Von Dir muß ich eine Oper haben. Komm' mit mir hinauf."

Haydn folgte dem Director, wurde dessen schöner Frau vorgestellt, erhielt ein prächtiges Nachtmahl, einige blanke Ducaten und den Text zur Oper: „Der hinkende Teufel". Täglich kam er zu Kurz und spielte ihm die componirten Scenen vor. Kurz war mit allen zufrieden; nur eine gefiel ihm nicht — es sollte darin der Meeressturm ausgedrückt werden. Der Director, eine Rolle in der Hand haltend, schritt hastig im Zimmer auf und nieder, wobei er sich alle Augenblicke verzweifelnd in die Haare fuhr. Haydn saß am Clavier und schwitzte voll desperater Inspiration, wobei seine Finger rastlos auf den Tasten herumsprangen.

„Das ist Alles nichts, Seppel!" rief Kurz. „Um Gotteswillen, hast Du denn noch nie einen Sturm brausen gehört?! Die Oper wird nicht über die Bühne gehen können — der verfluchte Meeressturm!" — „Ich kann ihn nicht finden, den Sturm macht der Teufel nach!" schrie Haydn verzweifelnd und fuhr mit beiden Händen wüthend über die Claviatur. — „Goldkäfer, da ist er ja!" schrie Kurz in höchster Freude. „Ich hab's ja gleich gesagt, Du wirst ihn finden. Mach's noch einmal! — So, hörst Du jetzt, wie der Sturm

über's Meer dahinbraust?" Und er fiel Haydn um den Hals und küßte ihn herzhaft ab, wobei er rief: „Haydn, Du bist ein großer Meister, ein unübertrefflicher, und wirst Dir einen unerreichbaren Namen machen." — Im Jahre 1751 wurde diese erste Oper Haydn's mit ungeheurem Beifalle aufgeführt und trug ihm ein Honorar von 24 Goldstücken. Diese Oper war eigentlich eine Satyre auf den hinkenden Theaterdirector Affligio und sie wurde schon nach der dritten Aufführung verboten.

Durch den im selben Hause wohnenden Dichter Metastasio wurde Haydn mit dem größten aller Singmeister, Nikolaus Porpora (geboren in Neapel am 19. August 1686, gestorben daselbst am 5. Juli 1767), dem „Patriarchen der Melodie", wie ihn die Italiener nennen, bekannt. Er machte unter dessen Leitung einen Cursus in der Composition durch. Porpora hatte als Tonsetzer einen hochgeachteten Namen, einen weit klangvolleren aber als Gesangslehrer, und so stritt sich die elegante Wiener Gesellschaft um die Ehre, von ihm unterrichtet zu werden. Es war ein recht wunderliches Verhältniß, das des stolzen, mürrischen, hoch in den Sechzigen stehenden Italieners mit dem jungen, ebenso bescheidenen als lernbegierigen Compositionsschüler, der nicht nur zur Clavierbegleitung in Porpora's Singstunden, sondern selbst zu den untergeordnetsten Diensten sich verwenden lassen mußte, wie er denn z. B. ein Vierteljahr lang seinem tyrannischen Lehrer die Stiefel zu putzen hatte, der ihn beim geringsten Versehen Bestia! (Vieh), Asino! (Esel), Birbante! (Landstreicher) schalt. Sich seiner Fortschritte in der Satzkunst, im Gesang und im Italienischen freuend, ertrug Haydn mit unermüdlicher Geduld und Demuth, was nicht zu ändern war. Durch die schöne Guillemette (Wilhelmine), die Geliebte des venetianischen Gesandten Ritter von Correr, gewann er sich diesen letzteren zum Gönner; Haydn durfte die Herrschaften auf ihren Badereisen begleiten und erhielt außer einem Platz an der Officiantentafel monatlich sechs Ducaten.

Weit tiefer und nachhaltiger als Porpora hat aber Karl Philipp Emanuel Bach (geb. 1714, gest. 1788) eingewirkt, dessen erste Sonaten um die Mitte des 18. Jahrhunderts erschienen und sehr bald ihren Weg nach Wien fanden, wo bis dahin die Sonaten Porpora's (sie wurden im Januar 1755 vom Buchhändler Friedrich Bernhard „auf dem obern Jesuiterplatzl", d. i. am heutigen Schulhof, verkauft, wie der Verleger im Wiener Diarium ankündigte) allein den Markt beherrscht hatten. Bach's Compositionen weckten eine Fülle der fruchtbarsten Keime in der Seele des eifrigen Kunstjüngers, der alle vom Sohn des großen Cantors zu St. Thomas, Johann Sebastian Bach (geb. 1685, gest. 1750) veröffentlichten theoretischen Werke mit heißem Bemühen studirte. Wie gewaltig der Eindruck gewesen, den die erste Bekanntschaft mit Bach auf Haydn gemacht, bezeugt er selbst in den Worten: „Da kam ich nicht mehr von meinem Clavier hinweg, bis die Sonaten durchgespielt waren, und wer mich gründlich kennt, der muß finden, daß ich dem Emanuel Bach sehr Vieles verdanke, daß ich ihn verstanden und fleißig studirt habe."

Schon sehr früh gingen Haydn's für den Clavierunterricht verfaßten kleinen Sachen in Abschriften von Hand zu Hand, wurden auch in dieser Gestalt öffentlich verkauft. Groß war die Freude des jungen Componisten, so oft er den Kindern seiner Muse in den Musikläden begegnete. Es gehörten damals gestochene Noten zu den Seltenheiten; es entsprach eben die einfachste Art der Vervielfältigung der geringen Nachfrage des Publikums. Ludwig van Beethoven (geb. 1770, gest. 1827) ist der erste Tondichter, der vom Ertrag seiner Werke gelebt hat, vor ihm war mit Componiren gar wenig zu verdienen; es theilten die Copisten und Buchhändler untereinander den kärglichen Gewinn, welchen der Vertrieb von Musikalien abwarf. In der Regel gingen dabei die

Autoren ganz leer aus; sie schrieben gewöhnlich entweder nur für ihre Schüler oder für den eigenen Concertbedarf, oder auf die Bestellung freigebiger Gönner. Einer solchen Gelegenheit entstammt das berühmte sogenannte Ochsen-Menuett, dessen Geschichte die folgende ist.

Eines Tages trat in des bereits berühmt gewordenen Josef Haydn's Wohnung ein robuster Mann und eröffnete ihm freimüthig, daß er ein reicher Fleischer und Viehhändler aus Ungarn sei, seine Tochter mit einem Manne verlobt habe, der selbe ohne Aussteuer zur Frau nehmen wolle, jedoch, da letzterer ein großer Musikfreund und insbesondere leidenschaftlicher Verehrer Haydn's sei, die Bedingung stellte, es müsse ihm sein künftiger Schwiegervater eine Tanzmusik von Haydn's Composition zur Hochzeitsfeier verschaffen. Er komme nun, im besondern Vertrauen auf des Meisters überall gerühmte Kunst und Freundlichkeit, sich von ihm „als dem ersten Musikanten der Welt" ein neues, recht schönes Menuett für die bevorstehende Hochzeit seiner Tochter zu erbitten; und Haydn, der stets Gute, Edle, Gefällige, lächelt über diese ungewöhnliche und doch so einfache Huldigung, verspricht das Menuett auf übermorgen, setzt sich gleich nieder und bringt es fertig. Am bestimmten Tag wird es abgeholt und mit dankender Freude empfangen und honorirt.

Einige Zeit darauf vernimmt Haydn eines Tages Lärm auf der Gasse; er horcht und vernimmt sein Menuett. Als er das Fenster öffnete, sah er eine Schaar von Musikanten und jubelnden Menschen im Hochzeitsputze, welche einen prachtvollen Ochsen mit vergoldeten Hörnern und Blumenkränzen geschmückt, führen und vor dem Hause anhielten, wo er wohnte. Der Viehhändler selbst stellte sich im stattlichen Putze vor, wiederholte seine dankbaren Empfindungen und schließt mit den Worten: „Kurz, hochberühmter Herr, ich glaubte als Fleischer Ihnen meine innige Erkenntlichkeit für das schönste Menuett, das ich je gehört habe, nicht besser beweisen zu können, als wenn ich Sie bitte, mir zu erlauben, Ihnen meinen schönsten Ochsen dafür schenken zu dürfen."

Haydn wollte das Geschenk durchaus nicht annehmen, der Viehhändler drang aber so lange in ihn, bis Haydn endlich, gerührt von der edlen Denkungsart des Fleischers, einwilligte, aber gleich darauf das Thier den Hochzeitsgästen übergab, um es bei der Festlichkeit zu verzehren. Das Menuett aber erhielt augenblicklich den Beinamen: „Ochsen-Menuett" und ist bis auf den heutigen Tag in allen musikalischen Kreisen unter dieser Bezeichnung bekannt. Die Scene mit der Uebergabe des Ochsen wurde von dem trefflichen Schweizer-Künstler F. Hegi in Kupfer gebracht, und wir liefern hier (Bild Seite 761) eine getreue Wiedergabe desselben.

Am 13. December 1823 kam im k. k. priv. Theater an der Wien eine Operette: „Das Ochsen-Menuett" zum Benefiz des Kapellmeisters Ignaz Ritter von Seyfried (geb. 1776, gest. 1841) zur Aufführung, welche die vorerzählte Anekdote zum Vorwurfe hatte, und zu welcher alle Gesänge aus Josef Haydn's Werken gezogen waren. Den Ochsenhändler gab damals der berühmte Baß-Buffo Josef Spitzeder. — Am 22. September 1846 kam im Theater in der Leopoldstadt dieses Singspiel zur Aufführung, in welchem Demoiselle Henckel und Herr Marchion lebhaften Beifall ernteten. — Zum letzten Male wurde das Ochsen-Menuett wieder am Wiedener Theater gegeben, am 31. October 1857, wobei der gute alte Ignaz Stahl den Haydn und der treffliche Baß-Buffo Karl Rott den Ochsenhändler gab. Diese, wie die Damen Rudini und Walter, dann Herr Lucca wurden durch großen Beifall ausgezeichnet.

Ein Gönner, dessen Haydn in seiner Lebensskizze gedenkt, war ein gewisser Herr (Baron) von Fürnberg in Weinzierl (einige Stunden von Wien), von dem er, wie er sagt, „besondere Gnade genoß". Um sich diesem

eifrigen Freund der Kammermusik dankbar zu bezeigen, setzte er 1755 sein erstes Streichquartett; er hatte damit Besitz von einer Gattung ergriffen, welche sein innerstes Wesen am reinsten und erschöpfendsten wiederspiegeln, durch ihn zu einem der blütheureichsten Zweige am Baume der musikalischen Kunst gedeihen sollte. Damit waren Meister Haydn's Lehrjahre zu Ende; von Fürnberg empfohlen, trat er 1759 als Kapellmeister in die Dienste des Grafen Karl Josef von Morzin (k. k. geheimer Rath und Kämmerer; geb. 1717, gest. 1783). Er erhielt 200 Gulden Gehalt, freie Wohnung und Kost und genoß endlich das Glück einer sorgenfreien Existenz. Als später, 1760, Graf Morzin sein Orchester eingehen ließ, trat Haydn in die fürstlich Eszterhazy'sche Kapelle und wurde mit 400 Gulden Gehalt und anderen Bezügen als Kapellmeister angestellt; 1761 bis 1790 brachte Haydn meistens in Eisenstadt zu; nach seines Gönners, des Fürsten Nikolaus Tode begab er sich nach London, kehrte später nach Wien zurück und kaufte sich von seinen in England gemachten Ersparnissen in der Vorstadt Gumpendorf, in der untern Steingasse das Haus Nr. 73 (heute Mariahilf, Haydngasse Nr. 19, alt 84) mit einem kleinen Gärtchen und weihte dadurch diesen Platz zum Heiligthum der Harmonie. Hier war es, wo er die herrliche Volkshymne „Gott erhalte", wo er die Meisterwerke „Schöpfung" und „Jahreszeiten" schuf, wo er endlich am 31. Mai 1809 sanft entschlummerte.

Franz des Ersten Tod.

Der Hubertsburger Frieden hatte im Jahre 1763 den siebenjährigen Krieg zwischen Oesterreich und Preußen beendet; es hatte Friedrich II. in einem geheimen Artikel desselben versprochen, dem Erzherzog Josef bei der Wahl eines römischen Königs seine Stimme zu geben, und da nun Deutschland wieder beruhigt war, so schritt man zu dieser Wahl. Kaiser Franz begab sich persönlich mit seinem Sohne Josef nach Frankfurt, um dem alten Krönungsgebrauche in Frankfurt Genüge zu leisten. Es ging auch Erzherzog Leopold mit, Maria Theresia jedoch und alle übrigen Familienglieder blieben in Wien.

Der Krönungstag, der 3. April 1764, brach endlich an, das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Beim Zuge durch die Stadt waren Kaiser Franz und König Josef zu Pferde. Der Kaiser ließ sich diesmal den Reichsscepter nicht wie sonst durch den Erbkämmerer vortragen, sondern übernahm ihn vom brandenburgischen Botschafter Herrn von Plotho und trug ihn beständig in der Hand. Franz war mit dem kaiserlichen Hausornat von purpurfarbener Seide, mit Perlen und Steinen reich verziert, angethan; sehr ungelegen waren ihm allerdings der Ornat wie die schwere Hauskrone, welche letztere, von Gold, mit Diamanten und Perlen verziert, fünfzehn Pfund wog; allein er unterzog sich bei den öffentlichen Functionen allen Beschwerden und erschien immer mit Anstand und Würde.

Der römische König war im spanischen Kleid und trug im Hineinreiten den erzherzoglichen Hut mit Perlen und Brillanten geschmückt, im Zurückkommen die Nürnberger Krone. Es that den österreichischen Cavalieren im Herzen wohl, als sie ihre Herren auf den prächtig geschmückten Pferden reiten sahen, den Kaiser noch in voller Kraft und neben ihm die frische jugendliche Gestalt Josef's. Bei dem Zuge aus der Kirche nach dem Römer und dann bei der Rückkehr wurden die Reichsinsignien dem römischen König von den Reichserbämtern und die Hausinsignien dem Kaiser von dem österreichischen Oberstkämmerer Graf Khevenhüller und den zwei Kammerherren Josef Kinsky und dem jungen

Fürsten Paul Anton Eszterhazy (geb. 1738, gest. als k. k. Feldmarschall-Lieutenant und Capitän der ungarischen Nobelgarde 1794) vorgetragen. Der junge König war nun mit den ungeheuren Gewändern und den Kleinodien Karl's des Großen bekleidet, die Krone hatte man ihm ausfüttern müssen, daß er sie tragen konnte. Den Kaiser hatten die Fatignen des Tages doch etwas angegriffen; als er vom Balkon aus dem altherkömmlichen Brauch zusah, wie der Erbmarschall in den Haferhaufen hineinritt und der Erbtruchseß ein Stück vom gebratenen Ochsen abschnitt, wurde ihm unwohl. Er erholte sich, zog sich aber bald zurück.

Der Hof blieb noch eine Woche in Frankfurt, am 10. April reiste er ab und am Ostermontag kam er in Schönbrunn an. Alle Erzherzoge und Erzherzoginnen waren hier eingetroffen, um ihren Vater und ihre Brüder wieder zu sehen. Nachmittags hielt der römische König Josef seinen feierlichen Einzug in Wien; Abends war großer Empfang und Appartement. Es folgten noch zu seinen Ehren einige Galatage und Feste, welche die Stadt veranstaltet hatte. Bei Hofe wurde eine Serenade von Metastasio gegeben und Tags darauf im Theater wiederholt, wo der Eintritt für Jedermann frei war. Maria Theresia übersiedelte am 30. April nach Laxenburg, wo Alles sich wieder im engsten Familienkreise bewegte.

Im Sommer 1765 unternahm der Hof die Reise nach Innsbruck, um dort die Vermälung des Erzherzogs Leopold (geb. 1747) mit der Infantin Maria Luise (zweite Tochter des Königs Karl III. von Spanien, geb. 1745, gest. 1792) zu feiern. Die Kaiserin hatte sich für diese Stadt, gegen die Meinung des Kaisers und der Minister, entschieden; der König von Spanien gegen Wien erklärt, da er fürchtete, daß die Prinzessin von dem Lärm und der Feierlichkeit der großen Stadt zu sehr ergriffen würde. Die Minister hatten Graz oder Mailand vorgeschlagen, wo der Unterhalt für das zahlreiche Gefolge leichter aufgebracht werden könne, man in den Wohnungen weniger beschränkt sei und für die Feierlichkeiten nicht erst die Handwerker und Künstler zu verschreiben brauchte; es war aber die Kaiserin gar nicht gewöhnt, von einer Idee, die sie einmal gefaßt hatte, so leicht abzugehen, und so bestand sie mit Beharrlichkeit auf Innsbruck. Da erzählte man sich denn in der nächsten Umgebung, Maria Theresia hätte einen inneren Grund dafür, nämlich sie wolle bei dieser Gelegenheit das Kloster Hall nochmals sehen. Man erinnerte sich an einzelne Aeußerungen und schloß daraus, daß die Kaiserin, sollte ihr Gemal früher in das bessere Leben abberufen werden, sich in dieses Kloster zurückziehen wolle, wo so viele österreichische Erzherzoginnen ihr Leben beschlossen hatten.

In Bezug auf die Vermälung war die Trauung per procura schon im Februar 1764 in der Person des österreichischen Botschafters in Spanien, Graf Franz Rosenberg, vollzogen. Erzherzog Leopold (nachmals als Kaiser Leopold II.) war damals achtzehn Jahre alt, ein „junger, frischer, wohlgebauter Herr, der für sein Alter fast zu viel Ernst besaß"; wegen seiner Freundlichkeit und Güte war er bei der Bevölkerung sehr beliebt. Er hatte vor Kurzem seine juridischen Studien vollendet und war Oberst und Inhaber eines Kürassier-Regiments. Schon von Jugend auf war er für eine Stellung in Italien bestimmt; in dem Uebereinkommen mit Italien war ausgemacht, daß er als Generalcapitän (Gouverneur) in den welschen Landen fungiren solle. Der Kaiser übertrug ihm nun sein Erbland Toscana für sich und seine Nachkommen als eine Secundogenitur (Recht des zweiten Sohnes). Am 12. Januar 1765 leistete Josef feierlich zu Gunsten seines Bruders Verzicht auf die Erbfolge in Toscana; die Eidesformel, welche ihm der Hofkanzler in Gegenwart der Majestäten und der Conferenzminister vorlas, sprach er kniend und die eine Hand auf das

Evangelienbuch gelegt, nach. Dabei machte jedoch Josef durch sein ganzes Wesen, durch die Würde, mit welcher er auftrat, auf alle Anwesenden einen außerordentlichen Eindruck; freilich behaupteten seine Gegner, es sei ihm diese Entsagung im Herzen nicht so gleichgiltig gewesen.

Am 15. Juli Nachmittag fünf Uhr traf der Hof in der altberühmten kaiserlichen Burg zu Innsbruck ein; am 5. August hielt die Braut ihren feierlichen Einzug in die Stadt, aber die Festlichkeiten erlitten eine kleine Störung, da Erzherzog Leopold, der seit längerer Zeit an einer Diarrhöe erkrankt war, so schwächlich wurde, daß er am Hochzeitsabend seine Braut verlassen mußte; ja, es nahmen an den folgenden Tagen seine Kräfte so ab, daß man bereits davon sprach, ihm das Sakrament zu ertheilen. Da sollte ein entsetzlicher Schlag die kaiserliche Familie treffen.

Eines Tages wohnte der Hof in der Franziskanerkirche dem Gottesdienste bei; der Prediger wählte den sonderbaren Stoff von der Ungewißheit der Todesstunde und erinnerte mit vielem Eifer daran, daß keiner der Zuhörer vor einem jähen und plötzlichen Tode sicher wäre. Das erregte natürlich recht unangenehme Gefühle, indeß hatte Niemand eine Ahnung von dem Leid, das der Kaiserin und Allen bevorstand. Am 17. befand sich Erzherzog Leopold besser, es sollte wenige Tage später das Stefansordensfest begonnen und dabei eine zahlreiche Promotion (Beförderung) stattfinden.

Am 18. August ging der Hof wie gewöhnlich zu den Franziskanern in die Messe; dann war Cercle und Diner. Die Kaiserin klagte dem Fürsten Schwarzenberg, der sie führte, es habe Kaiser Franz wegen Brustdrücken und Wallungen sehr unruhig geschlafen und wolle, trotz ihres Zuredens, sich nicht zur Ader lassen. Der Kaiser dagegen ging und sprach mit Auersperg und Khevenhüller, ohne das Geringste von einem Unwohlsein zu zeigen; im Cercle unterhielt er sich wie immer, nur schien er mehr schweigsam zu sein, was freilich immer eintrat, wenn er übel gelaunt war, oder ihn die Gesellschaft genirte. Bei Tische erschien er so heiter und aufgeräumt wie immer; besonders unterhielt er sich mit einem Tiroler Kaufmann, der in seinem Mutterwitz verschiedene Einfälle zum Besten gab. Nachmittags empfing er die zwei Domherren Anton und Friedrich Grafen von Lodron, welche die Glückwünsche des Bischofs von Brixen gebracht hatten, und nun zurückkehrten.

Abends kam Kaiser Franz dann, wie er es täglich zu thun pflegte, allein in's Komödienhaus, wo ein ganz ernstes Stück von Goldoni „il tutore“ (der Vormund) aufgeführt wurde. Der Kaiser blieb meist in der mittleren Loge; einigemale ging er hinaus und unterhielt sich besonders mit dem Reichsvicekanzler und dem ungarischen Kanzler. Um halb acht Uhr brachte man ihm einige Tropfen, welche ihm van Swieten verordnet hatte. Er blieb noch bis zum Schluß eines langweiligen Ballets „Iphigenia“. Sein Bruder Karl, seine Schwester, der Oberstthofmeister Khevenhüller und mehrere Herren waren in den Speisesaal vorausgegangen, um den Kaiser zu erwarten, weil er gewöhnlich vor dem Nachtmahl zur Kaiserin zu gehen pflegte; — kaum waren die Herren eingetreten, als einer der Bedienten gelaufen kam und dem Prinzen Karl die Nachricht brachte, der Kaiser sei unwohl geworden und man werde ihm zur Ader lassen; es hieß ferner, er sei in die Wohnung des römischen Königs gebracht worden. Sofort lief Alles hin, aber der Kaiser war bereits todt.

Franz I. war nach dem Ballet mit Josef und mehreren Herren und Damen über den langen Gang zu einem kleinen Vorsaal gegangen, der zu den Wohnzimmern des Erzherzogs Leopold führte; dort verließ er die Gesellschaft, um allein zur Kaiserin zu gehen, und sagte noch zu derselben: „Bon soir Messieurs et Mesdames, à nous revoir à souper!“ (Gute Nacht, meine Herren

und Damen, auf Wiedersehen zum Nachtessen!) Dann ging er weiter, zu einer engen Passage, wo einige Stufen hinauf- und herabführten. Als er oben angekommen war, lehnte er sich mit dem Kopfe an die am Corridor befindliche Thür jenes alten Zimmers, wo sein seliger Vater geboren worden war.

Der römische König, welcher den nämlichen Weg nach seiner Wohnung nehmen mußte, folgte seinem Vater in einiger Entfernung, um ihn nicht zu geniren. Als er sah, daß sein Vater nicht wohl sei, sprach er ihm zu, daß er sich niedersetzen möchte, er wolle gleich Jemand rufen; allein der Kaiser antwortete: „Ach, das hat nichts zu bedeuten — es ist einer meiner gewöhnlichen Anfälle — ein braver Kerl darf nichts achten. Setze Du nur Deinen Weg fort!“

Der kleine Haydn in Schönbrunn. (Seite 750.)

Josef stellte sich, als ginge er in ein anstoßendes Gemach; aber er verlor seinen Vater nicht aus den Augen. Er bemerkte, wie Kaiser Franz mit wankenden Schritten die Passage herunterstieg und als er zu der halb geöffneten Thür der Anticamera kam, sich an derselben mit solcher Gewalt anhielt, wie es Jemand thut, der Hilfe und Stütze sucht. Josef sprang herzu und fing seinen Vater, der eben zu sinken begann, mit seinen Armen auf, bis Graf Salm herbeikam, und nun brachten Beide mit Hilfe der Bedienten den Kaiser in die Anticamera, wo sie ihn auf das Rollbett eines Lakaien legten. Es waren unverzüglich Arzt, Chirurg und Beichtvater gerufen worden, man öffnete ihm eine Ader — er gab kein Lebenszeichen mehr — Kaiser Franz war todt!

Der römische König — so berichtet detaillirt über den tief betrübenden Fall der Memoirist Khevenhüller — war auf das tiefste erschüttert, und

die Kaiserin, welche bei der ersten Nachricht von des Kaisers Unwohlsein sogleich herbeigeeilt war, ganz starr vor Schrecken; sie mußte fast mit Gewalt weggebracht werden. Sie zog sich dann in ihr Zimmer zurück und wollte in der Nacht Niemand um sich leiden; erst gegen Morgen ließ sie ihre Kammerdienerin und den k. k. Hofrath und Kammerzahlmeister Johann Adam Edlen von Mayer (geb. 1712, gest. 1777) hinein. Khevenhüller hatte, wie es seines Amtes war, die Schlüssel und andere Kleinigkeiten, wie ein Etui, ein kleines „Heiligthum“ (Reliquie in Gold und Steinen gefaßt), einen Rosenkranz und ein Souvenir, welche der Kaiser immer bei sich getragen, zu sich genommen; die Schlüssel übergab er auf Befehl der Kaiserin dem römischen König Josef und die

Entstehen des Ochsen-Menuett (Seite 756.)

anderen Gegenstände der Guttenberg, der vertrauten Kammerfrau der Kaiserin. Maria Theresia hatte derselben auch befohlen, dem Verstorbenen einige Haare abzuschneiden, welche sie in ein Bracelet fassen und am Arme tragen wollte.

Den folgenden Morgen mußte ein Maler geholt werden, um den todten Herrn zu malen, wie Theresia von allen verstorbenen Familiengliedern solche Porträts besaß, die sie in einem eigenen Cabinet aufgehängt hatte. Dann wurden die Minister und Hofleute berufen, um das Nöthige zu veranstalten. Josef berieth hier zunächst mit Ulfeld, Colloredo und Kaunitz im Zimmer des verstorbenen Herrn; er ließ sich hier ein Bett aufschlagen, denn er wollte in seiner früheren Wohnung, in deren Nähe sein Vater verschieden war, nicht bleiben.

Khevenhüller übernahm mit seinem Sohn, dann Franz Dietrichstein, Johann Schwarzenberg und Franz Rosenberg das traurige Amt, für den

todten Leib zu sorgen. Erst gegen Mitternacht wurde derselbe auf einer Tafel in der Anticamera ausgestellt. Man hatte sich dafür entschieden, den Leichnam zu Wasser nach Wien zu bringen und die öffentliche Trauer erst nach der Rückkehr anzulegen. Es verfügte Josef, daß gleich nach Wien geschrieben und an die kaiserlichen Zimmer in der Burg und in Schönbrunn, sowie in dem Haus und Garten, welche dem Verstorbenen gehörten (das schon besprochene Haus in der Wallnerstraße und der sogenannte „Kaisergarten" auf der Wiedener Hauptstraße, heute Palais des Erzherzogs Rainer mit der Nummer 71, alt 380), die Interimssperre angelegt werde.

Eine recht traurige Nacht war es, die dem Todesfalle folgte; Niemand mochte, Niemand konnte schlafen. In allen Gängen, in den Zimmern standen Gruppen beisammen, die über die Vergangenheit und die Dinge, welche da kommen würden, flüsterten. Als Khevenhüller am andern Morgen zu Josef, der nun Kaiser hieß, gerufen wurde, war natürlich nur von dem Verstorbenen die Rede. Alle Minister und der vornehme Adel hatten sich gemeldet, um ihr Beileid auszudrücken. Kaiser Josef empfing einige und besonders den spanischen und französischen Botschafter wegen der nahen Verwandtschaft mit ihren souveränen Herren, obwohl in solchen Fällen die Etikette das strengste Incognito erforderte. Die Kaiserin sah Vormittags nur ihre Kinder. Erzherzog Leopold, für dessen Gesundheit man nun desto mehr besorgt sein mußte, ließ sich zu seiner Mutter hineintragen.

Es wurde bestimmt, daß der Leichnam drei Tage ausgestellt bleiben, dann in Hall eingeschifft und nach Wien gebracht werden sollte. Die beiden Kammerherren Ricci und Marchese Boil erhielten den Auftrag, denselben zu begleiten. Am 20. wurde der Leib geöffnet. Die Aerzte sagten aus, daß alle organischen Theile desselben vollständig gesund seien und ein Schlagfluß die einzige Ursache seines Todes gewesen sei; eine beständige mäßige Bewegung und öfteres Aderlassen würde sein Leben verlängert haben, aber der verstorbene Herr hatte beides vernachlässigt — den Aderlaß scheute er, weil er die Wassersucht fürchtete, Bewegung machte er einestheils zu viel, indem er forcirte Ritte liebte, anderntheils zu wenig, weil er bei schlechtem Wetter und übler Laune ganz zu Hause blieb.

Bei der Section der Leiche wurde Khevenhüller von der Hitze und dem Schmerz um seinen Herrn ganz übel; er wäre bei Josef bald in eine Ohnmacht gefallen, sein Sohn und einige Diener mußten ihn die Stiege hinauftragen. Er nahm aber doch all' seine Kraft zusammen, um seinem lieben Herrn den letzten Dienst zu erweisen und seinen Leib mit Hilfe der Kämmerer auf die Bahre zu bringen. Er gab sein eigenes Mantelkleid her, um den Kaiser zuzudecken, und legte ihm seine eigene Ordenskette über. Der verstorbene Kaiser sah nach der Section ganz unkenntlich aus, so daß Josef erlaubte, das Gesicht zu verdecken. Am Abend mußte der Sarg schon geschlossen werden, weil in Folge der Hitze die Verwesung rasch zunahm. In dem Riesensaal, der ganz schwarz ausspalirt war, und wo der Sarg stand, wurden Messen gelesen, und die Kämmerer und Kammerdiener beteten dort nach altem Brauch ihre Stunde. Weil sie keine Trauerkleider besaßen, hatten sie schwarze Mäntel, die sie aus den Klöstern entlehnten, über ihre Kleider gelegt.

Alle Reisepläne waren durch den Tod des Kaisers verändert; anfangs war bestimmt gewesen, daß die Majestäten, die Erzherzoginnen und zahlreiches Gefolge dem jungen Ehepaar das Geleite bis Botzen geben sollten, von dort wollte Josef einen Ausflug nach Triest und dem Küstenland machen, nun aber war dies Alles zerstört. Erzherzog Leopold sollte am 30. August nach Florenz abreisen und seiner Kränklichkeit wegen nur kleine Routen zurücklegen; Maria Theresia wollte mit ihren Töchtern und Josef, der in diesen Tagen der

Trauer seine Mutter nicht verlassen wollte, in den ersten Tagen des September abreisen; Prinz Karl und Prinzessin Charlotte setzten ihre Rückkehr nach den Niederlanden für den 17. September fest. Die Minister und die Herren vom Gefolge hatten den Befehl erhalten, früher nach Wien abzureisen, um beim Leichenbegängnisse zugegen zu sein.

Vor der Abreise beurlaubten sich noch Khevenhüller und Auersperg von der Kaiserin, die recht übel und gelb im Gesichte aussah und in Thränen aufgelöst war. Nachdem sie den beiden Herren die Hand zum Kusse gereicht, fing sie gleich zu klagen an; sie machte sich Vorwürfe, daß sie die Reise veranlaßt, van Swieten wegen der römischen Königin und der jungen Herrschaften zurückgelassen und dem verstorbenen Herrn nicht noch einmal vor dem Theater zugeredet habe, sich zur Ader zu lassen. Die Cavaliere sprachen so viel Trostesworte, als sie in solcher Lage sagen konnten, aber Beiden war das Herz selbst zu gedrückt. Als Auersperg sich wegen ihrer Reise erkundigte, rief sie aus, man möge jetzt nicht an sie denken, es sei ihr Alles recht. Die beiden Herren waren in ihrem Leben nie gute Freunde gewesen, aber die Liebe zum verstorbenen Kaiser hatte sie hier innig verbunden. Sie traten mit Schwarzenberg und ihrem Gefolge am 22. die Rückreise an, nachdem sie noch bei dem Sarge ihres ehemaligen Herrn eine Messe gehört hatten. Am 26. Abends kamen sie nach Wien. Khevenhüller's Frau, sein Sohn, die Hofdamen, Saint-Julien und einige Kammerherren brachen am 24. von Innsbruck auf. Maria Theresia und Josef blieben noch einige Tage dort in tiefster Trauer und ganz zurückgezogen; mit ihnen Kaunitz, dann mehrere Hofdamen. Am 1. September schiffte sich der Hof in Hall ein.

Gleich am ersten Tage seiner Ankunft in Wien war Khevenhüller nach Schönbrunn gefahren, um sich der jungen Kaiserin Josefa vorzustellen. Die Erzherzoge und Erzherzoginnen waren eben vom Essen gekommen; alle brachen in Thränen aus, als sie ihn sahen und seinen Bericht hörten. In der Burg wie in Schönbrunn wurden im Auftrage des jungen Kaisers alle Tische und Kästen in den Zimmern des verstorbenen Herrn, wohin er seine geheimen Schriften zu legen pflegte, geöffnet, um das Testament zu suchen; man konnte es jedoch nicht finden.

Am 28. August war die Leiche in Nußdorf angekommen; Auersperg und Khevenhüller holten sie in der Nacht ab und brachten sie auf das Paradebett in der Ritterstube in der Burg. Mehrere Herren vom Hofe hatten vorgeschlagen, weil der Verwesungsgeruch zugenommen, nur den leeren Sarg auszustellen; es protestirte aber Khevenhüller gegen ein solches Vorhaben, der üble Geruch wurde durch wohlriechende Kräuter gemindert, und Alle wachten die Nächte vom 29. bis 31. August hindurch. Am 1. September erfolgte die feierliche Beisetzung des Kaisers in der Kapuzinergruft, als des ersten, der nicht vom Stamm Habsburg war und dem dann die Fürsten des Hauses Oesterreich vom Geschlechte Habsburg-Lothringen folgten. Das Herz des Kaisers kam in die Lorettokapelle in der Augustinerkirche. Als der Sarg in die Kapuzinergruft getragen wurde, folgten ihm die Kammerherren, die nach alter Sitte das Gesicht verhüllt hatten, die Toisonritter, Hofämter, die Landstände, Beamten, Minister, geheimen Räthe, die Geistlichkeit und alles Volk, das den Kaiser sehr verehrt und geliebt hatte. Vom Hofe erschienen nur Ulfeld, Khevenhüller, Auersperg und Schwarzenberg als Leidtragende.

Von den jungen Herrschaften war Niemand zugegen, und der römischen Königin hatte es die Kaiserin verboten, weil man rücksichtlich ihrer Zustände angenehme Hoffnungen hegte. Der Sarg wurde in der Gruft nicht mehr geöffnet, obwohl dies eine alte Sitte war, aber Maria Theresia hatte es

verboten. Welch' ein Trauermoment war es für alle Anwesenden, als Graf Ulfeld den Guardian des Kapuzinerklosters dem Ceremoniell zufolge versicherte, daß der Leib seines Herrn in der Gegenwart vieler Zeugen in den Sarg gelegt worden sei und die irdischen Ueberreste der Sorgfalt desselben empfahl! Nach altem Brauch wurde ein Schlüssel dem Guardian und ein anderer dem Hofschatzmeister zur Aufbewahrung in der Schatzkammer übertragen. Am 1., 2. und 3. September wurden bei den Augustinern die Vigilien gehalten; Pater Fritz hielt die Leichenpredigt.

Am 6. September kam Maria Theresia mit Josef und den älteren Erzherzoginnen in Wien an; es war jeder Empfang untersagt, die Kaiserin sah nur ihre Familie; sie war noch immer sehr gedrückt. Als Khevenhüller sie am andern Tage besuchte, brach sie, wie in Innsbruck, in Thränen und Wehklagen aus; sie wies ihn in Allem an den „jungen Herrn" und wiederholte, sie wolle sich gar nicht mehr in der Welt sehen lassen.

Josef erklärte Khevenhüller, daß er ebenfalls ihn als seinen Oberstkämmerer betrachte. Er untersuchte mit ihm nochmals alle Kästen und Tische, um ein Testament zu finden, denn man wußte, daß der verstorbene Kaiser schon vor Jahren seinen letzten Willen niedergeschrieben habe. Endlich fand der Kaiser denselben in einem alten Schubladkasten, der meist im äußern Zimmer gestanden hatte. Das Schloß war so rostig und verdorben, daß es der Schlosser aufbrechen mußte. Das Testament befand sich in einer Brieftasche; es war vom verstorbenen Kaiser 1751 eigenhändig und sehr weitläufig geschrieben; das Testament der Kaiserin, welches sie ihm zum Aufheben gegeben hatte, lag dabei, ebenso eine Instruction und Ermahnung an seine Kinder, beide französisch geschrieben.

Franz mußte eine Ahnung von seiner Todesart gehabt haben; denn an einer Stelle gedachte er der Diener, die ihm in seiner letzten Krankheit beistehen würden, aber er setzte bei: „wenn ich eine hätte". — Die Schriften zeigten von seiner frommen christlichen Gesinnung und von seiner besonderen Zärtlichkeit und Liebe für die Kaiserin, welche aber auch die Trauer um ihren verstorbenen Gemal, den sie von Jugend auf herzlichst geliebt hatte, in ihrem ganzen Leben nicht vergaß.

In dem Gebetbuche, welches die Erzherzogin Maria Christina von Maria Theresien erbte, fand sich unter vielen anderen von ihr mit Gebeten und Notizen beschriebenen Zetteln auch der folgende vor:

„Kayser Franziskus mein gemahl hat gelebt 56 jahr 8 monat 10 Tage ist den 18. Augusti 1765 gestorben ½ 10 Uhr Abends, also gelebt monate 680 wochen 2958 täge 20,778 stunden 496,992. mein glücklicher Ehestand war 29 jahr 6 monat 6 täge, um die nämliche Stund als ihm die Hand gegeben auch an einem Sonntag ist er mir plötzlich entrissen worden, macht also jahr 29 monat 335 wochen 1540 täge 10,781 stunden 258,744. meine Regierungsjahre 28 jahr 2 monat 12 täge also monat 354 wochen 1471 täge 10,300 stunden 247,200 † 60 viele pater noster, ave, requiem, gloria patri zu beten oder so viel Almosen geben."

„Die meinige 59 jahr monate 708 wochen 3058 täge 21,548 stunden 517,080. — Der witwenstand ist eine Buß, eine zubereitung zum Tod. soll 4 Hauptpuncten in sich enthalten. 1. öftere genießung deren heiligen Sakramente 2. gewisse maß der münd- und innerlichen gebeter 3. Lesung öftere, geistlicher Bücher 4. übung, werk der Barmherzigkeit, abtötung, buß, lesungen alt und neu testament heilige Väter kirchengeschichte, leben der heiligen. vor eine wittbe gehören besonders die psalm, die preis Salomonis aus dem weisen man die Verachtung der welt, aus dem Buch hiob die Geduld, die 4 evangelien die sendschreiben und geschicht der apostel tief sich in das Herz drucken, endlich auch

die 5 Bücher mosis und die propheten, keinen tag vorbei gehen lassen, ohne etwas zu lesen. Die anderen Gattungen deren lesungen: die heiligen Väter und Schriftsteller cypriani, athanasii, hilarii zu erhaltung der andacht: franciscus de salis, alvarez, pinamonti, spinola, gänzliche übergebung einer wittbe in den willen Gottes — der verlust ihres Gemahls soll ihrer Seele bräutigam seyn, machen ihr die Kinder unlust soll Gott der Schidsman seyn, hat sie unlust vor Verwandten ist Gott ihr innerster Freund, wird sie vor gericht berufen, gott ihr richter, in verachtung Gott und ihr gutes gewissen ihre Ehre, in armut ihr Vater in krankheit ihr arzt, in gewissensängsten Gott ihr tröster, ja ihr alles in allem."

„in Religions, geistlich justizsachen, kinderzucht, standesobliegenheiten, weiß ich mich nicht besonders schuldig, ich klag mich aber an aller unwissenden vergessenen fremden Sünden und aller meiner gebrechen aller in mein leben begangenen krieg aus hoffart, neid, zorn, trägheit, weichlichkeit, lässigkeit in heil. Beicht und Communion wider den Nächsten in reden, in wenig charität (christliche Liebe)."

Diese demüthigenden Aufschreibungen im Gebetbuch, welches die Kaiserin ihrer geliebten Tochter Christina vermachte, sind Zeugnisse einer religiösen und ethischen Tiefe, welche selten eine Herrscherin geziert haben mögen.

Franzens Leichnam war in der neuen Kaisergruft beigesetzt worden; es hatte nämlich Maria Theresia schon im Jahre 1748 bemerkt, daß die kaiserliche Gruft mit Särgen bereits angefüllt wäre, und so wurde neben der alten eine neue Gruft für das Habsburg-Lothringen'sche Haus angelegt, die von der alten durch ein starkes eisernes Gitter getrennt ist. Sie ließ von dem geschickten Bildhauer Balthasar Moll (geb. 1717, gest. 1777) nicht nur mehrere neue Särge von Bronze statt der unansehnlich und schadhaft gewordenen ältern, sondern auch das schöne inmitten der neuen Gruft stehende Mausoleum für sich selbst und ihren Gemal verfertigen, auf welchen man Beider Bildsäulen in sitzender Stellung erblickt. (Bild Seite 769.) Nicht weit von diesem Monument erhob sich in einer dunklen Ecke ein Crucifix, zu dessen Füßen Maria Theresia oft viele Stunden im Gebet verbrachte, die göttliche Gnade für ihren Gemal erflehend. Die neue Gruft war 1754 vom Erzbischof Trautson eingeweiht worden, und nach der Zeit mußten bei dem aus der alten Gruft übertragenen Marmoraltare täglich für die verstorbenen Glieder des Kaiserhauses Messen gelesen werden. In demselben Jahre ließ sie auch ihre Erzieherin, die Gräfin Fuchs, zum Zeichen ihrer zärtlichen Dankbarkeit in der Kaisergruft beisetzen.

Maria Theresia war untröstlich über den Tod ihres Gatten; sie hatte ja ihren „Franzl" oder wie sie ihn ebenfalls gerne nannte „ihren großen und liebsten Kaiser", ihren „nicht genug zu preisenden, schönen und liebenswürdigen Franz" mit einer wahren Leidenschaft geliebt und war stets ein Muster ehelicher Zärtlichkeit gewesen, und nie wankte sie in ihrer ehelichen Treue, obwohl es ihr nicht verborgen geblieben war, daß sie das Herz ihres Gemals mit mehr als einer Dame theilte, wovon alsbald zu sprechen sein wird. Lange Zeit nach des Kaisers Tode lebte sie in völliger Zurückgezogenheit, sich nur ihrem Gram hingebend; nie legte sie mehr die Trauer ab, sie ging immer schwarz gekleidet, trug eine Haube von schwarzem Krepp, die tief in die Stirn hineinreichte (Bild Seite 777) und legte bei keiner Gelegenheit mehr Juwelen oder irgend einen weiblichen Schmuck an. Sie war noch eine stattliche Frau für ihre siebenundvierzig Jahre, aber Leben und Welt hatten ihren Reiz für sie verloren; ihre Züge wurden strenger und der Schmerz über den Tod ihres Mannes ließ sie oft hart und abstoßend erscheinen.

Wie sie selbst allen Freuden des Lebens entsagte, so sollte Alles die Trauer um den verstorbenen Herrn zeigen; es erging daher an die Damen ein Verbot, bei Hofe geschminkt zu erscheinen. Khevenhüller schreibt darüber: „Dieser Brauch hatte einige Jahre her dergestalt überhand genommen, daß auch die gemeinsten Weiber und Dienstmägde sich roth anstrichen. Den Anlaß zur verschärften defense hatte eine der Kaiserin-Königin gemachte Erzählung gegeben, wie nämlich zu Innsbruck ein und andere dames sogar zum Leichnam des höchstseligen Herrn und in der tiefsten Trauer mit roth gefärbten Gesichtern erschienen waren, was auch in der That so geschehen. Gleich wie aber bei uns schon der Brauch ist, daß man immer von einem exces (Unfug) zum andern verfällt, so hat man es auch in hoc casu (diesem Fall) gethan und nicht allein die Weibspersonen, wenn sie etwas zu roth ausgesehen haben, in der Kirche mit Ungestüm und indiscret (unbescheiden) anreden, sondern sogar auf öffentlicher Gassen durch die Rumorwacht par ordre de la politesse (auf Anordnung der Gesittung) wegführen und einsperren lassen. Gleichwie es aber nach dem alten Sprichwort: Es ist nur ein Wiener Gesetz (!! also schon damals war diese Meinung eine alte, nämlich, daß man an selbes nur wenige Tage gebunden sei) — und zumahlen bei der jetzigen so veränderlichen und dem Neuerungsgeist also unterworfenen Regierung bei uns meistens zugegangen, so wurde auch dieses Verbot nach wenigen Jahre tacite (stillschweigend) wieder aufgehoben und das Anstreichen kam mehr als zuvor in Uebung."

Der Tourist Wraxall schreibt über denselben Gegenstand: „Mädchen und Frauen vom Stande schminken sich allgemein, aber meist mäßig und mit Geschmack, Mädchen von fünfzehn Jahren ebenso wie Personen von dreißig. Nur die Erzherzoginnen allein nehmen nie Roth, da die Kaiserin es ihnen bei keiner Gelegenheit erlaubt. Nach dem Tode des Kaisers Franz ward die Schminke bei Strafe ihres Mißfallens gänzlich verboten, Niemand wagte sich ihrer zu bedienen, selbst nicht in Privatgesellschaften bei den erlesensten Zirkeln. Nur die Fürstin Auersperg, die Favorite des Kaisers, wagte es, diesem Befehle sich zu widersetzen, kam, als die Kaiserin wieder empfing, in tiefster Trauer in die Burg, aber höchst elegant gekleidet und mit einer Verschwendung von Roth. Maria Theresia verhüllte ihre Empfindlichkeit bei dieser Aufführung nicht, und als die Fürstin sich ihr zum Handkuß näherte, zog sie sich mit einem Gesicht voll Erstaunen und Unwillen zurück, das alle Anwesenden erschütterte. (Eines Tages redete die Kaiserin die Gräfin Therese Kinsky, geborene Fürstin Auersperg, sehr lebhaft wegen ihres geschminkten Gesichtes an, als sie aber erfuhr, daß die Gräfin nur von der Kälte so roth gewesen, entschuldigte sie sich freundlichst bei ihr.) Man muß aber gestehen, daß die Autorität (Machthabung) sehr grenzenlos ist, die einer ganzen Hauptstadt durch eine ansehnliche lange Zeit hindurch einen solchen Zwang auferlegen kann. Peter der Große fand doch bei verschiedenen Gelegenheiten, wenn er Kleider und Sitten unter seinen Unterthanen ändern wollte, unübersteigbare Hindernisse. Nach und nach und unmerklich fing man sich wieder zu schminken an, als die höchste Trauer bei der Kaiserin vorüber war und damit ihr Widerwillen gegen Freuden und Festlichkeitsbezeigungen."

Noch bemerkt Wraxall: „Bei den Frauen Wiens herrscht die in allen Ländern Europas, ausgenommen England, bräuchliche Abgeschmacktheit, sieben- und achtjährige Kinder wie Mädchen von sechzehn oder achtzehn Jahren anzuziehen, mit Puder, hohem Toupet (Schopf), Chignon (Hinterhaar) und Reifrock, was in Wahrheit das Geheimniß in sich schließt, sie alt zu machen, bevor sie jung sind."

Fürstin Auersperg und die sogenannte natürliche Schwester Josef's.

Die vorhin erwähnte Fürstin Maria Wilhelmine von Auersperg (geb. 1738, gest. 1775) war die Tochter des Feldmarschalls Graf Neipperg und seit 1755 die zweite Gattin des Oberststallmeisters Johann Adam Fürst Auersperg (geb. 1721, gest. 1795). Sie war Hofdame bei der Kaiserin Maria Theresia und die letzte Neigung des Kaisers Franz I. Man nannte sie bei Hofe nur „la belle princesse"; sie war wunderbar schön, sanften Charakters, ohne Coquetterie und sehr heiter. Der Tourist Wraxall berichtet folgendermaßen über sie: „Neipperg's holdselige Tochter war geboren am 30. April 1738. Ihr Vater war damals Gouverneur von Luxemburg, sie kam deshalb in früher Jugend öfters nach Brüssel und Spaa, wo sie bei der gemischten Gesellschaft, die man an diesen Orten findet, eine Leichtigkeit und Eleganz der Manieren sich aneignete, welche die förmlichere und eingezogenere weibliche Erziehungsweise in Oesterreich nicht damals in der Regel gewährte. Sie war kaum sechzehn Jahre alt, als Marschall Neipperg sie an den kaiserlichen Hof brachte, dessen Wunder und Entzücken sie sofort ward. Alle haben mich einmüthig versichert, die sie gekannt haben, daß keine Beschreibung im Stande sei, eine angemessene Vorstellung von ihrer Schönheit zu geben. Sie war von mittlerer Gestalt, ihr Teint ein hellbrauner (einen ähnlichen hatte die bekannte Gräfin Cosel, Geliebte Königs August II. von Polen), ihre Augen grau, ihr Haar kastanienbraun, üppig und glänzend. Ihr Gesicht aber und die Art und Weise ihrer Haltung waren von der Art, daß kein Maler im Stande war, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, weil, wenn sie sprach, eine Fülle von Grazie und Anmuth in ihr aufleuchtete und ihr eine Beseelung verlieh, welche die Kunst nicht wiedergeben konnte. Ihr Charakter war so sanft und einnehmend, daß es schien, als sei sie gar nicht im Stande, Jemanden beleidigen oder weh thun zu können."

„Ohne alle Verstellung gab sie sich nie Mühe zu gefallen, denn die Natur hatte Alles für sie gethan, und sie brauchte blos zu erscheinen, um bewundert und geliebt zu werden. Die Ueberlegenheit ihrer Schönheit war so groß, daß Niemand mit ihr in die Schranken sich stellte, und die Liebenswürdigkeit ihres Charakters so einschmeichelnd, daß ihr Niemand widerstehen konnte. Sie erweckte Liebe, ohne bei ihrem eigenen Geschlecht zu Neid oder Eifersucht zu reizen, und sie machte sich keine Feinde, weil sie nie zu spotten und lächerlich zu machen versuchte. Ihre Unterhaltung war heiter, leicht und angenehm, aber sie besaß weder ungewöhnliche geistige Ausbildung, noch einen sehr ausgebildeten Verstand. Verschwenderisch von angeborener Neigung, nicht achtend des Geldes und mehr ihre Verwandten als sich selbst zu bereichern liebend, kannte sie keine Grenzen der Vergeudung. Eine Leidenschaft zum Spiel, der sie nach ihrer Verheiratung ohne Zügel sich überließ, brachte sie zum Verluste ungeheurer Summen. Ihr Herz, von Natur uneigennützig und großmüthig, war eben so zärtlich als hingebend. Unbeständig und wunderlich, hielt sie selten lange bei ihren Bevorzugungen aus, aber ihre großen Schwächen hierbei hatten etwas Holdseliges und man sagte, es sei unmöglich gewesen, sie zu kennen, ohne sie zu lieben."

„So eine Person konnte nicht lange ohne Anerbietungen und Bewerbungen der schmeichelhaftesten Art bleiben. Unter ihre Verehrer rechnete sie den jetzigen Marschall Vasey und andere Männer aus der ersten Gesellschaft und vom ersten Vermögen. Sie wählte den Prinzen Johann Adam Josef Auersperg, zweiten Sohn des regierenden Fürsten, der bereits ein Witwer und damals

(April 1755) vierunddreißig Jahre alt war, während sie gerade ihr siebzehntes vollendet hatte. Sie brachte ihm ein Vermögen von vollen zwölftausend Pfund Sterling (über 120.000 Gulden) zu, eine für Wien ungeheure Summe, da Frauen vom höchsten Range selten über sechs- bis achthundert Pfund (sechs- bis achttausend Gulden) Aussteuer erhalten. Aber ihre Spielwuth war so groß, daß sie im ersten Sommer ihrer Verheiratung, wo sie auf einem Schlosse des Prinzen lebte, diese ganze Summe am Spieltische verlor, hauptsächlich an ihren Bruder, den Grafen Neipperg (Leopold, Gesandter in Neapel, geb. 1728, gest. 1792). Sie soll an einem Abend zwölftausend Ducaten beim Kartenspiel verloren haben und ihre Verschwendung war auch in anderer Beziehung diesem Beispiele gleichkommend."

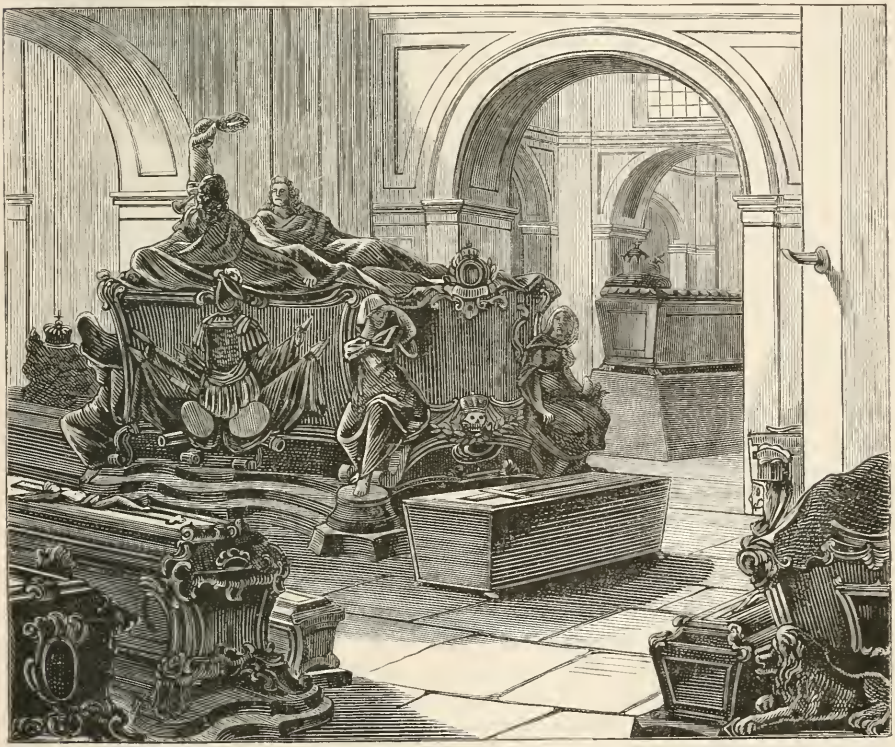
„Nur ein kaiserlicher Liebhaber und ein so großmüthiger, wie Franz, konnte solchen Begehrlichkeiten Genüge leisten. Er fand wenig Schwierigkeiten, sich ihr annehmbar zu machen; sein Rang, seine Aufmerksamkeiten, seine Geschenke räumten die ersten Schwierigkeiten weg, aber ihre Unbeständigkeit schloß ihn von dem alleinigen Besitz ihres Herzens aus. Nichtsdestoweniger blieb Franz ihr fortwährend zugethan. Er pflegte mit ihr und in einer ausgewählten Gesellschaft von beiden Geschlechtern viele seiner Abende zuzubringen. Ein Souper von zehn bis zwölf Couverts ward angerichtet, die Prinzessin präsidirte, alle Etikette war durchaus verbannt. Oeffentlich, im Theater und sonst, beobachtete Franz gegen die Kaiserin alle Rücksichten der Ehrerbietung und Aufmerksamkeit, aber wenn die Kaiserin nicht in der Vorstellung war, begab er sich jederzeit in die Loge der Fürstin. In der Oper stand er gewöhnlich hinter ihr, den Zuschauern verborgen, und die Loge war verschlossen, damit Niemand hereinkomme. Aber trotz dieser Vorsichtsmaßregeln verrieth der Husten, dem er unterworfen zu sein pflegte, seine Gegenwart und verrieth das Geheimniß der Welt."

„Franz hatte, um den Gegenstand seiner Neigung immer um sich zu haben, der Fürstin ein kleines Landhaus nahe am Palast von Laxenburg geschenkt, wo der Hof einen ansehnlichen Theil des Sommers zuzubringen pflegte. Die Prinzessin hatte eine ansehnliche Geldsumme darauf verwandt, dieses Haus zu verschönern und in bequemen Stand zu setzen. Nach dem Tode des Kaisers veranlaßte Maria Theresia, daß der Fürstin angedeutet werde, sie wünsche das Haus zu kaufen und die Fürstin möge selbst den Preis bestimmen; die Kaiserin wollte allen weiteren Vorwand zu einem Aufenthalt in Laxenburg, wenn der Hof sich daselbst aufhielt, ihr damit wegnehmen. Die Fürstin nannte dreißigtausend Gulden, eine Summe, die weit den wahren Werth des Landhauses überstieg; aber die Kaiserin sandte sie ihr sofort, ohne Abzug oder Zögerung. Selbst bis zu dem letzten Augenblicke beobachtete sie die größte Artigkeit und behandelte sie nie mit Herbigkeit oder Beschimpfung."

Es möge uns erlaubt sein, hier einen herrlichen Zug der Seelengröße Maria Theresiens in Bezug auf die Fürstin Auersperg einzuschalten. Bevor die Kaiserin nach dem Tode ihres Gemals zu Innsbruck abreiste, wollte sie sich ihrem ganzen Hofstaate, und zwar zum ersten Male nach dem Todesfall zeigen. Die Prachtschiffe zu Hall am Inn, die des Kaisers Leiche in die Kapuzinergruft nach Wien führen sollten, standen schon bereit. Maria Theresia trat aus ihrem Cabinet, auf der rechten Seite die Herren und Damen ihres Hofes, auf der linken ganz allein, von Allen gemieden, in Thränen gebadet, vom langen schwarzen Schleier noch immer nicht genug verhüllt — die Fürstin Maria Wilhelmine Auersperg.

Die Kaiserin, nicht ohne ein schnell wieder verschwundenes, beißendes Lächeln auf dem überzahmen Kreis, aus dem so Mancher der Leidenschaft des Kaisers früher dienstfertig gewesen war, ging auf die Unglückliche zu, gab

ihr die Hand und sprach laut zu ihr die Worte: „Wir haben wahrlich viel verloren, meine Liebe!“ — Darauf sprach sie, dem Range und der Reihe nach, auch mit den übrigen Damen und Herren, die sich nun emsig wieder um die eben Gemiedene drängten. Maria Theresia ließ auch der Fürstin ohne Weigerung eine Schuldverschreibung über 200.000 Gulden auszahlen, die Franz ihr noch einen Tag vor seinem Tode ausgestellt hatte und welche die Minister für ungiltig erklären wollten. Auch fernerhin veränderte Maria Theresia nicht ihr Betragen gegen die Fürstin, wenn diese nicht selbst durch ihr unangemessenes Benehmen (die Seite 766 erzählte Schminkgeschichte) die Kaiserin schwer beleidigt hätte, so daß sie von ihr nichts mehr wissen wollte.



Mausoleum Franz' I. und Maria Theresia's in der Kaisergruft. (Seite 765.)

Wraxall meldet ferner: „Die Fürstin überlebte ihren Liebhaber um mehr als zehn Jahre, hatte aber weder vor, noch nach seinem Tode Kinder. Es scheint ungewiß, was eigentlich die Beschaffenheit der Krankheit war, die für sie tödtlich wurde; sehr verschiedene Gerüchte gehen darüber in Umlauf. Daß sie Gliederlähmung hatte, für welche Einreibungen verordnet worden waren, ist unzweifelhaft, aber ich wage nicht zu behaupten, ob es wahr sei, wie man annimmt, daß die Anwendung dieser Einreibungen ihr Ende beschleunigt habe. Brambilla (Johann Alexander, Ritter, geb. 1728, gest. 1800), der kaiserliche Leib-Wundarzt, der sie zuletzt behandelte, sagte mir: „Als ich die Fürstin besuchte, hatte sie schon eine Lähmung in einem Arm, Hüfte und Bein, für welche Einreibungen verordnet wurden. Sie brauchte das Mittel und es schien anzuschlagen, sie befand sich wieder so weit besser, daß sie einigermaßen die Kraft wieder erhielt, ihre Glieder zu bewegen. Wir begannen sanguinische Hoffnungen wegen ihrer Wieder-

herstellung zu fassen, als eine heftige Lungenentzündung alle ärztliche Kunst unwirksam und ihrem Leben ein Ende machte." Was auch die Ursache ihres Todes gewesen sein mag, sie starb im October (20.) 1775, noch nicht achtunddreißig Jahre alt."

Etwa vier Jahre nach dem Tode des Kaisers tauchte eine weibliche Person auf, die sich in einer Weise geberdete, als wäre sie eine natürliche Schwester des Kaisers Josef. Die Materialien zu dieser außerordentlichen Begebenheit befanden sich in den Händen des bekannten Literarhistorikers und Antiquarbuchhändlers Franz Gräffer (geb. 1785, gest. 1852), und wir meinen uns nicht zu täuschen, wenn wir uns für überzeugt halten, daß sie ihm von einem weiblichen Mitgliede der Familie van der Cruyce (sprich Krens), welche seinerzeit Kaiser Josef's Neffe, Franz I., nach der Abtretung der Niederlande von Brüssel nach Wien berief, um die Spitzen-Industrie in den Erbländern heimisch zu machen, verkauft wurden. Diese Familie war nämlich verwandt mit dem k. k. Feldmarschall Camill Graf Lambertie (geb. 1742, gest. 1826), seinerzeit Adjutant des Kaisers Josef II., und besaß viele der interessantesten Documente aus jenen Tagen, welche aus Lambertie's Verlassenschaft stammten. Schreiber dieser Zeilen erhielt seinerzeit ebenfalls so manches Hochinteressante von den greisen, bis an den Bettelstab herabgekommenen Schwestern. Doch zur Sache selbst.

Johann Karl Philipp Graf Cobenzl (geb. 1712, gest. 1770) in der Stellung eines bevollmächtigten Ministers seit 1753 Leiter der Verwaltung in den österreichischen Niederlanden, welche unter den Befehlen des Prinzen Karl von Lothringen standen, erhielt im Jahre 1768 einen Brief von einer ihm unbekannten Person aus Bordeaux, die sich Mademoiselle Frêle (richtiger La Freulen, nämlich halb französisch, halb deutsch-local „die Fräulen") nannte, welche ihn um Schutz bat. Bald folgte ein anderes Schreiben aus Prag, welches „Johann von Weissenstein" unterzeichnet war, womit diese Bitte unterstützt wurde. Nicht lange darauf kam eine Zuschrift aus Wien, welche den Minister ebenfalls aufforderte, Demoiselle Frêle zu unterstützen, dasselbe war „Graf von D . . . n" (etwa Dietrichstein?) unterfertigt. Cobenzl trat nun in Correspondenz mit der Unbekannten, sagte ihr jegliche billige Willfahrung ihrer Wünsche zu, machte aber zur Bedingung, daß sie ihm ihren wahren Namen nenne.

Im Spätherbste desselben Jahres erschien bei Cobenzl Madame Englumée, Gattin eines Handelsmannes in Bordeaux, um mit ihm in wichtigen commerciellen Angelegenheiten zu sprechen. Die Rede kam auf Demoiselle Frêle, und die Kaufmannsfrau wußte guten Bescheid. Sie erschöpfte sich in Lobeserhebungen ihrer Schönheit und Großmuth, welch' letztere, da die Dame ein großes Haus mache, wohl gewissermaßen an Verschwendung grenze; es wäre eben zu bedauern, daß ein so junges, unerfahrenes Wesen sich selbst überlassen sei. Demoiselle Frêle wohne seit drei Jahren in Bordeaux, es begegne ihr Jedermann mit größter Achtung, besonders der Marschall von Richelieu, und sie habe eine auffallende Aehnlichkeit mit dem nun verstorbenen Gemal der Kaiserin Maria Theresia. Ueber ihre Geburt schwebe ein geheimnißvolles Dunkel; es wage jedoch Niemand, sich deutlicher darüber zu äußern, und die Dame selbst weiche allen Erörterungen ihrer Herkunft aus.

Nach einiger Zeit kam ein Schreiben des Inhalts: „Gnädiger Herr! Sie fahren fort, meine höflichen Bitten zu verwirklichen (Cobenzl hatte ihr eine Haube von Brüsseler Spitzen im Werthe von fünfzig Louisdor geschickt), und ich fahre fort, Ihnen auf das verbindlichste dafür zu danken. Ich sehe auch ein, daß ich Ihnen mehr Aufrichtigkeit schuldig sei, als ich bisher beobachtet habe; allein man kann nicht Alles dem Papiere anvertrauen, und ich verspare eine offenherzige Mittheilung auf eine Reise nach Brüssel, die ich vorhabe zu

unternehmen. Ihnen dann, nur Ihnen gnädiger Herr, werde ich gewisse Geheimnisse enthüllen; nie aber dem Grafen Mercy (= Argenteau, Florimond, gest. 1794), kaiserlichem Botschafter in Paris, der mich mit Zumuthungen verfolgt, sie ihm zu entdecken. Ich muß mich bei Ihnen förmlich über diesen Herrn beschweren. Um Ihnen zu beweisen, daß ich alles Zutrauen zu Ihnen habe, sende ich Ihnen hierbei mein Bildniß; vielleicht verkündigt Ihnen schon der Anblick desselben Einiges von dem, was ich Ihnen werde zu entdecken haben; und ich bitte sie, es sorgfältig aufzubewahren."

Wirklich lag das Miniaturporträt bei. Graf Cobenzl betrachtete es mit Theilnahme und Aufmerksamkeit; er fand, daß es das Antlitz eines sehr reizenden jungen Frauenzimmers sei, allein irgend eine Erinnerung, die sich auf besondere Verhältnisse beziehe, erweckte es nicht in ihm. Herzog Karl von Lothringen jedoch fand, daß das Porträt große Aehnlichkeit mit den Gesichtszügen und dem Incarnat seines verstorbenen Bruders, des Kaisers Franz I., habe und fügte hinzu: „Namentlich sind es ganz seine Augen!"

Im weiteren Verlaufe des Briefwechsels meldete ihm Demoiselle Frêle, daß sie ihm zwei Porträts schicken werde, mit einem derselben möchte er das ihrige vergleichen, dieselben befänden sich jedoch noch in den Händen eines Goldarbeiters, der noch nicht damit zu Stande gekommen sei, sie aus dem mit Brillanten besetzten Gehäuse herauszunehmen; wie dies jedoch geschehen, würden sie sogleich folgen. Zwei Wochen darauf kamen die beiden Porträts an — es waren die des Kaisers Franz I. und der Kaiserin Maria Theresia; Herzog Karl erkannte auf den ersten Blick, daß sie von dem Meisterpinsel Johann Stefan Liotard's (geb. 1702, gest. 1776, Reisender in der Levante, hielt sich eine Weile in Wien auf, wo er die kaiserliche Familie porträtirte) herrührten.

Im December desselben Jahres erhielt der Graf in Betreff dieser Dame eine Zuschrift mit der höchst überraschenden Datirung: „Aus meinem Bette um zwei Uhr des Morgens. Wien." In diesem Briefe wurde Graf Cobenzl hinsichtlich der Art und Weise seines Verhaltens gegen die junge Dame sehr belobt, und es wurde ihm „befohlen", ebenso fortzufahren. Es wurde ihm ferner gesagt, daß man mit dem Benehmen des Grafen Mercy sehr unzufrieden sei und daß ihm selbes bereits Unannehmlichkeiten zugezogen habe. Dieses „arme Kind," lautete es weiter, habe schon so viel gelitten, daß man beschlossen habe, es in eine Lage zu versetzen, in welcher es volle Entschädigung finden werde. Ausdrücklich hieß es in dem Schreiben in Bezug auf die Dame: „Sie wurde mir von derjenigen Person, welche mir die liebste auf Erden war, so zärtlich empfohlen!" Es wurde dem Grafen aufgetragen, dem jungen Frauenzimmer eine klügere Oekonomie einzuschärfen; und zuletzt wurde ihm die Unverbrüchlichkeit des Geheimnisses zur Pflicht gemacht. Unterzeichnet war der Brief freilich nicht, aber Inhalt und Ton deuteten genugsam darauf hin, daß er von der Kaiserin Maria Theresia selbst sei.

Cobenzl setzte den Briefwechsel mit der Dame fort und derselbe hatte bereits fast ein Jahr gedauert, als der Graf Anfangs des Sommers 1769 Depeschen aus Wien erhielt, deren Inhalt in Bezug auf die junge Dame ein höchst unerwarteter, ja, ganz außerordentlicher Art war. Damit verhielt es sich folgendermaßen.

Der französische Hof hatte, wohl auf Anlaß der umsichtigen Beobachtungen des Grafen Mercy, den Wiener Hof angegangen, Mademoiselle Frêle zu Bordeaux festzunehmen und streng bewacht nach Brüssel zu schicken, um daselbst von dem Grafen Cobenzl und dem ersten Präsidenten des geheimen Rathes der Niederlande, Patrice Mac Graf Neny (geb. 1712, gest. 1784) verhört zu

werden. Fast gleichzeitig erhielt Herzog Karl von Lothringen von der Kaiserin den Auftrag, diese Gefangene auf das strengste bewachen zu lassen, um in All' und Jedem in diesem Fache weder Mühe noch Geld zu sparen.

In diesem Briefe Theresiens — und derselbe war zweifellos echt — kommt die, abermals von der Seelengröße der Kaiserin Zeugniß gebende Stelle vor: „Diese Unglückliche giebt sich für eine Tochter unseres verstorbenen Herrn aus. Wenn dies nur den mindesten Anschein von Wahrheit hätte, so würde ich sie wie meine eigenen Kinder lieben und halten; aber ich weiß, daß es Betrügerei ist; und ich will, man soll Alles in der Welt anwenden, damit dieser so geliebte und heilige Namen unsers Herrn von dieser Unglücklichen nicht mehr entweiht werde."

Es leuchtet ein, daß sowohl Herzog Karl als Graf Cobenzl Alles aufboten, um einem so gemessenen, ja strengen, die Ehre des Kaiserhauses betreffenden Befehle auf das gewissenhafteste und pünktlichste zu entsprechen. Den Nachforschungen und Erhebungen des stets wachsamen, klug und thatkräftig wirksamen Grafen Mercy waren Geschehnisse vorausgegangen, die an das Fabelhafte grenzen und von denen der Wiener Hof mehr oder weniger unmittelbar in Kenntniß gesetzt worden.

Zu der Zeit nämlich, als Josef II. nach Italien reiste, kam dem Könige Karl III. von Spanien ein Schreiben zu, von welchem er annehmen konnte, es rühre vom Kaiser Josef her. Es wurde ihm in diesem Schreiben anvertraut, daß der verstorbene Kaiser Franz I. eine natürliche Tochter hinterlassen habe; die Existenz derselben sei nur der Erzherzogin Maria Anna (Schwester des Kaisers) und einigen wenigen intimen Freunden des Vaters bekannt. Diese Tochter sei dem Kaiser Josef als dessen natürliche Schwester auf das zärtlichste empfohlen worden. Sie befinde sich zu Bordeaux. Der Kaiser wünsche, daß der König von Spanien sie von ihrem jetzigen Aufenthalte weg und nach Madrid bringen lasse, um, bevor Anstalten, ihres hohen Standes würdig, getroffen werden, bei einer Dame oder in einem Kloster zu verweilen. Der Kaiser erbitte sich diesen Dienst als einen Beweis der Freundschaft von dem Könige; er selbst könne sich mit der Vollziehung einer solchen Maßregel nicht befassen, weil zu befürchten stehe, daß die Kaiserin etwas davon erfahre, der die Sache noch ein Geheimniß bleiben müsse.

Dieser Brief aber brachte bei König Karl III. gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor; er schickte ihn nämlich dem Kaiser Josef zu, der sich damals in Mailand aufhielt, und bat um Aufklärungen. Selbstverständlich war Josef höchlich betroffen und sandte beide Schreiben an seine Mutter nach Wien, worauf Maria Theresia in erwähnter Weise verfügte.

In Gemäßheit dessen wurde Demoiselle Frêle im August 1769 zu Bordeaux in ihrer Wohnung von dem Lieutenant der Marechaussée (berittenen Polizeiwache) festgenommen, der noch dazu ihr theilnehmendster Freund war und dessen Neffe ihr seine Hand angetragen, die sie jedoch ausgeschlagen hatte. Kaum war die Verhaftung bekannt, als sich die zahlreichen Gläubiger einfanden und mit Ungestüm Befriedigung verlangten; dabei erwies sich die Handelsfrau Englumée, welche Demoiselle Frêle beim Grafen Cobenzl so begeistert vertreten hatte, als ganz besonders stürmisch und pöbelhaft.

In Brüssel von der Reise angekommen, wurde sie sogleich vor den Grafen Cobenzl gebracht. Ihr Anzug war höchst einfach; ihr Leibkleid war von grauem Taffet, darüber trug sie einen seidenen Mantel mit Capuchon, eine Art Schleier von weißem Zeuge bedeckte ihr Gesicht. Wie sie in das Cabinet des Grafen trat, schlug sie den Schleier zurück. Bei dem plötzlichen Anblick dieses liebreizenden edlen und zugleich das innerste Seelenleid ausdrückenden Gesichts war der

Minister betroffen. Ein Augenzeuge erzählt: „Ihr Gesicht würde den unempfindlichsten Menschen zu ihrem Vortheile eingenommen haben; ihre Miene ist edel und sittsam, sie hat den schönsten Hals und die schönsten Arme von der Welt; ihr Haar ist schwarz, von schönem Wuchs und sehr geschickt zu dieser Krause, die so schwer zu finden ist. Sie hat eine frische Naturfarbe, gegen die entlehnte vortheilhaft abstechend; ihre Augen sind groß und lebhaft und ihre Blicke könnten Alles sagen, was sie wollten. Eine kleine, zarte, etwas aufgestülpte Nase ist nicht die kleinste Zierde ihres Gesichts." Wir liefern Seite 784 nach einer Federzeichnung das Porträt der Unglücklichen; die Aehnlichkeit mit Maria Antoinette ist unverkennbar.

Was übrigens die Reize dieser schönen Gefangenen noch erhöhte, war die Verlegenheit, in der sie sich befand; dieselbe schwand aber bald durch des Grafen Gewandtheit und seine Gabe, Vertrauen einzuflößen. Wie in ihren Briefen, nannte sie ihn auch jetzt „Vater". Als sie ihm wie eine gute Tochter die Hand küssen wollte, ließ er es nicht zu, sondern umarmte sie. Ihre französische Aussprache trug den Stempel des deutschen Accents.

Demoiselle Frêle wurde nach der rücksichtsvollen Unterredung, die Cobenzl mit ihr pflog, auf das Schloß Monterel gebracht und dem Platzmajor de Camerlang, einem milden, heiteren und geistreichen Mann, übergeben. Am folgenden Tag erhielt sie durch Graf Reny eine Kammerfrau. Die junge Dame verstand weder zu lesen, noch zu schreiben; Herr von Camerlang mühte sich vergebens ab, ihr beizubringen, ihren Namen zu schreiben. Tags darauf begann das Verhör. Des Morgens um zehn Uhr fanden sich der Graf Cobenzl und der Präsident Reny bei der Gefangenen ein. Letzterer war höchlich überrascht von der großen Aehnlichkeit der Dame mit dem verstorbenen Kaiser; er war betroffen und verlegen.

Als man sie nach ihrem Geburtsorte fragte, erwiderte sie, er sei ihr nicht bekannt; man habe ihr aber gesagt, das Land des Orts, in welchem sie erzogen worden, heiße Böhmen. Auf Reny's Frage, ob es ein Ort oder eine Stadt sei und wie lange es sein möge, daß sie sich daselbst befunden habe, antwortete sie: „Der Ort, an welchem ich erzogen worden bin, ist ein kleines abseitiges Landhaus; in der Nähe befand sich weder eine Stadt, noch ein Dorf. Weiter zurück kann ich mich an nichts erinnern. Mein Gedächtniß sagt mir nur, daß ich zwei Frauen übergeben war, von denen die eine etwa fünfzig, die andere ungefähr dreißig Jahre alt gewesen sein mag. Zu dem alten Weibe sagte ich Mama; das andere nannte ich Katharina. Ich schlief in der Kammer des älteren Weibes. Beide behandelten mich sanft und achtungsvoll. Zeitweise kam ein Geistlicher zu uns, den ich später für einen Jesuiten hielt. Er pflegte in einem Zimmer des Hauses Messe zu lesen und gab mir Unterricht in der christlichen Religion. Die ältere Frau, die ich Mama nannte, begann mir die Kunst zu lesen und zu schreiben beizubringen; als aber der Geistliche das erfuhr, sträubte er sich dagegen und untersagte es, worauf denn die Frau es einstellte. Der Geistliche übrigens begegnete mir stets mit ausgezeichneter Achtung."

In der Fortsetzung des Verhörs ertheilte die reizende Inquisitin folgende ganz merkwürdige Auskünfte: „Beiläufig ein Jahr hierauf kamen zwei Männer zu Pferde an; sie waren in Jagdkleidern; der Eine hatte eine sehr ansprechende Gesichtsbildung. Als sie in das Haus getreten waren, wurde ich sogleich gerufen. Dieser letztere Fremde umarmte mich, setzte mich auf den Schoß, liebkoste mich und empfahl mir, mich gut aufzuführen und folgsam zu sein. Ich vermuthe, daß dieser Mann mich schon in früherer Zeit gesehen habe, denn ich erinnere mich, ihn sagen gehört zu haben, ich sei bedeutend größer und sehr verändert. Ich kann mich aber nicht entsinnen, daß ich ihn jemals gesehen hätte. Etwa

anderthalb Jahre nach diesem Besuche fand sich derselbe Mann mit dem nämlichen Begleiter, Beide in derselben Tracht, wieder ein. Diesmal prägten sich die Gesichtszüge des Fremden tief und unauslöschlich in meine Seele ein, dergestalt, daß ich ihn nie und nimmer werde vergessen können; sein Anblick übte diesmal einen geheimen, mächtigen Eindruck auf mich aus. Dieser Mann war von mittlerer Statur und ziemlich beleibt; seine Stimme war frei, seine Gesichtsfarbe frisch, sein Bart schwarz; an einer der Schläfen hatte er ein kleines weißliches Mal." (Wirklich hatte Franz I. ein solches.)

Bei den letzteren Worten hefteten sich ihre Blicke eine Minute lang starr auf das Gesicht des Grafen Neny und sie bemerkte hierauf, wie selbes große Aehnlichkeit mit jenem des Fremden habe, besonders was die untere Hälfte betreffe; eigens übereinstimmend sei der Mund. (Es war thatsächlich so.) Dann fuhr sie fort: „Als ich jenen unvergeßlichen Fremden das zweite Mal sah, nahm ich unter seinem Oberrocke etwas Rothes an seinem Halse wahr; ich fragte darnach und erhielt die Antwort, es sei ein Zeichen, an dem man die Officiere unterscheide. „Was ist denn das: ein Officier?" fragte ich, und der Mann erwiderte lächelnd: „Das sind brave Leute! Sie, mein Kind, sind verbunden, selbe zu lieben, weil sie selbst die Tochter eines Officiers sind." Diese Aeußerung gerade aus diesem Munde, erneuerte plötzlich eine unnennbare, zugleich süße und wehmüthige Sympathie in meinem Herzen; ich ward innig gerührt, betrachtete den Mann erröthend, und als er sich anschickte, sich zu entfernen, brach ich in Thränen aus. Er war bewegt, schien zu seufzen und tröstete mich mit dem Versprechen, sich bald wieder einzufinden."

„Er kam wohl wieder, aber erst nach zwei Jahren. In meiner stillen, aber festen Anhänglichkeit entschlüpfte es mir, ihm darüber Vorwürfe zu machen. Er sagte, eine schwere Krankheit sei die Ursache seiner langen Abwesenheit gerade in jener Jahreszeit gewesen, in welcher er vorhatte, mich zu besuchen, und zwar in Folge einer heftigen Erhitzung auf der Jagd. (Herzog Karl erinnerte sich genau, daß sein Bruder, Franz I., so ziemlich um jene Zeit, von der das Mädchen sprach, alsbald nach einer Jagdpartie bedenklich erkrankt sei.) Dieser dritte Besuch war der letzte; mit innigstem Schmerze erzähle ich dies!"

Bei diesen Worten schien die Sprechende sehr angegriffen; doch erholte sie sich bald und fuhr zu erzählen fort: „Diese letzte Zusammenkunft war für mich sehr wichtig. Als der Fremde seine gefährliche Krankheit erwähnt hatte, zerfloß ich in Thränen. Dies bewegte ihn sehr, und als er mich um die Ursache meiner Rührung fragte, entgegnete ich: „Weil ich Sie liebe!" Zärtlich erwiderte er, daß er mich gleichfalls liebe; er wolle für mich sorgen, mich reich und glücklich machen; Haus, Vermögen und Dienerschaft sollte ich erhalten; meine Domestiken würden gelbe und blaue Livrée haben. Während der Unterredung fragte mich der Fremde, ob ich die Königin sehen wolle. Ich erwiderte, daß ich nicht wisse, was eine Königin sei. Er sagte hierauf: „Die Königin, welche ich meine, ist eine schöne Frau; Sie würden sehr von ihr geliebt werden, aber ihre Ruhe erheischt, daß sie nie Ihre Bekanntschaft machen." Der Fremde umarmte mich zärtlich und schenkte mir jene zwei Bildnisse, die ich von Bordeaux aus dem Herrn Grafen Cobenzl gesendet habe."

„Als ich die Porträts betrachtete, fand ich, daß das männliche desselben dem Fremden vollkommen ähnlich sei; ich sagte ihm das mit Verwunderung und er bestätigte, daß er selbst das Original sei. Hierauf übergab er mir noch ein drittes Bildniß. Dies stellte eine verschleierte Dame vor. Der Fremde sagte, das sei seine Mutter, und setzte hinzu, ich möchte alle drei Porträts sorgfältig aufbewahren. Sie befanden sich in einem Beutel von blauer Seide, der auch eine große Anzahl Ducaten enthielt. Als der Mann Abschied nahm, versicherte

er mich wiederholt, daß ich glücklich werden solle; ich müsse ihm aber versprechen, unverheiratet zu bleiben und diese Zusage auf das gewissenhafteste erfüllen. Der Abschied war zärtlich und voll Trauer; Beide schluchzten wir."

„In der Zeit zwischen dem ersten und zweiten Besuch jenes Herrn kam eines Tages eine Dame in Begleitung zweier Männer in dem Landhause an. Sie war von mittlerer Größe und etwas stark beleibt, von weißem Teint und anziehender Gesichtsbildung; ihre Kleidung war sehr einfach. Sie begehrte mich zu sehen und betrachtete mich sehr aufmerksam und anhaltend. Bald gingen ihr die Augen über und sie seufzte. Mit stammelnder Zunge richtete sie mehrere, doch ganz unbedeutende Fragen an mich; dies schien mehr zu geschehen, ihre Verlegenheit zu verbergen. Zwei- bis dreimal umarmte sie mich. Schluchzend sprach sie: „Mein Kind, Sie sind sehr unglücklich!" Ihre Bewegung nahm so sehr zu, daß sie Wasser verlangte, um sich zu laben; sie war einer Ohnmacht nahe. Plötzlich erhob sie sich und zog von dannen. Ich war ebenfalls sehr gerührt. Es kam mir vor, als möge das meine Mutter sein; allein ich kann gleichwohl nicht mit Bestimmtheit sagen, daß sie völlige Aehnlichkeit mit dem in meinen Händen befindlichen Porträt gehabt habe."

„Es mögen einige Monate nach der letzten Zusammenkunft mit dem fremden Herrn verflossen sein, als eines Tages jener Geistliche, dessen ich schon erwähnt habe, mir berichtete, mein Beschützer sei gestorben und habe vor seinem Hinscheiden befohlen, daß man mich in ein Kloster nach Frankreich bringe. In wenigen Tagen reisen wir ab, sagte der Mann, und er sei nun auch hier, mir das Maß zu Kleidern zu nehmen. Er that dies auch wirklich mittelst eines Bandes. Eine Woche darnach kam er nächtlicherweile in einer Postkutsche an und brachte mir vollständige Anzüge mit, zwei Pelze, dann ein schwarzes und ein rothes Kleid. Seither war meine Tracht sehr ordinär, und zwar von Barchent. Auf Geheiß des Geistlichen wurden sogleich meine geringen Habseligkeiten zusammengepackt und ich zog einen blauen Pelz an. Also reisefertig, stieg ich mit meinem Führer und mit Katharinen in den Wagen; bei der Trennung von der älteren Frau, die ich stets Mama genannt hatte, zerfloß ich in Thränen; aber die Angst vor dem Kloster, gegen das ich einen unüberwindlichen Widerwillen hegte, überwältigte bald alle meine Empfindungen. Die Schilderung, welche mir die beiden Frauen während der letzten acht Tage gemacht, hatte mir Entsetzen eingeflößt; ich bebte vor dem Gedanken, zeitlebens in solchen Mauern zu schmachten; noch jetzt schaudere ich."

Aus ihren weiteren Erzählungen ging hervor, daß sie auf der Reise eine Gelegenheit zur Flucht ergriff, und zwar in Hamburg, wo sie sich in einer Nacht von Katharinens Seite aus dem Bette entfernte, sich ankleidete, einige Bündel Wäsche und Kleider zusammenpackte, den Beutel mit den drei Porträts und den hundert Ducaten zu sich steckte, sich zum Hause und zur Stadt hinausschlich und rasch von dannen wanderte. Von da fuhr sie auf der Straße nach Schweden zu und kam nach Stockholm. Hier erfuhr sie bald, daß der österreichische bevollmächtigte Minister Ludwig Graf Barbian-Belgiojoso (geb. 1728, gest. 1813) eifrigst bemüht sei, einer von Hamburg weg entflohenen Frauensperson habhaft zu werden. Bald aber stellte sich heraus, daß diese Nachforschungen nicht ihr, sondern der entführten Tochter eines Hamburger Kaufmannes galten.

Sie ging nach Hamburg zurück, von da nach Bordeaux, woselbst sie einen Brief erhielt, ununterfertigt und des Inhalts, sie möge sich zum Marschall Richelieu begeben und denselben um seinen Schutz bitten. Der Marschall nahm sie sehr achtungsvoll auf und erzählte ihr, er habe von der Fürstin Auersperg einen Brief erhalten, in welchem ihm das Fräulein Felicie Julie von Schönau — so hatte ihr der Geistliche in Hamburg gesagt, daß sie heiße —

angelegentlich empfohlen sei. Er bat sie über seinen Diensteifer zu gebieten und benahm sich äußerst galant gegen sie. Von einem Manne, der sich ihr nicht zu erkennen geben wollte, kamen ihr tausend Louisd'or zu, später wieder ein Betrag und so nach und nach 150.000 Livres. Sie fröhnte deshalb auch kostspieligen Launen und hatte zur Zeit ihrer Verhaftung 60.000 Livres Schulden. In dieser Verlegenheit, Bedrängniß und Angst wäre sie auf den Gedanken gekommen, Briefe fabriziren zu lassen; sie bekannte sich zu dem Briefe „aus meinem Bette", zu einem an den Kaiser nach Florenz unter der Adresse als „Graf von D . . . n", zu jenem an den König von Spanien, durch welches Schreiben die Mystification entdeckt wurde.

Sie betheuerte aber, daß der mit dem Namen der Fürstin Auersperg unterzeichnete Brief an Marschall Richelieu nicht von ihrer Fabrikation sei, und diesbezüglich stellte sich auch heraus, daß sie die Wahrheit gesagt habe. Es hatte nämlich Richelieu der Fürstin unverzüglich geantwortet, wie er Alles aufbieten werde, um ein so hohes, schmeichelhaftes Vertrauen, eine so bedeutungsvolle Empfehlung zu rechtfertigen, welche Zuschrift der Fürstin von dem französischen Gesandten in Wien, Marquis Du Châtelet, eingehändigt worden. Die Fürstin antwortete nicht, weshalb man folgerichtig denken kann, daß, wenn sie jenen Brief an den Marschall nicht geschrieben hätte, sie ihm gewiß erklärt haben würde, sie kenne Mademoiselle Schönau gar nicht, da doch Niemand derlei Betrügereien begünstigt. Es ist somit höchst wahrscheinlich, daß die Fürstin um das Geheimniß der jungen Person wußte, und daß das Empfehlungsschreiben in der That von ihr war. Maria Theresia verbot übrigens ausdrücklich, die Fürstin darüber zu befragen, und so wurde das einzige unfehlbare Mittel, die ganze Sache aufzuklären, nicht ergriffen.

Auch der Herzog Eduard August von York (geb. 1739, gest. als englischer Großadmiral 1767, Bruder Königs Georg III.) suchte die Bekanntschaft der räthselhaften Dame zu machen und sagte ihr, er hätte den Auftrag, in Erfahrung zu bringen, worin die Summe ihrer Schulden bestehe; eine vornehme Dame hätte ihn beauftragt, ihr diesen Betrag auszuzahlen. Er sandte ihr auch alsbald 700 Louisdor. Den folgenden Tag reiste er ab, schrieb ihr aber aus Monaco: „Ich war bereit, Ihnen dasjenige zu schicken, was ich Ihnen noch zuzustellen habe; aber, als ich Sie verließ, erhielt ich einen Brief, worin man mir ausdrücklich auftrug, Ihnen dieses Geld nicht auf einmal zu geben. Ich habe an die Fürstin Auersperg geschrieben, sie zu bewegen, daß sie mir erlaube, Ihnen wenigstens diejenige Summe zuzustellen, deren Sie benöthigt sind, um den Verfolgungen Ihrer Gläubiger zu entgehen." — Der Fürst war aber schnell gestorben.

Das Verhör hatte bereits aus vierundzwanzig Sitzungen bestanden; man hatte so ziemlich erhoben, was man bei der verwickelten Beschaffenheit und bei dem geheimnißvollen Dunkel, in welches selbe gehüllt war, nur immer hatte erheben können. Nun beriethen sich Cobenzl und Reny, was denn mit der Person der Verhafteten anzufangen sei, denn es hatte der Wiener Hof ihre Ansicht darüber zu vernehmen verlangt. Sie vereinigten sich sofort in der Meinung, die junge Dame in einem entfernten Kloster zu verwahren, bis die Zeit statthaftere Aufklärungen herbeigeführt haben würde, und schon waren sie im Begriffe, diese ihre Meinung dem Hofe mitzutheilen, als ein Brief des Barons Cornelius von Reny, Cabinetsecretärs der Kaiserin, anlangte, in welchem es hieß, die Kaiserin habe aus dem Inhalt der ihr zeitweise eingehenden Verhörspapiere einen höchst ungünstigen Begriff von dem Charakter der Verhafteten geschöpft und beschlossen, gegen selbe mit voller Strenge zu verfahren.

Da nahm denn Graf Reny keinen Augenblick Anstand, seine ganze Beurtheilung der Sache dieser Nachricht anzupassen, und er ging so weit, vor-

zuschlagen, daß man diese Person ohne Umstände zurückschicke und den Verfolgungen ihrer aufgebrachten Gläubiger überliefern möge: Graf Cobenzl jedoch, von Gefühlen des Mitleids, der Menschlichkeit und der Großmuth durchdrungen, nebstbei von einem höheren Gesichtspunkte der öffentlichen Ehre ausgehend, weit entfernt von der Furcht, der Monarchin, deren menschenfreundlichen und erhabenen Charakter er kannte, zu mißfallen, folgte lediglich dem Zuge seines gefühlvollen Herzens und sendete seine Meinung der Kaiserin in folgendem Schreiben:

„Eure Majestät! Obgleich es den Anschein hat, daß diese Person nicht die Tochter des verstorbenen Kaisers sei, so kommen doch Umstände in ihrer Geschichte

Maria Theresia als Witwe. (Seite 765.)

vor, die einigen Zweifel über ihre Abkunft erzeugen müssen, und bei dieser Ungewißheit kann ich nicht der Meinung des Herrn von Neny sein. Sein Vorschlag, die Person ihren Gläubigern auszuliefern, scheint mir sowohl in Beziehung auf den Willen Eurer Majestät, die Verlautbarung dieser Begebenheit so viel als möglich zu ersticken, gefährlich, als Allerhöchstdero Menschlichkeit und Herzensgüte entgegen zu sein."

„Wenn man diese Unglückliche ihren Gläubigern zurückschickte, so würde man sie in die traurige, in die schreckliche Nothwendigkeit versetzen, zwischen der Gewißheit, in einem Kerker zu verschmachten, oder der Schmach, zu wählen, sich durch Mittel, die ihr ihre Reize verschaffen können, eine bessere Lage zu bereiten; ein Unglück, das umsomehr geeignet ist, Euer Majestät Milde rege zu machen, als die Sitten dieser Person jederzeit untadelhaft gewesen."

„Ueberdies würde man, wenn man sie nach Bordeaux zurückschickte, die Vermuthungen, welche man ersticken will, nur noch mehr befestigen, weil man dadurch ohne Zweifel zu erkennen gäbe, man sei auf eine gewisse Weise von ihrer Geburt überzeugt, da man den Betrug nicht gestattet habe. Der Einwurf, man müsse ihre Schulden bezahlen, wenn man sie ihren Gläubigern nicht überliefere, scheint mir im Vergleich mit den Gefahren, welche nach der Meinung des Herrn von Neny entstehen würden, sehr schwach zu sein. Die Schulden belaufen sich nicht völlig auf 60.000 Livres; zu Bordeaux besitzt sie wohl verschiedene Kostbarkeiten, eine vergoldete Toilette, viele reiche Kleider, werthvolle Hauseinrichtung u. dergl."

„Nun denn, der Verkauf dieser Dinge könnte einen guten Theil der Summe decken, die sie schuldig ist, und was noch zu tilgen übrig bliebe, scheint mir für die Wohlthätigkeit Eurer Majestät ein geringfügiger Gegenstand zu sein. Dieses Liebeswerk würde Eure Majestät das unbeschränkte Recht einräumen, diese Unglückliche in eine Lage zu versetzen, in der sie vor den Gefahren der Verführung geschützt wäre. Meine Meinung besteht also darin, daß Eure Majestät die Unglückliche in ein Kloster in Tirol oder in ein anderes Allerhöchstdero Botmäßigkeit unterstehendes bringen lassen, wohin die Kunde dieser Begebenheit noch nicht gedrungen wäre. Daselbst könnte sie ein ruhiges und stilles Leben führen und mit geringen Kosten. Wenn dann die Zeit ihr Schicksal deutlicher aufklärte und zeigte, daß sie rechtlichen und vornehmen Personen angehöre, was die großen Summen, die ihr zugekommen, vermuthen lassen müssen, so würde man nicht das Mißgeschick haben, sich die Unglücksfälle vorwerfen zu müssen, denen diese junge Person augenscheinlich ausgesetzt sein würde, wenn man grausam genug wäre, dem Rathe des Herrn von Neny zu folgen."

„Ich finde seine Meinung in jedem Anbetracht gefährlich und ich würde eher rathen, daß diese Person nach aller Strenge der Gesetze behandelt werde, wenn dieser Vorschlag mit der Milde Eurer Majestät nicht durchaus unverträglich wäre. Wenn der Hof meinen Vorschlag genehmigt, so wird man ihre Habseligkeiten verkaufen, um ihre Schulden zu bezahlen, ohne daß die Gläubiger denken könnten, daß dieses von Seite Eurer Majestät geschähe. Es würde auch bedenklich sein, sie das vermuthen zu lassen, weil sie argwöhnen könnten, daß Eure Majestät aus anderen Gründen, als denen des einfachen Mitleids, dabei betheiligt seien. Es wird hinreichen, durch die Unglückliche an einen Bankier in Bordeaux schreiben zu lassen, daß er ihre Effecten zu Geld mache und den Schuldenstand verzeichnen lasse; was nachträglich zu bezahlen wäre, müßte im Namen der Schuldnerin übermacht werden. Ihre dann befriedigten Gläubiger, sich erinnernd, daß diese Person so häufig über große Summen geboten habe, werden keine Ursache haben, die wohlthätige Hand zu ehren, welche ihr diese letzte Hilfe würde geleistet haben."

Auf diesen Vorschlag des Grafen Cobenzl wurde nicht eingegangen und jener des Grafen Neny konnte nicht verwirklicht werden, da der Herzog von Choiseul den Reisepaß nach Bordeaux verweigerte. Mittlerweile war auch Cobenzl lebensgefährlich erkrankt. Als man ihm die Sterbesakramente reichte, sagte er zu einer intimen Person, welche von Allem, was das beklagenswerthe Frauenzimmer anging, Kenntniß hatte: „Eben erhalte ich einen Befehl aus Wien, mit dem weiteren Verfahren gegen die Gefangene inne zu halten, sie nicht zurückzuschicken und bis auf neuen Befehl nichts mit ihr vorzunehmen." Dieser Brief war vom Staatskanzler Fürst Kaunitz und von ihm eigenhändig unterschrieben. Graf Cobenzl ließ denselben unverzüglich verbrennen; dann sagte er nach einigem Nachsinnen zu seinem Freunde: „Sie sehen, daß die Meinung eines ehrlichen Mannes wohl das Uebergewicht erhalten könnte."

Den dritten Tag darauf ſtarb Graf Cobenzl (27. Januar 1770). Ohne ſeinen Tod würde die verhängnißvolle Angelegenheit wohl eine ganz andere Wendung genommen haben. Indeß verfloß die Zeit, dergeſtalt, daß, wenn möglicherweiſe ein wiederholter Befehl eingetroffen wäre, er zu ſpät gekommen ſein würde. Denn ſchon nach des würdigen Grafen Cobenzl Heimgang wurde die Unglückliche aus ihrem Gewahrſam gezogen, man reichte ihr ein- für allemal fünfzig Louisdor, ein Unterlieutenant der Brabanter Marechauſſée geleitete ſie bis Quevrin jenſeits des Mons — und nun wurde ſie ihrem ungewiſſen Schickſale überlaſſen.

Die Quelle, aus welcher die in kürzeſt möglicher Weiſe oben wiedergegebenen Thatſachen genommen ſind, ſchließt mit den Worten: „Dieſe Erzählung iſt ein getreuer Auszug aus den 24 Verhören, welche mir von Graf C... (Johann Philipp Graf Cobenzl, geb. 1741, Hofkanzler des italieniſchen Departements, Geſandter in Paris, geſt. 1810), dem Neffen des Grafen C... (Miniſter Cobenzl), der ihm erlaubte dabei zu ſein, anvertraut worden." (Ein neuer Beweis, daß unſere Vermuthung der Quelle richtig; dieſer Vertrauensmann war kaum ein anderer als Graf Lambertie. Es beſtärkt dies nur die Anſicht, daß die Beſitzer dieſer Quelle die van der Cruyce geweſen.)

Es iſt nicht denkbar, daß jene grauſame Maßregel an der unglücklichen Gefangenen mit vollem Vorwiſſen oder gar auf Befehl der weiſen, gefühlvollen, gerechten und großmüthigen Kaiſerin Maria Thereſia vollzogen worden ſei; genug indeß, die Unglückliche wurde hilflos in die Welt hinausgeſtoßen und, wie eine periodiſche, im Jahre 1780 in London erſchienene Schrift, betitelt: „The Craftman" (der Künſtler), in einer Notiz verlauten läßt, war man der Meinung, ſie ſei um das Jahr 1775 an irgend einem engliſchen Seehafen an das Land geſetzt worden. Wo und auf welche Weiſe dieſes jedenfalls beiſpiellos unglückliche weibliche Weſen das Ziel ſeiner Leiden gefunden habe, wurde bisher nicht conſtatirt, wahrſcheinlich in einem Irrenhauſe. Man will ein in Briſtol im Hauſe des dortigen Wundarztes aufgenommenes irrſinniges junges Frauenzimmer, das ſich ſelbſt Bicky (etwa die Zitternde) genannt und einen deutſchen und franzöſiſchen Accent hatte, mit Demoiſelle Frêle identificiren.

Maria Thereſiens Frömmigkeit.

Der im vorhergehenden Abſchnitte erwähnte großmüthige Herzenszug der Kaiſerin in Bezug auf die Fürſtin Auersperg hinderte ſie jedoch nicht, recht eiferſüchtig auf ihren geliebten „Franzl" zu ſein und möglichſt alle Gegenſtände aus dem Wege zu räumen, die ihr diesbezüglich gefährlich werden konnten (wie beim Fall Santini, Seite 647); denn in der That, kein hübſches Geſichtchen, kein freundliches Lächeln irgend einer Dame entging Franzens Aufmerkſamkeit, und da Maria Thereſia eben ſo fromm als liebend ihm ihre ganze Zärtlichkeit bewahrte, keinerlei Wiedervergeltungsrecht übte, ſo brannte die Liebe gleich einer verzehrenden Flamme fort in ihrem Herzen. Woran man ſich zu halten hatte, wußte ganz Wien genau, und ſo ſchreibt Graf Podewils im Jahre 1747 Folgendes: „Es iſt gewiß, daß die Kaiſerin auf ihren Mann ſehr eiferſüchtig iſt und alles Mögliche thut, um ihn an Liebſchaften zu hindern. Gewiſſen Damen, denen der Kaiſer Aufmerkſamkeiten zu erweiſen anfing, hat ſie ein böſes Geſicht gemacht. Sie möchte alle Galanterie vom Hofe verbannen. Den Frauen, welche Liebſchaften haben, begegnet ſie mit vieler Verachtung, und ziemlich ebenſo den Männern, die ſich mit ihnen einlaſſen. Ich erinnere

mich, daß sie eines Tages mit dem Grafen Eszterhazy, genannt Quinquin, dem sie viel Freundschaft beweist und immer einen Platz an ihrem Spieltische giebt, wegen einer Intrigue, die er mit der Frau des Grafen Althann (Michael Johann IV., geb. 1710, gest. als Vicepräsident der obersten Justizhofstelle 1778; er war seit 1740 mit Maria Josefa Gräfin Kinsky vermält und wurde 1754 Witwer) hatte, sehr lebhaft sprach. Sie sucht von dem Kaiser alle galanten Männer fernzuhalten, und man behauptet, daß Colloredo (Rudolf Josef, geb. 1706, gest. als Fürst und Hofvicekanzler 1788), der zu dieser Classe gehört, bei ihr nie in Gunst kommen wird. Er ist einige Zeit sogar in Ungnade gewesen, weil er mit dem Kaiser einige Vergnügungspartien gemacht hat. Dasselbe ist auch mehreren Anderen begegnet. Sie möchte eine bürgerliche Ehe führen."

Maria Theresia entschuldigte indeß selbst ihren flatterhaften Gemal mit dem Müßiggang und sagte einmal zu ihrer Kammerfrau Caroline Hieronymus (später verehlicht an den Hofrath Greiner, geb. 1739, gest. 1815): „Laß' Dich warnen, Lini, und heirat' nie ein' Mann, der nichts zu thun hat!"

Durch die von ihr eingeführte sogenannte Keuschheitscommission lernte sie alle Handlungen und Schritte jener weiblichen Personen kennen, die es darauf anlegten, dem Kaiser zu gefallen; es ist aber gänzlich unwahr, wenn zu behaupten gesucht wird, sie hätte durch die Agenten derselben die Treue des Fürsten besonders überwachen lassen, und deren Einsetzung wäre in erster Linie aus diesem Grunde erfolgt. Die Einführung der Keuschheitscommission wurzelte in der Frömmigkeit der Kaiserin und in deren, allerdings manchmal etwas zu weit getriebenen, fast gewaltthätigen Fürsorge für Seelenheil und Moralität ihrer Unterthanen. Wir müssen über dieses Thema etwas ausführlicher sprechen.

Eine nothwendige Folge des Umstandes, daß damals der Staat im Aufsammeln und Ordnen vielfach zersplitterter Rechte begriffen gewesen, war es, daß derselbe einzelne Punkte traf, die bis dahin in das Bereich des kirchlichen Organismus gehört hatten; die Kirche wollte begreiflicherweise sich ihrer herkömmlichen Rechte nicht begeben, und so wurde die Regierung allmälich gegen das Kirchenwesen immer feindlicher und griff dasselbe bis zu den unscheinbarsten Sitten und Gebräuchen an. Zunächst war es eine unbestimmte öffentliche Meinung, etwa von französischer Aufklärungslust kommend, welche der Träger dieser Ideen war und einen Rückschlag auf die Thätigkeit der Regierung nahm; es drang diese Bewegung durch, wurde allerdings sofort bemerkt, einerseits angefeindet, andererseits befördert, aber es konnte noch Niemand die Folgen derselben bestimmen. Unterstützung fand sie bei den Ministern und Militärs, Widerstand fand sie bei allen Jenen, welche das Alte, Herkömmliche in jeder Weise erhalten wollten. Maria Theresia begünstigte die Reformen, selbst solche, die, nach ihrer und der Meinung Vieler, zu tief in's kirchliche Leben einschnitten, sie bog auch einzelne Zweige der Kirchengewalt zurück, so lange aber Theresia das Regiment führte, konnte es die Bewegung der Zeit zu keinen großen Erfolgen bringen.

Denn — Maria Theresia betrachtete die Kirche immer als einen heiligen, erhabenen Organismus mit einer göttlichen Mission und selbstständigen Kraft; sie wollte daher die Reformen nur mit und durch die Kirche ausgeführt wissen; sie betrachtete sich als die erste Tochter derselben und blieb ihr unterthänig; sie war bestrebt, die Grenzen der katholischen Welt zu erweitern, sie stützte das religiöse Gebäude, sie vertheidigte die Interessen der katholischen Kirche, so weit ihre Macht reichte. Zuerst nannte sie sich wieder „apostolische Königin von Ungarn" in Erinnerung an den katholischen Charakter der Verfassung und des Königthums in diesem Lande.

In ihrem Hause lebte die alte familienhafte Ordnung auch in Verbindung mit der Kirche; sie selbst trug in sich eine tiefe, wahre Religiosität, sie beugte ihr Haupt unter den Willen eines höchsten Gerichtes und lag gar oft auf den Knieen, von Gott den Segen für ihr Land und ihre Unterthanen erflehend. (Bild Seite 801.) Jeden Tag hörte sie eine Messe, oft zwei; auf ihren Reisen begleitete sie immer der Hofcaplan. Alle religiösen Functionen waren ihr heilig; sie erfüllte sie fast mit Aengstlichkeit; alle Fasttage hielt sie genau, nur auf Reisen ließ sie sich dispensiren, und auch dann fastete sie Freitags oft mit solcher Gewissenhaftigkeit, daß sie nicht einmal Butter oder Eier genoß. Zu Ostern war es ihr eine Freude, mit ihrer Familie Groß und Klein und dem gesammten Hof die heiligen Gräber in Wien zu besuchen und so viel als möglich.

Aus dieser großen Frömmigkeit resultirten aber auch mehrere Uebelstände. Der erste war der, daß die Monarchin unaufhörlich von Heuchlern hintergangen wurde; es kam ihre Aufrichtigkeit diesen Menschen zu Hilfe. Da sie dem Gottesdienste öffentlich beiwohnte, trugen dieselben Sorge, sich gleichzeitig mit der Monarchin einzufinden, und sie vernachlässigten nichts, deren Aufmerksamkeit zu erregen. Sie knieten in ihrer Nähe nieder, warfen sich auf das Gesicht, hoben zerknirscht die Arme gegen Himmel und beteten mit erheuchelter Gluth unter fortwährenden Seufzern und Verzückungen. Ein anderes sicheres Mittel, ihr zu gefallen, ihren Schutz und ihre Gnade zu erlangen, bestand darin, daß man fromme Bücher schrieb oder übersetzte. Gar manche Höflinge verschmähten keine Heuchelei, um sich in Gunst zu setzen und an's Ziel ihrer Wünsche zu gelangen. Kammerfrauen und Hoflakaien trieben mit ihrem Einfluß auf die Kaiserin und mit dem Privilegium ihrer Stellung, sich manches Wort erlauben zu dürfen, Handel; da wurde denn von solchen Leuten Jeder, der ihnen Geld in die Hand gedrückt hatte, als ein gottgefälliger, vom Christenthum ganz durchtränkter Mann geschildert und empfohlen. Solchen Leuten gewährte die Kaiserin im Namen des Himmels irdische Vortheile, besonders wenn, wie dies häufig geschah, auch ihre Kammerfrauen gleichzeitig mit der Kaiserin selbst von Schleichern gemißbraucht wurden, und wer ein solches doppeltes Spiel trieb, erreichte seinen Zweck um so leichter.

Besonders begünstigt von Theresia war der k. k. Kammerthürhüter Franz Stockl (geb. 1710, gest. 1757, nicht Kammerheizer, wie beständig angeführt wird), welcher von der Gnade der hohen Frau viele Beweise erhielt und so manches unverblümte Wort sprechen durfte, das einem andern Diener nicht leicht nachgesehen worden wäre. Dieser Stockl spielt in allerlei Wiener Anekdoten aus jenen Tagen eine hervorragende Rolle.

Auch die Handwerker, welche für die Kaiserin arbeiteten, kamen öfter in die Lage, für diese oder jene Person Fürsprache einlegen zu können, darunter z. B. der Schuster der Kaiserin, Anton Baudrechsler, welcher seines aufgeweckten Geistes wegen sehr beliebt bei Hofe war, und den die Monarchin nicht nur seiner netten Arbeiten, sondern auch seines glücklichen Humors halber begünstigte. Er durfte zu gewissen Stunden seine Arbeiten für die hohe Frau selbst überbringen, und wenn die Kammerfrau die Schuhe dann Theresien anlegte, durfte er das Urtheil aus dem Munde der Kaiserin selbst vernehmen. Uebrigens bedurfte Baudrechsler solches nicht, er sah ihr es vom Angesicht weg, wo es fehle. Eine solche Scene ward einmal zum Stadtgespräch von ganz Wien. „Die Schuh' schneiden oder der Fersen ein, Majestät," sagte der Schuster. „Mein unglückselig's Weib hat die Einfassung zu stark angezogen. Mit allergnädigster Erlaubniß meiner allerdurchlauchtigsten Landesmutter setzt's, wann ich nach Haus komm', einen Mordsturm!" — „Untersteh' Er sich das nicht, Meister!" erwiderte die Kaiserin. „Sein Weib hat es gewiß recht gut machen wollen." —

„Recht gut?“ brummte Baudrechsler. „Wenn mein Weib den allergnädigsten Fuß meiner Kaiserin beleidigt, so beleidigt sie mich!“ — Die Kaiserin mußte herzlich darüber lachen.

Eines Tages brachte Baudrechsler der Kaiserin zwölf Dutzend Schuhe auf einmal; alle 144 Paar Schuhe waren aus schwarzem Sammt, weil die hohe Frau seit dem Tode ihres unvergeßlichen Gemals keine andere Farbe mehr sehen wollte. Die Kaiserin fragte: „Sind denn diese Schuhe bei Ihm bestellt worden?“ — „Nein, Majestät!“ — „Warum versieht Er mich denn mit einer so großen Quantität neuer Schuhe, da ich doch erst im vorigen Monat eben so viel erhalten hab'?“ — „Ich weiß es, Majestät, aber es kommt jetzt die Zinszeit.“ — „Was kann die Ihn geniren, da Er, wie ich weiß, sein eigenes Haus besitzt?“ — „Freilich wohl, aber ein guter Hausherr muß sich selbst den Zins bezahlen, sonst weiß er nicht, was ihm sein Haus einbringt, und daran fehlt mir's jetzt.“ — „Na,“ sagte die Kaiserin lachend, „so soll Ihm meinethalben die Kammer Seine Rechnung bezahlen.“

In jenen Tagen kosteten ein Paar Damenschuhe von schwarzem Sammt achtundvierzig Kreuzer, die Monarchin bezahlte sie aber aus Großmuth und um das heimische Gewerbe zu unterstützen, mit einem Ducaten in Gold. Maria Theresia trug ihre Schuhe stets nur einen Tag, dann kamen wieder neue. Es war diese Gepflogenheit ein bedeutsamer Gewinn für das „erste Kammermensch“ (die erste Zofe der Kaiserin), welche die abgelegten Schuhe zum Geschenke erhielt, denn diese wendete selbe nicht zum eigenen Gebrauche an, sondern verkaufte sie an mehrere Bürgerfrauen, deren höchster Stolz es war, die Schuhe der Monarchin zu tragen. Zufälligerweise erfuhr die Kaiserin von dieser Anhänglichkeit der Bürgerfrauen, ja, man hinterbrachte ihr sogar die Namen der eifrigsten, wie z. B. der Lederhändlerin Gaydt, der Lebzelterin Segenhof, der Haarpudermacherin Tengler u. s. w. Sie fragte daher ihre Kammerjungfer: „Was bekommt Sie denn für meine Schuh'?“ — „Euer Majestät, für jedes Paar einen Kronenthaler.“ — „Nicht möglich?! Das ist ja zu viel! Gieb Sie den Bürgersfrauen die Schuh' das Paar für dreißig Kreuzer; das Uebrige will ich Ihr anweisen.“ — „Nein, Majestät, das geht nicht, denn dann würde ich förmlich belagert werden, und der Meister Baudrechsler müßte wenigstens alle Tage hundert Paar anfertigen.“

Auch Kaiser Josef hatte schon seit seiner Jugend einen Leibschuster, den er wohl leiden mochte; derselbe hieß Johann Thernauer und hatte seinen Laden in der Schauflergasse. Da sich derselbe der Auszeichnung erfreute, „Hofschuster“ zu sein, so gestattete er sich, an seinem Gewölbsschilde einen kaiserlichen Adler anzubringen, der in einer Kralle ein Paar Schuhe, in der andern ein Paar Stiefeln hielt. Der Kaiser erfuhr dies und ließ dem Schuster die Absurdität verweisen. Darauf stellte sich Thernauer im Controlorgange auf, um den Kaiser zu bitten, daß er das Schild beibehalten dürfe. Der Kaiser beschied ihn mit den Worten: „Nein, nein; ich will den Wienern keinen Anlaß geben, über Sein Schild zu spotten; Er hat den Adler wegzulassen.“ — „Euer Majestät,“ bat der Schuster, „dann gernhen Allerhöchstdieselben mir wenigstens den Adler auf jedem Paar Schuhen und jedem Paar Stiefeln anbringen zu lassen.“ — Der Kaiser dachte etwas nach, dann sagte er: „Meinetwegen, aber auf den Sohlen.“

Der bekannte Memoirist Fürst tadelt bitter die gewaltthätige, mit streng katholischem Eifer betriebene Proselytenmacherei (Bekehrungssucht). Es bestand in Oesterreich seit vielen Jahren eine fromme Stiftung von 600.000 Gulden, die zu Pensionen für Convertiten bestimmt war, und diese Menschenclasse machte in den Tagen Theresia's besonderes Glück. Die Nichtkatholischen wurden zwar geduldet, man sah sie jedoch mit mißgünstigen Augen an und, sich auf

das Reformationsrecht berufend, ließ man Anhänger des Lutherthums, die in Oberösterreich, Steiermark und Kärnten noch ziemlich zahlreich waren, nach Siebenbürgen, wo die sächsische Nation die freie Religionsausübung genoß, und nach dem Banat transportiren, welche Transportirungen „Transplantationen" (Ueberpflanzungen) genannt wurden, wie wenn das Gesträuche wären, die man versetzte. Daß die armen Leute ihre Güter nur zu sehr geringen Preisen verkaufen konnten und in Siebenbürgen wenig zu kaufen fanden, deshalb sich aufessen und in Elend zu schmachten genöthigt wurden, beirrte die Regierung nicht. Die in den Provinzen bestehenden Religionscommissionen überwachten die Protestanten sehr streng, man nahm ihnen die Erbauungsbücher und behinderte sie, den Kindern den erforderlichen Religionsunterricht ertheilen zu lassen. Baron Fürst schreibt: „Bei alledem soll es noch eine Unzahl geheimer Protestanten geben, welche nur äußerlich die katholischen Gebräuche mitmachen."

Man stand auch gar nicht an, namentlich reiche protestantische Erbtöchter ihren ketzerischen Eltern geradezu zu entführen, sie in Klöstern zu verbergen und dann an gut katholische Hofleute zu verheiraten. So wurde Agnes Gräfin Banffy (Schwester Georg's, nachmaligen Gouverneurs von Siebenbürgen, eines Convertiten, mit diesem Bruder das einzige noch übrige Glied des mächtigsten Zweiges dieser in Siebenbürgen weitverbreiteten Familie), die in der helvetischen Confession bei einer Verwandten in Siebenbürgen erzogen wurde, durch Militär aufgehoben, nach Wien gebracht und katholisch erzogen; sie wurde Palastdame und heiratete 1778 den Grafen Johann Eszterhazy. (Sie starb 1831.)

Man muß es leider, der Wahrheit gemäß, sagen, daß Maria Theresia gar viele gezwungene Ehen schloß, welche zum Theile lächerlich, zum Theile peinlich, meistens sogar verderblich ausfielen. Ein besonders wunderliches Beispiel war es, als sie einen ihrer Schützlinge von Kindheit an, den gutherzigen Grafen Franz Eszterhazy, mit einer zwar schönen, aber durch ihren bitterbösen Charakter allgemein bekannten Gräfin Starhemberg verband. Diese entführte sehr bald ein Graf Schulenburg nach der Schweiz. Der Entführer wurde durch den österreichischen Geschäftsträger reclamirt, ausgeliefert und nun als Entführer und Ehebrecher zum Tode verurtheilt. „Wie?" rief Eszterhazy, „ich soll meinen Lebensretter für seine Wohlthat auf dem Schafotte sterben sehen?" Er warf sich der Monarchin zu Füßen und flehte so leidenschaftlich um die Begnadigung Schulenburg's, daß Maria Theresia, in Bewunderung über solchen „Edelmuth bei so schwerer Beleidigung", dieselbe gewährte. Kaum war der Entführer frei, als Eszterhazy zu ihm eilte, die Dankesergüsse des Befreiten mit noch wärmeren erwiderte und dessen Cavaliers-Ehrenwort verlangte, „ihm seine Frau ja nie mehr zurückzubringen."

Die Keuschheitscommission und die öffentliche Sittlichkeit.

Eine Hauptstiftung zum Zwecke der Moralität war die von Hunderten von Unglücklichen verfluchte sogenannte Keuschheitscommission, eine Abtheilung der Sicherheitsbehörde, zusammengesetzt aus berathenden Mitgliedern jedes Standes, welche etwa fünfhundert eigene „Keuschheitscommissäre" besoldete, die zu allen Stunden des Tages und der Nacht in den Straßen Wiens thätig waren, um alleingehende Frauenzimmer zur Haft zu bringen, auch wenn solches auf die anständigste Art geschah, z. B. um Arbeit zu holen oder wegzutragen, sich den nöthigen Lebensunterhalt zu beschaffen, Dienstgänge zu verrichten u. s. w. Frei war und durfte nicht angetastet werden, wer mit einem Rosenkranz

in der Hand anscheinend zur Messe in die Kirche ging. Die Keuschheitscommissäre, mit wenigen Ausnahmen Schurken ersten Ranges, benützten ihre amtliche Gewalt gar oft zu haarsträubenden Niederträchtigkeiten, sei es, daß sie den anständigen Familien, unter der Drohung, sie der Unsittlichkeit anzuklagen, Gelder erpreßten, sei es, daß sie bei den Reichen und Vornehmen durch die Finger sahen, sei es, daß sie die Töchter der Armen unter dem Drucke ihrer Drohungen selbst schändeten.

Vortheil von dieser Mißwirthschaft hatte nur Kaunitz, welcher die Vorliebe der Kaiserin für die Keuschheitscommission sehr gewandt dazu benützte, um unter der Decke derselben seine so berüchtigt gewordene geheime Polizei emporzubringen, die er nach dem Muster der Pariser eingeführt hatte und

Demoiselle Frêle. (Seite 773.)

deshalb lebhaft mit dem berühmten Generallieutenant der Polizei in Paris, Anton Raimund Gualbert von Sartine (geb. 1729, gest. 1801), correspondirte. Hingegen waren die Folgen in anderer Weise entsetzliche. Erstens vermehrte sich die Zahl der Heuchler und Heuchlerinnen in's Ungeheure, wie denn der Tourist Wraxall folgende Schilderung liefert:

„Könnte es durch Strenge, sowie durch Beispiel durchgesetzt werden, aus einer Stadt das, was wir gewöhnlich Galanterie nennen, zu verbannen und auszurotten, so würde es in Wien vollständig ausgetilgt worden sein. Die Kaiserin, streng tugendhaft in ihrer Aufführung, getreu ihrem Ehebett und niemals nur in Verdacht einer weiblichen Schwäche, macht für die Indiscretionen Anderer sehr wenig Zugeständnisse. Sie tritt jeden Grad von Libertinage (Ausschweifung) mit dem Gewicht ihres Mißfallens nieder. Wenn es bekannt wird, daß eine Frau von Stande schwach ist, wenn nicht ihre Schwäche sich auf einen Liebhaber beschränkt und nicht die äußerste Rücksicht auf Heimlichkeit und

Wohlanständigkeit beobachtet wird, kann diese Dame darauf sicher rechnen, einen Befehl zu erhalten, Wien zu verlassen, vielleicht ist sie gezwungen, ihr Leben in einer dunklen Provinzialstadt Ungarns, Oesterreichs oder eines anderen Landes der kaiserlichen Staaten verkümmern zu müssen."

„Es ist schwer möglich, zu begreifen, was für geringfügige und umständliche Einzelheiten ihre Erkundigungs-Einziehungen umfassen, die sich auf die Privataufführung ihrer Unterthanen beider Geschlechter beziehen; es werden ihr fortwährend ihre Handlungen, Vergnügungen und Belustigungen, und zwar selbst die allergeheimsten hinterbracht. Sie gebraucht dazu Kundschafter, die nichts unterlassen, sie vollständig zu unterrichten. Ich könnte aus meiner eigenen persönlichen Bekanntschaft einige curiöse und unterhaltende Beispiele anführen von der Aufsicht,

Friedrich von der Trenk. (Seite 789.)

die sie über die Aufführung ihrer Hofdamen führt, aber der Gegenstand ist zu delicat für einzelne Details. Weit mehr ein unfreier Aberglaube, als eine vernünftige Mißbilligung der Galanterie in Beziehung auf die Privat- und politischen Nachtheile, die sie herbeiführt, bestimmen sie zu dieser strengen Verbannung derselben."

„In keiner europäischen Hauptstadt wird so viel Anstand, Vorsicht und Achtung für das äußere Wohlverhalten beobachtet bei allen Neigungs- und Herzensverbindungen, als in Wien. Diese Aufmerksamkeiten sind unumgänglich nöthig, um die Augen der Kaiserin nicht auf sich zu ziehen, die nie Tadel oder Bestrafung unterläßt. Alle Galanterien sind hier mit einem mysteriösen Schleier überdeckt und stellen sich unter der Gestalt der Freundschaft dar. Unähnlich den leichtsinnigen und zuchtlosen Liebschaften von Warschau oder Petersburg, dauern sie allgemein ein Vierteljahrhundert und werden selten von einer oder anderer Seite gebrochen. Es geht langsam, ehe sie zu Stande kommen, und noch langsamer, ehe sie sich auflösen."

„Ich bin geneigt zu glauben, daß nächst den Einschränkungen, die ich angedeutet habe, auch das Klima und die Luft von Oesterreich heftigen Leidenschaften irgend einer Art nicht günstig ist. Es ist etwas Phlegmatisches in der Constitution der Einwohner, der physischen und geistigen, was starken Erregungen widerstrebt. Die Gegenwart der Kaiserin und der Schrecken, den ihre Wachsamkeit und ihre Strenge einflößt, unterdrücken alle Ausbrüche. Aberglaube, Beichtväter und Bußen verstärken noch jene zeitlichen Bewegungsgründe (zur Enthaltsamkeit). Nichtsdestoweniger besteht der Grundsatz der Schwäche, und selbst Wien hat seine Messalinen, wenn auch gewiß in geringerer Anzahl und mit gedämpfteren Farben bezeichnet, als sonstwo."

„Der Aberglaube der österreichischen Frauen, ob er gleich charakteristisch, habituell und ungeheuer ist, ist keineswegs unverträglich mit der Galanterie; sie sündigen, beten, beichten und beginnen wieder von vorn. Nie aber vergessen sie ihre Messen, selbst die für ihren Liebhaber nicht. Wenige von ihnen rühren Freitags oder Sonntags Fleischspeisen an, eben so nicht während der ganzen Fastenzeit, und sie gehen häufig zur Beichte, wenn nicht aus Grundsatz, doch aus Gewohnheit und Furcht. Selten trägt man den Trauring oder behält ihn nur, da der Verlust desselben in ihren Augen eine böse Vorbedeutung sein und Unglück weissagen würde. Um ein so großes Mißgeschick zu vermeiden, werden sie allgemein in eine berühmte Kapelle zu Maria-Zell nach Steiermark geschickt, ein Ort, der, wie mir versichert worden ist, mehr goldene Ringe enthalten soll, als Hannibal auf dem Schlachtfelde von Canna einst fand. Sehr wenig äußerlich ist indeß von der Andacht bei den Damen von Stande zu bemerken; sie unterbricht auch nicht die Freuden der Gesellschaft und Unterhaltung, mischt sich nie in ihre Gespräche, noch erscheint davon ein Anstrich in ihren Manieren; sie behalten Alles, was sich auf Andacht bezieht, ganz und gar für den Altar und den Beichtvater vor. Ich muß gleichergestalt noch beifügen, daß es deren nicht wenige giebt, die freiere und ausgedehntere Begriffe von der Gottheit und der Religion haben, als der katholische Glaube gewöhnlich giebt, namentlich in Wien."

Das Vorstehende sammt und sonders liefert kein anmuthendes Bild der damaligen Frauen von Wien, und man könnte es für übertrieben halten, wüßte man nicht einzelne flagrante Beispiele, deren Wiedergabe die Sitte verbietet. Die heutzutage mehr in die Oeffentlichkeit tretenden Unmoralitäten haben die Meinung hervorgerufen, als hätte sich in der Neuzeit der diesbezügliche moralische Zustand der Gesellschaft verschlimmert. Das ist absolut unwahr; es waren vor etwa hundert Jahren die Menschen genau so unmoralisch wie später, nur wucherten die Laster im Verborgenen, weil es keine Oeffentlichkeit in Presse und Gerichtsverfahren wie heute gab.

Vor der Art der damaligen Lasterhaftigkeit schaudert man heute zurück, wenn man in die chronistischen Details eindringt. In Wien befanden sich bei einer Bevölkerung von kaum 200.000 Seelen nicht weniger als 10.000 feile Mädchen und 4000 Stubenmädchen, die man ebenfalls dazu zählen konnte, ohne ihnen Unrecht zu thun. Die adamitischen Bälle waren im größten Flor, und es bildeten sich ganze Vereine, welche den ekelhaftesten Lastern huldigten. Einzelne Personen waren stadtbekannt durch ihre Ausschweifungen; so mußte der englische Reiter Hyam, ein kräftiger, bildschöner Mann von eiserner Constitution, zweimal stante pede Wien verlassen, weil der männliche Adel bei der Kaiserin klagte, er verführe ihnen die Frauen; von einer Schauspielerin war es stadtbekannt, daß sie viele Cavaliere um ihr Vermögen gebracht hatte; die Tänzerinnen Ricci und Vigand erwarben in wenigen Jahren ungeheure Reichthümer; man mußte selbst die Kapellen, sobald es zu grauen begann, schließen, weil die heiligen Orte

der Unzucht als Zufluchtsstätten dienten, und so wie heute in vielen Städten Lusthäuser bestehen; so hatte damals ein Speculant in Wien ein Serail von Jünglingen etablirt, mit welchem er lucrativste Geschäfte machte. Das waren die famosen Resultate der Keuschheitscommission! Dann freilich, wenn solches Treiben zu den Ohren der Monarchin kam, dann wurde mit den härtesten Strafen eingeschritten, wie dies z. B. bei den sogenannten Feigenbrüdern der Fall war, über welche wir etwas eingehender sprechen müssen.

Es war im Juni des Jahres 1751 (nicht 1752, wie stets unrichtig angeführt wird), als die Regierung in Wien sechzehn Personen einfing, weil sie eine von Männern und Weibern zusammengesetzte Gesellschaft machten, die sich nicht nur in der Gemeinschaft ihrer Güter vereinigten, sondern woraus auch in der Folge eine andere Gesellschaft entstanden war, die sich so weit erstreckte, daß sie auch ihre Weiber untereinander gemeinsam hatten. Sie versammelten sich verschiedene Tage in der Woche und hatten theils lächerliche und kindische, theils höchst unanständige Ceremonien, wie denn z. B. die Weiber, welche in der Brüderschaft „Schwestern" genannt wurden, bei Ansicht eines kleinen Stück Silbers, welches ihnen einer ihrer Brüder zeigen mußte, sogleich verbunden waren, ihm den ganzen Tag hindurch mit vollkommener Gelehrigkeit und Nachgebung in seinem Verlangen Gesellschaft zu leisten. Die Männer waren unter dem Namen der „Brüder vom schwarzen Hut" bekannt, und die Weiber nannte man „Schwestern von der schwarzen Feige", die ganze Gesellschaft aber mit der Sammelbezeichnung „Feigenbrüderschaft".

Diese liederliche Gesellschaft führte ein ebenso freches als zügelloses Leben, welches nicht nur zu einem abscheulichen Aergerniß diente, sondern auch zur Verachtung aller Wohlanstandsregeln der Religion und des Staates ausartete. Die nächtlichen Bacchanalien der Gesellschaft fanden theils in Währing, theils in Nußdorf (diesen bekannten, nahe bei Wien gelegenen Ortschaften), theils endlich in Wien in einem der vielen tiefen und geräumigen Keller des Lazzenhofes in der Judengasse statt. Es mochte wohl von einem Reuigen eine diesbezügliche Anzeige an den damaligen Cardinal-Erzbischof Sigmund Graf Kollonits erfolgt sein, denn dieser war es, welcher die weltliche Behörde auf die liederliche Gesellschaft lenkte, deren Bestrafung beantragte und über sie den Kirchenbann aussprach, von dem er sie erst nach streng ausgehaltener Buße lossprach.

Unter den im Nußdorfer Schlupfwinkel aufgehobenen sauberen Brüdern befanden sich auch zwei junge Bursche, die Söhne des Danziger Bürgermeisters Ruttenberg, welche mit den übrigen Schuldigen gleiche Strafe erlitten; es wurden nämlich die Vornehmsten unter der Gesellschaft an Bomben geschmiedet und an die Stadtthore gekettet, wo sie einige Monate, wie am Pranger stehend, den Passanten theils zum Entsetzen, theils zum Spotte dienten und sich ihre Nahrung erbetteln mußten. (Bild Seite 745.)

Diese neue Art Bestrafung war ebenfalls eine höchst unpraktische und folgenschwere, denn da jeder Vorübergehende ihnen ein Almosen reichte, auch um die Ursache dieser ungewöhnlichen Strafe fragte, so war die Tendenz der unsauberen Gesellschaft bald in der ganzen Stadt bei Jung und Alt beiderlei Geschlechts bekannt; statt abzuschrecken, erregte die Strafe die Begierde, die geschilderten geheimen Freuden zu verkosten, und es waren bald neue derartige Gesellschaften entstanden, deren eine im Jahre 1756 in einem verschlossenen Hause am Tabor bei einem ausschweifenden Bacchanale überfallen, gefangen gesetzt und genau so bestraft wurde, wie es bei der ersten der Fall gewesen.

Bei diesem Falle zeigte sich wieder die Parteilichkeit der vielberüchtigten und gefürchteten „Keuschheitscommission", denn während sie auf einer Seite mit

aller Strenge ihres Amtes waltete, schonte sie mehrere hochgeborene Mitglieder der Gesellschaft, so den „Großmeister" der Brüder, „Graf H., ein hoher Herr bei Hofe", und die „Oberin" der Schwestern, „Baronin B., eine gar angesehene Dame", welche fast straffrei davonkamen und nur eine „starke Summam ad pias causas" (Summe zu frommen Zwecken) erlegen mußten. Die beiden Ruttenberg dagegen mußten, obwohl ihr Vater Geld über Geld bot und man sich in eindringlichster Weise bei der Kaiserin für die unbesonnenen Jungen verwendete, ihre Strafe aushalten. Bürgermeister Ruttenberg dachte unedel genug, die Schmach seiner Söhne an einem armen, ganz Unschuldigen zu rächen. Er erklärte den als Rittmeister in österreichischen Diensten stehenden genialen Abenteurer Friedrich Freiherr von der Trenk (geb. 1726, guillotinirt 1794), der sich 1754 in Danzig aufhielt, um mit seinen Geschwistern das Erbe ihrer kurz verstorbenen Mutter zu theilen, des daselbst genossenen Schutzes für verlustig und überantwortete den dadurch wehrlos Gewordenen ohne Bedenken der grausamen Willkür seines mächtigen Feindes, des Königs Friedrich II. von Preußen.

Noch einer Gesellschaft muß hier gedacht werden, die noch im Jahre 1782 blühte, aber gewiß in ihrem Entstehen auf die Zeit der Theresianischen Keuschheitscommission zurückzuführen ist, nämlich der sogenannte „Freidamenorden", gebildet aus der Vereinigung mehrerer der verderbten Wiener Jugend angehörigen Frauen und Mädchen, unter denen sich sogar Damen aus den höchsten Ständen befunden haben müssen. Diese Verbindung war nach Art der eben damals (1782) in Mode kommenden, ursprünglich französischen Freimaurer-Adoptions-Logen eingerichtet, stand aber völlig vereinzelt da und war von keiner der normalen Wiener Logen abhängig. Wie es in ihren Versammlungen herging, läßt sich nicht detailliren; es sei nur erwähnt, daß Männer von Damen in einem stockfinsteren Saale, der aber urplötzlich in einem hellen Lichtmeer erstrahlte und in bildlicher und plastischer Ausführung allerlei mythologische Gruppen zeigte, die aus einer ganz absonderlichen Verschmelzung der Arbeiten des Herkules mit den Abenteuern der Liebesgöttin hervorgingen, unter Ceremonien aufgenommen wurden, von deren eingehenderer Beschreibung durchaus abgesehen werden muß.

Großmeisterin dieses Freidamenordens, der seine Mitglieder wohl größtentheils aus der höheren Wiener Halbwelt recrutirte, war die schönste unter den gefeiertsten Löwinnen Wiens, eine Frau von H.h.nh.lz, deren blendenden Reizen die höchsten Würdenträger des Staates huldigten. Jedes Mitglied, ob Herr oder Dame, hatte seine passende pseudonyme Bezeichnung, wie denn die erwähnte Gräfin „die ewige Jungfrau" hieß. Der Orden dauerte, vor allen polizeilichen Anfechtungen durch höhere Gunst geschützt, auch unter der zweijährigen Regierung Leopold's II. fort und wurde erst gegen Mitte der Neunziger-Jahre von dem sittenstrengen Kaiser Franz I. unterdrückt, der auch einige der hervorragenderen weiblichen Mitglieder (darunter wahrscheinlich in erster Reihe die saubere H.h.nh.lz) in die Verbannung schickte.

Am Schlusse dieses Abschnittes verdient noch Erwähnung, daß die von dem Magistratskanzlisten Franz de Paula Zaglauer von Zalheim am 29. Januar 1786 ermordete Josefa Ambrok (geb. 1739) als „vazirende Kammerjungfer" zu wiederholtenmalen, und zwar 1769, 1770 und 1772 von der „Keuschheitscommission" verhaftet, vernommen und „wegen verdächtig nächtlicher Betretung mit einer Mannsperson auf der Gasse" abgeurtheilt (zu Ruthenstreichen) wurde. Ueber den entsetzlichen Mordfall wird später zu sprechen sein.

Die beim Proceß der „Feigenbrüder" erwähnte Persönlichkeit des Freiherrn Friedrich von der Trenk verdient eingehendere Erörterung und sie findet dieselbe im nächsten Abschnitte.

Friedrich von der Trenk, der Abenteurer.

Friedrich Freiherr von der Trenk (Bild Seite 785) bleibt stets unter den zahlreichen Abenteurern und verwegenen Glücksrittern jener Tage eine der hervorragendsten Persönlichkeiten, deren Interesse für Oesterreich sich noch dadurch steigert, daß derselbe der Neffe des berühmten und berüchtigten Panduren-Obersten Franz von der Trenk gewesen.

Er war zu Königsberg in Preußen am 16. Februar 1726 geboren und erhielt als Sohn eines güterbesitzenden Edelmannes eine sorgfältige Erziehung. Seine Mitschüler an Talenten und Körperstärke überragend, nahm ihn Friedrich II., dem er in Potsdam vorgestellt wurde, sofort in die Garde du corps und begünstigte ihn dergestalt, daß er ihn in kürzester Zeit zum Cornet (Standartenträger) machte und ihm zwei Pferde aus seinem Marstall, sowie tausend Thaler zur Equipirung schenkte; ja, er zog ihn selbst in seine Gesellschaften, wo Trenk die berühmtesten Gelehrten kennen lernte. Da sollte ihm eine Bekanntschaft für sein ganzes Leben verderblich werden.

Der Ceremonienmeister des Königs, Karl Ludwig Freiherr von Pöllnitz (geb. 1691, gest. 1775), ein wohl geistvoller und kluger Mann, jedoch bereits ergrauter Wüstling, meinte in seiner Weltkenntniß, es wäre der junge und schöne Cavalier ein aufgehender Stern erster Größe, von welchem ein schlauer Kopf Nutzen zu ziehen vermöge, und derselbe fand bald Gelegenheit, Trenk in eine der gefährlichsten Liebesintriguen zu verwickeln. Es hatte Letzterer im Winter 1743 zu Berlin auf einem Hofballe zum ersten Male die jüngste Schwester des Königs, die schöne Prinzessin Anna Amalia (geb. 1723, gest. 1787), eine der geistvollsten Damen, Meisterin in der Musik und Composition, gesehen und dieselbe betrachtete den Jüngling mit Interesse verrathenden Blicken. Auch Trenk fühlte sein Herz erbeben und Pöllnitz erachtete es sofort für ein höchst einträgliches Geschäft, das Feuer beiderseits zu schüren, bis die Flamme lichterloh über den Köpfen Beider zusammenschlug. Er vermittelte Zusammenkünfte, beförderte Briefchen, ließ sich von beiden Seiten gut bezahlen und hüllte die ganze Affaire in ein undurchdringliches Dunkel. Die Liebenden vergaßen den sie trennenden unüberspringbaren Abgrund und hofften, wie Alle ihresgleichen, auf die Zukunft.

Da brach der zweite schlesische Krieg aus und Trenk folgte seinem Könige als Adjutant und Ordonnanzofficier in's Feld. Bei dieser Gelegenheit kam er zum ersten Male mit seinem Vetter, dem wilden Panduren-Anführer Franz von der Trenk, in Berührung; es griffen dessen Soldaten einen Reitknecht und zwei Pferde des preußischen Trenk auf, welche aber der österreichische Trenk, als er erfuhr, daß selbe Eigenthum seines Vetters seien, mit einem artigen Schreiben unverzüglich zurücksandte. Im Feldzuge selbst zeichnete sich Friedrich durch Tapferkeit und Umsicht aus und erhielt vom Könige den Verdienstorden. Aber er hatte sich den Rittmeister von Jaschinsky, Chef der Garde du corps, zum Feinde gemacht; dieser fing die Briefe auf, welche an den jungen Officier gingen, und darunter befanden sich — ein Billetdoux der Prinzessin Anna Amalia und ein freundschaftliches Schreiben des österreichischen Trenk.

Obwohl letzteres dem Wortlaute nach äußerst harmlos war, vermuthete der König doch dahinter hochverrätherische Handlungen, und das Liebesbriefchen seiner Schwester versetzte ihn in zornige Bestürzung. Er ließ Trenk gefangen nehmen und auf die Festung Glatz bringen (1745). Der Unglückliche entsprang jedoch im December 1746 seiner Haft und wollte sich nach Petersburg begeben, als er die Absicht

seines auf dem Spielberg in Brünn gefangenen Vetters erfuhr, ihn zum Erben seines etwa drei Millionen betragenden Vermögens einzusetzen. Da war es wohl der Mühe werth, sich darnach umzusehen, und Trenk eilte nach Wien, wo ihm zunächst ein Freund eine Stelle als Oberlieutenant verschaffte; dann begab er sich nach Brünn und drang in den Kerker seines Vetters, dem er Hilfe gegen den über ihm schwebenden Monstreproceß anbot, was zur Folge hatte, daß gegen Friedrich mehrere Mordversuche unternommen wurden, da zu viele Leute, hohe Beamte und bestechliche Richter, großes Interesse daran hatten, den Proceß hinzuschleppen und ungehindert die Verwaltung des großen Vermögens zu behalten, das man dem berechtigten Erben nicht gönnte.

Trenk begab sich nun in russische Dienste, kehrte aber, als er die Nachricht erhielt, daß sein Vetter auf dem Spielberg gestorben sei (1749), nach Wien zurück, wurde Rittmeister in einem k. k. Küraſſier-Regimente und betrieb nun ernstlich seine Erbschaftsangelegenheit, trotzdem diese in etwa dreiundsechzig Processe verwickelt war. Endlich erhielt der Erbe von dem Ganzen nur 80.000 Gulden zugesprochen, die ihm nicht einmal ausgezahlt wurden, sondern fernerhin unter die Administration betrügerischer Schurken gestellt blieben.

Im Jahre 1754 erhielt er die Nachricht, daß seine Mutter (die sich zum zweiten Male mit dem Grafen Lostange vermält hatte) gestorben sei, und er begab sich, der Erbschaftsregulirung wegen, nach Danzig. Diesen Umstand benützten seine Feinde in Wien, darunter die Verwalter seines vom Panduren-oberst ererbten Vermögens, welche ihn, wenn irgend möglich, noch um die 80.000 Gulden zu prellen beschlossen, um ihn zu verderben. Sie setzten sich in Verbindung mit dem bei der Berliner Gesandtschaft angestellten österreichischen Legationssecretär Leopold Freiherr von Weingarten, einem nichtswürdigen Spion und Verräther, der vor Ausbruch des Krieges schon an Friedrich II. geheime Mittheilungen machte, welcher Verrath drei Jahre dauerte, als man ihn aber entdeckte, wurde die vom Wiener Hofe begehrte Auslieferung des Schurken vom Könige verweigert. Diesen ehrvergessenen Mann bestachen sie und brachten ihn dazu, daß er dem Könige von Preußen ein gefälschtes Document in die Hände spielte, in welchem sich Trenk angeblich verpflichtete, den König, sobald dieser zur Armee-Inspection nach Königsberg komme, zu ermorden.

Und wirklich ließ sich Friedrich, der einen heftigen, gerade nicht unberechtigt zu nennenden Groll gegen seinen ehemaligen Günstling hegte, täuschen und erwirkte von der damals noch freien Stadt Danzig die Auslieferung des Unglücklichen. Er wurde, unter Zustimmung des rachedürstenden Bürgermeisters Ruttenberg, des Nachts im Bette überfallen und trotz seines Protestes und Hinweises auf seine Eigenschaft als k. k. Rittmeister gezwungen, den dazu abgeschickten zwei Commissären und zwanzig Grenadieren zu folgen.

Trenk wurde nach Magdeburg geschleppt und zunächst, beschuldigt des beabsichtigten Königsmordes, bei Wasser und Brot in eine Kasematte eingeschlossen. Ein paar Fluchtpläne mißlangen, und so brachte man ihn, ehe er es versah, in ein neues Gefängniß, das eigens auf der Sternschanze für ihn erbaut worden war. In diesem Kerker, in welchem er zehn volle Jahre zubringen sollte, begann das große Martyrium seines Lebens, das ihn weltberühmt gemacht hat. Kaum daselbst angekommen, wurde ihm das Tuch von den Augen genommen, und er erblickte zwei Schmiede, einige Eisenketten und zwei Becken mit glühenden Kohlen. Es ließen ihn nämlich, um jeden Fluchtversuch unmöglich zu machen, seine Wächter mit einer nur drei Fuß langen, aber sehr schweren Kette an die Mauer festschmieden, um seinen Leib einen handbreiten eisernen Ring legen, von welchem eine kurze Kette herabhing, an der wieder eine dicke eiserne Stange von zwei Fuß Länge befestigt war, mit Handschellen an den Enden, in welche die

Handgelenke des Gefangenen geschlossen wurden. Als diese Prozedur beendet war, ließ man ihn allein; es wurden vier feste Thüren verschlossen und ihn umgab die Stille des Grabes.

Ja — dieses eigens für Trenk gebaute Gefängniß war wirklich ein Grabgewölbe! Der Kerker war acht Fuß breit und zehn Fuß lang; ein sehr kleines, mit Eisenstäben und Drahtgittern wohlverwahrtes Fenster in der sechs Fuß dicken Mauer spendete nur trübe Dämmerung und ließ niemals einen Sonnenstrahl hindurch. Unter der Stelle, an welcher der Gefangene festgeschmiedet war, befand sich ein aus vier übereinander gemauerten Ziegelsteinen gebildeter Sitz; diesem gegenüber war mit rothen Ziegeln der Name „Trenk" in der Wand ausgemauert; in den Fußboden war ein Leichenstein eingelegt, ebenfalls mit dem Namen „Trenk" und überdies mit einem Todtenkopf bezeichnet — mit schauerlicher Deutlichkeit auf den Zweck hindeutend — der Gefangene sah zu seinen Füßen sein Grab. Außerdem war das Gefängniß frisch geweißt und der feuchte Dunst so dick, daß ein hereingebrachtes, brennendes Licht sogleich zu verlöschen drohte.

Man brachte dem Eingekerkerten eine hölzerne Pritsche, eine Matratze, einige wollene Decken, einen Krug Wasser, sowie ein großes sechspfündiges Brot, das er sogleich heißhungerig verschlang, da er sich seit elf Monaten nicht ein einziges Mal mit den kleinen, ihm gegebenen Brot-Rationen hatte sättigen können. Die Folge des gierigen Genusses war ein überaus heftiger Krankheitsfall. Sobald die Gesundheit sich wieder einstellte, beschäftigten neue Fluchtpläne den Geist des kühnen Mannes. Es gelang seiner Riesenkraft, wenn auch unter furchtbaren Schmerzen, die Fesseln theils zu zerreißen, theils abzustreifen; mit einem aus seinem früheren Gefängniß glücklich herübergeschmuggelten Messer machte er sich des Nachts an die Arbeit, aus den dicken Eichenholzthüren die Schlösser zu schneiden, um sich einen Ausweg zu bahnen; aber — nachdem er bereits drei Thüren aufgesprengt hatte, brach bei der vierten die Klinge seines Messers ab und — fiel nach außen. Er kehrte verzweiflungsvoll in seinen Kerker zurück und zerschnitt sich in einem Anfall von Wuth die Adern am linken Arme.

Als der wachthabende Officier gegen Mittag seinen gewöhnlichen Inspectionsbesuch machte, erstaunte er nicht wenig über die aufgebrochenen Thüren, und nun gar, als er in den Kerker selbst trat, wo ihm Trenk halbnackt und blutüberströmt wie ein Rasender, in einer Hand die eiserne Armstange, in der andern den Messerstumpf schwingend, entgegensprang und schrie: „Sagen Sie dem Commandanten, daß ich nicht länger in Ketten leben will! Er soll mich lieber todtschießen lassen! Ich will sterben, aber nicht als Selbstmörder!" Der bestürzte Officier machte dem Commandanten die Meldung, der sofort den Platzmajor mit Mannschaft abschickte, dem es gelang, nicht mit Gewalt, aber durch gütliches Zureden den Wüthenden zu besänftigen und der ihn durch einen Chirurgen verbinden ließ. Bald aber wurde er wieder ebenso in Eisen geschlossen wie früher und in den Kerker zurückgebracht, der mittlerweile mit einer neuen, ganz mit Eisen beschlagenen Thüre versehen worden war.

Ein Trost sollte sich finden für den Unglücklichen; da die Festungsgarnison aus verheirateten, mit fühlenden Herzen begabten Landeskindern bestand, so vermittelten einige dieser wackeren Männer, trotzend dem Spießruthenlaufen und dem Tode am Galgen, eine Verbindung des Gefangenen mit der Außenwelt, besorgten seine Briefe, Lebensmittel, Schreibmaterial, Werkzeuge, ja sogar Waffen; um dies Alles zu bezahlen, wußte er sich die Geldmittel auf geheimen Wegen von seinen Freunden zu verschaffen; er erhielt auch eine genaue Beschreibung der Lage und Beschaffenheit seines Gefängnisses und dachte nun von Neuem an Flucht. Es hatte jedoch mittlerweile der siebenjährige Krieg begonnen, und die

Folge war ein Garnisonswechsel, wodurch Trenk seine treuen Freunde verlor. Der neue Commandant, ein brutaler Mensch, hielt dafür, daß der Gefangene noch nicht genug gefesselt sei, und ließ ihm zu seiner übrigen Kettenlast noch einen breiten eisernen Ring um den Hals legen und mit einer schweren Kette an den Füßen befestigen, an welche zudem noch zwei leichtere Ketten gelegt wurden; er nahm ihm ferner das Bett weg, gab ihm nicht einmal Stroh als Ersatz und ließ das Fenster bis auf ein ganz kleines Luftloch völlig zumauern. Dadurch wurde die Lage des Gefesselten eine furchtbare; er konnte nicht anders ruhen, als indem er auf dem Fußboden saß und sich mit dem Rücken an die feuchte Wand lehnte; dabei wurde ihm die Kehle vom Halseisen so zusammengeschnürt, daß er, um den Druck zu lindern, dasselbe beständig mit den Händen in die Höhe halten mußte. Erst nach einigen Monaten durfte er wagen, sich davon zu befreien, nachdem er sich die Stellen gemerkt hatte, wo es bei der Inspection nicht untersucht wurde.

Bald hatte sich in der Stadt das Gerücht von Trenk's elendem Zustande verbreitet, und es zwang der allerorts zutage tretende öffentliche Unwille den Commandanten, dem Gefangenen wenigstens eine Lagerstätte zu geben. Er wußte ferner, mit Hilfe des in seinen geheimen Verstecken befindlichen Geldes, sich von Neuem einige Officiere, die tief in Schulden steckten, zu Freunden zu machen und konnte bald wieder seinen brieflichen Verkehr mit der Außenwelt aufnehmen. Nächtlicherweile streifte er seine Fesseln ab und arbeitete angestrengt an einem unterirdischen Gange, den er nach und nach unter ungeheuren Schwierigkeiten dreißig Fuß weit vorwärts geführt hatte.

Unglücklicherweise hörte eine draußen am Hauptwalle stehende Schildwache das Geräusch des Grabens, machte die Meldung, und nun wurde eine außerordentliche Revision von Trenk's Kerker unternommen. Man fand das Gefängniß mit Sand angefüllt, den Fußboden zum Theile ausgehoben und den Gefangenen seiner Fesseln entledigt. Die Bestürzung des Commandanten war um so größer, als die Werkzeuge, deren sich Trenk bedient hatte und die er noch rechtzeitig nebst seinem Gelde und den Waffen hatte in das geheime Versteck bringen können, nicht aufgefunden werden konnten, und er zum Commandanten auf seine Frage, wer ihm bei dieser Arbeit geholfen, höhnisch antwortete: „Der Teufel!“

Nun wurde Alles wieder in den vorigen Zustand gebracht, das Fundament untermauert, der Fußboden erneuert; der Commandant aber ersann eine neue satanische Quälerei. Um sich von der Anwesenheit des Gefangenen in steter Gewißheit zu erhalten, ließ er ihn von nun an alle Viertelstunden durch den Zuruf wecken: „Trenk, schläfst Du?“ Antwortete er nicht, wurde die Frage so lange wiederholt, bis er Antwort gab, und dadurch war dem Unglücklichen selbst die Ruhe des Schlafes geraubt. Glücklicherweise gewöhnte er sich nach einiger Zeit so an den Ruf, daß er, ohne aus dem Schlummer zu erwachen, unwillkürlich Antwort gab. Der Commandant bedachte nicht, daß zuletzt diese Quälerei für den wachthabenden Officier viel empfindlicher wurde, als für Trenk selbst.

Endlich trat eine Erleichterung seines Schicksals ein; der unmenschliche Commandant wurde wahnsinnig, und der mildere Oberstlieutenant von Rachmann bekam seinen Posten. Dieser durfte zwar dem Gefangenen die Fesseln nicht abnehmen, aber er gönnte ihm doch bessere Kost, Licht und Luft. Bald darauf wurde der Frieden zwischen Oesterreich und Preußen abgeschlossen, wobei jedoch Trenk's nicht gedacht wurde. Und doch hatte er, als k. k. Rittmeister, gehofft, daß man seine Auslieferung verlangen würde! Daß dies nicht geschah, daran war die österreichische Regierung nicht schuld. Es hatte sich von Magdeburg

aus schon im Jahre 1755 das Gerücht allerorts verbreitet, daß Trenk am 27. Mai in der Sternschanze enthauptet worden sei; die Zeitungen brachten damals diese Nachricht, und es hatten sofort die Officiere der Garnison den

Die Aufhebung der Jesuiten.

Befehl erhalten, dem Gerüchte nicht zu widersprechen, denn es sollte Friedrich von der Trenk in seinem Kerker lebendig begraben und todt sein für alle Welt. Man hielt ihn also auch in Oesterreich für todt, und somit blieb er allein in seinem Kerker.

Nach langem Harren glaubte er in Bezug auf seine Befreiung jede Hoffnung aufgeben zu müssen und nahm seine alten Fluchtpläne wieder auf. Er durchbrach von Neuem das Fundament seines Gefängnisses, wühlte einen neuen unterirdischen Gang aus, und nur seine eigene Thorheit — er rühmte sich nämlich gegen den Commandanten, daß er sich in Freiheit setzen könne, wann er wolle — führte abermals zur Entdeckung, was er noch viel bitterer hätte büßen müssen, wenn nicht ein Courier Friedrich's II. aus Berlin angelangt wäre (December 1763), der einen Gnadenbrief für Trenk und den Befehl brachte, ihn unverzüglich in Freiheit zu setzen.

So fielen denn, nachdem er zehn Jahre in Ketten und Banden in Kerkernacht geschmachtet hatte, seine Fesseln und er war — frei. Sogleich wendete sich Trenk nach Wien. Hier wurde er gleichfalls in Arrest gesetzt, denn seine Feinde, die Räuber seines Vermögens, welche ihn bei König Friedrich II. verleumdet hatten, thaten desgleichen bei Maria Theresia und machten sie glauben, er sei in Magdeburg wahnsinnig und deshalb der Menschheit gefährlich geworden. Als ihm, wenn auch mit vieler Mühe, gelang, das Gegentheil zu beweisen, wurde er in Freiheit gesetzt und mit Majorscharakter pensionirt. Er erhielt aber von der Kaiserin Befehl, nichts gegen seine Feinde zu unternehmen und Wien nicht zum Aufenthalt zu wählen.

Trenk begab sich nach Aachen, fing einen Handel mit ungarischen Weinen an, machte Reisen in England und Frankreich (1774 bis 1777), trat als Schriftsteller auf, gab eine Wochenschrift: „Der Menschenfreund" heraus und lebte eine Reihe von Jahren zufrieden und glücklich. Maria Theresia gebrauchte ihn zu mehreren geheimen Sendungen und er genoß seine Pension bis zu ihrem Tode. Er kaufte einige verwahrloste Herrschaften in Oberösterreich und siedelte sich mit seiner Familie daselbst an; 1781 ging er nach Ungarn auf eines seiner Güter und blieb dort bis 1787.

Nach Friedrich's II. Tode erhielt er die Erlaubniß, nach Preußen zu kommen, wo ihn Friedrich Wilhelm II. freundlich willkommen hieß und die confiscirten Trenk'schen Familiengüter wieder herausgab. Im Jahre 1791 reiste er nach Paris. Als die französische Revolution ausbrach, ließ es dem alt und grau gewordenen Mann mit dem noch jungen Feuergeiste keine Ruhe, er stürzte sich über Hals und Kopf in die stürmische Bewegung. Aber bald endete sein merkwürdiges Leben auf höchst tragische Art. Unter der falschen Anklage, daß er ein Spion des Königs von Preußen sei, wurde er in das Gefängniß Saint-Lazare gebracht, wo er sofort, seinen alten Kerker-Erinnerungen getreu, die Mitgefangenen in einen Aufstand verwickelte. Der Anschlag mißlang und der Haupträdelsführer desselben, Friedrich von der Trenk, wurde früher, als sonst wohl geschehen wäre, vor das fürchterliche Todestribunal Fouquier-Tinville's geschleppt. Ohne auf seine schöne Vertheidigungsrede zu achten, wurde er verurtheilt und unverzüglich — am 7. Thermidor (Juli) 1794, Nachmittags fünf Uhr — mit noch neunundzwanzig Unglücksgefährten guillotinirt. Man weiß nicht, wo seine Gebeine ruhen. Er war eines der letzten Schlachtopfer des Schreckensregiments in Frankreich, denn zwei Tage später (9. Thermidor) erfolgte der Sturz Robespierre's.

Trenk gab seine Lebensbeschreibung heraus (Frankfurt 1780, später Berlin, Altenburg und Bautzen 1787 bis 1792, fünf Bände), in welcher er sein Martyrthum eingehend schildert; indeß wird man gut thun, auch andere

Stimmen zu hören, welche über den Fall laut wurden, und darunter gehören vornehmlich die Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Brandenburg-Ansbach (Elisabeth Lady Craven, geborene Berkeley 1750, gest. 1828), welche folgendermaßen sich äußert:

„Friedrich's II. Betragen gegen den Baron von Trenk ist als grausam getadelt worden und am meisten von solchen Leuten, die über den Zusammenhang dieser Sache nicht unterrichtet waren, oder ein Interesse hatten, den König herabzusetzen. Man hat diese Geschichte als einen Flecken seines Ruhmes angesehen. Ich will mich nicht darauf berufen, daß die Leute, welche mit der Weltrichtermiene gegen den großen Friedrich auftraten, ihre eigene Reinheit noch nicht bewiesen hatten; daß willkürliche Befehle und grausame Verhaftungen in anderen Ländern nicht weniger als in Preußen bemerkt worden sind. Dieses Berufen würde keine Rechtfertigung, ja, es würde nicht einmal eine Entschuldigung sein. Ich will daher nur mit Unparteilichkeit berichten, was ich über die Ursachen des Verfahrens gegen Trenk von wohlunterrichteten Männern erfahren habe."

„Der König, nicht nur Trenk's Souverän, sondern sein Wohlthäter, hatte ihm verboten, an seinen Onkel, den Panduren-Obristen von Trenk, zu schreiben. Dieses Verbot wurde übertreten. Der König fragte selbst den Baron Trenk, ob er mit seinem Onkel in Briefwechsel stünde? Trenk leugnete es. „Können Sie dies mit Ihrem Ehrenworte versichern?" fragte der König. „Ja, Sire!" war die Antwort. Und dennoch hatte gerade in dieser Zeit Herr von Trenk an seinen Onkel geschrieben. Es wurde entdeckt und Trenk nach Magdeburg auf die Festung geschickt. Diese Strafe war in Preußen etwas ganz Gewöhnliches und wird überall für gerecht erkannt werden, da man im Kriege den Officieren nicht erlauben kann, zweien Herren nach eigenem Belieben zu dienen. Herr von Trenk wußte durch Umtriebe seine Entweichung zu bewerkstelligen und floh mit einem Officier, den er zur Desertion verführte; zugleich erschoß er zwei Menschen, die ihm nachsetzten."

Des Königs Resident in Danzig, wohin Trenk geflohen war, schickte ihn seinem Souverän zurück. Es ist hieraus klar, daß Trenk sich der Uebertretung aller Gesetze schuldig gemacht hatte: er war zuerst ungehorsam, dann meineidig — ein Empörer und endlich Mörder. In Magdeburg fing Trenk seine Umtriebe von Neuem an; er wurde daher in strengere Gewahrsam gebracht und seine Gefangenschaft dauerte zehn Jahre."

„Trenk war ein langer Mann von sechs Fuß zwei Zoll, schielte und wußte sich so bei der Menge einzuschmeicheln, daß er Tausende mit sich fortriß. Nach Friedrich's Tode ließ er Denkwürdigkeiten drucken; aber alle Diejenigen, welche mit dem Grundstoff seiner Geschichte bekannt gewesen, lebten nicht mehr, daher die ganze Glaubwürdigkeit auf seinem eigenen Zeugniß beruht. Andere, auf die er sich berief, hatten nach so langer Zeit die näheren Umstände vergessen. Man hat aber nicht nöthig, sich auf unbestimmte Vermuthungen über die Wahrheit seiner Erzählung einzulassen; Herr von Trenk bekennt selbst, daß er Intriguen mit einer Dame von hohem Range angesponnen. Diese Dame, wie ich aus zuverlässiger Quelle erfahren habe, war die Prinzessin Amalia, Schwester des Königs. Wenn nun aus dieser Verbindung Kinder hervorgingen, denen auf die schauderhafteste Art das Leben geraubt wurde (von wem?!) — wird es da nicht begreiflich, daß der König die wichtigsten Gründe zu einer strengen Bestrafung hatte und daß Anstand und Ehre ihn nöthigten, diese Gründe nicht öffentlich bekannt zu machen?"

Ueber Trenk's directe Nachkommen oder Verwandten ist viel gefabelt worden, namentlich tauchten im Jahre 1860 allerlei Versionen auf, die jedoch

insgesammt unrichtig waren und untenstehend ihre wahrhafte Erledigung finden. In Wien wurden nur folgende bekannt: die k. k. Oberstwachtmeisters-Witwe Elisabeth Reichsfreiin von der Trenk (geb. 1740, gest. in Wien 1802); der k. k. Feldmarschall-Lieutenant Josef Freiherr von der Trenk (gest. in Oedenburg 1835); dessen Witwe Eleonore (geborene Gräfin Berthold 1770, gest. in Wien 1848).

Am 9. Januar 1860 starb in Wien im 87. Lebensjahre Caroline Edle von Kuschieke, geborene Freiin von der Trenk, in solcher Armuth, daß ihr Leichnam von der protestantischen Gemeinde A. C., deren Pfründnerin die Verstorbene auch gewesen, gratis zur Erde bestattet werden mußte. Ihre Lebensgeschichte ist eines der ergreifendsten Beispiele von den Wandlungen menschlichen Geschickes, von der Vergänglichkeit stolzester Geschlechter. Caroline Freiin von der Trenk war 1773 in der Lausitz geboren und vermälte sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit dem preußischen Schiffscapitän von Kuschieke, der aber im Jahre 1807 von den Franzosen zu Stettin wegen patriotischer Widersetzlichkeit verhaftet und von ihnen an einen Ort geschafft wurde, wo er gänzlich verscholl, ohne daß seine Gattin je wieder etwas von ihm gehört hätte. Sie zog sich in ihre Vaterstadt zurück, begab sich später nach Prag und ließ sich endlich 1809 in Wien nieder, wo sie sich durch Spitzenverfertigung auf maschinenmäßigem Wege ihren Unterhalt zu erwerben suchte. Im Jahre 1830 verlor sie durch die Ueberschwemmung den größten Theil ihrer Habe und das ganze Repositorium ihrer Familienpapiere. Sie versank bald darauf in Noth und mußte ihre Existenz auf Gnadengaben stützen.

Im Jahre 1848, wo diese Quelle plötzlich versiegte, sehen wir die fünfundsiebzigjährige Freiin von der Trenk mit dem Schubkarren auf den öffentlichen Arbeitsplätzen tagwerken, um sich, gleich den Aermsten der Armen, einige Groschen für den Unterhalt ihres Lebens zu erwerben. Einige Jahre später gerieth sie ganz in die Kategorie der Unterstützungsbedürftigsten der Residenz. Die protestantische Gemeinde gewährte ihr eine Pfründe von jährlich zweiundvierzig Gulden. Die Pfarre der Leopoldstadt bemühte sich, die alte Frau in den Genuß wohlthätiger Stiftungen zu versetzen, und erwirkte ihr den Mitgenuß der Aspremont'schen Stiftung mit sechs und einem halben Kreuzer Wiener Währung, der Marent'schen mit fünfzehn und einem halben Kreuzer Ö. W. und — der Trenk'schen mit vier ein halb Kreuzer Ö. W. (!!) täglicher Alimente, so daß sie monatlich gegen zehn Gulden aus Wohlthätigkeitsanstalten und nebenbei auch von Zeit zu Zeit Gnadengaben der „Kaiserin-Mutter" (der unvergeßlichen Wohlthäterin Caroline Auguste, Witwe des Kaisers Franz I., Neffen Josef's II.) und anderen Mitgliedern des kaiserlichen Hofes erhielt, bis sie nach sechswöchentlicher Krankheit an Altersschwäche in den Armen ihrer Ziehtochter mit dem tiefen Seufzer verschied: „Wir haben keinen Kreuzer im Hause — was wirst Du machen, wenn ich nun sterben sollte!"

Die Journale, welche diesen Fall besprachen, nannten Frau Kuschieke den „letzten directen Sprößling des freiherrlichen Stammes preußischer Linie und Nichte des unglücklichen Abenteurers Friedrich von der Trenk". Alsbald jedoch wurde entgegnet, daß in Oesterreich noch eine Tochter des Panduren-Anführers, Namens Breithut, leben solle. Dies war indeß abermals ein Irrthum.

Frau Charlotte Breithut, geborene Freiin von der Trenk (geb. 1779), war die Witwe eines Schulaufsehers, Zeichnenlehrers und Hausbesitzers in Atzgersdorf bei Mauer (Umgebung Wiens), von welchem auch die Breithut'sche Schulstiftung stammt. Sie war die Tochter Friedrich's von der Trenk, und da das Bestreben ihres Vaters in Paris dahin gegangen sein soll, die

unglückliche Königin Antoinette (Thereſiens Tochter) zu retten, wiederholte Verſuche aber mißlangen und bei Aufdeckung ſeiner Pläne ſein Haupt auf dem Schafott fiel, erwies ſich der öſterreichiſche Hof dadurch dankbar, daß er jeder der Trenk'ſchen drei Töchter jährlich 500 Gulden Penſion bezahlte. Nach dem Abſterben der zwei Geſchwiſter fielen dann die 1500 Gulden auf Charlotte allein, die ſie auch bis zu ihrem zu Atzgersdorf am 18. Juli 1864 im 85. Lebensjahre erfolgten Tode ausbezahlt erhielt. Es brachte ſie jedoch ihre Freigebigkeit, die häufig mißbraucht wurde, mitunter in die größte Geldverlegenheit, ſo daß zuletzt ein Sequeſter beſtellt werden mußte.

Dieſe Frau Breithut beſaß eine Bibel und einen Trinkbecher, deren der unglückliche Trenk ſich im Kerker zu Magdeburg bediente. Auf den Becher hatte der Gefangene mit einem ſpitzen Nagel allerlei Bilder, Deviſen und Verſe gravirt, den weißen Rand der Bibelblätter aber mit einer Erzählung ſeiner Fluchtverſuche aus der Magdeburger Citadelle beſchrieben. Dieſe höchſt intereſſanten Reliquien gelangten im Jahre 1865 in den Beſitz des Königs Johann von Sachſen (geb. 1801, geſt. 1873), und deſſen Bibliothekar, der bekannte Biograph Julius Petzoldt, hielt den Fund intereſſant genug, um denſelben zu veröffentlichen, was auch 1867 unter dem Titel „F. v. d. Trenk's Erzählung ſeiner Fluchtverſuche aus Magdeburg“ geſchah.

Als Ergänzung zur Geſchichte der Trenk'ſchen Nachkommen diene noch, daß der k. k. Lieutenant Joſef Hannibal Baron Trenk in Wien 1818 im 18. Lebensjahre ſtarb; ebenſo Ende October 1850 in Teplitz eine Baronin Trenk aus Berlin. Auf die in den Blättern veröffentlichte Nachricht kam ihr Sohn dahin und machte bei Gericht die Anzeige, daß ſeine Mutter 2000 Thaler in Gold und 8000 Thaler in Caſſenſcheinen vom Hauſe mitgenommen habe, von welch' Allem ſich jedoch nichts vorfand. Es wurde eine Unterſuchung eingeleitet. In Folge derſelben fand man bei einem chirurgiſchen Gehilfen eine bedeutende Summe, über welche er ſich nicht ausweiſen konnte. Das Stubenmädchen des Hauſes wurde ebenfalls vernommen; da erklärte aber die Magd, ſie hätte öfters bemerkt, wie die Baronin etwas heimlich auf die bloße Bruſt legte. Dadurch kam Baron Trenk auf den Gedanken, ſeine Mutter ausgraben zu laſſen, wozu er nur nach vielem Bemühen die Erlaubniß erhielt. Seine Vermuthung erwies ſich auch als vollkommen richtig, denn als die Leiche ausgegraben war, fand man wirklich auf ihrer Bruſt die volle Summe von 8000 Thalern in Papier. Ueber die Reſultate weiterer Unterſuchung in Bezug auf das baare Geld, ſind wir nicht unterrichtet.

V. Buch.

Kaiser Josef,

Mitregent.

Neuer Geist, neue Sitten.

Unmittelbar nach dem Tode seines Vaters nahm Josef II. den Titel eines deutschen Kaisers an und übernahm die Regierung des Deutschen Reiches, so weit es eben noch eine Regierung und ein Deutsches Reich gab. Maria Theresia nahm ihn zum Mitregenten an und übertrug ihm alle persönlichen Würden und Vorzüge, welche dem Thronerben und dem männlichen Haupte des Hauses gebührten. Aber die souveräne Gewalt in ihrem vollsten Umfange behielt sie selbst; sie blieb die regierende Herrin. Sie überließ Josef die Leitung des Militärwesens, gestattete ihm zwar auch, in politischen Dingen, wie in den Hofverhältnissen manchen seiner Ideen zu folgen und Reformen vorzunehmen, sie zog jedoch die Kreise seines Wirkens weiter und enger, je nachdem es ihre Ueberzeugung und der Rath der Minister von ihr forderten. Nichtsdestoweniger erkannte der Hof wie das Volk gar bald, daß ein anderer Herr an der Spitze stand und sich ein neuer Geist geltend machte. Es sahen die alten Hofherren mit Bedauern, wie der junge Kaiser so manches von dem alten Hofprunk ablegte und neue Sitten einführte.

Josef hatte sich schon bei Lebzeiten seines Vaters durch die Tracht von den Anderen unterschieden; damals trug er einen grünen Rock mit rothen Aufschlägen, eine Goldweste, gelblederne Reithosen, die gepuderten Haare rückwärts in einen Beutel fest gebunden (so zeigen ihn die in Laxenburg befindlichen Bilder als Erzherzog); später erschien er in der deutschen Uniform seines Leibregiments oder in Hußarenuniform, oder in der grünrothen Uniform seines Cheveauxlegers-Regiments (Nummer 1, er war dessen Chef schon als Erzherzog 1748). Zu Hause oder auf Reisen trug er einen einfachen dunkelfarbenen Frack, einen dunkelgrünen oder blauen Oberrock, einen einfachen Soldatenhut, Stiefeln und Sporen. An Galatagen erschien er als Kaiser in der Feldmarschallsuniform, mit brillantenen Sternen an der Brust, das goldene Vließ am Halse und die Bänder der österreichischen Orden über die Brust gelegt. (Bild Seite 809.) Gerne erschien er zu Pferde, und da er der Liebling des jungen Hofes war

und Alles an seinem frischen Wesen Gefallen fand, erschien bald das ganze Gefolge zu Pferde. So war denn Josef der Erste, welcher dem Hofe eine vorwiegend militärische Erscheinung gab, wie er denn auch überhaupt stets seine Vorliebe für das Militär an den Tag legte. Als er zum ersten Male in Uniform aus seinem Cabinete heraustrat, meinte er selbst lächelnd: „Mein Oberstthofmeister wird in Ohnmacht darüber fallen."

Zahlreich waren die Abänderungen in Bezug auf Hofetikette, Besuche von Kirchen, Hofleben im Allgemeinen u. dergl. Bei großen Kirchenfeierlichkeiten erschien Josef in Uniform und nur in Begleitung von Generalen; die Klosterfahrten, die Besuche des Hofes in einzelnen Kirchen hörten allmälich auf; die Klosterneuburger Fahrt am 15. November, sowie die Austheilung von Medaillen dabei, wurde abgestellt; die heiligen Gräber besuchte er in Campagnekleidern, und er befahl, daß Alle, die zum Hofe gehörten, beim Empfang der heiligen Communion am Gründonnerstag ohne Rücksicht auf den Rang vortreten sollten (früher hatte ein Kammerfourier die Namen aufgerufen). In der Kirche nahm er nicht mehr unter dem Thronhimmel, sondern gegenüber dem Hochaltare Platz; er schaffte die zur Osterzeit gebräuchliche Fußwaschung der armen Leute ab und ließ jedem Mann dafür zwei Ducaten geben. Als man ihm darüber Vorstellungen machte, antwortete er: „Pah, man wird vierzehn Tage lang darüber sprechen, endlich aber darauf vergessen."

Josef schaffte auch in der Etikette, wo sie die Beziehungen zu den fremden Höfen regelte, so manche Form ab; so wurden bei Todesfällen fremder Souveräne oder ihrer Familienglieder keine Exequien (Leichenfeier) mehr abgehalten und kein Castrum doloris (Trauergerüst) aufgestellt; nur für die Verwandten des Hauses blieb die alte Sitte der Trauer, wobei er gestattete, daß die Hofleute nicht mehr das Gesicht mit schwarzem Flor verhüllten. Er schaffte es ab, daß die Gesandten am Weihnachts- oder Ostertage ihre Glückwünsche bei Hofe ausdrückten, schränkte die Ausgaben bei Hofe ein, und es durften die Hofdamen künftig nicht mehr mit sechs, sondern nur mit zwei Pferden ausfahren. Es hörten die großen Diners in Schönbrunn auf und wurden nur die großen Ordensfeste beibehalten.

Die jungen Männer, als das den Kaiser umgebende besser bewegliche Element, waren hoch erfreut über das Wegräumen so mancher stark beengenden Fessel, aber die alten, schwerfälligen Herren brachte die Leichtigkeit, mit der sich der junge Kaiser über die Etikette hinwegsetzte, in gelinde Verzweiflung. „Die Pracht des alten Hoflebens versinkt, und Alles wird so klein!" klagt der ceremoniöse Khevenhüller. „Dieser unglückliche Geist der Neuerung, der sich bald nach Karl's VI. Absterben eingefunden und täglich mehr zugenommen hatte, scheint bei der dermaligen Regierung vollends herrschen zu wollen, so zwar, daß, wenn es so fort geht, wir von einer Etikette und Ordnung am Hofe gar wenig mehr wissen werden. So ist es auch dahin gekommen, daß man den sogenannten Hofkalender, worin alle Hofandachten und Kirchendienste angemerkt waren, wohl um die Hälfte reformirt und in den für das künftige Jahr (1766) gedruckten Exemplaren die meisten Kirchengänge ausgelassen hat. Seine Frau Mutter, die noch allein mit diesem Herrn, welcher alle alten Gebräuche für eitle Vorurtheile hält, etwas ausrichten kann, könnte diese bedenklichen Neuerungen verhüten, allein theils inclinirt sie selbst dazu, theils gebricht es ihr öfters an der erforderlichen Conrage und Standhaftigkeit." Es erzählt Khevenhüller ferner auch, daß das Volk das Abkommen der alten Bräuche nicht gerne gesehen und als ein böses Anzeichen für die Zukunft betrachtet habe.

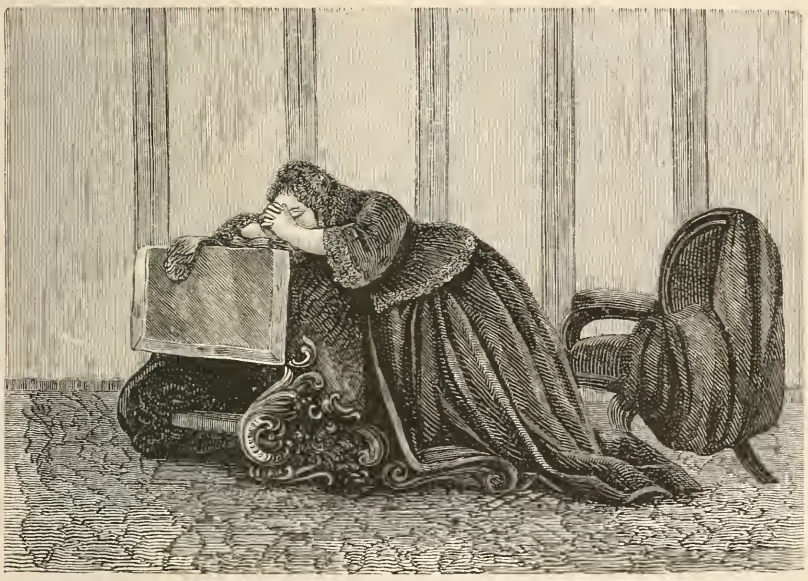
Größtes Aufsehen erregte die Abschaffung aller Galatage bei Hofe, mit Ausnahme des einzigen Neujahrstages. Damit war Maria Theresia vollkommen einverstanden; sie fand, daß deren zu viel seien und der Adel zu großen Auslagen genöthigt werde. Am 1. Januar 1767 wurde die erste große Feier in der neu vorgeschriebenen Weise begangen. Es ging der Kaiser nicht wie früher in die Jesuitenkirche, sondern in die Hofkapelle und ohne Mantelkleid. Vom nächsten Jahre an zogen auch die Garden mit klingendem Spiel in der Burg auf. Außer der Arcièrenleibgarde zu Pferd (heutige sogenannte deutsche Garde), der Trabantengarde zu Fuß bestanden seit 1760 die ungarische Garde und die sogenannte Schweizergarde. Letztere stand ursprünglich in lothringischen Diensten, kam nach Florenz und Wien und hatte seit 1745 den Dienst bei den Majestäten übernommen. Anfangs Juni 1767 trat dafür die reformirte neue Garde ein. Schwer nur war die Kaiserin dazu vermocht worden, die Schweizer abzudanken, denn sie war an die sichere und pünktlichste Bedienung derselben seit Jahren gewöhnt; allein man fand es denn doch der Würde des Hauses Oesterreich nicht angemessen, den Vertrag mit derselben zu erneuern, da derselbe von den Lothringer Herzogen eingegangen worden war und verschiedene Sätze von den ihnen geleisteten Diensten enthielt. Diese Punkte hatten selbstverständlich für Oesterreich keinen Sinn, aber die Schweizer-Cantone wollten dieselben trotzdem nicht abändern. Da blieb denn nichts übrig, als diese Garde zu reformiren.

Die meiste Aufregung bei den Hofherren erregte die Abschaffung des Mantelkleides, jener alten spanischen Hoftracht, in welcher die Kaiser und ihr Hof bei feierlichen Gelegenheiten seit Jahrhunderten erschienen waren. (Bild Seite 8.) Nachdem Josef Kaiser geworden, nahm er nur sehr selten und nur aus Gefälligkeit für seine Mutter diese Tracht. Khevenhüller schreibt vom 31. October 1765 darüber: „Der Kaiser ging zwar mit der Collana (Halskette), aber ohne Mantelkleid und nur in Campagne zur Toisonvesper. Da dies eine bei der österreichischen Regierung und Familie noch nie erlebte Neuerung war, so wurde darüber nicht wenig glossirt. Man nahm an, daß der eben gegenwärtige Graf Rosenberg, unser dermaliger Botschafter in Spanien, diesen Vorgang veranlaßt habe. Er erzählte vor dem Kaiser im familiären Gespräche mehrmals davon, daß man hier so genau das Mantelkleid trage, während es doch in Spanien völlig abgeschafft sei und die Kette des goldenen Vließes nur über der gewöhnlichen Kleidung getragen werde. Da nun dieser junge Herr (Josef) Alles, was eine Gêne nach sich zieht, ungemein haßt und zu vermeiden sucht, besonders aber dem Mantelkleide entgegen ist, weil er zu dieser Tracht seine Haare nicht im Beutel oder Zopf tragen kann, so nahm er jene Bemerkung für bekannt an, ohne zu betrachten, daß diese Kleidung nicht sowohl für eine spanische, als vielmehr burgundische und österreichische, ja, als eine kaiserliche Tracht anzusehen sei, wie es ihm auch von einigen alten ehrlichen Leuten, aber ohne Wirkung, vorgestellt worden ist."

Ueber diese Mantel-Angelegenheit machte Khevenhüller, der dafür hielt, daß sie höchst nachtheilige Folgen haben müsse, einen langen Vortrag an die Kaiserin und sprach selbst mit ihr; Maria Theresia bedauerte das Geschehene in ihrer liebenswürdigen Weise, bemerkte aber, daß sie in solchen „Kleinigkeiten" keine Aenderung veranlassen könne. Das Tragen des spanischen Mantelkleides eine „Kleinigkeit"! Welche schmerzlichen Gefühle mußten sich da in des Oberstkämmerers Brust geregt haben! Bald darauf (4. November) erhielt Ulfeld ein Billet, in welchem der Kaiser diese Tracht als gänzlich abgeschafft erklärte. Es machte viel Aufsehen bei Hofleuten und Diplomaten, besonders bei den deutschen Gesandten, welche für ihre Herren vom Kaiser die Belehnung erhielten.

Früher saß der deutsche Kaiser bei einem solchen Akt immer in schwarzer spanischer Manteltracht auf dem Throne; nunmehr aber empfing Josef II. die Gesandten zum Entsetzen aller Reichspublicisten — stehend — in ungarischer Hußarenuniform! Da stand Oesterreich gewiß nicht lange mehr. Allmälich emancipirten sich die Gesandten ebenfalls von den langen und unbequemen Kleidern.

Auch im Staatsleben, in der öffentlichen Meinung und in der Gesellschaft ließ sich ein ganz neuer Geist bemerken. Wohl traten diese Erscheinungen erst nur sehr leise auf, aber sie wurden dennoch deutlich wahrgenommen und zeigten von einer inneren durchdringenden Bewegung und einer sie treibenden selbstständigen Kraft. Josef unterzog vor Allem das Militärwesen einer Reorganisation, worin ihm Maria Theresia nicht nur freie Hand ließ, sondern ihn auch selbst unterstützte. Präsident des Hofkriegsrathes



Maria Theresia, vor Gott gebeugt. (Seite 781.)

wurde 1766 der tüchtige Feldzeugmeister Lascy, welchen Feldmarschall Daun als den tauglichsten und fähigsten dazu vorgeschlagen. Sofort führte der neue, nebstbei zum Feldmarschall ernannte Präsident eine Reihe von Reformen in der Militärverwaltung ein.

Josef II. machte ferner als deutscher Kaiser auch den Versuch, die höchsten Organe der Reichsverwaltung aus ihrer Starrheit aufzurütteln. Der Reichshofrath war mit Geschäften überladen, aber die Glieder dieses Gerichtes besaßen wenig Neigung zu einer ausdauernden Thätigkeit; sie ließen viele Streitsachen liegen und die Reihenfolge der vorzunehmenden Arbeiten hing von Gunst und Gewogenheit ab. Den offenliegenden Mißbräuchen abzuhelfen, war des Kaisers redlicher Wille, er selbst übernahm (April 1766) die Oberleitung des Gerichts und ließ sich von dessen Präsidenten, Ferdinand Bonaventura Graf Harrach (geb. 1708, gest. 1778), den Eid ablegen.

Als später im Reichshofrathe das Confirmations(Bekräftigungs)-Decret verlesen wurde, bemerkte der Oberstthofmeister Graf Ulfeld, daß Seine Majestät

mit der Aufführung der Glieder des Rathes nicht ganz zufrieden sei. Er suchte wohl die Ausdrücke, wie sie der kaiserliche Befehl enthielt, so viel er konnte, zu mildern, aber in die Herren war ein so heilloser Schrecken gefahren, daß die meisten daran dachten, ihre Entlassung zu nehmen. Man erzählte, es läge die Ursache des kaiserlichen Unwillens darin, daß, als Josef II. auf Anrathen des berühmten Staatsmannes und Publicisten Egyd Valentin Freiherr von Borie (richtig Beaurieu, geb. 1719, gest. 1793) verschiedene neue Einrichtungen im Rathe machen wollte, darunter vornehmlich, daß auch Nachmittags Sitzungen zur Beförderung der Processe gehalten werden sollten, die Räthe sich dazu nicht bequemen wollten.

Am 21. October 1767 erfolgte das vorerwähnte Decret an den Präsidenten Harrach. Es sollten künftig statt drei Sitzungen in der Woche vier gehalten werden und keine Streitsache sollte länger als zwei Jahre liegen bleiben; besonders aber sollte dem Uebel des Geschenknehmens, angebotener wie geforderter Geschenke, gesteuert werden. Es hieß darin: „Die mindeste Verhehlung und Uebertretung dieses meines ernstlichen Befehls werde ich ohne Ansehung geleisteter Dienste und noch so großer Geschicklichkeit den Redlichen zur Genugthuung, den Eigennützigen zum Schrecken auf das schärfste, auch mit Cassation ahnden." Am Schlusse war beigefügt: „Dieses Billet ist öffentlich im Rathe vorzulesen und einem Jeden in die Feder zu dictiren."

Josef suchte desgleichen dem Verderbniß des Reichskammergerichtes zu steuern; war doch allgemein bekannt, daß dieses höchste Gericht in eine Lage gekommen war, wo eine Durchführung der Justiz gar nicht mehr möglich war; es konnte die kleine Zahl Arbeiter die Masse der Geschäfte nicht bewältigen, und wenn selbe geführt wurden, geschah es nicht nach Recht. Das Gericht war gänzlich unbeaufsichtigt; seit 1588 war keine Visitation vorgenommen worden! Josef II. ließ die Sache sofort angreifen, es sollte den Justizverkäufen und der Verdorbenheit ohne Ansehen der Person ein Ende gemacht werden. Die Untersuchungs-Commission war recht thätig, aber — beim Reichskammergericht und beim Reichshofrath blieb es wie zuvor. Es ging hier Josef ebenso im Kleinen, wie später im Großen; es war die Masse der faulen Stoffe zu groß, als daß er sie mit dem Lebenshauche hätte neu befruchten können. Zudem lag der Verfall der obersten Behörde des Reiches, der Gerichts-, Finanz- und Kriegsverfassung nicht so sehr in der Gewissenlosigkeit einzelner sammseliger Räthe und gewinnsüchtiger Agenten, als vielmehr in dem völligen Zerfall der bundesmäßigen Natur des Reiches und in dem vollständigen Mangel eines staatlichen Charakters. Es war die alte Form des Reiches abgestorben und aus der Leiche sproßte keine lebenskräftige Schöpfung. Früher freilich, da war noch ein ersprießliches Gedeihen und ein Zusammenhalt der Interessen nach außen in der Hausgesinnung der deutschen Fürsten enthalten; da hatte noch der Zusammenhalt Oesterreichs und Preußens am Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine frische Entfaltung gemeinsamer Kräfte bewirkt und die Bedeutung des Reiches stand hoch in den Augen Europas; es war aber dieser Zusammenhang nunmehr zerfallen durch die Feindschaft Friedrich's II. gegen Oesterreich und durch die neue Stellung, welche er Preußen einnehmen ließ. Der geschlossene Frieden war nur ein mühsam zu Stande gebrachter, am Ende der Regierung Maria Theresiens hielten beide Staaten wieder gegen einander das Schwert gezückt, und wie bei solcher feindseligen Haltung zweier Großstaaten, bei dem Mißtrauen der kleineren Glieder des Reiches, die verbündeten Einrichtungen des Reiches, seine Organe in Gehalt und Form sich von innen heraus erneuern sollten, das war nicht im entferntesten vorauszusehen.

Und so stieß Josef mit allen seinen Reformen auf Hindernisse und Schwierigkeiten. So lange seine Mutter lebte, hatte er in Oesterreich keinerlei unbedingten Einfluß, und es schien in den ersteren Jahren nur so, als wenn ihm Maria Theresia freie Hand gelassen hätte. Damals traten in Wien auch neue Persönlichkeiten auf. Seine Mutter hatte die Idee, den 1766 von ihr nach Wien berufenen Georg Adam Fürst Starhemberg (geb. 1724, gest. 1807) dem Fürsten Kaunitz beizuordnen; darauf reichte der Staatskanzler, angeblich seiner Gesundheit wegen, seine Entlassung ein, aber sowohl die Kaiserin wie alle Andern wußten gar wohl, daß dies nur aus Eifersucht gegen Starhemberg geschah, dessen Rückkehr vom französischen Gesandtschaftsposten ihm höchst unangenehm war. Der Kaiserin und Allen, die es mit Oesterreich gut meinten, war an der Erhaltung des geschickten Staatskanzlers zu viel gelegen, als daß nicht alle Mittel versucht worden wären, um ihn zum Bleiben zu vermögen.

Fürst Starhemberg und Graf Anton Pergen (früher Gesandter in den vorderen deutschen Kreisen) wurden dann im Staatsrath als Staatsminister eingeführt. Letzterer war Kaunitz mehr genehm und derselbe erhielt die Direction der Staatskanzlei, obschon ohne den Titel eines Kanzleidirectors, und in Allem gemeinschaftlich mit Baron Binder, der in den Hauptdingen stets die Feder führte. Starhemberg dagegen wurde mehr für die innere Verwaltung und im Staatsrath verwendet. Josef jedoch schenkte Lascy, Hatzfeld, Blümegen u. A. viel mehr Vertrauen als den Männern der alten Regierung.

Im Jahre 1770 nahm aber Maria Theresia die Regierung ganz und gar in die Hand, und die alte, die feudale Monarchie vertretende Partei wurde mächtiger als je; es wurde die Kaiserin, welche manche Reformen Josef's früher begünstigt hatte, mißtrauischer und ließ der neuen Entwicklung nicht mehr so großen Raum. Da stand denn Josef an der Quelle der Macht und konnte nicht aus derselben schöpfen. Ohnedem im Gemüth und Herzen seit dem Tode seiner ersten Frau höchst unbefriedigt, drängte es ihn nun fort auf den Schauplatz des Lebens, und sein Geist suchte und fand nur Nahrung in dem Gedanken an die Kraft des Staates und das Wohl des Volkes. In Wien wurde ihm der Raum zu klein und er ging auf Reisen — ohne Vorbereitung, ohne die Richtung zu bestimmen, nur von geringem Gefolge begleitet, die Länder durchfliegend, um ihre Bedürfnisse und Wünsche kennen zu lernen.

Freilich machten die alten Herren, welche die Monarchie unter Josef I. und Karl VI. gesehen hatten, eine recht betrübte Miene darüber, und schien es ihnen der Würde der Majestät keineswegs angemessen, daß sich der Kaiser auf diesen Reisen so fast ganz und gar als einfacher Cavalier benahm; dem Volke jedoch, in dessen Hütten er herabstieg, erschien er als ein Engel des Friedens und des Rechtes, und noch heute findet man in gar vielen Gegenden, selbst wenn sie dem Gewühle des Verkehrs entfernt sind, Aufschriften und Sätze, welche das Andenken seiner dortigen Anwesenheit bewahren.

Kurz gesagt, waren seine Reisen die folgenden. Im Jahre 1766 besuchte er Ungarn, Mähren und Böhmen. Er gedachte schon damals mit Friedrich II. zusammenzutreffen, hatte seinen Wunsch auch bereits in Wien dem preußischen Gesandten, Baron Edelsheim, ausgedrückt; Friedrich aber war sogar insgeheim mit seinem Bruder und einem kleinen Gefolge von Berlin aufgebrochen und bis an die Grenze Preußens (unweit Torgau) gekommen, wo er den ersten Schritt Josef's erwartete. Aber Maria Theresia, welche von dem Ganzen und zugleich von Friedrich's Absicht erfahren hatte, den Kaiser nach Berlin zu den militärischen Exercitien und Revuen zu führen, scheute die politischen Folgen dieses Ereignisses zu einer Zeit, wo noch die Verbindung mit

Frankreich in vollster Blüthe stand, und schrieb dieserhalb an Josef, und dieser ließ es für diesmal mit einfachen Complimenten und den Ausdrücken seiner Verehrung für Friedrich II. bewenden. Seine Sehnsucht, den König zu sehen, war jedoch nicht vermindert, und was dazumal aus persönlichen Beweggründen unterblieben war, ging später in Erfüllung auf Grundlage politischer Verhältnisse.

Im Jahre 1767 war Josef ein zweites Mal in Ungarn, Siebenbürgen und Böhmen; 1769 unternahm er im strengsten Incognito als „Graf von Falkenstein" (von der am linken Ufer des Rheins liegenden Grafschaft, welche 1731 an Oesterreich kam) seine Reise nach Italien, besuchte seinen Bruder Leopold in Florenz, seine Schwester Caroline in Neapel, war in Venedig, Rom und Turin.

Josef hatte bereits 1767, nach dem Tode seiner zweiten Gemalin, den Vorsatz gefaßt, nach Italien zu gehen und von seiner Mutter die Einwilligung erhalten, die Erzherzogin Josefa, welche für den König von Neapel bestimmt war, zu begleiten; er gedachte mit dem Herzog von Chablais (Benedikt, Halbbruder des Königs von Sardinien, geb. 1741, gest. 1808) zusammenzutreffen und dabei Rom und Venedig zu besuchen; es hatte aber der Tod der Erzherzogin die Reise in jenem Jahre verhindert. Dabei bemerkt der Memoirist Khevenhüller: „Ueber diese Courses à l'Incognito (Spaziergänge) wurde anfänglich sehr viel glossiret; nachdem aber Fürst Kaunitz dabei kein Bedenken gefunden, wollte Niemand etwas dagegen sagen, um den jungen Herrn nicht umsonst zu disgustiren. Damit jedoch diese Demarche (Schritt) in fremden Landen kein Aufsehen mache, so wurde besonders unser Botschafter in Frankreich davon instruirt und ihm aufgetragen, erkennen zu geben, daß der Kaiser kein Freund von Ceremonien wäre, daß er gerne reise und sich zu fatiguiren gewohnt wäre, daß es einem angehenden Regenten nützlich sei, auch fremde Länder kennen zu lernen, daß Kaiser Karl V. dasselbe gethan, und obwohl dieser wie andere große Herren mit Pracht gereist, so hänge dies doch von der Willkür eines Fürsten ab, und deswegen wären auch solche kostbaren Reisen bisher unterlassen worden. Der Kaiser verachte alle unnützen Ostentations (Schaustellungen). Jedoch wollte Niemand seine Erscheinung in Rom gut heißen, und man verwundert sich, daß der Papst, dem die Gegenwart eines römischen Kaisers leicht zu verrathender Umstände wegen nicht angenehm sein könnte, sich hierzu mit so besonderem Wohlgefallen geneigt erklärte."

Im Jahre 1772 war Josef wieder in Böhmen, den durch eine entsetzliche Hungersnoth Bedrängten Rettung bringend; 1774 unternahm er seine zweite italienische Reise, 1777 ging er nach Frankreich und im Todesjahr seiner Mutter (1780) machte er die Reise nach Rußland, die so verhängnißvoll für die Entwicklung orientalischer Verhältnisse und die Politik Oesterreichs wurde.

Josef's regsamer Geist trieb ihn immerfort, zu lernen, bis er selbst die Hand anlegte, den Schutt der alten Zeit wegzuräumen und den geistigen Tendenzen seiner Zeit Raum zur Entwicklung zu geben. Unverkennbar zeigt sich, daß in jenem Jahrzehnt 1770 bis 1780 eine bewegte öffentliche Meinung in Oesterreich Alles durchdrang und in den höchsten Kreisen der Gesellschaft und Regierung ihren Rückhalt fand. Es gaben sich Wenige Rechenschaft von der wilden Leidenschaftlichkeit und der zerstörenden Richtung der Geister, welche diesem idealen Streben folgen sollte. Im Allgemeinen wurde allseitig angenommen, es vertrete Maria Theresia die alten Zustände und sie würde darin von den alten Staatsmännern unterstützt, welche ihr seit dem Anfange ihrer Herrschaft gedient hatten; sowie auch von allen Jenen, welche meinten, es könnten auch die künftigen Generationen unter den Säulen des alten Staatsgebäudes ruhig

und sicher leben. Es wurde ferner angenommen, daß sich alle jungen Kräfte an Josef schlossen und von seiner Regierung die Verwirklichung ihrer Ideen hofften.

In der That hat sich ein eigentliches Parteileben oder ein Zwiespalt im Regierungswesen nicht ergeben, denn es ruhte ja alle Macht in Oesterreich nur in einer Hand, und an Gesetz und Gehorsam war man gewöhnt. Selbst Josef war seiner Mutter unbedingt ergeben, und war er auch hie und da anderer Meinung, so gehorchte er ihr schweigend und ruhig und vertheidigte kein Interesse, das nicht Maria Theresia selbst als richtig und wahr erkannte. Selbst beim Beginn seiner Alleinregierung trat nirgends eine Spaltung der öffentlichen Meinung sichtbar zutage; es überströmte eben die Macht, die da auftrat, Alles. Erst in der zweiten Hälfte seines Jahrzehnts und am Abende seines Lebens traten die schroffen Gegensätze heraus.

Josef II. hatte, wie ein bedeutsamer Forscher ganz richtig bemerkt, von der positiv staatlichen Richtung und den philosophischen Tendenzen seiner Zeit genährt und unterstützt, die bisherigen Ideen über Staat, Kirche und Gesellschaft und vor Allem den bisherigen Bildungsgang des Staatsorganismus angegriffen; er unternahm es, die Reformen Maria Theresia's weiter zu führen, die lehnsrechtlichen Zustände, wo sie noch im Staate vorhanden waren, durch ein leicht bewegliches, kräftiges System zu ersetzen, die Regierung des vielgliederigen Oesterreich zu centralisiren; er versuchte es, die Völker seines Reiches, an Sprache und Sitte verschieden und seit Jahrhunderten an besondere Formen gewöhnt, durch eine gleiche Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung näher zu verbinden; er erhob die staatlichen Interessen über die altkirchlichen, er verließ die alten Wege der Volks- und Staatswirthschaft, Alles, um Oesterreich frei und glücklich im Innern und mächtig nach außen zu machen; aber — er verfiel in Irrthümer und Gefahren, in rücksichtslose Willkür und in unsicheres Schwanken. Seine ursprünglich weiche Seele wurde schroff und hart und am Abend seines Lebens war ihm das unglücklichste Verhängniß beschieden, welches das Geschick den Sterblichen zu bereiten vermag, nämlich: den Untergang alles dessen zu sehen, was er als das Höchste im Leben erstrebt hatte!

Bevor wir aber zu dieser speciell Josefinischen Regierungsepoche gelangen, müssen wir noch hervorragenden Einzelheiten eingehendere Besprechung widmen.

Die Begebenheiten der Sechziger-Jahre.

Einen unvergänglichen Platz in der Geschichte des Beginnes von Josef's Mitregentschaft nimmt sein erster öffentlicher Ausgang und seine erste Liebesgabe an sein Volk ein. Wie alljährlich, so wurde auch im Jahre 1765 das Andenken an den Antheil, welchen König Johann III. Sobieski und seine tapferen Polen an der Befreiung Wiens von den Türken (September 1683) genommen hatten, im Stefans-Dome feierlich begangen, und niemals hatte sich noch der Hof der heiligen Pflicht der Dankbarkeit entzogen, in der Mitte des Volkes diesem Weiheopfer beizuwohnen.

Ganz Wien war in freudiger Bewegung; denn Jedermann wußte, daß Kaiser Josef in der Stefanskirche der „Sobieski-Messe", wie sie das Volk schlichtweg nannte, beiwohnen werde, und Alles war begierig, den jungen Kaiser zu sehen, auf seinem Antlitz die lang verhüllten Gedanken lesen zu können. Jung und Alt, Vornehm und Gering eilte daher mit neugieriger Hast dem Stefans-Dome zu, und die Feier des Dankes hatte schnell sich in ein Fest der

Neugierde und der Erwartung verwandelt. Diese Feier fand am zweiten Tage der Mitregentschaft des Kaisers Josef II. statt, und während das Volk schon vor Neugierde wartete, brachte der Kaiser seine Zeit noch in den Gemächern zu.

Die Glocken begannen zu läuten; der Kaiser sagte: „Es ist Zeit, in die Kirche zu gehen, Zeit, meinem Volke meine ersten Liebesgrüße darzubringen — laßt uns gehen!“ — „Aber,“ meinte der Oberkammerherr, „Euer Majestät haben ja noch keine Toilette gemacht! Schon seit Stunden liegen die spanischen Galakleider sammt Mantel und Federhut bereit.“ — Der Kaiser lachte und erwiderte: „Ich schenke den ganzen schon getragenen Plunder meinen Kammerdienern. Die Zeit der spanischen Maskerade ist vorüber; die Uniform meines Regiments ist von nun an mein Staatsgewand. Ich bin bereit, laßt uns gehen!“ — „Erlauben Euer Majestät, den Oberststallmeister zu benachrichtigen, damit der Galawagen verfahre?“ — Und wieder lächelte der Kaiser: „Man benachrichtige den Oberststallmeister, den Galawagen in der Remise zu lassen. Ich bin ein Mensch wie andere Menschen, stehe fest auf meinen zwei Füßen, meine Beine sind jung und gesund, ich werde sie daher gebrauchen und gehen.“ — Schüchtern entgegnete der Oberkammerherr: „Aber, Majestät, was wird das Volk sagen, wenn es seinen Kaiser ohne den gewohnten Prunk daher kommen sieht? Wird es nicht meinen, Eure Majestät achten es zu gering, um sich ihm in Ihrem Glanze und Ihrer Würde zu zeigen?“ — „Nein! Das Volk wird fühlen, daß ich ihm entgegenkomme als Mensch dem Menschen, daß ich ihm nicht meine Krone und kalte Fürstenpracht, sondern mein Herz entgegentragen will, und statt mich zu begaffen, wie ein ausländisches seltenes Monstrum, wird es mich vielleicht lieben und mir folgen aus Liebe und nicht aus dumpfer Pflicht. Das Volk hat einen feinen Sinn, ein zartes Verständniß für Alles, was menschlich und gefühlvoll ist, und es wird mich freudiger begrüßen, wenn ich in schlichter Uniform als Mensch zu ihm komme.“

Kaiser Josef hatte wahr gesprochen. Das Volk, welches im dichten Gedränge alle Straßen, durch die der „Kaiserzug‘, den es erwartete, gehen sollte, belagert hatte, stutzte anfangs, als es den jungen Kaiser zu Fuß, nur von wenigen Generalen und Hofherren begleitet, in seiner Mitte erscheinen sah, aber bald brach ein lauter Jubel aus, der sich immer mehr steigerte, je weiter der Kaiser kam. Anfangs hatte eben das Staunen über diese neue, ungewohnte Erscheinung des Kaisers ohne Prunk, ohne Wachen und Gefolge, einfach und frei inmitten seines Volkes, die lauten Ausbrüche der Freude zurückgedrängt, aber nachdem dieses Staunen überwunden, ward der Jubel um so leidenschaftlicher und größer, drängten sich diese jauchzenden, frohlockenden, Tücher und Hüte schwenkenden Menschen immer dichter heran, um den Kaiser zu sehen, der grüßend und lachend kaum seinen Weg durch das wogende Gedränge fortzusetzen vermochte.

Aus der Mitte des dichtesten Menschenknäuels, der sich zur Seite des Kaisers dahinwälzte, rief endlich eine laute Stimme: „Seht da das Wunder! Seht den deutschen Kaiser, der es nicht verschmäht, ein deutscher Mann zu sein! Seht, der Kaiser hat die spanische Tracht abgelegt und trägt die deutsche, weiß und rothe Uniform seines deutschen Regiments! Hurrah! Der deutsche Kaiser trägt deutsche Soldatentracht! Es lebe der Kaiser!“ Und das Volk jauchzte und jubelte nach: „Es lebe Deutschland und sein deutscher Kaiser!“ und so, von den Volkswogen fast getragen, die Ohren betäubt von dem Jubelgeschrei und den enthusiastischen Grüßen, gelangte Josef endlich zum Stefans-Dome.

Es schmetterten die Trompeten, die Orgel ließ ihre Tonwellen rauschen, der vor dem Hochaltare stehende, von Domherren und Priestern umgebene

Cardinal-Erzbischof Migazzi begann jetzt mit voller Stimme das Salvum fac imperatorem nostrum zu singen und von der offenen Kirchenthüre her erscholl das jubelnde Rufen des Volkes: „Es lebe unser deutscher Kaiser!“ — da sank Kaiser Josef, ganz überwältigt, ganz ergriffen von diesem erhabenen feierlichen Moment, vor den Stufen des Hochaltars auf seine Kniee, Thränen der Freude, Rührung und des Entzückens entströmten seinen Augen, und die Hände fest und inbrünstig ineinander faltend, sagte er in flehendem Tone: „Oh, mein Gott! Gieb mir Kraft, meine Pflichten zu erfüllen und mein Volk glücklich zu machen!“

Nach beendigtem Salvum begann die Messe und das Dankopfer für den Heldenkönig und seine Polen und, in der Mitte seines Volkes auf den Knieen liegend, dankte der Kaiser Gott für die Hilfe, welche dem bedrängten Wien seinerzeit war gebracht worden — es war der erste öffentliche Akt, welchem Kaiser Josef II. als Mitregent beiwohnte.

Das Volk, welches dem Kaiser Josef, als er nach Beendigung der „Sobieski-Messe“ den Dom zu St. Stefan verließ, nachströmte und ihn jubelnd begrüßte, sollte durch den zweiten öffentlichen Akt des Kaisers überrascht werden. Während der Monarch freundlich grüßend und winkend den Weg nach der Kaiserburg einschlug, sah man von der anderen Seite der Straße einen seltsamen räthselhaften Zug sich daher bewegen. Vorne gingen Soldaten mit gezogenem Säbel und geschultertem Gewehr, ihnen folgte ein von Pferden aus dem kaiserlichen Marstall gezogener offener Wagen, auf dem mehrere Beamte der Hofkanzlei in ihrer Uniform sich befanden und die große zusammengeschnürte Bündel Papier mit sich führten. Dem Wagen folgten wieder Soldaten mit geschultertem Gewehr, den Blick unverwandt auf den Wagen gerichtet.

Das Volk fragt sich untereinander, was wohl dieser Zug bedeuten möge, was es mit den Papieren wäre, welche die Beamten in den Händen hielten; und um Antwort zu bekommen, strömte das Volk dem Zuge nach, der sich langsam und feierlich durch die Gassen hinbewegte. Endlich hält der Wagen still, die Beamten steigen herunter und laden die Papierbündel auf einen kleinen Karren, der in die Mitte des Platzes geführt wird, wo — größte Ueberraschung! — ein in voller Gluth befindlicher, aus Steinen erbauter Ofen sich befindet. Mit Schreck und Entsetzen weicht das Volk zurück, es denkt, ob hier nicht etwa gar eine Hinrichtung durch Verbrennen stattfinden soll.

Unter dem allgemeinen Entsetzen und dumpfen Murmeln der bleichen, verstörten und erwartungsvollen Menge treten die Beamten an den Ofen heran und langen die Papierbündel einander zu, welche dann, ein Packet nach dem andern, der Feuerlohe übergeben werden, wobei der mitanwesende hohe Würdenträger mit der Hand winkt, um dem lauten Gespräche der Menge, die sich ihre Vermuthungen mittheilt, Schweigen zu gebieten. Wirklich tritt sofort eine tiefe feierliche Stille ein und weithin über den Platz und die athemlos lauschende Menge tönt die volle Stimme des Redners:

„Der Kaiser Josef, der Mitregent der Kaiserin Maria Theresia, sendet seinem geliebten Volke seinen Gruß! Heute, am ersten Tage seiner Mitregentschaft, beim Dankfest für die edelmüthigen Polen, möchte der Kaiser-Mitregent seinem Volke gern ein Zeichen seiner Gesinnung geben und ihm seine Liebe beweisen. Der Kaiser hat von seinem Vater zweiundzwanzig Millionen Coupons ererbt; er aber schenkt sie dem Volke, weil er nicht will, daß es nach den schmerzvollen Kriegsjahren noch darben und kranken soll in Schuldenlast und materieller Noth. Diese Papiere hier, es sind wohlgezählt die zweiundzwanzig Millionen Coupons, das Erbtheil des Kaisers! Ihr Männer mit den Fackeln, im Namen des Kaisers, thut Eure Pflicht!

Legt Feuer an diese Papiere, laßt sie auflodern, damit das Volk von Oesterreich, welches in dieser Stunde um zweiundzwanzig Millionen reicher wird, es inne werde, wie sehr der Kaiser sein Volk liebt!"

Hoch empor züngelten und zischten die Flammen aus dem Glühofen und färbten mit Gluth die Gesichter der Tausende von Zuschauern; bald war die weiße Pyramide von Papier in dem brausenden Feuermeer verschwunden. Das Volk, bisher stumm vor Bewunderung und Rührung, brach jetzt in unermeßlichen Jubel aus, die Feuersäule im Ofen wirbelte höher und höher empor und in ihren Gluthen versanken zweiundzwanzig Millionen Geldes — als erstes Liebesopfer, welches Josef II. seinem Volke dargebracht.

Eine der ersten Handlungen des Mitregenten war, daß derselbe den Prater, diese wunderherrliche Au, die vordem als kaiserliche Wildbahn nur dem hohen Adel zugänglich war, dem gesammten Publikum eröffnete. Unter'm 7. April 1766 erschien darüber folgende ämtliche Kundmachung: „Es wird anmit jedermänniglich kundgemacht, was massen Seine kaiserliche Majestät aus allerhöchst zu dem hiesigen Publico allermildest hegenden Zuneigung Sich allergnädigst entschloßen und verordnet hatten, daß künftighin und von nun an, zu allen Zeiten des Jahres und zu allen Stunden des Tages, ohne Unterschied Jedermann in den Prater sowohl als in das Stadtgut (städtischer Vergnügungsort in der Gegend der heutigen Stadtgutgasse, der Name will besagen, daß das Territorium ein der Stadtgemeinde gehöriges Eigenthum sei, es repräsentirte so ziemlich den heutigen Wurstelprater) frei spaziren zu gehen, zu reiten und zu fahren, und zwar nicht nur in der Hauptallee, sondern auch in den Seitenalleen, Wiesen und Plätzen, die allzu abgelegenen Orte und dicken Waldungen wegen sonst etwa zu besorgenden Unfugs und Mißbrauchs alleinig ausgenommen, erlaubet, auch Niemanden verwehrt sein soll, sich daselbst mit Ballenschlagen, Kegelscheiben und anderen erlaubten Unterhaltungen eigenen Gefallens zu divertiren (belustigen), wobei man sich aber versieht, daß Niemand bei solcher zu mehreren Ergötzlichkeit des Publici allergnädigst verstatteten Freiheit sich gelüsten lassen werde, einige Unfüglichkeit oder sonstige unerlaubte Ausschweifungen zu unternehmen und anmit zu einem allerhöchsten Mißfallen Anlaß zu geben."

Schon fünf Tage später, am 12. April 1766, wurde durch Allerhöchstes Handschreiben anbefohlen, daß allen bürgerlichen Gastwirthen und Kaffeesiedern, die im Prater traktiren, Kaffee, Wein oder Bier ausschänken, auch zu diesem Ende Zelte aufschlagen oder andere Bequemlichkeiten verschaffen wollen, die Erlaubniß gratis hierzu ertheilt werde. Der Spaziergang im Prater war allen Menschen während der Sommermonate bis zum Untergange der Sonne gestattet; erst mit einbrechender Nacht wurde das Einlaßgitter geschlossen, welche Sperre drei Böllerschüsse dem Publikum verkündeten. Bei der Eröffnung machte ein Cavalier den Kaiser besorgten Tones darauf aufmerksam, daß Seine Majestät sich jetzt unter das gemeine Volk werde mengen müssen, worauf aber Josef trocken erwiderte: „Wenn ich stets unter meinesgleichen herumwandeln wollte, dürfte ich nur in der kaiserlichen Gruft spazieren gehen!"

Im Monat April 1767 las man an den Straßenecken der Hauptstadt Wien folgende, die Eröffnung des Praters betreffende Kundmachung, welche in ihrer Totalität als eine örtliche, die damaligen Anfangszustände dieses beliebten Belustigungsortes genau charakterisirende Rückerinnerung aufbewahrt zu werden verdient. Sie lautet:

„Avertissement. Es wird anmit jedermänniglich kund gemacht, was massen Seine Röm. Kaiserl. Majestät aus allerhöchst zu dem Publico allermildest tragenden Zuneigung abermalen allergnädigst sich entschlossen und verordnet haben, daß wie voriges Jahr ohne Unterschied jedermann in den Prater

M. T. Die erste Liebesgabe des Kaisers Josef II. an sein Volk. 9

(Prater), wie auch in das Stadtgut sowohl in der Hauptallee, als in den Seitenalleen, Wiesen, Plätzen, die allzu abgelegene Orte, dicke Waldungen und durch die ausgesteckte Tafeln verbotenen Wege wegen sonst etwa zu besorgenden Unfuges und Mißbrauchs allein ausgenommen, fein spazieren zu gehen, zu reiten, und zu fahren erlaubet; anbei niemanden verwehrt sein soll, sich daselbst mit Ballonschlagen, Kegelscheiben und anderen erlaubten Unterhaltungen nach eigenem Gefallen zu belustigen."

„Wornächst Seine Röm. Kaiserl. Majestät weiters allermildest und allergerechtest zu verordnen geruhet haben, daß erstbenannte zwei Erlustigungsörter an denen Sonn- und Feiertagen von elf Uhr Vormittags, einfolgsam vor dem gehaltenen Gottesdienst nicht eröffnet werden, mithin keiner, was Standes er auch sei, weder fahrend, reitend, noch zu Fuß an denen Sonn- und Feiertagen vor gedachten vormittägigen elften Stunde in den Prater oder Stadtgut bei schwerer zu befahren habender Ahndung hineinzudringen, noch auf Schiffen vor ersagter elfter Stund Vormittags an denen Sonn- und Feiertagen in dem Prater und das Stadtgut über- oder hinabzufahren sich erkecken, auch nach erneuter Verordnung die in dem Prater und Stadtgut befindliche Wein- und Bierwirthe, Gastgebern, Kaffeesiedern und all übrige, auch kleinere Kramersleute bei gleichmäßiger Ahndung sich nicht erfrechen sollen, an denen Sonn- und Feiertagen vor der elften Stunde Vormittags etwas, auch nur das allermindeste auszuschenken, auszuspeisen oder zu verkaufen, annebst noch weniger einiges Spiel oder Ergötzlichkeiten zu halten."

Kaiser Josef II., Mitregent. (Seite 789.)

„Hiernach haben Seine Röm. Kais. Majestät weiters allergnädigst anbefohlen, welchergestalten nach Maßgabe der in dieser Haupt- und Residenzstadt sonsten gewöhnlichen Sperrordnung in dem Prater und gegen das Stadtgut alltäglich durch drei in verschiedenen Orten abzubrennende Pöller des Abends die Losung dahin gegeben werden solle, daß nach Abbrennung sothaner dreien Pöllern jedermann ohne Rücksicht der Würde oder des Standes, reitend, fahrend,

oder gehend mit all erlaubter Gemächlichkeit jedoch aus dem Prater und dem Stadtgut sich heraus und zurück zu begeben haben wird, allermaßen derjenige, er sei reitend, fahrend oder gehend, welcher nach Abbrennung deren dreien Böllern wider die allerhöchste Verordnung in denen Zeltern, oder andern Orten aufhaltender sich betreten ließe, mit der geziemenden Ahndung angesehen, auch nach beschaffenen Umständen bestrafet werden würde, wornach folglichen auch die in dem Prater und dem Stadtgut befindlichen Wein- und Bierwirthe, dann Gastgebern, Kaffeesiedern und all übrige auch kleinern Kramersleute, nach dem alltäglich alldaselbst in Folge der gewöhnlichen Sperrordnung abgebrennt werdenden dreien Böllern niemanden, wer der auch sein möchte, bei ansonsten gleichmäßig zu befahren habender Ahndung und Bestrafung etwas mehr auszuschenken, auszuspeisen oder zu verkaufen sich angelegen halten werden."

„Man versiehet sich also, daß jedermann diese Allerhöchste Verordnungen auf das genaueste erfüllen, am allerwenigsten aber sich jemand bei solcher zu mehrerer Ergötzlichkeit des Publici allergnädigst vorfallenden Freiheit sich gelüsten lassen werde, einige Unfüglichkeit oder sonstige unerlaubte Ausschweifungen zu unternehmen und anmit zu einem Allerhöchsten Mißfallen Anlaß zu geben. — Wien, den 18. April 1767."

Im Jahre 1775 ließ Kaiser Josef auch das Gitter niederreißen und der Prater war somit zu jeder Jahres- und Tageszeit zugänglich. Gleich nach dieser allgemeinen Eröffnung war die schöne Kastanienallee im Haupttheile der Sammelplatz der besseren Gesellschaft geworden; 1786 wurden dort Kaffeehäuser angelegt. Im Jahre 1777 wurde ein eigener Platz im innern Prater für die Feuerwerke bestimmt und Johann Georg Stuwer erhielt auch auf diese Feuerwerke ein Privilegium. (Bereits Seite 354 besprochen.)

Schon zu Kaiser Josef's Zeit entfaltete die sogenannte Praterfahrt (vom 1. Mai an bis zur Saison der Sommerfrischen) ihren üppigsten Flor, aber auch schon damals erlaubte man sich Unzukömmlichkeiten, insbesondere mit dem Schnell- und Vorfahren. Ein Bürger, der von einem reichen Cavalier überfahren worden war, kam zu Kaiser Josef in die öffentliche Audienz, welche der Monarch gewöhnlich in dem sogenannten Controlorgang der Hofburg abhielt, und zeigte seinen verwundeten Arm. Der Kaiser fragte, was er für eine Entschädigung begehre; aber der Bürger antwortete: „Ich bin selbst vermöglich und begehre blos, daß der übermüthige Junge einen derben Denkzettel in öffentlicher Beschämung erhalte, damit andere seinesgleichen den Bürger besser schonen." — Josef erfüllte die Bitte und von da an fuhr man langsamer.

Im April 1766 wurde von Maria Theresia zu Schloßhof die Hochzeit ihrer Tochter Maria Christina (Bild Seite 816) mit dem Herzoge Albrecht Casimir von Sachsen (Bild Seite 817) gefeiert. Der Prinz (geb. 1738, gest. 1822) war ein Sohn des zweiten Königs von Polen aus dem Hause Sachsen und mit dem österreichischen Hause verwandt; seine Mutter war eine Cousine Maria Theresiens, und er lebte schon seit 1760 in Wien. Maria Christina, die Lieblingstochter der Kaiserin, hatte für den jungen, schmächtigen Mann mit den blonden Haaren, blauen Augen, der schönen Nase und dem langen Kinn eine stille Neigung gefaßt. Sie selbst war sehr hübsch, besonders hatte sie eine wunderschöne Hand, wodurch sich überhaupt alle Kinder Maria Theresia's auszeichneten.

Anfangs schien die Kaiserin der Heirat nicht geneigt; sie hielt eine Verbindung mit einem apanagirten Prinzen für ihr Haus nicht angemessen, was sie auch sogar vor den Ministern aussprach; indeß stimmten sie sowohl die Zärtlichkeit für ihre Tochter, ihre persönliche Vorliebe für den Prinzen und die

Rücksicht auf die Verwandtschaft um. Am 19. December 1765 wurde die erste Conferenz wegen des Eheverlöbnisses gehalten; die Kaiserin hatte sich für die Vermälung entschieden und war nun bemüht, dem Prinzen eine glänzende Stellung zu geben.

Schon am 26. December ernannte sie ihn zum Feldmarschall, zum Generalcapitän und Statthalter in Ungarn; am 3. Januar 1766 ertheilte sie ihm das Großkreuz des St. Stefansordens, wie er denn überhaupt alle Auszeichnungen erhielt, welche früher ihr Schwager, Herzog Karl von Lothringen, am kaiserlichen Hofe genossen hatte. Als der Prinz von Preßburg zurückkehrte, erhielt er kostbare Geschenke, das mit Brillanten besetzte goldene Vließ, Ringe u. s. w. Aber das kostbarste Geschenk war das damals eine Rente von 30.000 Gulden abwerfende Fürstenthum Teschen, welches Josef seiner Mutter abgetreten hatte, die es dem Prinzen Albrecht schenkte, der sich nun Herzog von Sachsen-Teschen nannte. Das junge Ehepaar erhielt ferner einen eigenen Hofstaat, an dessen Spitze Graf Gabriel Bethlen als Oberst-hofmeister berufen wurde. Von Maria Christinens Freundschaft zur ersten Gemalin des Kaisers Josef wurde bereits (Seite 710 bis 714) eingehend gesprochen.

Herzog Albrecht und seine Gemalin hielten in Preßburg einen prächtigen Hof, der ein wichtiges Verbindungsglied des deutschen und ungarischen Adels bildete. Im Jahre 1781 übernahm der Herzog das Gouvernement in Brüssel und blieb dort bis zur belgischen Revolution. Erzherzogin Christina war eine sehr geistreiche, lebendige Frau von hohem politischen Verstande; diese Eigenschaften, sowie ihre körperliche Schönheit und ihre Liebe zur Wohlthätigkeit machten sie zu einer der ersten Frauen ihrer Zeit. Viele der nützlichsten Stiftungen und Anstalten haben dieser Fürstin das Entstehen zu danken, darunter sich vor Allem die Wasserleitung aus mehreren Bergquellen hinter Hütteldorf bis in die sonst Wassermangel leidenden Vorstädte von Wien: Mariahilf, Neubau, Schottenfeld u. s. w., auszeichnet, wozu die Erzherzogin in ihrem Testamente ein beträchtliches Legat bestimmte und deren Ausführung ihr Gemal sodann mit königlicher Freigebigkeit zu Stande brachte — die sogenannte Albertinische Wasserleitung. Maria Christina starb in Wien am 24. Juni 1798 im Kannitz-Palais zu Mariahilf, das sie vor Kurzem bezogen hatte. Sie hatte ihrem Gemale nur eine Tochter, Maria Theresia, geboren, welche nur wenige Stunden lebte.

Herzog Albrecht errichtete seiner Gemalin im Jahre 1805 in der Augustiner Hofpfarrkirche ein prachtvolles Grabdenkmal, welches die Meisterhand Anton Canova's anfertigte und das 30.000 Ducaten kostete. Dieses wahrhafte Meisterwerk stellt eine sich auf Stufen aufbauende und über dem Eingange mit dem von dem Genius der Glückseligkeit getragenen Medaillon der Erzherzogin geschmückte Grabpyramide dar. Der Pforte zu schreiten die Tugend, begleitet von zwei trauernden Jungfrauen, und die Wohlthätigkeit, symbolisirt durch eine weibliche Gestalt, welche einen blinden Mann geleitet. Rechts lehnt auf dem Rücken eines gelagerten Löwen ein Engel mit dem Schilde des Herzogs, namentlich letztere Figur ist von wunderbarer Schönheit. (Bild Seite 824.)

Herzog Albrecht lebte von 1793 an in Wien, ein Freund und Gönner aller künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen, selbst ein sehr geschickter Zeichner und Kupferätzer. Er hatte das Haus des Grafen Taroucca auf der Augustinerbastei angekauft und es zwischen 1801 und 1804 in einen prächtigen Palast umbauen lassen. In diesem legte er eine reiche Bibliothek und die kostbare berühmte Kupferstichsammlung — heute die „Albertina" genannt — an und brachte noch im hohen Alter seine liebsten Stunden in dieser Gallerie zu. Er

starb am 10. Februar 1822 und vererbte sein Vermögen auf den dritten Sohn des Kaisers Leopold II., auf den Erzherzog Karl, berühmten Feldherrn und Sieger bei Aspern.

Es wurde bereits erzählt (Seite 722—726), wie Maria Theresia schwer erkrankt war, daß sie aber am 22. Juli, vollkommen genesen, bei dem Tedeum in der St. Stefanskirche erschien, welches wegen ihrer Wiederherstellung gefeiert wurde. An diesem Tage erfuhr man in der That, wie verehrt und geliebt diese Frau im Volke war; es war noch dieselbe Geschlechtsreihe, die mit ihr aufgewachsen gewesen, die sie in Unglück und Glück gesehen hatte. Kaiser Josef hatte seine Mutter beredet, bei diesem Dankfeste, das er noch in ihrer Gesundung angesagt hatte, persönlich zugegen zu sein und, um alle ihre Kinder mitnehmen zu können, hatte sie es bis zu diesem Tage verschoben. Die Ordnung des Zuges von der Burg bis zum Stefans-Dome hatte der Kaiser selbst angeordnet. Das Volk, das ungeachtet des Regens alle Straßen füllte, gab laut und ungezwungen seine Freude zu erkennen, und als die geliebte Monarchin am Arme ihres Sohnes Josef den Rückweg zu Fuße antrat, umwogte sie der stürmischeste Jubel des treuen Volkes. Noch am Abend wogten die Massen in der Burg auf und ab und die Kaiserin warf von ihren Fenstern Denkpfennige aus, die eigens geprägt worden waren.

Am 17. Februar 1768, gegen drei Uhr Morgens, ereignete sich in und um Wien ein furchtbares Erdbeben. Binnen dreißig Sekunden geschahen mehr als hundert gerade und heftig nach oben wirkende Stöße mit furchtbarem unterirdischen Getöse, wobei die Donau aus ihren Ufern trat, Brücken abriß, Mauern und Planken umstürzten und eine unschätzbare Quantität Wein in den Kellern verdarb. Am 18. drohte die Donau der Leopoldstadt einen gänzlichen Untergang; das Donau-Eis brach um die Mittagszeit, riß sogleich die Schlag- (heutige Ferdinands-) Brücke mit sich und setzte die ganze Vorstadt unter Wasser; die hochbrausenden Wogen machten jede Hilfe von der Stadt aus beinahe unmöglich. In dieser dringenden Gefahr bestieg Kaiser Josef II. einen Nachen und befahl den zagenden Schiffern, ihn überzusetzen. Dieses heroische Beispiel ermunterte die Furchtsamen, und der edle Fürst errang das erhebende Bewußtsein, der Erste bei der Rettung der Unglücklichen gewesen zu sein. Neun Tage hindurch stand das Wasser so hoch, daß es an die ersten Stockwerke der Gebäude reichte, und erst am zehnten Tage trat die Donau in ihre Ufer zurück, eine schauerliche Stätte der Verwüstung zurücklassend. Bei dem Erdbeben erhielt auch die k. k. Burg in Wiener-Neustadt (das heutige Militär-Akademie-Gebäude) schwere Beschädigungen; die Gewölbe zersprangen, einige Mauern barsten von oben bis unten. Im Jahre 1771 ließ die Kaiserin diese Verwüstungen ausbessern und erst nach sechs Jahren stand Alles wieder in seinem vorigen Zustande da. Bei dieser Gelegenheit war es, daß man in der merkwürdigen Burgkapelle unter dem Hochaltare, der abgetragen werden mußte, den ganz in Vergessenheit gerathenen Sarg des Kaisers Maximilian I. wieder auffand, wozu eine eigene Hofcommission von Wien aus abgeordnet wurde, die über diesen interessanten Fund eine ausführliche Relation erstattete.

Im Monate Februar 1768 spielte sich im Hofburgtheater eine Scene ab, wie sie bis dahin und seitdem einzig in ihrer Art dasteht. Um den ganzen Effect derselben zu begreifen, muß in Anbetracht gezogen werden, daß von Kaiser Josef, der sich entschieden weigerte, ein drittes Mal zu heiraten, kein Thronfolger zu erwarten stand, und daß die Kaiserin somit die ganze Hoffnung auf Erhaltung des Mannesstammes in ihrem Hause, welche sie nicht mit Unrecht für eine Lebensfrage der Habsburg-Lothringischen Dynastie ansah, auf ihren zweiten Sohn Leopold, seit 1765 nach dem Rechte der Secundogenitur

M. T. Die wiedergenesene Kaiserin Maria Theresia erscheint mit ihrem Sohne Josef unter dem Volke. 10

Großherzog von Toscana, setzte. Und als der Hof zu Florenz im Herbste des Jahres 1767 das Bevorstehen eines freudigen Ereignisses meldete, da fieberte Maria Theresia vor Ungeduld. Der Courier von der Arnostadt ritt damals volle sieben Tage und Nächte, man hatte an allen Stationen die besten Pferde „hinterlegt", die sattelfestesten Reiter zum Courierdienste ausgewählt.

Die zahlreichen Nachkommen Maria Theresia's waren ziemlich vollständig in der großen Loge des Hofburgtheaters versammelt, die schon damals in drei Abtheilungen gesondert war. Es war ein großes Ballet, das man dem Publikum vorführte, von dem berühmten Meister Noverre, der sich damals in Wien aufhielt und wahre Triumphe feierte. Das Publikum sah aufmerksam zu. Plötzlich, gegen Ende des ersten Aktes, bemerkt man, daß sich die Aufmerksamkeit der erlauchten Zuschauer in der Hofloge von dem, was auf der Bühne vorgeht, ab und einem außerhalb der Loge befindlichen Geschehniß zuwendet. Mit der Ungeduld, welche Josef's II. ganzes Leben charakterisirt, springt der Mitregent auf und öffnet die nach dem Gange führende Logenthüre; dieser Corridor stand mit den Appartements der kaiserlichen Familie in unmittelbarer Verbindung, so daß die Mitglieder derselben in wenig Minuten das Theater erreichen konnten. Die Bewegung in der Hofloge war dem Publikum nicht entgangen, alle Köpfe wendeten sich dahin.

An der geöffneten Thüre der Loge erscheint die Kaiserin im weißen Nachtkleide; sie hatte sich's nicht versagen können, ihren Kindern die freudige Nachricht mitzutheilen, welche der eben von Florenz angekommene Courier gebracht hatte, und, ihrem Jubel Ausdruck gebend, ruft sie überlaut in die Loge hinein: „Der Leopold hat an Buam!" (Der Leopold hat einen Buben!) Die helle volle Stimme der Mutter des Volkes war den Wienern viel zu gut bekannt, das Ereigniß ein zu allgemein erwartetes und die Art und Weise, wie es die erhabene Frau ihren Kindern mittheilte, eine zu herzliche, echt wienerisch gemüthliche, als daß das aus Wienern bestehende Publikum nicht sofort darauf eingegangen wäre. Es entstand ein unglaublicher Enthusiasmus. „Hoch die Kaiserin! Vivat Maria Theresia!" erscholl es dröhnend aus allen Ecken und Enden des Hauses; das Publikum erhob sich von den Sitzen, ein unerhörter Applaus erschütterte das Theater, Hunderte von Taschentüchern wurden in Bewegung gesetzt, und während die Erzherzoge und Erzherzoginnen sich bescheiden in den Hintergrund der Loge zurückziehen, stürzt die Kaiserin, ihr Negligée vergessend, an die Brüstung vor, schwingt ihr Sacktuch dem Volke entgegen und ruft, während Thränen der Rührung ihre Wangen netzen: „Ich dank' schön! Ich dank' schön! — Ja, ja, der Leopold hat an Buam kriegt! Der is galant — g'rad als Bindband (Eingebinde) zu mein' Hochzeitstag!" (12. Februar.) Die Aufregung im Publikum dauerte bis zum Schlusse der Vorstellung fort, nachdem die Kaiserin sich längst schon zurückgezogen hatte. Leopold's Erstgeborener war Franz, nachmals Franz I., Kaiser von Oesterreich, der Großvater des jetzt regierenden Kaisers Franz Josef I.

Im selben Jahre hatte Wien die Ehre, einen der größten Gelehrten zu beherbergen, den Archäologen Johann Joachim Winkelmann (geb. in Stendal am 9. December 1717), der sich entschlossen hatte, Deutschland zu besuchen, nach Wien kam und hier vieler Gunstbezeugungen der Kaiserin Maria Theresia wie des Fürsten Kaunitz theilhaftig wurde. Er erhielt viele Geschenke und Anträge zu Anstellungen, wollte aber Italien, wo er besonders beim Papste in Rom hochangesehen war, nicht entsagen, und reiste wieder dahin zurück. Am 1. Juni 1768 langte er in Triest an und fand hier am 8. Juni seinen Tod durch die Hand eines Raubmörders.

Dieser, Namens Franz Arcangeli, hatte als Koch in Wien beim Pächter des Lotto, Grafen Cataldi, gedient, machte sich daselbst eines namhaften Hausdiebstahls schuldig, weshalb er zu vier Jahren in Eisen zur öffentlichen Arbeit verurtheilt wurde. Ein Jahr der Strafe wurde ihm nachgelassen, er mußte Urfehde schwören, worauf man ihn aus den österreichischen Staaten verbannte. Er ging mit seinem vorgeblichen Eheweibe Eva Rachel von Wien nach Venedig, kehrte aber Ende Mai 1768 wieder nach Triest zurück, wo er ohne Geld in schlechtem Anfzuge in demselben großen Gasthofe den Aufenthalt nahm, wo der eben von Wien gekommene Winkelmann im Nebenzimmer bequartiert war. Arcangeli erwies dem Gelehrten allerlei kleine Dienste, wodurch sie sich befreundeten, so daß ihm Winkelmann die goldenen und silbernen Medaillen zeigte, welche er von der Kaiserin erhalten. Der Bösewicht beschloß, sich in den Besitz derselben zu setzen, kaufte am 7. Juni ein scharfes Messer und vollführte am 8. den grausen Mord. Er entfloh, wurde jedoch in Adelsberg eingeholt, nach Triest gebracht und daselbst am 20. Juli gerädert.

Ein anderes Ereigniß in diesem Jahre, das großen Schreck verursachte, begab sich am 13. November. Wie bereits (Seite 87) erwähnt, hatte der speculative Franzose Charles Defraine (geb. 1727, gest. 1768) ein großes hölzernes Amphitheater unter den Weißgärbern errichtet, welches für Thierhetzen bestimmt war und im Volksmunde schlichtweg „die Hetze" hieß. (Bild Seite 137.) Im amtlichen Stile führte es jedoch den stolzen Titel: „Kais. kön. privilegirtes Hetztheater". Das Gebäude zeichnete sich durch Ausdehnung sowohl, als durch Zweckmäßigkeit aus. Es war ein kreisrunder Holzbau, der 22½ Klafter im Durchschnitte hatte und mehr als 3000 Zuschauer faßte. Ueber dem Eingangsportale, auf dem ein Doppeladler prangte, befand sich eine Terrasse, die eine hübsche Aussicht auf den an Hetztagen sehr belebten Platz vor dem Theater, wie auch seitwärts in das Behältniß der Hunde gewährte.

Im Innern befanden sich im Umkreise des Erdgeschosses einundzwanzig wohlversicherte Fallen, worin ein Löwe und ein Tiger, dann mehrere Bären, Wölfe, Wildschweine, Luchse und Dachse aufbehalten wurden; ferner sechs Ausgänge für die größeren Thiere, als: Ochsen, Pferde und Hirsche, und endlich ein geräumiger Auslaß für die Hunde. Ueber dem Parterre erhoben sich drei Gallerien, in deren erster sich nebst geräumigen Logen auch noch das Orchester befand, welches die blutigen Kämpfe am Hetzplatze unten mit einem wahrhaft musikalischen Höllenspektakel begleitete.

Im Mittelpunkte der Arena lag ein mit Wasser gefülltes Bassin, dritthalb Klafter im Durchschnitte groß, in welches sich zum Ergötzen des Publikums gewöhnlich die durch Hunde verfolgten Bären begaben, das aber sonst nur zum Baden der Hunde und Hetzthiere diente und für gewöhnlich verschlossen blieb. Zur Seite des Bassins ragte ein sieben Klafter hoher Steigbaum in die Luft, worauf sich die „Hetzknechte" flüchteten, wenn der Kampf etwa allzu heftig entbrannte und Gefahr für ihr Leben zu befürchten stand; doch gehörte es auch zu den ständigen Späßen der „Hetze", daß reißende Thiere, besonders der „Raub-Bär", diese Stange erklettern und ihren Fraß von oben herabholen mußten. Indem der „Hetzmeister" ein an einem Seile befestigtes Thier an dem Baume hinaufzog, machte er die ausgehungerten Bestien so toll, daß sie mit den lächerlichsten Sprüngen ihr Opfer zu erhaschen suchten, das sie alsdann erwürgten und in ihre Behältnisse schleppten.

Die Saison der Hetzen begann im März und dauerte bis Mitte November; doch fanden die Vorstellungen, die Punkt halb fünf Uhr begannen und nicht über anderthalb Stunden währten, in der Regel nur an Sonn- und Feiertagen statt. Bei der außergewöhnlichen Beliebtheit, deren sich die Hetze in Wien

erfreute, gestaltete sich ein solcher Tag zu einem wahren Festtage. Schon Samstag Abends umwogten Tausende Neugierige den kleinen närrischen Zug, der sich vom Hetzhause aus durch die Straßen der Stadt und Vorstädte in Bewegung setzte und aus einem berittenen Manne im eleganten Jagdcostüme, aus mehreren Pfeifern und Trommelschlägern und sechs bis sieben Holzknechten bestand, die ganz in gelbes Leder gekleidet waren und höchst abgeschmackte „Hetzprogramme“ an das Publikum vertheilten. — Der Sonntag selbst aber drückte der Abhaltung der Thierkämpfe eine ganz eigenthümliche Physiognomie auf, und ein Zeitgenosse schildert uns die an solchem Tage stattgefundenen Spektakel in folgender Weise.

„Sonntags am frühesten Morgen wird auf dem in der Mitte des Hetz-Amphitheaters stehenden Steigbaume eine schwarzgelbe Fahne aufgebißt und an den Ecken aller Gassen Zettel (mit rothen Buchstaben gedruckt) geklebt, die so voll des albernsten Unsinnes stecken, als wären sie im Narrenthurm geschrieben worden. Die gelben Skalpirer (Abschinder) laufen auf allen Straßen herum und hören sogar in ihrer Mordmiform in den Kirchen die heilige Messe.“

„Nachmittags um zwei Uhr zieht die Wache an das Hetzhaus, und ein Schwarm Tambours und Trompeter von den garnisonirenden Regimentern lagert sich auf dem Balkon des Theaters, wo um drei Uhr das Getöse einer wahrhaft türkischen Musik losbricht. Nach drei Uhr bewegen sich schon dichte Haufen Neugieriger zum Stubenthor, über die Manthbrücke und zum Theresienthor hinaus. Ihnen folgen eine Stunde später viele Fiaker, theils mit vielköpfigen schweren (d. i. vermöglichen) Bürgerfamilien, theils mit zärtlichen Hausknechten und Handwerksburschen nebst ihren Schönen bepackt. Noch eine halbe Stunde später fliegt manches vergoldete Pirutsch (von pirogue, Nachen; vornehmere Equipage, offene Kalesche), ein Paar halb oder ganz adelige Geschöpfe wiegend, zur blutigen Wahlstatt.“

„Sobald man über die Fortification (Stadtumwallung) hinaus ist, hört man die kriegerische Musik. Hat man sich dem Zirkus auf etwa dreihundert Schritte genähert, so wird man durch ein wüthendes Gebell von einer zahlreichen Meute erschüttert und betäubt. Am Eingange selbst endlich wälzt sich unserer Nase eine Gestankwolke von unvergleichbarer Abscheulichkeit entgegen. Man tritt durch eine enge schlechte Treppe in das hölzerne Haus. Es strotzt von unten bis oben von mehreren tausend Zuschauern jedes Geschlechts, Alters, Standes und Ranges. Man sieht in den Logen, die einen Ducaten kosten, Grafen und Gräfinnen; auf der ersten Gallerie Kammerherren, Ritter, Räthe, Negozianten, Kaufleute, Officiere, Gardisten, Stallmeister ꝛc. mit Frauen, Töchtern, Liebhaberinnen, jungen Witwen, Kammerjungfern vermischt; im zweiten Stocke Dicasterianten (Beamten der Landesbehörden), Mönche(?), Bürger, Friseure, Studenten, Ladendiener, Kutscher, Lakaien, Stubenmädchen, Köchinnen, Putzmacherinnen, Fleischhauersweiber mit ihren Kindern; im dritten Stocke endlich Alles, was zu jenem Plebs gehört, der nicht mehr als zehn Kreuzer zu bezahlen vermag.“

Man darf nur eines der vorhin erwähnten, gewöhnlich von dem Schriftsteller Johann Rautenstrauch verfaßten „Hetzprogramme“ zur Hand nehmen, um jenes ebenso verwerfliche als elende Schauspiel beurtheilen zu können, welches noch vor hundert Jahren zu den beliebtesten in Wien zählte. „Eine scharfe Hetze“ — „eine blutige Hetze“ — „eine sehr blutige Hetze“ — „eine sehr scharf kämpfende Hetze“ — „eine Hetze auf Mord und Tod“ — „ein starker herrlicher Thierkampf“ — „eine schöne Osterhetze“ — „ein Thier-Massacre ohne Gleichen“ — „eine Lustmetzelei sans comparaison“ (unvergleichlich) — „ein furchtbarer Tiger- und Löwenkampf“ — dies waren die gewöhnlichen Lockankündigungen. Zuweilen verstieg sich auch der famose Verfasser sogar in's Hochpoetische: „Der

in den vier Elementen kämpfende Bär" — „die Donnerkeile Jupiters" — „der Esel in der Bataille" — „das Maibouquet des Raufbären" — „die Schlittenfahrt im Sommer" — „Gute Nacht, Schweizer!" u. dergl.

Durch solche Titel verlockt, erwartete das Publikum mit fieberhafter Spannung die Dinge, die da kommen sollten. Endlich öffnete sich ein Thor. Der in gelbes Leder gekleidete Hetzmeister betritt den Kampfplatz und klatscht, nachdem er einige Feuerwerkskörper losgebrannt hat, tüchtig mit der Peitsche. Auf dieses Signal hin verstummt die Musik — Alles ist in banger Erwartung. Noch ein Peitschenknall — und ein wilder Ochse stößt ein zweites Thor auf, aus welchem er mit gesenkten Hörnern auf den Kampfplatz stürzt. Der Hetzmeister retirirt sich und man läßt einige feige Hunde los, um das Thier zu necken

Erzherzogin Maria Christina. (Seite 810.)

und toller zu machen. Endlich erscheinen einige abgerichtete Köter; diese packen den Ochsen, der ihnen die Hörner dicht am Boden entgegenhält, an den Ohren und halten ihn still. Jetzt fallen Trompeten und Pauken ein, man scheit „Hussa! Hussa!" stampft und klatscht in die Hände und der Jubel steigert sich in's Unendliche, als die tapferen Hunde den überwundenen verblüfften Ochsen auf einen Wink des Meisters abführen. Aehnliche Auftritte ereigneten sich mit Bären, Hirschen, Ebern und Wölfen; den Beschluß machte aber gewöhnlich ein Bär, der trotz des ihn umgebenden Feuerwerkes seinen Raub von dem Steigbaume herunterholte und ihn verzehrte.

Manchmal ging es jedoch nicht ohne ein bedeutsames Unglück ab, wie dies auch am eingangserwähnten Novembertage der Fall war. Es begab sich nämlich, daß ein sehr wilder Bär, der im Hetz-Amphitheater schon viele Thiere zerfleischt hatte, aus seinem schlechtverwahrten Stalle ausbrach. Der Hetzmeister Frank eilte demselben im Vorhofe entgegen, wurde aber von dem grimmigen Unthiere

zu Boden geworfen und zerfleischt. Nicht besser ging es einem Hetzjungen, der dem Hetzmeister zu Hilfe eilen wollte und, um ihn zu retten, Steine auf den Bären warf. Die Hetzknechte beeilten sich, die Fanghunde loszulassen, aber auch sieben davon erlagen dem Bären, welcher hierauf die Straße gewann und die entsetzte Menge in wilder Flucht vor sich hertrieb, bis die Wache von den nahen Magazinen herbeieilte und den Bären durch mehrere Schüsse erlegte.

Wie im Verstehenden geschildert, war ein Schauspiel beschaffen, das den höheren Classen Stoff zu Wetten, den Fleischern, Lakaien, Kanzleischreibern aber zu langen Lobreden und Auseinandersetzungen über Ochsen, Bären und Hunde gab und dessen Volksthümlichkeit als Lieblingsschauspiel der Wiener bis zum Jahre 1796 erhalten blieb, in welchem am 1. September aus unbekannt

Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen. (Seite 810.)

gebliebener Ursache ein Brand ausbrach, der das größtentheils hölzerne Gebäude rasch bis auf den Grund in Asche legte. Alle Thiere gingen dabei zugrunde, nur der kluge Auerochse hob mit seinen Hörnern die Thüre des Stalles aus den Angeln und gelangte in's Freie, ließ sich jedoch, vom Gluthmeere eingeschüchtert, ruhig zu einem benachbarten Fleischer führen. Er kam später in die Menagerie in Schönbrunn, wo er bis 1809 lebte. Die Hetze wurde nicht wieder aufgebaut, indem Kaiser Franz die Bewilligung versagte, dieses grausame und rohe Schauspiel in Wien weiter zu betreiben. An dieses einstige Volksspektakel erinnert aber noch heute die „Hetzgasse" im III. Bezirk, Landstraße.

Ungleich gemüthlicher war dagegen eine andere öffentliche Unterhaltung der Wiener.

Im Monate Januar 1767 hatte am 26. ein interessantes Volksfest stattgefunden, nämlich die Landfahrt der Schiffsknechte. Es hatten die Schiffer einst, für den Fall, daß der Donau-Arm bei Wien bis auf den Grund

einfror, die Freiheit, mit einem auf Kuffen (hölzernen Gestelle) gesetzten Schiffe zu Land eine Fahrt von der Roßau durch die Stadt nach der Leopoldstadt zu halten. Nachdem durch hundert Jahre bereits dieser Fall nicht geschehen, unternahmen die Schiffer am obgenannten Tage, nach zwölf Uhr Mittag, diese Lustfahrt. (Bild Seite 849.) Die Pferde waren mit Schellen, Federn und Bändern geschmückt. Das Schiff war neun Klafter lang, wurde von vierzehn Schiffspferden auf Hohenauer Art gezogen und zu Lande über den Schnee in die Stadt gefahren. Die Fahrt ging durch das Schottenthor hinein durch die Herrengasse nach der kaiserlichen Burg, auf deren Platze das Schiff in einem Kreise herum und darauf durch die bequemsten Straßen und Plätze der Stadt, endlich durch das Schottenthor wieder hinaus in die Roßau gefahren wurde. Vor Wendung oder Anhalten des Schiffes ließen die Schiffer ihre bekannten Rufe ertönen. Auf dem Schiffe ließen sich einige Spielleute hören und das Schiffsvolk beschäftigte sich mit Kochen, nahm das Mittagessen ein und vertheilte auch Speisen unter das jubelnde Volk. Auf den Hauptplätzen der Stadt wurde auch das sogenannte „Windfeiern" nachgeahmt. Die Freiheit zu dieser Schiffs-Schlittenfahrt mögen sich die Fischer wohl als Anerkennung für irgend eine Hilfsleistung, etwa bei einer gefahrvollen Ueberschwemmung in vergangenen Jahrhunderten, erworben haben.

Der pflügende Kaiser Josef.

Eine reiche Fülle von Begebenheiten und Anekdoten knüpft sich an die im vorigen Abschnitte erwähnten Reisen des Kaisers Josef II. Wir können daraus aber nur zwei der interessantesten und epochemachendsten Momente eingehender hervorheben: das eigenhändige Pflügen eines Feldes in Mähren und sein Besuch bei Friedrich II. in Neisse.

Es war im August 1769, als Kaiser Josef II., unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein nach Neisse reisend, um daselbst dem Könige Friedrich II. von Preußen bei dessen militärischem Lustlager einen Besuch abzustatten, nach Mähren kam. Der Kaiser hatte zu gleicher Zeit einen Theil seiner Armee auf der großen Thalfläche der Hanna, bei Ollschan, versammelt, um sie in der Vorbeireise zugleich mit in Augenschein zu nehmen. Auf der Landstraße (seitdem Kaiserstraße genannt, zwischen Brünn und Olmütz) unweit Raußnitz brach am 19. August Vormittags eine Achse des Reisewagens und der Monarch war genöthigt, auszusteigen.

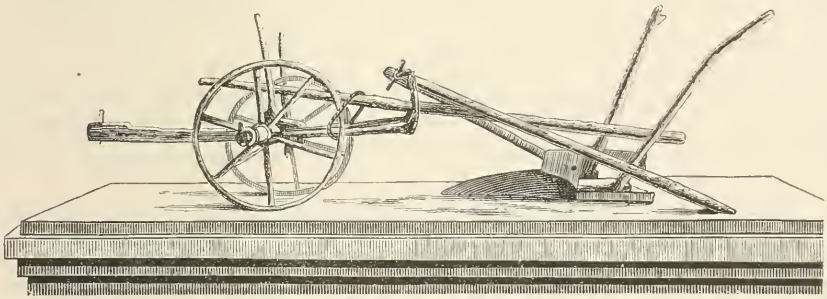
Anton Trnka, ein Landmann aus dem nahen Dorfe Slawikowitz (Posorzitzer Herrschaft), bestellte eben an der Kaiserstraße sein Feld zur Herbstsaat; da trat Kaiser Josef, die Herren seines Gefolges hinter ihm, zu dem Bauer. „Laß' Er mich an den Pflug, guter Mann!" sagte der Kaiser freundlich. — „Was wollt Ihr?" gegenfragte der Bauer. — „Ich will ackern." — „Das versteht Ihr ja gar nicht!" erwiderte der Bauer, welcher meinte, man wolle ihn zum Narren halten, ziemlich schroff. — „Ich will's aber versuchen, vielleicht versteh' ich's doch!" — „Hm, das Ackern g'hört nur für die Bauerslent', nicht für einen so feinen Herrn, wie Ihr einer seid; für Euch wär's doch nur eine Schand'!" — „Keine Arbeit ist Schande, am allerwenigsten die des Bauers, der das tägliche Brot gewinnt. Merke Er sich das, lieber Mann. Laß' Er mich's versuchen."

Das vornehme Aussehen des Mannes, sowie dessen stattliches Gefolge bewogen endlich den Bauer, nachzugeben. Josef ergriff die Handhabe des

M. T. Kaiser Josef II. führt den Pflug. 11

Pfluges und mit der andern Hand die Peitsche und ackerte eine Furche auf und nieder. Dann gab er Peitsche und Pflug zurück, beschenkte den Bauer und sagte leise lächelnd zu den Herren seines Gefolges: „Sehen Sie, meine Herren, ein Herrscher muß Alles können.“ Es läßt sich denken, welche Empfindungen den Bauer ergriffen, als er hörte, der noble junge Mann, welcher mit seinem Pfluge geackert, sei der Kaiser des heiligen römisch-deutschen Reiches.

So die geschichtliche Thatsache; die Romantik will aber dabei auch ein Wörtlein mitsprechen, und so wird denn in der Gegend, wo die Begebenheit stattfand, fest geglaubt und erzählt, daß ein eigenthümlicher Impuls den Kaiser zum Ackern getrieben habe. Als derselbe nämlich nahe des Ortes, wo seine zerbrochene Wagenachse ausgebessert wurde, mit seinen Begleitern herumspazierte, hörte er in einem an der Landstraße gelegenen Gärtchen zwei junge Bauersleute, einen Burschen und ein Mädchen, laut jammern. Nach der Ursache forschend, erfuhr er von dem verzweifelnden Paare, wie der Bursche um die Hand des Mädchens, das er liebe, angehalten, wie es ihm aber der Vater verweigert, da er zu arm wäre, und auf unablässiges Drängen endlich zornig erwidert habe: „Du bekommst mein Mädel eben so wenig zum Weib', als der



Der Kaiser Josef-Pflug in Brünn. (Seite 820.)

Kaiser auf mein Feld kommt und dort mit meinem Pfluge ackert. Wenn das einmal geschieht, dann kannst sie haben!“ — Josef fragte lächelnd, wo sich denn der tyrannische Vater befinde, und der Bauernbursche wies ihm die Stelle auf dem vom Garten aus sichtbaren, nicht allzu entfernten Felde, auf welchem der Bauer ackerte. Der Kaiser trat sofort den Weg dahin an und — das Uebrige ist bereits detaillirt erzählt worden — ackerte. Als der alte Bauer erfahren, wer ihm die hohe Ehre geschenkt, soll ihn Josef aufmerksam gemacht haben, daß er nun dem Burschen sein Wort halten müsse, da die Bedingung zur Heiratseinwilligung erfolgt wäre, und Truka willigte freudig ein, denn, sagte er, einen Schwiegersohn, wegen welchem der Kaiser selbst den Pflug führt, der ist nicht mit Gold zu bezahlen.

Zur Erinnerung an den denkwürdigen Moment, als Kaiser Josef II. bei Slawikowitz eine Furche zog, ließ nicht nur auf den Wunsch der Stände der Grundherr Wenzel Fürst Liechtenstein an der Kaiser- oder Aerarialstraße bei Slawikowitz, in der Nähe bei Neu-Raußnitz, ein Monument errichten, sondern auch gleich neben diesem fürstlichen die Gemeinde Slawikowitz ein einfaches Denkmal aus grobem Sandsteine in der Höhe kaum eines halben Mannes und in der Stärke von höchstens einem Schuh aufstellen und mit der Inschrift versehen: „Ano 1769 den 19. Augusti Haben Ihro k. k. Majestät Josephus II. Auf Disem Felt Keackert. Zum Ewigen Tenkzeichen Haben Mir Slawikowitzer Kemain (Gemeinde) Diesen Stein Eingesetzt.“

Beide Denkmale hatten eine nur kurze Dauer. Das fürstliche bildete einen viereckigen Körper von ungefähr einer Klafter im Durchmesser und anderthalb Klafter Höhe aus Backsteinen, welche nur durch Lehm zusammengehalten wurden. Diesen Körper bekleidete man zwar mit recht schönen Marmorplatten und befestigte sie mit eisernen Klammern, ohne daß sie jedoch, besonders oben, so dicht zusammenschlossen, daß nicht die Nässe hätte eindringen können. Dies mag die erste Veranlassung zur Zerstörung der Hauptseitenplatten gegeben haben, welche Unverstand und Muthwillen vielleicht fortsetzten. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts lagen beide Monumente in Trümmern. Die Seitenplatte des fürstlichen nach der Straße, auf welcher die Scene selbst, wie Josef pflügt, im Basrelief vergoldet vorgestellt war, erschien vorzüglich beschädigt; die Seite nach Brünn zu enthielt noch die lateinische Inschrift ziemlich unbeschädigt. Diese Inschrift lautete in lateinischer Sprache: „Kaiser Josef dem Zweiten, dem trefflichen Sohne Franzens und Theresiens, welcher am 19. des Monats August 1769 um die Volksindustrie, die Betriebsamkeit der arbeitenden Stände im Volksverein anzueifern und zu beleben, an dieser Stätte selbst den Pflug geleitet hat. Hier hat der große Kaiser den segnenden Ackerbau, diesen ersten Stand und Ernährer des Menschengeschlechtes, geadelt. Nach dem einhelligen Wunsche der Stände Mährens setzte dieses Denkmal Josef Wenzel Fürst von Liechtenstein."

Die Seite nach Slawikowitz sah aber desto schlimmer aus, da der ganze Obertheil der aus zwei Stücken zusammengesetzten Platte fehlte und auf der unteren nur noch die Reste der böhmischen Uebersetzung jener lateinischen Inschrift vorhanden waren. Auch das Bauerndenkmal lag darnieder; der Stein war schon 1788 gebrochen.

Um das Andenken des merkwürdigen Ereignisses der Nachwelt zu sichern, errichteten die mährischen Stände, auf der Stelle des früheren fürstlichen Monuments, im Jahre 1804 einen steinernen Obelisk. Derselbe trug folgende Inschriften in lateinischer Sprache. Auf der Vorderseite: „Als Josef II. in's Lager von Alschom reisete, nahm er dem Slawikowitzer Landwirth Anton Trnka den Pflug hier aus der Hand und leitete ihn selbst durch die Länge dieses Ackers. Durch dieses Beispiel hat er die Achtung, die er verdient, bewiesen. — Zum ewigen Andenken haben Mährens Stände unter dem Landeshauptmanne J. C. Grafen von Dietrichstein, diese Stätte zu heiligen beschlossen." An der Rückseite: „Mährens fromme Anhänglichkeit an sein Vaterland nahm Franz II. gnädig an. Er huldigte den Wünschen der Landesstände und bewilligte die Kosten mit zuvorkommendem Sinne zur Verherrlichung eines so großen Fürsten."

Den Pflug selbst, mit welchem Kaiser Josef ackerte (Bild Seite 819) stellten die Stände Mährens zum ewigen Andenken in dem landständischen Saale zu Brünn auf; ein geschmackvolles Postament von Marmor, in einer Höhe von sechs Fuß, hatte den Pflug sammt allem Zugehör, sogar Sterze (Stange) und Pflugschleife zu tragen. Alles an dem Pflugе ist grob, ungeschickt und so einfach als möglich; die Pflugräder sind sogar nicht mit Eisen beschlagen, nur die Naben (hohlen Radcylinder) haben eiserne Ringe und die horizontale Pflugschar ist von Eisen. Ein Ueberzug von Taffet wurde zur Bedeckung dieses gefeierten Pfluges bestimmt. Unter demselben kam die lateinische Inschrift: „Zum ewigen Angedenken der großen Auszeichnung des mährischen Landmannes vom Kaiser Josef II. im Jahre 1769 wurde 1802 dieses Denkmal gesetzt unter dem Landtags-Director Alois Grafen von Ugarte." Im Jahre 1873 bei der großen Weltausstellung in Wien war dieser Pflug im Pavillon des Ackerbauministeriums zu sehen. Er stand auf einem mit rothem Sammt

ausgeschlagenen Sockel, an welchem in goldenen Buchstaben der Name „Josef II." prangte.

Um auf das steinerne Denkmal zurückzukommen, war auch dieses in nicht zu langer Zeit dem Verfalle nahe. Da beschlossen die mährischen Stände mit kaiserlicher Bewilligung vom 8. März 1834 ein neues Monument aus Gußeisen zu errichten, was auch im nächsten Jahre zur Ausführung gelangte. Dieses Monument sammt der Gittereinfassung (Bild Seite 832) wurde in der rühmlichst bekannten k. k. priv. gräflich Salm'schen Eisengewerksfabrik zu Blansko in Mähren angefertigt und der Bau des steinernen Fundamentes so wie die Aufrichtung an Ort und Stelle von derselben geleitet, zu welchem Behufe ihr die von dem Professor der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien, Josef Klieber (geb. 1773, gest. 1850), gearbeiteten Modelle des Basreliefs, den Kaiser am Pfluge vorstellend, und der Ornamente ausgefolgt wurden. Die Modellirung aller Bestandtheile sammt Inschriften, der Kunstguß, die Vergoldung, sowie überhaupt die Zusammenstellung dieses Werkes war die Aufgabe für die verschiedenen Ateliers dieser Fabrik, welche selbe auf die ausgezeichnetste Weise löste und dadurch erprobte, auf welcher Stufe der Vollendung die vaterländische Industrie in diesem Zweige steht.

Die Höhe des Ganzen beträgt sammt der aus Quadersteinen ausgeführten Plattform einundzwanzig Fuß. An der gegen die Poststraße gekehrten Hauptfront ist das Tablean der kaiserlichen Namenschiffre J. II. mit Lorbeer- und Eichenlaubbekränzung, die Scene mit dem Pfluge und der mährische Adler im Wappen sichtbar; auf den übrigen drei Seiten sind Basreliefs, eine Getreidegarbe vorstellend, auf den Giebelfeldern angebracht, unter welchen sich, nach den den verschiedenen Ländern zugewendeten Fronten, und zwar gegen Mähren eine böhmische, gegen Ungarn eine lateinische und gegen Oesterreich eine deutsche Inschrift befindet, welche sagt: „Kaiser Josef II., hochehrend den Ackerbau, den Ernährer der Menschheit, pflügte auf diesem Felde am 19. August 1769. Dem Andenken des trefflichen Fürsten weihten Mährens Stände dies neu errichtete Denkmal 1835."

Das Monument ist hohl gegossen, $^7/_8$ Fuß mittlere Eisenstärke; im Innern sind die einzelnen Hauptbestandtheile durch Rippen, Schienen und Verschraubung dauerhaft zu einem Ganzen vereinigt. Die großen Inschrifttafeln, das Tablean der kaiserlichen Namenschiffre sammt Verzierungen, der mährische Adler und die Getreidegarben, womit die verschiedenen Felder geziert sind, im feinsten Sande geformt, wurden in voller Reinheit und Schärfe ohne alle Ciselirung lediglich aus dem Gusse genommen. Der fliegende Adler, der das Monument krönt, nach einem Modell des Professors in Berlin, Bildhauers Christian Friedrich Tieck (geb. 1776, gest. 1851), hohl gearbeitet und ohne Theilung der schwierigsten Gefiederpartien und der Extremitäten aus mehreren hundert Kernstücken geformt und in einem Gusse ausgeführt, ist eine ausgezeichnete Kunstleistung der Salm'schen Fabrik.

Die Gittereinfassung ist aus einzelnen Stäben mit Verzierung der Köpfe in Lilienform zusammengesetzt und mittelst Gesimsleisten verbunden. Der Raum um das vom Gitter eingeschlossene Monument ist mit geriffelten, gußeisernen Platten getäfelt, das Ganze schwarz lackirt und der kaiserliche Namenszug, die dreifachen Inschriften und der Adler an der Spitze vergoldet. Das Gewicht des Gußeisens beträgt 21.594 Pfund.

Am 29. August 1869 fand die einhundertjährige Jubiläumsfeier der Begebenheit an Ort und Stelle statt. Dreißigtausend Menschen waren bei derselben anwesend, Mehrzahl Slaven, darunter die noch lebenden vier Urenkel des Bauers Trnka und fast sämmtliche Bürgermeister Mährens. Als Stell-

vertreter des Kaisers Franz Josef I. war dessen Bruder, Erzherzog Karl Ludwig, anwesend, von den Ministern Dr. Karl Giskra und Graf Alfred Potocki. Die Feldmesse las der Pfarrer von Alt-Raußnitz, Moriz Dohnal, uneingeschüchtert durch die Drohbriefe, welche er von Leuten erhalten, die so gerne das schöne Fest zunichte gemacht hätten, daher auch der Erzherzog zu ihm sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie trotz der Anfeindungen den Muth gehabt, die Messe zu lesen. Ich wünschte, es gäbe viele solche Priester!" — „Hoheit, dann wäre Friede im Lande!" antwortete tief gerührt der schlichte Pfarrer. — Der Erzherzog schüttelte dem würdigen Manne nochmals die Hand und sagte: „Es ist ja ein dynastisches Fest, an welchem alle Parteien sich betheiligen können."

Beim Festbankette, an dem bei sechshundert Personen theilnahmen, brachte der Vicepräsident des Festcomités, Eduard Freiherr von Herring, Präsident der Brünner Handelskammer, in warm empfundener Rede ein Hoch auf den Kaiser aus, worauf, nach verrauschtem Jubel, der Erzherzog ein Glas nahm und mit volltönender Stimme darauf erwiderte: „Ich bin sehr erfreut, an dieser schönen Feier theilzunehmen, in dem Lande, das von jeher durch seine Anhänglichkeit an das Wohl des Kaisers und an dessen Haus, durch seine opferwillige Vaterlandsliebe, sowie durch die Hebung und Pflege der geistigen und materiellen Interessen sich auszeichnete. (Stürmischer Jubel.) Von dem innigen Wunsche beseelt, daß diese Gesinnungen stets erhalten bleiben, daß die Wohlfahrt des Landes immer segensvoller erblühe, erhebe ich das Glas auf das Wohl Mährens und seiner biederen Bewohner!" (Begeisterte, nicht endenwollende Hoch-Rufe.)

Darauf hielt Dr. Giskra folgende, von oftmaligen stürmischen Zurufen begleitete Rede: „Freudig bewegten Herzens und begeistert von den Worten aus erlauchtem Munde, nehme ich als Kind des Landes das Wort; des Landes, auf dessen Gedeihen soeben Worte des Glückwunsches von erhabener Stelle und von meinem freundlichen Collegen (Ackerbauminister Potocki) ausgesprochen wurden. Und wie sollte ich mich nicht gehoben fühlen als Sohn des Landes, wenn ich heute nach langer Abwesenheit wieder in meiner Heimat bin! Wie sollte ich mich nicht gehoben fühlen gerade bei dem heutigen Feste, welches Tausende und Abertausende aus allen Theilen meines schönen Vaterlandes zusammengeführt hat, um das Andenken des edelsten Monarchen zu feiern, des Monarchen, dessen Andenken, wie die alten Stände Mährens auf das Monument, welches wir gesehen, geschrieben haben, der Nachwelt heilig sein wird! Dessen Ruhm nicht nur darin besteht, daß die Erfolge seiner Thätigkeit seine Thaten kennzeichnen, sondern dessen Andenken im Herzen aller Mährer, aller Oesterreicher unvergessen lebt!"

„Fragen Sie den Bauer, wenn er den Sagen seines Großvaters lauscht, die er ihm aus seiner Kindheit zu erzählen weiß, vom Kaiser Josef. Er wird Ihnen sagen, daß die Zeit, wo sich der Bauer als Mensch zu fühlen begann, von dem Augenblicke datirt, wo der große Kaiser Josef die Leibeigenschaft aufgehoben hat. Wenn der Gelehrte in der Geschichte forscht nach den großen Thaten dieses Monarchen, so findet er sie freilich nicht in großen Schlachterfolgen, welche die Erde verwüsten und die Menschheit zerstören, aber er findet die segnende Hand eines Mannes, dem die Beglückung seiner Völker als die höchste ihm von Gott gegebene Aufgabe erschien."

„Friede und Eintracht war unter ihm in diesem Lande, das vor kurzer Zeit nur von dem einen Gedanken getragen wurde, daß für den Mährer nichts höher steht, als die Liebe zum Vaterlande, die Liebe zum Kaiser! Möchte doch der Gedanke, welcher heute Tausende und Abertausende von den Bewohnern meines schönen Vaterlandes ohne Unterschied der Sprache bewegt, möchte dieser Gedanke brüderlicher Eintracht dauernd Wurzel geschlagen haben! Möchten doch

die Mährer, slavischer und deutscher Zunge, wie sie sich heute in echt mährischer Brüderlichkeit zusammengefunden haben in dem Andenken an den großen Kaiser, brüderlich sich die Hand für alle Zeiten reichen, um gemeinschaftlich für die Aufgabe zu wirken, welche der Mährer immer für die höchste gehalten hat, nämlich den Glanz des Thrones, die Großmacht des Kaiserreiches zu fördern!" u. s. w.

Es gelangten auch Denkmünzen zur Vertheilung, die auch von Händlern verkauft wurden und die auf der einen Seite das Bildniß Josef's II. mit der Aufschrift: „Gedächtnißfeier bei Slawikowitz, 22. August 1869", auf der anderen Seite die Pflugführung Josef's mit der Aufschrift: „Kaiser Josef II. führt den Pflug, 19. August 1769" zeigten. Es hatte ferner der aus der Ackerbau-Bevölkerung zusammengesetzte Verwaltungsausschuß des Joslowitzer Contributionsfonds, eingedenk der von Josef II. ausgegangenen Gründung dieses Fonds, ein bleibendes Zeichen der Erinnerung an diesen Monarchen dadurch gestiftet (Juni 1869), daß er dessen lebensgroßes Brustbild (schönes Oelgemälde) ausführen und in der Verwaltungskanzlei anbringen ließ; zugleich wurde, als Seitenstück, auch das Bildniß des regierenden Landesherrn Franz Josef I., welcher das Gesetz vom Jahre 1864 über die autonome Verwaltung dieses Fonds erließ, aufgestellt.

Bemerkenswerth ist noch, daß ein zweites, wohl sehr wenig gekanntes Denkmal, welches dem später nochmals pflügenden Kaiser Josef gewidmet ist, existirt, und zwar im Schloßgarten zu Reichenberg in Böhmen. Der einfache, schlichte Denkstein zeigt den Kaiser pflügend und darunter die Inschrift:

„Da in Tausendsiebenhundert
Neun und siebzigsten Jahrn
Kayser Joseph allhier warn,
Ward von Ihm der Pflug bewundert,
Den man für Gärten neu erfand;
Auch wurde dieser Pflug geleitet,
Der Weg damit selbst zubereitet
Durch dieses großen Fürsten Hand,
Und über dieß des Werkes Werth
Durch seinen Beyfall hoch beehrt.
Als Denkmal dieses an den Stein
Der Nachwelt soll verzeichnet seyn,
Daß nicht nur auf dem Kayserthrone,
Nicht nur geziert mit Herrscherkrone,
Auch groß und gütig bey dem Pflug
Das Herze dieses Fürsten schlug."

Eine ähnliche interessante historische Erinnerung wie die mit Josef's Pfluge bewahrt die Gemeinde Kronstadt (böhmisch Kunstat) im Reichenauer Bezirk. Hier hat nämlich, wie das Memorabilienbuch der Pfarrkirche nachweist, Kaiser Josef II. am 5. September 1779 auf dem zur Conscriptionsnummer 5 gehörigen Felde Hafer geschnitten. Der Kaiser war am 4. des genannten Monats auf seiner Grenzbereisung nach Kronstadt gekommen, hatte dort gemittagmahlt und übernachtet und am 5. nach Anhörung der heiligen Messe seinen Weg nach Gießhübel (Olesnice) in Gesellschaft der Generale Wurmser und Browne fortgesetzt. Unterwegs nun war's, wo er auf dem obgenannten Felde, dessen damaliger Besitzer Ignaz Nutz hieß, Hafer mähte. So besagt das Memorabilienbuch; aber nicht blos in diesem, sondern auch im Munde des Volkes erhielt sich das Gedächtniß jener kaiserlichen Anerkennung des Bauernstandes. Noch Ende der Dreißiger-Jahre unseres Jahrhunderts erzählte Frau Mohaupt, geborene Nutz, Gattin des Freischulzen in Bärenwald, daß Kaiser

Josef sie als Kind auf den Arm genommen und bei ihren Eltern in Kunstat mit der Sense Hafer geschnitten habe, welche Sense sie als werthgehaltenes Andenken noch heute bewahre.

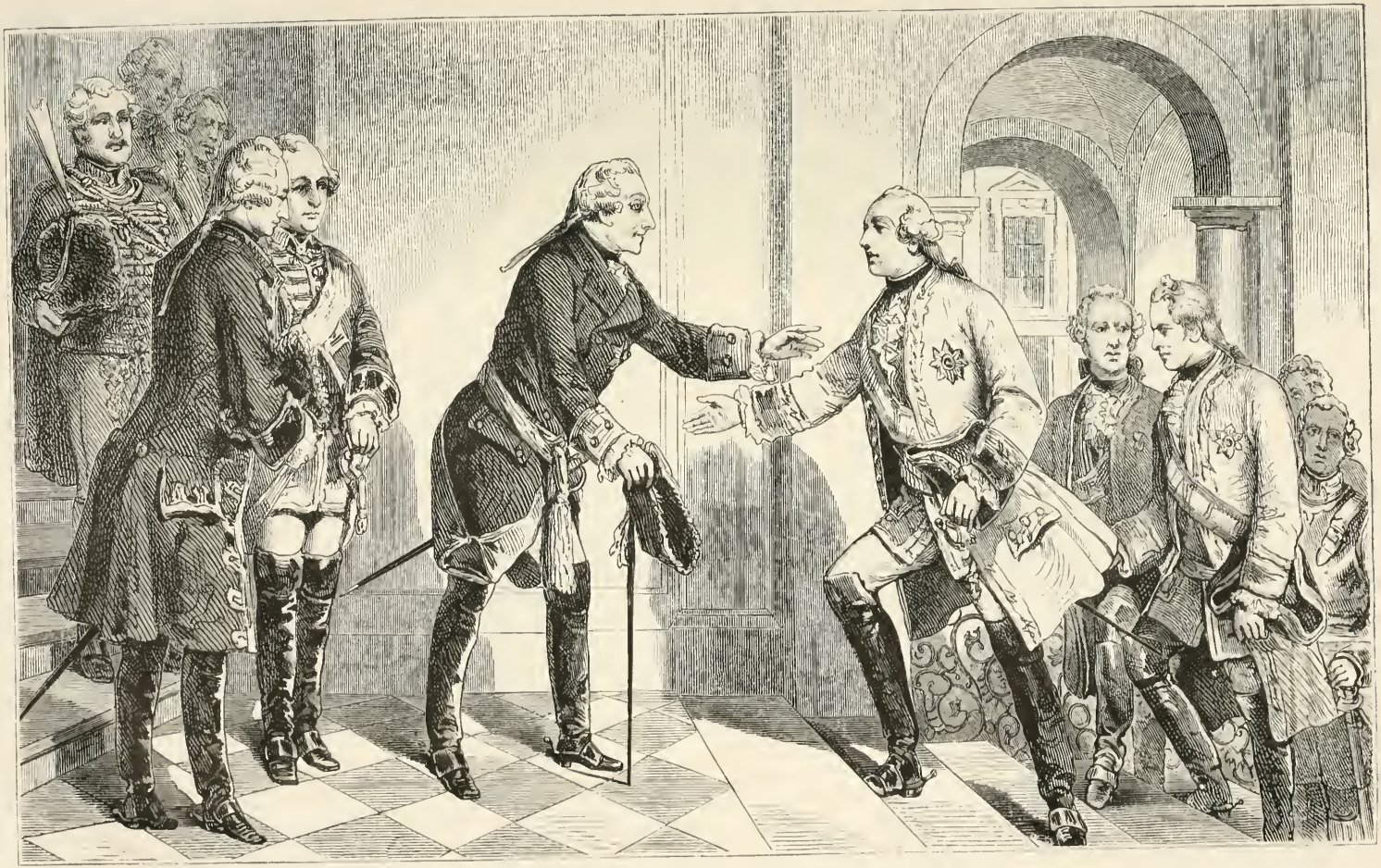
Kaiser Josef fand seit jenen Tagen mehrere Nachahmer in vornehmen, ja selbst in erhabenen Kreisen. Einige Zeit nach der Pflügung bei Slawikowitz ließ Josef einen Cavalier zu sich rufen, und als derselbe erschien, sprach der Monarch mit angenommener Strenge: „Ich hörte, daß Sie auf Ihren Gütern der ganzen Welt Aergerniß geben und selbst den Pflug dirigiren?" — „Es ist so, Eure Majestät. Nach Ihrem erst vor Kurzem gegebenen erhabenen Beispiele finde ich —" „Keine Entschuldigung! Ist ein solches Geschäft Ihr Zeitvertreib, oder eine Leibesübung, oder Spott gegen den Adel?" — „Keineswegs, Eure Majestät. Ich hoffe bei Ihrer Billigkeit geneigtes Ohr zu finden. Mein Vater war Gutsbesitzer in Mähren, wie ich es jetzt bin. Als Knabe schlug ich einmal einen Bauer in's Gesicht. Mein Vater erfuhr es und ich bekam kein Brot beim Essen. Ich beklagte mich hierüber, aber er antwortete mir: Bei der Gelegenheit lerne Diejenigen schätzen, denen Du dieses kostbare Product verdankst. Seitdem gewann ich den Geschmack zur Landwirthschaft, den mich mein Ankläger treiben sah." — „Und die ich Sie ersuche ferner nach Ihrem Gefallen zu betreiben und mir jährliche Resultate Ihres freundlichen Wirkens zu bringen. Ich liebe dergleichen und werde ihre Verleumder bestrafen. Sie glaubten, Ihnen zu schaden, ich versichere Sie jedoch, es war Ihr Nutzen, denn Sie haben meine volle Gnade!"

Als im Jahre 1815 Kaiser Alexander I. von Rußland (geb. 1777, gest. 1825) auf seiner Rückreise von Paris nach St. Petersburg einige Zeit sich bei der fürstlich Schwarzenberg'schen Familie zu Frauenberg (bei Budweis) aufhielt und am 19. October in der Gegend lustwandelte, wo gerade ein Bauer, Namens Faitl, aus Hosin, pflügte, da nahm er demselben den Pflug aus der Hand, ackerte damit eine Furche nach der ganzen Länge des Ackers und beschenkte dann den Bauer mit sechs Louisdor. Der Pflug wird zum Andenken an dieses, das gekrönte Haupt des Monarchen ebenso wie das Geschäft des Landmannes ehrende Ereigniß im Frauenberger Schlosse der Familie Schwarzenberg aufbewahrt.

Am 18. December 1841 ahmte der französische Marschall Thomas Robert Bugeaud (geb. 1784, gest. 1849), damals Gouverneur von Algier, in der Colonie von Arach, um den Ackerbau aufzumuntern, das Beispiel Kaisers Josef II. nach, und zog in Gegenwart der Generalität und einer großen Menge Araber die erste Furche mit dem Pfluge. Im October 1869 zeigte die Kaiserin Elisabeth ihre Hochhaltung der Landwirthschaft, indem sie auf dem, sich am Ende des Schloßparkes von Gödöllö ausdehnenden Haferfelde, dessen Ertrag für das Pferd der Monarchin bestimmt ist, beim Abmähen des Feldes mit einer Sichel in der Hand und im kurzen Hauskleide, das reiche Haar von einem blauen Bande zusammengehalten, erschien und beim Mähen half.

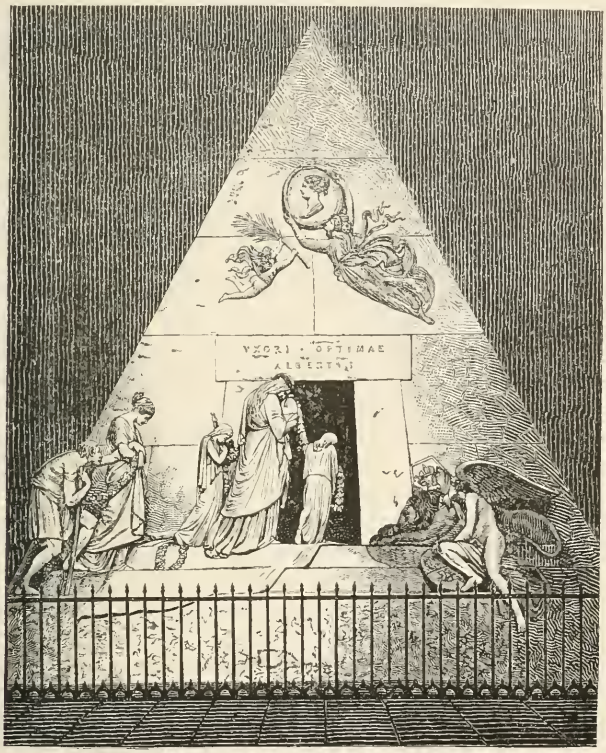
Josef's Denkmal bei Slawikowitz, der von ihm dem Publikum gewidmete Augarten in Brünn und die Franzensberg-Anlagen sammt Monument daselbst bilden das Kleeblatt der Gegenstände, welche, als man mit der Idee umging, den Augarten in eine Armencolonie zu verwandeln, im Jahre 1848 auf d'Elvert's Antrag, der mährische Landtag einstimmig zu Nationaldenkmalen erklärte und für bleibende Zeiten unter den Schutz des Landes stellte.

Wenden wir uns nun dem Ziele von Josef's Reise durch Mähren zu. Schon längst hatte der Monarch gewünscht, die Bekanntschaft des Königs Friedrich von Preußen zu machen. Als er im Jahre 1766 nach Böhmen



Zusammenkunft Josef's II. mit Friedrich II. im Lager bei Neiße, 1769.

und an den sächsischen Hof ging, um die Gegenden zu sehen, welche der Schauplatz des siebenjährigen Krieges gewesen, ließ er dem König von Preußen durch seinen Gesandten am Berliner Hofe „sein besonderes Verlangen bezeigen, daß er ihn auf seiner Reise durch Torgau gern selbst sehen und persönlich kennen lernen möchte"; — so erzählen nämlich die preußischen Historiographen, während die österreichischen, gewiß mit besserem Rechte, behaupten, daß Friedrich II. selbst Josef zuerst zu dieser Zusammenkunft habe einladen lassen. Allein es fanden Maria Theresia und Kaunitz diese Zusammenkunft noch nicht an der Zeit und überdies sehr unpassend, da die Kaiserin dem König nicht nur als Feind ihres Landes, sondern auch persönlich abgeneigt war.



Mausoleum der Erzherzogin Christina. (Seite 811.)

Um sich beim Könige einigermaßen zu entschuldigen, hatte ihm Josef damals, wohl mit Vorwissen seiner Mutter und des Fürsten Kaunitz, sagen lassen: „er würde schon Gelegenheit finden, die Unhöflichkeit wieder gut zu machen, zu der ihn seine Pädagogen zwängen", welcher Ausdruck haarscharf beweist, daß Friedrich der einladende Theil gewesen, denn wie anders hätte man das Unterbleiben eines Besuches eine „Unhöflichkeit" nennen können? Diese Aeußerung enthält zudem nichts als eine kleine Höflichkeit, nicht aber, wie man oft bemüht ist, glauben zu machen, eine warme Freundschaft und hohe Bewunderung, welche Josef für Friedrich gefühlt haben soll. Allerdings bewies Josef durch sein Betragen, daß er die Talente und Verdienste des preußischen Monarchen zu schätzen wußte, ihn als Feldherrn achtete, als Verwalter seines Staates ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß er genau die Person

von der Sache zu unterscheiden wußte, aber niemals zeigte Josef jene sklavische Ehrfurcht, welche Nachahmung und Selbstdemüthigung erzeugt.

Nun, die lang projectirte und berühmte Zusammenkunft der beiden Monarchen kam endlich dennoch zu Stande. Wie schon erwähnt, reiste Kaiser Josef im August nach Schlesien ab; in seinem Gefolge waren Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, der Obriststallmeister Graf Dietrichstein, die Generale: Josef Karl Graf Ayasassa (geb. 1713, gest. 1779), Loudon, Siskowitz, Friedrich Moritz Graf Nostitz (geb. 1728, gest. 1796), Dietrich Alexander Baron Miltitz (geb. 1726, gest. 1792), auch einige Kammerherren. Feldmarschall Lascy war nach Neisse vorausgegangen, wo der „Graf von Falkenstein" am 25. August über Jägerndorf und Neustadt anlangte.

Josef fuhr geradenwegs nach der Residenz des Königs im bischöflichen Schlosse, ohne erst in seiner Wohnung abzusteigen. Friedrich eilte mit seinem Neffen, dem Prinzen von Preußen (dem Thronerben Friedrich Wilhelm II.; geb. 1744, gest. 1797), dem Prinzen Heinrich und dem Markgrafen von Anspach ihm entgegen, aber schon auf der Treppe traf er den Kaiser Josef, den er freundschaftlich umarmte. König Friedrich setzte der natürlichen Herzlichkeit Josef's eine in Delicatesse und französische Galanterie schlau verdeckte kalte Klugheit entgegen, die ihn immer verhinderte, bei Ueberwallung eines freundschaftlichen Gefühles seinen Vortheil zu vergessen. Friedrich selbst berichtet Folgendes über diese Zusammenkunft:

„Der Kaiser wollte ein vollkommenes Incognito beobachten; er nahm den Namen des Grafen von Falkenstein an, und man glaubte, ihm nicht mehr Ehre erweisen zu können, als wenn man ihm in Allem zu Willen wäre. Dieser junge Fürst affectirte (?!) eine Offenherzigkeit, die ihm natürlich schien; sein liebenswürdiger Charakter verrieth einen frohen Sinn, mit dem er eine große Lebhaftigkeit verband; aber bei aller Begierde zu lernen, hatte er nicht die Geduld, sich zu unterrichten, welches indessen nicht hinderte, daß nicht Bande der Freundschaft zwischen beiden Monarchen geknüpft worden wären. Der König sagte dem Kaiser, er sehe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an, denn er würde die Epoche der Vereinigung zweier Häuser ausmachen, die zu lange Feinde gewesen wären und deren gegenseitiges Interesse es erfordere, sich einander eher beizustehen, als sich aufzureiben."

„Der Kaiser antwortete: Für Oesterreich gebe es kein Schlesien mehr. Hierauf ließ er auf eine gute Art etwas davon fallen, daß, so lange seine Mutter lebe, er sich nicht schmeicheln dürfe, einen hinlänglichen Einfluß bei ihr zu erlangen, um seine Wünsche auszuführen; jedoch verhehlte er nicht, daß bei der jetzigen Lage der Sache in Europa weder seine Mutter, noch er jemals zugeben würden, daß die Russen im Besitz der Moldau und Wallachei blieben. Er schlug hierauf vor, solche Maßregeln zu nehmen, daß Deutschland eine völlige Neutralität behaupte, im Falle sich ein Krieg zwischen England und Frankreich entspänne u. s. w. u. s. w."

„Der König, um sein Verlangen nach der Erhaltung des guten Vernehmens zwischen Preußen und Oesterreich zu bezeugen, nahm das Anerbieten des Kaisers an und die beiden Fürsten machten sich wechselseitig schriftlich anheischig, diese Neutralität zu behaupten. Diese Verschreibung war eben so unverletzlich, als es ein in aller Form gemachter und mit den Unterschriften der Minister ausgeschmückter Vertrag sein kann. Der Kaiser versprach im Namen seiner Mutter und in dem seinigen, und der König verpfändete sein Ehrenwort dafür, daß, wenn der Krieg zwischen Frankreich und England ausbräche, sie mit aller Treue den zwischen Preußen und Oesterreich glücklich hergestellten Frieden erhalten wollten und daß, wenn andere Umstände oder Unruhen dazukämen, deren

Veranlassung man unmöglich voraussehen könnte, sie von beiden Seiten die vollkommenste Neutralität in Ansehung ihrer beiderseitigen Besitzungen beobachten wollten. Diese Versprechungen, worüber man ein sorgfältiges Stillschweigen beobachtete, wurde zu Neisse, zur gemeinschaftlichen Zufriedenheit beider Monarchen, unterzeichnet."

Abends machte Friedrich dem Kaiser seinen Gegenbesuch, hierauf verfügten sich die beiden Fürsten, deren Zusammenkunft eben die Aufmerksamkeit Europas erregte, in eine Art komische Oper, die Friedrich veranstaltet hatte, aber Josef's Geschmack wenig zusagte. Sie verließen daher das Theater noch vor der Zeit, um im Schloß den Abend auf Friedrich's Weise zu verleben — wohl in Gesellschaft einiger Franzosen, was kaum Josef besonders erfreut haben mag.

Die folgenden drei Vormittage wurden den Truppenübungen gewidmet. Die preußischen Generale: Seydlitz, Bogislav Friedrich von Tauentzien (geb. 1712, gest. 1791), Rupert Scipio Lentulus (geb. 1714, gest. 1786) und der Oberst Leopold Ludwig Graf Anhalt (geb. 1729, gest. 1794) wurden von Josef besonders ausgezeichnet; überhaupt war das militärische Schauspiel mehr für das Auge eines Josef, als französische Komödien. Der Anblick der königlichen Truppen, ihre Organisation, Bewegung, Haltung beschäftigten seine Aufmerksamkeit unaufhörlich, er bemerkte schnell Vorzüge und Mängel, beherzigte die ersteren, behielt die letzteren und zeigte Wohlgefallen ohne Bewunderung. Bei einem dieser Manöver sagte er zum General Seydlitz: „Herr General, das war ein Stückchen von Roßbach. Ich bedauere nur, daß mir nicht erlaubt ist, eine Zeit lang Ihre Schule zu besuchen!"

Während eines der veranstalteten Manövers wurde König Friedrich ein Brief von der Kaiserin Maria Theresia gebracht. Friedrich, der sich oft genug höchst unziemliche Spöttereien über seine große Gegnerin erlaubt hatte, las ihn, küßte ihn und überreichte ihn dem Kaiser. Alles deutete auf das beste Einverständniß zwischen beiden, insgeheim gegeneinander tief erbitterten Höfen. Beim Ausgehen sah man die beiden Fürsten stets Arm in Arm, was übrigens dem gichtbrüchigen Preußenkönig trefflich zu statten kommen mochte. Zum Beweis seiner besonderen Zuneigung schenkte Friedrich seinem Gaste ein prächtig gebundenes Exemplar der „Einfälle (mes Rêveries) des Grafen Moriz von Sachsen", ein Buch, das, so lange Kaiser Josef lebte, nicht von seinem Nachttisch entfernt worden ist.

Nach einem viertägigen Beisammensein verabschiedete sich Josef von Friedrich, um in seine Staaten zurückzukehren. Auf dem Wege dahin wurde er von dem Commandanten von Glatz befragt, ob er nicht die Festung zu besichtigen wünsche, aber Josef, der sonst an nichts vorbeiging, wo er Belehrung finden konnte, weigerte sich dessen — wohl nur deshalb, um eine unangenehme Erinnerung zu vermeiden, nicht aber, wie die Verdächtiger der kaiserlichen Forschbegier sagten, weil er selbst sich geäußert hätte: so viel Schönes gesehen zu haben, daß er nichts mehr verlangen könne.

Während sich so gegen Rußland ein mächtiger Bund zu gestalten schien, machten dessen Waffen immer siegreichere Fortschritte gegen die Pforte; auch die Flotte unter Alexis Orlof begann im Archipel zu siegen, die Admirale Spiridow und Elphinstone überwanden Hassan Pascha am 5. Juli 1770 bei Scios; Elphinstone, Greigh und Dugdale verbrannten hierauf zwei Tage später die feindliche Flotte in der Bai von Tschesme an der natolischen Küste und in der Bai von Napoli di Romania auf Morea vernichtete Orlof die letzten türkischen Schiffe. Nicht glücklicher als auf dem Meere, waren die Osmanen zu Land. Romanzow eroberte durch seinen Sieg am Pruth am

18. Juli die ganze Moldau, durch seinen Sieg am Kagül, 1. August, die ganze Wallachei, und Graf Panin nahm am 26. September Bender in Bessarabien ein. Gleiches Glück hatten die Russen in Polen gegen die Conföderirten.

Um dem drohenden Untergang des ottomanischen Reiches vorzubeugen, versuchte Preußen den Petersburger Hof zum Frieden zu bestimmen, rüstete sich Oesterreich, und um die zwischen Oesterreich und Preußen nothwendige Verständigung zu bewirken, wurde die zweite Zusammenkunft zwischen Friedrich und Josef, oder des Ersteren Gegenbesuch zu Mährisch-Neustadt veranstaltet. Wie Friedrich den Kaiser, so empfing auch dieser ihn, umgeben von seinen besten Truppen, deren Anblick den Preußenkönig zu dem Ausruf veranlaßte: „Chacun de vos soldats a l'air d'un fils de Mars!“ (Jeder Ihrer Soldaten schaut wie ein Sohn des Kriegsgottes aus.)

Friedrich traf am 3. September 1770 Mittags zwei Uhr in Neustadt bei dem in neuerer Zeit so berühmt gewordenen Austerlitz ein. In seinem Gefolge waren der Prinz von Preußen, Prinz Ferdinand, der Erbprinz von Braunschweig und dessen Bruder, General Lentulus, mit den Adjutanten. Anfangs der Schönwalder Straße, auf dem Platze, stieg König Friedrich aus dem Wagen, um zu Fuß den Kaiser zu begrüßen, allein dieser gewahrte ihn aus dem Fenster, eilte ihm mit gewohnter Lebhaftigkeit entgegen und umarmte ihn auf freiem Platze. Der Kaiser geleitete seinen Gast in dessen Wohnung, nach kurzer Unteredung aber ging die ganze Gesellschaft nach des Kaisers Quartier zur Tafel. Die nächsten beiden Tage feierte man durch militärische Uebungen. Friedrich hatte Gelegenheit zu bemerken, daß die Truppen der Oesterreicher an Mannszucht, martialischer Gestaltung, Kraft und Haltung die seinigen übertrafen. Zu Wien wurde zum Gedächtniß dieser Zusammenkunft eine Medaille geprägt; dieselbe trug auf einer Seite das Bild des Kaisers, auf der andern waren beide Monarchen zu Pferd mit Gefolge dargestellt, den in Parade stehenden Truppen zureitend.

Das Lager in Neustadt war nicht nur diplomatisch wichtig (es war bereits hier von dem großen Projecte der Theilung Polens die Rede), sondern auch ergötzlich durch Lustbarkeiten aller Art. Bei den Tafeln zeichnete Friedrich II. vor allen übrigen Personen im Gefolge des Kaisers den General London aus. In seiner angeborenen übergroßen Bescheidenheit schämte sich dieser ausgezeichnete Held fast seines Ruhmes und seiner Vorzüge; überall suchte er sich vor den Blicken seiner Bewunderer zu verbergen, wobei ihm seine unansehnliche Persönlichkeit trefflich zu statten kam. Auch in Neustadt wollte er unter den vornehmen Personen der beiden Höfe stets den untersten Platz einnehmen, aber Friedrich würdigte ihn seiner besonders huldvollen Werthschätzung und lud ihn zu sich an die Seite, indem er ihm zurief: „Zu mir, Herr General von London! Zu mir! Ich sehe Sie viel lieber neben mir, als mir gegenüber!“ — Ein andermal, als London zu spät zur Tafel kam, sagte Friedrich: „Das ist wider General London's Gewohnheit; sonst war er immer vor mir auf dem Platz.“

London befehligte in Neustadt das zum Lustlager zusammengezogene Heer. Als dieses, in zwei Theile gesondert, gegen einander manövrirte, machte London so geschickte Bewegungen, daß er den Gegner unvermerkt gänzlich einschloß. Friedrich, über diese Manöver entzückt, sagte London große Complimente, nannte ihn stets „Feldmarschall“, obgleich er es noch nicht war, machte ihm zwei prächtige Pferde mit reich gesticktem Reitzeuge zum Geschenke und sagte eines Tages im Zirkel seiner Generale: „Oh, meine Herren, wir haben Alle tüchtig gefehlt! Nur mein Bruder Heinrich und London haben nicht gefehlt!“

Bei diesem denkwürdigen Lager spielte auch die von Friedrich sonst so gering geschätzte deutsche Muse eine kleine Rolle. Auf der Reise nach Mähren hatte der König den kunstliebenden und übenden Sonderling Albert Josef Graf Hoditz (geb. 1706, gest. 1778) auf dessen Herrschaft Roßwalde besucht und hier lobte eines Tages der Graf in einem Gespräche über die deutsche Literatur das in Wien 1769 zum ersten Male aufgeführte, Epoche machende Lustspiel „Der Postzug", dabei bemerkend, es wäre eben der Verfasser dieses Lustspiels im Neustädter Lager, wo er ihn sehen könne. Es war dies der damalige k. k. Oberstlieutenant, später Feldmarschall-Lieutenant Cornelius von Ayrenhoff (geb. 1733, gest. 1819). Als dieser Mann an der Spitze des Hildburghausen'schen Regiments an dem Monarchen vorbeidefilirte, sagte der Kaiser ziemlich laut: „Dies ist der Oberstlieutenant von Ayrenhoff!" worauf sich Friedrich umwendete und den dramatischen Dichter scharf fixirte.

Ueber Kaiser Josef urtheilt König Friedrich in einem vom 16. September 1770 datirten Brief an Voltaire folgendermaßen: „Ich komme soeben von einer langen Reise zurück. Ich bin in Mähren gewesen und habe da den Kaiser besucht, der im Begriffe steht, eine große Rolle in Europa zu spielen. Er ist an einem bigotten Hofe geboren und hat den Aberglauben abgeworfen; ist in Prunk erzogen und hat einfache Sitten angenommen; wird mit Weihrauch genährt und ist bescheiden; glüht von Ruhmbegierde (?) und opfert seinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht auf, die er wirklich äußerst gewissenhaft erfüllt; hat nur Pedanten zu Lehrern gehabt und dennoch Geschmack genug, Voltaire's Werke zu lesen und ihr Verdienst zu schätzen. Er sagte mir einmal beinahe einen ganzen Gesang aus dem Pastor fido und aus dem Tasso her." — Ohne Zweifel erwarb er sich dadurch von Friedrich mehr Wohlwollen, als durch sein Streben, als Zeitgenosse des Königs, ein großer Fürst, ein weiser Regent zu werden.

Maria Antoinette und Josef's II. Reise nach Paris.

Die gute Landesmutter Maria Theresia war auch eine äußerst sorgsame Mutter für ihre Kinder, und so lagen auch die Heiraten derselben ihr gar sehr am Herzen. Von den Töchtern wurden, wie schon erwähnt, drei auserwählt, die neue Allianz des Hauses Oesterreich mit den Bourbonen zu befestigen, und gerade zweihundert Jahre, nachdem Elisabeth, die Tochter Kaisers Maximilian II., den König der Bartholomäusnacht, Karl IX., geheiratet hatte, wurde auch die am 2. November 1755 geborene Erzherzogin Maria Antoinette, noch nicht fünfzehnjährig, am 19. April 1770 in der Augustiner Hofkirche dem damaligen Dauphin (Thronerben) von Frankreich, nachmaligen König Ludwig XVI., durch Vollmacht vermält und reiste am 21. nach Frankreich ab — um eines entsetzlichen Loses theilhaftig zu werden.

Der englische Tourist Swinburne erzählt diesbezüglich eine höchst interessante Anekdote: „Es ward der sehnlichste Wunsch der Kaiserin erfüllt, als es ihr geglückt war, ihre jüngste Tochter zur Königin von Frankreich zu machen. Die Erzherzogin Antoinette war mit vierzehn Jahren außerordentlich fromm und in jeder Hinsicht gut geartet. Als die Heirat arrangirt ward, besuchte Maria Theresia, deren Religion sie nicht behinderte, sich abergläubischen Gelüsten hinzugeben, eine Nonne in einem benachbarten Kloster von Wien (wohl Ursulinerinnen?), die in dem Rufe stand, in die Zukunft sehen zu

können. Sie drückte ihr ihre Angst für das Seelenheil ihres frommen, guten Kindes aus, das nun für den Rest ihres Lebens von ihr getrennt werden und an einen so verdorbenen Hof sich begeben solle, wie der Ludwig's XV. war. Die Antwort, die sie erhielt, war: „Elle aura de grands revers, et puis elle redeviendra pieuse." (Sie wird große Unfälle erleiden und schließlich wird sie wieder fromm werden.) Die Kaiserin brach bei dem Gedanken, es werde ihr gutes Kind aufhören, fromm zu sein (denn das lag doch in den Worten), in Thränen aus und konnte nur mit Mühe wieder zur Ruhe gebracht werden. Indessen war sie doch nicht abergläubisch oder vorsichtig genug, um, im Interesse für das Glück ihrer jüngeren Tochter, deshalb die Unterhandlungen über die Heirat abzubrechen."

Ungemein werthvolle und interessante Aufschlüsse über die politischen und persönlichen Beziehungen von Mutter und Tochter zu einander sowohl, als zu den sie umgebenden Personen und Verhältnissen geben die erst in jüngster Zeit veröffentlichten, bis dahin nicht zugänglich gewesenen Documente, welche die geheime Correspondenz zwischen Maria Theresia und Antoinette einerseits und zwischen der Kaiserin und ihrem Gesandten in Paris, dem Grafen Florimond Mercy-Argenteau andererseits enthalten. Dieser ausgezeichnete Staatsmann und Diplomat hatte, als Vertrauter der Kaiserin, den Auftrag, die mit dem Dauphin vermälte Prinzessin von dem Augenblicke ihres Eintrittes in den französischen Hof zu überwachen, ihr mit seinen durch die Instruction Theresiens vorgezeichneten Rathschlägen zur Seite zu stehen und die Kaiserin durch vertrauliche Berichte über Alles in Kenntniß zu erhalten, was die Person ihrer Tochter betraf. Diese Berichte gingen, der Sicherheit halber, von Paris über Brüssel unter einem Convert, das die Adresse des geheimen Secretärs Neny trug; erst diese Hülle barg in einem besonderen Umschlage das an die Kaiserin gerichtete Schreiben, und in diesem lagen wieder zusammengefaltete Zettel mit der Aufschrift: Tibi soli (Dir allein; also zur speciellst geheimen Bestimmung), welche letzteren Mittheilungen der allerzartesten Art enthielten. Ebenso fand auch umgekehrt die Expedition von Wien nach Paris statt.

Aus diesen Mittheilungen nun tritt uns zunächst das Bild Maria Theresiens entgegen, wobei es schwer wird, die Mutter von der Regentin zu unterscheiden. Bei ihrer am 21. April 1770 von Wien erfolgten Abreise, erhielt Maria Antoinette ein Reglement, das sie allmonatlich einmal durchzulesen hatte und in welchem hauptsächlich die täglichen und wöchentlichen Andachtsübungen, der Kirchenbesuch und die Lektüre vorgeschrieben waren.

In Frankreich, sagt die Kaiserin unter Anderm in denselben, ist man streng andächtig in den Kirchen, zumal im öffentlichen Gottesdienst; es kommt dort nicht wie bei uns vor, daß Oratorien und Messen nur als Conversations- und Versammlungsorte angesehen werden. In der geheimen Instruction schreibt die Kaiserin ihrer Tochter vor, sie möge sich vor Neugierde hüten und nie mit Leuten von niederer Abkunft verkehren. Jedermann höflich und mit Wohlwollen antworten, aber keine Protection bei dem König übernehmen. Wenn Jemand mit Bitten in sie dränge, dann solle sie antworten: „daß die Kaiserin ihr untersagt habe, sich für Andere zu interessiren in einem Lande, in welchem sie selbst noch eine Fremde sei." Am Schluß setzte sie hinzu: „Vermeide jede Auslassung über die Jesuiten, weder für, noch gegen dieselben. Du weißt, daß ich sie schätze, daß sie in meinen Ländern Gutes gewirkt, daß ich sie auch ungern verlöre, indeß wenn es der Papst für gut fände, den Orden aufzulösen, nichts dagegen thun würde."

Auch nachdem Antoinette den Thron bestiegen (10. Mai 1774), wurde die Correspondenz in demselben Tone fortgeführt. Maria Theresia nennt sie alsdann vielfach ihre „liebe kleine Königin", welcher sie überall mit ihren Gedanken folgt; es fehlt indeß fast in keinem Briefe an irgend einer Rüge. Einmal hatten die französischen Zeitungen, welche die Kaiserin sehr aufmerksam in Wien verfolgte, die Beschreibung eines sechsunddreißig Zoll hohen, stark phantastisch überladenen Kopfputzes gebracht, mit welchem Maria Antoinette erschienen war, sogleich erfolgte eine, wenn auch im freundlichsten Tone gehaltene Ermahnung wegen dieser Uebertreibung. Uebrigens verstand Kaiser Josef derlei mittelst beißendsten Spottes zu corrigiren. Als er sich in Paris befand (1777) und Antoinette zum ersten Male mit einem solchen Kopfputz-Thurmbau erblickte, sagte er mit dem anscheinend höchsten Ausdruck der Rührung zu ihr: „Ach, Toni, wie wohl thut mir Dein Anblick! Mit Deiner Frisur erinnerst Du mich so ganz und gar an den Stefansthurm!"

Auch vor dem Schuldenmachen mußte die erlauchte Mutter warnen, nicht immer mit Erfolg, da ihre Tochter einen unwiderstehlichen Hang zur Verschwendung hatte. Am häufigsten wiederkehrend ist jedoch die Klage über Mangel an ernster Beschäftigung und über zu große Vorliebe für alle Arten geräuschvoller Lustigkeit, welche dem stillen Glück der Häuslichkeit und dem Familienfrieden, die allein eine wahrhafte und dauernde Befriedigung im ehelichen Leben begründen, nicht entsprechen.

Bevor wir zur Ergänzung der Charakteristik Maria Antoinettens schreiten, müssen wir noch der politischen Beziehungen erwähnen, welche wichtiger und bedeutender als die Familien- und persönlichen Beziehungen gewesen. Der leitende Gedanke Maria Theresiens in der auswärtigen Politik war der, eine feste geschlossene französisch-österreichische Allianz der gefährlich aufstrebenden preußischen Königsmacht entgegenzusetzen.

Bereits an früheren Stellen (Seite 654, 657 und 658) wurde dieses Bündnisses, welches die mächtige Geliebte des Königs, Marquise Pompadour, von ihrem Boudoir aus unterstützt hatte, erwähnt und jene von allen Geschichtschreibern angenommene Sage berührt, daß Theresia an die Pompadour geschrieben und dieselbe „liebe Cousine" genannt. In neuester Zeit jedoch will man aus einem dem königlich sächsischen Archive entnommenen Documente die Gewißheit gefunden haben, daß dieser Brief an die Pompadour nur eine Mythe sei; es befindet sich nämlich daselbst ein vom 10. October 1763 datirtes, in französischer Sprache abgefaßtes Schreiben Maria Theresia's an den Churfürsten Christian August von Sachsen, worin es heißt: „Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß wir je mit der Pompadour Verbindungen gehabt haben. Nie ist ein Brief, auch nicht von unserem Minister, durch diesen Canal gegangen. Sie haben ihr, wie alle Anderen, den Hof machen müssen, aber nie hat eine Intimität bestanden. Dieser Canal hätte mir nicht behagt. Ich habe ihr im Jahre 1756 mit Erlaubniß des Königs ein mehr galantes als prachtvolles Geschenk gemacht; ich halte sie nicht für fähig, es auf eine andere Art anzunehmen."

In diesem Briefe scheint uns indessen vielmehr ausgedrückt, daß keine directe „Verbindung" mit der Pompadour von Seite der Kaiserin stattgefunden, und so kann und wird das zugestandene Geschenk, welches mit Erlaubniß des Königs und gewiß auch durch denselben an die Marquise abging, recht wohl von einem Briefe an Ludwig XV. begleitet gewesen sein, der die Höflichkeitsfloskel enthielt, das Geschenk „à ma chère cousine" zu geben, wofür immerhin sich die Marquise direct bei der Kaiserin bedankt haben kann.

Sei dem nun wie ihm wolle, der neu gestiftete Bund wurde durch die Heirat von Theresiens Tochter mit dem Thronerben Frankreichs besiegelt und Maria Antoinette war das Pfand desselben. Es kann ja nicht verwundern, daß die Kaiserin Alles that, was in ihren Kräften stand, um die diesem Bunde drohenden Gefahren abzuwehren, und daß sie sich dabei der Mitwirkung ihrer Tochter bediente; fürchtete sie doch immer, England und Preußen wollten den einflußreichen Staat für sich gewinnen, und es war Theresia kein Gedanke

Kaiser Josef-Monument in Slawikowitz. (Seite 821.)

unerträglicher als der, es könne Frankreich von der Freundschaft mit Oesterreich abspringen.

Dies scheint wohl auch der Grund gewesen zu sein, der ihre Gewissensskrupel gegen die Theilung Polens hervorrief, auf welche einzugehen sie lange zögerte, um nicht die Empfindlichkeit Frankreichs zu reizen. Noch mehr als in der polnischen tritt die politische Action der Kaiserin in der bayerischen Angelegenheit hervor, als ihr Sohn Kaiser Josef II. Niederbayern und die Oberpfalz unter dem Vorgeben, es sei ein ihm angehörendes Reichslehen, besetzen ließ, ein Schritt, der zu dem sogenannten bayerischen Erbfolgekriege 1778 bis 1779 zwischen Oesterreich und Preußen führte. Es war Josef in dem Glauben, daß Frankreich dem Geist der nach dem siebenjährigen Kriege abge-

schlossenen Verträge treu bleiben und sich dazu verstehen würde, die Sache Oesterreichs gegen Preußen zu unterstützen. Dem war jedoch nicht nur nicht so, im Gegentheile: König Ludwig XVI. drückte vielmehr sein großes Befremden über die gewaltthätige Politik Oesterreichs aus und beklagte sich bei seiner Gemalin über den ungemessenen Ehrgeiz ihres Bruders.

An diesem Stande der Dinge änderte der Tod der Kaiserin Maria Theresia (29. November 1780 erfolgt) nicht das mindeste; Ludwig XVI.

Der „heilige Josef" im Tiefen Graben. (Seite 846.)

ließ nicht von der Verbindung mit Oesterreich ab, aber er folgte doch bei der Entscheidung in europäischen Fragen strenge den Empfindungen, welche ihm von der Sorge für seines Landes Wohlfahrt eingegeben wurden, und indem er der von Friedrich II. gegen Josef's II. Weltveränderungspläne gerichteten Stiftung des Fürstenbundes kein Hinderniß in den Weg legte, bewies er deutlich seine diesbezüglichen Gesinnungen. Die Tochter jedoch übernahm nach dem Tode der Mutter den von Letzterer so treu gepflegten Gedanken nicht mit gleicher Lebendigkeit, wie ihr ferneres Leben als Frau und Königin erkennen ließ.

Wie schon gesagt, kam Maria Antoinette mit fünfzehn Jahren als junge Frau nach Paris. Was ihre Bildung anbelangt, war dieselbe ungemein lückenhaft, sie sprach weder das Deutsche, noch das Französische richtig, hatte

wenig gelesen und war wenig an eine streng logische Gedankenfolge gewöhnt; sie verband jedoch Anmuth und Herzensgüte mit liebenswürdiger Natürlichkeit und Offenheit. In dieser Weise unselbstständig und der Leitung bedürfend, trat sie in das französische Hofleben ein, in welchem ihr von allen Seiten Gefahren drohten; sie kam an die Seite eines fast furchtsam schüchternen und verlegenen jungen Mannes, des Dauphins, ihres Gemals, mit welchem sie erst nach siebenjähriger Ehe sich zu einem wirklichen Zusammenleben entschließen konnte.

Neben ihrem Gemal fand sie die beiden Brüder desselben: den Grafen Louis von der Provence (später Ludwig XVIII.) und den Grafen Charles d'Artois (später Karl X.). Der Erstere verbarg nur sehr unvollkommen die selbstsüchtigen Hoffnungen, welche in ihm die bis 1778 kinderlose Ehe des Königs erweckte; sein ungeschicktes und rohes Wesen stießen überdies Maria Antoinette eben so ab, wie das unstete, nach Genuß und Abwechslung jagende Treiben des Grafen von Artois. Ebensowenig sympathisch wie ihre Schwäger, waren der Königin die beiden Schwägerinnen. Der alternde König Ludwig XV. flößte ihr in seiner Theilnahmslosigkeit und seiner blinden Hingebung an seine Maitresse, die Gräfin Marie Johanna Du Barry (geb. 1746, guillotinirt 1793), eine unüberwindliche Abneigung ein, und die Anhänglichkeit und Ergebenheit, welche sie ihren Tanten, den vier Töchtern Ludwig's XV., entgegenbrachte, lohnten diese mit Intriguen und Verdächtigungen, mit welchen sie die unerfahrene junge Frau umspannen.

Eben so verworren, wie in der königlichen Familie, sah es am französischen Hofe aus; derselbe war in zahlreiche Parteien gespalten, die sich in kleinlichen Dingen des Lebens mit großer Bitterkeit gegenüberstanden. Für Maria Antoinette war es zudem ein besonders großes Unglück, daß der Begründer ihrer Ehe, Minister Choiseul, der nebst seinen, einer freisinnigeren Richtung huldigenden Anhängern ihr Hauptschutz und bester Rathgeber gewesen wäre, so rasch vom Ministerstuhle gestürzt worden war. An diesem Umstande hatte hauptsächlich die Partei der eifersüchtigen Du Barry mitgearbeitet, wie jene Personen, welche Choiseul wegen der Ausweisung der Jesuiten haßten, beide Meinungsgenossenschaften, denen sich einzelne hervorragende Persönlichkeiten anschlossen, wie z. B. die Familie Rohan, der Marschall Soubise, der Herzog Anton von Vauguyon (geb. 1746, gest. 1828), die Herzogin Marie Louise von Marsan (vormals Gouvernante der königlichen Kinder) u. A.

Eingangs erwähnter Graf Mercy giebt ziemliche Andeutungen über die Rolle, welche Maria Antoinette in der Politik gespielt hat und inwieweit sie das Werkzeug ihrer kaiserlichen Mutter in jenem Zeitabschnitt gewesen, nur geht aus Allem hervor, daß sie niemals einen entscheidenden Einfluß auf die Entschließungen Frankreichs geübt hat, wie auch, daß ihr Antheil an der auswärtigen Politik immer ein unbedeutender geblieben ist. Viel näher stand sie dem inneren Staatsleben, sie mischte sich auch in die einzelnen Wendungen desselben, sobald sie durch ihre persönlichen Empfindungen und Beziehungen Anregung dazu erhielt.

Am allerdeutlichsten trat solches in ihrem Verhalten hervor zweien Männern gegenüber, die den Willen und die Kraft hatten, durch ihre Reformen den rathlosen Staatshaushalt zu ordnen und dem wankenden Throne Festigkeit zu verleihen. Diese beiden Männer waren die Minister Anne Robert Jakob Baron Turgot (geb. 1727, gest. 1781) und Christian Wilhelm Baron Malesherbes (geb. 1721, guillotinirt 1794). Ersterer hatte ursprünglich dadurch ihr Mißfallen erregt, daß er sich der von ihr gewünschten Ernennung des Chevalier Montmorency zum Oberpostmeister in den Weg stellte, was

er nur that, um den hochbesoldeten Posten zum Zweck von Ersparnissen einzuziehen; Letzterer war gegen den Willen der Königin zum Minister des königlichen Hauses ernannt worden und Maria Antoinette hatte bereits jemand Andern dafür in Aussicht genommen, welcher Umstand genügte, ihre Ungnade auf ihn zu werfen. Mit Recht wurde ihr deshalb der endliche Sturz des Ministers Turgot zugeschrieben und ihr solches von der Nation gar übel vermerkt. Dazu trug nicht wenig bei, daß Voltaire, der das Ministerium Turgot's als den Anbruch einer neuen Aera gepriesen hatte, ihm in der von dem Publikum enthusiastisch aufgenommenen Epistel „An einen Mann" seine Hochachtung ausdrückte.

Die letzten Jahre des Mercy'schen Briefwechsels enthalten fast nur Einzelnheiten über die Verschwendung, den Leichtsinn und die Ueppigkeit, mit welchen am französischen Hofe gelebt wurde. Die Berichte des Gesandten an Maria Theresia aus jener Zeit sind meist im Tone des Vorwurfs gegen die Königin gehalten, ja, es spricht aus denselben eine ernst mahnende und warnende Stimme. Wiederholt schreibt er der Kaiserin, es wäre das Hauptunglück der Königin, ihre Neigung, Günstlinge zu haben. Diese Leidenschaft erschöpfe nicht blos ihre Casse, sondern thue auch ihrem Rufe Eintrag.

So konnte es auf die Dauer nicht unbemerkt bleiben, daß die Prinzessin Victorie Armanda von Roban-Guemené (Gouvernante der königlichen Kinder, geb. 1743, gest. 1812) den Glanz ihres Salons, welcher als Mittelpunkt aller galanten Intriguen und Abenteuer der großen Welt in Paris galt, der Freigebigkeit der Königin verdankte; daß ihr erster Stallmeister Herzog von Polignac, der mehr als fürstlichen Luxus mit seinem Marstall trieb, daß die Herzogin Yolanda Martina Gabriele von Polignac (Gouvernante der königlichen Kinder, geb. 1749, gest. in Wien 1793) und ihre Oberstthofmeisterin, die Prinzessin Marie Louise Therese von Lamballe (geborene Prinzessin von Savoyen-Carignan 1749, ermordet vom Pöbel 1792) theils ihre Schulden von der Königin bezahlt, theils ihre Töchter von derselben, und zwar bis zu Summen im Betrage von einer Million Franken, ausgestattet erhielten.

Dazu kam noch die sich immer steigernde Neigung Maria Antoinettens für Opernbälle, Pferderennen, für nächtliche Sommerfeste auf der Terrasse von Versailles mit phantastischer Beleuchtung der Blumen-Parterres und Wasserbecken. Die Königin verfiel auch um diese Zeit der Leidenschaft des Hazardspiels und verlor in mancher Nacht mehrere hundert Louisdor, welche ihr der gutmüthige Gemal dann aus seiner Chatouille am nächsten Morgen erstattete. Als die Schilderung dieser nächtlichen Spielgesellschaften, die sich hauptsächlich während des Winteraufenthaltes des Hofes in Fontainebleau und Compiegne versammelten, zuletzt sogar in die Zeitungen drang, erregte dies selbst in Wien den höchsten Unwillen.

Besonders schmerzlich war von diesen Gerüchten Kaiser Josef berührt und eines Tages (im Mai 1777) brach er zu seiner Umgebung in die Worte aus: „Der französische Hof ist zu einer Spielhölle geworden!" Andererseits indeß hatte ihn der Ende desselben Jahres 1777 von ihm in Versailles bei der Schwester abgestattete Besuch denn doch mit besseren Hoffnungen für das Glück derselben und den Bestand ihres Thrones erfüllt. Er nennt sie: „eine rechtschaffene Frau, der es bisweilen nur an reifer Ueberlegung fehlt, die aber einen unerschöpflichen Fond von Redlichkeit und einen reichen Schatz von weiblicher Anmuth und Zartgefühl besitze". Er versicherte der Kaiserin, seiner Mutter: „daß am Versailler Hofe ein harmonisch ansprechender Ton herrsche; daß er eine Einfachheit und Milde im geselligen Verkehr,

eine Achtung und Ehrerbietung im gegenseitigen Umgang bemerkt habe, wie sie nur in einer glücklichen Ehe und in einem gut und edel gearteten Hauswesen zu finden sei".

So ist das unverfälschte Bild, welches der Schriftenwechsel zwischen Mutter und Tochter uns von der später so unglücklichen Königin Maria Antoinette entrollt, und so trübe Seiten dasselbe auch theilweise darbot, konnte doch damals nicht die Erwartung ausgeschlossen bleiben, daß die Eigenschaften der Dauphine und der jungen Königin doch dem besseren Theile der Nation gefallen würden; denn es machte vor Allem ihr Erscheinen dem schamlosen und tiefverhaßten Maitressenwesen ein Ende. Es war den persönlich völlig unbedeutenden Frauen auf dem Throne von Frankreich plötzlich eine junge, elegante Königin voll Lebensfrische gefolgt und man konnte damals wahrhaftig von ihr sagen, sie war eine Fürstin, wie geschaffen für die Franzosen.

Die Erläuterung der Frage, woher es also kam, daß das, was ihr Erfolg, Gelingen und Beifall einzutragen schien, zu ihrem Unglück wurde, überstiege weitaus den uns karg zugemessenen Raum unseres Buches und muß anderswo nachgeschlagen werden. Genug — die Nemesis, welche die Königswirthschaft in Frankreich rächte, beugte am 21. Januar 1791 das Haupt ihres gutherzigen Gatten, am 16. October 1793 das ihre unter die Guillotine!

An die Charakterisirung der Verhältnisse der Königin von Frankreich schließen wir als nothwendige Ergänzung sogleich die Schilderung vom Aufenthalte ihres Bruders Josef II. in Frankreich an.

Schon im März 1777 war die Reise des Kaisers nach Paris unter dem Namen eines Grafen Falkenstein und mit Beobachtung des strengsten Incognitos beschlossen, so daß auf allen Stationen jede Ehrenbezeigung untersagt wurde. Aus Paris traf die Nachricht ein, daß die Trauer über den Tod des Königs Josef I. von Portugal (geb. 1714, gest. 24. Februar 1777), welcher durch seine Gattin, eine Tochter Königs Philipp V. von Spanien, mit dem französischen Königshause nahe verwandt war, verhindern werde, daß sich der Hof bei des Kaisers Ankunft nicht ganz in seinem Glanze wird zeigen können, den sonst die Anwesenheit eines so erlauchten Gastes verursacht hätte. Am 1. April, früh sechs Uhr, begab sich Kaiser Josef in Begleitung des Generalmajors Graf Wenzel Colloredo, des geheimen Rathes Graf Cobenzl, des Leibchirurgen Brambilla, des Cabinetskanzlisten Anton Knecht (geb. 1741, schließlich geheimer Cabinetssecretär, gest. 1810), eines Mundkochs und einiger Leiblakeien von Wien ab. Unter der Garderobe des sonst von aller Pracht entfernten Monarchen befanden sich jedoch zwölf der schönsten in Wien gestickten Kleider.

Am 7. April Abends nach vier Uhr kam der Kaiser in Stuttgart an und stieg im Gasthofe „zum Ritter" ab. Nach einigem Verweilen begab er sich in das Gebäude der Militär-Akademie, sogenannte „Karlsschule", woselbst er von deren Stifter, dem Herzoge Karl Eugen von Württemberg (geb. 1728, gest. 1793) empfangen wurde. Gleich darauf nahm das durch die Eleven aufgeführte Concert — der nachmals so berühmte Dichter Friedrich Schiller (geb. 1759, gest. 1805) spielte dabei die Harfe — den Anfang, welches bis acht Uhr währte und worauf der Herzog den Kaiser durch die Schlafsäle führte, aus welchen die Zöglinge in den Speisesaal marschirten. Der Kaiser blieb bei der Tafel und verfügte sich dann in das herzogliche Schloß, in welchem er sich mit dem Herzog, obschon er niemals zu Nacht speiste, an die Tafel setzte. Am folgenden Tage besah der Kaiser zuerst den herzoglichen Marstall und stattete dann der von ihm später (1786) zur Reichsgräfin von Hohenheim erhobenen und mit dem Herzoge morganatisch vermälten Hofdame

Franziska von Bernardin (geb. 1742, gest. 1811) einen Besuch ab. Hierauf begab er sich zu Fuß, in Begleitung des Herzogs, in die Bibliothek und dann wieder in die Militär-Akademie. Nach der Wachtparade nahm er im Lustschlosse Solitude das Mittagsmahl ein und wohnte dann der von den Eleven der Akademie aufgeführten großen Oper „La Didone abandonata“ (die verlassene Dido) bei, nach deren Ende er um zehn Uhr Abends Stuttgart verließ. An der Grenze Württembergs wurde der Kaiser vom Herzoge überrascht, der ihm vorausgeeilt war.

Des Herzogs Bruder, Prinz Friedrich Eugen, Statthalter von Mömpelgard (geb. 1732, gest. 1797), verkleidete sich auf einer Station als Postillon, um das Vergnügen zu haben, den Kaiser selbst zu fahren; selbstverständlich wurde die Station in größter Geschwindigkeit zurückgelegt. Als nun der Kaiser auf der folgenden Station dem Postknechte gleiche Geschwindigkeit empfahl, sagte dieser: „I Du mein Herrgöttle! meine Pferd' sein nit so gut, wie die von unserm Prinzen, und so gut wie Er, kann ich auch nit fahren!“ — Dadurch erst erfuhr Josef, wer der vorige Postillon gewesen. Damals erschienen darüber folgende Verse:

„Könnt' ich die Hand dem guten Prinzen küssen,
Nicht in Gedanken nur, —
Die Hand, mit der er damals fuhr,
Den besten Kaiser selber fuhr, —
Dafür, daß er nicht umgeschmissen.“

Am 11. April fünf Uhr fuhr der Kaiser in einem offenen Wagen Schritt für Schritt in Straßburg ein. Er saß hoch, um sich der herbeigeströmten Menge des Volkes zu zeigen, und grüßte mit eben so viel Ungezwungenheit, als Güte. Er nahm im Post- und Gasthause „zum Raben“ sein Quartier, wo er vom Stadtcommandanten Marquis de Vogue empfangen wurde, in dessen Begleitung er auch am nächsten Morgen die Stadt besah, die Besatzungsmannschaft inspicirte, den Münster, die Festung, das Theater u. s. w. besuchte. Als der Kaiser wieder abreiste, dankte er dem Marquis für seine Mühe und Zuvorkommenheit, beisetzend: „Wenn Sie, Herr Marquis, jeden reisenden Reichsgrafen so artig behandeln, werden Sie viel zu thun haben!“ worauf der gewandte Franzose erwiderte: „Ach Herr Graf, es ist ein Unterschied zwischen Graf und Graf!“

Am 18. April fünf Uhr Abends traf Josef in Paris ein. Am folgenden Morgen um acht Uhr machte er dem königlichen Paare in Versailles den ersten Besuch. Hier erwartete ihn schon das Factotum der Königin, der Abbé Mathias Jakob von Vermond, welcher bereits in Wien der Erzieher Maria Antoinettens gewesen war, um sie für ihre königliche Bestimmung heranzubilden. Der Abbé hatte die vorzügliche Gunst der Königin sich dadurch errungen, daß er stets ihren Leidenschaften zu Lustbarkeiten schmeichelte und wußte sich ihr bald unentbehrlich zu machen. Er war das Werkzeug all' der am Hofe sich abspielenden Intriguen. Im Jahre 1790 emigrirte er und zog sich nach Wien zurück, woselbst er starb.

Dieser Vermond nun führte ihn bei seiner erhabenen Schwester ein, die den Kaiser in deutscher Sprache bewillkommnete und ihn am Arme zum Könige Ludwig XVI. führte, der ihn mit Innigkeit umarmte. Hierauf ging sie mit ihm zu den königlichen Prinzen und Prinzessinnen. Die Anrede, womit Josef die Tanten des Königs bei der ersten Zusammenkunft begrüßte, war sehr rührend. Es hatten sich diese Damen mit dem verstorbenen König Ludwig XV. in seiner letzten Krankheit eingeschlossen, um ihn zu betreuen, ein Benehmen,

das um so heroischer war, als sie selbst die Pocken noch nicht gehabt hatten. Josef sprach: „Ich bin entzückt, Ihnen persönlich versichern zu können, wie gerührt ich über das Betragen gewesen bin, welches Sie gegen Ihren Vater bewiesen haben. Die edelmüthige Aufopferung Ihres eigenen Lebens, um das seinige zu erhalten, ist eine Handlung des höchsten Heldenmuthes, die nie meinem Gedächtnisse entschwinden wird."

Mittags speiste Josef an der königlichen Tafel; man hatte ihm einen Armsessel, den König gegenüber, gegeben; Josef aber nahm einen gewöhnlichen Stuhl und setzte sich neben dem Könige, welchem Beispiele dieser nachfolgte. In Paris besuchte Josef die Domkirche, die Kriegsschule, das Invalidenhaus, das Findelhaus, die Tuillerien, das Hotel Dieu, das Palais Royal und die Münzstätte. Er besuchte mehrere Kirchen, ging Abends in's Hoftheater zu Versailles, am 7. Mai in's Operntheater, wo eben Gluck's Iphigenie gegeben wurde. Hier stand er hinter einer Säule, die an die Loge der Königin stieß, und hielt sich sorgfältig vor dem Publikum versteckt; allein er wurde bemerkt und wie ein Lauffeuer ging es von Mund zu Mund: „Voici l'Empereur!" (Der Kaiser ist da!) Als der Jubel „Vive l'Empereur!" stürmisch ausbrach, nahm die Königin ihren Bruder bei der Hand und zeigte ihn den Zuschauern, worauf sich der Jubel verzehnfachte.

Am selben Tage hatte Josef den Abbé Karl Michael de L'Epée (geb. 1712, gest. 1789) besucht, welcher in seinem Hause ein Taubstummen-Institut errichtet hatte; lange verweilte der Kaiser dort und schickte dem Abbé am andern Tage eine kostbare Dose mit Porträt und fünfzig Louisdor für die Zöglinge. Als ihm der Abbé seine Abhandlung über den Unterricht der Taubstummen vorlegte, sagte ihm der Kaiser: „Ich hatte es mir zum Gesetz gemacht, nichts anzunehmen, allein Ihr Werk ist davon ausgenommen. Kein Geschenk kann mir schätzbarer sein als das Ihrige; auch kann es von keiner angenehmeren Hand kommen."

Kaum nach Wien zurückgekehrt, errichtete nach dem Pariser Muster Kaiser Josef auch in Wien ein Taubstummen-Institut, 1779 im Bürgerspital eröffnet, wo sechs taubstumme Knaben und ebensoviel Mädchen aufgenommen wurden. Hier blieb es bis 1782, wo es in das Stöger'sche Haus der Wollzeil (heute Nr. 32, alt 791) in das dritte Stockwerk übersetzt und die Zahl der Zöglinge auf dreißig vermehrt wurde. Director und erster Lehrer war der Weltpriester Friedrich Stork (nachmalig Domherr bei St. Stefan). Dieser war mit dem Sprachlehrer Josef May nach Paris gesendet worden, um sich unter de l'Epée's Leitung die Methode des Taubstummen-Unterrichtes eigen zu machen. Das Institut erhielt nach mehrmaligen Wanderungen endlich sein dermaliges eigenes Gebäude, Wieden, Favoritenstraße (heute Nr. 30, alt 313).

Am 17. Mai sprach Josef in Paris den Herzog von Choiseul und zwar das erste Mal im Cabinet des Königs. Alle Anwesenden waren betreten. Josef ging dem Herzog entgegen, nahm ihn bei der Hand und sagte ihm, daß er ihn mit Vergnügen sehe; er fragte ihn, wie ihm die Stille des Landlebens gefalle, worauf der Herzog erwiderte, er befände sich ganz wohl dabei, und hinzusetzte: „Denn, je weiter ein Staatsmann vom Hofe entfernt ist, je mehr wird er selbst Monarch." König Ludwig hätte gerne den Inhalt der etwa zehn Minuten dauernden Conversation vernommen und fragte den Kaiser darum, aber Josef antwortete ausweichend: „Sire, ich hatte das Vergnügen, hier eine alte Bekanntschaft wiederzufinden."

Am 25. Mai beehrte der Kaiser die Gelehrten Jean Jacques Rousseau (geb. 1712, gest. 1778), Georg Ludwig Leclerc Graf Buffon (geb. 1707, gest. 1788) mit Besuchen. Bei Rousseau äußerte er sein Befremden, ihn blos

mit Componiren und Abschreiben musikalischer Arbeiten beschäftigt zu sehen, er, ein Mann, der so herrliche philosophische Werke geschrieben habe; worauf der große Gelehrte antwortete: „Sire, meine Bemühungen, die Franzosen zum Denken zu bringen, waren vergebens; ich entschloß mich daher, sie zum Singen zu bringen — und sie singen." Rousseau setzte unter das Porträt des Kaisers folgende Verse:

„C'est envain que Joseph, pour cacher sa grandeur
Emprunte les dehors d'un mortel ordinaire.
Il peut tromper nos yeux, mais non pas nôtre coeur;
Et si le faste en lui méconnait l'Empereur,
L'infortune aisement y reconnait un père."

(Im Deutschen etwa: Vergebens entlehnt Josef, um seine Größe zu verstecken, die Außenhülle eines gewöhnlichen Sterblichen; er kann wohl unsere Augen, nicht aber unser Herz täuschen; und wenn der Prunk auch in ihm den Kaiser nicht erkennt, das Unglück findet dankbar in ihm den Vater.)

Josef reiste in der Nacht vom 30. auf den 31. Mai von Paris ab, um das Innere Frankreichs in Augenschein zu nehmen und die Schweiz zu besuchen. Am 13. Juli um fünf Uhr traf er in Genf ein; er war durch Ferney gefahren, ohne den Nestor des französischen Parnasses, Voltaire, gesprochen zu haben, so sehnsüchtig dieser auch dem Besuche des Kaisers entgegenschaute. Dagegen suchte Josef am 17. Juli in Bern den berühmten Albrecht von Haller (Dichter und Naturforscher, geb. 1708, gest. 1777) auf, mit dem er sich eine volle Stunde lang unterhielt. Am 1. August gegen sechs Uhr Abends traf der Kaiser von seiner Reise ganz unvermuthet wieder in Wien ein.

Die Theilung Polens und die Aufhebung des Jesuitenordens.

Wie Kaunitz das politische System Oesterreichs in Westen durch die französische Allianz geändert hatte, so kam durch ihn auch die große Aenderung des Systems im Norden und Osten, die Aenderung, durch welche das Uebergewicht hier unter der Kaiserin Katharina II. (früher Sophie Auguste Friederike Prinzessin von Anhalt-Zerbst, geb. 1729, vermält 1745 mit Peter III., früher Herzog von Holstein-Gottorp, bestieg 1762 den Thron und starb 1796) an Rußland gelangte. Kaunitz war nämlich der mittelbare Urheber der für Oesterreich so gefährlichen, aber in dieser Gefährlichkeit erst sehr spät erkannten Theilung von Polen, über welche am 17. Februar 1772 die Cabinete von Rußland, Oesterreich und Preußen einen förmlichen Tractat unterzeichneten, der am 13. Januar 1773 zur Ausführung gelangte.

Das Signal dazu gab die Reclamation der vor Jahrhunderten unter Kaiser Sigismund von Seite Ungarns an Polen verpfändeten Zipser Städte. Im Jahre 1770, bei der zweiten Zusammenkunft Josef's mit Friedrich II. in Mährisch-Neustadt, wo Kaunitz den Kaiser begleitete, war der Minister vom Könige von Preußen gewonnen worden. Gar wohl wußte Friedrich, daß er ohne des mächtigen Staatskanzlers Zustimmung die Bedenken Maria Theresiens nicht zu beseitigen vermögen würde, und so strengte er alle seine Geschicklichkeit an, den Fürsten auf seine Seite zu bringen. Der Kaiser hatte von Wien eine italienische Oper und den berühmten Noverre für's Ballet mit nach Neustadt gebracht; da wußte es denn Friedrich bei den Vorstellungen

mit größter Geschicklichkeit so anzustellen, daß Kaunitz zwischen dem Kaiser und ihm in die Mitte zu sitzen kam; er erzeigte ihm tausend Aufmerksamkeiten, schnupfte sogar aus der Dose des Fürsten und legte für denselben die ausgezeichnetste Hochachtung an den Tag. All' diesem konnte die Eitelkeit des Kanzlers nicht widerstehen — er ging auf den Theilungsplan Friedrich's ein.

Als Maria Theresia die Theilungsacte Polens unterschrieben hatte, setzte sie neben die gewöhnliche officielle Erledigung des von Kaunitz eingereichten Folio-Vortragsbogens noch die denkwürdigen Worte: „Placet, weil so viel große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung an Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird."

Es lag ferner in dem Kaunitz'schen Folio-Vortragsbogen ein Handbillet in Quart, mehrmals mit unbedeutenden Varianten angefangen und geschrieben, lautend: „Als alle Meine Länder angefochten wurden, und gar nit wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den beistand Gottes! — Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreient wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider Uns ist, mueß bethennen, daß so zeitlebens nit so beängstiget mich befunden und mich sehen zu lassen schäme. — Bedenk der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes stuk von Pollen oder von der Moldau und Wallachey unser ehr und reputation in die Schanz schlagen? — Ich merk woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigeur (bei Kraft), darum lasse ich die sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen."

Nächst der Uebereinkunft der drei Mächte in Bezug auf die Theilung Polens war das denkwürdigste Ereigniß jener Tage die Aufhebung der Jesuiten, an welcher That Kaunitz abermals den hervorragendsten Antheil hatte.

Der Sturm gegen diesen Orden begann von Portugal aus, und zwar durch den Minister des Königs Josef I., Dom Sebastian Marquis von Pombal (geb. 1699, gest. im Exil 1782), einen Mann von großen Leidenschaften erfüllt, Despot sondergleichen, der Alles, was seinen Zwecken zuwider war, was seinen Leidenschaften in den Weg kam, zu Boden trat; dabei kannte er weder Billigkeit noch Gerechtigkeit. Ein solcher Schritt seinerseits war, daß er die in Paraguay lebenden Indier, trotz ihrer verzweifelten Gegenvorstellungen und Bitten, aus ihrer Heimatgegend riß und sie 300 Meilen entfernt durch unermeßliche Einöden und Wüsten wandern ließ, um sie in eine andere Gegend zu verpflanzen, denn er meinte, es gäbe dort ungeheure Goldminen, die er auszubeuten wünschte. Die Jesuiten, welche in Paraguay das väterliche Amt von Erziehern und Volksbildnern verwalteten, hatten den Befehl, die Gemüther der armen Unglücklichen auf diese Auswanderung vorzubereiten, kamen aber dadurch bei den Indianern selbst sofort in den Verdacht des Einverständnisses mit den fühllosen Europäern und ihre Mahnungen wurden ernst zurückgewiesen.

Ein furchtbarer Kampf entspann sich, die anfangs mit Glück fechtenden Indier wurden endlich doch besiegt, Tausende verbrannten ihre eigenen kleinen Städte und Dörfer, andere Tausende flehen in die unzugänglichen Gebirge, wo sie größtentheils zugrunde gingen. Als man dann nach den bis in die kleinsten Einzelheiten gehenden Untersuchungen des Landstriches erkennen mußte, daß derselbe jeglichen Goldes bar sei, schämte man sich des blutigen Possenspiels und suchte die Indier wieder zurückzubringen — jetzt, nachdem man das unschuldige Volk namenlos unglücklich gemacht, nachdem statt der wahrhaft väterlichen Regierung der Missionäre durch eine despotische Staatsverwaltung aus

gutmüthigen Menschen boshafte und niederträchtige, wie ihre Herren und Meister, geworden waren.

Kaiser Josef und der Hußar. (Seite 853.)

Ein Tyrann aber darf sich nicht irren, und so mußten es die Jesuiten sein, welche die Indier zum Widerstande gegen das humane Auswanderungsproject Pombal's verleitet hatten; sie wurden als Verbrecher erklärt, aus Paraguay nach Portugal berufen und daselbst eingekerkert. Andere Gründe kamen noch hinzu, Pombal gegen die Jesuiten aufzubringen, darunter vornehmlich, daß er in den Papieren der 1754 verstorbenen Königin Mutter Meldungen fand, welche die Jesuiten auf deren Befehl über die schändlichen Erpressungen des dortigen Gouverneurs, Pombal's Bruder, erstatteten. Neue Nahrung fand sein Haß im Benehmen der Jesuiten nach dem furchtbaren Erdbeben von Lissabon 1755, welches Naturereigniß sie benützten, um das Volk zur Buße und Besserung zu ermahnen. Als noch unglücklicherweise der König im Jahre 1758, heimkehrend von einem Liebesabenteuer, von Meuchelmördern verwundet ward, fingirte Pombal eine Verschwörung des Adels, mit dem der Minister in steter Opposition lebte, und zieh die Jesuiten der Mitschuld. Der schwärmerisch-fromme Jesuit Malagrida wurde als Theilnehmer eingezogen und von der folgsamen Staatsinquisition als Ketzer verurtheilt und verbrannt. Pombal wandte sich nun mit einer Anklage gegen den Orden an den Papst, der sofort die Untersuchung der Beschuldigungen anordnete; aber ohne das Resultat abzuwarten, vertrieb Pombal die Jesuiten, im Jahre 1759 wurden 1840 derselben unter äußerst übler Behandlung nach Italien transportirt.

Auch in Frankreich hatte der Orden an Madame Pompadour und dem Minister Choiseul erbitterte Feinde. Letzterer gehörte überdies zu einem damals gegen die positive Religion gestifteten Bunde, dem vor Allem die Jesuiten im Wege standen, und so war es ein willkommener Anlaß, die Jesuitenfrage zur Sprache zu bringen, als der Jesuit Lavalette, welcher ganz statutenwidrig auf Martinique Handel getrieben, seine Schiffe durch Caperei der Engländer verloren, deshalb seine Wechsel nicht bezahlen konnte, vor dem Parlamente belangt und verurtheilt wurde. Die Aufhebung der Jesuiten in Frankreich erfolgte 1767. Auch aus Spanien wurden im selben Jahre die Jesuiten verbannt.

Die Aufhebung der Jesuiten in Oesterreich erfolgte, nachdem Papst Clemens XIV. in seiner Bulle vom 21. Juli 1773, beginnend mit den Worten: Dominus ac redemptor noster (Unser Herr und Erlöser), die völlige Aufhebung der Gesellschaft Jesu in allen Staaten der Christenheit ausgesprochen, und die Kaiserin Maria Theresia in diese Maßregel gewilligt hatte, am 14. September 1773 durch den Cardinal-Erzbischof von Wien, Graf Migazzi. Sie mußten ihr Profeßhaus und ältestes Collegium am Hof (genannt zu den obern Jesuiten) den dazu beorderten Staatsbeamten übergeben (Bild Seite 793) und wurde in dasselbe der Hofkriegsrath verlegt; ihr Probehaus bei St. Anna bekam die durch Maria Theresia eben in's Leben gerufene Normal-Hauptschule, und in ihr Collegium nächst der Universität (genannt zu den untern Jesuiten) kam der griechische Clerus, das Piaristen-Convict nebst den Gymnasien.

Lange wollte Maria Theresia nicht daran, die Jesuiten auszustoßen; wenn Kaunitz sie darum drängte, erwiderte sie: „Aber die Jesuiten sein doch die Vormauer aller Auctoritäten!“ und wenn ihr der Staatskanzler Vorstellungen machte, auf die sie keine Widerlegung fand, antwortete sie nur durch Thränen.

Der mächtigste Widersacher des Ordens war der Kaiser und er gab diesbezüglich seinen Gesinnungen deutlichsten Ausdruck in dem Schreiben (Januar 1770) an den Herzog von Choiseul, der ihn zur Unterstützung seiner Entwürfe aufgefordert hatte. Er sagte darin: „Für das Zutrauen danke ich Ihnen. Auf

meine Unterstützung könnten Sie, wenn ich Regent wäre, Staat machen, und meinen Beifall in Absicht der Jesuiten und des Planes zu ihrer Aufhebung haben Sie vollkommen. Auf meine Mutter rechnen Sie nicht sehr; die Anhänglichkeit für diesen Orden ist in der Familie des Hauses Habsburg erblich geworden. Clemens XIV. hat selbst hiervon Beweise. Indeß ist Kaunitz Ihr Freund; er vermag Alles bei der Kaiserin, hält es in Ansehung ihrer Aufhebung mit Ihnen und dem Marquis Pombal; und er ist ein Mann, der keine Sache zur Hälfte ausgeführt läßt."

Wie Josef vorausgesagt hatte, leistete Maria Theresia am längsten Widerstand, als von mehreren Höfen zugleich die Aufhebung des ganzen Ordens begehrt wurde. Als Papst Clemens durch seinen Nuntius Visconti den Wiener Hof hinsichtlich seiner Gesinnungen gegen den Orden ausforschen ließ, erklärte Kaiser Josef ziemlich laut, daß er die Aufhebung aller Orden wünschte, und ließ dem heiligen Stuhle antworten, man werde von seiner Seite keinen Widerstand finden; Maria Theresia aber bedeutete auf dieselben Anfragen im Tone größter Bescheidenheit und Frömmigkeit: „Ich untersuche nicht, ob die Jesuiten verdient haben, was ihnen soeben in Frankreich, Spanien und Portugal widerfahren ist, denn ohne Zweifel haben die Souveräne, welche die Unterdrückung des Ordens verfügt, das Für und Wider in ihrer Weisheit abgewogen; allein, da ich sie wegen ihrer Aufführung in meinen Staaten nur loben kann, nicht minder wegen ihres Eifers und ihrer Arbeiten, so halte ich ihre Existenz für das Wohl der Religion und meiner Völker höchst wichtig und muß sie in dieser Ueberzeugung aufrecht erhalten und beschützen."

Maria Theresia gab diese Erklärung in sehr bestimmtem Tone und der Nuntius verhehlte dem Papste nicht, daß er ihren Entschluß für unerschütterlich hielte. Es wurde aber ihre Festigkeit von innen und außen gleich heftig bestürmt. Kaunitz und Josef wirkten nach Kräften unmittelbar am Hofe, die den Jesuiten feindlich gesinnten Höfe unterstützten ihre Bemühungen. Es vereinigte sich der König von Spanien mit den Königen von Frankreich und Portugal, um Maria Theresia zur Uebereinstimmung mit ihnen zu bewegen, ja, es schrieb Karl III. einen eigenhändigen Brief, dessen leidenschaftlicher Ton einen tiefen Eindruck auf Maria Theresia machte, ohne jedoch ihren Entschluß zu erschüttern.

Kaiser Josef wünschte sehnlichst, daß die Bemühungen der vereinigten Höfe Erfolg haben möchten, und stellte seiner Mutter vor, daß ein längerer Widerstand das gute Einvernehmen mit denselben stören müsse, daß sehr wahrscheinlich eine Kirchenspaltung daraus entstehen würde und unter solchen Umständen es in politischer wie religiöser Hinsicht weise wäre, die Sache dem Gewissen des Papstes, der die Unterdrückung des Ordens für nöthig halte, anheimzustellen. Trotzdem hätte Maria Theresia nicht nachgegeben, da jedoch Clemens XIV. von dem ganzen Umfange seiner kirchlichen Gewalt Gebrauch machte, der Kaiserin vorstellte, daß sie durch so hartnäckigen Widerstand gegen die Kirche ihr Gewissen belaste, „denn diese sei mit der göttlichen Autorität bekleidet und halte die Schlüssel des Lebens und Todes in ihren Händen", so übten diese Darthuungen ihre Wirkung und die tiefbetrübte Kaiserin schrieb: „Ich würde mich niemals haben bestimmen lassen, die Jesuiten in meinen Staaten zu unterdrücken; da jedoch Seine Heiligkeit die Aufhebung des Ordens für nothwendig hält, so will ich als eine treu gehorsame Tochter der Kirche nicht länger mich widersetzen und bin bereit, die Aufhebungsbulle vollziehen zu lassen, sobald sie erscheint."

Die von einigen Schriftstellern angeführten Erzählungen, es habe Kaunitz der Kaiserin eine Generalbeichte von ihr, die sie früher dem Jesuitenpater Hambacher abgelegt und die derselbe an den Jesuitengeneral Lorenz Ricci

abgesandt hätte, wo sie, als dieser letztere in der Engelsburg zu Rom gefangen gesetzt ward, unter dessen Papieren gefunden und vom Papste selbst dem Staatskanzler nach Wien gesendet worden; ferner, daß der Jesuiten-Abtrünnige Professor Josef Julian Monsperger (geb. 1724, gest. 1788) in einem zufällig entdeckten Wandschranke in der geheimen Kanzlei der Provinz Oesterreich im Profeßhause am Hof die Beichten der verschiedenen Mitglieder des Kaiserhauses und der Hofwürdenträger aufgezeichnet gefunden und selbe durch den Geheimschreiber des Fürsten, Harrer, Monsperger's Schulfreund, dem Kanzler habe zustellen lassen, der endlich alle die Papiere der Kaiserin unterbreitet, worauf sie endlich die Ausweisung der Jesuiten unterschrieben, — all diese Märlein sind nirgends glaubwürdig verbürgt und entbehren auch jeder Wahrscheinlichkeit.

Wenn nun endlich nicht geleugnet werden kann, daß die alten Jesuiten in Wien wie allenthalben übergegriffen haben und sich einen Einfluß auf Politik und Regierung aneigneten, der endlich unleidlich werden mußte, kann doch andererseits unmöglich übersehen werden, daß der Orden für den Jugendunterricht und für die Kunst sehr ersprießlich gewirkt hat, was auch bereits damals allseitig anerkannt wurde.

Verbannung der Tortur.

Die Siebziger-Jahre wurden Zeugen noch mehrerer Aufhebungen von althergebrachten Institutionen, wie z. B. der sogenannten Todtenbruderschaft,*) deren Hauptbestimmung in der Bestattung der Verstorbenen bestand, wozu besonders die hingerichteten Uebelthäter gehörten, deren Leichen sie vom Richtplatze, dem sogenannten Rabenstein in der Roßau wegtrugen, um sie in dem durch ihre Verwendung errichteten, deshalb so genannten „Armensünder-Gottesacker" (nahe der Paniglgasse gegen das Glacis zu gelegen) zu begraben.

Die Veranlassung zur Einstellung der höchst abenteuerlichen Aufzüge, bei welchen die Mitglieder der Bruderschaft in schwarze Kutten gänzlich vermummt auftraten, wird verschiedenartig erzählt und wir geben hier beide Versionen wieder. Es war am 2. April 1772 gewesen, daß der Fleischhauerknecht Benedikt Lachner wegen Diebstahls auf dem Rabensteine in der Roßau durch den Strang hingerichtet wurde. Schon während seiner damals gewöhnlichen sechs Aussetztage im sogenannten „Aussetzstübel" im vormaligen Amtshause in der Rauhensteingasse (Bild Seite 160) hatte er dem Volke ein auffallendes Schauspiel dargeboten. Die ersten drei Tage brachte er ohne Bekehrung und Reue in wilder Verzweiflung zu, in den letzten drei Tagen wurde er jedoch anderen Sinnes und forderte die Anwesenden auf, seiner offenen Beichte am Richtplatze beizuwohnen. Hier angelangt, bat er das Volk, mit seiner „Leiche zu gehen", hielt eine begeisterte Bußrede und schloß mit dem Gesange „Oh, wie schön steht mir der Himmel offen, da meine Seel' trachtet hinein; weil ich heut' muß ein Kind des Todes sein!" worauf er executirt wurde.

Der Zudrang war dabei ungeheuer und die Mutter des Delinquenten hatte einen eigens gezierten, mit einem kostspieligen Ueberthane versehenen Sarg machen lassen. Das Aufsehen und die ganz unstatthafte Glorificirung machte auf Kaiser Josef, als er davon erfuhr, den übelsten Eindruck. Um ähnliche Auftritte zu vermeiden, wurde am 12. Juli 1772 ein Gesetz erlassen, daß die Bruderschaft mit dem Hingerichteten erst am Tage nach der Execution ihre

*) Die Geschichte ihres Entstehens befindet sich in M. Bermann's „Alt- und Neu-Wien", Seite 658, 878 und 906. (A. Hartleben's Verlag.)

Function vornehmen dürfe und der Scharfrichter dessen Körper den Abend vorher ihnen zuzuführen habe.

Eine zweite Version will wissen, daß der Metzgerknecht Anton Rosenberger, welcher am 15. December 1774 dem Schwerte des Nachrichters verfallen war, der Letzte gewesen sei, dem die Todtenbruderschaft das Geleite nach dem Hochgerichte gegeben. Es hätte Kaiser Josef auf seiner Spazierfahrt zufällig den unabsehbaren Leichenzug jenes Metzgers begegnet und wäre dadurch zum Umlenken seiner Kutsche bemüssigt gewesen, worauf er die, zwei Monate später, am 22. Februar 1775 erfolgte Einstellung dieser abenteuerlichen Aufzüge angeordnet hätte. Die Begründung der thatsächlichen Einstellung ist indeß höchst unwahrscheinlich, denn Josef war von allem Treiben in der Residenzstadt meist besser unterrichtet, als seine ämtlichen Organe, und hatte somit gewiß auch Kunde von der Hinrichtung. Die Aufhebung sämmtlicher frommen Bruderschaften erfolgte 1783.

Eine zweite Aufhebung war die der Rumorwache, welche ihre Bestimmung nur mehr höchst mangelhaft erfüllte, und an deren Stelle eine auf militärischem Fuße eingerichtete Polizeiwache zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit errichtet wurde (1775). Aber diese Einrichtung fand selbst in militärischen Kreisen Anfechtung, es wollten die Officiere der Feldtruppen jene der Polizeiwache nicht als gleichgestellt anerkennen, und so wurde ein besonderer kaiserlicher Erlaß nöthig, um die zwischen den beiden Branchen vorfallenden Reibereien zu enden. Die Uniform dieser Polizeiwache war von jeher lichtgrau (sogenanntes Hechtgrau) mit grünen Aufschlägen; anfangs trugen sie dreieckige Hüte, später bekamen sie Helme. Die berittene Polizei wurde erst 1802 errichtet.

Das Stationshaus dieser Wache blieb das, seit 1725 für dieselbe bestimmte sogenannte „Rumorhaus" im Tiefen Graben (heute Nr. 37, alt 175); dahin wurden schwere Polizei-Uebertreter zur augenblicklichen Bestrafung oder Anhaltung überbracht. Dieses Haus blieb Polizeihaus bis 1782, d. h. bis zur Aufhebung des Klosters der Siebenbüchnerinnen in der Sterngasse (heute Nr. 8, alt 453), worauf die Wache in das letztere versetzt wurde. Darauf wurde das Haus an Private verkauft, und der erste Besitzer gab ihm den Schild „zum heiligen Josef", was allerdings anfangs gar nicht in dessen Absicht gelegen war und ein interessantes Bildchen zu Kaiser Josef's Charakteristik liefert.

Der geheime Hof- und Staatscourier Herden, ein biederer Belgier, war der Vertraute des Kaisers Josef und erhielt fast bei jeder Amtsreise nach den österreichischen Niederlanden geheime Aufträge von seinem Monarchen, die er stets zu dessen Zufriedenheit ausführte und wofür er von demselben kaiserlich belohnt wurde. Auf diese Art erwarb sich der Mann ein Vermögen. Als im Tiefen Graben das Polizeihaus als solches aufgelassen worden, kaufte Herden dasselbe, ließ es zu einem Wohngebäude umgestalten und aus Dankbarkeit und Anhänglichkeit an seinen kaiserlichen Herrn ein wohlgetroffenes Bild desselben unter Glas und Rahmen oberhalb des Hausthores gegen die Straße anbringen, ohne sich hierzu vorerst die Bewilligung zu verschaffen.

Die Polizei, welche einiges Bedenken gegen die Anbringung des kaiserlichen Porträts hegte, zeigte dies dem Monarchen an, welcher den Hauseigenthümer zu sich kommen ließ und ihn zur Rede stellte, wie er sich habe unterstehen können, das Bild seines Kaisers ohne Erlaubniß als Hausschild öffentlich auszustellen. Herden entschuldigte sich damit, daß er aus Dankbarkeit, weil der größte Theil seines Vermögens von der Großmuth des Monarchen herrühre, dessen Bild oberhalb des Eingangs seines Hauses anbringen wollte.

„Mir gefällt Eure Anhänglichkeit ganz wohl," sagte Josef huldvoll, „aber Ihr wißt, daß das Haus früher das Gefangenhaus für Strolche gewesen, und da will ich denn doch nicht wie an einem Pranger hängen. Ich befehle Euch daher, das Bild zu beseitigen. Indessen" — fügte er bei, als er sah, welchen Schmerz dieser Auftrag dem treuen Diener verursache — „die Geschichte läßt sich ja auch anders machen. — Laßt von einem Maler die gepuderten Haare meines Bildes braun überstreichen, den Kaisermantel in einen alten israelitischen Mantel umgestalten, den Scepter in einen Lilienstengel umändern und die Unterschrift: „zum heiligen Josef" beifügen, dann kann das Bild meinetwegen bleiben."

Herden befolgte den Rath seines Monarchen, und so blieben im Bilde des heiligen Josef die Züge des Kaisers Josef bis heute erhalten. (Bild Seite 833.)

Die Hauptrolle bei den Criminalprocessen jener Tage spielte die Folter, einer der größten Schandflecke in der Geschichte des menschlichen Geistes. Die „peinliche Gerichtsordnung" unter Maria Theresia athmete noch eine Grausamkeit und Härte, die als ein ungemein trauriger Rest aus barbarischen Zeiten herüberragte. Man muß die „Constitutio Criminalis Theresiana" (Peinliche Gerichtsordnung) vom Jahre 1769, Folio, 282 Seiten, durchlesen, um von Schauer ergriffen zu werden. Es herrschte freilich diese Grausamkeit überall, in ganz Deutschland.

Die vorerwähnte Constitutio zeigt auf 29 grauenerregenden Kupferstichen die damals üblichen Tortur-Arten, wie z. B.: die Daumstöcke, mittelst welchen die beiden Daumen des Inquisiten zwischen zwei eiserne gekerbte Platten gelegt und durch Schrauben wie Brei zusammengepreßt wurden. Diese Tortur-Art war die älteste und hatte die Folge, daß der Gemarterte unter langwierigen Schmerzen die Nägel und sehr oft die vordern Theile der Daumen verlor. — Die spanischen Stiefel waren zwei Eisenstücke, deren eines auf das Schienbein, das andere auf die Wade gelegt und welche dann wie die Daumstöcke zusammengeschraubt wurden. — Bei der sogenannten Schnürung wurden die beiden Hände zusammengelegt, bis an die Ellbogen mit Schnüren umwickelt und dann mit Knebeln zusammengezogen. — Bei dem Aufzuge, in der Gerichtssprache auch Streckung genannt, wurden die Hände auf den Rücken zusammengebunden und an diesem Bande ein Seil befestigt, welches an der Decke des Gewölbes durch ein Rädchen lief. An diesem Seile wurde der peinlich Gefragte, nachdem man ihm noch Gewichte an die Füße gehangen hatte, in die Höhe gezogen und seine Arme aus den Gelenken gerissen. Nach der Tortur wurden die verrenkten Glieder zwar wieder eingerichtet, aber meistens blieb der Gefolterte für immer ein zu aller Arbeit untauglicher Krüppel.

Bei der Tortur durch das Feuer wurden die ebenfalls rückwärts gebundenen Hände an eine Sprosse der schiefliegenden, sogenannten Folterleiter festgemacht und mit einem an die Füße gebundenen Seile so lange durch das Räderwerk angezogen, bis die beiden Arme rücklings über den Kopf gestreckt waren. Nebstdem wurde der Inquisit mit den Flammenspitzen zweier Bündel Kerzen an beiden Seiten unter den Armen gebrannt.

Nicht minder grausam waren die Hinrichtungen selbst, denn sie wurden von Martern, wie z. B. das Zwicken mit glühenden Zangen (in die Brust), das Schneiden von Riemen aus dem Leibe (vom Rücken), Ausreißen oder Abschneiden der Zunge, Abhauen der Hand u. s. w. begleitet.

Dank den Bestrebungen erleuchteter Männer, wurden endlich, nach langjährigen Bemühungen, die die Menschheit herabwürdigenden Folterwerkzeuge verbannt — die Tortur abgeschafft (mit 1. Januar 1778). Großes

Verdienst hatte dabei der gelehrte Hofrath Josef von Sonnenfels (geb. zu Nikolsburg in Mähren 1733, gest. in Wien am 26. April 1817), denn er kämpfte ebenfalls gegen die Folter an, dadurch der öffentlichen Stimme mit vielen Andern Ausdruck gebend, aber wir können uns als gewissenhafte Berichterstatter nicht der zur Modesache — weiter nichts — gewordenen steten Verhimmelung dieses in vieler Beziehung recht verdienstlichen Mannes anschließen: in Bezug auf die Folteraufhebung schon gar nicht, da weitaus vor ihm und mit größter Gefahr für ihr eigenes Leben schon Canonicus Cornelius Loos (gest. 1595), der Dichter Jesuit Friedrich Graf Spee (geb. 1591, gest. 1635) und der Universitätskanzler Jesuit Adam Tanner (geb. 1572, gest. 1632), der berühmte Rector und Philolog Christian Thomasius (geb. 1655, gest. 1728) sowohl gegen die Hexenprocesse, als gegen die grausamen Torturen und Strafen geeifert hatten. Nicht minder erklärte sich der Großvater des Historikers, der tirolische Hofkanzler Josef Freiherr von Hormayr (geb. 1705, gest. 1778), lange vor Sonnenfels mit größter Freimüthigkeit gegen den barbarischen Brauch der Folter. Der Kanzler erhob seine Stimme gegen die Folter und gegen die grausamen Todesstrafen und bekämpfte zugleich den damals wieder auftauchenden Hexen- und Vampyrglauben ebenso durch Vernunftgründe, wie sammt seinem Freunde, dem gelehrten Abbate Hieronymus Tartarotti-Serbati von Roveredo mit dem witzigsten Spotte.

Am richtigsten führt der gelehrte Professor Ignaz de Luca (geb. 1746, gest. 1799), selbst Freund und Lobredner des Sonnenfels (Bild Seite 856), durch seinen Bericht das Lob bezüglich auf ihn auf das rechte Maß zurück, indem er sagt: „Die Aufhebung der Tortur ward vielleicht von ihm (Sonnenfels) veranlaßt und er sprach eher von der Abschaffung der Tortur und Aufhebung der Todesstrafen, als das berühmte Werk von Verbrechen und Strafen (des hochgelehrten Mailänders Cesare Beccaria, geb. 1735, gest. 1793) an's Licht trat. Beccaria wurde der Bestätiger dessen, was Sonnenfels zwei Jahre vor ihm sagte und schrieb: So viele Bösewichter, die die Tortur aushielten, das Beispiel mancher Staaten, wo die peinliche Frage verbannt wurde (bereits 1740 von König Friedrich II.), alles dieses erregte Aufmerksamkeit auf die Tortur, man fing auch bei uns an zu untersuchen, ob die Tortur ein billiges und zuverlässiges Mittel sei. Im Jahre 1775 ward zu Zürich Sonnenfels' Votum, so er bei der niederösterreichischen Regierung wider die Tortur gab, gedruckt. In diesem Votum wird die Tortur noch in einigen Fällen zugelassen. Die Monarchin hob sie aber durchaus auf."

Aus allen diesen Thatsachen geht hervor, daß Sonnenfels mit seiner Eingabe gegen die Folter weder der Erste, noch der Einzige war, noch ein Wagstück machte, daß die Tortur auch ohne ihn aufgehoben worden wäre, und daß er sogar der Tortur Begünstigungen einräumte, die aber von Maria Theresia nicht angenommen wurden. Es gehören somit alle diesbezüglichen romantischen Wiedergaben von Unterredungen mit der Kaiserin in das Bereich der Fabeln.

Kaiser Josef unter dem Volke.

Am Sonntag den 30. April 1775 öffnete Kaiser Josef II. dem Publikum Wiens den schönsten der Gärten seiner Metropole — den Augarten, wobei er an das Portal die herrlichen Worte schrieb: „Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort von ihrem Schätzer." Als der schlanke, einfach gekleidete Mann, mit dem schönen Antlitze, den seelenvollen blauen Augen, die sich heran-

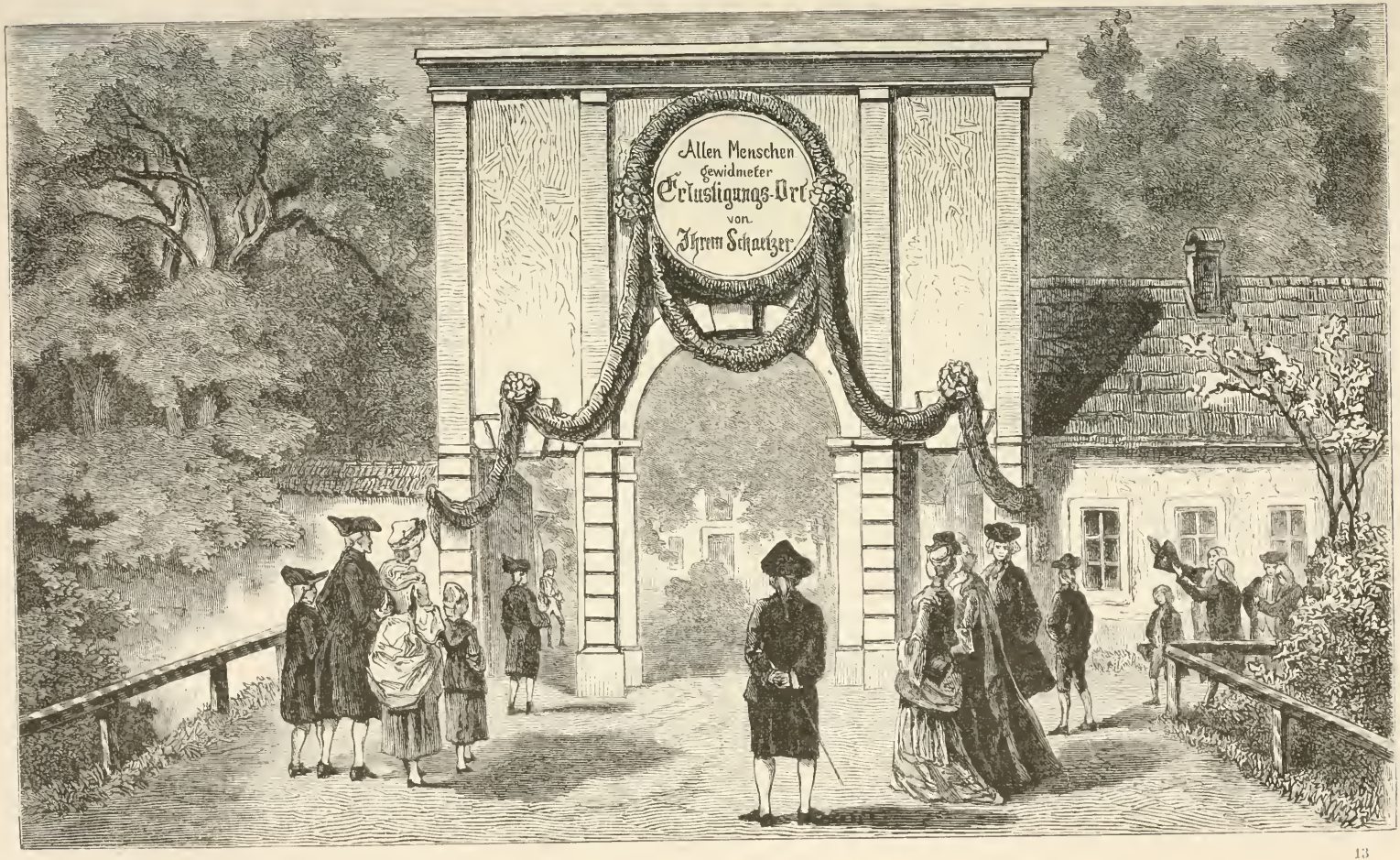
drängende Menschenmenge sah, unter der er selbst in anspruchlosester Weise herumwandelte, da dachte er wohl kaum, daß es keiner achtzig Jahre Zeit bedürfe, um sein herrliches Geschenk aus der Mode zu bringen. Ehemals das stark besuchte Rendezvous der vornehmen Welt, ist der Augarten heute von derselben verlassen.

Der heutige Augarten ist aus den vormaligen Besitzungen der Edelleute Johann Georg Dietmayr von Dietmannstorff, Johann Andreas von Liebenberg (Bürgermeister von Wien 1683), Johann Ludwig Praun von Praunstorff, Johann Franz Graf Trautsohn (nied.-österr. Statthalter), Ferdinand Max Graf Sprinzenstein und Johann von Kauzinger entstanden und sie hatten dieselben vom Stifte Klosterneuburg als Leibgedinge (Unterhalt für Lebenszeit) erhalten, welches letztere meist auf die Au (im damaligen 17. Jahrhundert der „Tabor-Schüttel" geheißen) lautete und daher dem nachmaligen kaiserlichen Garten den Namen Augarten verschaffte. Vor der Türkenbelagerung (1682) kaufte Kaiser Leopold I. die sämmtlichen Besitzungen, ließ daraus einen großen Lustgarten bilden, welchem ein angemessenes Gebäude für den Hof angereiht werden sollte; es wurde aber während der kriegerischen Drangsale die schöne junge Anlage ganz verwüstet und blieb es durch lange Zeit, bis Leopold's Nachfolger, Josef I., den Garten wieder herrichten und pflegen ließ, ein kleines Gebäude aufführte, das seiner geliebten Mutter Eleonora zum Witwensitz bestimmt war und daher den Namen „kaiserliche Favorita" (wörtlich Lieblingin) erhielt. Erst in der Folge wurde es, zum Unterschiede von der neuen Favorita auf der Wieden (später k. k. Theresianische Ritterakademie), die „alte Favorita" genannt.

Bis in die Zeiten Kaiser Josef's II. war der Augarten nur wenig vom kaiserlichen Hofe besucht, woran wohl dessen äußerst niedrige Lage und dadurch in demselben herrschende Feuchtigkeit die Schuld trug. Als aber Josef zugleich mit den Verschönerungen des Praters auch die des Augartens vornehmen ließ, als er denselben durch Ankauf des kroatischen Convicts und zweier anderer Häuser vergrößerte, als er mittelst Durchschneidung der Auen die Alleen angenehmer machte und dem Garten dadurch Luft und Trockenheit verschaffte, da konnte er selbst den Reizen desselben nicht widerstehen und, ihn dem Publikum zur allgemeinen Benützung öffnend, wählte er ihn selbst zu seinem Erholungsorte, ließ sich auf dem ehemaligen Gartengrunde des kroatischen Collegiums ein einfaches Wohn-, respective Sommer-Lusthaus bauen (Bild Seite 864), dasselbe mit einem Lustwäldchen umgeben und mit dem großen Augarten in Verbindung setzen, ferner eine Allee nach seiner zweiten Anlage, den Prater, führen. Auch der schöne Damm entstand auf seine Anordnung.

Gar oft mischte sich Kaiser Josef unter die Spaziergänger im Augarten und hatte seine Freude daran, wenn man darinnen verweilte. Er sorgte dafür, daß der Genuß des Gartens ungeschmälert blieb. So stand er eines Tages am Fenster seines Wohnhauses, den Garten überblickend, und sah, wie eine der elegantesten Damen überall Blumen abriß und sich davon einen Strauß band. Er läutete sogleich einem Lakeien und fragte denselben, ob noch die Tafel am Eingange sich befände, worauf die Bitte geschrieben stünde, nichts abzubrechen, und als der Diener bejahte, sagte Josef: „Nun gut, dann gebt der Dame, welche dort unten die Blumen abreißt, diesen Gulden, und sagt ihr, ich ließe sie ersuchen, sich dafür bei einem Gärtner andere Blumen zu kaufen, da die Blumen dieses Gartens nicht ihrethalben, sondern zu aller Leute Vergnügen da wären."

Wenn Kaiser Josef in den Augarten fuhr, bediente er sich eines einfachen Zweispänners, Kalesche mit Spritzleder und Halbdach, die er selbst kutschirte.



Eröffnung des Augartens 1775.

Als er eines Tages im schlechten Wetter sich dahin begab, traf er unterwegs einen Schönbrunner Gärtner an, der die Aufsicht über die Arbeiten hatte und ebenfalls im Begriffe war, nach dem Augarten zu gehen. Josef, der den Mann kannte, hielt an und fragte ihn, warum er sich keinen Wagen nähme, und als derselbe erwiderte, das ginge nicht, weil es sich mit seinen Vermögensumständen nicht vertrüge, lud ihn der Kaiser ein, sich neben ihm zu setzen, „weil sie doch einerlei Weg hätten". So sehr sich auch der Mann in seiner Demuth dessen weigerte, es half nichts, der Wille des Kaisers mußte geschehen und beim Aussteigen sagte der Monarch noch scherzend zu ihm: „Eigentlich hätte es sich geschickt, daß ich Euch, als Fremden, die rechte Hand gelassen hätte; da ich aber die Pferde lenken mußte, werdet Ihr es mir schon zugute halten."

Als der Großfürst von Rußland (später Kaiser) Paul Petrowitsch, der unter dem Namen eines Grafen von Norden mit seiner Gemalin

Landfahrt der Schiffknechte. (Seite 818.)

Maria Feodorowna auf Besuch in Wien war (1781) und im Augarten wohnte, über solche Herablassung seine Verwunderung äußerte, antwortete Josef: „Wäre ich mächtiger gewesen, wenn ich mit steifem Nacken an dem tief grüßenden Unterthan vorbeigefahren wäre, als da ich dem guten Mann einen frohen Gedanken auf Zeitlebens und mir selbst einen heiteren Augenblick verschafft habe?"

Im Augarten fuhr am 14. April 1782 der in Wien anwesende Papst Pius VI. im offenen Wagen, in Begleitung des Kaisers, spazieren und ertheilte der daselbst versammelten Bevölkerung seinen Segen; im Augarten gab Mozart an den Sonntagen des Frühlings und Sommers mit einem Dilettantenorchester seine Morgenconcerte, ebenso 1786 der talentvolle Karl von Dittersdorff.

In Kaiser Josef's Tagen hatte der Augarten auch seinen eigenthümlichen Besucher: Kaiser Josef's Pudel. Derselbe war alltäglich im Garten zu sehen und jedes Kind kannte ihn. Der Kaiser war auf höchst eigenthümliche Weise zu diesem Hunde gekommen. Als er eines Tages wie gewöhnlich im

Augarten spazieren ging, lief ein schöner Pudel auf ihn zu und mochte, trotzdem ihn der Monarch zurückwies, nicht von ihm ablassen. Da er das Thier nicht wegbringen konnte, nahm er es mit sich nach Hause, war aber nicht wenig erstaunt, als er auf dem schön lackirten schwarzen Halsbande mit silbernen Buchstaben die Worte: „Kaiser Josef“ fand. Er war ein großer Freund von Hunden und dachte sogleich, daß man den Pudel für ihn bestimmt und demselben das Anspringen und Verbleiben bei ihm eingelernt habe. Er nannte ihn Caro und nahm ihn auf seinen Spaziergängen gerne mit, selbst wenn er auf der Donau spazieren fuhr.

Als der Kaiser später einmal mit dem Pudel im Augarten spazieren ging, wo er gewöhnlich die Kreuz und die Quere rannte, hüpfte er plötzlich einem ältlichen Manne an die Brust und überhäufte denselben mit Liebkosungen. Der Fremde erwiderte die Zärtlichkeit und rief: „Ja, Muffel, wie kommst denn du daher?!“ — Der Kaiser, begierig, endlich Näheres von dem Hunde zu erfahren, trat näher und fragte, ob der Hund dem Manne gehört hätte, und als derselbe bejahte, zugleich bemerkend, daß er denselben vor Monaten in der Nähe des Augartens verloren, fragte der Kaiser, wie es käme, daß der Hund ein Halsband mit seinem Namen trage? „Entschuldigen, Majestät,“ sagte der Mann, „es ist dies mein Name, ich bin nämlich der Appellations- und Landrechten-Kanzlist Josef Kaiser.“

Der Monarch lächelte und fragte, ob der Herr Kanzlist das Thier käuflich ablassen wolle, da der Kaiser sich nicht gerne von demselben trennen möge, worauf der Kanzlist erläuterte, es wäre der Pudel ein Erbstück eines seligen Freundes und es dürfe derselbe nicht verkauft werden; er möchte indeß die Bitte wagen, deren Erfüllung ihn beglücken würde, wenn der Kaiser den Pudel anzunehmen geruhen wollte. „Nun, Caro, hör' einmal,“ sagte der Kaiser, „willst du mein Caro sein, oder der Muffel des Herrn Kanzlisten?“ — Da nun der Hund die Frage dadurch beantwortete, daß er an dem Kaiser emporsprang und einige freudige „Wau, Wau!“ herausbellte, dankte der Kaiser dem wackeren Manne für sein Geschenk, nahm den Hund mit und dieser verließ ihn fortan nicht mehr.

Ungemein komisch ist es aber, wie sich zeitweilig das Publikum gegen den Hund des Kaisers benahm. Als eines Tages der Kaiser mit seinem Pudel die Donau befuhr, nahm Caro im Schiffe eine so ungeschickte Stellung an, daß er Gefahr lief, herauszufallen. Der Schiffknecht, welcher gewöhnlich den Kaiser führte (er hieß Josef Freimandel), befürchtete ein Malheur und wollte das Thier aus seiner gefährlichen Lage bringen. Aber wie sollte er den Hund des Monarchen behandeln? Endlich zog er höflich die Mütze und sagte, sich verbeugend, zu ihm: „Euer Gnaden, Herr Caro, ich bitt' Sie, geben S' Obacht, sonst purzeln Euer Gnaden heilig in's Wasser!“

Eine Lieblingsgewohnheit des Kaisers war es, in einfacher Tracht, gehüllt in einen langen „Caput“ (langer Ueberrock mit hohem Kragen, von capot stammend), dessen Kragen er halb in die Höhe schlug, Incognito-Promenaden zu machen und sich an kleinen Abenteuern, die ihm aufstießen, zu ergötzen. Diesbezüglich existirte eine Unzahl von Anekdoten, deren Aufzählung allein ein paar stattliche Bände füllen würde. Ihnen ist es auch theilweise zuzuschreiben, daß Kaiser Josef nicht nur zu den populärsten Persönlichkeiten unter den österreichischen Regenten gehört, sondern überhaupt eine der volksthümlichsten Persönlichkeiten der gesammten österreichischen Monarchie geworden ist; ja, es hat in unzähligen Fällen Anekdote und Sage die Geschichte überwuchert, so daß es gar oft der Mühe und Anstrengung bedarf, um das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, trotzdem noch kein volles Jahrhundert vergangen ist, seitdem er auf Erden gewirkt.

Gar viele Erinnerungen bewahrten lange, ja bewahren noch heute allerlei Privatwohnungen, dann Wirthshauslocalitäten, welchen, der Volksüberlieferung zufolge, Kaiser Josef einen Besuch abgestattet, der zumeist mit einem drolligen Ereigniß in Verbindung gebracht wird. So erinnern sich z. B. noch gar viele alte Wiener an ein kleines, aber sehr besuchtes Gasthaus in der Vorstadt Wieden (damals Hauptstraße, heute Margarethenstraße Nr. 84, alt 690), das seinen Zuspruch durch die treffliche Weise, wie das beliebte Zugemüse der Deutschen — das Kraut — bereitet wurde, erworben hatte. Der Wirth hieß Ignaz Hellebart, stand damals im Alter von dreißig und einigen Jahren und hatte von seinen fröhlichen Landsleuten, den Wienern, den Spitznamen „der Krautnarr" erhalten, welcher Bezeichnung eine jokose Begebenheit zugrunde liegt, in welcher Kaiser Josef eine Rolle spielte.

Bekanntlich war eine der vorzüglichsten Lieblingsspeisen des Monarchen das Kraut; er hatte eine eigene Mundköchin, welche seinen einfachen, nur mit schmackhafter Hausmannskost zu versehenden Mittagstisch zu versehen hatte, auf welchem die „Leibspeise" Knödel mit Kraut öfter zu erscheinen hatte. Des Monarchen Kammerdiener, Jakob Hartmann, der demselben öfters allerlei Stadtgeklatsche mittheilte, hatte dem Kaiser erzählt, welches Gericht der Wiedner Wirth auszukochen vermöge, und dadurch in dem Monarchen die Lust erregt, dasselbe zu verkosten. Auf einer seiner Wanderungen, die er beinahe täglich verkleidet machte, begab sich Josef in dieses Wirthshaus, ließ sich Schweinsbraten bringen und befahl, man solle ihm von dem berühmten Kraute dazugeben.

Der Wirth hatte aber den Kaiser erkannt und nahte sich ihm mit demüthig vom Haupte gezogenem Käppchen, dabei im angewohnten Dialect sprechend: „Euer Majestät san (sind) ja a (ein) Liebhaber von Kraut?" — „Ei freilich," antwortete leutselig der Monarch, der sich übrigens niemals über eine Entdeckung seines Incognito entrüstete. — „No sehen S', Euer Majestät," rief erfreut der Wirth, „ich selber bin halt a (auch) ein solcher Krautnarr!" — Von dem Tage an blieb dem Gasthausbesitzer der Spitzname, denn die Scene war wie Lauffeuer durch die ganze Stadt gedrungen und hatte ihm mehr zu thun verschafft, als er leisten konnte, denn Jedermann wollte nur beim „Krautnarren" essen.

Ein Gemälde und ein Kupferstich, dessen getreue Nachbildung wir in unserm Buche (Seite 865) liefern, wird noch heute von dem Privaten Herrn Franz Liebl in Währing aufbewahrt. Die auf der, mit Recht als Unicum geltenden Darstellung angebrachte Unterschrift bezeichnet haarklein den geschichtlichen Thatbestand, da dieselbe lautet: „In der 1786 errichteten Bierschänke zwischen Währing und Weinhaus unter dem Schilde zum Marokkaner (Wirth Klamer, dessen Sohn ein künstlicher Helfenbein-Schneider war) gebildete Gesellschaft traulicher Brüder, als Kaiser Joseph der 2. 1788 einen unverhofften Besuch machte. Von dem annoch vorhandenen alten Gemälde Copirt durch J. v. A. J. Enderle sc. (sculpsit)." Der letztgenannte Kupferstecher Johann Enderle (geb. 1779, gest. 1841) war ein Schüler der k. k. Akademie der bildenden Künste.

Das unseren freundlichen Lesern mitgetheilte Bild, gewöhnlich „Kaiser Josef in der Studentenkneipe zu Währing" bezeichnet, enthält manche interessante Figuren und Einzelheiten, so z. B. die Mittelfigur, welche ihren Schläger durch zwei Männerhüte und die Haube der daneben stehenden, sehnsüchtig nach der Entführten langenden hochbusigen Frauensperson gestochen hat und selben jubelnd emporhält. Es ist dies die Ceremonie des sogenannten

„Landesvater", des deutschen Studentenliedes mit eigenthümlich feierlicher Melodie, schon seit dem 17. Jahrhundert gewöhnlich so genannt nach seinem Anfange: „Landesvater, Schutz und Rather, König (Herzog ꝛc.) N. N. lebe hoch!" besonders bei großen Commersen (Trinkgesellschaften) gesungen. In einer der folgenden Strophen: „Ich durchbohr' den Hut und schwöre, halten will ich stets auf Ehre, stets ein braver Bursche sein!" wird der Hut mit dem Schläger durchbohrt und dies, indem er darauf bleibt, bei Jedem der anwesenden Studenten wiederholt. Erst später wird jedem unter Singen einer andern Strophe: „So nimm ihn hin, Dein Haupt will ich bedecken!" der Hut wieder aufgesetzt.

Rechts bei der durch einen Kellner geöffnet werdenden Thüre kommt Kaiser Josef herein, mit Abnehmen des Hutes die Gesellschaft begrüßend, und dem Anscheine nach giebt der neben dem Monarchen befindliche Wirth das Zeichen mit dem Käppchen zu jubelndem Willkommen. Ein Kellnerbursche bringt einen gestickten Polster herbei, denselben auf den für den Kaiser bestimmten Stuhl legend, während ein zweiter kleiner, buckeliger Knirps dem Begehren eines Mitgliedes der Runde zu entsprechen bereit ist, den leeren „Bier-Plutzer" (wie solche mehrere auf dem Tische stehen) mit einem frischen zu ersetzen. Die Kleidertracht der Gesellschaft zeigt sich auf dem Gemälde gleichfärbig: dunkle Röcke, weiße Strümpfe, schwarze, gleichgeformte Hüte.

Kaiser Josef hatte, wie erzählt wird, von der Lustigkeit dieser Gesellschaft so viel gehört, daß er einmal selbst beschloß, ihr seinen überraschenden Besuch zu Theil werden zu lassen. Damals bestand diese Bierschänke in einem Häuschen der Herrngasse in Währing (die Conscriptionsnummer 63 tragend); an dessen Stelle steht heute ein stattlicher Neubau.

Auch das berühmte Bierhaus „zur Pfeife" in der Goldschmiedgasse (heute Nr. 9, alt 618) wurde einmal vom Kaiser Josef besucht, und zwar aus dem Grunde, um die dort aufgestellte große Tabakspfeife in Augenschein zu nehmen. In dem im Jahre 1777 vom Gastgeber Leopold Siebenrock errichteten, noch heute renommirten Wirthsgeschäfte hielten damals die „Lederer" (Weiß- und Rothgärber) ihre Zunftsitzungen, das Wohl der Innung beim Schmauchen der Pfeife berathend. Eines Tages aber stiftete die Ledererzunft eine mächtig große Pfeife, die mitten im Locale aufgestellt wurde; sie wog 227 Wiener Pfund und hatte nebst einem colossalen Weichsel-Hauptrohr, aus dem nur ein Mensch mit feuerfesten Lungen schmauchen konnte, noch vierundzwanzig elastische Nebenrohre. Aus dieser „Friedenspfeife" rauchte, nachdem sie mit der erforderlichen Quantität Tabak gefüllt worden, die gesammte ehrsame Zunftvorstehung zugleich, besonders wenn durch irgend eine Wette eine Collecte erwuchs, oder wenn sich ein Mitglied der Ledererzunft herbeiließ, ein Faß Bier zum Besten zu geben. Dann bediente sich der, in solchem Falle präsidirende splendide Gastgeber des großen Rauchrohres, während die Uebrigen sich der kleinen Röhren bedienen mußten. Jeder der Theilnehmer mußte das Rauchgeld von sechs Kreuzern entrichten.

Bald verbreitete sich die Nachricht von dem Pfeifencoloß und dem damit verbundenen Ceremoniell durch die ganze Stadt, und es geschah nicht selten, daß an gewissen Tagen der Woche, wo die Zusammenkünfte der Lederer stattfanden, sich auch eine Menge von Gästen aus allen Ständen einfand, um Augenzeuge dieses harmlosen Scherzes zu sein. Bald gesellte sich zu diesem Ledererverein auch die Schuhmacher-Innung, und der Gastwirth Siebenrock sah sich veranlaßt, auf dem Deckel dieser Pfeife einen Stiefel anbringen zu lassen, welches die freundschaftliche Vereinigung dieser Zünfte symbolisiren sollte. Nach und nach gewann dieses Pfeifenverhältniß eine solche Bedeutung für die Schuhmacher und Lederer, wie der Steck-im-Eisen für die Feuerarbeiter.

Diese große Tabakspfeife behauptete vom Jahre 1777 bis zum Jahre 1814 ihren Platz, bis sie endlich auch dem Zahne der Zeit erlag und ihre Fragmente hierauf längere Zeit hindurch in allen Theilen der Localität herumlagen. Vom Jahre 1814 bis zum Jahre 1828, als bis zu jener Zeit, wo der Gastwirth Kurz diese Localität übernahm, war jede Spur an die ehemals so berühmte große Tabakspfeife gänzlich verschwunden; um jedoch das Andenken zu ehren, ließ Kurz diese Tabakspfeife vom Maler Holzer an eine der inneren Wände der Localität in ihrer ehemaligen Größe malen. Gegenwärtig befindet sich im sogenannten Spiegelsaale daselbst eine viel kleinere plastische Nachbildung.

Einem andern Gasthause brachte ein Besuch des Kaisers die Bezeichnung „Zum Wie Du" auf. Es hatte nämlich Josef bei diesem Besuche gesehen, daß der Wirth einen sehr schönen Vogel im Käfige hatte, und, wohl wissend, daß die Wiener ihren Lieblingsthieren gerne menschliche Taufnamen beilegen, fragte er im Verlaufe den Gasthausbesitzer, der ihn sofort erkannt hatte: „Wie heißt denn der Canari?" — „Wie Eure Majestät!" antwortete der Wirth submissest. — „Also Josef?" — „Nein, wie Eure Majestät heißt er." — „Das verstehe ich nicht," antwortete der Kaiser unwillig; „sagt mir deutlich seinen Namen, ohne Umschweife." — Nach vielen Entschuldigungen über die entsetzliche Ungebühr, Seine Majestät zu duzen, brachte endlich der Wirth den Namen des Vogels heraus; derselbe hieß nämlich — „Wie Du".

Eine andere Schänke bewahrte lange im Gemälde die Erinnerung an eine Scene, welche daselbst stattgehabt und bei welcher ebenfalls Kaiser Josef mitgewirkt haben soll. Der Monarch traf dort einen wackeren Hußarenwachtmeister, den er zum Trinken einlud, trotzdem derselbe erörterte, wie es schon spät sei und er die Stunde der Rückkehr nicht versäumen dürfe, ihn durch allerlei Verlockungen und Beschwichtigungen nicht blos zum Versäumen des Zapfenstreiches, sondern endlich sogar dazu brachte, als er bereits stark angetrunken war, dem Wirthe seinen Säbel als Pfand für die hoch aufgelaufene Zeche zu lassen. (Bild Seite 841.)

Kaiser Josef soll noch in derselben Nacht in die Kaserne des betreffenden Hußaren-Regiments geschickt haben, mit dem Befehle, daß am nächsten Morgen zeitlich das Hußaren-Regiment vor ihm in Parade auszurücken habe. Bei der Defilirung ließ er Halt machen; als der Wachtmeister an ihm vorbeikam, rief er einen gemeinen Mann, der in ziemlich liederlicher Adjustirung sich gezeigt, aus der Reihe, befahl demselben niederzuknien und dem Wachtmeister, dem Unachtsamen, den Kopf abzuhauen. Ungemein ergötzlich soll nun des Wachtmeisters Angst und Verlegenheit gewesen sein, als ihm der Kaiser sein Zögern vorwarf, den Säbel zu ziehen, bis er endlich, in die letzte Verschanzung getrieben, ausrief: „Wenn ich schon soll meinen braven Kameraden umbringen, so bitte ich Dich, Herrgott! mach', daß mein Säbel ist von Holz!" Und wirklich befand sich in der Scheide ein gewandt aus Holz geschnitzter Säbel, der den als Pfand im Wirthshause gelassenen hatte rasch ersetzen müssen, um bei der Parade erscheinen zu können. Josef lachte herzlich über diese Geistesgegenwart und beförderte den klugen Hußaren. (Uebrigens wird dieselbe Begebenheit auch von König Friedrich II. erzählt.)

Auch in Wiens schönen Umgebungen streifte Josef nicht selten ohne alle Begleitung herum und erzählt sich der Volksmund mancherlei recht hübsche Anekdoten. Weniger angenehm erscheint ein Abenteuer, das dem Kaiser im sogenannten Gatterhölzel*) zugestoßen sein soll. Dieses, das Schloß und

*) Ausführliches über dasselbe in M. Bermann's „Alt- und Neu-Wien", Seite 777 u. f. (A. Hartleben's Verlag.)

den Park von Schönbrunn umgebende Gehölze, besonders aber das Eichenwäldchen darin, war bis noch unter Kaiser Josef's Zeit ein Schlupfwinkel für brotloses Gesindel und Taugenichtse, welche diese Gegend beinahe ein ganzes Jahrhundert hindurch unsicher machten und trotz aller Vorkehrungen nicht ausgerottet werden konnten. Es ist actenmäßig erwiesen, daß sowohl im „Gatterhölzel" selbst, als in seinen Umgebungen viele Räubereien und Gaunerstückchen, besonders durch verstellte Bettler verübt worden sind; ebenso gewiß ist aber auch, daß die Fama diese Gewaltthätigkeiten auf ihre Weise sehr vervielfältigte.

Dem Kaiser Josef mochte in den Berichten über die im Gatterhölzel herrschende Unsicherheit Manches übertrieben vorkommen, und so faßte er, nach der ihm eigenen Weise, mit eigenen Augen zu sehen, am frühen Morgen eines schönen Sommertages den Entschluß, das Gatterhölzel allein zu durchstreifen. Der furchtlose Fürst hatte wahrscheinlich nur im Sinne, die äußere Umgebung des verrufenen Holzes in Augenschein zu nehmen; allein, einmal dahin gelangt, folgte er einem Waldpfade nach dem andern, bis er sich endlich mitten im Buschwerke befand und sich vergebens auf dem ringsum von Gras und Kräutern wildverwachsenen Boden nach einem Gehsteig umsah, der ihn in's Freie bringe. Es blieb ihm in dieser kleinen Wildniß nichts übrig, als auf das Gerathewohl der ersten besten Richtung zu folgen.

Bei dieser Wanderung blieb er dann und wann stehen, um sich umzusehen und die Umgebung zu betrachten. In einem solchen Momente erblickte er einen, ziemlich bettelhaft gekleideten Mann, der dem Fürsten nachgeschlichen sein mochte und sich mit einem gewaltigen Knotenstocke durch das Gestrüppe Bahn machte. Ohne sich im mindesten zu besinnen, schritt Josef mit festen Tritten auf den Waldschleicher zu und verlangte von demselben, er solle ihm den nächsten Weg aus dem Gehölze zeigen.

Der Strolch betrachtete seinen Mann eine Zeit lang mit forschenden Augen, dabei seinen Stock drohend emporhebend, endlich aber bat er auf eine mehr befehlende als flehende Art um ein Almosen. „Führt mich zuerst aus dem Gebüsche, dann werde ich wissen, was ich zu thun habe!" erwiderte der Kaiser. (Bild Seite 889.)

Nach kurzem Besinnen bequemte sich der Bettler dazu und führte den Kaiser tiefer in den Wald hinein. Als Josef und sein unheimlicher Wegweiser einige hundert Schritte gegangen waren, gesellte sich ein Dritter zu ihnen, und zwar ein Seitenstück zum ersten Bettler und so wie dieser mit einem tüchtigen Stocke bewaffnet. Des Kaisers scharfes Auge bemerkte deutlich, daß beide Männer sich mit Blick und Mienen verständigten, und er sah ein, daß er in großer Gefahr schwebe, aus welcher ihn nur rasches Handeln und Entschlossenheit befreien könne.

Er blieb daher plötzlich stehen und sprach mit festem Tone: „Ihr Leute, wißt, daß ich kein Geld und nichts Werthhaftes bei mir habe; ich kann Euch daher selbst für Eure Wegweisung nicht einen Kreuzer geben. Führt mich deshalb nicht lange in der Irre herum, um Euch allenfalls ein höheres Trinkgeld zu verdienen, sondern zeigt mir den nächsten Weg nach Schönbrunn — denn wißt, ich bewohne Schönbrunn — oh, schaut mich nur genau an, wenn Ihr an der Wahrheit meiner Worte zweifeln solltet."

Diese, unmöglich mißzuverstehende Rede machte die beiden Strolche bis in's innerste erbeben; ihr ganzes Wesen veränderte sich; der Letztgekommene verschwand im nächsten Gebüsch und der Erste krümmte sich, demüthig wie ein Krüppel zusammen und humpelte stillschweigend vor dem Monarchen her, als sei ihm auf einmal Gicht und Lahmheit in alle Glieder gefahren, bis sie einen gebahnten Weg erreichten, der am „Grünberg" ausmündete. Als Josef sich hier nach seinem verwandelten Führer umsah, war auch dieser verschwunden.

Die Folge dieses Abenteuers war der Befehl, das Gatterhölzel durch Aushauen zu lichten und dasselbe von allen Seiten mit gebahnten Wegen zu durchschneiden. Bald war es mit fruchttragenden Feldern bedeckt; ein Theil des übrig gebliebenen Gestrüppes wurde zu Hasenremisen benützt und an dem Abhang gegen Meidling, oberhalb dem Grünberg, grünten schöne Weingärten. Heute erheben sich dort herrliche Landhäuser mit stattlichen Gärten und an der Straße nach Atzgersdorf eine große Gruppe von Häusern, welche die Ortschaft Wilhelmsdorf (früher Neu-Meidling) bilden.

Von europäischer, ja selbst globischer Berühmtheit und mit dem Andenken Josef's II. im Volke auf das innigste verknüpft ist ein in der Hofburg zu Wien befindlicher, hundertsechzig bis hundertsiebzig Schritte langer, fünf Schritte breiter Corridor, welcher der Controlorgang genannt wird. Diese Benennung hat er von dem Hofcontroloramte, d. i. Amt der Privatverpflegung des kaiserlichen Hofes, welches vor diesem Monarchen daselbst bestanden hatte. Dieser Corridor, das erste Stockwerk in dem von Leopold I. herrührenden langen Trakte, welcher den Schweizerhof mit dem Amalienhof verbindet, ist eigentlich eine Mezzanine (Halbgeschoß); deren Fenster zeigen auf die Bauten, welche heute den ehemaligen Paradeplatz bedecken, jene der Localitäten, in welchen später die Bureaux des Staats- und Conferenzrathes untergebracht wurden, zeigen auf den Burgplatz, der seit der Aufstellung des Franzens-Monumentes die Bezeichnung „Franzens-Platz" erhielt. Der Controlorgang ist für Jedermann offen, der, versteht sich, zu den besseren Classen gehört; seine beiden Endpunkte sind der Aufgang neben der Herkulesstiege rechts und die Josefs- oder Kammerkapelle, deren Eingang das breite, gewölbte eichene Flügelportal bildet.

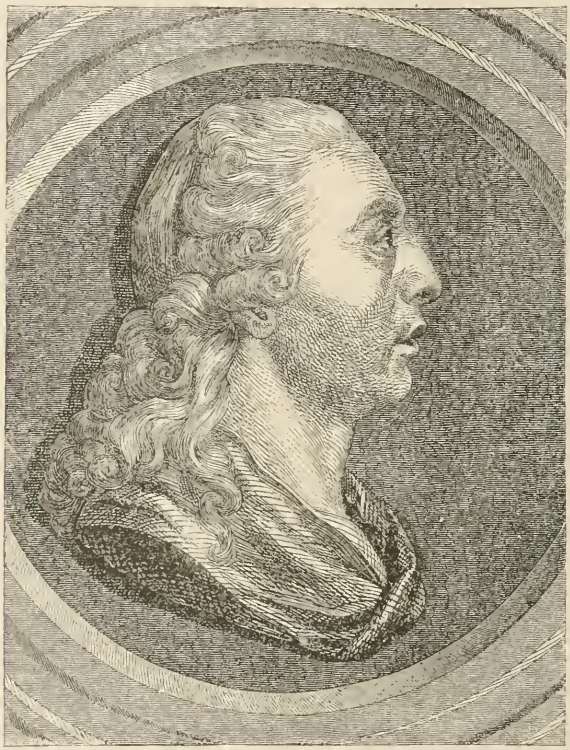
In diesem Controlorgang nun war Kaiser Josef täglich und fast zu allen Stunden des Tages für Jedermann, selbst für den allergeringsten seiner eigenen oder fremden Unterthanen, also auch für die allerordinärsten Leute zu sprechen. Den ganzen Tag war dieser väterliche Gang mit Supplikanten angefüllt, die meistens Bittschriften bei sich hatten. Die Zeit, zu welcher der Kaiser in diesem Corridor erschien, war nicht bestimmt; aber die Leute harrten in Geduld und Vertrauen oft mehrere Stunden lang. Er kam im Verlaufe des Tages öfter aus seinem Cabinete, sprach auf dem Gange selbst mit diesen Parteien und wies manche nach Umständen ihrer Person oder ihres Anliegens in ein eigenes Cabinet, in welchem sie ihn ohne Zeugen sprechen konnten. Hunderte von Anekdoten hatten den Controlorgang zum Schauplatz und so war und ist noch heute nichts charakteristischer und begreiflicher als dessen Volksthümlichkeit. Unter allen Begebenheiten hat sich aber am frischesten und längsten die folgende in der Erinnerung erhalten. Eine in Graz lebende Dichterin, vielmehr schlechte Reimerin, Hedwig Louise Pernet, geborene Baronin Kemetter, erschien in den Siebziger-Jahren im Controlorgange und überreichte dem Kaiser einige ihrer dichterischen Elaborate, darunter auch ein „komisches Trauerspiel", wie sie es nannte. Josef nahm die Gabe huldvoll an, versprach sie durchzublättern und ihr seine Meinung darüber mittheilen zu lassen. Hochbeglückt reiste die Dichterin nach Graz zurück. Recht kurze Zeit darauf erhielt sie wirklich ihre Manuscripte zurückgesendet, aber als Randbemerkung stand von Josef's eigener Hand geschrieben darauf:

„Meine liebe Kemetter,
Mach' Sie lieber Hemeter (Hemden)!"

Es war dies der einzige Vers, den Kaiser Josef in seinem Leben gedichtet hatte. Einer anderen Schriftstellerin ließ er bei Zurücksendung ihrer Gedichte einen goldenen Fingerhut zustellen mit dem eingegrabenen goldenen Spruche: „Verderbe die Zeit nicht!"

Neuigkeiten der Siebziger-Jahre.

In den Siebziger-Jahren des 18. Jahrhunderts erhielt Wien außer den bereits früher erwähnten Institutionen und Gebäuden noch andere hervorragende, deren etwas ausführlicher gedacht werden muß. Unter den letzteren nimmt der sogenannte Trattnerhof auf dem Graben die erste Stelle ein. Der früher hier gestanden habende, dem Bisthum Freysing gehörige



Josef von Sonnenfels. (Seite 847.)

Gebäudecomplex wurde im Jahre 1773 von dem k. k. Hofbuchdrucker Johann Thomas Edler von Trattnern angekauft; derselbe ließ die baufälligen Häuser abbrechen und dafür das heutige schöne, nach ihm benannte große Gebäude herstellen, das im Mai 1776 vollendet war. Trattnern war zu Jahrmannsdorf bei Güns in Ungarn am 8. Juli 1717 von sehr armen Eltern geboren, verlor dieselben schon in frühester Kindheit und trat im Alter von achtzehn Jahren zu Wiener-Neustadt in eine Buchdruckerei als Lehrling ein. Später kam er nach Wien zum Hofbuchdrucker Ghelen, erwarb sich durch seine strenge Redlichkeit, Thätigkeit und Verwendbarkeit Freunde und Gönner, welche dem jungen, außergewöhnliches typographisches Talent verrathenden Arbeiter den Vorschlag machten, eine eigene Druckerei zu errichten und ihm die nöthige Summe vorschossen.

Im Jahre 1748 kaufte er ein derartiges, obwohl unbeträchtliches, verfallenes, im Freisinger-Hofe stabilirtes Geschäft, aus welchem er jedoch schon binnen zwei Jahren eine blühende Anstalt geschaffen hatte, welche 34 Pressen, fünf Filialdruckereien (zu Agram, Pest, Innsbruck, Linz und Triest) nebst acht Buchhandlungen und achtzehn Bücherniederlagen in den vornehmsten Städten der k. k. Erblande, sowie in Warschau und Frankfurt am Main beschäftigte. Ebenso war sie die Grundlage des ungeheuren prachtvollen Officingebäudes in der Josefstädter-Straße (wo das gräflich Dietrichstein'sche zum Kaiserspital gehörende Gebäude gestanden hatte, heute k. k. Militär-Betten

Königin Maria Antoinette. (Seite 829.)

Magazin). In diesem wahrhaft großartigen Etablissement, mit Recht „Typographischer Palast" genannt, vereinigte er alle Zweige seines Geschäftes: Setzerei, Druckerei, Schriftgießerei, Schriftschneiderei, Xylographie, Kupferstecherei, Kupferdruckerei, Buchbinderei, Buchhandlung und enorme Bücher- und Strazzen-Magazine. Kaiser Franz I. beehrte am 22. December 1763 bei Gelegenheit einer Spazierfahrt in der Josefstadt diese von Trattnern errichteten Officinen, ließ sich von dem Besitzer in sämmtlichen Localitäten herumführen, sprach selbst mit mehreren Gehilfen und verließ das Institut mit größter Zufriedenheit. Am 7. December 1764 erhob ihn der Kaiser in den Ritterstand.

Im Jahre 1773 zierte Trattnern den Graben in Wien mit dem schönsten Gebäude — dem Trattnerhofe. Der Baumeister hieß Peter Mollner und die Statuen oben auf dem Hause verfertigte der Bildhauer

Tobias Koegler. In seinen Palast verlegte nun Trattnern auch sein Geschäftslocale. Dasselbe bildete eine Halle mit hohen Marmordurchgängen, an welchen sich zierliche Eisengitter befanden. Von seinem ungeheuren Verlage waren jedoch, die Schulbücher ausgenommen, nur wenige Exemplare im Verkaufsgewölbe selbst. Den Chef traf man selten, da ihn seine Druckereien und Filialbuchhandlungen stets anderswo beschäftigten.

Durch Trattnern's Bemühungen und Reisen erhielt der österreichische Buchhandel den größten Aufschwung. Maria Theresia ernannte ihn, seine Verdienste belohnend, zum Hofbuchdrucker und war ihm überhaupt sehr gnädig gewogen. Leopold II. gab ihm das ungarische Indigenat. Am 13. Mai 1798 feierte Trattnern sein fünfzigjähriges Jubiläum als Buchdruckerprincipal, starb aber bald darauf den 31. Juli im 81. Lebensjahre. Sein Befugniß ging an seinen Neffen gleichen Namens über, der später die Buchhandlung an Josef Tendler (geb. 1758, gest. 1818) abtrat. Heute sind Faesy und Frick die Besitzer.

Aber — so hochgeehrt auch Trattnern im Inlande war, im Auslande wurde er dennoch mit scheelen Augen angesehen und häufig beschimpft, denn er war — ein Nachdrucker. Was irgend an classischen Büchern in Deutschland erschien, wurde in seinen Officinen nachgedruckt und, da er die Honorare an die Verfasser und Original-Verleger ersparte, zu beispiellos billigen Preisen an das Publikum abgegeben. Der gemäßigtste unter den Tadlern sagte von ihm: „Seinem Charakter hing ein sehr großer Flecken an und setzte seine unleugbaren Verdienste sehr tief herab, daß er das (im Reiche) unerlaubte Gewerbe eines Nachdruckers trieb, der unzähligemale da erntete, wo er nicht gesäet hatte. Es geschieht daher seiner in unzähligen Zeitschriften, Reisebeschreibungen u. s. w. auf eine nicht im mindesten ehrenvolle Art Erwähnung. Allein er blieb dieser Sitte bis an den Tod getreu."

Allerdings gebührt Trattnern die Entschuldigung, daß damals in den k. k. Erblanden der Nachdruck nicht verboten, sondern vielmehr von Seite der Regierung gerne gesehen wurde, indem Trattnern dadurch nicht wenig zur Volksbildung beitrug, als er die theuern classischen deutschen Werke um einen für das Volk erschwinglichen Preis demselben zugänglich machte und verbreitete.

Am 17. Februar 1776 sprach Kaiser Josef II. die Erhebung des Schauspielhauses nächst der Burg zum „k. k. Hof- und National-Theater" aus und ordnete an, daß in demselben fortan nichts als „gute, regelmäßige Originale und wohlgerathene Uebersetzungen anderer Sprachen aufgeführt" werden sollten. Ein wichtiger Act unter den Reformen war es ferner, daß Maria Theresia zur Hebung des Schulunterrichts der weiblichen Jugend in Wien am 6. Mai 1776 den Nonnen bei St. Jakob (Riemerstraße), St. Laurenz (Fleischmarkt) und bei den Himmelspförtnerinnen (Rauhensteingasse) den Auftrag ertheilte, öffentliche Mädchenschulen zu errichten, indem die Schulen der Ursulinerinnen (Johannesgasse) und Salesianerinnen (Rennweg) nur Anstalten für die adelige weibliche Jugend waren.

Im Jahre 1776 begann die Uebertragung der kaiserlichen Gemäldegallerie aus der Stallburg und Schatzkammer und zahlreicher Bilder aus aufgelassenen Klöstern in das kaiserliche Lustschloß Belvedere; die innere Einrichtung und die Aufstellung der Gallerie fand unter dem Director Christian von Mechel, ausgezeichneter Kupferstecher und Kunstschriftsteller, statt und war 1781 beendet. Im October 1776 wurden die Fahr- und Gehwege auf dem Glacis zum ersten Male mit öffentlichen Lampen beleuchtet, wie auch die Beleuchtung der Straßen überhaupt geregelt. Das Verdienst gebührt Sonnenfels, der sich auch ungemein viel darauf einbildete. So wird das

köstliche Quid pro quo erzählt, daß er, eines Abends mit einem fremden Gaste, von Laxenburg heimfahrend und in die Nähe von Wien gekommen, den Entzückensausbruch seines Gefährten über die von magischem Mondlichte übergossene Stadt für Bewunderung der allerdings recht effectvollen Glacienbeleuchtung haltend, verbindlich entgegnete: „Danke recht sehr; diese Beleuchtung ist auch von mir!“ Im Jahre 1778 begann man in Wien, und zwar vorläufig blos in der inneren Stadt, die Straßen mit behauenen Granitsteinen zu pflastern.

Ein entsetzliches Unglück beraubte dagegen Wien eines Gebäudes — des Pulverthurms an der Nußdorfer-Linie, welcher eines Morgens in die Luft flog. Wir liefern hier, nach einer damaligen Zeitung, die „Relation (Meldung) des großen Unglücks, welches Sonnabend am 26. Juni 1779, Morgens 9 Uhr, an der Nußdorfer-Linie bei Wien, durch ein unverhofftes Feuer das Kriegs- und Pulver-Magazin nebst Kugeln und Bomben in einem Augenblick in die Luft zerstreute, welche Begebenheit von einem Correspondenten, als augenscheinlichen Zeugen übermachet worden“.

„Heute empfindet unser Stadt Wien, Morgens 9 Uhr, als am 26. Juni 1779, einen außerordentlichen Stoß, so daß die ganze Bürgerschaft in ein entsetzliches Leidwesen und Jammergeschrei ausbrach, als wenn ein wirkliches Erdbeben, das die ganze Stadt zu verschlingen drohte, ausgebrochen wäre; doch bald verspürte man den Dampf und das entsetzliche Gekrach des Pulvers, das mit dem erschütternden Geklirr aller Fensterscheiben begleitet war. Geschlossene Thüren wurden ersprengt und auf allen Straßen sah man nichts als Glasscherben. Auf dem Augustiner-Platz sind etwelche Stückkugeln hineingeflogen und bei Unserer Frau, zur Stiegen genannt (Maria am Gestade), da eben der Priester das heilige Meßopfer verrichten wollte, fiel der Hochaltar durch die Erschütterung ganz zusammen.“

„Das beträchtliche Pulver-Magazin, allwo befindlich gewesen 400 Centner Pulver nebst 50.000 Stück Patronen, die von der Armee zurückgeführt worden, die 40 Mann Artilleristen, welche bei der Arbeit waren, 12 Mann Wache, die bei der Linie Piquet hatten, sind in die Luft gesprengt, nebst den Bomben, Kartätschen, Laffeten, welches alles in allen Gassen und Straßen, wie auf den Feldern und Wällen, gleich wie ein Platzregen hereingesäet liegen. Die Häuser betreffend, was eingestürzt und gänzlich ruinirt sind, sind an der Zahl dreihundert, die Todten und Blessirten sind nach genauester Rechnung nicht weniger, kurz erbärmlich war anzusehen das große Elend.“

„Da liegt ein Kopf, dort ein Bein, da eine Hirnschale; auf den Bäumen findet man von der Linien-Wache die zerfetzten Körper hängen, ja sogar die Schnitter auf dem Felde haben die Stückkugeln in Fetzen zerrissen; auf eine halbe Stunde weit die Felder mit Schütten und größten Steinen bedeckt, auch wo der Pulverthurm gestanden, ist kein Merkmal mehr zu finden, wie auch das Liechtenstein'sche Brauhaus (heute Liechtensteinstraße 80, alt 182 Lichtenthal), wie auch das Waisenhaus (sogenanntes altes Waisenhaus, Thury Nr. 14, abgebrochen 1855) und die darin befindlichen Personen sind theils gänzlich ruinirt oder beschädigt worden. Eine Kapell, worin der heilige Johann von Nepomuk stund, hart an der Linie, schlug die Pulvergewalt ganz zusammen, der heilige Johannes blieb aber unverletzt; nur das Kreuz schlug es ihm aus der Hand.“

„Uebrigens wurde das ganze Personal, so bei der Linie unweit dem Magazine gewesen, wenige Personen ausgenommen, ganz erschlagen. Ein Lohnkutscher, der eben innerhalb der Linie auf einem Berg gestanden, ist sammt dem Wagen, Pferden und Leuten in die Luft gerissen und man weiß noch nicht, wohin. Die Pferde hat man in einem Graben todt gefunden. Der Prälat von Klosterneuburg (Ambros), der ebenfalls vorbeifuhr, ist blessirt worden und

ebenfalls ein Pferd getödtet. Ein Lustgarten, wo die Gäste täglich zum Wein gehen (heute das Gasthaus zum Auge Gottes vor der Nußdorfer-Linie an der Straße nach Döbling) ist ein purer Schutthaufen geworden und kein grünes Laub mehr darin anzutreffen."

„Eben zur selben Zeit, da der Knall geschehen war, waren die höchsten Herrschaften (die kaiserliche Familie) zu Laxenburg, welches vier Stund von dem Orte entlegen war. Seine kaiserliche Majestät (Josef II.) gaben gleich Befehl, das Pferd zu satteln und Höchstdieselbe trafen auch schon bis dreiviertel auf zehn Uhr an der Linie ein und sahen mit flehenden (ängstlich blickenden) Augen das traurige Schicksal mit an. Der gütigste Monarch machte sogleich Anstalt in höchster Person, Wundärzte und Geistliche herbeizuschaffen, um den Blessirten und Nothleidenden Hilfe zu leisten; es wurde auch sogleich Veranstaltung bei den Baumeistern und Zimmerleuten gemacht, um die theils ganz eingestürzten, theils halb verbrannten Häuser einzureißen und auf dessen Kosten neu aufzubauen. Die noch lebenden Männer, Weiber und Kinder fingen ein entsetzliches Lamento an und vermeinten die Kosten selbst zu tragen, worauf Seine Majestät geantwortet: „Ich bin Josef, Euer Vater."

„Nach vollendeten dessen darauf, am Sonntag, auf dem sogenannten Bäckenhäusel (die Bezeichnung stammt von der alten Steinsäule, sogenanntes „Bäckerkreuz" her; das ehemalige städtische Versorgungshaus, nunmehr ärarischen Zwecken gewidmet, in der Währingerstraße Nr. 22, alt 271) fünf Centner Menschenfleisch abgewogen wurde, welches völlig schwarz, wie geselchtes Fleisch ausgesehen hat. Dieses so große Unglück ist mit menschlichen Zungen nicht auszusprechen, aber auch nie erlebt worden. Gott bewahre jeden Ort mit derlei Strafen. — Besondere wunderbare Ereignisse sind, daß ein Knecht, der eben mit einem Leiterwagen an dem Magazine vorbeifuhr, ohne Beschädigung in das Thal hinabgeworfen wurde, während der Wagen mit zwei Pferden in Trümmer durch die Luft flog. Das Mauthhaus an der Nußdorfer-Linie wurde in einen Schutthaufen verwandelt und alles darin getödtet bis auf einen Canarienvogel, der in seinem halb zerquetschten Käfig gesund umherhüpfte." (Ein greiser Bewohner von Nußdorf, noch 1835 lebend, wollte diesen Vogel, er sagte, es wäre ein Zeisig gewesen, in dem Käfig an einem Baum hängen gesehen haben, wohin er hinaufgeschleudert worden.)

Bald wurden aber interessante Details von den vorerwähnten und anderen wunderbaren Errettungen bekannt, die wir hier nachtragen wollen. Früher aber sei bemerkt, daß der Pulverthurm selbst in der Vorstadt Thury an der Stelle der die heutige Pulverthurmgasse bildenden Häuser mit den Nummern 8 (alt 97), 4 (alt 108) und 1 (alt 809) gestanden hat.

Propst Ambros von Klosterneuburg war um die Stunde, wo die Explosion stattfand, von einer bei Hofe ausgeübten Function auf der Heimfahrt begriffen. Kaum hatte sein Wagen die Linie passirt, als die Katastrophe eintrat. Rings um das Haupt des Prälaten flogen Kugeln und Steine, ein Pferd aus seinem Postzuge (von Vieren) wurde von einer Kugel getödtet, einige Passanten in seiner unmittelbaren Nähe ereilte dasselbe Schicksal. Propst Ambros jedoch blieb vollständig unverletzt. Zum Gedächtniß an diese Explosion, sowie an seine Rettung ließ der Prälat an der Stelle, wo ihn das Ereigniß ereilte (Straße nach Nußdorf, vor der Linie, rechts gegen die Ortschaft) eine Steinsäule errichten mit einer auf die Katastrophe bezughabenden Inschrift. Der Knauf auf dieser Säule wurde von einer Kugel gebildet, die genau dieselbe Größe hatte, wie das verderbenbringende Geschoß, welches das Pferd des Prälaten tödtete.

Eine zweite lichtvolle Episode aus der schaudervollen Tragödie bildet die folgende: Unter den Menschen, die am verhängnißvollen Morgen des 26. Juni

durch die untere Lichtenthaler Hauptstraße zogen, befand sich auch der Bauer Jakob Kobausch aus Aland (bei Heiligenkreuz nächst Baden), welcher gekommen war, um seinen Sohn Andreas, der im Infanterie-Regimente des Feldzeugmeisters Franz Josef Freiherr von Preiß (geb. 1704, gest. 1797), heute Herzog von Parma Nr. 24, diente und an diesem Tage bis zehn Uhr Vormittags vor dem Pulverthurme Schildwache zu stehen hatte, zu besuchen.

Als der arme Mann den Ausruf hörte: „Der Pulverthurm fliegt in die Luft!“ wurde er fast sinnlos, denn er konnte nicht daran zweifeln, daß sein in der größten Nähe des Gebäudes befindlicher Sohn bereits in tausend Stücke zerrissen worden. Und so stürzte der unglückliche Vater über Schutt und Gerölle dem Schauplatze des Jammers zu. Da kam ihm plötzlich ein Menschenschwarm entgegen, der einen betäubten Soldaten mit leichenblassem Antlitze in seiner Mitte führte. Ein Blick — ein Schrei — und Vater und Sohn lagen sich laut aufschluchzend in den Armen.

Wie durch ein Wunder war der junge Soldat gerettet worden; es war nämlich die Gewalt der Explosion nach oben gegangen und die Trümmer waren über seinem Haupte weggeflogen. Nur stürzte er, bedeckt von dem steinernen Schilderhause, von dem furchtbaren Knalle betäubt, zu Boden und hatte für immer das Gehör verloren. Die Kaiserin Maria Theresia beschenkte Vater und Sohn, welch' Letzterer natürlich seines Dienstes entlassen wurde, auf das reichlichste. Noch als alter Mann erzählte Andreas Kobausch unzähligemal die Geschichte seiner wunderbaren Rettung.

Der dritte wunderbare Fall war der, daß ein kleiner Knabe, welcher ein Geislein auf die Weide getrieben, sich während der Explosion hart am Thurme befand und in der entsetzlichsten Verwüstung sammt dem Thierlein vollständig unverletzt blieb! Die wohlhabende Familie dieses Kindes, das später selbst Vater und ein wackerer Wiener Bürger wurde, beging noch lange nachher alljährlich das Andenken der wunderbaren Errettung mit einer feierlichen Predigt und einem Hochamte am Ostermontage an einem Orte außer Wien, worauf ein Familienfest den Tag beschloß. Seit dem April 1820 wurde da stets von einem hoffnungsvollen Knaben aus der Familie das von Johann Langer eigens zu diesem Zwecke verfaßte Gedicht: „Der Knabe mit dem Geislein am Pulverthurm“ vorgetragen.

Dieses Gedicht war ein Seitenstück zu Friedrich Reil's poetischer Erzählung: „Die Schildwache am Pulverthurm“ und endet mit den Strophen:

„Die Mutter nimmt an's Herz ihr Kind,
Des Dankes heiße Thräne rinnt —
Und spricht, den Blick gewandt nach oben:
Die Hände betend aufgehoben:
„Den Engeln hat der Herr befohlen,
Daß sie den Menschen fromm und rein
Auf ihren Händen tragen sollen,
Daß ihm den Fuß verletz' kein Stein!“

Das Wunder geht von Mund zu Munde,
Selbst bis zum Thron der Kaiserin,
Die schicket noch zu dieser Stunde
In's Vaterhaus des Knaben hin;
Die Kaiserin wollt' den Kleinen seh'n,
Der — Frevler müssen's selbst gesteh'n —
Durch Gottes Finger offenbar
Gerettet ward aus Tod'sgefahr.“

Den Schluß der Siebziger-Jahre bildete für Oesterreich die Erwerbung des Innviertels. Durch den Tod des Churfürsten Maximilian Josef

von Bayern war dieses Land erbstreitig geworden, und Oesterreich hatte Ansprüche darauf zu erheben, die sowohl auf der Bestimmung Kaisers Albrecht, daß Niederbayern wieder an sein Haus zurückfallen müsse, wenn die Familie des Lehensträgers ausstürbe, als auch auf einem Vertrage mit dem erbberechtigten Churfürsten Karl Theodor fußten, der keine ehelichen Kinder hatte. Am 21. Januar 1778 ging die Besitzergreifung durch die Oesterreicher in Straubing feierlich vor sich. König Friedrich II. von Preußen that aber Einsprache und erließ am 3. Juli ein Ultimatum, in welchem er erklärte, daß er, „wiewohl ungern, sich der Zersplitterung von Bayern widersetzen müsse".

Preußen rückte mit zwei Heeren gegen Oesterreich, Friedrich II. selbst stand mit etwa 100.000 Mann in Schlesien und bedrohte Böhmen und Mähren, sein Bruder Heinrich stand in Sachsen, gleichfalls an der böhmischen Grenze. Aber diesmal verrechnete sich der „große Fritz" ganz und gar. Kaiser Josef übernahm persönlich das Ober-Commando und erschien mit seinem Bruder Maximilian und dem gefeierten Taktiker Marschall Lascy im Lager vor Königgrätz, wo bereits Marschall Loudon und der tapfere Hadik vor ihm eingetroffen waren.

Der nunmehr folgende sehr kurze bayerische Erbfolgekrieg in Böhmen kostete nicht viel Blut. Es ging Lascy's Plan dahin, den König von Preußen so lange als möglich strategisch hinzuhalten, bis er müde geworden wäre. Dieser Plan trug glänzende Früchte, denn überall, wo Friedrich II. vordringen wollte, fand er die Oesterreicher in so festen Stellungen, daß sie aus denselben nicht herauszubringen waren. Die Preußen wurden ungeduldig und Friedrich war zum Schlusse noch sehr froh, daß er mit heiler Haut aus Böhmen hinaus und nach Hause kam.

So kam denn der Congreß in Teschen und mit ihm am 10. Mai 1779 der Friede zu Stande, in welchem der Churfürst von der Pfalz „der Kaiserin und Königin, zum Beweise seiner Erkenntlichkeit für die von ihr erfahrene Zuneigung für sich und seine Erben die Aemter Wildshut, Braunau sammt der Stadt dieses Namens, Mauerkirchen, Friedburg, Mattighofen, Ried, Schärding und überhaupt den District von Bayern abtrat, der von den Flüssen Donau, Inn und Salzach begrenzt ist".

Dergestalt kam das Innviertel an Oesterreich. Der Krieg aber, welcher nur zwischen der Zeit geführt worden, wo die Kartoffel und Pflaumen reif wurden, erhielt die Spottnamen „Kartoffelkrieg" und „Zwetschkenrummel".

Maria Theresiens Tod.

Maria Theresia hatte bis in den Herbst des Jahres 1780, ihre Pockenkrankheit ausgenommen, einer ungestörten Gesundheit genossen; in jener Zeit aber stellte sich eine allgemeine Entkräftung ein. Gleich ihrer Mutter, der schönen Elisabeth Christina, die in ihren letzten Jahren so an der Wassersucht litt, daß Decken unter sie gebreitet werden mußten, um das in großer Menge von ihren Beinen und Füßen herabrinnende Wasser aufzunehmen, war auch Maria Theresia in der letzteren Zeit schwach und gebrechlich auf den Füßen geworden, konnte keinen nur irgend größeren Weg mehr zu Fuß machen und trug gewöhnlich Kamaschen, um dadurch beim Gehen eine Unterstützung zu erhalten. Weil sie nur mit großen Schwierigkeiten Treppen auf- und absteigen

konnte, war die Einrichtung getroffen, daß sich beim Messehören der Fußboden ihres Schlafzimmers öffnete; unter demselben war eine Kapelle eingerichtet im zweiten Stock der Burg, während sie in ihrem Zimmer im dritten Stocke blieb.

Seit fünfzehn Jahren hatte Theresia dem Tode ihres geliebten Gatten tiefste Trauer gewidmet, in Allem und Jedem, in Kleidung, Wagen u. s. w.: sie hatte sich ihre Haare abschneiden lassen, bewohnte nie mehr die Zimmer des ersten Stockes in der Burg zu Wien, wo sie mit Franz gelebt hatte, sondern in dem dritten Stock, wo alle Zimmer mit schwarzem Sammt ausgeschlagen wurden. Jeden Monatstag am traurigen Achtzehnten schloß sie sich von aller Welt einsam ab, ebenso den ganzen Sterbemonat Franzens, den August, also zweiundvierzig Tage im Jahre. Ihr Mausoleum hatte sie neben dem ihres Gemals setzen lassen mit einer Grabschrift, an der nur das Datum noch fehlte. In der letzten Zeit ihres Lebens brachte sie mehrere Stunden des Tages in der Todtenkapelle zu vor einem Crucifix mit Todtenköpfen und dem Bilde ihres Gemals, wie er im Sarge abgemalt war, nebst ihrem eigenen Bilde, wie sie dereinst im Sarge aussehen würde.

Wie schon gesagt, war Maria Theresia zuletzt so schwerfällig geworden, daß sie sich nicht mehr selbst bewegen konnte. Da mußte sie sich denn auf Maschinen in ihre Gemächer der Burg und in der Schönbrunner Gloriette auf- und niederziehen lassen. Die Maschine bei der Gloriette bestand in einem grünsaffianenen Canapé, dessen Wände mit zwei Trumeaux versehen waren: auf diesem Canapé wurde die Kaiserin auf dem großen Altan der Gloriette gehoben, wo man die Aussicht über den Garten und das Schloß von Schönbrunn nach Wien hin hat. Sie erlaubte oftmals der kleinen Caroline Greiner (Tochter ihrer ehemaligen Kammerfrau, geb. 1769, verehlichte Pichler, gestorben als renommirte Schriftstellerin 1843) die Fahrt mit ihr zu machen und beschenkte sie dann jedesmal reichlich.

Und ebenso ließ sie sich wiederholt an einem Seile mit einem Stuhle in Franzens Gruft in der Kapuzinerkirche in Wien herunter. Als aber das letztemal beim Wiederhinaufziehen die Zugvorrichtung, mit welcher der Armsessel der Kaiserin heraufgewunden werden sollte, den Dienst versagte, sah sie dies als einen Ruf ihres Gemals an und rief laut: „Er will mich behalten! Ich komm' bald!“ Und wenige Tage darauf (20. November 1780) erkrankte sie an einem Brustkatarrh, der bald so gefährliche Symptome zeigte, daß er der Kunst der Aerzte spottete, es entwickelte sich in raschester Weise die Brustwassersucht.

Während ihrer Krankheit sagte sie mehrmals zu ihren Umgebungen: „Seht! Die Gruft will mich nicht mehr auslassen; ich muß hinunter!“ Dann wieder: „Ihr seid Alle so zaghaft. Ich fürchte den Tod nicht; möge der Himmel mir nur Stärke verleihen bis an's Ende!“ — Ein anderes Mal fragte sie den bei ihr wachenden Leibarzt Anton Freiherrn von Störk (geb. 1731, gest. als Hofrath und Protomedicus 1803) ob ihr Zustand schon die letzten Todesnöthen anzeige, und als derselbe erwiderte, daß dies noch nicht der Fall wäre, sagte sie mit einem Seufzer: „Nun, so müssen die letzten furchtbar schwer sein!“

Kaiser Josef wich in den letzten Tagen keinen Augenblick von ihr; sie beschwor ihn, seinen Geschwistern ein Vater zu sein und von der Religion seiner Väter niemals abzulassen. Ihr letzter Dank war an Kaunitz und an die Ungarn gerichtet. Mit Störk hatte sie abgeredet, daß er ein Zeichen geben sollte, wenn ihr letzter Augenblick komme. Die Frage, „ob sie Limonade befehle“, war verabredet und — sie erfolgte endlich.

„Fenster auf!“ rief sie vor Hitze und Beängstigung, sich gewaltig aufraffend — ach, sie standen längst offen!

„Wohin wollen Eure Majestät?“ fragte Josef, sanft ihren Arm ergreifend, sie zu stützen.

„Zu Dir! — Ich komme!“ waren ihre letzten Worte, mit denen sie zurücksank.

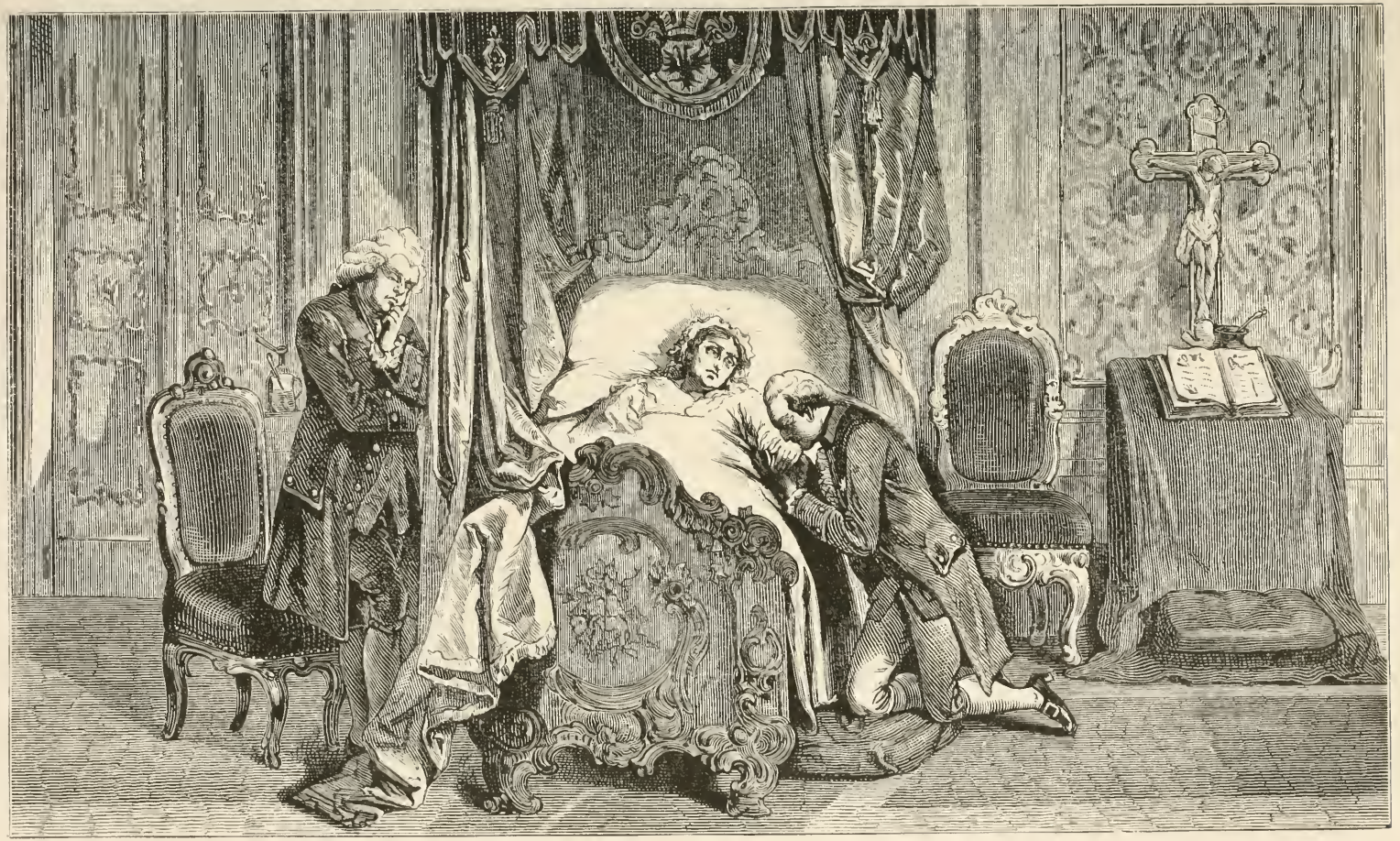
Kaiser Josef fiel an dem Bette in die Kniee und drückte die erstarrenden Hände der theuren Mutter an seine Lippen. Es war drei Viertel auf neun Uhr Abends am 29. November 1780, als Maria Theresia ihr Leben verhauchte; sie stand im vierundsechzigsten Jahre ihres Lebens. Damals schrieb Friedrich II. vorahnend an seine Cabinetsminister: „Maria Theresia ist nicht mehr — nunmehr beginnt eine neue Ordnung der Dinge.“ Der

Das kaiserliche Lusthaus im Augarten. (Seite 848.)

berühmte Archäologe Abbé Ferdinand Chaliani (geb. 1727, gest. 1787) schrieb an die bekannte Memoiristin Louise von Epinay (geb. 1725, gest. 1783): „Der Tod Maria Theresiens ist wie ein Tintenfaß, das über die Karte von Europa ausgegossen worden.“

Nach Beisetzung der Leiche der Kaiserin in der Gruft an der Seite ihres Gemals (3. December) schrieb Tags darauf Josef II. an seinen Bruder nach Florenz einen Brief, welcher das Verhältniß Josef's zu seiner Mutter im rührenden, versöhnlichen Lichte zeigt und welcher also lautet:

„Lieber Bruder! Ich bin von der gestrigen entsetzlichen Ceremonie so zu Boden gedrückt, daß ich Dir kein Wort darüber sagen kann. Dieses Begräbniß ist die grausamste Begebenheit, die man sich zu denken vermag. Eine Anhänglichkeit von vierzig Jahren, der Gegenstand meines Lebens und meiner Dankbarkeit für alle Wohlthaten. Das ist ein Verlust, der über alle Fassungskraft hinausgeht! Betrachte meine Lebensstellung, Alles ist aus den Fugen, ich stehe fast allein in der Welt da. Die Vorsehung hat mir Frauen und Kinder, Vater



Maria Theresia in der Todesstunde.

und Mutter genommen. Möge Deine Freundschaft mir bleiben, um das bitte ich Dich innigst."

Es war beim Verluste dieser großen Frau und unvergeßlichen Mutter dem Sohne deren unersetzlicher Werth und die Größe und Innigkeit ihrer Liebe erst so recht klar und erkennbar geworden.

Allgemein und tief gefühlt war die Trauer, welche das ganze Land, insbesondere die Stadt Wien erfüllte; verdankten doch beide der verblichenen Fürstin unendlich viel. Sie hatte im Staatswesen und in allen Regierungskreisen, im Unterrichte, in Kunst und Wissenschaft eine neue Zeit herbeigeführt; unermüdlich war ihre Sorgfalt gewesen für die Hebung des Volkswohles durch Unterstützung des Ackerbaues, der Gewerbe, des Handels; sie erbaute neue Straßen und Canäle, bevölkerte öde Landstriche mit fleißigen Bewohnern und

Besuch Kaiser Josef's II. in der Studentenkneipe. (Seite 851.)

erwies sich in jeder Hinsicht als Mutter ihrer Unterthanen. Ja, diese Mütterlichkeit, die sie nach Art einer echten Hausfrau in der eigenen Familie übte und daher selbst ihre erwachsenen Kinder stets bevormundete und in Aufsicht hielt, erstreckte sich auch auf alle Regierungsakte, indem sie diese persönliche Obsorge auch auf die Aeußerlichkeit übertrug, und von ihr hauptsächlich stammt jener gemüthliche patriarchalische Zug, der sich bis heute in allen Erscheinungen des Kaiserhofes und der allverehrten Kaiserfamilie, bis zu Kaiser Franz Josef I. und Kronprinz Erzherzog Rudolf bemerkbar macht. Hie und da ist sie wohl, geleitet vom weiblichen Gefühle und hoher Religiosität, sogar etwas zu weit gegangen (wie z. B. in der unter dem Deckmantel der Sorge für Moralität argen Unfug treibenden, schon gleich nach der Einsetzung mit Recht arg angefeindeten Maßregel der „Keuschheitscommission", bereits S. 783 eingehender besprochen), aber im Ganzen ist Maria Theresiens Wirken ein segensreiches und die Erinnerung daran wird jedem Wiener, jedem Oesterreicher eine überaus theure bleiben.

Wie lange schon hätte Maria Theresia ein Monument verdient, aber erst in neuesten Zeiten ist das Land dieser Verpflichtung nachgekommen. Zuerst wurde ihr im Jahre 1862 ein Denkmal in Wiener-Neustadt, dann im Jahre 1873 eines in Klagenfurt gesetzt. Zwischen den Hofmuseen am Burgring in Wien findet das großartige, nach dem Entwurfe des Professors Caspar Zumbusch hergestellte Monument der Kaiserin Maria Theresia seinen Platz. Es stellt die große Kaiserin in der Weise des Rauch'schen Friedrich-Denkmals in Berlin, umgeben von ihren bedeutendsten zeitgenössischen Mitarbeitern an dem großen Werke der Reorganisation Oesterreichs dar.

Die Geschichte hat uns das Andenken vieler Frauen bewahrt, welche mit männlichem Muthe, mit Geist und Kraft die Geschicke großer Staaten gelenkt und bestimmend, segensreich für ihre Völker gewirkt haben; aber bei keiner zweiten dieser Frauen glänzt neben dem Ruhm der Regentin die Tugend des Weibes in solchem Maße, wie dies bei Maria Theresia der Fall ist. Nebst der zärtlichsten Gattin und Mutter ihrer engeren Familie war sie auch im vollsten und besten Sinne (wir wiederholen da ihre eigenen Worte): „ihrer Länder und Völker allgemeine und erste Mutter".

Es scheint, als ob bis heute die vollen Verdienste dieser großen Monarchin noch nicht im ganzen Umfange gewürdigt wurden. Wenn sie dem Reiche einen unvergeßlichen Regenten gebar und erzog, so ist dabei auch nicht zu übersehen, daß ihre Maßregeln eigentlich erst den Staat als Ganzes schufen, daß sie die Reformarbeit begann, an welcher jener dann mit der Kraft und Entschlossenheit des Mannes fortbaute, bis die Ungunst der Zeit, der Wankelmuth der Völker einen Theil seiner Bemühungen zerstörte und ihm das Herz brach. In ihrer Rolle als Vorkämpferin Josef's, ja, spätere Meinungsverschiedenheiten mehr persönlicher Natur abgerechnet, als seine Mitstreiterin in diesem Kampfe, liegt die große Bedeutung der Wirksamkeit Maria Theresia's.

Der Schmerz Josef's über den Verlust seiner Mutter war, wie alle Augenzeugen berichten, ein tiefer. Noch am Tage ihres Todes schrieb er an den Fürsten Kaunitz: „Das ungeheure Unglück, das mich betroffen, wird Ihnen schon bekannt sein. Ich habe aufgehört, Sohn zu sein, was ich für das Beste hielt."

Aber Josef war sich eben so wie seine Mutter bewußt, daß er nicht sich selbst, sondern dem Staate gehöre, und wie nie in seinem Leben persönliche Rücksichten auf sich und sein Wohl ihn abhielten, seine Pflicht zu erfüllen, so gestattete er auch dem berechtigten Schmerze nicht, ihn derselben zu entziehen. War er sich doch der Last und Verantwortung, welche nunmehr als Alleinherrscher auf ihm ruhte, vollkommen bewußt.

VI. Buch.

Josef II., Alleinherrscher.

Religiöse Toleranz.

Die Einflußnahme Josef's II. auf die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung war eine unendlich ausgebreitete; er behandelte ferner in Folge seines raschen Eifers oft die verschiedensten Gegenstände zu gleicher Zeit, und so müßte es einer Darstellung, welche sich strenge an die Zeitfolge hielte, an jedweder Uebersichtlichkeit fehlen. Es schien uns daher am zweckmäßigsten, seine Regierungsthätigkeit als Alleinherrscher, nach den Hauptrichtungen gruppirt, zu besprechen, und wir wenden uns zuerst zu einer seiner Maßregeln, welche noch jetzt mit seinem Andenken am innigsten verknüpft ist — zum Toleranz-Patente.

Ueber den Begriff, was unter Toleranz (Duldsamkeit) zu verstehen sei, herrschten zwischen Josef und seiner Mutter sehr verschiedene Ansichten. In einem Briefe vom 5. Juli 1777 schreibt sie demselben: „Ich muß zu meinem großen Kummer sagen, daß es nichts mehr zu verderben giebt in Sachen der Religion, wenn Sie darauf bestehen und noch immer an diese allgemeine Toleranz denken, die Sie nach Ihrer Aussage als Grundsatz haben, den Sie nie ändern werden. Ich hoffe es aber dennoch und werde nicht aufhören zu beten und würdigere Leute, als ich bin, beten zu lassen, daß Gott Sie vor diesem Unglück bewahre, dem größten, welches die Monarchie je erduldet haben würde. — Was würde es Ihnen nützen, die wahre Religion zu haben, wenn Sie dieselbe so wenig schätzen und lieben, daß Ihnen wenig daran liegt, sie zu erhalten und zu vermehren!“

In einem unmittelbar folgenden Briefe schrieb sie noch viel energischer: „Ohne herrschende Religion? Die Toleranz, der Indifferentismus (Laugläubigkeit) sind gerade die rechten Mittel, um Alles zu untergraben und daß nichts sich erhalte; wir Andern wären dabei die am meisten Betrogenen. — Ich spreche nur politisch, nicht als Christin: nichts ist so nothwendig und heilsam als die Religion. Wollen Sie zulassen, daß sich Jeder eine nach seiner Phantasie macht? Kein fixer Cultus, keine Unterwerfung unter die Kirche, wohin kämen wir? Die Ruhe, die Zufriedenheit werden dem nicht folgen.“

Daß es bei solchen Gesinnungen zu Zwistigkeiten kommen mußte, ist sehr begreiflich, obwohl Josef stets erklärte, daß er unter Toleranz eben Duldung verstehe, welche ja doch nicht dem Indifferentismus (Kaltsinn) in Glaubenssachen

entspreche. Dabei ist aber hochinteressant, daß sich Maria Theresia, trotz ihrer schroff ausgesprochenen Ansichten, auch in dieser Richtung der siegreichen Zeitströmung überließ und so manche Entscheidungen traf, welche in directem Gegensatze zu denselben standen.

Ueber die Eingabe mehrerer Bischöfe, womit Maßregeln zur „Ausrottung des Unglaubens" gefordert und hierzu Bücher- und Hausrevisionen, Freiheits- und sogar Lebensstrafen vorgeschlagen wurden, referirte Staatsrath Anton Maria Freiherr von Stuppan (geb. 1699, gest. 1777). Derselbe erklärte: Wolle man nicht die spanische Inquisition einführen, so „gebe es kein Mittel, der Strömung der Zeit entgegenzuarbeiten", und die bischöflichen Vorschläge seien daher keiner weiteren Erwägung zu unterziehen. Maria Theresia genehmigte diesen Antrag. Ueber eine Beschwerde der Protestanten des Neograder Comitats, daß ihren Predigern die Ausübung ihres Amtes von den Behörden erschwert und oft ganz unmöglich gemacht werde, referirt Staatsrath Borié folgendermaßen: „Ich erinnere mich gar wohl, was ich als ein Glied der katholischen Kirche schuldig bin; in allen thunlichen Wegen werde ich für deren Erhebung und Verbreitung mich nach Schuldigkeit verwenden; die Wege aber, welche die Ruhe des Staates gefährden, sind nicht thunlich und sind auch der katholischen Kirche nicht förderlich, denn die Gefahr, welche der Religion halber den Staat bedrängt, erstreckt sich auch auf die Religion selbst." Die Kaiserin aber entschied kurz und bündig: „Die Leut' in Ruh' lassen."

Als sich 1771 die Protestanten Teschens darüber beschwerten, daß mit Zwangsmaßregeln gegen Personen vorgegangen werde, welche sich bei der Eheschließung verpflichtet hatten, die Kinder im katholischen Glauben zu erziehen, erfloß die Entscheidung vom 3. September dieses Jahres, daß von jedem Zwange abzusehen sei. In mehreren Orten Obersteiermarks entstanden im Jahre 1771 Religions-Unruhen und gegen 400 Personen wollten lutherisch werden. Der Bischof von Seckau, Josef Philipp Graf Spaur (geb. 1718, gest. 1791), bat um strenge Maßregeln, Leibesstrafen, Abstellung zum Militär und sogar um „Einstellung des Schreib- und Leseunterrichtes". Dagegen berichtete darüber wieder die Hofkanzlei, daß die Geistlichkeit „durch ihre Härte, Begünstigung des Denunciantenthums und Habsucht bei Spendung der Sacramente" selbst vielfach Schuld an solchen Vorfällen sei, und räth auf mildere Maßregeln ein. Auch der Staatsrath war gegen jeden Zwang, empfahl Belehrung, namentlich der Jugend, und Anstellung milder und gewissenhafter Seelsorger, ein Gutachten, welchem sich die Entschließung der Kaiserin vom 27. August 1773 vollkommen anfügte.

Wir sehen also auch hier, daß Maria Theresia in der Hauptsache ganz auf dem Standpunkte ihres Sohnes sich verhielt, welchem man Indifferentismus, Begünstigung von Uebertritten u. dergl. zum Vorwurfe machte. Josef verhalf, der Würde des Staates entsprechend, der thatsächlich schon unter seiner Mutter geübten Praxis auch zum gesetzlichen Ausdrucke, dies muß Jeder zugeben, der sich näher unterrichtet und nicht leeren Schlagworten folgt.

Ueber eine neuerliche Beschwerde ungarischer Protestanten erließ der Kaiser am 4. Januar 1781 den Befehl, ihm einen Vortrag über die Ertheilung gesetzlicher Rechte an die Protestanten vorzulegen. Die Aeußerungen beider Hofkanzleien, der böhmisch-österreichischen und der ungarischen, sprachen sich gegen eine Ertheilung solcher Rechte aus, im Staatsrathe dagegen trat namentlich Kaunitz, vom Standpunkte des Rechtes und der Billigkeit, dafür ein. Wesentlich beschleunigt wurde der Gang der Verhandlungen durch das barbarische Vorgehen einzelner Herrschaften in Mähren, welche akatholische Unterthanen einfach „abstifteten", d. h. aus dem Besitze entfernten und zur Auswanderung nach

Ungarn zwangen. Schon am 14. Januar 1781 lenkte der Kaiser die Aufmerksamkeit der Behörden auf diese Vorgänge und am 9. August des gleichen Jahres resolvirte er über ähnliche Vorkommnisse auf der Herrschaft Wellehrad: „Dem abgestifteten Unterthan sind alle seine Unkosten zu ersetzen, was er verbessert zu haben beweisen kann. Nebst diesen sind von den herrschaftlichen Besitzenden eigenen Meierhofsgründen so viel an Feldern und Wiesen eigenthümlich umsonst einzuräumen, als er vorher besessen hat, und zugleich hundert Ducaten für den unbillig ausgestandenen Arrest und Karbatsch-Streiche zur Erbauung seines Hauses, dann Anschaffung der unentbehrlich nöthigen Geräthschaften und des Viehes von der Herrschaft unverzüglich baar auszuzahlen."

Indessen waren schon am 31. December 1780 die zur Ausrottung des Protestantismus in Kärnten bestellten und vom Staate besoldeten Missionen aufgehoben worden und am 13. October 1781 erfloß die berühmte, unter dem Namen des Toleranz-Patents bekannte kaiserliche Entschließung, welche mit einziger Ausnahme des öffentlichen Gottesdienstes allen staatsbürgerlichen Unterschieden zwischen Katholiken und Protestanten, sowie nichtunirten Griechen ein Ende machte. Dieses Patent lautete in seinem wesentlichen Inhalte, wie folgt:

1. Soll überhaupt den augsburgischen und helvetischen Religionsverwandten an allen Orten des Reichs, wo sie kraft der bestehenden Gesetze nicht schon öffentlichen Gottesdienst gehalten haben, ein Privat-Exerzitium (Uebung) ihrer Religion verstattet sein, ohne alle Rücksicht, ob es irgendwo jemals schon eingeführt gewesen sei oder nicht. — 2. Soll dieser Privatgottesdienst in dem Sinne statthaben, daß jeder Ort, welcher hundert evangelische Familien enthält und die nöthigen Mittel zur Erbauung eines eigenen Bethauses, so wie eines Pfarrhofes und Schulgebäudes, sammt den Mitteln zur nöthigen Unterhaltung der kirchlichen Personen ohne merkliche Beschwerung des steuerbaren Volkes aufbringen kann, die Freiheit habe, dergleichen kirchliche Gebäude zu erbauen, Seelsorger und Schulmeister zu berufen und in solchen Bethäusern auf's vollständigste Gottesdienst zu halten, wie auch die kranken Religionsverwandten sowohl außerhalb als innerhalb des Orts durch ihre Seelsorger versehen zu lassen. Jedoch müssen dergleichen Bethäuser, um nicht förmliche Kirchen vorzustellen, ohne Glocken und Hauptthore sein und keinen Eingang von der öffentlichen Straße haben. — 3. Für Niemanden, der Talente und Fähigkeiten besitzt und einen unbescholtenen christlichen Lebenswandel führt, soll die Religion hinfort irgendwo ein Hinderniß der Anstellung sein. Auch soll das Recht, liegendes Eigenthum zu besitzen, Bürger und Meister zu werden, so wie zu akademischen Würden zu gelangen, den Akatholischen hinfort gebühren ohne Unterschied der Orte, wo sie bisher kraft besonderer Gesetze davon ausgeschlossen waren. — 4. Kein evangelischer Glaubensverwandter soll gehalten sein, bei öffentlichen Eidesleistungen nach einer andern als einer solchen Formel zu schwören, die den Grundsätzen seiner Religion gemäß ist. Auch soll Keiner zur Besuchung des katholischen Gottesdienstes gezwungen, noch weniger durch Geldstrafen genöthigt werden, bei feierlichen Umgängen und Ceremonien der Katholiken gegenwärtig zu sein. In welcher Hinsicht weder die deshalb vorhandenen Innungsartikel, noch irgend andere Statute und Gesetze die geringste Verbindlichkeit weiter haben. — 5. Alle Kirchen und Schulen, in deren Besitz die Evangelischen bisher gewesen sind, sollen ihnen ungestört für die Zukunft verbleiben. Wenn sie durch Brand oder Baufälligkeit einer neuen Herstellung bedürfen, können sie nach Willkür von Holz oder Stein wieder erbaut werden; jedoch mit der Bedingung, daß der Aufwand für das steuerbare Volk (Bürger und Bauer) nicht zu drückend werde. — 6. Gleichergestalt sollen auch die Filialkirchen der Evangelischen, welche sie wirklich besitzen, ihnen ferner verbleiben;

jene, welche ihnen ohnlängst gesperrt worden und worüber noch Fiscal-Processe anhängig sind, sollen, mit Vernichtung aller dergleichen Processe, ihnen unverzüglich wieder zurückgegeben werden. — 7. Die Reverse evangelischer Brautleute werden untersagt, und es erschien als Richtschnur, daß, wenn der Vater katholisch sei, wegen des gebührenden Vorzugs der herrschenden Religion, auch alle Kinder ohne Unterschied des Geschlechtes katholisch, bei einem protestantischen Vater aber die Kinder in der Religion ihrer Eltern nach Verschiedenheit des Geschlechtes erzogen werden sollten."

Da sich die Protestanten Ungarns bereits am 29. April 1781 mit Religionsbeschwerden in einer Petition an den Kaiser gewendet hatten, so wurde am 21. December eine landesherrliche Entschließung veröffentlicht, welche unter Anderem Folgendes enthielt: „Da wir überzeugt sind, daß jeder Zwang, der dem Gewissen der Menschen Gewalt anthut, höchst schädlich sei, im Gegentheile ein außerordentlicher Nutzen sowohl der Religion als dem Staate aus der echten Toleranz, wie sie die christliche Liebe vorschreibt, zufließe, so haben wir beschlossen, diese in allen unseren Erbländern unter gewissen Bedingungen einzuführen. Indem aber unsere königliche Sorgfalt auf das Königreich Ungarn und die mit demselben verbundenen Provinzen desto mehr gerichtet ist, weil daselbst die Akatholischen, nämlich sowohl die der augsburgischen oder helvetischen Confession Anhängenden, als auch die nichtunirten Griechen, jene unter besonderem Schutz der Gesetze des Königreichs, diese aber unter dem Schutze königlicher Privilegien wirklich stehen, so ist daher unser gnädigster Wille, daß mit Beibehaltung der Gesetze und Privilegien, die zum Besten der vorhin genannten Akatholischen, entweder in Absicht der öffentlichen Religionsübung oder in Ansehung anderer bürgerlichen Rechte und Privilegien, die ihnen zukommen, bis hierher festgesetzt sind und worüber wir unsere gnädigste Entschließung weiter unten erklären wollen, in den übrigen Districten des Königreichs Ungarn und der mit ihm verbundenen Provinzen, desgleichen in den königlichen Freistädten und Gemeinden, in welchen die Akatholiken entweder durch Gesetze oder durch Privilegien in der öffentlichen Religionsübung oder in anderen bürgerlichen Rechten eingeschränkt werden, eben die wahre christliche Toleranz und auf eben die Weise, wie in unsern andern Erbländern, eingeführt und festgesetzt werden."

Nun folgte das aus siebzehn Punkten bestehende Patent, das auf denselben Grundlagen beruhte, wie das für die übrigen Erbländer erlassene, nur daß durch einzelne Abweichungen den veränderten Verhältnissen Ungarns Rechnung getragen wurde. Nichtsdestoweniger zeigte sich sofort, wie ungenügend das Patent war, es wurde ferner auch umgangen, wo nur immer es möglich, und kam nur hie und da zur vollen Durchführung, so daß diese Halbheit in der Concession und der Durchführung den charakteristischen Wiener Witz hervorrief, eine Mischung von Butter und Quark (wie der Topfen genannt wurde) — Toleranz zu betiteln, womit man gewiß nicht den Werth der kaiserlichen Gabe herabsetzen, aber andeuten wollte, daß das Patent die viel mehr confessionelle Freiheit und Gleichheit wünschenden Parteien nicht befriedigte.

Und so war der Jubel, mit dem das Volk den Kaiser Josef begrüßt hatte, als derselbe nach der Placatirung des Toleranz-Edicts zum ersten Male wieder in dessen Mitte auf der Straße erschien, bald vergessen; ja, es kam gleich anfangs an verschiedenen Orten, namentlich in Böhmen, zu allerlei sonderbaren Auftritten, woran freilich mehr die ungeschickte Ausführung seitens der Behörden, als innere Gründe die Schuld trugen. Wie wenig der Kaiser von dem Vorgehen einzelner Behörden in dieser Angelegenheit befriedigt war, ersieht man aus folgendem Rescript vom 15. Januar 1782: „Da man aus diesem ganzen Bericht des böhmischen Gubernii ersieht, daß die Köpfe schwindeln

und wider diesen Zustand kein Verweis, aber wohl eine sichtbare und nicht leicht zu vergessende Belehrung hilft, und um diese nicht zu verfehlen, finde ich nichts angemessener, als daß durch die Kanzlei allsogleich der Befehl an den Oberstburggrafen ergehe, gleich a die recepti (am Tage des Empfanges) in Zeit von vierundzwanzig Stunden hieher mit zwei auszuwählenden Räthen auf die Reise sich zu begeben. Hier wird er sich mit ihnen bei der Kanzlei zu melden, alle Anteacta (vorhergesehenen Ereignisse) durchzugehen und gründliche Belehrung einzuholen haben, wie er in der Toleranzsache in allen Stücken wird vorzugehen haben." Am 2. Juni desselben Jahres wurde der Oberstburggraf Karl Egon Fürst Fürstenberg (geb. 1729, gest. 1787) seiner Stelle ganz enthoben, weil die ihm unterstehende Behörde „in geistlichen Dingen Alles verwirrt verstanden und expedirt."

Daß vielleicht nicht ganz absichtslos Fehler gemacht worden sein mußten, geht daraus hervor, daß eine nicht unbeträchtliche Zahl von Bauern in Böhmen erklärten, sie wollten nicht mehr Katholiken sein, sondern zu jenem Glauben übertreten, welchem der Kaiser angehöre! Man war genöthigt, ein eigenes Circular zu erlassen, in welchem das Landvolk dahin belehrt wird, daß der Kaiser unverbrüchlich am katholischen Glauben festhalte und er nie zu wünschen aufgehört habe, es möchten auch seine Unterthanen demselben mittelst freiwilligen Bekenntnisses angehören, da sie dadurch „am sichersten ihr Heil erreichen würden."

Es gehört denn doch eine eigenthümliche Auffassung dazu, solchen Aeußerungen des Kaisers Josef gegenüber, noch über den „religiösen Indifferentismus" desselben zu klagen! — In Beantwortung einer Anfrage des böhmischen Guberniums, wie man sich bezüglich der Apostaten (Abtrünnigen) zu verhalten habe, sagt unter'm 6. April 1783 der Kaiser: „Solche Leute muß man der Barmherzigkeit Gottes überlassen, darf sie in nichts beirren, besonders in ihrem Gottesdienste nicht, weil die Religion sich nun einmal nicht erzwingen läßt."

Josef achtete eben die religiöse Ueberzeugung eines jeden Einzelnen als dessen eigenstes, für fremde Eingriffe unantastbares Gut und schützte daher alle Culte. Nur mußte eine festbegründete Ueberzeugung vorhanden sein, um von ihm anerkannt zu werden, und aus diesem Grunde war er kein Freund aller Convertiten (Uebertretenden). Ein Kreiskanzlist akatholischen Bekenntnisses gab sich für katholisch aus. Der Kaiser resolvirte am 8. December 1780: „Dieser Mensch ist simpliciter (schlechtweg) zu entlassen cum causali (aus der Ursache), nicht weil er von einer anderen Religion ist, aber weil er sich für katholisch ausgegeben und es nicht ist, also mit Falschheit umgegangen."

Das Ansuchen mehrerer Priester um Bewilligung zum Uebertritt in den Protestantismus wurde abschlägig beschieden, die Petenten des Landes verwiesen und einer derselben, der Franziskaner Franz Paradeiser, welcher um Säcularisirung (Verweltlichung) oder Uebertrittsbewilligung bat, am 16. April 1784 in folgender, jedenfalls unerwarteter Weise beschieden: „Weil schon die alternative Bitte die Verkehrtheit des unruhigen und boshaften Mönches anzeige, sei er in das Grazer Arbeitshaus auf unbestimmte Zeit zu übersetzen, wo er die Kutte zu tragen hat und in Arbeit und Atzung den anderen Züchtlingen gleich zu halten ist."

Ein zum Katholicismus übergetretener Jude stellte sich dem Kaiser mit der Bitte um eine Bedienstung vor und hob namentlich seinen Uebertritt als verdienstlich hervor. Kaiser Josef, der den interessirten Semiten sofort durchschaute, erwiderte ihm kalt: „Nach Ihren eigenen Worten haben Sie so groß und edel gehandelt, daß ich nicht im Stande bin, Sie zu belohnen; das muß ich

Gott überlassen." Dagegen wurde 1783 ein katholischer Pfarrer, welcher dem Kinde akatholischer Eltern das Begräbniß auf dem katholischen Friedhofe verweigert und sich zur Aeußerung hatte hinreißen lassen, dasselbe gehöre auf den Schindanger, entgegen dem Antrage des Staatsrathes, welcher blos auf einen Verweis einrieth, vom Kaiser seiner Pfarre enthoben und zu einjährigem Gefängniß verurtheilt.

Aber auch dem Sectenwesen, welches sich anfänglich als eine Folge der mißverstandenen Tendenz des Toleranz-Patents regte, zeigte sich Josef durchaus abgeneigt und ließ sich dadurch sogar zu einer ihm sonst fremden, freilich auch bald erkannten Härte hinreißen. Nach einem Berichte der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei vom 5. October 1782 hatte sich in den Dörfern Rekitey und Chwognetz bei Pardubitz unter Führung des Caspar von Probastik eine den Israeliten nahestehende Secte gebildet, welche man als Deïsten (Gottgläubige) oder Abrahamiten bezeichnete und welche an Christus und Dreieinigkeit nicht glaubten, dagegen aber Gott als Schöpfer des Weltalls verehrten, die zehn Gebote hielten und in ihren religiösen Versammlungen das Vaterunser beteten und Psalmen sangen. Der Kaiser befahl anfänglich durch Belehrung auf sie einzuwirken, verordnete aber am 10. October, sie als Juden zu behandeln, zur Beschneidung anzuhalten, sie abzustiften und die Erwachsenen in die Grenzregimenter einzutheilen. Bald schien er die Consequenzlosigkeit dieser Maßregeln einzusehen und schrieb am 13. December: „Und sieht man klar, daß wenn man einmal vom wahren Wege abirrt, man sich immer wieder von Maßnehmung zu Maßnehmung von dem Ziel im Taumel entfernt." Als jedoch acht dieser Leute sich bereit erklärten, förmlich zum Judenthum überzutreten und sich den rituellen Bedingungen zu unterwerfen, verblieb es wieder bei der Transferirung nach Siebenbürgen, und erst als trotzdem die Zahl der Deïsten über vierhundert gestiegen war, befahl der Kaiser am 10. Januar 1783 mit der weiteren Transportirung einzuhalten und fügte bei: „Diese Menschen sollen in ihren neuen Wohnsitzen zufrieden und bequem ihrer, wenn auch irrigen Religion leben können." Allerdings hat eine solche Gleichgiltigkeit in vielen Beziehungen große Gefahr für den Staat in sich.

In Zinzendorf in Mähren tauchte eine nur aus wenigen Familien bestehende Secte auf, welche an keinen persönlichen Gott glaubte, sondern einen allmächtigen Geist als Spender der „Gnade" verehrte. Der Kreisamtsverweser Stephan beantragte die Landesverweisung und für den Fall der Rückkehr die Abschneidung von Nasen und Ohren. (!) Der Kaiser aber resolvirte unter'm 18. August 1786: „Es ist ebenso absurd, einen Gott sich ohne positive Religion zu denken, als es widersinnig ist, eine Religion ohne Gott auszuklügeln. Indessen sind die Männer mit 24 Stockstreichen, die Weiber mit 24 Ruthenstreichen sogleich zu belegen. Sollten sie in ihrem Irrthum verharren, so sind die Tauglichen zum Militär nach Ungarn abzustellen und die Wirthschaften zu Gunsten der minderjährigen Kinder zu sequestriren. Der Kreisamtsverweser Stephan aber, der vom Nasen- und Ohrenabschneiden redet und aus dessen Untersuchung nichts als Unsinn und Dummheit hervorleuchtet, ist von seinem Verwesersamte zu entlassen; auch ist dem Gubernio gemessenst zu verweisen, daß es diesen Menschen zum Kreisamtsverweser ausgewählt."

Ein gewisser Wenzel Krill endlich, welcher zu Cerniskow in Böhmen als Stifter einer eigenthümlichen Secte auftrat, wurde über genehmigten Antrag des Staatsrathes vom 24. December 1785 in das Narrenhaus abgegeben; seine Anhänger aber durch Belehrung von ihren Irrthümern überzeugt — jedenfalls die richtigste Methode.

Josef II. nach Ertheilung des Toleranzedictes vom Volke bejubelt.

Wenn Josef auch gerecht genug war, nicht so weit zu gehen als Maria Theresia, so war er doch eben kein besonderer Freund der Juden. Aber er erkannte die Nothwendigkeit, auch hier reformirend einzugreifen, und war hellsehend genug, gerade in der aufgezwungenen exclusiven Stellung die Ursache so mancher leidigen Racen-Eigenthümlichkeit zu sehen. So erließ er

Buchdrucker Trattnern. (Seite 856.)

denn am 14. Mai 1781 ein Handschreiben an den Oberstkanzler und Staatsminister Heinrich Cajetan Graf Blümegen (geb. 1715, gest. 1788 in seinem Hause in der Alservorstadt, in der nach ihm seit 1783 benannten und eröffneten Blümegen-, später Blümel-, Blumen-, heute Kochgasse Nr. 15, alt 118, welche Besitzung im Jahre 1701 von Juden bewohnt und der Plünderung preisgegeben worden war).

Dieses Schreiben lautete: „Um die in Meinen Erblanden so zahlreichen Glieder der jüdischen Nation dem Staate nützlicher zu machen, als sie bei den

ihnen so sehr beschränkten Nahrungszweigen, auch nicht zulänglich verstatteten und eben deswegen ihnen überflüssig erscheinenden Aufklärungsmitteln werden könnten, so wird der erste zulängliche Schritt durch unvermerkte Beseitigung ihrer Nationalsprache, bei dem einzigen Gottesdienste ausgenommen, mit dem geschehen können, daß sie verhalten werden, alle ihre Contracte ꝛc. in der gerichtsüblichen Sprache ihres Landes bei Strafe der Nullität (Ungiltigkeit) auszufertigen."

Entschieden dringt der Kaiser auf Beseitigung aller üblichen Abzeichen und speciellen Abgaben und rügt es unter'm 27. August 1781, daß die Juden in Brünn beim Passiren der Thore noch einen Siebzehner erlegen und jene in Prag noch gelbe Aermel tragen müssen. Am 1. October 1781 ordnet er an, daß geschickte Leute mosaischen Glaubens in den Normal-Hauptschulen zu Lehrern ausgebildet werden, es aber den Israeliten auch freistehen solle, ihre Kinder in christliche Schulen zu senden. Aber es fiel deshalb doch keiner Schulbehörde ein, die Crucifixe aus den Lehrzimmern zu verbannen.

Am 2. Januar 1782 erfloß das Toleranz-Patent für die niederösterreichischen Juden, in welchem alle Abzeichen und besonderen Verbote abgeschafft, den Juden erlaubt wird, alle Handwerke und Künste zu erlernen und zu betreiben, sich den Studien zuzuwenden, die Ansiedlungsbeschränkungen jedoch aufrechterhalten und an besondere Bewilligungen die Seßhaftmachung auf dem flachen Lande geknüpft wird. Aehnliche Gesetze wurden für Schlesien und Böhmen erlassen, bei welch' letzteren der Kaiser der Hofkanzlei bedeutete, daß sie seine Absicht ganz mißdeuten würde, wenn sie annähme, er bezwecke „die Vermehrung der Judenschaft, wie sie jetzt ist".

Daß Josef jedoch damit seine reformatorischen Absichten, welche darauf hinausliefen, dem gebildeten Theile eine geachtete gesellschaftliche Stellung zu ermöglichen und der Masse alle Berufszweige zugänglich zu machen, noch nicht für abgeschlossen hielt, deutet ein Rescript vom 19. Mai 1788 an. Dasselbe lautet: „Aus diesem so mühsam als lange her compilirten (zusammengetragenen) Juden-Patents-Entwurf für das sogenannte neue Judensystem kann unmöglich etwas Zweckmäßiges, etwas Gedeihliches, ohne nicht etwas in das Absurde zu fallen, entstehen, wenn man von der ersten angenommenen Grundregel abgeht und sich in alle, theils von Moses abgeleiteten, theils seither ganz verkehrten jüdischen Gesetze und Gebräuche einlassen, selbe ergründen und mit den allgemeinen bestehenden Anordnungen nun verbinden will. Ich habe immer diese zahlreiche Judenschaft in Meinen Erbländern nicht für die beste Art von Menschen, aber doch als eine Art von Population (Bevölkerung) angesehen, auch selbe nicht unter die Classe der Producenten (Erzeuger), noch unter jene der besten, jedoch als Consumenten (Abnehmer) gerechnet, so eben nicht als die für den Staat vortheilhaftesten Handelsleute, dennoch aber als solche betrachtet, die sich mit einem sehr kleinen Gewinn begnügen, die schlechtesten Waaren in Verkehr setzen und mehr Geld in Umlauf bringen. Aus allem diesen erachte ich also, daß alle für sie bestehende eigene und nicht für Christen ebenfalls bestehende Gesetze bis auf sehr wenige ohne Weiteres aufgehoben, und daß sie an jene, die für alle meine Unterthanen bestimmt sind, gleichfalls verwiesen werden sollen."

Mehrere Entschließungen des Kaisers deuten darauf, daß er die Juden zum Ackerbau heranziehen wollte, und unter'm 15. Januar 1787 gestattete er, daß dieselben pachtweise Ackergründe erwerben dürfen, knüpfte jedoch die Bedingung daran, daß sie den Ackerbau „mit eigenen und jüdischen Händen betreiben" und sich nur wegen Unkenntniß die ersten drei Jahre christlicher

Knechte bedienen dürfen. Im Jahre 1789 endlich wurde den Juden in Niederösterreich, Schlesien und Ungarn der Ankauf von Gütern gestattet.

Auch bezüglich der Militärpflicht wurden die Juden den anderen Unterthanen gleichgestellt und von Karansebes aus resolvirte der Kaiser am 3. September 1788: „Ohne weitere Modalität soll der Jud als Mensch und Staatsbürger zu Allem verwendet werden, was Anderen obliegt. Seine Religion wird dadurch nicht gekränkt, weil ihm freigelassen wird, Alles zu essen, was er will, und er zu nichts Anderem am Sabbath verhalten werden muß, als was die Noth fordert, und ein Christ auch am Sonntag zu thun schuldig ist. Dies ist in allen Ländern zu beobachten." Einer beantragten Revision des Talmud, weil derselbe staatsgefährliche Stellen enthalten sollte, stimmte der Kaiser nicht zu.

Noch heute steht ein schönes Denkmal an die von Kaiser Josef II. gewährte Toleranz, und zwar in dem im Jahre 1786 von dem reichen griechischen Großhändler Theodor Josef Edler von Natorp (geb. 1746, gest. 1795) erbauten großen, fünf Stockwerke hohen Hause auf dem Alten Fleischmarkt (heute Nr. 10, alt 695), auf welches er folgende, von der Regierung genehmigte und noch daran über der Fensterreihe des dritten Stockwerkes befindlichen Verse mit großen goldenen Lettern auf blauem Felde unter Josef's II. Bildniß setzen ließ:

„Vergänglich ist dies Haus, doch Josef's Nachruhm nie,
Er gab uns Toleranz, Unsterblichkeit gab sie."

Es wurden ferner zwei Denkmünzen geprägt, welche allgemein unter der Bezeichnung Toleranz-Münzen bekannt sind. Auf der ersten, geprägt zum Andenken an das Toleranz-Patent und ausgegeben in Wien im Jahre 1783, zeigt sich auf der Vorderseite das Brustbild des Kaisers mit der Ueberschrift: Josephus II. Rom. Imp. Semp. Aug. Unterhalb steht Tolerantia Imperantis. Auf der Rückseite stehen drei Geistliche, in der Mitte ein römisch-katholischer mit einem Kelch in der Hand, zur Rechten ein lutherischer, zur Linken ein reformirter, beide mit der Bibel in den Händen. Alle Drei sehen ehrfurchtsvoll auf den über ihren Häuptern schwebenden, mit den kaiserlichen Insignien geschmückten Adler, der von dem Namen Jehova bestrahlt wird. Die Unterschrift ist: Sub alis suis protegit omnes. Im Hintergrunde zeigt sich noch ein verfallenes Kloster und unten stehen die Worte: Ecce Amici in Deo.

Die zweite Denkmünze, geprägt zum Andenken an die Reformation Josef's II., zeigt auf der Vorderseite einen Tisch, auf welchem eine Bibel liegt, wobei, umschwebt vom heiligen Geiste in Gestalt einer Taube, Doctor Martin Luther steht, der eine Hand auf die Bibel legt, mit der andern aber den über den Tisch gedeckten Teppich halb aufhebt, wodurch man das unter dem Tische brennende Licht erblickt. Die Ueberschrift lautet: „Es werde Licht. Gen. I. 3." Unten steht: 1530. — Auf der Rückseite steht der nämliche Tisch, auf welchem die Bibel liegt, wobei ein brennendes Licht steht. Daneben legt der Kaiser eine Hand auf die Bibel und hebt die andere zum Himmel. Die Ueberschrift ist: „Es ward Licht. Gen. I. 3." Unten: „1782." Auch hier zeigt sich über dem Kaiser der Himmel offen, aus welchem ein Engel dem Monarchen einen Kelch reicht.

Die Klöster-Aufhebungen.

Im vorliegenden Abschnitte gelangen wir zu einer zweiten Maßregel Josef's, welche besonders bekannt ist und die auf der einen Seite eben so unbedingte Lobredner fand und noch heute findet, als sie auf der andern Seite perhorrescirt und als ungerecht erklärt wurde. Abgesehen davon, daß man bei Beurtheilung solcher Maßnahmen ganz unparteiisch die Zeitverhältnisse, Volksstimmung u. s. w. zu berücksichtigen hat, gestehen wir ganz offen, daß es uns nicht möglich ist, dem einen oder anderen Urtheil völlig zuzustimmen. Es läßt sich denn doch nicht leugnen, daß es für das Rechtsgefühl des unbefangen Denkenden peinlich ist, Stiftungen ohne alle Rücksicht auf die persönlichen Willensmeinungen der Stifter aufgehoben zu sehen! Nach der anderen Richtung indeß, ist dem Staate kaum das Recht zu bestreiten, seine Einmischung auf solche Stiftungen auszudehnen, sobald sie durch die Ueberzahl oder die unpassende Art der Verwaltung ihm selbst oder der Allgemeinheit der Mitbürger schädlich werden, oder ein sieches Dasein zum eigenen Schaden weiterführen. Dazu kommt noch zu bedenken, daß die Stürme der Zeiten in vielen anderen Reichen die Maßregel Josef's weit rauher und wirksamer durchgeführt haben und daß es gewiß, weil denn doch das Klosterwesen in mancher Hinsicht bereits an gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Drangsalen litt, vorzuziehen gewesen, daß der Staat eingriff, als daß durch Ausbrüche von unten Abhilfe geschaffen werden konnte, wozu es ja bis heute an Beispielen nicht fehlt.

Was hier ganz besonders unrichtig, ist, wenn man die Maßregel der Klöster-Aufhebungen als eine aus eigenstem Antrieb entstandene Entschließung Josef's hinstellt. Abgesehen davon, daß Maria Theresia selbst in einem Memoire die Ueberzeugung von der Reformbedürftigkeit des damaligen Klosterwesens deutlich ausspricht, wurden unter der Alleinregierung dieser gewiß frommen Monarchin durch die Giunta economale in der Lombardei an achtzig Klöster aufgelöst und deren Vermögen der Wirthschaftsverwaltung für Studienzwecke überantwortet.

In der That wurde die Idee, einen Theil der Klostergüter für kirchliche Zwecke einzuziehen, schon unter Maria Theresia mehrmals angeregt, namentlich schon 1756 anläßlich der Erlassung eines Regulativs (Vorschrift) über die Verwaltung der geistlichen und weltlichen milden Stiftungen; im Jahre 1769 aber lag ein vollkommen formulirter Antrag vor, dem gesammten Regular- (ordentlichen) Clerus seine Güter zu entziehen, sie der Hofkammer zu übergeben und den Ordensmitgliedern Pensionen auszuzahlen. Es bedurfte mehrfacher dringender Vorstellungen des Nuntius, um diese Maßregel abzuwenden, und Maria Theresia versprach in einem Schreiben an den Papst, die Klöster „so viel und so lange es ihr möglich sei, zu erhalten".

Eine Art formeller Berechtigung, ja, sogar Nöthigung zum Eingreifen der Staatsgewalt war in der Zerrüttung der finanziellen Verhältnisse zahlreicher Klöster gegeben. Namentlich die Zustände, welche in dem Karthäuserkloster zu Mauerbach herrschten, waren Anlaß zu weitergreifenderen Maßregeln, und als der niederösterreichische Vice-Statthalter wegen Verschuldung und Verfalles der Klosterzucht „zum abschreckenden Beispiele" (wie er sich ausdrückte) die Aufhebung dieses Klosters und die Verwendung des Vermögens zu gemeinnützigen Anstalten beantragte, knüpfte der Kaiser am 29. November 1781 an diesen Bericht folgende Aeußerung:

„Nicht dieser casus specificus (Einzelfall), sondern der schon lange bestehende Beweis, daß diejenigen Orden, welche dem Nächsten ganz und gar unnütz sind, nicht gottgefällig sein können (wohl eine gar zu weit gehende Behauptung), veranlaßt mich, der Kanzlei aufzutragen, in gesammten Erbländern diejenigen Orden männlichen und weiblichen Geschlechtes, welche weder Schule halten, noch Kranke unterhalten, noch sonst in stadiis sich hervorthun, von nun an per commissarios (mittelst Beauftragter) durch die Landesstellen in jedem Lande aufzuschreiben, ihre Einkünfte und Vermögen, wie mit den Jesuiten geschehen, zu übernehmen und den Individuis (einzelnen Personen) davon einstweilen nur Pensionen auszuwerfen und ihnen freizulassen — da sie nicht so zahlreich sind — entweder ohne Pension außer Landes zu gehen oder selbst bei der Behörde einzukommen a votis dispensirt (von den Gelübden losgesprochen) zu werden, um den weltgeistlichen Stand antreten zu können. Ich verstehe unter diesen Orden gesammte Karthäuser, Camaldulenser, Eremiten, dann alle weiblichen Carmeliterinnen, Clarisserinnen, Kapuzinerinnen u. s. w., so keine Jugend erziehen, keine Schule halten und keine Kranken warten und welche, sowohl weibliche als männliche, blos vitam contemplativam (ein beschauliches Leben) führen. Die Kanzlei wird also diesen meinen Befehl in Vollzug setzen und mir ehestens den Vorschlag über die Art der Befolgung und die Berichte über deren Einkünfte hinausgeben, damit ich hiernach selbe zum Besten der Religion und des Nächsten nutzbarer verwenden könne."

Kaiser Josef vergaß dabei freilich auf ein paar nicht zu unterschätzende Punkte, nämlich: daß die dem „beschaulichen Leben" obliegenden Ordensbrüder oder Schwestern sich mit eifriger Unterstützung der Armen abgaben, daß gerade die von ihnen geübte Entbehrung und Selbstopferung ein nachahmenswürdiges Beispiel der Einschränkung für das verschwendende und leichtsinnige Volk bildete, und daß sie endlich Personen waren, welche für alle Jene zu Gott beteten, die eben niemals beteten.

Nach rasch geführten Verhandlungen im Staatsrathe und nachdem eine lange Eingabe des Cardinal-Erzbischofs von Wien, Grafen Migazzi (Bild Seite 896), welche Fürst Kaunitz in seiner gewohnten dünkelhaften Manier für bloßes „Gewäsch" erklärte, einfach zurückgelegt war, erfloß am 12. Januar 1782 das eigentliche Gesetz über die Klöster-Aufhebungen, dessen hauptsächlichste Bestimmungen im Nachstehenden folgen.

„Wir haben aus erheblichen Ursachen für gut befunden, alle Klöster nachstehender Orden in unseren Erbländern aufzuheben und über Personen und Vermögen Nachstehendes zu verfügen: 1. Alle Ordenshäuser, Klöster, Hospicien oder was diese geistlichen Versammlungshäuser sonst für Namen haben mögen, vom männlichen Geschlechte der Karthäuser-, Camaldulenser-Orden und die Eremiten oder sogenannten Waldbrüder, dann vom weiblichen Geschlecht der Carmeliterinnen, Clarissinnen, Kapuzinerinnen, Franziskanerinnen werden aufgehoben und das gemeinschaftliche Leben der darin befindlichen Personen soll aufhören. — 2. Hat die Art der Aufhebung in folgender Gestalt zu geschehen: Das Landes-Gubernium wird nach Empfang dieses Rescriptes einen tauglichen Commissär mit der erforderlichen Instruction und einem Creditiv nebst einem geschickten Mann von der Cameralbuchhaltung in ein jedes Kloster der genannten Orden mit dem Auftrage absenden, daß der Commissär unter beständiger Beobachtung der größten Bescheidenheit und gütlichen Betragens den obrigkeitlichen Personen und der ganzen geistlichen Gemeinde die höchste Entschließung kund mache und ihnen bedeute, daß von nun an keiner von den da befindlichen Novizen oder Novizinnen oder anderen Mitgliedern des Ordens, die noch nicht Profeß abgelegt haben, Profeß zu machen befugt sei.

Die Publication wird zu Protocoll genommen und von dem Oberen, der Oberin, dann vom Senior des Klosters, daß ihnen die Publication geschehen sei, unterfertigt. Nach der Publication soll der Commissär die Schlüssel der Cassen, Kirchenschätze, Archive und Vorrathshäuser verlangen, alles jene, was zum täglichen Gebrauch in der Kirche und in dem Hause auf die Zeit des Dableibens der Ordenspersonen nicht nothwendig ist, versiegeln, das aber, was zur täglichen Nothdurft gehört, unversiegelt lassen. Es soll zugleich ein Inventar verfaßt und die Verrechnung einem geschickten, auch getreuen weltlichen Beamten übergeben werden, welcher den Geistlichen den täglichen Unterhalt bis sie auseinander gehen, entrichtet."

Punkt 3 bestimmt, daß alle mit der Verwaltung des Vermögens betrauten Ordenspersonen einen Manifestations(Offenbarungs)-Eid über die richtige und vollständige Uebergabe des Vermögens abzulegen haben. — 4. Die landesfürstlichen Commissäre haben sich in ihren Geschäften durch keine Anstände, auch nicht durch die Clausur, welche dem landesfürstlichen Commissär immer offen zu stehen hat, irre machen zu lassen. Sie haben ihren Auftrag mit Anstand und Würde zu vollziehen, doch ist zur größeren Vorsicht von jedem Diöcesan (Prälat des Sprengels) ein Befehl an das Kloster abzuverlangen, daß sich dieses genau zu fügen habe." — Punkt 5 ordnet die Uebergabe des Vermögens an die Hofkammer an, welche dafür sorgen wird, daß die Geistlichen mit allem Nöthigen, „jedoch ohne Ueberfluß und Hospitalität, versehen werden". Punkt 6 bestimmt, daß das in den Zellen befindliche zum Privatgebrauch gehörende Gut, Bilder, Bücher, Möbeln und Geräthschaften jedem Einzelnen verbleiben solle.

„Ferner," heißt es weiter, „ist Allen zu eröffnen oder auch schriftlich zu bedeuten: a) Welche den Profeß (das Ordensgelübde) nicht abgelegt haben, erhalten ein- für allemal 150 Gulden und haben binnen vier Wochen das Kloster zu verlassen; was sie eingebracht dürfen sie mitnehmen. b) Es bleibt den Geistlichen wie den Klosterfrauen frei, sich aus Oesterreich in fremde Klöster zu begeben; in diesem Falle sind sie mit einem Passe und einem angemessenen Reisegelde zu versehen, ohne aber eine weitere Pension zu erhalten. c) Jene, welche in einen anderen Orden übertreten wollen, wird auf ihr Anmelden alle Unterstützung und ein jährlicher Betrag von 150 Gulden gewährt; wenn sie aber Barmherzige Brüder (Orden für männliche Krankenpflege) oder Piaristen (für Schulunterricht) werden, sollen einem jeden jährlich 300 Gulden und den Frauen, welche Elisabethinerinnen (weibliche Krankenpflege) werden, jährlich 200 Gulden aus dem Camerale (der Staatscassa) geleistet werden.

Punkt d) Welche in den Weltpriesterstand treten, erhalten neben dem landesfürstlichen titulo mensae (Berechtigung zu priesterlichen Functionen) so lange eine jährliche Pension von 300 Gulden, bis sie durch ein Beneficium (Pfründe) versorgt sind. Wenn ein Abt der Karthäuser in den Weltpriesterstand übergeht, erhält er jährlich 800 Gulden bis zur Versorgung mit einer Pfründe. Wegen der Auflösung der Ordensgelübde ist der vorgeschriebene Weg einzuschlagen. Verhältnißmäßig gilt dies auch für die Nonnen. — e) Jenen Ordensgeistlichen, welche nach ihrer Ordensregel Gott in stiller Ruhe und von allem Weltlichen abgesondert dienen wollen, steht es frei, nach ihren Ordensregeln fortzuleben, jedoch müssen sie ein Kloster eines anderen Ordens zum Aufenthalte wählen, welchem Kloster dann der Betrag für ihren Unterhalt entrichtet wird. In den aufgehobenen Klöstern der Mannsorden darf Niemand bleiben, der nicht in so hohem Alter und so kränklich ist, daß er deswegen nicht in einem anderen Kloster und bei Verwandten aufgenommen wird. Ueber diese ist zu berichten.

Die Professen der Frauenorden, welche nicht in einen anderen Orden übertreten, können in einem anzuweisenden Kloster beisammen bleiben, jedoch wird ihnen von der Landesstelle und dem Ordinariat eine Lebensordnung vorgeschrieben und ein geistlicher Vorgesetzter bestimmt.

Der 7. Abschnitt verordnet: „Die Kreisämter haben den Eremiten oder Waldbrüdern (Seite 244 u. f. eingehender besprochen), ob sie als Meßner den Kirchen dienen oder nicht, zu befehlen, daß sie in vierzehn Tagen ihre Eremitenkleider auf immer ablegen. Wo Stiftungen sind, können sie als Meßner oder Schullehrer fortdienen, müssen aber verzeichnet werden. — 8. Die Kirchenschätze werden in Inventaren verzeichnet. In dem Berichte ist zu melden, ob das Volk eines Ortes verlangt, daß der Gottesdienst in einer Kirche fortgesetzt werde. Dabei werden den Commissären kluge, angemessene Maßregeln empfohlen."

Wir haben dieses Rescript ziemlich ausführlich mitgetheilt, um zu beweisen, daß, abgesehen von der nicht zu leugnenden Härte, welche in der Maßregel an sich liegt, denn doch nicht so willkürlich und schonungslos vorgegangen wurde, wie häufig geklagt wird. Daß Uebergriffe und überflüssige Entfaltung von „Energie" (richtiger wohl blinder Hasseswuth) vorkamen, kann nicht geleugnet werden, und es dient bei gar vielen Fällen nicht der Einwand zur Entschuldigung, es seien bei einer so umfassenden, an und für sich heiklen und unangenehmen Maßregel derlei Vorgänge natürlich. Namentlich verdient die unumstößliche Thatsache, daß bezüglich der Kunstschätze, Bibliotheken, Archive, Grabmonumente u. s. w. in fast allen Fällen wahrhaft vandalisch gewüthet wurde, den strengsten Tadel. Indeß, obwohl wir schon wiederholt Anlaß fanden, darauf hinzuweisen, daß Josef selbst keinen Sinn und kein rechtes Verständniß für die bildende Kunst (desto mehr für die Musik) hatte — es können eben nicht alle Monarchen der Welt Mäcene sein — müssen wir doch hier besonders hervorheben, daß der Vorwurf nicht ihn allein zu treffen hat; er lag in der Zeit, und so finden wir, daß in den auf's eingehendste aufgenommenen Inventaren über die Pretiosen der Klöster nie Rücksicht auf den Kunstwerth der Stücke genommen wird; ebenso ist, obwohl alle Baulichkeiten genau nach Lage, Größe und Bauzustand verzeichnet sind, nirgends auch nur mit einer Silbe des „Styls" erwähnt.

Dieser unkünstlerische Schattenpunkt in dem Charakter des Kaisers Josef II. erhält eine Illustrirung durch eine Thatsache, welche man heutzutage für absolut unmöglich halten würde. Der Kaiser ließ nämlich im Jahre 1786 dem Wiener Magistrate bekannt machen, er wünsche, derselbe möge es übernehmen, den alten Passauer-Hof (heute Redemptoristenkloster) „sammt der Kirche zu Maria Stiegen" — also dieses wunderherrliche alte Bauwerk — niederzureißen(!!!) und an deren Stelle ein neues Gebäude aufzuführen, welches zum Versatzamte dienen sollte. In diesem Falle würde der Kaiser das bisherige Gebäude des Versatzamtes im ehemaligen Dorotheerkloster dem Magistrate zum Geschenke machen.

Und nicht die Einsicht des Magistrats, welch' ein ungeheurer Verlust für Wien es gewesen wäre, wenn die Stadt ein so ausgezeichnet schönes alterthümliches Gebäude verloren hätte, rettete die hehre Baute, sondern der Umstand, daß die Mauern in ihrer Festigkeit unerschütterlichen Widerstand boten, weshalb die Antwort des Magistrats dahin ging, er könne dieses gnädige Anerbieten nicht annehmen, indem sein Gebarungsfond durch die großen Kosten, welche das Gebäude der Criminal-Justiz (Stadtgericht) und besonders des Bürgerspitals in der Stadt erforderten, so belastet sei, daß er gänzlich außer Stande wäre, eine neue und so große Ausgabe, als die Demolirung eines so ungeheuren Widerstand leistenden Gemäuers erfordere, sich aufzubürden. So blieb das verderbliche

Project unausgeführt und wir besitzen noch heute dieses altehrwürdige schöne Baudenkmal, dessen Herrlichkeit selbst spätere geschmacklose Verzierungs- und Uebertünchungswuth nicht zerstören konnten.

Uebrigens erflossen wegen der Durchführung der Klosteraufhebungs-Maßregeln eine ganze Reihe von Hofdecreten, welche alle Einzelheiten feststellten. Am 15. Januar, 6. April, 4. Mai, 7. Juni und 23. September 1782 wurden Anordnungen wegen besonderer Schonung der wissenschaftlichen Schätze der Klöster erlassen und eigene Weisungen sorgten für die ehrwürdigen Grabstätten und ordneten die Uebertragung der Ueberreste von Mitgliedern der kaiserlichen Familie an. Daraus erhellt wohl, daß, wenn in einzelnen Fällen pietätlos vorgegangen wurde — es gab da selbst haarsträubende Fälle — in allererster Reihe die untergeordneten ausführenden Organe ein Vorwurf zu treffen hat.

Bezüglich der heiligen Gefäße, Ornate, Kirchenwäsche u. dergl. wurde verordnet, daß dieselben vom Gubernium einverständlich mit dem Ordinariate den Landkirchen zu überweisen sind. Pretiosen und kostbare Paramente sollen geschätzt und dem Camerale eingeliefert werden, kostbare Monstranzen können gegen Vergütungen anderen Stiften überlassen werden.

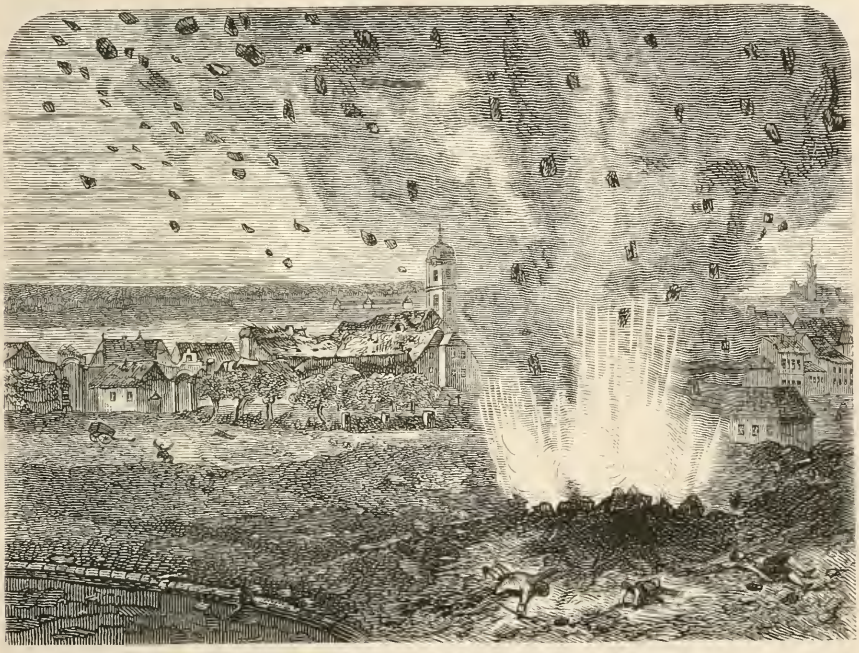
Die Hauptursache, daß man mit den Aufhebungen bald über den Rahmen des vorhin angeführten Gesetzes hinausgriff, war die notorische Mißwirthschaft und Ueberschuldung einzelner Stifte, und als das Stift Seckau seiner Schuldenlast wegen selbst um Aufhebung bat und den Rest seines Vermögens zur Errichtung eines Bisthums anbot, wurde am 8. März 1782 die Aufhebung mit der gravirenden Begründung, „damit nicht mehr treuherzige Gläubiger durch dasselbe angeführt werden", angeordnet, und der Kaiser knüpfte an den Bericht den Auftrag: „Da mir bekannt ist, daß noch andere Klöster und Stifter, besonders in Böhmen, vorhanden sein sollen, welche überschuldet sind, so ergeht der allseitige Auftrag, die Umstände zu erheben, um entsprechende Hilfsmittel anwenden zu können."

Aus diesem Grunde wurden die Stifte Sedlecz in Böhmen und St. Paul in Kärnten aufgehoben, welch' letzteres 1778 eine Schuldenlast von nahe an 600.000 Gulden hatte und die Passivzinsen nicht mehr begleichen konnte. Trotzdem wurde über Bitte der Professen die Aufhebung sistirt und sogar das Vermögen des Stiftes Arnoldstein St. Paul zugewiesen; doch half nichts und 1786 mußte das Stift selbst um seine Aufhebung einschreiten. Ebenso war St. Andrä wegen Schulden und Steuerrückständen unter Sequestration und Ossiach schon seit 1778 von den Gläubigern gepfändet. Andere Klöster wurden aus Anlaß der vollkommen gesunkenen Zucht aufgehoben, so z. B. das Paulinerkloster in Ulimie, welches der Schauplatz ärgerlicher Excesse war. Der Diöcesanbischof von Laibach, Johann Karl Graf Herberstein (geb. 1719, gest. 1788), beschwert sich wiederholt über das widerspenstige und respectlose Betragen des Priors, welcher sich den Anordnungen der Landesstelle, wie des Ordinariats nicht fügte, und am 7. August 1782 erfolgte die Aufhebung „dieses in Grund verdorbenen und dem Publikum unnützen Klosters".

Als man aber von 1785 an die Wahrnehmung machte, daß durch die Aufhebung armer, in ihren Verhältnissen zerrütteter Klöster der Religionsfonds nicht so gestellt werde, um die zahlreichen Lasten zu tragen, welche aus den Pensionen der früheren Ordensmitglieder, Dotationen für die neuen Pfarreien u. s. w. erwuchsen; da ferner auch die Verwaltung der eingezogenen Güter keine besonders gute war, manche Unterschlagung bei der Uebergabe vorkam und auch sonst schleuderisch vorgegangen wurde, mußte man auf Abhilfe denken. Der Kaiser selbst nennt in einem Handbillet vom 20. September 1782 die

Weise, wie mit den Waldungen der aufgehobenen Klöster vorgegangen wird, „eine ziemlich räuberische“ und wiederholt mußte wegen Unterschlagungen gegen Beamte mit den empfindlichsten Strafen vorgegangen werden. Dies Alles vermochte jedoch den Religionsfonds nicht entsprechend zu stärken, und so griff man zur Aufhebung von Klöstern, um mit deren Reichthum den so viel in Anspruch genommenen Fonds zu vergrößern.

Eine Maßregel, welcher weder vom Standpunkte der Staatscassenvermehrung, da auf anderem Wege wohl höhere Erträge zu erzielen gewesen wären, noch von jenem der Zweckmäßigkeit zuzustimmen sein kann, indem dadurch das Gefühl, namentlich jener Zeit, allzu empfindlich verletzt wurde, war die vertragsweise Ueberlassung der Pretiosen u. s. w. um den Schätzungspreis gegen zehnpercentigen Zuschlag und sogleiche baare Berichtigung an ein



Explosion des Pulverthurmes an der Nußdorferlinie. (Seite 859.)

Juden-Consortium unter Führung der Jüdin Dobrnschka aus Brünn. Die Unklugheit dieser Verfügung trug viel dazu bei, die Maßregel in den Massen zu discreditiren, und es bessert die Thatsache nichts daran, daß auch nicht bei einem der Sperrungsakte sich eine Antheilnahme oder Aufregung der Bevölkerung zeigte.

Es gab viele Gegner der Klöster-Aufhebungen selbst in nicht-katholischen Kreisen, und diese meinten, sie wären wirthschaftlich schädlich. Aber auch darin theilten sich die ökonomischen Theoretiker in verschiedene Lager, und der eine Theil behauptete, daß der gebundene Besitz, zumal wo er vorherrschend auftritt, wirthschaftlich schädlich sei, und daß Länder, in welchen derlei Güter zu zahlreich sind, in ihrem Gedeihen und ihrer wirthschaftlichen Entwicklung stets zurückbleiben. Noch heute streitet man sich über diese Punkte.

In dieser Beziehung ist es wohl ungerecht, den Kaiser selbst für jeden Mißgriff der untergeordneten Organe verantwortlich zu machen: er bot aber

mit seiner alle Gegenstände in den eigenen Bereich ziehenden Thätigkeit selbst die bequeme Handhabe hierzu. Das Eine steht fest, daß in Josef's Absichten keine profanirende Gebarung mit kirchlichen Gebrauchsgegenständen gelegen war, wie er denn z. B., als er eines Tages einem Wagen begegnete, auf welchem die von einem aufgehobenen Kloster herrührenden Ornate und Paramente wüst durcheinander geworfen worden waren, die lebhafteste Entrüstung zeigte und strenge für künftighin ein solchen Gegenständen angemessenes anständiges Hantiren gebot.

Ein andermal bewarb sich ein Seelsorger der von Kaiser Josef I. in Petersburg gegründeten katholischen Kirche um Ueberlassung gottesdienstlicher Geräthschaften an dieselbe. Die geistliche Hofcommission trug auf vorläufige Abweisung dieser Bitte an, worüber sich Josef II. in einer Entscheidung vom 13. Januar 1790 sehr ungehalten zeigte, sogleich zu willfahren befahl und selbst eine Anzahl von den dem Hofe gehörigen Paramenten und Meßbüchern für diesen Zweck bestimmte, „da es höchst anständig, ja nothwendig ist, daß ich zur Unterstützung und Verherrlichung meiner wahren Religion besonders auch in der Fremde den Beweis gebe".

Man würde Unrecht thun, aus dem Umstande, daß diese Entscheidung kurz vor dem Tode des Kaisers erflossen ist, wo er von der Unrichtigkeit so mancher seiner Bestrebungen schon überzeugt war, den Schluß zu ziehen, als hätte er sein Toleranzgesetz zu bereuen angefangen; denn es war gerade dieses Gesetz unter jenen, welche er nicht zurücknahm; wenn Josef auch einzelne seiner Maßregeln rückgängig machte, betonte er dabei doch stets, daß er trotzdem dieselben für richtig halte.

Man thut auch zuviel, wenn man ihn einer Art modernen Kirchenverfolgung beschuldigt. Es giebt zahlreiche, documentirt nachgewiesene Fälle, welche das Gegentheil beweisen, und unter diesen ist ganz besonders ein Fall, der aus dem Anfang seiner Alleinregierung stammt. Fürst Kaunitz beanständete am 2. November 1781 im Texte einer zu erlassenden kaiserlichen Entschließung den Ausdruck „in der wahren, allein seligmachenden Religion" mit der Begründung, es scheine daraus hervorzugehen, daß die Angehörigen anderer Culte „nicht selig werden können". Aber Josef beharrte fest auf dem Ausdrucke mit der Begründung, „derselbe macht der katholischen Religion Wesenheit aus".

Wir lassen nun nur noch einige ziffernmäßige Angaben über die Wirkung der Klöster-Aufhebungen folgen. Im Jahre 1770 bestanden in Oesterreich-Ungarn (ohne den Niederlanden) 2163 Klöster, darunter 238 Abteien, 1334 Männer- und 591 Frauenklöster; aufgehoben wurde bis 1786 eine Anzahl von 738 Klöstern, und zwar 82 Abteien, 395 Männer- und 261 Frauenklöster mit einem angeschlagenen Vermögen von $32^1/_2$ Millionen. Es verblieben also noch 1425 Kloster, worunter 156 Abteien, 939 Männer- und 330 Frauenklöster waren.

Schließlich sei noch als Ergänzung erwähnt, daß Josef's II. Neffe, Kaiser Franz I. von Oesterreich, einzelne aufgehobene Stifte wieder reactivirte (darunter St. Paul und St. Lambrecht in Kärnten); dagegen aber wurden von 1791 bis 1838 noch weitere 48 Ordenshäuser aufgehoben.

Die kirchlichen Reformen und Papst Pius VI. in Wien.

Die neuesten Forschungen haben erwiesen, daß die Thätigkeit Josef's II. auf den verschiedenen staatlichen Gebieten gar häufig auf den Maßnahmen seiner Mutter Maria Theresia fußte. Nirgends aber tritt dieser Zusammenhang so auffällig hervor, wie da, wo man es bei dem frommen Sinne der Kaiserin am wenigsten vermuthen sollte — in den Beziehungen des Staates zur Kirche. Dies stellt sich sofort klar heraus, wenn man die wichtigsten von Maria Theresia getroffenen diesbezüglichen Maßregeln in chronologischer Ordnung verfolgt.

Schon im Jahre 1748 erging eine Verfügung, laut welcher keine geistliche Verordnung ohne landesfürstliche Erlaubniß gedruckt werden durfte, und 1767 wurde das Placetum regium (landesfürstliche Genehmigung) eingeführt, wodurch die Kundmachung päpstlicher Ennunciationen (Bekanntmachungen und Aussprüche) an eine vorgängige landesfürstliche Bewilligung geknüpft wurde. Im gleichen Jahr beschwert sich der Cardinal-Erzbischof von Wien bitter über die Zulassung des „Belisar" von Marmontel und des Epoche machenden Werkes „de l'autorité du clergé et du pouvoir du magistrat politique" (von der Macht der Geistlichkeit und der Gewalt der politischen Obrigkeit), jedoch ohne deren Verbot erwirken zu können. Am 27. Februar und 9. September 1768 wurde die Besteuerung des geistlichen Eigenthums, ohne Rücksichtnahme auf den Ablauf der päpstlichen Ermächtigung hierzu, weiter angeordnet, da der Staatsrath einstimmig erklärte, der Staat bedürfe einer solchen nicht.

Schon im Jahre 1769 stellte die Hofkanzlei mit Rücksicht auf viele vorkommende Unzukömmlichkeiten von Seite des Volkes den Antrag auf Beschränkung der Processionen; es ließ jedoch Maria Theresia den Akt trotz Befürwortung des Staatsrathes unerledigt und verweigerte demselben endlich ihre Zustimmung. Ueber neuerliche Vorstellungen wurde jedoch am 2. Juni 1773 eine kaiserliche Erschließung verlautbart, nach welcher Processionen in fremde Länder verboten, eben so jene, die über Nacht ausbleiben, auf wenige Ausnahmen beschränkt und alle Umgänge, welche nicht durch Kirchengesetze auf bestimmte Tage festgesetzt waren, auf Sonn- und Feiertage verlegt wurden. Desgleichen wurde die Errichtung von Bruderschaften untersagt und die genaue Ueberwachung der schon bestehenden angeordnet. In der Instruction für die Landeschefs aber hieß es, es sei vornehmlich „dem Grund aller Uebel, dem Eigennutz und der Unwissenheit der Geistlichen" (?!) entgegen zu wirken. Dabei ist nur merkwürdig, daß gerade in jenen Tagen eine Unzahl von sehr einfachen Priestern in allen Erbländern sich als Gelehrte und Schriftsteller in allen Wissenschaftsfächern, wie auch als bildende Künstler und Musiker auszeichneten.

In einem Handbillet vom 22. Juli 1769 an den böhmisch-österreichischen Vicekanzler Graf Leopold Kolowrat-Krakowsky (geb. 1727, später Minister des Innern, gest. 1809) sagt die Kaiserin: „Es wird sehr diensam sein, wenn sich auch der Clerus einige Kenntnisse in den Polizei- und Cameralwissenschaften erwirbt und derselbe bei dem Concurse außer dem gewöhnlichen Examen auch hieretwegen geprüft werden solle." (Also gerade der Gegensatz der heutzutage beliebten Auffassung von Seite kirchlicher Gegner, es hätte sich der Priester nur um religiöse und nicht um staatsbürgerliche Interessen zu kümmern.)

Wegen Beschränkung der Feiertage und Aufhebung des geistlichen Asylrechtes (welches letztere in der That Anlaß zu vielen Mißbräuchen

in der Strafgerechtigkeitspflege gab) wurden in den Jahren 1769 und 1770 Verhandlungen mit dem päpstlichen Hofe gepflogen, welche auch zum Ziele und zu den Erlässen vom 6. October 1771 und 15. September 1775 führten.

Mittelst Verordnung vom 9. December 1770 wurde die Erwerbung von Gütern zu kirchlichen Zwecken beschränkt; am 11. Januar 1771 die Klosterkerker beseitigt und das Strafrecht der geistlichen Oberen eingeschränkt; am 4. September desselben Jahres verfügt, daß Ordensgeistliche nicht als Schreiber oder Zeugen letztwilliger Verfügungen fungiren dürfen; und 1773 endlich aller unmittelbarer Verkehr der Geistlichkeit mit Rom untersagt.

Mit Erlaß vom 1. April 1775 wurden die Provincialcassen der Orden aufgehoben und den höheren Ordensoberen jedes Verfügungsrecht über das Vermögen der Klöster entzogen. Unter lebhaftem Widerspruch der Geistlichkeit und des Papstes wurde festgesetzt, daß Niemand vor dem einundzwanzigsten Jahr in einen Orden eintreten, Gelübde ablegen und höhere Weihen empfangen dürfe; Mädchen aber, welche in einem Kloster erzogen wurden, mußten vor Ablegung der Gelübde mindestens ein Jahr außer einem Kloster und in der Welt leben. Als dagegen geltend gemacht wurde, daß man sich mit diesen Bestimmungen in Widerspruch mit dem Concil von Trient (1545 bis 1563 abgehalten) setze, entgegnete im Staatsrath Tobias Philipp Freiherr von Gebler (geb. 1726, gest. als Vicekanzler der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei 1786; gastfreundlicher Mäcen der Gelehrten, bei ihm wohnte Lessing während seines Wiener Aufenthaltes im Jahre 1775, Goldschmiedgasse heute Nr. 8, alt 592), daß „Beschlüsse der Concilien den Regenten in Ausübung der von Gott empfangenen Gewalt nicht beschränken können".

Am 15. Juni 1776 wurde die Aufnahme neuer Mitglieder der dritten Orden untersagt; am 27. Februar 1779 alle öffentlichen Kirchenbußen verboten, mit dem Beisatze, daß jede Uebertretung der Kaiserin anzuzeigen sei, und am 25. August 1779 den Klöstern die Abschließung von Leibrenten-Verträgen eingestellt.

Wer erkennt nicht in allen diesen Verfügungen das Bestreben des Staates, die Gewalt der Kirche zurückzudrängen und in jeder derselben ein Behaupten seiner Selbstständigkeit? Diese Tendenz, welche in jeder neuen solchen Gesetzesmaßregel einen Sieg des staatlichen Principes sah, fand Josef II. schon vor, als er die Alleinregierung antrat, und er hatte nur die Wahl, zurückzuweichen, wodurch er sich in entschiedenen Gegensatz mit der Geistesrichtung der Zeit gesetzt hätte, oder er mußte vorgehen, um durch neue für den Staat zu erobernde Gebiete das schon Errungene zu schützen und behaupten zu können. Josef ergriff den letzteren Weg.

Schon eine seiner ersten Maßregeln war von einschneidender Wirkung und traf auf Widerstand, obwohl auch sie schon seit 1775 erwogen worden und ein Vorschlag der Hofkanzlei schon vorlag. Sie betraf die gänzliche Trennung des Zusammenhanges mit auswärtigen Klöstern und Ordensobern und die Unterordnung der inländischen unter die Bischöfe; mit Beachtung der Staatsgrenze sollten dieselben jedoch Provincial-Verbände schließen können.

Der in diesem Sinne redigirte Erlaß, welcher schon vor seinem Erscheinen vom Cardinal-Erzbischof Migazzi lebhaft bekämpft wurde, trägt das Datum vom 13. März 1781. Unmittelbar darauf folgte am 26. März ein kaiserliches Patent, durch welches das Placetum regium auf alle päpstlichen Anordnungen, so wie auch auf die Erlässe auswärtiger Bischöfe an ihre österreichischen

kirchlichen Unterthanen ausgedehnt wurde. Darüber regte sich auch der päpstliche Stuhl und beschwerte sich, daß kirchliche Verordnungen, auch wenn sie blos dogmatischer Natur seien, der Begutachtung weltlicher Behörden unterliegen sollten. Doch vergeblich. Wenn auch die Absichten keine neuen waren, das Tempo, in welchem die Regierung vorging, war ein lebhafteres, und am 14. April 1781 erfloß ein Verbot an die Bischöfe, weiterhin Dispensen im Sinne der 1362 von Urban V. erlassenen Bulle „In coena domini", welche die Verurtheilung aller Ketzer aussprach, zu ertheilen, unmittelbar darauf aber wurde sogar die Entfernung der auf diese Bulle bezugnehmenden Stellen und Blätter aus den Büchern des Rituale (Anordnung kirchlicher Gebräuche) angeordnet.

Als sich Cardinal-Erzbischof Migazzi in einer Vorstellung gegen diese Verfügung und gegen das Verbot von Erörterungen über die Bullen „In coena domini" und „Unigenitus Dei filius" (von Clemens XIII. erlassen und die Verurtheilung der in Frankreich heimischen sogenannten Jansenisten enthaltend) in einer Eingabe kehrte und betonte, daß der Papst in Sachen des Glaubens und der Moral unfehlbar sei, befahl der Kaiser, den Erzbischof einfach in einem Hofdecret zum Gehorsam gegen die Staatsgesetze anzuweisen.

Im October 1781 wurde eine Eidesformel für die Bischöfe vorgeschrieben, in welcher ausdrücklich das Gelöbniß unbedingten Gehorsams gegen die Staatsgesetze und landesfürstlichen Verordnungen und die Verpflichtung, dieselben unweigerlich dem unterstehenden Clerus bekannt zu machen, betont war. Dem Collegium Germanicum in Rom wurden im November 1781 die bis jetzt bezogenen 90.000 Lire (etwa 30.000 Gulden) jährlicher Einkünfte eingestellt und dagegen eine theologische Lehranstalt in Pavia errichtet.

Eine viel angefochtene Maßregel wurde am 10. September 1781 getroffen, daß nämlich künftig alle Ehe-Dispensationen nicht mehr von Rom eingeholt, sondern von den Bischöfen aus eigener Machtvollkommenheit gegen mäßige Gebühren ertheilt werden sollen und kein Pfarrer Trauungen auf andere, als des Diöcesanbischofs Dispensationen hin vornehmen dürfe.

Zu einem ernsten Conflicte kam es nur mit dem Erzbischof von Görz, Rudolf Josef Graf Edling (geb. 1723, gest. 1803), welcher sich um Verhaltungsmaßregeln nach Rom gewendet hatte und die von dort ihm zugekommene Weisung, sich um die kirchenfeindlichen Verfügungen des Kaisers bis auf Weiteres nicht zu kümmern, da er in geistlichen Dingen des Papstes Unterthan sei, dem Obersten Hofkanzler mittheilte, als Entschuldigung, warum er die kaiserlichen Gesetze dem Clerus nicht kundgemacht habe.

Der Kaiser zeigte sich darüber sehr erbittert, befahl die unweigerliche Kundmachung aller ergangenen Erlässe binnen vierundzwanzig Stunden und das sogleiche Erscheinen des Erzbischofs in Wien. Hier wurde ihm am 21. März 1782 die Alternative unbedingten Gehorsams oder sofortiger Abdankung gestellt und am nächsten Tage vor den Räthen der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei ein Verweis ertheilt. Später (1784) erfolgte indessen doch noch seine Demission, welcher die Theilung der Diöcese in jene von Gradisca und Laibach folgte.

Diese energischen Maßregeln, namentlich aber die Absicht des Kaisers, die Verleihung der mailändischen Bisthümer und Pfründen, welche bisher der Papst besetzt hatte, an sich zu ziehen und auch die übrigen Diöcesen ohne Mitwirkung des päpstlichen Stuhles in einer Weise zu regeln, welche ausländische Bischöfe von jedem Einflusse ausschloß, ließen in Papst Pius VI. (vorher Johann Angelo Braschi, geb. 1717, erwählt 1775, gest. 1798, Bild Seite 897) den Entschluß reifen, sich in Person nach Wien zu begeben, um entweder seinen

Einfluß auf den Kaiser zu versuchen, oder doch wenigstens die Beruhigung zu haben, daß kein Mittel unversucht geblieben sei.

Selbstverständlich erregte dieser ganz ungewöhnliche Schritt das größte Aufsehen, und Josef selbst scheint nicht sehr erfreut darüber gewesen zu sein. Da aber ein Widerstreben nicht gut möglich war, erfolgte ein einleitender, äußerst verbindlicher Briefwechsel. Auf die Bemerkung des Papstes, daß er in der Nuntiatur wohnen wolle, erwiderte jedoch der Kaiser: „Dies allein erbitten wir Uns von Euer Heiligkeit, daß Sie die Wohnung, die Wir Derselben in einem Theile Unserer Hofburg hiermit anbieten, annehmen wollen; dies ist Unserer beiderseitigen Würde gemäß und der Wohlstand erfordert es unumgänglich."

Die geringe Freude, welche Josef über diesen Besuch empfand, spricht sich ziemlich unverhohlen in einigen Entscheidungen aus, welche kurz vorher getroffen wurden. Der Magistrat von Wien fragte sich am 19. März 1782 an, ob er sich beim feierlichen Pontificalamte des Papstes in der Stefanskirche einzufinden habe, und erhielt den unwirschen Bescheid: „Der Magistrat hat mit Ihrer päpstlichen Heiligkeit nichts Anderes gemein, als alle anderen katholischen Christen. In allen jenen Gelegenheiten, in welchen derselbe bei St. Stefan zu erscheinen im Gebrauche hatte, hat er noch mit und ohne den Papst sich hin zu verfügen; wo er nicht erschienen, hat er mit und ohne den Papst auszubleiben."

Auf die Anfrage der Hofkanzlei, ob es trotz der Anwesenheit des Papstes bei der Verweisertheilung an den Erzbischof von Görz bleibe, erwiderte der Kaiser, daß es dabei sein Verbleiben habe, „denn was die Civilverwaltung meiner Lande anbelangt, macht Pius der Sechste in Wien oder Pius der Sechste in Rom keinen Unterschied!"

Launiger antwortete er dem Erzbischof Migazzi auf die Frage, ob beim Einzuge des Papstes nicht mit allen Glocken geläutet werden solle. Der Kaiser sagte: „Selbstverständlich! Sie begrüßen den Papst mit Ihrer Artillerie, ich mit der meinen".

In Bezug auf die Reise und den Aufenthalt des Papstes ordnete Josef alle Details selbst an, und wenn er auch einem Vorschlage des Fürsten Kaunitz nicht zustimmte, daß man allen Bischöfen verbieten solle (!!), während des Verweilens Pius' VI. ihre Diöcesen zu verlassen, war er doch bemüht, alle Kundgebungen nach beiden Richtungen zu verhindern und schrieb am 3. März an den Obersten Kanzler: „Daß, weil der Papst im vollkommensten Incognito reise und vermuthlich in Klöstern und geistlichen Häusern absteigen werde, ihm folgerichtig auch keine anderen öffentlichen Ehrenbezeigungen, weder von geistlicher, noch von weltlicher Seite zu leisten sein würden, als jene, die der billige Respect und das Ansehen seiner geistlichen Würde mit sich brächten."

Am 27. Februar 1782 verließ der Papst Rom, kam am 14. März in Görz an, wo er vom Grafen Cobenzl im Namen des Kaisers empfangen wurde und ihm eine aus den drei geduldeten christlichen Confessionen zusammengestellte Leibgarde beigegeben wurde. Ueber die Abwesenheit des ad audiendum verbium (zur Anhörung des königlichen Wortes, d. h. Auftrages) nach Wien beschiedenen Erzbischofs Edling soll Pius geäußert haben: „Das ist wohlgethan; den Befehlen des Souveräns muß Folge geleistet werden."

Der Kaiser selbst in Begleitung seines Bruders Maximilian, Churfürst von Cöln, empfing den Papst am 22. März in Neunkirchen bei Wiener-Neustadt, von wo sie in einem Wagen nach Wien fuhren und unter Zudrang einer ungeheuren Volksmenge ihren Einzug hielten. Die für den Papst in der Hofburg bestimmten Appartements waren auf das prachtvollste eingerichtet;

Begegnung Josef's II. mit Papst Pius VI. bei Wiener Neustadt.

als Schlafzimmer war das Gemach in Verwendung, in welchem Maria Theresia starb.

Während seines Aufenthaltes in Wien besuchte der Papst viele Kirchen, die Klöster und gab zahlreiche Audienzen. Am Ostersonntag pontificirte er im Stefansdome und zweimal ertheilte er öffentlich den Segen, einmal von der Altane der Kirche am Hof, das zweite Mal vom Lustschlosse im Augarten. Er erregte durch die anmuthvolle Würde, mit der er die heiligen Handlungen vornahm, allgemeine fromme Begeisterung und wurde vom Volke, das auch aus der Umgegend massenhaft herbeiströmte, stets mit Enthusiasmus begrüßt.

Wie sehr Josef darauf hielt, daß sowohl dem Papste als den ausgeübten kirchlichen Functionen die ihnen gebührende Ehrerbietung gezollt wurde, liefert ein kleines Beispiel. Der poetische Wüstling und Satyriker Alois Blumauer (geb. 1775, gest. 1798; Bild Seite 905) hatte, während sich bei der päpstlichen Benediction am Hofe die Tausende von Anwesenden mit abgezogenem Hute demüthig verneigten oder knieend den Segen empfingen, auf einem Balcon des gegenüberliegenden Hauses befunden und stand da aufrecht, trotzig den Hut auf den Kopf gedrückt. Als ihm der Hauswirth darüber einen Vorwurf machte, sagte er mit hämischem Lachen: „Pah — ist der Segen gut — geht er auch durch den Hut!“ Kaiser Josef, der davon erfuhr, ließ ihm einen strengen Verweis durch die Behörde ertheilen, und Blumauer durfte nicht mehr vor sein Angesicht kommen.

Wenn auch nicht Alles richtig ist, was über den Verkehr des Papstes mit Kaunitz erzählt wird, so ist doch wahr, daß der Staatskanzler um keine Audienz nachsuchte, sondern Pius ihm einen Besuch machte, bei welchem der Gesandte Hollands, der Protestant Wassenaer, zugegen war. Bei der Vorstellung durch den Kaiser hielt Pius, welcher in dem Kanzler doch den mit dem katholischen Cultus vertrauten Religionsangehörigen vermuthen mußte, dem Fürsten die Hand hin, erhielt aber statt des culturellen Kusses nur einen leichten Händedruck.

Seine Absicht, den Kaiser von weiteren Reformen abzuhalten und in kirchlicher Richtung umzustimmen, erreichte der Papst jedoch nicht. Josef wich dogmatischen Erörterungen aus und verlangte den Kern der mündlichen Besprechungen in schriftlicher Form. Diese, so wie die endgiltige Vereinbarung sind in italienischer Sprache abgefaßt, und zwar ist die erste Dichiarazione di Santo Padre (Erklärung des Heiligen Vaters) vom 10. April, die Antwort hierauf vom 13., die Replica del Papa (Erwiderung des Papstes) vom 14. und die endgiltige Risposta di Sua Maestà l'Imperatore (Gegenantwort des Kaisers) vom 15. April datirt.

Diese Aktenstücke wurden vom Kaiser selbst unter alleinigem Beirath des Fürsten Kaunitz verfaßt. Im wesentlichen wurden durch diese Abmachungen die von Josef und schon vor ihm getroffenen Maßregeln gar nicht alterirt und auch das Ernennungsrecht für die mailändischen Bisthümer und Pfründen wurde dem Landesfürsten zugestanden gegen ein doch am Ende rein formelles Approbations(Bestätigungs)-Recht des päpstlichen Stuhles.

Pius selbst gestand in München ganz offen, daß seine Reise den erwarteten Erfolg nicht gehabt habe, sprach aber sonst mit der größten Achtung und Anerkennung vom Kaiser; versicherte auch dem Consistorium in Rom, welches in der Vergeblichkeit dieses ungewöhnlichen Schrittes eine Demüthigung und Herabsetzung des päpstlichen Ansehens erblicken wollte, lebhaft: „Dieser Fürst (Kaiser Josef) hat einen großen Fond von Religion; er hat mich versichert und hat es mir auch bewiesen, daß er der beste Katholik auf Erden ist. Seine Rathgeber haben nach dem Tode seiner ehrwürdigen Mutter ihn irre geleitet.“

Josef aber schrieb an seine Schwester Maria Christina: „Was die Fragen anbelangt, welche die Kirche und das Reich betreffen, glaube ich, daß wir Beide bei unseren Ansichten bleiben werden; Jeder verdient damit das Brot, das er ißt. Er vertheidigt die Autorität der Kirche selbst in ihren Uebergriffen und ich nehme die Rechte des Staates, dem ich diene, wieder auf. Wir sind persönliche Freunde, handeln aus verschiedenen Motiven, streben aber nichtsdestoweniger Beide zum selben Ziel: zum Wachsthum der Religion, zur Belehrung der Völker, er durch Worte, ich durch Thaten."

Vor der Abreise des Papstes machte ihm der Kaiser ein Brillantkreuz im Werthe von 200.000 Gulden zum Geschenk und zeigte sich auch gegen dessen Gefolge von wahrhaft kaiserlicher Freigebigkeit. Die beiden assistirenden Prälaten erhielten jeder einen kostbaren Ring, eine goldene Dose und eine schwere goldene Medaille mit dem Brustbilde des Kaisers; ebenso bekamen die Personen der übrigen Begleitung je nach dem Range Pretiosen oder auch Geldgeschenke. In gleicher, jedoch minder zahlreicher Weise bedachte Pius die ihm beigegebenen Cavaliere und auch die Dienerschaft.

Bei der Abreise am 22. April begleitete der Kaiser den ehrwürdigen Gast bis Mariabrunn, wo sie sich in der Vorhalle der Kirche in zärtlichster Weise verabschiedeten. Noch heute verkündet dies eine vom Hofbaumeister Görl aufgestellte Marmortafel über dem Hauptthore der Kirche.

Kaiser Josef schrieb nach der Abreise des Papstes an die Kaiserin Katharina II. von Rußland: „Der Papst hat nichts wesentliches erhalten. Ich habe übrigens gesucht, ein Mittel zu seiner Behandlung zu finden, um jeden Eclat und jede Uneinigkeit zu vermeiden. Er war selbst genöthigt, mir ein öffentliches und schriftliches Zeugniß auszustellen über den soliden Stand, in dem er meine Religion und die meiner Völker gefunden hat. Ich möchte nichtsdestoweniger aufrichtig Eurer kaiserlichen Majestät gestehen, daß bei den drei Stunden täglich, die ich regelmäßig zubrachte, um mit ihm über Theologie zu raisonniren, und über Dinge, wo Einer dem Andern oft Worte sagte, ohne sie zu verstehen, es geschah, daß wir oft stumm blieben und uns ansahen, als wollten wir uns sagen, daß wir Einer wie der Andere nichts davon verstehen. Aber das war langweilig und odios."

Pius setzte seine Rückreise, auf welcher er wieder bis zur Landesgrenze vom Grafen Cobenzl begleitet wurde, über München fort, scheint jedoch in Rom nicht allzu freudig empfangen worden zu sein. Die Verstimmung über den Mißerfolg ging so weit, daß ihm ein Blatt auf sein Betpult gelegt wurde, auf welchem stand: „Was Gregor VII., der größte Priester, gestiftet hat, das hat Pius VI., der kleinste aller Priester, wieder zerstört"; worunter jedoch Pius schrieb: „Christi Reich ist nicht von dieser Welt; Er, der himmlische Kronen austheilt, raubt die irdischen nicht. Laßt uns dem Kaiser geben, was dem Kaiser, und Gott, was Gott gebührt!"

Es gelangte späterhin ein ziemlich scharfer Brief voll Vorwürfe und der Androhung des Bannes an den Kaiser, welcher ihn aber erbrochen an den Papst sandte, mit der Bemerkung: „dieser angebliche Brief Seiner Heiligkeit müsse nothwendig von einem Menschen herrühren, der die zum wechselseitigen Vortheile abzielende Eintracht zu stören suche und daß er von der Gerechtigkeitsliebe des Papstes erwarte, daß derselbe sogleich nach dem Urheber dieser beleidigenden Schrift forschen und demselben die verdiente Strafe zukommen lassen werde."

Bei der ersten Besetzung eines mailändischen Bischofssitzes kam es sofort zum Conflict. Da der Papst sich weigerte, den zum Erzbischof von Mailand

ernannten Cardinal Anton Eugen Visconti anzuerkennen, und Kaunitz darauf drohte, nach den altkanonischen Gebräuchen die Einsetzung durch eine

Kaiser Josef's Abenteuer im Gatterhölzel. (Seite 854.)

Versammlung der übrigen Bischöfe mit gänzlicher Umgehung des Papstes vornehmen zu lassen, schien ein förmlicher Bruch unvermeidlich; — da faßte Josef plötzlich den unerwarteten Entschluß, dem Papste einen Gegenbesuch zu machen.

Am 6. December 1783 reiste Josef von Wien ab und schon am 23. desselben Monats kam er in Rom an, wo er, nach seinen eigenen Worten, „unerwartet wie eine Bombe" wirkte. Die Mißhelligkeiten wurden beigelegt und mit dem päpstlichen Stuhle eine Convention (Uebereinkommen, Vertrag) abgeschlossen, worin dem Kaiser die Ernennung der Bischöfe als natürliches Recht der Souveränetät zugestanden wurde.

Zum französischen Gesandten, Cardinal Bernis, äußerte sich Josef: „Ich halte etwas auf Pius, er ist ein guter Mann; er wird oft hitzig, manchmal gar böse; ich lasse ihn machen, behalte mein kaltes Blut und meinen Entschluß. Wie gesagt, im Grunde ist der Papst ein sehr guter Mann, er hat Verstand, aber er weiß nicht, daß die Zeiten sich geändert haben." — Pius sagte dagegen vom Kaiser, von dessen Persönlichkeit er sehr eingenommen war: „Beredter und geistvoller als der Kaiser ist Niemand. Mit einem Worte, der Kaiser sagt Alles, was er will, aber nicht immer Alles, was er denkt." Auch beim Volke in Rom war Josef durch seine Leutseligkeit, Freigebigkeit und sein einfaches Auftreten sehr beliebt, und es empfing ihn oft mit dem Rufe: „Viva il nostro Imperatore!" (Es lebe unser Kaiser!) Am 21. Januar 1784 verließ Josef II. Rom und erreichte nach einer beschwerlichen Reise wieder am 30. März Wien.

Die Beziehungen zum päpstlichen Stuhle konnten, wo so große Gegensätze walteten, nicht leicht ungetrübt bleiben, und es ist auch nicht zu verkennen, daß in manchen Punkten von Seite des Kaisers und seiner Behörden mit eigensinniger und verletzender Hast vorgegangen wurde, obwohl Kaunitz, Hatzfeld und der Oberstkanzler Graf Blümegen zu Mäßigung und Besonnenheit riethen.

Namentlich die Frage der Diöcesan-Regulirung war vielfältig Anlaß zu Conflicten, nicht blos mit dem päpstlichen Stuhle, sondern auch mit den davon berührten oberösterreichischen Kirchenfürsten, welche, wie jene zu Salzburg und Passau, zugleich deutsche Reichsstände waren. Erst nach langwierigen Verhandlungen wurden die neu errichteten Bisthümer Linz und St. Pölten vom Papste bestätigt, ebenso stieß die Erhebung von Laibach zum Erzbisthum statt Görz auf heftigen Widerspruch, welch' letztere Maßregel jedoch von Josef's Nachfolgern wieder aufgehoben wurde.

Eine gewisse kleinliche Leidenschaftlichkeit und Erbitterung läßt sich manchmal in den Handlungen des Kaisers nicht verkennen. Als z. B. der Bischof von Triest, Franz Philipp Graf von Inzaghi, im Jahre 1785 um die Erlaubniß zu einer Reise ansuchte, um „an der Schwelle der Apostel" über den Zustand seiner Diöcese in spiritualibus (in geistlichen Angelegenheiten) zu berichten, gerieth man über dieses ganz und gar nicht ungewöhnliche Verlangen im Staatsrathe außer sich, und der Kaiser beschied den Bischof am 29. April, er möge doch „statt der Schwelle der Apostel" die seiner eigenen Diöcese fleißiger besuchen, daran werde der heilige Petrus größeres Wohlgefallen haben, als an einer kahlen Visite.

Unterdessen war mit 26. Juli 1782 eine geistliche Hofcommission für die deutschen und ungarischen Erbländer eingerichtet worden und Staatsrath Franz Karl Freiherr Kressel von Gualtenberg (geb. 1720, gest. als Hofkanzler 1801) zum Präsidenten derselben ernannt, welchen ein neuer Chronist „als eben so kenntnißreichen, wie vorurtheilsfreien und genialen Mann" kennzeichnet. Der Wirkungskreis dieser Commission war ein so umfassender, daß

wir aus den 46 Punkten nur die hervorragendsten anführen. Dieser Behörde war vorzugsweise zugewiesen:

1. Bestimmung und Ausarbeitung der Gesetze in publico-ecclesiasticis (kirchliche Bekanntmachungen). — 3. Aufhebung, Zertheilung und Errichtung der Bisthümer. — 4. Trennung der Diöcesen ausländischer Ordinariate. — 5. Aller Verkehr in geistlichen Dingen mit Rom. — 8. Publication der den Clerus betreffenden landesfürstlichen Gesetze. — 9. Reservationen (Ausbedingungen) oder andere Forderungen des päpstlichen Stuhles. — 10. Was die Exemption (Befreiung) von der bischöflichen Gewalt betrifft. — 15. Ehedispensen. — 18. Die Religionscasse und die vom Clerus zu leistenden Beiträge hierzu. — 19. Aufhebung von Klöstern und Erhaltung des Vermögensstandes der bestehenden. — 21. Alles was für das Placetum regium einlangt. — 31. Innere Disciplin des Regular-Clerus, Beurtheilung der Einrichtung der Kloster-Institute und der Statuten der Provincial-Capitel. — 38. Einrichtung und Erhaltung der Priesterhäuser. — 40. Wahl und Ernennung der Bischöfe und Coadjutoren. — 44. Bestimmung der Personenzahl in Klöstern. — 46. Prüfung der Ordensgeistlichen und deren Anstellung.

Schon diese theilweise Aufzählung der Wirksamkeit, welche man der neuen Behörde zuwies, läßt den Keim zu unzähligen Streitigkeiten erkennen, da dadurch Dinge einer rein beamtlichen Beurtheilung und Entscheidung unterworfen wurden, welche einer solchen nach ihrem Wesen und den Gepflogenheiten der katholischen Kirche widerstrebten.

Eine Reihe minder wichtiger Verordnungen erwähnen wir kurz, wie die vom Juli 1782, in welcher die Sammlungen durch fremde Ordensleute und Geistliche verboten wurden; vom 8. October 1782, daß die Veräußerung beweglichen und unbeweglichen Kirchengutes an die Bewilligung der Landesstelle gebunden wurde; jene vom 21. October 1783, nach welcher Niemand Canonicus (Domherr) werden solle, wenn er nicht durch zehn Jahre in cura animarum (in der Seelsorge) gestanden und vorzügliche Dienste geleistet habe.

Bei der Regelung der Diöcesen wurde zugleich eine Vermehrung der Pfarreien vorgenommen; so wurden z. B. in Niederösterreich 97 Pfarren und 134 Localcaplaneien errichtet, in Böhmen 108 Pfarreien und 481 Localcaplaneien, kurz, es trat ein großes Bedürfniß an Kräften für die Seelsorge ein, welchem man jetzt kaum entsprechen konnte, wo doch die vielen Ex-Regularen zur Verfügung standen, welches aber für die Zukunft, da sich die Zahl der dem geistlichen Stande Widmenden stets abnahm, die größten Verlegenheiten in Aussicht stellte.

Von den verschiedensten Seiten kamen Vorschläge zu einer Abhilfe. Der Kaiser selbst ordnete am 5. August 1784 an, daß sämmtliche Mönche für die Seelsorge zu verwenden und behufs Enthebung von derselben beigebrachte Krankheitszeugnisse auf das eingehendste zu prüfen sind. Von geistlicher Seite wurde auf die Entwürdigung des geistlichen Standes und dessen schlechte pekuniäre Lage hingewiesen und die Erleichterung der Studien, namentlich Aufhebung des Unterrichtsgeldes an den Gymnasien verlangt.

Diesem Vorschlag widersetzte sich jedoch die Studien-Hofcommission, welche davon eine Beeinträchtigung der Qualität der Individuen(?!) fürchtete und meinte, das rationellste Mittel läge — in der Aufhebung des Cölibats, durch welches der Seelsorger „vom allgemeinen Glücke der Menschheit" ausgeschlossen sei. Damit war aber weder die Hofkanzlei, noch der Kaiser selbst einverstanden, welch' Letzterer mit Entschließung vom 1. Januar 1787 die

angehenden Theologen und überhaupt alle talentirten und fleißigen Studenten vom Unterrichtsgelde befreite und beisetzte: „Wenn alle Stricke reißen, werden zur Ergänzung des Clerus andere Mittel zu ergreifen sein, aber gewiß wird hierzu die Aufhebung des Cölibats nicht gehören, weil Geist und Materie (Stoff) nur unendlich selten in der so billigen Austheilung der Gnade des Schöpfers sich in einer gleichen Wirksamkeit mitsammen bei dem nämlichen Individuum darstellen."

Es läßt sich nicht verkennen, daß Josef dieser Frage gegenüber rathlos war, und daher verfiel er auf die widersprechendsten Ideen. So erließ er, als 1787 sich blos für Mähren ein Abgang von nahezu zweihundert Priestern herausstellte, eine Verordnung, nach welcher die Bischöfe und Klöster jeder Diöcese verpflichtet werden sollten, für die Deckung des Bedarfes an Seelsorgern vorzusehen — mit welchen Mitteln wurde jedoch nicht gesagt, und als in Lemberg der Gubernialrath Josef Graf O'Donell (geb. 1756, gest. als Präsident der Hofkammer in Wien 1810) den Kaiser aufmerksam machte, daß der Mangel an jungen Leuten, welche sich den theologischen Studien widmen würden, immer fühlbarer werden dürfte, erwiderte der Kaiser: „Da ist bald geholfen, ich werde sie dann ausheben lassen wie zum Militär."

Aber das waren nur vom Augenblicke eingegebene Ueberschläge, mit welchen man wohl eine unliebsame Frage abfertigen konnte, aber dem Uebel nicht wirklich steuerte. Im Jahre 1788 wurde daher von allen solchen Zwangsmaßregeln abgesehen und die geistliche Hofcommission in ziemlich ungnädiger Weise darauf hingewiesen, daß es ihre Sache sei, durch entsprechende Einrichtung des theologischen Unterrichts Fürsorge für den Nachwuchs an Priestern zu treffen. Dieser Erlaß beginnt mit den Sätzen:

„Es ist zu bedauern und ich habe es schon oft erinnert, daß sich die geistliche Commission mit so unnützen und unbedeutenden scholastischen (schulgelehrten) Fragen abgiebt und Anstände, Zweifel bei Geistlichen und Weltlichen erregt, Gewissensängsten und viele Rederei verursacht, während die Sache nicht einen Heller für die Religion, noch den Staat werth ist. Ob ein Ablaß für die armen Seelen im Fegfeuer applicirt werden kann oder nicht, dieses kann kein Mensch sicher wissen, und schadet es auch keinem, zu glauben oder nicht zu glauben, ob dieser Wechsel im Himmel acceptirt oder protestirt wird; ich will also dieses Unwesen auf einmal aufheben und soll sich die geistliche Commission mit keinen in dergleichen mystische (geheimsinnige) Sachen einschlagenden Verordnungen mehr einzulassen gelüsten. Was aber wesentlich ist, besteht in dem, daß man sich mit dem Unterricht der Geistlichkeit und mit hinlänglicher Versehung derselben beschäftige."

Wo das Uebel wirklich lag, sah der Kaiser nicht ein, gewiß nur im allzu großen Vertrauen auf die scheinbar theoretische Richtigkeit einer Maßregel, die sich praktisch nach keiner Richtung bewährte. Josef hielt nämlich an der Einführung von General-Seminarien mit einer ihm sonst fremden Hartnäckigkeit fest, welche zu den unangenehmsten Vorkommnissen führte, da auch meist die Personenwahl keine glückliche war. Dieselbe gab auch den ersten Anstoß zum Verluste der österreichischen Niederlande.

Schon im Jahre 1782 wurde die Frage der Aufhebung der sogenannten Klosterstudien, das ist der in einzelnen Klöstern bestehenden Lehranstalten, erörtert, und der Abt von Braunau, Franz Stefan Rautenstrauch (geb. 1734, gest. 1785), erhielt als Director der theologischen Studien den Auftrag, Vorschläge über die künftige Einrichtung der theologischen Studien auszuarbeiten. Die hierüber von diesem kenntnißreichen, aber im starrsten Gelehrtenthum und im Verharren auf besonderen Begriffen befangenen Manne

vorgelegten Entwürfe empfahlen die Aufhebung aller bisher bestandenen theologischen Lehranstalten, dagegen die Errichtung von sieben General-Seminarien (Wien, Prag, Olmütz, Lemberg, Graz, Innsbruck und Freiburg), in welchen nach einem gemeinsamen Lehrplane die Erziehung aller sich dem geistlichen Stande widmenden Personen geschehen sollte. Die Erhaltungskosten sollten von den Bischöfen, den Orden oder vom Studirenden selbst bestritten werden, der Staat nur für die allgemeinen Verwaltungs-Auslagen sorgen, und erst später wurde gestattet, daß für Mittellose der Religionsfonds das Kostgeld bestreiten dürfe.

Im Staatsrathe fanden nun wohl die Klosterschulen außer von Seite des Grafen Karl Friedrich von Hatzfeld (geb. 1718, gest. als Hofkammer-Präsident 1793) und des Freiherrn Karl Anton von Martini (geb. 1726, gest. als Vicepräsident der Obersten Justizstelle 1800) keine Fürsprecher, und selbst diese Beiden betonten meist den ökonomischen Standpunkt; aber auch die General-Seminarien stießen auf Widerstand. Als Präsident der geistlichen Hofcommission sprach sich Baron Kressel nachdrücklichst gegen dieselben aus; er könne in denselben nur Pflanzstätten des verderblichsten Kastengeistes sehen, man möge doch den Studirenden seine theologischen Studien in voller Freiheit machen lassen und ihn nicht schon vor der bestimmten Standeswahl vom Leben absperren; man nöthige den Geistern eine Einförmigkeit auf, die nur schädlich wirken könne. Diesem Ausspruch schloß sich auch Kaunitz an und Martini wies gleichfalls auf die Eintönigkeit hin, welche durch solche große „Drill-Institute" eingeführt würde, unter deren Druck edlere Naturen nur leiden könnten. Was man an den Klosterschulen tadle, werde in Rautenstrauch's Entwurf noch gestärkt, welcher viel zu viel an steifer Disciplin klebe.

Der Kaiser hielt jedoch an der Idee fest und entschied am 17. August 1783: „Wer nicht die Güte der General-Seminarien erkennt, der sieht entweder die Gleichförmigkeit der Lehre oder die Sittenbildung der Geistlichkeit nicht als höchst wichtig an. Das erste thun die Bischöfe, das letztere scheint die Gesinnung der jetzt herrschenden menschenliebende Modesprachen zu sein."

So wurden denn die General-Seminarien in Thätigkeit gesetzt. Aber — nicht allein, daß sich sehr wenige junge Leute den geistlichen Studien in denselben widmeten, auch die übrigen vorhergesagten üblen Folgen traten bald ein und es zeigte sich nur zu deutlich, daß in solch' heiklen Fragen die scheinbar theoretische Unanfechtbarkeit keine Gewähr für den praktischen Erfolg sei.

Dazu kam noch, daß die neuen Institute durch vielfache Fehler und Mißgriffe in der Besetzung des Leitungs- und Lehrpersonals arg in Mißcredit gebracht wurden. So weit der Einfluß der meisten Bischöfe reichte, welche dem neuen Institute fast durchaus abhold waren, bewarb sich kaum ein Priester um eine solche Stelle; man war daher gezwungen, auf Individuen zu greifen, die sich eben in solchen Zeiten gerne entwickeln, welche zwar gewöhnlich begabt, aber excentrisch unzufrieden, oft auch von Moralbegriffen sind, wie sie für Leiter solcher Anstalten durchaus nicht passen.

So mußte der frühere Gesandtschaftsprediger in Berlin, Balthasar Blarer, ein gelehrter, aber überspannter, unerträglicher Mensch von großem Phrasenreichthum, wegen Renitenz gegen den Bischof von Olmütz entfernt werden, wurde aber in gleicher Eigenschaft als Leiter des Priesterhauses nach Wien berufen. Auch hier gerieth er wegen seiner Weigerung, täglich Messe zu lesen, und wegen öffentlichem Tadel gegen seine Vorgesetzten in Conflicte und bat selbst um seine Entlassung.

Noch schlimmer stand es an anderen Orten, z. B. in Olmütz nach Blarer's Abgang, wohin 1785 und 1787 eigene Untersuchungs-Commissionen entsendet und alle leitenden Personen wiederholt gewechselt werden mußten; oder in Inns-

bruck, wo über den Director des General-Seminars, Albertini, so eigenthümliche Beschwerden vorgebracht wurden, daß Josef in einem eigenen Handbillete vom 16. November 1783 die Ueberwachung und eindringlichste Verwarnung „dieses Individuums" anordnet, von welchem es „sehr befremdlich ist, daß ihn die Landesstelle primo loco (am ersten Platze) habe in Vorschlag bringen können".

Ein anderer Lehrer der Pastoral-Theologie in Tirol, Johann Kolle, forderte seine Schüler durch Worte und Beispiel zu öffentlicher Uebertretung des Fastengebots auf, besuchte mit ihnen Gasthäuser an Freitagen und erklärte ihnen, daß die Unzucht nicht straffällig, sondern erlaubt und nothwendig sei.

Es braucht da wohl nicht erst betont zu werden, daß Josef solche Ausschweifungen strengstens mißbilligte und bestrafte, wenn er zu deren Kenntniß gelangte; aber Vieles erfuhr er nicht, gegen manche Nachricht hatte er Mißtrauen, weil er glaubte, sie sei übertrieben und nur aus Abneigung gegen das Institut der General-Seminare eingegeben. An diesen hielt er jedoch unverbrüchlich fest und wollte nicht zugeben, daß diese rein formale, bureaukratische Handhabung eines Studienzweiges nach allen Richtungen schädlich sei.

Josef ließ sich überhaupt öfters, von einem vermeintlich richtigen Grundsatze ausgehend, in Verfolgung desselben zu Schritten und Maßregeln hinreißen, mit welchen er kaum durchdringen konnte, und rief durch solche übertriebene Anforderungen Widerstand hervor, welcher sich dann auch auf das Begründete und Zweckmäßige erstreckte. Ein ganz besonders schlagendes Beispiel hierfür ist sein Vorgehen in der Begräbnißangelegenheit.

Die Verordnung vom 2. März 1782 war in ihrem ersten Theile nothwendig und unbedingt nützlich, denn sie befiehlt die Anlegung von Friedhöfen vor den Linien, die Auflassung der zahlreichen bei Kirchen der Stadt und Vorstädte befindlichen Gottesäcker und verbietet weiter die Begräbnisse in Kirchen und deren Grüften. Schon der weitere Theil aber war nicht nur vollkommen überflüssig, sondern auch für das Gefühl der Massen verletzend. Es wurde nämlich angeordnet, daß, um nicht zu viel Raum bei den Friedhöfen zu brauchen und die Verwesung zu befördern, die Leichname mit Kalk zu bestreuen seien. Die Form der Särge wurde mit Rücksicht auf möglichste Holzersparniß in einer Verordnung vom Januar 1784 festgesetzt und den Tischlern verboten, dieselben aus anderem, als aus weichem Holze herzustellen.

Im September desselben Jahres wurde jedoch der Gipfel der Verkehrtheit durch eine Begräbnißordnung erreicht, laut welcher die Leichname nur in ein Tuch oder leinenen Sack genäht werden durften und mit Kalk zu bestreuen waren. In jeder Pfarre sei ein gemeinschaftlicher Sarg zu halten und es bleibe auch Jedermann frei, einen eigenen benützen zu lassen, jedoch dürfe die Leiche nicht mit demselben in die Erde gelegt werden.

Derlei, gelinde gesagt, kleinliche und neckende Verfügungen setzten eine „philosophische" Höhe der Anschauung bei dem Volke voraus, welche dasselbe nicht hatte, kaum je haben wird und von welcher es höchst fraglich bleibt, ob sie gerade wünschenswerth wäre. Ein Sturm von Entrüstung erhob sich gegen diese Maßregeln; Auswanderungen kamen aus diesem Anlaß vor und sogar zu offenen Aufständen führte dieselbe, zu deren Unterdrückung militärische Hilfe nöthig war.

In einer Flugschrift der damaligen Zeit heißt es: „Die Edlen im Volke wünschen, Kaiser Josef möge überhaupt mit minder schädlichen Fehlern und Schwachheiten der Menschen etwas mehr Nachsicht haben. Unter diese Schwachheiten gehört die Abneigung, sich in Säcke einnähen und dann durcheinander in eine Kalkgrube schleudern zu lassen. Dem Philosophen gilt es freilich gleichviel, ob er hie oder da verwese, aber alle Menschen sind nicht Philosophen." Am Schlusse heißt es: „Ist endlich die Abneigung vor der jetzigen Begräbnißart

dem Volke übel zu nehmen, da es sieht, daß die Großen ihre besonderen Begräbnißstätten haben, und daß selbst der große Kaiser, der sich lebend so gerne unter sein Volk mischt, einst nicht bei seinem Volke ruhen werde?"

Der Kaiser war endlich genöthigt, diese Maßregel fallen zu lassen, that es aber in einer bitteren, wohl menschlich begreiflichen, aber neuerdings die Pietät verletzenden überflüssigen Weise. Das Handbillet vom 23. Januar 1785 an den Grafen Kolowrat lautete nämlich: „Da ich sehe und täglich erfahre, daß die Begriffe der lebenden Leute noch so materialistisch (am Stoff hängend) sind, daß sie einen unendlichen Preis darauf setzen, daß ihr Körper langsamer faule und länger ein stinkendes Aas bleibe, so ist mir wenig daran gelegen, wie sich die Leute wollen begraben lassen, und werden Sie also durchaus erklären, daß, nachdem ich die vernünftigen Ursachen, die Nutzbarkeit und Möglichkeit dieser Art Begräbniß gezeigt hatte, ich keinen Menschen, der nicht davon überzeugt ist, zwingen will, vernünftig zu sein, und daß also ein Jeder, was die Truhe anbelangt, frei thun kann, was er für seinen todten Körper im voraus für das angenehmste hält." (Vom General Petrasch, dem einzigen Anhänger der Theorie des Kaisers, wurde diesbezüglich Seite 532 bereits gesprochen.)

Auch eine große Zahl anderer, in die Details des Cultus und der gottesdienstlichen Handlungen eingreifender Maßregeln wurde getroffen. Im Jahre 1784 erfolgte der Befehl, daß alle Statuen und plastischen Bildwerke in den Kirchen des Schmuckes und der Anzüge zu entledigen sind und künftighin derlei Beiwerk nur aus dem Materiale bestehen dürfe, aus welchem die Statuen selbst sind. Im Mai 1784 wurde angeordnet, daß die Prozessionen nur unter Führung eines ordentlichen Seelsorgers stattfinden dürfen; an allen öffentlichen Orten wurde das Besprechen und Bekritteln von Religionssachen verboten; die Verordnung, daß die Wirthe in Wien an Fasttagen einen besonderen Tisch für Fastenspeisen halten mußten, wurde aufgehoben; endlich wurde auch ein Versuch mit der Einführung deutscher Kirchengesänge gemacht.

Die Verordnung wegen des Schmuckes der Statuen wurde im Juli 1784 erneuert und dabei auch die Aussetzung von Reliquien verboten, bei welchem Anlasse Martini im Staatsrathe die Bemerkung machte, „daß ihm auch die Katholiken Anspruch auf Toleranz zu haben schienen". (Wäre auch heute bei manchen Vorkommnissen in der Oeffentlichkeit eine sehr zutreffende Bemerkung.) Die geistlichen Visitationen wurden durch ein Decret vom November 1784 beschränkt, um die den Pfarrern dadurch zufallenden Kosten zu ermäßigen. Eine Verordnung vom December des gleichen Jahres bestimmte, daß die Wahlen der Klostervorsteher alle drei Jahre stattfinden sollen.

Am 2. April 1785 wurde die Begleitung der Leichen durch einen Priester bis zur Grabstätte untersagt; dieselben seien nach der Einsegnung von der Kirche weg ohne weiteres Gepränge und Begleitung durch die Träger auf den Friedhof zu schaffen. Zur gleichen Zeit erschien eine Verordnung, welche sich mit den Klingelbeuteln, Opfergängen und Opferstöcken befaßte. Am 3. Mai 1786 wurden die „schwelgerischen Mahle und Gastereien" bei Primitien (Erstlingsmessen), Leichenbegängnissen und anderen religiösen Anlässen untersagt und zugleich den Seelsorgern die Haltung eines Wirthshauses gänzlich verboten.

Unmittelbar darauf folgte ein Verbot des Wetterläutens und Schießens und im October 1786 wurde das Chorsingen der Klostergeistlichen eingeschränkt, um denselben „mehr Zeit zu nützlicher wissenschaftlicher Thätigkeit zu lassen". Im gleichen Monat wurden die verschiedenen Kirch-

weihfeste aufgehoben und der sogenannte „Allerwelts-Kirchtag" auf den dritten Sonntag im Monat October festgesetzt. Ein Erlaß vom Jahre 1787 setzte die Zahl der Messen fest, welche in jeder Kirche gelesen werden dürfen. (!!)

Es wäre unbillig, nicht anzuerkennen, daß bei manchen dieser Maßnahmen eine gesunde Idee zugrunde liegt; es ist nur die Frage, ob diese vielfältig gegen den Gebrauch und liebgewordene Sitten verstoßenden, oft gar nicht in die Competenz des Staates gehörenden Verordnungen so wichtig waren, um sie nacheinander so plötzlich und manchmal mit fast absichtlicher Rücksichtslosigkeit in das Leben zu rufen. Daß der Kaiser, wenn er diese Verordnungen genehmigte, nur an eine Veredlung und Reinigung des Cultus von mancherlei Mißbräuchen dachte und nie die Absicht einer Schädigung der Religion mit seinen Reformen verband, könnte nur von absichtlich Uebelwollenden geläugnet werden.

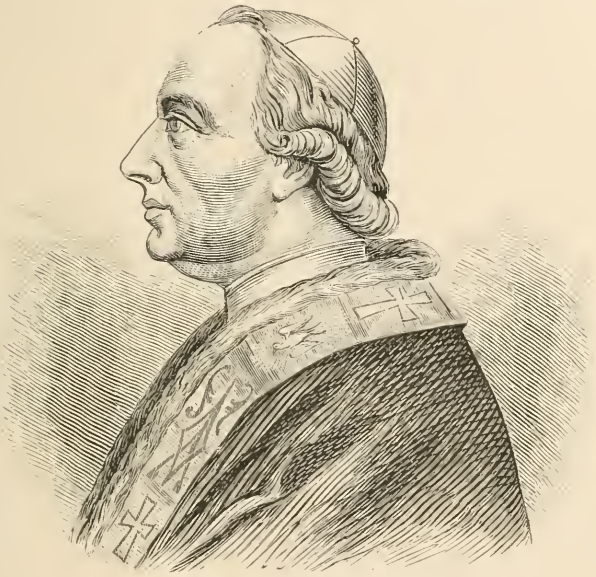
Cardinal-Erzbischof Migazzi. (Seite 877 u. f.)

Jene Verordnung vom Mai 1784 über das Besprechen von Religionssätzen an öffentlichen Orten, wurde durch eine weitere vom Jahre 1786 noch dahin verschärft, daß Personen, welche öffentlich über das Wesentliche der Religion spotten, als verrückt anzusehen und in den Narrenthurm zu sperren seien. Ein Adeliger in Tirol, welcher den Pfarrer in der Kirche mit seinem Stock durchprügelte, weil derselbe sich geweigert hatte, ihn mit Weihrauch zu beräuchern, wurde auf Befehl des Kaisers für drei Jahre in das Irrenhaus abgegeben.

Wie gesagt, der Kaiser hatte sich wohl in solchen Dingen manchmal mehr als räthlich dem Einflusse einzelner seiner Rathgeber überlassen, welche gerade nicht von bösen Absichten beseelt zu sein brauchten, aber die Dinge in einer gewissen Trugweisheit und schablonenhaften Weise beurtheilten, über welcher ihnen das Verständniß für die Bedingungen thatsächlichen Lebens verloren ging.

In dieser Beziehung erscheint eine vom Cardinal-Erzbischof von Gran, Josef Graf Batthyany (geb. 1727, gest. 1799), im Namen der ungarischen Bischöfe unterbreitete Vorstellung nicht ohne Bedeutung, umsomehr, da nach der Anwesenheit des Papstes der Kaiser diesen Kirchenfürsten in einem äußerst schmeichelhaften Schreiben wegen seines klugen patriotischen Vorgehens belobt hatte.

Der Erzbischof sagte: „Es fiele ihm nicht bei, Seiner Majestät den Vorwurf zu machen, als maßten sich Dieselbe eine Gewalt über die Kirche an, sehe sich aber gleichwohl genöthigt, in tiefster Unterthänigkeit zu erinnern, daß die neuen kaiserlichen Anordnungen in Kirchensachen die Grenzen der blos politischen Gewalt überschreiten, wenn sie im Uebrigen auch mit dem Beifalle und auf den Rath geistlicher Personen getroffen worden seien, die Seine Majestät vielleicht mehr aus Schmeichelei, als aus Liebe zur Sache gedient haben."



Papst Pius VI. (Seite 885.)

Hierauf erwiderte Josef: „Er habe die Verordnungen in Kirchensachen nach reiflicher Ueberlegung und auf Anrathen mehrerer frommer und weiser Männer des geistlichen Standes erlassen. Fern sei von ihm der Gedanke, dem Gewissen seiner Unterthanen Zwang anzuthun, daher räume er Jedem, der in Betreff dieser Verordnungen sein Gewissen nicht beschwichtigen kann, die Freiheit ein, seinem Amte zu entsagen und auszuwandern."

Die Regelung der Unterthanen-Verhältnisse.

Auch in Beziehung auf die Regelung der Unterthanen-Verhältnisse hatte schon Maria Theresia das schöne Werk begonnen, durch welches aus dem größten Theile der Bewohner der Monarchie erst wirkliche

Unterthanen des Staates und frei über sich und ihr Eigenthum bestimmende Menschen wurden.

Die Kaiserin scheint freilich auch in dieser Richtung in ihren letzten Lebensjahren von Zweifeln befallen worden zu sein und klagt in einem Briefe vom December 1775: „Unter vielen Generalsätzen, die alle mir gar zu reell sind, sind doch die drei wichtigsten: freies Religions-Exercitium, welches keinem katholischen Fürsten erlaubt ist, ohne schwere Verantwortung einzuführen; Zernichtung der jetzigen Großen unter dem speciosen (täuschenden) Vorwand, den mehreren Theil zu conserviren, wovon weder die Noth noch die Billigkeit einsehe; die so oft repetirende Freiheit in Allem, so mich mehr besorgen als hoffen macht."

Aber der Zug der Zeit war auch hier mächtiger als persönliche Sympathien, und wie das Gebot der Staatsnothwendigkeit die Kaiserin zwang, die Gewalt der Kirche einzuschränken, so konnte sie auch nicht umhin, zuerst Bresche in das Gefüge des alten Feudal-Systems (Lehnsverfassung) zu legen. Sagte doch auch der Vater des Königs Friedrich II., der stramme und gewiß von allen freiheitlichen Ideen vollkommen unbeeinflußte Friedrich Wilhelm I., es sei seine Aufgabe und der Zweck seiner Maßregeln ginge dahin, „die Junkers und ihre Autorität zu ruiniren".

Man braucht sich nur die damalige Lage der bäuerlichen Classe zu vergegenwärtigen, um einzusehen, daß Reformen in dieser Richtung unabweisbar waren. Der Staat, die Regierung und der Monarch existirten für den Bauer nicht. Er war in einzelnen Provinzen (Böhmen, Mähren, Krain, Ungarn und Siebenbürgen) durch die Leibeigenschaft nicht blos eine Art Besitztheil des Grundherrn, sondern überall durch die auf dem Grunde lastenden Rechte der letzteren vollkommen von demselben abhängig. In keiner Weise kam er mit dem Staate als solchen in Berührung, denn die Justizpflege, Verwaltung, Steuerregulirung lag in den Händen der Feudalherren (oberen Eigenthums- oder Lehnsherren), welche die einzige Classe von Staatsbürgern bildeten, die sich nebst den möglichst leicht gemachten Pflichten auch oft trotzig behaupteter Rechte erfreuten.

Solche Zustände konnten nicht mehr bestehen, und wenn sich Maria Theresia in den späteren Jahren nur zögernd und widerwillig zu den nöthigen Maßregeln entschloß, so griff Josef energisch ein, indem er, das Werk seiner Mutter krönend, die Besitzverhältnisse sicher stellte und ein freies bäuerliches Eigenthum schuf.

Josef, welcher stets für möglichste Schonung und mindestens theilweise Entschädigung bei Auflösung bestehender Besitzrechte war, richtete in dieser Angelegenheit mehrere Erlässe an die böhmisch-österreichische Hofkanzlei. So schrieb er am 23. April 1781: „Daß die allgemeine Aufhebung der Leibeigenschaft in den böhmischen Landen und die Einführung einer gemäßigten, nach dem Beispiele der österreichischen Lande eingerichteten Unterthänigkeit auf die Verbesserung der dortlandigen Cultur und Industrie den nützlichsten Einfluß nehmen würde, daß auch die Vernunft und Menschenliebe selbst für die Abänderung das Wort sprechen, kann nach reifer Ueberlegung nicht wohl mehr einem gegründeten Widerspruch unterliegen." Er schließt mit den Worten: „Es gehet jedoch meine Gesinnung immer dahin, jeden Güterbesitzer bei seinen billigen Einkünften, so weit als es nur die allgemeine Wohlfahrt des Staates zuläßt, zu schützen."

Von größtem Einfluß auf die gesetzliche Stellung der Unterthanen zu den Herrschaften waren die beiden am 1. September 1781 erflossenen Patente, von welchen das wichtigere, sogenanntes Unterthanen-Patent, das Verfahren

bei Beschwerden der Unterthanen und in civilrechtlichen Streitigkeiten feststellt, während das zweite, sogenanntes Straf-Patent, die Rechte der Herrschaften theils einschränkte, theils deren Ausübung der Controle der Staatsverwaltung unterwarf.

In ersterem Gesetze wird dem Unterthan das Recht zugewendet, sich mit Beschwerden, welche von seiner herrschaftlichen Obrigkeit entweder gar nicht oder in einer ihn bedrückenden Weise erledigt würden, an das Kreisamt zu wenden, welches ihm behufs Feststellung des thatsächlichen Verhältnisses, weiterer Instruirung und Beibringung der Belege behilflich zu sein und dann nach vollständiger Aufhellung des Falles die Entscheidung zu treffen hat. Giebt sich einer der beiden Theile mit dem Spruche des Kreisamtes nicht zufrieden, so sind sämmtliche Akten an die Landesstelle zur Entscheidung zu leiten. Bei jenen Gegenständen und Klagen der Unterthanen, welche nicht aus dem Unterthans-Verbande entspringen oder wo es sich nicht um die Erörterung des Factums, sondern des Rechtes handelt, steht die Entscheidung den Gerichtsstellen zu. In Bezug auf solche Klagen ist von den Kreisämtern ein gütlicher Vergleich anzubahnen; falls dieser nicht gelingt, sind die Akten dem in jeder Landes-Hauptstadt aufzustellenden Unterthans-Advocaten zu übermitteln.

Die Begünstigungen, welche den Unterthanen durch dieses Gesetz zugewendet wurden, sind in die Augen springend. Während sie früher den inappellablen Obrigkeiten (d. h. gegen welche es keine Berufung an ein höheres Gericht gab) gegenüber nahezu rechtlos waren, wurden nun die Kreisämter zu Schützern ihrer Interessen gemacht, und in Streitfällen wurde ihnen der Proceßweg kostenfrei eröffnet.

Durch das Straf-Patent erhielt das Strafrecht der Herrschaften bedeutende Einbußen. Es wurde bestimmt, daß jede Verhängung einer Strafe gegen den Unterthan nur unter Aufnahme eines ordentlichen Protocolls zulässig ist, daß die Strafen erst allmälich aus milderen in strengere verwandelt werden dürfen und Arreststrafen zur Zeit der dringenden Feldarbeit aufgeschoben werden sollen. Bei mehr als acht Arresttagen oder Strafarbeit oder bei Abstiftungen ist die kreisämtliche Genehmigung zur Rechtskraft des Urtheils nothwendig. Endlich dürfen keine Geldstrafen verhängt werden, sondern der Ersatz eines allfällig zu vergütenden Schadens ist durch unparteiische Schätzmänner zu bemessen.

Mit Hofdecret vom 5. October 1781 erfolgte die Aufhebung der Leibeigenschaft für Böhmen, Mähren und Krain. Dasselbe lautet: „Von nun an will ich die gänzliche Abrogirung (Abschaffung) der Leibeigenschaft als ein Generale (allgemeine Landesverordnung) festgesetzt haben. Demzufolge soll jeder Unterthan blos gegen unentgeltlichen Meldzettel sich zu verehlichen berechtiget sein; ingleichen solle ihm freistehen, unter Beobachtung dessen, was das Werbbezirkssystem vorschreibt, auch von der Herrschaft sich wegzuziehen und innerhalb des Landes anderswo sich niederzulassen oder Dienste zu suchen, auch Handwerke und Künste zu erlernen und ohne Losbrief seinem Nahrungsverdienst, da wo er ihn findet, nachzugehen. Alle übrigen Robote und Dienste sind in den böhmischen Landen durch die Urbarial-Patente bestimmt, außer diesen kann Demselben ein Mehreres nirgends auferleget, am Wenigsten aber, da er anjetzo als ein freier Mensch anzusehen ist, unter der Rubrik der vorigen Leibeigenschaft von ihm etwas abgefordert werden."

Noch vorsichtiger ging man bezüglich dieser Verhältnisse in Galizien vor und Josef spricht sich darüber in einer Resolution vom 3. Januar 1782 folgendermaßen aus: „Es kommt nicht darauf an, die für Böhmen erlassenen Anordnungen in Betreff des Eigenthums und der Leibeigenschaft gleich von nun

an ihrem ganzen Inhalt nach in Galizien in Ausübung zu bringen, wohl aber ist ohne Vorschub höchst nöthig, daß die Knechtschaft in Ansehung ihrer bisherigen persönlichen Wirkungen, die die Menschheit abwürdigen, ohne Weiteres aufgehoben und jedem Unterthan auch an einem anderen Ort außer seinem Dominio (Eigenthum, Wohnsitz) seine Nahrung zu suchen, so wie in Böhmen eingeräumet werde."

Im Verlaufe dieser Resolution kommt der Kaiser auch auf die Robot, als deren grundsätzlicher Gegner er sich bekennt. Um jedoch die persönliche Freiheit der Unterthanen sicherzustellen, sieht er vorläufig noch von einer Inangriffnahme dieser Frage ab und ordnet nur an, daß auf den Domänen (Staatsgütern) Sandomierze und Niepolomice versuchsweise an die Reluirung (Vergütung) derselben gegangen werden solle.

Mit einer Verordnung vom 1. November 1783 wurden die Herrschaften verpflichtet, dort, wo den Unterthanen das freie Eigenthum der Gründe noch nicht zugesprochen ist, dasselbe auf ihr Ansuchen gegen billige Ratenzahlungen zu bewilligen. Diese dann ihnen eigenthümlich gehörigen Gründe konnten die Bauern fortan, natürlich ohne Beschränkung der noch auf denselben haftenden grundherrlichen Rechte, verpfänden, verkaufen oder vertauschen, wovon nur die sogenannten „Hausgründe" ausgenommen waren, welche ohne dem Hause nicht weggegeben werden durften. Ueber zwei Drittheile seines unbeweglichen Vermögens durfte jedoch der Unterthan nicht auf die Gründe einschulden, ohne sich der Abstiftung auszusetzen.

Durch das neue Grundsteuer-Patent vom 20. April 1785 wurde der Grundsatz festgestellt, daß jeder Eigenthümer ohne allen Unterschied, nach Verhältniß seines Besitzes steuern solle, wodurch die einer völligen Steuerbefreiung gleichkommenden Privilegien der Grundherren ihr Ende erreichten.

Mit den Verordnungen vom 17. August 1784 und 10. März 1787 wurde den Grundherren strenge untersagt, ihren Unterthanen unter was immer für Vorwänden Lebensmittel oder Getränke zum Kaufe aufzudrängen. Namentlich der herrschaftlichen Brauereien wegen wurden gegen diese Verbote heftige Gegenvorstellungen gemacht, jedoch erfolglos.

Ueberhaupt wurden diese Maßregeln des Kaisers mehrseitig, darunter auch vom Feudal-Adel, als „staatsgefährlich" bekämpft, hinter welchem dehnbaren Worte aber damals wie heute gar oft von allen Parteigängern nur die Sorge um das liebe Ich in erster Linie versteckt ist. Unleugbar ist, daß Josef die Macht des Adels beschränken wollte und daß sich die Gesetze über die Unterthanen-Verhältnisse vielfach gegen denselben kehrten; aber aus diesem Grunde sind sie nicht entstanden und darin lag nicht ihre Tendenz. Wo ein Theil durch Jahrhunderte ein ausschließliches Vorrecht besaß, ist dieses nicht zu schonen möglich, wenn es gilt, dem andern Theile auch gerecht zu werden.

Im Jahre 1786 schrieb Josef an den ungarischen Vicekanzler Karl Hieronymus Graf Palffy (geb. 1735, später ungarischer Hofkanzler und Oberstthofmeister, in den österreichischen Fürstenstand erhoben, gest. 1816): „Die Vorrechte und Freiheiten einer Adelschaft bestehen in allen Ländern und Republiken der Welt nicht darin, daß sie zu den öffentlichen Lasten nichts beitragen, sondern einzig darin, sich selbst die für den Staat und das Allgemeine erforderlichen Lasten aufzulegen und dadurch mit Bewilligung der Erhöhung und Vermehrung der Auflagen vorzugehen. Die Freiheit der Personen ist wohl zu unterscheiden von jener der Besitzungen, in deren Rücksicht die Eigenthümer nicht den Edelmann, sondern blos den Feldbauer, den Hauer oder den Viehmäster und in Städten blos den Bürger und Consumenten, auf der Straße und Ueberfuhr blos den Reisenden und Uebersetzer vorstellen, in welchen Fällen sie zur Erhaltung

der allein das System nutzbar machenden freien Concurrenz nach ihren Besitzungen mit allen andern Bürgern und Einwohnern gleich sein müssen."

Das war freilich eine neue Theorie für so manchen allmächtigen und rücksichtslosen Lehnsherrn, und der böhmisch-österreichische Hofkanzler, Johann Nepomuk Graf Chotek, machte dem Kaiser Vorstellungen über die beständige Schmälerung der Rechte des Adels und die Begünstigung des Bauernstandes. Der Kaiser meinte, es sei besser, dem Bauer jetzt die Lasten langsam zu erleichtern, als zu warten, bis er nichts mehr hergeben könne oder wolle. Und als Graf Chotek erwiderte, daß gegen solche Widerspenstige noch die Gewalt angewendet werden könne, rief der Kaiser: „Mit Gewalt? Die physische Gewalt ist beim dritten Stande. Glauben Sie mir, wenn der Bauer nicht will, sind wir Alle pritsch (weg, böhmisch pryč)!" Ist es doch, als ob der Kaiser ahnungsvoll das Schicksal der französischen bevorrechteten Stände ausdrücken wollte!

Uebrigens zeigte sich Josef eben als kein sonderlicher Freund des Adels. Schon Maria Theresia begann auch Bürgerliche im Staatsdienste zu verwenden und am 7. Januar 1769 verordnete sie ausdrücklich, „daß auch Unpossessionirte (nicht Grundbesitz habende) als Kreishauptleute angestellt werden können". Josef hatte 1785 statt des vorgeschlagenen Grafen Philipp Benitius Sweerts-Sporck (geb. 1753, gst. als Obergerichtspräsident in Krakau 1812) den bürgerlichen Kreishauptmann von Leitmeritz zum Rath beim böhmischen Gubernium ernannt, mit dem ausdrücklichen Beisatze, „um das Kastenwesen nicht aufkommen zu lassen", und am 26. August 1789 dehnte er das bei Anfang seiner Regierung erlassene Verbot, bei den Justizstellen die Räthe aus dem Herrenstande vorzuziehen, auch auf die politischen Behörden aus. Eine wirklich etwas bedenkliche Entscheidung traf der Kaiser 1787 auf Antrag der Staatsräthe Eger und Izdenczi, deren Einfluß in den letzten Jahren ein vorwiegender, aber bei den ungarischen Angelegenheiten nicht immer günstig wirkender war. Er entschied nämlich, entgegen der Ansicht von Kaunitz und Hatzfeld, daß uneheliche Kinder ihren adeligen Vätern, falls selbe keine eheliche Nachkommenschaft hinterlassen, in Adel und Befugniß des Wappengebrauches folgen sollen.

Am 26. Januar 1781 reservirte er über ein Gesuch wegen Taxen-Nachsicht: „Da die Nobilitationen (Erhebungen in den Adelstand) so viel möglich einzuschränken das allgemeine Beste fordert, so ist die Bezahlung der Taxe vielleicht das einzige Mittel, dessen Lust und Verbreitung Einhalt zu machen." Und am 24. Mai 1784 entschied er über ein Gesuch um nachträgliche Verleihung des Adels an die Kinder eines verstorbenen Staatsbeamten: „Da diese Standeserhebung in den Zeitpunkt, wo selbe von der höchstseligen Kaiserin bewilliget worden, nicht zu Stande gekommen, noch erhoben worden ist, ich es auch für kein Glück für die Kinder ansehe, wenn sie eine derlei Nobilitation oder Ritterstand erhalten, eher als sie bei Mitteln sind, derselben Ehre zu machen, so ist solche auch noch weiter in suspenso (schwebend, unentschieden) zu belassen; einstweilen aber sind die Kinder zu guten Bürgern des Staates zu bilden und haben sich selbe um eine Standeserhebung verdienstlich zu machen, wo sonach auf sie schon Bedacht genommen werden wird."

Als man dem Kaiser mittheilte, daß sich der Senior der fürstlichen Familie Schwarzenberg (Johann Nepomuk, geb. 1742, gest. 1789) des Titels „Von Gottes Gnaden" bediene und anfrug, ob man diese Anmaßung nicht abstellen sollte, antwortete der Kaiser: „Warum das? Im gewissen Sinne sind wir Alle von Gottes Gnaden. Der kleinste Hausbesitzer ist so gut von Gottes Gnaden das, was er ist, wie ich. Also mag sich der Fürst dieses Titels, wenn es ihm Freude macht, immerhin bedienen."

Auf einen Bericht über die Regulirung des galizischen Ritterstandswappens schrieb der Kaiser am 7. Juli 1781: „Da wenig daran gelegen ist, wie die Wappen aussehen, so ist der Censor mit seiner ganzen Censur und die Abschaffung der gelehrten heraldischen Bücher hintanzulassen und Jedem gemalte oder gestochene Greifen, Hörner oder was immer für Thiere und Vieher, wenn sie ihnen Vergnügen verschaffen, zu führen zu gestatten."

In Ungarn wurde mit Patent vom 22. August 1785 die Leibeigenschaft aufgehoben. Dieselbe war daselbst unter eigenthümlichen Formen, dem sogenannten Jobbagyonat eingeführt, welche jedoch dem Kern der Sache nach mit der Leibeigenschaft in den deutsch-slavischen Provinzen übereinstimmten. Ebenso verlieh auch das Patent dem Jobaggy (Unterthan) die vollkommene persönliche Freiheit, „welche jedem Menschen von der Natur und von dem Staate aus gebühret", die Zuerkennung eines wirklichen Besitzes, „doch allemal ohne Nachtheil des darauf haftenden perpetuirlichen gesetzmäßigen Rechtes der Grundherrschaft" und die Gewährung der Staatshilfe durch Fiskal-Assistenz (Beistand des Staatsgüterverwalters) im Falle ihnen zugefügten Unrechtes.

Obwohl dieses Patent nie förmlich aufgehoben wurde, gelangte es doch auch nie ganz zur Geltung, bis in den Jahren 1827, 1832 und 1836 die bäuerlichen Verhältnisse durch den ungarischen Landtag in ziemlich gleicher Weise geregelt wurden.

Die Frage von der Theilbarkeit der Bauerngüter beschäftigte Josef lebhaft, und 1786 theilte er den Hofstellen eine Reihe von Directiven mit, welchen wir nur folgende Stellen entnehmen: „Die Hauptfrage für den Staat ist, ob das Bauerngut von Einem ungetheilt oder von Mehreren zerstückelt besessen wird? Die starken Bauernwirthschaften, die aus einer Familie von mehreren Köpfen bestehen, sind für alle Bedürfnisse des Staates weit angemessener, als kleinere Grundbesitzungen. Es scheint also zweckmäßiger, Hausgründe als unveräußerlich und untrennlich zu erklären, so daß immer nur Ein Sohn, sei es der ältere oder der jüngere, der Besitzer wäre, die sogenannten Ueberlandgründe als veräußerlich zu betrachten, wodurch der bessere oder vermöglichere Wirth von dem ärmeren oder weniger guten Grundstücke ankaufen könnte; der Bauer könnte auch auf Hausgründe Schulden machen, aber bei einer Crida müßte ein Gläubiger die ganze Wirthschaft übernehmen und nie könnte solche zerstückelt werden."

Das am 3. April 1787 veröffentlichte Patent basirt im Allgemeinen auf diesen Grundsätzen, nur wird der Gutsherrschaft das Recht zugestanden, gegen den succedirenden Erben eines unterthänigen Bauerngutes beim Kreisamte Anspruch zu erheben.

Wir schließen diesen Abschnitt mit einer bezeichnenden Anekdote. Als Josef einst im Controlorgange die langwierigen Auseinandersetzungen einiger sich beschwerenden Bauern geduldig anhörte und ihnen endlich Untersuchung und Abhilfe versprach, drückten sie ihm unter Hoch-Rufen ihre Freude über seine Güte und freundliche Antheilnahme aus. Josef erwiderte: „Worüber verwundert Ihr Euch, Kinder? Bin ich nicht Euer Vater und Freund?"

Und gewiß, wenn jedem Oesterreicher das Andenken dieses Monarchen heilig sein muß, welcher, seine Irrthümer zugegeben, doch nur ein Ziel seiner Wirksamkeit kannte: das Wohl seiner Unterthanen, so sollte sein Gedächtniß vor Allem von jenem Stande hochgehalten werden, welchen er stets als die breite Basis des ganzen Staates erkannte und ehrte und dem er, in Vollendung des Werkes seiner großen Mutter, die ewigen Menschenrechte, welche ihm so lange vorenthalten waren, erwarb und zurückgab.

Das Censurgesetz und die Literaturzustände.

Unter den Maßregeln Josef's, durch welche er sich dauernd und als bahnbrechend im Gedächtniß seines Volkes erhalten hat, sind namentlich auch seine Verfügungen bezüglich der Censur bemerkenswerth. Freilich mit nur zu gutem Rechte, denn man kann sein Verdienst erst ermessen, wenn man die in dieser Richtung früher, bis in die letzten Regierungsjahre Maria Theresia's herrschenden Zustände überblickt.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir auf die halb peinlichen, durch ihre Härte erschreckenden, halb komischen, durch ihre Beschränktheit unwillkürlich erheiternden Maßregeln eingehen, welche im 17. Jahrhundert angenommen wurden, um den „Unglauben," worunter man aber damals gar viel verstand, was gar nicht zur Kirche und Religion gehörte, von Oesterreich abzuhalten; finden sich ja selbst noch im sogenannten „Jahrhundert der Aufklärung" unter den Regierungen Karl's VI. und Maria Theresiens wirklich unglaubliche Belege für die absonderliche Censurübung.

Ein Hauptübelstand lag darin, daß faktisch lange Zeit doppelte Censur und durchaus nicht immer im gleichen Sinne und Geiste geübt wurde, nämlich von Seite der Hofcommission und durch die Universität. Freilich wurde 1751 eine Censur-Hofcommission errichtet, aber die an der Universität geübte geistliche Censur blieb trotzdem auch noch in Wirksamkeit, ja, das Patent vom 25. April 1767 forderte die Bischöfe auf, den Verkehr mit freigeisterischen Büchern streng zu überwachen; wer Bücher besitzt, in welchen der rechte Glaube und die Kirchenvorschriften angegriffen oder bespöttelt werden, ohne sie binnen acht Tagen zu verbrennen, solle des Verbrechens der Ketzerei schuldig befunden werden, wie auch Jene, welche Andere, von welchen sie solches wissen, nicht anzeigen. Ist es zu wundern, wenn sich Josef weigerte, solche gesetzgeberische Monstra unter der Voraussetzung seiner Mitbilligung erscheinen zu lassen?

Aber auch die Censur-Hofcommission ging principienlos vor und verbot oder gestattete nach Willkür und Laune. Wenn man auch den Präses derselben, den schon mehrfach (Seite 731 u. f.) erwähnten Gerhard van Swieten nicht so übel behandeln mag, wie ihm dies von der oder jener Seite passirt ist, wo er mit dem Beiworte „verrucht" belegt ist, und gefunden wird, daß er „teuflische Zwecke" verfolgt habe, so muß doch, der sonstigen unleugbaren Verdienste desselben unbeschadet, zugegeben werden, daß er sich bei seinen Censur-Entscheidungen oft engherzig und einseitig zeigte und mehr seinem persönlichen Geschmacke als festen Principien nach vorging.

Wie soll man es z. B. nennen, wenn ein Buch des Bischofs von Veszprim, Martin Biró (geb. 1696, gest. 1762), betitelt „Enrichidion de fide" (das Handbüchlein vom Glauben), in welchem die Bittschrift der Protestanten an die Kaiserin wörtlich abgedruckt war, dabei allen Andersgläubigen zeitliche und ewige Verdammniß in Aussicht gestellt wurde, alle Censurfährlichkeiten ohne Anstand passirte, und erst über Intervention des Papstes das Verbot dieser Schrift erfolgte? Spricht es nicht zu Gunsten der größeren Bildung der päpstlichen geistlichen Censoren, wenn dem Norddeutschen Mainhart seine Bücher von dem dort fungirenden Dominikaner ungehindert belassen wurden, während die Revisionen an den Linien Wiens ihm dieselben kostete, Rousseau's „Emil" und „Machiavell" verbrannt wurden und der als Freigeist verschrieene van Swieten ihm zudonnerte, es sei eine Schande, solche Bücher zu besitzen? Eines der heitersten Stückchen aber ist, daß man vor

Confiscationseifer auch den „Catalogus librorum prohibitorum“ (Inhaltsverzeichniß der verbotenen Bücher) selbst unter die verbotenen Schriften einreihte, damit Niemand die gefährlichen Werke daraus kennen lerne!!

Freilich wurde der Bücherschmuggel sehr schwunghaft betrieben, aber er war für alle Theile gefährlich. Sonnenfels schrieb: „War es ein Wunder, wenn es so lange Nacht blieb, wo man den Tag aus Plan und Absicht so lange ausschloß? Noch im Jahre 1750 konnte es Stand und Glück kosten, wenn man sich's anmerken ließ, im Esprit des loix (von Montesquieu) geblättert zu haben.“ Dabei wurde das Denunciantenthum großgezogen; im oben bezeichneten Patente wurden den Anzeigern Gratificationen bis zu hundert Ducaten zugesichert und noch 1779 wurde in Prag eine förmliche Razzia nach verbotenen Büchern durch verkleidete Policisten angestellt.

Dem fortwährenden Verbrennen der mißliebigen Werke wurde erst durch ein kurz vor dem Tode der Kaiserin ergangenes Hofdecret ein Ende gemacht, nach welchem die confiscirten Bücher zur Auswahl an die Universitäts-Bibliothek abzugeben und die dort nicht behaltenen in das Ausland zu senden waren.

Wie Josef über diese Zustände dachte, wurde schon durch die ersten Schritte, welche er in Censur-Angelegenheiten that, bewiesen. Auf einen ihm vorliegenden Antrag, auch neue Auflagen älterer Werke einer Censur zu unterziehen, resolvirte er am 17. Februar 1781: „schärfere Ausdrücke auch bei einem Nachdruck mildern, könne bei derlei älteren Manuscripten um so weniger stattfinden, als man sich dadurch dem Vorwurfe der Verfälschung alter Denkmäler aussetzen würde“. Am 4. Mai desselben Jahres entschied er anläßlich eines Streites im Priesterhause zu Brünn „daß die Bischöfe respectui (in Betracht) ihres unterhabenden Cleri wegen der erlaubten und verbotenen Bücher sich lediglich nach dem Vorgange der Wiener Hof-Büchercensur richten und die Lesung keiner Bücher im Allgemeinen bei ihren Geistlichen verbieten, welche einmal für Jedermann erlaubt sind“.

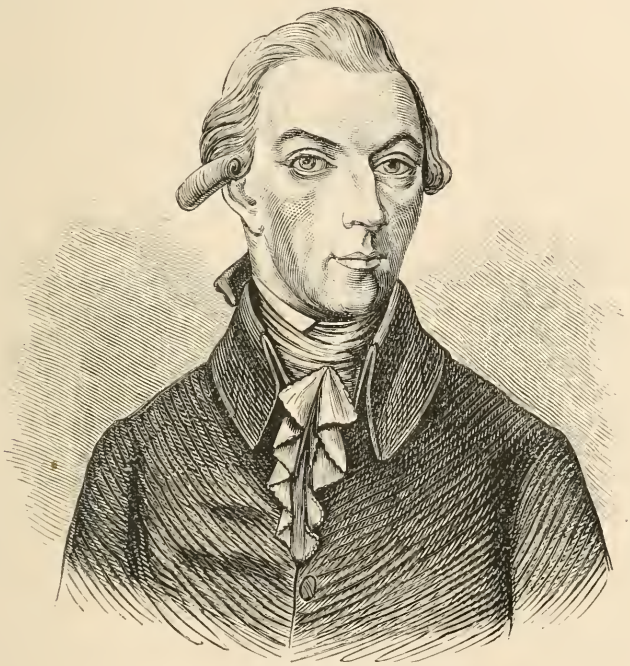
Einer neu zusammengestellten Büchercensur-Hauptcommission überwies er die Grundregeln für die künftig in Geltung kommenden Bestimmungen zur Berathung, aus welcher das Censurgesetz vom 11. Juni 1781 hervorging. In demselben wurde eine Büchercensur-Hauptcommission in Wien eingerichtet, deren Vorgang bindend für die Landesstellen und die in den Provinzen aufzustellenden Bücher-Revisionsämter zu sein hatte. Die wichtigsten Bestimmungen dieses Gesetzes waren:

1. Soll man gegen Alles, was unsittliche Auftritte und ungereimte Zoten enthält, aus welchen keine Gelehrsamkeit und Aufklärung entstehen kann, streng, gegen alle übrigen Werke um so nachsichtiger sein, „wo Gelehrsamkeit, Kenntnisse und ordentliche Sätze sich vorfinden, da letztere schon bereiteten Gemüthern und in ihren Sätzen standhafteren Seelen in die Hände kommen. — 2. Werke, welche die katholische und öfters die christliche Religion systematisch angreifen, können eben so wenig als jene geduldet werden, welche die geheiligte Religion öffentlich und um den zu verbreitenden Sätzen des Unglaubens Eingang zu verschaffen, zum Spott und lächerlich, oder durch abergläubische Verdrehung der Eigenschaften Gottes und unechte schwärmerische Andächteleien verächtlich darstellen. —

Punkt 3. Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten bis zum Unterthan, sollen, besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken läßt und sich also für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürgen darstellt, nicht verboten werden, da es jedem Wahrheitliebenden eine Freude sein muß, wenn ihm solche auf diesem Wege zukommt. — Nach Punkt 4 sollen ganze Werke, periodische Schriften,

wenn sie im Allgemeinen „nutzbare Dinge“ enthalten, wegen einzelner anstößiger Stellen nicht verboten werden. —

Punkt 5. Die bisher erga schedum (gegen Erlaubnißschein), continuantibus, eruditis, acatholicis gestatteten Bücher sind künftig als gelehrte Werke gänzlich zu erlauben und findet zwischen erlaubten und verbotenen Büchern keine weitere Einschränkungs-Modification statt. — Punkt 6 ordnet die Giltigkeit des alten Katalogs bis zur Verfassung eines neuen an. — Nach Punkt 7 sind alle Werke der Büchercensur in Wien vorzulegen; Anschlagezettel, Zeitungen, Gebete u. s. w. sind blos bei der Landesstelle zu begutachten, wobei jedoch bei letzteren darauf zu sehen ist, „daß sie dem echten Geiste der Kirche angemessen sind“.



Aloys Blumauer. (Seite 887 und 909.)

Gleichzeitig mit diesem Patente wurden die früher verbotenen Bücher einer nochmaligen Ueberprüfung unterzogen und eine große Zahl derselben vom Verbote befreit.

Da die Absichten Josef's auch hier vielfach mißkannt wurden, war er bemüht, sein Werk in Resolutionen und nachträglichen Entscheidungen festzusetzen. Schon am 7. April 1781 ordnete er an: „Das zu Steier gedruckte abergläubische Buch ist zu supprimiren (unterdrücken), der Censor aber, welcher mir namhaft anzuzeigen, über dessen Zulassung zur Verantwortung zu ziehen.“

Mit Verordnung vom 20. October 1781 wurden die Censur-Verfügungen der Bischöfe für unwirksam erklärt und am 26. des gleichen Monats die Censur-Commission daran erinnert, daß „bei was immer für Kritiken oder Büchern, die hier in Druck gegeben werden, keines, es mag noch so unschuldig, noch so gut sein, zuzulassen, wenn nicht der Name des Autors darauf stehet und dahero allen anonymen oder unter fingirten Namen erscheinenden Schriften

ohne Weiteres den Druck nicht zu gestatten." An dieselbe Behörde erfolgte am 12. November 1781 die Weisung: „Sobald als Sachen, die die innerlichen Kräfte des Staates angehen und Details von der innerlichen Verwaltung, Finanzen und Politik enthalten, so ist sich vorhero bei derjenigen Stelle anzufragen, die es betrifft, nämlich Hofkriegsrath, Finanzstelle, Hof- oder Staatskanzlei."

So schrankenlos Josef die Kritik über seine Regierungshandlungen zuließ, so waren ihm doch Personalnotizen über sein Thun und Lassen unangenehm und er schärfte am 17. Mai 1784 ausdrücklich ein, „Neuigkeiten, die nur Meine Person betreffen" in den öffentlichen Blättern nicht zuzulassen. Ueber eine ihn selbst feiernde und die Kirche angreifende Ode resolvirte er 1782: „Die Ode des Hanke ist zu verbieten und dem Verfasser zu untersagen, bis auf weitere Erlaubniß etwas drucken zu lassen." Der vorerwähnte Dichter Johann Alois Hanke von Hankenstein (geb. 1751, gest. 1806) wurde später Bibliothekar der Lyceums-Bibliothek in Olmütz.

Die Hausdurchsuchungen nach Büchern wurden unbedingt verboten und mit Verordnung vom 11. Februar 1784 festgesetzt: „daß Bücher von was immer für einen Inhalt, die im Eigenthum eines Privaten sind, nicht mehr der Censur unterworfen seien", ebenso wurde angeordnet, daß eine Durchsuchung der Reisenden wegen verbotener Bücher nicht mehr stattfinden solle.

Mit Decret vom 16. October 1783 wurden die Ankündigungen von Abläßen u. s. w. als censurpflichtig erklärt und dies auch am 15. November 1784 auf Missale (Meßbücher), Antiphonarien (Wechselgesangbücher) und andere liturgische (kirchendienstliche) Bücher ausgedehnt. Als der Churfürst und Erzbischof von Trier, Clemenz Wenzel, königlicher Prinz von Polen, Herzog von Sachsen (geb. 1739, gest. 1812, Bruder des Herzogs Albrecht Casimir von Sachsen-Teschen, also des Kaisers Schwager) sich über diese Maßregel in einem Briefe an den Kaiser sehr entrüstet zeigte, erwiderte ihm Josef spöttisch: „Muß man sich nicht mehr vor dem Verbote, als vor schlimmen Büchern fürchten? Denn das erstere ist es, was die letzteren lesen macht (sehr richtig!). Ohne das unglückliche Verbot würden wir noch Alle nackend im Paradiese spazieren gehen und nie von den wichtigen Fragen reden gehört haben, über die Eure königliche Hoheit so eben geantwortet haben — als guter Soldat, der den ehrlichen Köhlerglauben und gesunden Menschenverstand an der Hand hat."

Ein Einspruch des Cardinals Migazzi gegen die Gestattung des vom Großmeister des Freimaurerordens, Ignaz Edler von Born (gelehrter Geolog und Mineralog, geb. 1742, gest. 1791), verfaßten Buches „Monachologia" (Darstellung des Mönchwesens) wurde, wohl theilweise wegen des heftigen Tones der Eingabe, rundweg abgewiesen, denn es konnte dem Kaiser doch nicht entgangen sein, daß dieses mit höhnischester Satyre geschriebene Buch, in welchem die Mönche und Nonnen nach Buffon'schem und Linné'schem System classificirt wurden, in ekelhaftester Weise jedwedes Anstandsgefühl verletzte.

Dagegen bestimmte der Kaiser bezüglich einer den Cardinal selbst angreifenden Broschüre am 6. October 1783: „Diese Piece ist dem Cardinal zu communiciren (mitzutheilen), daß er sich darüber äußern möchte, ob er sich in selber getroffen finde oder nicht, und also ob selbe admittirt (zugelassen) oder verboten werden solle, weil ihm als hiesigen Erzbischof und Oberhirten alle Rücksicht gebühret, das nichts von seiner Person gedrucket werde, wodurch er sich könnte beleidigt halten"; und etwas später resolvirte er: „Da allhier ein Buch, betitelt Damen-Journal, ohne Druckort de anno 1784 (es war von Grossing) öffentlich erscheinet, worin in dem neunten Hauptstück die Heilige Schrift als ein

Roman und Moses als ein Fantast behandelt wird, so ist dieses Buch zu verbieten." Weiters wurden über seinen directen Auftrag folgende Publicationen verboten: „Gott und Satan, ein Zweck aller göttlichen Offenbarungen von Blarer"; — „Papstengeschichte im Grundriß" von Franz Rudolf von Grossing (Ex-Jesuit, dann kaiserlicher Beamter, 1782 entlassen, später privatisirend, gest. in Graz 1830); — „Jesus und Lykurg"; — „Einige nicht zu widerlegende Zeugnisse von der Nichtigkeit des Papstthums", von Hololeros; — „Allgemeines Glaubensbekenntniß aller Religionen" u. s. w.

Es läßt sich nicht läugnen, daß die der Presse so plötzlich nach der strengsten Knebelung gegebene Freiheit eine literarische Production hervorrief, deren Quantität in bedauerlichstem Mißverhältniß mit der Qualität stand. Aber die Schuld liegt nicht bei der befreienden Maßregel, sondern bei dem unvernünftigen früheren Sperrsystem, welches jede geistige Regung hemmte und dadurch auch jene Durchbildung unmöglich machte, welche der Menge wie dem einzelnen Individuum Selbsterkenntniß und Selbstbeschränkung lehrt. Eine wahre Fluth von Broschüren erschien, von welchen die wenigsten nach irgend einer Richtung von Werth waren, und der Kaiser selbst spricht sich mehrmals mit Unwillen über die „Broschürenschmiererei und Sudler" aus und schreibt am 25. April 1784: „Da durch diese Jahre der Beweis klar vorhanden liegt, daß unendlich viele Broschüren geschmieret werden und schier noch keine einzige an das Tageslicht gekommen ist, die der hiesigen Gelehrsamkeit Ehre gemacht oder dem Publico einige Belehrung verschafft hätte, so ist künftig jeder Autor, welcher eine Broschüre drucken lassen will, zu verhalten, zugleich bei der Einreichung derselben sechs Ducaten bei dem Revisionsfonde zu erlegen." Im Falle der Inhibirung des Operats verfielen die sechs Ducaten dem Armenfonde.

Trotzdem aber wurde der Kaiser in seinen Grundsätzen nicht wankend. Mit den Decreten vom 24. Februar und 13. April 1787 wurde, wenigstens für Wien, eine nahezu unbeschränkte Preßfreiheit gewährt, indem den Buchdruckern erlaubt wurde, Manuscripte vor erlangter Censur-Bewilligung in Druck zu legen und nachträglich erst vorlesen zu dürfen. Im Falle des Verbotes waren sie für den Nichtvertrieb verantwortlich. Ein Versuch, diese Begünstigung auch für die Provinzen auszunützen, drang nicht durch, jedoch wurde gestattet, daß Jedermann um die Censurirung in Wien ansuchen könne.

Ein wahrhaft schamloser Gebrauch wurde vom Punkte 3 des Censur-Patentes (Seite 904 angeführt) gemacht und die Handlungen und Verfügungen des Kaisers oft einer Kritik unterzogen, welche kaum von irgend einem anderen Monarchen in so großmüthiger und erhabener Weise noch je geduldet worden. Ein Wiener Buchdrucker, Georg Philipp Wucherer, machte aus dem Vertrieb solcher infamer Pasquille förmlich eine Specialität seines Verlages. Ein ganz absonderliches Beispiel verworfener Lästersucht, dagegen wieder echt kaiserlicher Größe lieferte folgende geschichtliche Thatsache.

Bekanntermaßen hatte Elisabeth, Tochter Kaisers Maximilian I., Witwe des Königs Karl IX. von Frankreich, in der Dorotheergasse zu Wien ein Nonnenkloster gestiftet, das sowohl deshalb, weil die Kirche der „heiligen Maria, Königin der Engel" geweiht war, als nebstbei weil die Stifterin eine Königin gewesen, gewöhnlich das „Königinkloster" genannt wurde.*) Im Jahre 1782 den aufgehobenen Klöstern angereiht, kam dasselbe in den Besitz des Wiener Magistrats, der es am 12. März 1783 öffentlich versteigern ließ. Bei dieser Gelegenheit erstand die evangelische

*) Ausführlicheres darüber in M. Bermann's „Alt- und Neu-Wien," Seite 813 u. f. (A. Hartleben's Verlag.)

Gemeinde Augsburger Confession die leerstehende Kirche sammt dem Nebentrakte von sieben Zimmern um 27.750 Gulden und begann die Kirche zum evangelischen Gotteshaus herzurichten. Damit hatte doch selbstverständlich Kaiser Josef auch nicht das mindeste zu thun; Eigenthümer war der Magistrat und nach ihm Derjenige, welcher die Bauke von ihm kaufte. Um so ungerechtfertigter und befremdender erschien es, als an einem Tage des obgenannten Jahres an der neu erbauten evangelischen Kirche eine, von fanatischer, lügnerischer Bosheit triefende, dabei an Albernheit der Ausdrücke ihresgleichen suchende Schmähschrift angeschlagen war, folgenden Inhalts: „Dieser Tempel war erst zum Dienste des allmächtigen Gottes von den frömmsten Beherrschern Oesterreichs eingerichtet, war die Wohnung heiliger Jungfrauen des unbefleckten Lammes, aber es plünderte darinnen die Kirchenschätze, es zerstreute in alle Welt die Gottgeheiligten Nonnen — jener Verführer der Braut Christi und Schwächer reiner Jungfrauen, des Martin Luther treuer Anhänger und Nachfolger Josef der 2te ein Lutheraner, uneingedenk der göttlichen Barmherzigkeit, die ihn auf den Thron erhoben, ein berüchtigter Verächter heiliger Kirchengesetze, begünstigt und befördert er alle Ketzereien und ist selbst ein Mann von keiner Religion. Nun hat er, ein seit Jahrhunderten unerhörtes Beispiel! eben diesen Tempel unter der Maske der Tugend zum Sammelplatz der Gräuel verkauft und angewiesen."

Wir wiederholen, daß man da nicht weiß, was man mehr bewundern soll, die boshaften Lügen oder die Albernheit des Schreibers, denn auch Papst Pius VI. hob im eigenen Kirchenstaate mehrere Nonnenklöster auf und König Friedrich II. machte es wie Kaiser Josef den Evangelischen, er ließ den Katholiken in Berlin eine schöne Kirche bauen. Zuerst heißt der Pamphletist den Kaiser einen Lutheraner, ein paar Zeilen weiter sagt er, derselbe sei ein Mann von „keiner" Religion! Und den evangelischen Gottesdienst nennt er einen Sammelplatz der Gräuel!

Wir haben absichtlich den geschichtlich erwiesenen Wortlaut dieses Pamphlets gebracht, erstens weil in manchen Mittheilungen der neueren Zeit, ob absichtlich oder aus Unkenntniß, mag dahingestellt bleiben, die Geiferausdrücke mit verschärften, im Original gar nicht enthaltenen Beisätzen gebracht wurden, zweitens weil das Pamphlet in Wahrheit eine Seltenheit aus jenen Tagen bildet, und drittens weil die Art und Weise, wie der Kaiser selbst es aufnahm, die ganze Seelengröße dieses unvergeßlichen Monarchen kennzeichnet.

Es befand sich nämlich bereits wenige Stunden darauf diese freche Schmähschrift in den Händen des Kaisers. Und was sagte Josef dazu?

„Laßt sie Wort für Wort drucken und das Exemplar um sechs Kreuzer verkaufen. Das dafür gelöste Geld gebt den Vorstehern der evangelischen Gemeinde Augsburger Confession für Unterstützung der evangelischen Armen."

Und so geschah es; das Pamphlet wurde in Kleinquart-Format auf Schreibpapier in mehreren tausend Exemplaren gedruckt, bestand aus achtzehn Zeilen und war überschrieben: „Pasquil gegen den Kaiser so an der Lutherischen Kirche in Wien gestanden, welches Ihre Kaiserliche Majestät aber abdrucken lassen und das dafür eingekommene Geld der protestantischen Kirche geschenkt haben." Die Wiener gingen auf die hochherzige Idee des Monarchen sofort ein, das heißt — sie kauften den Abdruck und verschafften dadurch den evangelischen Armen ein hübsches Sümmchen, aber — rissen sofort das Pamphlet in Stückchen, so daß tagelang die Straßen Wiens wie angeschneit voll Papierschnitzeln lagen.

Wie alles Schlechte auch manchmal sein Gutes hat, so war es auch mit der von Kaiser Josef gestatteten, in unsinniger Weise aber ausgebeuteten Preßfreiheit. Wohl schuf sie die vorübergehende Schmähliteratur, aber in Folge der Freiheit entstand erst eine wirkliche österreichische Literatur.

Wie selten aus der vorjosefinischen Zeit die namhafteren Schriftsteller und Gelehrten Oesterreichs sind, ist Jedermann bekannt, während wir unter Josef fast in jedem Zweige der Wissenschaft bedeutende Namen finden. Wir erinnern hier nur an Born, Nikolaus Josef Freiherr von Jacquin (geb. 1727, gest. 1817), Karl Leonhard Reinhold (geb. 1757, gest. 1828), Maximilian Hell (geb. 1720, gest. 1792), Abbé Josef Hilarius Eckhel (geb. 1737, gest. 1798), Ignaz de Lucca (geb. 1746, gest. 1799), Michael Ignaz Schmidt (geb. 1736, gest. 1794), Martini, Josef Anton Ritter von Riegger (geb. 1742, gest. 1795), Baron Stoerk, Baron Quarin, Lucas Johann Boër (eigentlich Boogers, geb. 1751, gest. 1835), Freiherr Gottfried van Swieten (geb. 1734, gest. 1803) und Sonnenfels; während in der schönen Literatur Johann Baptist Ritter von Alxinger (geb. 1755, gest. 1797), Ayrenhof, Josef Franz von Ratschky (geb. 1757, gest. 1810), Lorenz Leopold Haschka (Dichter der Volkshymne, geb. 1749, gest. 1827), Michael Denis (geb. 1729, gest. 1800), Karl Mastalier (geb. 1731, gest. 1795) und der noch heute nicht vergessene Alois Blumauer (Bild Seite 905) thätig waren.

Schließlich können wir uns nicht enthalten, ein Schreiben Josef's an den Grafen Kolowrat vom 7. October 1789 mitzutheilen, aus welchem erstens zu ersehen ist, welch' feines Verständniß der Kaiser auch für die Literatur hatte, und wodurch zweitens der so oft in tendenziöser Weise gegen ihn erhobene Vorwurf des Voltaireanismus gründlich widerlegt wird, wobei wir natürlich die Frage, ob darin ein berechtigter Vorwurf liegt, ganz unerörtert lassen.

Der Kaiser schreibt: „Da ich aus verschiedenen Annoncen öffentlicher Zeitungsblätter ersehe, daß die Werke des Voltaire in einer deutschen Uebersetzung hier aufgelegt und der Band zu 36 Kreuzer verkauft wird, so werden Sie mir anzeigen, was es mit dieser Uebersetzung für eine Beschaffenheit habe, ob hierin alle die in diesem Werke so häufig enthaltenen religionswidrigen und sittenverderblichen Piecen ebenfalls vorkommen, oder wie weit etwa diese Sammlung einer angemessenen Läuterung unterliege, weil es höchst unschicklich wäre, daß man das häufige, in dem Original enthaltene Gift noch durch eine Uebersetzung, die doch nie den Werth des Original-Ausdruckes erreichen könnte, absichtlich auch in Meinen ganzen Provinzen verbreiten wollte. Wornach dann auch die in Berlin bereits veranstaltete deutsche Uebersetzung hier einzuführen und zu verkaufen verboten werden muß, weil bei derlei Flitterwerk allemal in einer Uebersetzung das Geistreiche verfliegt und nur das Platte der Religion und den Sitten um so nachtheiliger wird." Wir fügen nur noch bei, daß schon 1784 ein Verbot der Werke Voltaire's erging.

Als die ersten Errungenschaften der März-Bewegung des Jahres 1848 bekannt wurden, eilte das begeisterte Volk zur Statue Josef's II. auf dem Josefsplatz und befestigte an derselben eine Fahne mit der Aufschrift: „Preßfreiheit". In dieser Huldigung, welche zeigt, wie tief im Volke trotz der Erhebung gegen ein verhaßtes System, der monarchische und dynastische Sinn wurzelte, liegt eine Anerkennung der reformirenden Thätigkeit Josef's, wie sie schöner nicht gedacht werden kann. Das Gefühl der Masse dankte dem großen Monarchen dafür, daß er durch seine vor fast siebzig Jahren getroffenen Maßregeln dem Volke die Erkenntniß für den Werth freier geistigen Bewegung erst gegeben hatte.

Josef's Reformen im Justizwesen.

Durch die Aufhebung der Tortur waren an dem peinlichen Gerichtscodex einschneidende Ausbesserungen gemacht worden, trotzdem athmete derselbe im Ganzen noch einen Geist der Unduldsamkeit, welcher ihn mit den Ansichten der Josefinischen Zeit unvereinbar erscheinen ließ. Auch die Bestimmtheit und Deutlichkeit dieses Gesetzes ließ, wie seinerzeit schon Kaunitz hervorgehoben hatte, viel zu wünschen übrig, und aus allen diesen Gründen wies daher Josef kurz nach seiner Thronbesteigung die Gesetz-Compilations (Zusammenstellungs)-Commission an, die Revision des Strafgesetzes in Angriff zu nehmen.

Zu eingehenden Erörterungen gab die von Josef schon 1775 angeregte Frage der Todesstrafe Anlaß, doch sprachen sich alle Räthe, mit Ausnahme des Grafen Sinzendorf, Hofrath Keeß und Martini für die Beibehaltung derselben aus und Josef fügte sich dieser Anschauung. Es blieb somit bei den Hinrichtungen, als Kopfabhauen und Henken, auf dem sogenannten Rabenstein in der Roßau (Bild Seite 913), der sich bei der sogenannten Krebsenhütte an der Holzgestätte vor dem Schottenthore befand, woselbst auch die Brandmarkung vollzogen wurde. Für die möglichste Milderung der früheren barbarischen Strafen sprachen sich Kaunitz, Baron Kressel und Löhr aus, und Ersterer betonte, daß die Strafen nicht deshalb zu wenig abschrecken, weil sie zu gelinde sind, sondern weil der Verbrecher in dem Taumel der Leidenschaft entweder an die Ahndung gar nicht denke oder hoffe, unentdeckt zu bleiben. (Noch heute der ganz richtige Grund.)

In einer Reihe von kurzen Directiven gab der Kaiser der Compilations-Commission seine Ansichten über einzelne Punkte kund. Die Brandmarkung wäre beizubehalten, und zwar an einer sichtbaren Stelle. (Es erhob im Jahre 1783 die medicinische Facultät Bedenken gegen die Anbringung des Brandmals zwischen Nase und Augen; Josef resolvirte aber am 26. August: „es habe bei der Brandmarkung im Gesichte zu bleiben, da es sich nur um Menschen handle, welche das Leben verwirkt hätten, auf welche also keine Rücksicht zu nehmen ist".) Die Ausstellung am Pranger, sowie die Ausweisung aus einem Lande seien nicht mehr als criminelle Strafen anzusehen, sondern nur mehr als Polizeimaßregeln zu verfügen. Zum Unterhalt jedes Sträflings habe der Staat in Zukunft nur Wasser und Brot beizustellen, eine Verbesserung der Kost, welche besonders leichteren Verbrechern nicht geradezu abgeschlagen werden solle, habe er sich aus eigenen Mitteln oder durch seinen Verdienst zu verschaffen.

Die Vermögens-Einziehung dürfe nur so geschehen, daß, so lange der Sträfling lebt, seiner Frau und Kindern davon eine Alimentation (Verpflegung) gereicht wird, nach seinem Tode tritt das natürliche Erbrecht ein. Gotteslästerer oder Individuen, welche Majestätsbeleidigungen begehen, sind als Narren zu behandeln, einzusperren und fasten zu lassen, bis sie zur Besinnung kommen. Der Ehebruch ist auch am Manne zu strafen, die Untersuchung jedoch nie von amtswegen (also nur auf Privatklage) zu pflegen. Wer einen vorbedachten Mord begeht, ist mit ewigem Kerker zu bestrafen, und es soll einem solchen Verbrecher alles mögliche Ungemach bereitet werden, so daß ihm der Kerker zur langsamen Todesstrafe werde.

Duellanten sind den Mördern verwandt. Kindesmörderinnen sind erst dann, wenn durch politische Einrichtungen für ledige

Mütter hinreichend vorgesorgt ist (das Findelhaus entstand erst 1784; dessen erster Standort war der sogenannte Strudlhof im heutigen IX. Bezirk, Alsergrund, von wo die Anstalt 1788 in das heutige Gebäude, Alserstraße Nr. 23, alt 108 übersetzt wurde), wie vorsätzliche Mörderinnen zu behandeln; bis dahin sind sie mit Arrest und harter Arbeit zu strafen.

Anfangs 1783 legte die Compilations-Commission den ersten auf die Verbrechen bezüglichen Theil des Strafgesetzes vor, erhielt jedoch den Auftrag, ihre Arbeiten zu beschleunigen und das ganze Operat zu überreichen. Als darauf im Jahre 1786 der ganze Strafgesetz-Entwurf zu des Kaisers Sanction kam, traf Josef noch einige Aenderungen; z. B. ordnete er an, daß die Züchtigung mit Schlägen stets öffentlich geschehen müsse; daß Geldstrafen ganz unzulässig sind, „da der Reiche dieselben nicht empfinde, der Arme aber zugrunde gerichtet und die unschuldige Familie in Mitleidenschaft gezogen werde" (ein goldener Wahrspruch!); daß mit der Gefängnißstrafe stets öffentliche Arbeit verbunden werden müsse, weil der Verbrecher „das dem Publico abzudienen hat, womit er es beleidigt"; daß es auch als Menschenraub anzusehen sei, wenn Judenkinder entführt werden, um sie zu taufen.

Das so geänderte Strafgesetz wurde am 13. Jannar 1787 publicirt und ist, wenn es auch, den Strafbestimmungen nach, unserer Zeit als sehr hart erscheint, doch ein unleugbarer Fortschritt, namentlich in Bezug auf die Begriffsbestimmungen der Delicte gewesen. Unter Kaiser Leopold II. wurde die allzu große Strenge vielfach gemildert, dagegen trat unter Kaiser Franz II. namentlich gegen politische Verbrecher eine geradezu barbarische Uebung von Seite der Gerichtsbehörden ein; Todesstrafen, Ausnahmsgerichte und Kerkerstrafen unter den härtesten Erschwerungen waren an der Tagesordnung, was nur durch die öfter geübte Gnade des Monarchen paralysirt werden konnte.

Bevor wir in der Aufzählung der Josefinischen Strafgerichtspflege fortfahren, müssen wir einigen Einzelheiten, welche in den vorhergehenden Erörterungen Erwähnung fanden, eingehendere Besprechung widmen.

Der Narrenthurm war ein Bestandtheil des von Kaiser Josef gegründeten, am 16. August 1784 eröffneten k. k. allgemeinen Krankenhauses. Der Thurm, ein widerliches, kreisförmiges Gebäude mit 28 Zellen in jedem der fünf Geschoße, deshalb im Volksmunde der „runde Thurm" genannt, ist seit der Neugestaltung Wiens und der nach allen Richtungen immer mehr durchdringenden Humanität seiner früheren schauerlichen Bestimmung ledig geworden, und doch — wie furchtbar und unmenschlich muß vordem die Behandlung der Irren gewesen sein, wenn schon der Bau dieses schauerlichen Gefängnisses mit Recht als ein Fortschritt, als ein Akt der Menschenfreundlichkeit eines hochherzigen Monarchen gepriesen werden konnte!

Die Ursache war, daß man in der frühesten Zeit den Seelenstörungen einzelner Menschen fast gar keine Beachtung widmete; man sagte ganz einfach: „Der oder Die ist behext oder besessen!" und so entstanden die berüchtigten infamen Hexenprocesse, welche viele Tausende von Menschen beiderlei Geschlechts auf den Scheiterhaufen oder das Schafott führten. Wohl kämpften aufgeklärte Menschenfreunde, darunter mehrere Mitglieder der österreichischen Herrscherfamilie (so Erzherzog Sigismund von Tirol, Kaiser Maximilian I., auch Maria Theresia), dann viele Aerzte, Rechtsgelehrte, Geistliche u. s. w. gegen diese mörderischen Verfolgungen theils in ernster, theils in schlagender humorvoller Weise — leider vergeblich. Nur in einigen ganz besonderen Fällen gelang es ihnen, nicht selten nur mit Gefahr ihres eigenen Lebens, irgend einen Irrsinnigen als kranken Menschen darzustellen, der weder behext, noch vom Teufel besessen sei; aber das Endresultat war höchstens, daß derlei Geistesgestörte, deren

Benehmen alle Welt belästigte, in besonderen Abtheilungen der Siechenhäuser verwahrt wurden, wo diese Beschränkung der Hauptzweck war und sich zumeist Niemand um Gesundheitsbesserung oder gar um die Heilung kümmerte. Sie kamen in die „Tollstube" und waren vergessen.

Nach und nach wurden allerdings eigene „Tollhäuser" und „Narrenthürme" errichtet, man bemühte sich da wohl, die unglücklichen Irrsinnigen zu „heilen"; die bedeutsamsten Arzneimittel waren jedoch Ketten, körperliche Züchtigungen, Hunger, kalte Sturzbäder u. dergl. Trotzdem war dies wenigstens bereits der erste Schritt der Erkenntniß, und so dauerte es nicht lange, daß die Irrsinnigen als Kranke behandelt und deren Heilung als erster Zweck solcher Anstalten angesehen wurde.

Die immer weiter fortschreitende Humanität konnte nicht ohne Einfluß auf die Behandlung solcher Kranken bleiben, und so sehen wir, wie Kaiser Josef II. den unglücklichen Geistesirren zuerst ganz besondere Aufmerksamkeit widmet. Er erbaute im Jahre 1784 den „Narrenthurm", bald im Volksmunde seiner gugelförmigen Gestalt wegen auch „Kaiser Josef's Gugelhupf" genannt, und es ist von großem Interesse, mit welch' merkwürdiger Umsicht der unvergeßliche Menschenfreund die Details der Eintheilung dieser Krankenanstalt angiebt. Er richtete nämlich unter'm 10. April 1784 an Doctor Josef Freiherrn von Quarin, den Leiter des allgemeinen Krankenhauses, nachstehendes Schreiben:

„Lieber Doctor Quarin! Da ich die Uebersetzung der Irren aus dem Spanischen Spital (Rennweg) und Sanct Marx in das Irrenhaus zukünftigen Montag über acht Tagen, endlich den 19. dieses zugleich bei Anbruch des Tages veranlassen will, so überschicke ich Ihnen hierneben die Listen, die Ich mir von den in beiden Orten bestehenden Irren habe geben lassen.

Die zwölf Geistlichen, so roth bezeichnet ausgestrichen sind, werden von den Barmherzigen Brüdern übernommen und sind also in das Irrenhaus nicht mitzunehmen, sowie die elf Arrestanten aus St. Marx bei den Arrestanten verbleiben, und wegen der fünf Hinfallenden und sechzehn incurablen Männer und Weiber ich dem Grafen Bucquoy (Johann, geb. 1741, gest. 1803, Begründer der Armenversorgungs-Anstalten, Präsident der Oberdirection aller Stiftungssachen, Institute und frommer Vermächtnisse) aufgetragen habe, sie nach Ybbs oder Mauerbach sogleich zu übersetzen. Es fallen also in Allem von St. Marx 26 zu übernehmende Irre und vom Spanischen Spitale 43 aus, da die sieben genesenen Männer und drei Weiber entweder zu entlassen oder allda noch bis zu ihrer gänzlichen Genesung zu verbleiben haben.

Diese 109 Irren demnach folgendermaßen einzutheilen: 1. In die 28 Zimmer des obersten Stockes des Irrenhauses (runder Thurm) kommen aus dem Spanischen Spitale die drei Unreinen und die zehn von St. Marx zu zwei und zwei also, in sieben Kammern, jeder angeschmiedet. In den übrigen der 21 Kammern kommen von den 48 unruhigen 21 hinauf, jeder einzelweis.

2. In den darunter befindlichen niederen Stock kommen dann die übrigen 27 ebenfalls unruhigen und müssen auch einzelweis verbleiben. — 3. Der weiters tiefere Stock bleibt ganz leer. — 4. In den folgenden ersten Stock kommen die 40 ganz ruhigen und theilweise incurablen Männer sowohl von St. Marx als vom Spanischen Spital zu stehen und in jede Kammer zu zwei und zwei zusammen; es versteht sich jedoch von selbst, daß diese zwei und zwei Männer und Weiber immer von nämlichem Geschlechte zusammengesperrt werden. — 5. Die Kammern zu ebener Erde bleiben ebenfalls noch leer und werden diese zweien leeren Stöcke für die Militär-Irren oder Zuwachs reserviret, die noch kommen.

Auf diese Art ist die Eintheilung im Hause sogleich zu treffen, sowohl wegen der Krankenwärter, als Kost und alles übrigen nöthigen, damit an dem bestimmten Tage in aller Frühe von beiden Orten zugleich in's Haus eingezogen werde. In den beiden oberen Stöcken bleiben die Irren versperrt, können also nicht zusammenkommen und werden nicht herausgelassen. Von den unteren Stöcken, wo zwei und zwei beisammen liegen, werden wechselweise Männer und Weiber zu unterschiedlichen Stunden in den Hof hinabgelassen. Die zwei reservirten Stöcke bleiben einstweilen gänzlich versperrt.

Wien, am 10. April 1784. Josef m. p."

Für die damalige Zeit war dies allerdings ein großer Fortschritt, indeß heute würde der menschenfreundliche Monarch nicht nur keinen kerkerähnlichen Thurm mehr bauen, sondern den noch immer bestehenden, wenn auch seinem ursprünglichen Zwecke vollkommen entzogenen Thurm gewiß sofort niederreißen

Der Rabenstein. (Seite 910.)

lassen; noch weniger würde er eigens anbefehlen, die „Narren selbstverständlich" an Ketten zu legen. Die Neuzeit hat eben auch hier tiefeingreifende Reformen gebracht.

Es ist eine drollige Begebenheit aufbewahrt aus jenen Tagen, wo der „Narrenthurm" vollendet war und seiner neuen Insassen harrte. Es begab sich Kaiser Josef dahin, ließ sich im ganzen Gebäude herumführen und erkundigte sich bei dem ihn geleitenden Aufseher um alle Einzelheiten. Endlich fragte er auch, auf welche Weise man es machen werde, um die Narren in den zu ihrer Wohnung bestimmten Thurm zu bringen.

Der Aufseher, welcher übersah, daß der Kaiser zwischen ihm und einem seiner Begleiter ging, sagte harmlos: „Euer Majestät, das ist recht einfach. Der Aufseher geht dem Narren voraus, in der Mitte geht der Narr und zuletzt geht die Wache und so führt man ihn durch den engen Gang bis in seine Zelle." — Lachend erwiderte Josef: „Das geschieht also gerade, wie im Augenblick? Nun, wißt Ihr was — bis jetzt habe ich Euch lange genug den Narren gemacht, jetzt

stellt Ihr Euch in die Mitte." — Der Aufseher kam durch den Scherz des Kaisers in die größte Verlegenheit, allein das allgemeine Gelächter, zu welchem der Kaiser den Ton angab, enthob ihn bald derselben.

Was die öffentliche Arbeit in Bezug auf die Verbrecher betrifft, bestand dieselbe vornehmlich aus der Reinigung der Straßen, kurzweg das Gassenkehren genannt, welches Schauspiel den Wienern, wie auch in allen Städten der Monarchie, wo sich Strafhäuser befanden, zum ersten Mal Anfangs August 1782 geboten wurde. Es erschienen nämlich die wegen verschiedener Verbrechen zur Zuchthausstrafe verurtheilten Männer und Weiber, und zwar beide Geschlechter getrennt, in ihrem Strafhabit auf den Plätzen der inneren Stadt und den Vorstädten, um selbe zu reinigen. An und für sich würde diese Maßregel wenig Aufsehen erregt haben; was aber ganz Wien auf die Beine brachte, dieses Schauspiel sich mit anzusehen, war der Umstand, daß keinerlei Berücksichtigung des Standes obwaltete, sondern Cavaliere und hohe Staatsbeamte, welche wegen gemeiner Verbrechen zu Zuchthausstrafen verurtheilt worden, so gut wie der gemeine Strolch die Gassen zu kehren hatten.

Josef vermeinte damit der demoralisirten Generation und dem allerdings hübsch verkommenen Beamtenthum jener Tage, welch' letzteres sich besonders durch Bestechlichkeit und Defraudationen kennzeichnete, die öffentliche Schmach als „abschreckendes Beispiel" vorhalten zu müssen, und aus diesem Grunde verfügte er die strengste Behandlung der Gassenkehrer, wobei er nicht ermangelte, mittelst officiöser Kundgebung durch den Druck, den Effect beim Volke zu verschärfen. Es hieß darin, mit manchen recht ungustiosen Details, nämlich:

„In den hohlen Wällen der Festungswerke ist eine Art von Keller angebracht, wo das Licht von oben durch ein Loch, wie durch einen Kamin, äußerst sparsam einfällt. Gegen die Stadt ist das Vorzimmer, wo die Polizeisoldaten Wache halten. Auf der entgegengesetzten Seite sind dicke Mauern, welche in die Festungsgräben hinausgehen. Die Züchtlinge werden des Morgens zur Arbeit geführt und des Abends wieder dahin zurückgebracht. Wenn es Zeit ist zum Schlafengehen, so finden sie ihre Ruhestätte auf bretternen Pölstern. Längs an diesen Pritschen herunter geht eine starke in die Wand befestigte Stange, an die jeder einzeln angeschlossen ist. Muß einer in der Nacht seine Nothdurft verrichten, so läßt er sich durch seine Schlafgesellen ein Geschirr reichen, welches immer einer dem andern zubieten muß, so daß es die ganze Reihe durchläuft, wenn es der unterste bedarf, und eben diesen Weg geht es auch wieder zurück, wenn es ausgebraucht ist. Man kann sich nun schon einen Begriff von dem Geruche machen, der in diesen schwarzen Höhlen duftet."

„Die Kost dieser Leute beträgt auf den Kopf täglich vier Kreuzer, welche freilich nicht gar fett sein kann. Läßt sich's einer beifallen, auf der Straße einen Vorübergehenden anzubetteln, so wird der mitleidige Austheiler eingeführt; der zudringliche Bettler aber erhält bei seiner Nachhausekunft eine Tracht Schläge auf den Ort, wohin das ganze Jahr weder Sonne noch Mond scheint."

„Ihre Kleidung besteht aus leinenen Röcken, der Kopf ist geschoren und mit einem kleinen weißen Hütchen bedeckt. Im Winter bekommen sie eine Art von Mantel, der eine Kapuze hat, wie bei den Franziskanern, um sie über den Kopf nehmen zu können. An beiden Füßen sind sie geschlossen; um die eine Hand haben sie ebenfalls ein Band, welches vermittelst einer langen Kette an ihren Nachbar befestigt ist, so daß sie immer Paar und Paar gehen müssen. Muß einer den Tag über seine Nothdurft verrichten, so muß ihn sein unzertrennlicher Gesellschafter an den bestimmten Ort begleiten, wohin sie beide durch einen Polizeisoldaten mit entblößtem Degen geführt werden. — Uebrigens

herrscht auch in diesen Casematten Gewissensfreiheit; denn, wenn ein Jude, wie es bisweilen geschieht, unter der Gesellschaft ist, so ist er nicht gezwungen, Sonnabends Gassen zu kehren, folglich darf er nur fünf Tage arbeiten."

Die Gassenkehrerinnen waren im Zuchthaus untergebracht; sie bestanden zum Theil aus Verbrecherinnen, zum Theil aus Dirnen, welche wegen liederlichem Lebenswandel eingezogen worden waren. Man schnitt Allen die Haare kurz ab — was stets entsetzlichen Jammer abgab und welche Methode in mehreren, bereits höchst selten gewordenen Abbildungen auf die Nachwelt gebracht wurde — steckte sie dann in's Zuchthausgewand und trieb sie gruppenweise zum Gassenkehren. Indeß bestanden die Gassenkehrerinnen nur kurze Zeit; es verursachten nämlich die frechen Weiber auf öffentlichen Plätzen so viele Skandale und gaben derart öffentliches Aergerniß, daß Josef das Gassenkehren für dieselben einstellte, sondern sie im allgemeinen Krankenhause beim Wäschewaschen und zu den häuslichen Arbeiten im Zuchthause verwenden ließ.

Es kann wohl möglich sein — die Erzählungen des Volksmundes bergen ja stets ein Körnlein Wahrheit — daß, wie es heißt, die Ursache der Abschaffung des Gassenkehrens für Weiber in dem frechen Hohne lag, den eines Tages eine solche Dirne sich erlaubte, indem sie einer hohen Persönlichkeit, welche die Straße zu Wagen passirte, mit ihrem Besen militärische Honneurs erwies und „G'wehraus!" rief (nach anderer Version soll dies der Bankozettelfälscher Podstatzky gewesen sein), allein dies würde wohl die disciplinarische Bestrafung des betreffenden Züchtlings, doch kaum die Aufhebung verursacht haben.

Es fallen indeß in die kurze Epoche der Gassenkehrerinnen ein paar andere pikante Thatsachen. Kaiser Josef hatte im September 1783 ein Verbot, „Schnürbrüste" (eine Art Mieder) zu tragen, veröffentlicht, „da die schädliche Wirkung ihres Gebrauchs auf die Gesundheit und besonders den Wuchs des weiblichen Geschlechtes allgemein anerkannt ist". Mit diesem Verbote erlitten auch die sogenannten Bouffons (kleine Reifröcke, Crinolinen) ihr schmähliches Ende. „Da diese letzteren durch das vorne befestigte Eisen entweder schwangere Personen drücken oder ledigen Personen widrige Empfindungen zu verursachen pflegen, beiden Theilen aber schädlich sind", so wurden zu ihrer Herabwürdigung die zum Gassenkehren verurtheilten Weibspersonen damit bekleidet und dieser Putz hierdurch so lächerlich gemacht, daß diese Röcke sofort bei dem weiblichen Geschlechte verschwanden.

Es fehlte aber auch nicht an ergreifenden Scenen. Eine der rührendsten ist wohl die folgende. Auf dem Graben, im Eckhause der jetzigen Habsburgergasse, wo Schneidermeister Gunkel im ersten Stock sein großartiges Etablissement hat, wohnte der bereits erwähnte Hofrath Baron Kressel, einer der vertrautesten Rathgeber Kaiser Josef's. Der Hofrath pflegte des Morgens nach dem Frühstücke aus dem Fenster zu sehen und dabei sein Pfeifchen zu schmauchen. Alltäglich kehrten da die Züchtlinge, mit Ketten an Händen und Füßen und in Sträflingstracht, die Straßen.

Eines Tages war der Hofrath nicht wenig überrascht, als sich plötzlich ein wohlgekleideter Jüngling einem der Sträflinge ehrerbietig näherte und ihm mit Thränen in den Augen ehrfurchtsvoll die Hand küßte. Sogleich sandte er seinen Bedienten hinab und bat um dessen Besuch. Der Jüngling folgte dem Rufe. Als ihm der Hofrath die Frage stellte, ob er sich denn nicht schäme, öffentlich einem Zuchthäusler die Hand zu küssen, gab der edle junge Mann unter einem Strom von Thränen zur Antwort: „Herr, es ist mein Vater, dem ich Alles danke, was ich bin und habe!"

Der Hofrath fragte um des Jünglings Namen und berichtete alsbald den Vorfall an den Kaiser. „Ein Vater, der einen so braven Sohn erzogen hat,

kann kein grundlos verderbener Mensch sein — ich begnadige ihn!" war die ernste Antwort Josef's.

Kaiser Josef besuchte öfter selbst das Zuchthaus, wo die Sträflinge untergebracht waren. Gerne unterhielt er sich mit dem Verwalter desselben, einem alten ehemaligen Militär, und fragte ihn selbst um die geringsten Kleinigkeiten aus. Eines Tages wohnte er selbst der Amtshandlung bei, wo den liederlichen Dirnen die Haare abgeschnitten wurden, und begab sich darauf in die übrigen Räume. Bevor fragte er den Verwalter, wie die Anstalt beschaffen sei.

„Oh, sehr gut, Euer Majestät," war die Antwort, „nur ist sie voll von lauter Unschulden; ein einziger Bösewicht sitzt herin." — „Wie meint Ihr das, guter Alter?" — „Werden's schon sehen, Euer Majestät."

Kaiser Josef ging in die Arreste, fragte Jeden um den Grund seines Hierseins und — richtig! der Gefangenhausverwalter hatte Recht: Keiner verdiente sein Schicksal. Der Eine sagte, es habe ihn ein Freund verführt, der Andere wußte gar nicht, daß er überhaupt etwas verbrochen hätte, und so ging es durch die Bank fort. Nur zuletzt traf der Kaiser auf einen Sträfling, der sich ihm zu Füßen warf und ausrief: „Mein gnädigster Herr und Kaiser! Ich bitte demüthigst um Verzeihung für meine großen Vergehen, die ich jetzt mit verdientem Rechte abbüße!"

„Sehen S', Majestät, das ist der einzige schlechte Kerl herin, der mir alle andern Unschulden verdirbt!" rief mit komischem Ernste der Verwalter. — „Marsch hinaus mit ihm, und daß ich ihn nicht mehr in der Gesellschaft der Tugenden sehe!" erwiderte lächelnd der Monarch, und gab somit den reuigen Verbrecher seinem Familienleben wieder.

Im August 1784 führte Kaiser Josef für die schwersten Verbrecher eine entsetzliche Strafe ein — das Schiffziehen. Es war dies eine Nachahmung der in anderen Ländern üblich gewesenen Galeerenstrafe; wie die schweren Verbrecher in den Seestaaten an's Ruder geschmiedet wurden, so kettete man sie hier an die Donauschiffe, dort um zu rudern, hier um die Fahrzeuge stromaufwärts (statt der Pferde) zu ziehen. Es war dies eine jener Strafen, welche die Todesstrafe zu ersetzen hatten, und sie erfüllte diesen Zweck vollkommen, denn trotzdem die Verbrecher im Winter in Kerkern untergebracht waren und nur während der Dauer der Schifffahrt beim Schiffzug verwendet wurden, waren dennoch ihre Martern so groß, daß nahezu siebzig von hundert Verurtheilten in kurzer Zeit zugrunde gingen.

Den Schiffziehern wurde schlechte Kost, schlechte Kleidung und besonders schlechtes Trinkwasser zu Theil; jeder derselben hatte eine blecherne Flasche umhängen, die mit Donauwasser gefüllt war; unerträglich machte diese Strafe ferner der Umstand, daß die Unglücklichen während des Sommers nie unter Dach kamen. Jedem Schiffzieher wurde um den Hals ein eiserner Ring und um den Leib ein eiserner Reif geschmiedet, an dem letzteren war eine eiserne Stange befestigt, durch welche zwei bis fünf Sträflinge aneinander gefesselt waren, so daß alle miteinander stehen, gehen oder liegen mußten. Des Nachts waren sie gezwungen, auf der bloßen Erde unter freiem Himmel zu schlafen; es befanden sich nämlich auf jedem Schiffe nur ein paar Soldaten als Wache, und so wagte man nicht, die Sträflinge auf's Schiff zu nehmen, weil man Meutereien besorgte. Wenn sie beim Schiffziehen, was oft eintraf, bis auf den halben Leib durch das Wasser gehen mußten, konnten sie ihre Kleider auf dem Leibe trocknen lassen, weil sie selbe nicht auszuziehen vermochten. Auf Krankheit wurde keine Rücksicht genommen, an Arzneimittel war nicht zu denken; wenn Einer während der Arbeit hinsank, mußten ihn die Andern mit-

schleppen, bis man an einen Ort kam, wo ein Schmied war, der ihn losfeilte.

Der Schiffzieher war während des Tages der brennenden Hitze, während der Nächte der kühlen Abendluft ausgesetzt, selbst der Schlaf wurde ihnen von den Insekten verleidet und nicht selten waren manche von ihnen des Morgens in Folge der Mückenstiche im ganzen Gesichte geschwollen. Nimmt man dazu noch, daß die Aufseher und Antreiber die Ermatteten oder Faulen und Widerstrebenden reichlich mit Schlägen behandelten, so ist die große Sterblichkeit unter den Schiffziehern auf die natürlichste Weise erklärt.

Es bemühte sich der Kaiser die gar zu gräulichen Gefängnisse zu beheben. So wird erzählt, daß Josef bei einem Besuche der Festung Spielberg in Mähren, welche früher Staatsgefängniß und bis in die neueste Zeit noch der Haftort für schwere Verbrecher war, in ein solches entsetzliches unterirdisches Kerkerloch hinabstieg, nachdem er befohlen hatte, den Eingang fest zu verschließen und ihn erst nach einer vollen Stunde abzuholen.

Man vollzog genau den, bei schwerster Verantwortung gegebenen Befehl, und als der Monarch nach einer Stunde aus dem grauenvollen Loche hervortrat (Bild Seite 937), erschien er wohl festen Schrittes, mit aufrechter Haltung, aber er zeigte sich tief erschüttert und angegriffen. Die Haarschleifen hatten sich zum Theil losgelöst und hingen schlaff an den Seiten herab und die Stirne schien befeuchtet zu sein; das Auge jedoch blickte fest und ruhig.

In den Hofraum tretend und das Officiercorps gewahrend, das ihn bangend erwartete, wendete er sich an den Commandanten, von Herter, und sprach würdevoll und mit Hoheit: „Ich war der letzte lebendige Mensch in diesen Räumen; von nun an soll kein Gefangener des Spielberges mehr diese Schwelle überschreiten."

Es kann übrigens nicht in Abrede gestellt werden, daß Josef's II. Theorie häufig mit seiner Praxis in Conflict kam, und es war den Bemühungen des Staatsrathes nicht immer möglich, Widersprüche hintanzuhalten. Ende 1781 stellte er den ganz richtigen Grundsatz auf, daß die Landesverweisung gegen Inländer nicht durchführbar wäre, befahl aber trotzdem im August 1782, damit gegen galizische Juden vorzugehen, weil „man das galizische jüdische Bettelvolk mit allen Mitteln zu vermindern trachten" müsse; und mit Entschließung vom 31. Juli 1783 befahl er, daß alle Karmeliter-Mönche Galiziens, welche sich gegen bestehende Verordnungen verfehlt hatten oder sich als unruhige Köpfe bemerkbar machten, „außer Landes verschafft werden" sollten. Ebenso wurde Lucas Schiffer, Priester aus Bischofslack in Krain, 1784 und der Ex-Jesuit Alexander Galambos 1787, weil sie um Bewilligung des Uebertrittes zum Protestantismus gebeten hatten, des Landes verwiesen.

Vielfach wurde Josef II. angegriffen wegen seiner persönlichen Entscheidungen in Straffällen und wegen der Härte derselben. Unserer Zeit — welcher freilich der Begriff der göttlichen Vorschriften, die unter andern auch den Monarchen zum Herrn über Leben und Tod des Verbrechers machen, so ziemlich abhanden gekommen ist — erscheint ein solches Eingreifen des Herrschers in die Strafrechtspflege als etwas ganz Unverständliches, und wenn wir schon eine solche wahrnehmen, so ist es eben zur feststehenden schönen Uebung geworden, daß sich dieselbe nur als ein Ausfluß der Milde und Gnade bemerkbar macht; aber es trennen uns eben fast hundert Jahre von jenen Entscheidungen Josef's, und wenn wir uns erinnern, in welcher Weise sein berühmter Zeitgenosse Friedrich II. in den ihn persönlich berührenden Civilprozeß mit dem Müller Arnold eingreift, wenn wir erwägen, daß in Frankreich noch die Zeit der lits de justice (königliche Befehlserklärungen im Parlament) und der

lettres de cachet (unausgefüllter Verhaftsbefehle) war, wenn wir wissen, in welcher Weise selbst in England unter Georg III. Cabinetsjustiz getrieben wurde, so werden wir bald von unserem modernen Competenzbedenken zurückkommen.

Daß Josef's Entscheidungen meist sehr hart waren, ist richtig; er huldigte eben in dieser Beziehung einem der humanen Auffassung unserer Zeit ganz unverständlichen Principe, daß nämlich ein schwerer Verbrecher jeden Anspruch auf Schonung verloren habe und gewissermaßen als warnendes Exempel dienen müsse. Der Kaiser giebt dies in einer Entscheidung vom 9. October 1786 über die zwei Anführer ungarischer Räuberbanden deutlich zu erkennen: „Die Todesstrafe macht nie diejenige Wirkung, welche eine anhaltende strenge Arbeit und Strafart nach sich ziehen, da sie geschwind vorbeigeht und vergessen wird, die andere aber dem Publikum lange unter den Augen bleibt. Danach sollen die Anführer der Aráder Räuber gebrandmarkt, geprügelt, zum Schiffziehen oder zur Kettenstrafe verurtheilt werden. Dies wird weit abspiegelnder sein, als die Todesstrafe."

Im Widerspruch damit steht die Bestätigung des Urtheils gegen den bekannten Mörder Zahlheim (dessen schon Seite 788 Erwähnung geschehen), welcher wegen des an Josefa Ambrok begangenen Raubmordes am 10. März 1786 nach vorausgegangener Zwickung mit glühenden Zangen auf dem „Rabenstein" (Hinrichtungsstätte in der Roßau, Bild Seite 913) gerädert wurde. Josef kommt, wie wir sogleich sehen werden, bei einer anderen Gelegenheit auf dieses von ihm bestätigte Urtheil in einer Weise zurück, welche beinahe annehmen läßt, daß er den Tod für die mildere Strafart ansah.

Der Bauernknecht Paul Reininger in Steiermark hatte innerhalb sieben und ein halb Jahren sechs Mädchen unter den abscheulichsten Thatumständen ermordet. Auf den Antrag zur Todesstrafe resolvirte der Kaiser am 15. Juni 1786 Folgendes: „Zahlheim und dieser Bauer sind, was das Beispiel anbelangt, unterschiedlich zu betrachten und so auch in der Strafart. Dieser Bösewicht ist auf dem Richtplatz zu brandmarken, drei Tage hintereinander mit hundert Stockstreichen zu belegen, zu ewigem Kerker anzuschmieden, auf Wasser und Brot zu beschränken und alle Vierteljahre vor dem Schlosse in Graz in Angesicht aller anderen Sträflinge abzustrafen." Derartige Tendenzen waren durch Weglassung der Todesstrafe scheinbar milder, liefen aber auf eine langsame Tödtung des Verbrechers hinaus und waren nur Producte der auch heute noch nicht ganz überwundenen Abschreckungstheorie.

Therese Schlüßl oder Skoda aus Preßburg, hatte 1787 ihre Eltern und ihr Kind vergiftet und ihren Mann, den Zimmermeister Josef Skoda, mit Hilfe ihres Geliebten Franz Neumahr erwürgt. Die ungarischen Gerichte erkannten auf Zwickung mit glühenden Zangen, Abschlagung beider Hände und Enthauptung; es riethen alle Instanzen unter directer Hinweisung auf Zahlheim die Bestätigung dieses Urtheils an; aber der Kaiser, welchem ihre Schuld größer schien, verurtheilte sie zu lebenslänglicher Anschmiedung bei Wasser und Brot und zu dreitägiger Züchtigung mit fünfzig Stockstreichen beim Strafantritte.

Nebenbei bemerkt, war ihr Mithelfer schon bei der zweiten körperlichen Züchtigung mit fünfzig Karbatschhieben erlegen, die Verbrecherin aber überdauerte nicht nur die dritten fünfzig, sondern auch die schwere Kerkerstrafe in Eisen und Banden, wie das wöchentlich zweimalige Fasten beinahe volle drei Jahre, bis zur Krönungszeit des Kaisers und Königs Leopold II. im Jahre 1790, wo sie, im Wege kaiserlicher Begnadigung von Banden und Fasten frei, in leichtere Haft gebracht wurde. Seitdem lebte sie im Preßburger Stadthause, in welchem

sie zum Waschen der Arrestantenwäsche, zur Bedienung der Gefangenen und sonstigen Arbeiten im Innern des Hauses verwendet und von jener leichteren Haftzeit an, besonders in den späteren Jahren besser als gewöhnliche Gefangene verpflegt wurde. Sie war mit geringer Ausnahme stets gesund, allezeit reinlich gekleidet und sehr rüstig. Sie starb am 13. Februar 1848, nachdem sie beinahe zweiundsechzig Jahre im Arreste zugebracht, in ihrem 85. Lebensjahre.

Von der durch Josef eingeführten (bereits Seite 916 detaillirten) Strafe des Schiffziehens entwirft die oberste Justizstelle in einem Berichte vom 27. Juni 1787 eine haarsträubende Schilderung, welche auf des Kaisers Befehl veröffentlicht werden mußte. Es hieß da, daß von 46 Sträflingen, welche im vergangenen Jahre zum Schiffziehen abgegeben worden seien, sich nur mehr sechsundzwanzig am Leben befänden; man nöthige die durch Entbehrungen „ausgemergelten" Sträflinge durch Moräste und Untiefen mit dem halben Leibe im Wasser die Schiffe aufwärts zu ziehen, und wenn sie vor Erschöpfung umfallen, lasse man sie liegen u. s. w. Wenn nun auch so Manches dabei tendenziös übertrieben ist, bleibt jedenfalls diese Strafart eine äußerst barbarische.

Vielfache Angriffe fanden Josef's Entscheidungen, wenn sie Personen aus den bevorrechteten Classen trafen. So geschah es z. B. beim Processe des Oberstlieutenants der ungarischen Leibgarde Ladislaus (nach andern Samuel) von Szekely in Wien.

Diesem unglücklichen Manne war noch von Maria Theresia die Verwaltung der Gardecasse übertragen worden, obwohl derselbe dagegen Vorstellungen gemacht und erklärt haben soll, daß er gar nichts vom Rechnungswesen verstehe. Die Kaiserin fand aber wahrscheinlich darin sogar einen Grund zu desto größerem Vertrauen und erließ ein Handbillet, worin sie „bei dem Szekely, als einem bekannten treuen Mann", sogar den doppelten Verschluß der Casse, die sogenannte Gegensperre, für unnöthig erklärte.

Szekely überließ nun die Schlüssel und die ganze Cassenverwaltung dem königlich ungarischen Leibgarde-Oberlieutenant und Rechnungsführer Karl Nepomuk von Lackner (geb. 1738, gest. 1784) und gestand, als die Sache zur Untersuchung kam (1786), ganz offenherzig, daß er die Rechnungen, die ihm der nunmehr verstorbene Lackner vorgelegt, nie durchgesehen habe. Dieselbe Nachlässigkeit theilte jedoch auch der Fürst Nikolaus Eszterhazy (geb. 1714, gest. 1790), welcher in seiner Eigenschaft als Capitän der Leibgarde die genaueste Aufsicht über Alles hätte führen sollen, was das Gardecorps anging, und welcher nie eine Rechnung forderte und nie eine Cassenprüfung vornehmen ließ. Noch mehr aber machte sich die ungarisch-siebenbürgische Hofkanzlei verantwortlich, indem auch sie nicht daran dachte, sich um das Rechnungs- und Cassenwesen des Corps zu bekümmern, wie es ihre Pflicht gewesen wäre.

Man sagt, daß Lackner einen seine Verhältnisse weit übersteigenden Aufwand gemacht hätte und es scheint, daß Szekely selbst die Anzeige von der bei der Gardecassa herrschenden Unordnung gemacht habe. Kurz, es wurde 1786 eine Untersuchung vorgenommen, bei welcher sich ein Defect von 97.000 Gulden herausstellte, und darauf sogleich Kriegsrecht über den fast achtzigjährigen Greis gehalten.

Es wird behauptet, daß gegen Szekely gar kein specieller Verdacht vorhanden gewesen sei, daß er selbst Geld aus der Casse genommen habe und daß man nur aus dem Abgange selbst geschlossen habe, Szekely, der nicht beweisen könne, es habe ein Anderer das Fehlende veruntreut, müsse selbst für den Urheber der Veruntreuung angesehen und als solcher bestraft werden.

Danach lautete das „Erkenntniß" (Gutachten) des Kriegsrechts auf sechsjährige Gefangenschaft in einer Festung. Dieses mußte nach damaliger Verfassung an den Hofkriegsrath zur Bestätigung eingesendet werden und dieser verschärfte die Strafe auf acht Jahre Festungsarrest. Doch nicht genug, der Hofkriegsrath mußte das Erkenntniß dem Kaiser vorlegen und dieser verfügte darauf eine nochmalige viel schwerere Schärfung: „Szekely ist ohneweiters zu cassiren, des Militärstandes unfähig zu erklären und dem civili zur Bestrafung zu übergeben, wo er nachher in loco delicti (am Thatorte), nämlich in Wien, drei Tage hintereinander alle Tage zwei Stunden auf der Bühne (Pranger) auf dem Hohen Markt zum erspiegelnden Beispiel zu erstehen hat. Die ihm zuerkannte achtjährige Arreststrafe will ich ihm aus Gnaden wegen seines Alters bis auf vier Jahre vermindern, diese hat er in dem Civilstrafort Szegedin, der für

Marschall Lascy. (Seite 939.)

Hungarn besteht, mit der gewöhnlichen Atzung, wie andere Delinquenten auszuhalten."

Gegen diese Resolution wurde dem Kaiser wiederholter Vortrag erstattet und ihm vorgestellt, daß dem Szekely kein eigener Eingriff in die Casse nachgewiesen, die Strafe also unverdient, den Gesetzen und der Gerechtigkeit widersprechend sei. Darauf erging aber eine zweite Resolution folgenden wörtlichen Inhalts: „Ein jeder unrichtiger Cassenbeamter kann, wie Szekely, sagen, er wüßte nicht, wo das Geld hingekommen ist, wenn er es auch gestohlen hatte. Sobald als Geld, besonders eine so ansehnliche Summe wie diese von 97.000 Gulden, in der Casse sich nicht befindet, so stehet es nicht mehr dem Richter zu, ihm zu beweisen, daß er es entfremdet hat, sondern ihm steht es zu, zu beweisen, daß er es nicht entwendet hat, und sobald er dies nicht beweisen kann, so bleibt er ein Dieb. Es ist also ohneweiters die Sentenz gegen ihn, sobald er kassirt ist, also aufhört, Militär zu sein, zu

vollziehen und ihm das Zettel als untreuer Beamter anzuhängen." Diese Strafe wurde auch an ihm vollzogen.

Ein noch größerer Sturm des Unwillens in den betroffenen Klassen erhob sich bei Gelegenheit des Processes gegen den jungen Grafen Franz Anton Podstatzky (geb. 1754), dem Sohne des ehemalig bevollmächtigten Ministers in Bayern, geheimen Rathes, bis 1782 Gubernial-Präsident der inner-österreichischen Lande, Alois Ernst Graf Podstatzky, welcher im Jahre 1762, nach Absterben des letzten Grafen von Liechtenstein und Castelcorn dessen Namen und Wappen dem eigenen erblich angefügt hatte. Podstatzky hatte, durch seinen eigenen Kammerdiener, der ihn später verrieth, verleitet, falsche Banknoten zu fabriciren gesucht, um die für seinen lockeren Lebenswandel erforderlichen Summen sich zu verschaffen. Er wurde zur öffentlichen Zwangs-

Wolfgang Amadeus Mozart. (Seite 956.)

arbeit verurtheilt und mußte in Wien selbst, im Züchtlingsgewande, mit geschorenem Haar, an der Kette wie alle andern, die Straße kehren, während der Vater nach wie vor beim Kaiser in hoher Gunst stand und an der Hoftafel speiste.

Gewiß ist die Ausstellung am Pranger, wie das öffentliche Straßenkehren, welches früher nur für liederliche Frauenzimmer als Strafe üblich, später auf andere Sträflinge ausgedehnt wurde, als das Ehrgefühl ganz ertödtend, entschieden zu mißbilligen; daß aber Josef, wenn diese Strafart schon einmal bestand, keine Ausnahme aus Standesrücksichten machte, ist nur ein Beweis seines hohen Gerechtigkeitsgefühles. Nicht an seinen Reformen an sich, sondern weil sie keine Rücksichten auf Standes-Privilegien kannten, nahm man daran vielfältig Aergerniß.

Was die Civilrechts-Gesetzgebung betrifft, so war das erste davon zutage tretende Werk: die allgemeine Gerichtsordnung, welche schon

unter Maria Theresia in Angriff genommen worden war. Bedenken gab es im Jahre 1781 nur mehr bezüglich des Eides. Der Präsident der Compilations-Commission, Regierungsrath Prosper Graf Sinzendorf (geb. 1751, gest. gefürstet 1822), war dafür, die Eidesleistung ganz aufzuheben, die falsche Aussage an sich aber schon als strafbar zu erklären; man solle die Menschen nicht dadurch verleiten, den Namen Gottes eitel zu nennen; da der Eid als Zwangsmittel zur Erpressung der Wahrheit angewendet, ein Grad der Tortur, zudem aber immerhin ein zweifelhaftes Beweismittel sei. Josef, welcher sich anfänglich dieser Auffassung zuneigte, entschied dann doch im Sinne des Fürsten Kaunitz und des Grafen Hatzfeld, welche für Beibehaltung des Eides eintraten, und am 1. Mai 1782 erfolgte die Publication der neuen Gerichtsordnung.

Nachdem noch mit Entschließung vom 12. April 1781 der besondere Gerichtsstand der Geistlichkeit aufgehoben war, wurde auch an die Weiterführung des schon unter Maria Theresia begonnenen bürgerlichen Gesetzbuches die Hand gelegt, von welchem jedoch unter Josef II. nur der erste Theil vollendet wurde, während das Ehe- und Erbpatent, welche dann zum größten Theile dem jetzt in Kraft bestehenden bürgerlichen Gesetzbuch einverleibt wurden, besonders erflossen.

Vornehmlich das Ehepatent war Gegenstand verwickelter und langer Berathungen. Das Eherecht war schon durch das Decret vom 4. September 1781 dem päpstlichen Einflusse entgegen, indem die Bischöfe ermächtigt wurden: „die k. k. Vasallen und Unterthanen von kanonischen Ehehindernissen, welche nicht im göttlichen oder Naturrechte begründet sind, jure proprio (von eigenen Rechtes wegen) zu dispensiren". Den von Pius VI. in Wien gepflogenen Verhandlungen trägt die Verordnung vom 11. Mai 1782 Rechnung, welche besagt, daß es den Bischöfen gestattet sei, für gewisse Fälle die Dispensationsgewalt, jedoch für ihre ganze Lebenszeit vom heiligen Stuhle einzuholen, daß sie sich jedoch in den zu ertheilenden Dispensen auf diese päpstliche Ermächtigung nicht berufen dürfen. Im Falle zu naher Verwandtschaft werde der Kaiser von Fall zu Fall die Einsendung der Dispensationsgesuche nach Rom gestatten.

Die mit Patent vom 30. August 1782 erfolgte Aufhebung der Eheverlöbnisse war eine natürliche Folge der Theresianischen Gesetzgebung. Dagegen stieß das eigentliche Ehepatent vom 16. Januar 1783 auf energischen Widerstand. Cardinal-Erzbischof Migazzi reclamirte gegen die Bezeichnung der Ehe als „bürgerlichen Vertrag", wogegen Martini im Staatsrath bemerkte: „nicht Dogmen, sondern nur Disciplinargesetze der Kirche würden durch das Ehepatent außer Kraft gesetzt und dazu sei der Staat berechtigt". Als man auf Einrathen des Staatskanzlers Kaunitz ein Anerbieten des Erzbischofs zurückwies, die Gläubigen dahin verständigen zu wollen, daß durch das Patent nur die äußeren Rechtsverhältnisse der Ehe geregelt, deren Charakter als Sakrament jedoch unangetastet bleibe, erließ derselbe ein Rundschreiben an seinen Clerus, sich bei Eheschließungen nur an die kirchlichen Gesetze zu halten, wogegen eine General-Verordnung des Kaisers vom 11. September 1783 die stückweise Commentirung (Erläuterung) des Ehepatents streng untersagte und die Seelsorger verpflichtete, dasselbe ganz und ohne jede Anspielung oder Hervorhebung der streitigen Punkte in den Kirchen zu verlesen.

Diesem kirchlichen Widerstande gegenüber ward die Einführung der obligatorischen Civilehe angeregt. Da sich jedoch dagegen gewichtige Bedenken erhoben, verordnete der Kaiser am 2. November 1784, daß, da das Ehepatent blos den civilrechtlichen Charakter der Ehe, nicht aber das Sacrament betreffe, kein Pfarrer verhalten sei, die Trauung unter ausdrücklicher Berufung

auf eine vorausgegangene Dispens vorzunehmen. Die in dieser Entscheidung liegende Voraussetzung, auf diese Art den Widerstand des Clerus zu umgehen, war aber falsch, und man kam damals so wenig, wie später, aus der Klemme zwischen dem civilrechtlichen Vertragscharakter und der sacramentalen Weihe der Ehe hinaus.

Der Kaiser schien sich über diese allerdings sehr heikle Frage selbst nicht ganz klar zu sein und vielleicht wirkte das auch mit bei dem Bescheid, welchen er einer Dame gab, die unter den mannigfachen Anklagen seine Einmischung behufs Scheidung von ihrem Gatten zu erlangen suchte. Josef erwiderte ihr endlich, nachdem er sie schon mehrmals auf den Rechtsweg gewiesen hatte und sie sich auch darauf berief, daß der Mann sie geschlagen habe: „Das ist wohl schlimm, aber es geht mich nichts an." Jetzt glaubte sie den letzten Trumpf ausspielen und vertraute dem Kaiser, daß ihr Gatte sich unehrerbietige Ausdrücke gegen ihn selbst erlaubte. Josef zuckte die Achseln und meinte: „Das ist wieder schlimm, aber — es geht Sie nichts an."

Von einer gewissen Bedeutung auch für die Neuzeit ist die Berathung und Beschlußfassung über die Wucherfrage, deren schwankende Behandlung in Oesterreich sich weniger nach den wohl feststehenden wissenschaftlichen Principien zu richten, sondern von der durch momentane wirthschaftliche Zustände beeinflußten Stimmung abzuhängen scheint.

Im Frühjahr 1782 drang die Compilations-Commission auf Aufhebung der Wuchergesetze vom 26. April 1757 mit der ganz richtigen Begründung, daß die gefährlichsten Wucherfälle meist unentdeckt blieben, nur geringfügige Fälle, in welchen das Strafverfahren dem leichtsinnigen und unehrlichen Schuldner ein wohlfeiles Rachemittel an die Hand gebe, zur Anzeige kämen, daß das mit den Wuchergesetzen angedrohte Straf-Risico nur die vom Schuldner zu leistende Prämie erhöhe u. s. w. Im Staatsrathe war jedoch noch die Mehrheit für die Wuchergesetze, man berief sich sonderbarerweise darauf, daß der Wucher gegen die Kirchengesetze sei (was entschieden richtig ist, aber man sprang doch sonst eben nicht sorgsam mit diesen Gesetzen um), ferner daß man den Staatsbürger in seinem Vermögensstande schützen müsse und auch Handel, Industrie und der Staatscredit unter dem Wucher litten.

Josef resolvirte daher am 26. April 1782: „Da die Aufhebung der Wucherpatente bei gegenwärtigen Umständen noch nicht zeitgemäß ist (heute bezeugt die Wiedereinführung des aufgehobenen Wuchergesetzes noch immer seine Nothwendigkeit), so hat dieser Vorschlag einstweilen noch auf sich zu beruhen und ist bei der Compilations-Commission zu reponiren (zurückzulegen)." Am 1. November 1782 wurde sogar die Republication des Wuchergesetzes angeordnet; Josef aber schien schon schwankend und warf im Staatsrath die Frage auf, zuerst wäre vor Allem festzustellen: Was ist Wucher? Aus Anlaß scandalöser Wucherfälle in Wien erstattete 1786 die Compilations-Commission einen neuerlichen motivirten Bericht an den Kaiser, in welchem ausgeführt wurde, daß an solchen Vorgängen nur die Wuchergesetze selbst Schuld trügen, da sie das Creditfinden erschweren. Obwohl sich auch jetzt im Staatsrath Opposition erhob und Hatzfeld für die Beibehaltung der Bestrafung des Wucherers, aber auch des muthwilligen Verschwenders und Schuldenmachers eintrat, erfolgte doch mit Patent vom 29. Februar 1787 die Außerkraftsetzung der Wuchergesetze mit der Beschränkung, daß Darlehen zu mehr als fünf Procent nicht intabulirt werden und die Gerichte keine Erkenntnisse darüber fällen durften.

Eine merkwürdige Entschließung des Kaisers ist jene vom 7. Mai 1781 über die Abkürzung der Geschäftsaufsätze und des Curialstiles (Kanzleischreibart), deren Nützlichkeit nur Jener vollkommen einsehen kann,

welcher sich je vergeblich bemüht hat, aus der auch jetzt üblichen krausen Gerichtssprache den eigentlichen Sinn zu enträthseln. Der Erlaß lautet: „Den Advocatens-Agenten sind die Formen mit Abkürzungen der Bittschriften sowohl per Circulare, als durch die bei dem Protokoll-Exhibitorium (Einreichungsstelle) angehängte Tafel zu bedeuten und bei Uebertretung selbe gradatim (allmälich), ohne Zurückhaltung der Bittschriften, durch Ermahnungen, Verweise, endlich auch gemäßigte Geldstrafen zur Befolgung anzuhalten. Den Nutzen dieser Anordnung in einem kleinen Werke dem Publikum vorzulegen, kann dem Sonnenfels, überlassen werden."

Diese Verordnung ist gewiß ein glänzender Beweis für die tiefe Einsicht welche der Kaiser in die praktischen Bedürfnisse des Volkes hatte.

Die Zustände in Ungarn und der Wallachen-Aufstand.

In Ungarn lagen die Verhältnisse wesentlich anders als in den Niederlanden, wenn sich auch gegen das Ende der Regierung Josef's II. derselbe Geist des Widerstandes zeigte. Jene beiden Classen, welche den Aufstand und Abfall der belgischen Provinzen fast allein verursachten, die Geistlichkeit und der Bürgerstand, waren in Ungarn fast machtlos, und wenn die Bischöfe auch gegen einzelne kirchliche Maßregeln protestirten, so blieb doch die große Masse davon unberührt und unaufgeregt, der Mittelstand, das Bürgerthum aber war, insoferne überhaupt eines damals in Ungarn bestand, machtlos.

Dagegen aber erwuchs den Reformen Josef's ein furchtbarer Feind in dem zahlreichen und mit Ausnahme der Magnatentafel alle öffentlichen Versammlungen beherrschenden Comitatsadel, welcher abseits der modernen Bildung, Mißtrauen gegen die Aufklärungsversuche zeigte, sich durch die neue Steuerregulirung in seinen Privilegien geschädigt fühlte und durch die Verwaltungsreform seinen politischen Einfluß untergraben sah. Der hohe Adel, welcher die Bildung seiner Zeit vollkommen in sich aufgenommen hatte, gehörte fast durchaus zu Josef's Anhängern, und man findet unter den Functionären aus dieser Zeit die Namen der ältesten Magnatengeschlechter. Der Einfluß des niederen Adels jedoch, welcher unmittelbar auf das Volk wirkte, war ein übermächtiger und ist ja auch heute noch nicht zu unterschätzen, wie sich aus dem Widerstand gegen eine Umformung der als veraltet und schlecht erkannten Comitats-Wirthschaft klar zeigt.

Im Beginne der Regierung Josef's II. beurtheilte man in der Umgebung des Kaisers die Verhältnisse in Ungarn ziemlich richtig. Als es sich 1782 um Einführung des „geistlichen Oeconomats" handelte, machte der Hofkanzler Franz Graf Eszterhazy darauf aufmerksam, daß durch diese Maßregel bestehende Gesetze und die ungarische Verfassung verletzt würden, und er berief sich dabei auf den kaiserlichen Befehl vom 25. December 1781, den Monarchen stets auf Differenzen zwischen den in publico ecclesiaticis erlassenen Verordnungen und der ungarischen Verfassung aufmerksam zu machen. Baron Kressel als Präsident der geistlichen Hofcommission meinte, es wäre viel besser, wenn man mit Ungarn nichts zu thun habe, Collisionen seien nicht zu vermeiden und zudem bleibe die stricte Durchführung ergangener Anordnungen immer zweifelhaft. Daher sprach man sich allgemein dafür aus, daß man vorläufig Ungarn von den Reformen möglichst unberührt lassen solle.

Josef II. fügte sich anfänglich wohl, war aber offenbar durch diesen ersten Widerstand, welchen die Maßregeln betreffs des geistlichen Vermögens fanden, erbittert und gegen das Argument einer Verletzung der ungarischen Verfassung nicht lange empfänglich, da dasselbe von der Hofkanzlei bei jeder Gelegenheit, auch wo es nicht am Platze war, ausgenützt wurde. Nicht allein daß er gegen die Hofkanzlei und die von derselben bei allen Gelegenheiten angerufene Verfassung eingenommen wurde und später wirklich begründeten Vorstellungen kein Gewicht mehr beilegte, er gab auch dem Staatsrathe durch Berufung von Eger und Izdenczy ein seinen Ansichten entsprechenderes Gepräge.

Namentlich stieß die Verordnung vom 26. Mai 1784 über die Einführung des Deutschen als Amtssprache auf allseitigen Widerstand. Angebahnt wurde diese Maßregel schon unter Maria Theresia, nur in vorsichtigerer Weise, als es Josef's Reformdrang entsprach. Bei den Schulreformen wurde stets der Wichtigkeit der deutschen Sprache für den Verkehr gedacht und ein Hofdecret vom 20. Juni 1774 bestimmt unter Nachweisung, wie nützlich die Kenntniß derselben für Jedermann sei, daß alle für die Seelsorge heranzubildenden Cleriker auch im Deutschen unterrichtet werden sollen. Thatsächlich war auch schon in den höheren Ständen und im Geschäftsverkehr fast nur das Deutsche im Gebrauch.

Dieser langsame Fortschritt war jedoch nicht nach Josef's Geschmack und so entstand jene Verordnung, welche durch manche Wendung das Nationalgefühl empfindlich verletzte und sonderbarerweise gerade der erste Anstoß zu größerer Pflege der ungarischen Sprache war. In der Einleitung zu diesem Erlasse heißt es: „Der Gebrauch einer todten Sprache, wie die lateinische ist, in allen Geschäften zeigt genugsam, daß die Nation noch nicht einen gewissen Grad der Aufklärung erreicht habe, indem es zum schweigenden Zeugnisse dient, daß entweder die Nationalsprache mangelhaft sei oder daß kein anderes Volk in derselben lesen und schreiben kann und daß einzig und allein Diejenigen, welche sich dem Studium der lateinischen Sprache gewidmet haben, im Stande sind, ihre Gesinnungen schriftlich zu äußern" u. s. w. Weiter heißt es: „Wie viele Vortheile aber dem allgemeinen Besten zuwachsen, wenn nur eine einzige Sprache in der Monarchie gebraucht wird und wenn in dieser allein die Geschäfte besorgt werden, daß dadurch alle Theile der Monarchie fester untereinander verbunden und die Einwohner durch ein stärkeres Band der Bruderliebe zusammengezogen werden, wird ein Jeder leicht einsehen und durch die Beispiele der Franzosen, Engländer und Russen davon hinlänglich überzeugt werden. Und wie nutzbar muß es hauptsächlich für Ungarn werden, wenn sie ihre Zeit nicht mit der Erlernung so vieler Sprachen, die im Reiche üblich sind, verderben müssen, wenn sich selbst der größere Theil durch den Gebrauch der deutschen Sprache der Monarchie sowohl zu vaterländischen als zu auswärtigen Geschäften und zu den anzutretenden Aemtern geschickt machen kann." Im Verfolge wurde die deutsche Sprache statt der lateinischen als Amtssprache erklärt, mit der Bestimmung, daß zur gänzlichen Durchführung dieser Maßregel eine Frist von drei Jahren festgesetzt werde, nach welcher Zeit alle Geschäfte und Processe in deutscher Sprache geführt werden müssen; „hienach wird Niemand in seinem Amte, was es immer für eines sei, in Dicasterien, bei den Comitaten oder in der Kirche zugelassen werden, wenn er der deutschen Sprache nicht mächtig ist".

Die ungarische Hofkanzlei veröffentlichte diesen Erlaß mit Rescript vom 11. Mai 1784, bezeichnete denselben jedoch geradezu als verfassungswidrig und stellte einen allgemeinen energischen Widerstand in Aussicht. Im Staatsrathe

ließ man sich auf die Frage der Gesetzlichkeit nicht ein, aus Gründen der Zweckmäßigkeit wurde jedoch eine Erstreckung der Fristen und milde Anwendung empfohlen „bis sich die Comitatsbeamten und Advocaten die Fähigkeit der deutschen Amtirung erworben haben". Der Kaiser ließ sich durch diese Anschauungen jedoch nicht beeinflussen und beantwortete die Vorstellungen der Hofkanzlei am 17. September 1784 in einem scharfen Erlasse, in welchem er die Einberufung eines Landtages verwarf und die ihm vorgestellten Folgen als „Seifenblasen" erklärte. Thatsächlich liefen aber von allen Comitaten heftige Protestationen ein, in welchen wiederholt die Einführung der deutschen Sprache als Bruch der Verfassung bezeichnet wurde.

In das Jahr 1784 fiel der Aufstand der Wallachen in Siebenbürgen, welcher den Adel noch mehr erbitterte, da er, wenn auch ganz ohne Verschulden der Regierung, doch unleugbar durch die Urbarial-Reformen Josef's den ersten Anstoß bekam.

Die Gährung unter den wallachischen Bauern wurde durch ihre vollkommen rechtlose Stellung hervorgerufen und durch übertriebene Vorstellungen von ihren historischen Erinnerungen als Abkömmlinge der Römer noch genährt. Im Herbste 1784 fanden schon Zusammenrottungen statt, man verweigerte alle Dienste und schenkte den kaiserlichen abmahnenden Erlässen keinen Glauben, da dieselben von den Edelleuten gefälscht seien. Bald fand sich auch ein Anführer in dem gewesenen Soldaten Horja, welcher im gleichen Jahre in Wien war, um sich über die Ungerechtigkeit der Behörden zu beklagen und nach seiner Rückkunft über Befehl des Stuhlrichters unmenschlich geprügelt worden war. Der erbitterte Bauer versammelte am 1. November eine Anzahl von Wallachen, zeigte sich ihnen mit einer Kette und einem ihm angeblich verliehenen Bilde behangen und las ihnen aus einem mächtigen Patente vor, daß der Kaiser beschlossen habe, sie von der Tyrannei der Edelleute zu befreien, zu freien Menschen zu machen und ihn mit der Durchführung dieser Aufgabe betraut habe. Ein Versuch, sich seiner zu bemächtigen, mißglückte, die Panduren wurden erschlagen, und nun begann unter entsetzlichen Gräuelscenen eine Rachezug der wilden Horde. Das Eigenthum der Edelleute wurde verwüstet, die Schlösser niedergebrannt, die Besitzer aber unter den fürchterlichsten Martern getödtet. Schon nach wenigen Tagen war die Zahl der Aufständischen auf 5000 gestiegen, wobei Horja ihnen immer mehr die Ueberzeugung beibrachte, er handle auf Befehl des Kaisers und sei von demselben ermächtigt, folgende Maßregeln zu verkündigen:

1. soll der Adel aufgehoben werden und die kaiserlichen Dienste Jedermann freistehen; — 2. solle künftig allen Besitzern die Contribution in gleichem Maße auferlegt werden und 3. die adeligen Grundstücke unter die Bauern vertheilt werden.

In Wien faßte man, obwohl die strengsten Maßregeln zur Unterdrückung des Aufstandes ergriffen wurden, denselben ganz richtig als eine durch unerträglichen Druck hervorgerufene sociale Bewegung auf, ließ einen General-Pardon verkünden und weitere Anwendungen der Todesstrafe gegen gefangene Wallachen untersagen. Dies war nun wieder nicht nach dem Geschmack der Edelleute, welche sich gleichfalls vereinigten, ohne Rücksicht auf die kaiserlichen Truppen gegen die Aufrührer zogen und nach Herzenslust rädern, köpfen und spießen ließen. So wogte ein entsetzlicher Kampf hin und her, bis Horja, von den kaiserlichen Truppen arg bedrängt, den Schein einer Uebereinstimmung mit der Regierung nicht mehr aufrecht zu halten vermochte und nebst seinem Unteranführer Klotska von den eigenen Leuten verrathen wurde. Beide wurden zum Tode durch das Rad verurtheilt und am 28. Februar 1786 in Karlsburg hingerichtet.

Ueber 60 Dörfer und 132 Edelsitze waren zerstört worden und 4000 Menschen hatten durch die Aufrührer das Leben verloren — die Gegensätze, welche zu dem Aufstande geführt hatten, blieben aber bestehen und wurden nach Josef's Tode wieder in voller Schärfe eingeführt. Es wiederholten sich daher fast unter den gleichen Umständen die Erhebungen der Wallachen in den Jahren 1848 und 1849.

Die Maßregeln Josef's zur Herstellung einer geregelten einheitlichen Verwaltung wurden fortgesetzt, und als 1785 nach dem Tode des Hofkanzlers Graf Franz Eszterhazy der früher bei deutschen Behörden in Verwendung gestandene Graf Hieronymus Karl Palffy an dessen Stelle trat, glaubte man auch des Widerstrebens dieser Behörde enthoben zu sein.

Im April 1785 ließ der Kaiser die ungarischen Kron-Insignien von Preßburg nach Wien überführen, eine kleinliche und das Volksgefühl, welches mit großer Verehrung an diesen Schätzen hing, unnöthig aufregende Verfügung.

Am 25. September 1785 hob man die bisher bestandenen Gerichte auf, die Districtualtafeln wurden für königliche Gerichte erklärt und umgestaltet und vom 1. Mai 1786 die Anwendung der österreichischen Proceßordnung befohlen. In politischer Beziehung wurde Ungarn in zehn Kreise eingetheilt, an deren Spitze königliche Commissäre gestellt wurden, welche die Verwaltung zu überwachen hatten und denen die Comitate untergeordnet waren. Entscheidender, weil dadurch die bestehende Verfassung offen verletzt und der niedere Adel direct angegriffen wurde, war eine Verfügung vom November 1785, in welcher das Wahlrecht des Comitatsadels in Bezug auf die Vicegespane abgeschafft und die Ernennung derselben dem Kaiser vorbehalten wurde.

Am 30. December 1785 erfloß das Handschreiben des Kaisers an den Grafen Palffy über die Steuerreform, durch welche die Verpflichtung zur Steuerleistung als eine allgemeine erklärt wurde und aus welchem wir die marcanteste Stelle schon bei anderer Gelegenheit mitgetheilt haben. So folgte Verordnung auf Verordnung, welche alle mehr oder weniger das ungarische Recht verletzten oder einflußreiche Classen in bisher unbestrittenen Privilegien schädigten.

Am 5. Januar 1786 bedeutete der Kaiser dem Hofkanzler Graf Palffy, es bedürfe zur Repartition der Steuer keiner ständischen Berathungen, und auch die Frage, ob die Zwischen-Zolllinie aufzuheben sei, brauche man keinem Landtag vorzulegen, sondern es mögen vorerst Vertrauensmänner darüber um ihre Meinung befragt werden. Die Aeußerungen dieser Vertrauensmänner wurden jedoch nicht abgewartet, sondern noch 1786 trotz der Reclamationen der Hofkanzlei und des Abrathens der meisten Obergespäne die Vereinigung der Zollämter durchgeführt und diese durchaus mit deutschen Beamten besetzt. Im gleichen Jahre wurden die Papierwerthzeichen der Wiener-Bank in Ungarn und Siebenbürgen in Umlauf gesetzt.

Unter dem immer mehr hervortretenden Einflusse der Staatsräthe Eger und Izdenczy fuhr Josef in seinen Maßregeln gegen die Ungarn fort, obwohl es die Hofkanzlei an dringenden Bitten um Einberufung eines Landtages und Rückkehr zum gesetzlichen Wege nicht fehlen ließ und auch Hatzfeld wiederholt auf die verbrieften Rechte der Ungarn hinwies. Eger dagegen tadelte offen und unter Zustimmung des Kaisers den exclusiv ungarischen, mit der Reichseinheit und Machtvollkommenheit des Kaisers nicht zu vereinbarenden Standpunkt der Hofkanzlei und machte einst sogar die Bemerkung, die Vorstellungen derselben wären nicht, wie sie sage, eindringlich, sondern zudringlich, und es sei nur übel zu vermerken, „wie sie keine Gelegenheit vorübergehen lasse, dem Landesfürsten das Gesetzgebungsrecht außerhalb des Landtages streitig zu machen".

Einzelne Fälle offener Auflehnung traten ein und 1786 versuchte der Edelmann Emerich Malonay einen förmlichen Aufstand, wiegelte die Bauern auf, erließ Patente und drohte der Stadt Kaschau mit Einäscherung, wenn sie sich nicht der Sache der Bauernschaft anschließe. Er wurde gefangen und zum Tode verurtheilt, welche Strafe Josef jedoch in Schiffziehen umwandelte. Ein Jahr später widersetzte sich der Graf Illeshazy offen und mit Gewalt der geometrischen Aufnahme seiner Güter und es bedurfte der eindringlichsten Vor-

General Lindenau. (Seite 942.)

stellungen der besonnenen Staatsräthe, um Josef zu bewegen, daß er denselben nur mit einem Verweise strafte.

Selbst als 1787 der russisch-türkische Krieg es nothwendig machte, die Landeskräfte in Anspruch zu nehmen, wurde dieses Verlangen nicht dem Landtage vorgelegt, sondern zu dem gefährlichen Auskunftsmittel gegriffen, die vorgenommene Vertheilung der Lasten einfach den Comitats-Congregationen zur Approbation vorzulegen. Diese zeigten zwar alle große Opferwilligkeit, sprachen aber mehr oder weniger dringend das Verlangen nach Wiederherstellung der vielfach verletzten Landesverfassung und Einberufung eines Landtages aus.

Besorgnißerregender waren die Verhältnisse in Siebenbürgen, wo der Adel sich des Gedankens nicht entschlagen konnte, daß die Regierung den Wallachen-Aufstand durch ihre Maßregeln hervorgerufen und begünstigt habe. Graf Miko agitirte für eine Monstre-Petition um Wiedereinführung der alten Vorrechte und Privilegien des Adels und wies in einem aufgefangenen Rundschreiben, welches mit den sonderbaren Worten beginnt: „Surgas amice! Modo est tempus“ (Steh' auf, Freund! Jetzt ist die Zeit) offen auf die Vorgänge

Der Controlorgang. (Seite 955.)

in Belgien hin. Diese Petition verlangte das Gesetzgebungsrecht der Bevölkerung, klagt darüber, daß seit 1762 kein Landtag berufen worden sei, über Einführung der deutschen Amtssprache, Aufhebung der Comitats-Selbstständigkeit, Gleichstellung der bis dahin nur tolerirten Nationalitäten, über die Militär-Conscription, Herabsetzung des Ansehens der Herrschaften durch Entwaffnung der Diener u. s. w. Besonderes Gewicht wird auf den Vorwurf gelegt, daß die Regelung der Unterthanen-Verhältnisse zu einer Zeit vorgenommen wurde, wo sie wie eine Belohnung der von Horja verübten Gräuel aussah. Aus dem Berichte des Gouverneurs Georg II. Graf Bánffy (geb. 1747, gest. 1822)

über diese Petition läßt sich zudem ziemlich deutlich ersehen, daß sich in Siebenbürgen noch ganz andere Dinge, welche zum offenen Aufruhr und Abfall nicht mehr weit hatten, vorbereiteten.

Als man 1788 mit einer Forderung von 15.000 Mann und Naturalien an die Comitate herantrat, hatte die Willfährigkeit schon sehr nachgelassen; nur wenige gaben ihre Zustimmung und nur mit dem Bedeuten, daß man sie mit weiteren Forderungen verschonen solle. Der Kaiser sprach von Semlin am 11. August den willfahrenden seine Anerkennung aus, ohne gegen die übrigen von dem Begehren abzustehen und resolvirte kurz darauf: „Die Mittheilung der Beschwerden der Comitate ist ganz unnütz geschehen und sind selbe als unstatthaft zu reponiren (zurückzulegen)."

Man legte den im Herbste zusammentretenden Comitats-Congregationen die noch rückständigen Leistungen und neue Forderungen vor, erweckte jedoch dadurch einen allgemeinen Unwillen und Protestationssturm, welcher, wenn er auch nirgends zum offenen Aufstand wurde, doch nicht weit davon entfernt war. Im November 1788 wurde dem Kaiser die Frage vorgelegt, ob zur Ausschreibung der Adels-Insurrection (die in Ungarn früher übliche Recruten-Aushebung) die Einberufung des Landtages nothwendig „und ob bei der wahrhaft unsinnigen Stimmung und erhitzten Einbildungskraft der Mehrsten vom Adel ein Landtag rathsam sei?"

Schon aus der Form dieser Frage erhellte, welche Antwort der Kaiser wünschte. Sie fiel jedoch nicht so aus, denn die Hofkanzlei rieth unbedingt zur Einberufung des Landtages, mit welchem ja über eine Form der Umwandlung der Insurrection verhandelt werden könne und der sich gewiß den Forderungen des Krieges nicht entziehen werde. Der Kaiser legte auf die versöhnlichen Gutachten von Hatzfeld und Kaunitz kein Gewicht, sondern folgte den Ansichten von Eger, Izdenczy und Reischach und resolvirte: „Da es weder an der Zeit, noch den Umständen angemessen ist, einen Landtag zu halten, so nehme ich diesen Vortrag blos zur Nachricht."

Wie verblendet man noch damals war, wo der Zusammenbruch des unseligen Systems in kaum einem Jahre bevorstand, geht daraus hervor, daß man die Erbitterung noch durch Nebensächlichkeiten steigerte. Mit Entschließung vom 30. Juni 1789 wurde neuerdings den Advocaten mit Einstellung ihrer Praxis gedroht, wenn sie nicht Deutsch konnten oder einen dieser Sprache mächtigen Concipienten hielten. Kaum vermochte Hatzfeld einige mildernde Bestimmungen durchzusetzen.

Am 26. Januar 1789 legte die Hofkanzlei eine eingehende Vorstellung des siebenbürgischen Gouverneurs vor, deren Vorschläge warm befürwortet wurden. Ueber dieselben entspannen sich erregte Verhandlungen im Staatsrathe. Eger und Izdenczy standen auf dem alten negirenden Standpunkt und Ersterer beantragte, es sei der Hofkanzlei zu bedeuten, sie habe zwar sehr gewagte und des königlichen Mißfallens würdige Sätze vorgebracht, doch wolle der Kaiser großmüthiger Weise ihr diese Anmaßung in der Zuversicht verzeihen, daß Derartiges nie mehr vorkommen, sondern die Kanzlei als gehorsame Vollstreckerin seiner Befehle die schuldige Ehrfurcht an den Tag legen werde. Reischach fand das Recht des ungarischen Königs, „absolut" zu regieren, zweifelhaft und bedenklich, darauf zu bestehen, in der Anwendung der deutschen Sprache aber eine Gefahr für die Justizpflege und richtige Führung der Processe. Hatzfeld erklärt die Ausführungen Eger's und Izdenczy's als nicht stichhältig und hält für das Beste, die getroffenen Maßregeln für provisorische zu erklären, welche erst nach Genehmigung durch die Stände definitiv werden sollten.

Am interessantesten ist das Votum von Kaunitz, welcher sich bei diesem Anlasse zum ersten Male eingehend über die ungarischen Verhältnisse äußert und dabei den Ruf als vorurtheilsloser und scharfblickender Staatsmann rechtfertigte. Er erklärt, der Rechtsanschauung Izdenczy's nicht beistimmen zu können, schon um der momentanen politischen Constellation willen, da Anzeichen vorlägen, daß Preußen nicht übel Willens sei, unter Darlegung der entgegengesetzten staatsrechtlichen Anschauung seine alten Ansprüche auf Ungarn und Böhmen zu erneuern. Man solle nicht übersehen, daß frühere Herrscher, welche doch auch ihre Rechte kannten und das Ansehen der Krone wahrten, stets das Gesetzgebungsrecht der Stände achteten. Man solle, um dasselbe mit gutem Erfolge wieder in's Leben zu rufen, eine Reorganisation des ungarischen Landtages durch stärkere Theilnahme des Volkes anbahnen und bei dieser Gelegenheit die vollziehende Gewalt durch gesetzlich festzustellende Grenzen ihrer Befugnisse kräftigen.

Josef II. erledigte den Akt in folgender, etwas eigenthümlicher Weise am 20. August 1789: „Dieses ganze Convolut ist blos eine Sammlung politisch-scholarischer Fragen, über welche man sich krumm schreiben und disputiren kann, ohne daß Jemand dabei etwas gewinnt oder verliert. Mögen nur beide Theile gute Patrioten bleiben, welche sämmtlich mit dem König immer das wünschen, was gut ist. Damit das Gute als solches von mit Vorurtheilen angefüllten Köpfen erkannt werde, hilft weder Wohlredenheit, noch die sicherste und überzeugendste Logik, sondern nur die Probe. Am Anfang wird Unterwürfigkeit gefordert, hernach folgt aus der Gewohnheit Ueberzeugung und am Ende kann zur Vollbringung des Ganzen die gehörige Form, wo sie nöthig ist, zur Erkenntniß der Rechtskräftigkeit mit Vernunft, Erfolg und allgemeiner Zufriedenheit veranlaßt und angewendet werden. Das vorliegende Werk ist also blos in der Hofkanzlei zu hinterlegen."

Daß Preußen wirklich die Hand im Spiele hatte, sich beliebt und der österreichischen Regierung Verlegenheit zu machen suchte, wurde durch ungarische Historiker (Horvath) nachgewiesen. Trieb doch dieses Bemühen in exaltirten Köpfen zu ganz absonderlichen Ideen. Remigius Flavo, ein Novize des Piaristenordens, faßte den Plan, den König von Preußen zum Katholicismus zu bekehren und auf den ungarischen Thron zu setzen. Er machte aus dieser leichten sich zugedachten Mission gar kein Hehl und schrieb darüber an mehrere Würdenträger. 1788 nach Wien geschafft, sollte er anfangs als wahnsinnig behandelt werden, später aber wurde ihm der Proceß gemacht und er nach criminneller Untersuchung zu sechzigjähriger Haft am Spielberg verurtheilt.

Die Comitats-Congregationen des Jahres 1789 machten endlich Miene, die Einberufung eines Landtages durch Verweigerung jedes Kriegsbeitrages zu ertrotzen, und die Vorstellungen derselben waren meist in einem Ton, daß Graf Palffy dieselben gar nicht vorlegen wollte und dies erst über kaiserlichen Auftrag vom December 1789 that. Der Kaiser war durch die Zustände in Belgien, die drohende Kriegsgefahr und die gänzliche Verkennung seiner Absichten, namentlich aber durch den rapiden Verfall seiner Körperkraft niedergedrückt und er gab daher dem Einfluß seines Bruders Leopold nach, welcher sich später gegen Maria Christina selbst rühmte, ihn zur Nachgiebigkeit bewogen zu haben. Er gab den Grundton des an die Comitate zu erlassenden Handschreibens selbst an; der Text des Rescripts sei kurz, aber mannhaft, verrathe keine Gereiztheit und klinge väterlich, doch fest. Es wäre ungerecht, die Verfügungen verfassungswidrig zu nennen, da sie ja nur interimistisch getroffen und gleichsam Vorarbeiten für die Thätigkeit des Landtages gewesen seien. Dieser sei nur unterblieben, weil die Reformen noch nicht reich genug waren,

um als Ganzes den erforderlichen Totaleindruck zu machen. Sobald der Friede gesichert sei, werde der Landtag einberufen werden.

Mit Beginn des Jahres 1790 setzte der Kaiser eine aus dem ungarischen Hofkanzler, dem Gouverneur von Siebenbürgen, den Räthen Pasztory und Mikes und dem Staatsraths-Referendar Spielmann bestehende Commission ein, welcher er die Aufgabe stellte, die Mittel zur Beilegung der Differenzen vorzuschlagen, das gelockerte Vertrauen zwischen dem Lande und seinem Könige wieder zu festigen und zum Besten der Gesammt-Monarchie die reichen Hilfsquellen des Landes zu öffnen.

Den Vorschlägen der Commission entsprechend, erließ Josef II. am 30. Januar 1790, drei Wochen vor seinem Tode, folgendes Handschreiben, mit welchem er eine zehnjährige hingebende Thätigkeit opferte:

„Bei so bewandten Umständen läßt sich nichts halb machen. Ich will also um alle ersinnlichen und nur einen Schein von Billigkeit habenden Klagen der Stände von Ungarn und Siebenbürgen auf einmal Einhalt zu thun, alle seit meiner Regierung das Allgemeine betreffenden Verordnungen und Veranlassungen hiermit aufheben und auf den Stand, wie sie bei Ihrer Majestät der seligen Kaiserin Ableben waren, zurücksetzen, wovon ich jedoch das Toleranz-Patent, die das neue Pfarr-Einrichtungs-Geschäft betreffenden Veranlassungen, dann was die Unterthanen betrifft, allein ausnehme. Die Krone mit den Kleinodien soll, sobald ein anständiger Platz im Ofener Schlosse wird zugerichtet sein, dahin überbracht werden. Da dadurch nun die Gravamina gehoben, so werden die Stände einen Landtag nicht so dringend verlangen, welcher bei jetzigen Umständen und Stimmung der Gemüther, dann meiner zerfallenen Gesundheit zu halten unmöglich ist. Ich hoffe, daß die Stände hieraus meine Uneigennützigkeit und mein Bestreben und Verlangen zu ihrem Besten erkennen werden und erwarte ich mit Billigkeit von ihnen, daß sie den Staat einstweilen mit Recruten und die Armee mit den nöthigen Lieferungen versehen werden."

„Nach diesem Sinne ist Rescript zu entwerfen und vorzulegen. Ich wünsche von Herzen, daß Ungarn durch diese Veranlassung an Glückseligkeit und guter Ordnung so viel gewinne, als ich durch meine Verordnungen in allen Gegenständen selbem verschaffen wollte."

In welcher Stimmung Josef zu solchen Maßregeln griff, läßt sich aus einem Brief an den Großherzog Leopold von Toskana erkennen, in welchem er bezweifelt, daß sich die Ungarn von seiner Nachgiebigkeit befriedigt fühlen würden, sondern fürchtet, daß sie nun neue Forderungen stellen dürften. Am 9. Februar, als er seinem Bruder das Geschehene mittheilte, schloß er den Brief mit den wenig Hoffnung verrathenden Worten: „il faudra voir l'effet que cela fera". (Man muß die Wirkung sehen, die das machen wird.)

An Kaunitz, welcher dringend zur Einberufung eines Landtages gerathen hatte und dabei nicht ohne Empfindlichkeit beisetzte: „Eure Majestät belieben sich zu erinnern, daß Sie Ihre Niederlande verloren, vielleicht unwiederbringlich verloren haben, weil Sie meine wohl überlegte Vorstellung vom 20. Juni 1787 nicht nur übel aufgenommen, sondern vielmehr seitdem in allen Stücken gerade das Gegentheil zu verfügen für gut befunden haben", antwortete der Kaiser: „Aus beiliegender Abschrift meiner Resolution werden Sie ersehen, daß ich den Zweck aus der Wurzel zu heben getrachtet habe. Sollte dieses nicht wirken, so ist der Entschluß zur Empörung gefaßt. Ich bin Ihnen für Ihre treuen Räthe, die ich nach ihrem Werthe schätze, sehr verbunden; ich bedarf sie desto mehr bei diesen äußerst bedrückenden Umständen und bei meiner so elenden Gesundheit, die mich schier ganz niederdrückt."

Als man dem Kaiser am 18. Februar mittheilte, daß die ungarische Krone den Kronhütern Graf Josef Keglevich und Graf Michael Nadasdy übergeben worden sei, um nach Ungarn gebracht zu werden, sagte Josef schmerzvoll: „Nun sehe ich, daß der Allmächtige noch zu meinen Lebzeiten alle meine Werke zertrümmert."

Die Insignien wurden unter allgemeinem Jubel und großen Feierlichkeiten nach Ofen gebracht und auf Grund des sogenannten Restitutions-Edicts eine wüste Periode der Vernichtung aller zum größten Theil sehr wohlthätigen Neuerungen Josef's eingeleitet. Hauptsächlich in Ungarn scheiterten dieselben daran, daß verletzte Standes-Privilegien durch seine Nichtbeachtung des öffentlichen Rechtes Anlaß hatten, sich zur Geltung zu bringen. Ein moderner ungarischer Historiker (Wilhelm Fraknoi) schildert diese Zustände trefflich mit folgenden Worten:

„Aber die Masse des untern Adels, die noch ein halbes Jahrhundert später mit dem Schlagwort: „Wir zahlen keine Steuer" auftrat, wirkte den Zeit-Ideen und Reichs-Interessen entgegen. Sie fühlte sich hinter den Schanzen der alten Verfassung ganz wohl und sah nicht ein, warum sie selbe verlassen oder Anderen Eintritt gewähren solle. Sie hielt es für ein ruchloses Unternehmen, jene Rechte und Privilegien anzutasten, die ihre Ahnen mit ihrem Blute erworben, und betrachtete die stürmischen Comitats- und Reichsversammlungen als die vollkommenste politische Institution. Ihre Unterthanen nach Belieben plündern zu dürfen, für ihre Uebertretungen ungestraft zu bleiben, ihre Processe Jahrzehnte hinausziehen zu können, schien ihnen Grundbedingung der Freiheit. So ist es natürlich, daß diese Masse allen Neuerungen Josef's widerstrebte. Aber Josef beging nicht nur den Fehler, daß er solche Einrichtungen einbürgern wollte, welche mit der Vergangenheit der Nation und den factischen Verhältnissen nicht im Einklang standen. Das ist ein Irrthum des Idealismus und der Zeitperiode, welche die im Wege der historischen Entwicklung erzeugten Uebel durch Unterbindung dieser Entwicklung beheben zu können glaubte. Josef vernachlässigte aber auch die Elementar-Regeln der Politik und war unpraktisch. Er überschätzte die Macht der Ideen, schonte kein Interesse und keine Ueberzeugung. Er griff die heiligen Ueberzeugungen jener an, welche bereit waren, ihm ihr Interesse zu opfern, und die Interessen Derer, welche keine Ueberzeugung hatten."

Diese Beurtheilung ist sehr richtig und von um so größerem Werthe, als sie aus einem Lande kommt, zu dessen nationalen Eigenthümlichkeiten die Würdigung fremder Verdienste und die Erkenntniß eigener Fehler eben nicht gehört.

Reise Josef's nach Rußland.

Kaiser Josef II., der mit der Kaiserin Katharina II. von Rußland bereits auf seiner Reise dahin im Jahre 1780 zusammengetroffen war, wenn auch diese erste Zusammenkunft keine directen politischen Folgen hatte, war mit ihr fortwährend in freundlichen Briefwechsel verblieben, der sich besonders innig gestaltete, als kurz nach der Thronbesteigung des Kaisers der Großfürst-Thronfolger Paul im Herbste 1781 in Begleitung seiner Gemalin, seiner Schwiegereltern und der Prinzessin Elisabeth von Württemberg, der nachmaligen ersten Gemalin des Erzherzogs Franz, einen Besuch machte, welcher bis in den Januar 1782 dauerte und Anlaß zu glänzenden Festlichkeiten war. Katharina

schrieb am 7. December 1781: „Der Wunsch meines mit der größten Erkenntlichkeit für Euere Majestät erfüllten Herzens kann nur der sein, zu sehen, daß meine Kinder bei jeder Gelegenheit den Wünschen Eurer Majestät mit jener Wärme und jenem Eifer entsprechen, welche bei empfindlichen Seelen so viele Großthaten hervorrufen. Nach ihren Briefen zu urtheilen, fühlen sie ihr Glück und finden sich unter den Auspicien Euerer Majestät glücklich, zufrieden und dankbar. Könnte mein Sohn doch von dem großen Unterrichte Vortheil ziehen, der in den Worten, in den Handlungen und in jedem Schritte Kaiser Josef's II. liegt!"

Vortheile waren für Oesterreich aus dieser Intimität noch keine erwachsen, dagegen war es nur durch Oesterreichs Haltung 1784 der Kaiserin möglich geworden, die Krim an sich zu reißen, weil, wie sie behauptete, die als unabhängig erklärten Tataren nicht fähig seien, sich selbst zu regieren und man den Khan Sahim Gherai mit einer reichen Dotation, russischen Würden und Orden abgefunden hatte.

In Josef scheint auch der Eifer für die russische Freundschaft bedeutend erkaltet zu sein, und als Katharina im Herbst 1786 Anstalten traf, die Krim zu bereisen und man eine Einladung zu einer Zusammenkunft voraussehen konnte, schrieb er an Kaunitz: „Nach aller Wahrscheinlichkeit werde ich nächstens die Einladung zur Reise nach Cherson erhalten. Ich gestehe Ihnen, daß mir die Antwort nicht leicht fällt, aber da wir noch Zeit haben, so wird man vielleicht einen anständigen Vorwand finden, sich zu entschuldigen." Und als die Kaiserin in einem Brief vom 10. August 1786, in welchem sie ihm ihre Reise-Dispositionen mittheilt, mit den Worten schließt: „Ich wage meine Hoffnungen nicht weiter zu treiben, aber ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen meine Arrangements mitzutheilen," schreibt Josef unter Uebersendung dieses Briefes an Kaunitz: „Ich finde ebenso die Einladung per Postscript, nach Cherson nachzulaufen, sehr cavalièrement; ich werde über die Antwort schlafen, sie wird kurz sein, aber es nicht unterlassen, der katharinisirten Prinzessin von Zerbst fühlen zu lassen, daß sie ein wenig mehr Achtung und Gewicht darauf legen muß, wenn sie über mich verfügen will."

Kaunitz, welcher jedoch nach einer bestimmten Allianz strebte, bewog den Kaiser, in eine Zusammenkunft zu willigen, indem er an ihn schrieb: „Eure Majestät haben es verstanden, sich an dieser Fürstin eine persönliche Freundin zu gewinnen; Sie werden sie sich auch zu erhalten wissen, und da sie von einem Charakter ist, von dem man sicher große und wichtige Entscheidungen erwarten kann — wer weiß, was für Vortheile wir daraus ziehen können, wenn die Zeit und die Umstände uns noch günstig sind." In einem Anflug ihm sonst fremder Schmeichelei fügt der Fürst bei, wenn er ein Vierteljahrhundert jünger wäre, würde er bitten, den Kaiser begleiten zu dürfen, „um das Vergnügen zu haben, Zeuge sein zu können, jener Weisheit und Liebenswürdigkeit, wovon dauernde Proben zu geben, der Aufenthalt bei der Kaiserin Gelegenheit verschaffen wird". (21. November 1786.)

Josef ließ sich bestimmen und willigte in einem Schreiben vom 22. December in eine zweite Zusammenkunft mit Katharina, deren freilich nicht vorausgesehene und von Kaunitz lebhaft bekämpfte Folgen so traurige sein sollten. Ein von überschwänglichen Freudenbezeugungen der Kaiserin eingeleiteter Briefwechsel ging der Entrevue voraus, in dessen Verlauf Josef am 15. Februar 1787 schreibt: „Die Eigenliebe, dieses den Menschen nie verlassende Gefühl, nöthigt mich, Eurer Majestät nicht zu verbergen, daß der Graf Falkenstein Ihnen durch den Verlauf der Zeit theilweise sehr herabgekommen erscheinen wird. Eine Perrücke deckt sein Haupt; aber es ist vor Allem die Spannung,

welche eine eben so ernste, als peinliche und oft undankbare Arbeit in Anspruch nahm, die ihn altern machte und die großentheils seine Fröhlichkeit verschwinden ließ."

Im selben Monate noch reiste der Kaiser in Begleitung des Prinzen Karl Josef de Ligne von Wien ab und traf, nachdem er den König von Polen, Stanislaus August, getroffen hatte, am 18. April in einem kleinen Kosakendorfe, wohin ihm Katharina entgegengefahren war, mit derselben zusammen.

Josef durchschaute die bekannten Kunststücke, womit Gouverneur Gregor Potemkin (geb. 1736, gest. 1791) seine Herrscherin über den wirklichen Zustand der neu erworbenen Provinz täuschte, sehr gut und urtheilte scharf über die Verhältnisse. Zu dem französischen Gesandten Ludwig Philipp Graf Segur (geb. 1753, gest. 1783), welcher der Zusammenkunft anwohnte, äußerte er sich: „Alles scheint leicht, wenn man Geld und Menschenleben verschwendet. Wir in Deutschland oder Frankreich könnten nicht versuchen, was man hier ungehindert wagt. Der Herr befiehlt: Schaaren von Sklaven arbeiten. Man zahlt ihnen wenig oder nichts; man ernährt sie schlecht; sie wagen nicht zu murren, und doch weiß ich, daß seit drei Jahren durch Strapazen und die mörderischen Ausdünstungen der Moräste 50.000 Menschen in diesem Gouvernement zugrunde gegangen sind." Von den Befestigungen in Cherson berichtet er an Lascy, daß sie nur mit Rasen bedeckte Sandhaufen sind und man nicht wagen dürfe, die darauf befindlichen Geschütze abzufeuern. Die Bedeutung der Krim würdigte er jedoch ganz und sagt in einem Brief an Lascy: „Rußland kann im Besitze dieser Provinz die Türkei nach Zerstörung ihrer Flotte auf das äußerste bringen. Es kann Constantinopel zittern machen, und nicht bedeutungslos ist die Aufschrift an einem Thore in Cherson: „Hier führt durch der Weg nach Stambul!" Damit erhält es den Weg nach dem Hellespont, dem ich aber von der Seite Rumeliens nothwendig zuvorkommen muß." Auch in seinen Unterredungen mit dem Grafen Segur zeigte er wenig Lust, die Pläne Rußlands zu fördern, und meinte, er werde sich denselben mit aller Kraft widersetzen, „denn die Nachbarschaft der Turbane ist für Wien weniger gefährlich, als jene der Mützen".

Josef widerstand auch während der Reise durch die Krim allen Propositionen, zumal ihn die Nachrichten aus den Niederlanden nicht geneigt machten, auf weitaussehende Pläne einzugehen. Erst in Sebastopol, dessen prächtiger Hafen mit der dort versammelten russischen Flotte ihm gewaltig imponirte, für den Fall eines Krieges mit der Türkei sich zur Stellung einer Hilfsarmee von 30.000 Mann zu verpflichten.

Einzelne der Briefe des Kaisers von dieser Reise zeigen von seiner scharfen Beobachtungsgabe, welcher selbst Dinge nicht entgingen, die ihm ganz fernliegend waren. Auch nicht ohne Humor sind dieselben; so erwähnt er, nach Klagen über Raub, schlechte Straßen und noch schlechteres Essen, in einem Briefe an Lascy, daß er in Baktschiserai in dem Harem des früheren Khans bequartiert gewesen sei, welcher jedoch nur alte Frauen gehabt hatte, woher es wohl kommen möge, daß seine Gedanken eben nicht rosenfarben waren. Bei Erwähnung der jüdischen Secte der Charaiten, erzählt der Kaiser, daß die Männer dieses Stammes nur eine andere Frau nehmen dürfen, wenn die erste häßlich geworden oder ihres Augenlichtes beraubt sei, und setzt hinzu: „Wenn dieses Gesetz bei uns in Wien eingeführt wäre, würden viele Frauen Augengläser tragen, um sich ihrer Männer zu entledigen."

Die Nachricht von den Mai-Ereignissen in Brüssel trieb den Kaiser zur Rückkehr, welche er in einer für die damalige Zeit unerhört kurzen Zeit zurück-

legte. So sehr er auch von den Ereignissen im Innern des Reiches in Anspruch genommen war, mochte er sich doch der übernommenen Verpflichtung nicht entziehen, als die Pforte, welche über die Pläne Rußlands nicht im Zweifel war, noch im Jahre 1787 durch die Weigerung, russische Schiffe den Bosporus passiren zu lassen und durch Gefangensetzung des Gesandten Bulgakow den Bruch forcirte, am 16. August 1787 den Krieg erklärte, obwohl der österreichische Gesandte Baron Herbert zu bedenken gab, daß er die Neutralität seiner Regierung nicht zusichern könne.

Im Gegentheile wurde die Armee auf den Kriegsfuß gesetzt und alle Vorbereitungen getroffen, um im nächsten Jahre mit einer entscheidenden Heeresmacht in den Kampf eingreifen zu können. Ein Vermittlungsvorschlag Preußens wurde gegen den Rath von Kaunitz in einer fast verletzenden Weise abgelehnt und der Kaiser überließ sich manchen sanguinischen Erwartungen, wie aus einem Schreiben vom Februar 1788 hervorgeht. „Ist mein Unternehmen gegen die Türken etwas Anderes, als ein berechtigter Versuch, gewisse Provinzen wieder zu erobern, die in unglücklichen Zeiten und durch unglückliche Ereignisse von meinem Reiche losgelöst worden sind? Die Türken, und vielleicht auch Andere, haben die Gewohnheit, bei der ersten günstigen Gelegenheit zurückzunehmen, was sie in schlechten Tagen verloren haben; man nennt das, dem Schicksale seinen Lauf lassen und sich den Beschlüssen der Vorsehung zu unterwerfen."

Der Verlust der Niederlande.

Die ersten kirchlichen Reformen Josef's und die Aufhebungen einzelner Klöster trafen in den Niederlanden noch auf wenig Widerstand und erhielten auch die Zustimmung der Stände. Nicht so war dies der Fall mit der am 16. October 1786 erlassenen Verordnung über die Errichtung eines General-Seminars zu Löwen mit einer Filial-Anstalt zu Luxemburg. Nicht allein, daß dadurch die Rechte der alten Universität beeinträchtigt wurden, scheint auch da wieder die Personenwahl eine unglückliche gewesen zu sein, es kam im Seminar zu förmlichen Revolten, denen man unglücklicher- und ungeschickterweise mit Militärgewalt entgegentreten zu müssen glaubte.

Unterdessen waren auch die Stände schwierig geworden, sie machten wiederholt auf die Rechte und Eigenthümlichkeiten des Landes aufmerksam, obwohl sie sich bereit erklärten, den billigen Absichten des Kaisers ihre Unterstützung zu leihen. Nicht ohne Bosheit meint der Rath von Flandern in einer Vorstellung vom 17. November 1786, indem er an die Regierung Karl V. anknüpft, welche so segensreich gewesen sei, daß unter dessen fast fünfzigjähriger Regierung die Gesetzsammlung keinen so dicken Band beansprucht habe, als die seit fünf oder sechs Jahren publicirten Verordnungen.

Aber man kehrte sich in Wien an derlei Vorstellungen nicht und war wohl auch von Seite des General-Gouvernements über die Stimmung schlecht unterrichtet. Am 1. Januar 1787 erschienen die Patente über die Verwaltung und Gerichtsorganisation, in welchen den unleugbar vielfach veralteten ständischen Formen ein Ende gemacht und ein streng bureaukratisches System eingeführt wurde. Ohne Zweifel war diese Maßregel an sich ein Fortschritt zu nennen, in Anlage und Ausführung verletzte sie aber das an autonome Verwaltung und Gerichtspflege gewöhnte Volksgefühl so empfindlich, daß man den Vorwurf der Unklugheit und Ueberstürzung nicht zurückhalten kann.

Zusammenkunft Josef's II. mit Katharina II.

Die Stände von Brabant erklärten am 19. April, keine Steuern bewilligen zu wollen, so lange die der Verfassung zu nahe tretenden Patente in Kraft

Josef's Besuch der Festung Spielberg. (Seite 917.)

stünden, sie sprachen diesen alle Gesetzeskraft ab und forderten die unteren Behörden auf, den Verfügungen der neu eingesetzten Intendanten und Appellationsgerichte keine Folge zu leisten und beriefen sich direct auf jene Bestimmung der Joyeuse entrée, nach welcher es erlaubt sei, Widerstand zu leisten, wenn der Souverän die Verfassung antastete.

Aber auch die Volkspartei war nicht müßig gewesen; die Freiwilligen-Verbindungen waren auf 46.000 Mann angewachsen, man rühmte sich der auswärtigen Unterstützung und gebot über bedeutende Geldmittel. Nochmals versuchte man die Volontärs zu unterdrücken und ordnete eine allgemeine Entwaffnung an, aber umsonst. Schon kamen Nachrichten von Einfällen bewaffneter Corps aus Holland; Fort Lillo wurde von einem derselben genommen, ein anderes unter van der Mersch lieferte den kaiserlichen Truppen förmliche Gefechte, und auch Gent kam in die Gewalt der Aufständischen. Als d'Alton sich anschickte, in Ausführung der kaiserlichen Anordnungen den Aufstand zu unterdrücken, kamen neue Befehle, welche seine strengen Maßregeln mißbilligten, man dürfe gegen die Insurgenten nicht wie gegen Türken vorgehen, und unter diesem Schwanken nahm der Aufstand an Ausdehnung immer zu und beherrschte bald ganz Flandern.

Am 18. November 1789 verließen die General-Statthalter neuerdings in einer Art Flucht Brüssel und die meisten kaiserlich Gesinnten folgten ihnen. Eine von Trauttmansdorff erlassene Proclamation vom 20. November, in welcher Wiedereinführung der Verfassung, Vereinbarung mit den Ständen, Aufhebung des General-Seminars u. s. w. versprochen wurde, fand keinen Glauben mehr, die Stände von Brabant erklärten, mit dem Gouverneur nicht mehr unterhandeln zu können, jene von Flandern übernahmen an Stelle der für verfallen erklärten Souveränetät die Verwaltung — die offene Revolution, der Abfall war da.

Die kaiserlichen Truppen verließen Brüssel unter Zurücklassung aller Cassen, Archive und Vorräthe, wurden nach Luxemburg geführt, wo sie sich zum größten Theile auflösten; die Stände erklärten in einer feierlichen allgemeinen Proclamation den Kaiser aller Souveränetätsrechte für verlustig und am 7. Januar 1790 traten Abgeordnete aller Provinzen in Brüssel zusammen und constituirten sich als „vereinigte belgische Staaten". Am 20. Januar, einen Monat vor Josef's Tod, wurden die Bundesakte proclamirt und der Herrschaft Oesterreichs in den Niederlanden ein Ende gemacht.

Es ist zweifellos, daß die Aufregung über diese Schläge viel zu der Krankheit des Kaisers beitrug. Schon Anfangs December 1789 bat er Kaunitz: „Wenn Ihnen mein Leben lieb ist, so übernehmen Sie die niederländischen Angelegenheiten; sie tödten mich." An die Erzherzogin Christina schrieb er am 28. December 1789: „Diese unglücklichen Zustände in den Niederlanden richten mich in dem leidensvollen Zustande, in dem ich mich befinde, zugrunde. Ich kann nicht athmen, nicht schlafen, mich nicht rühren, die ganze Nacht bringe ich sitzend zu. Für den Moment glaube ich, hilft in den Niederlanden nichts. Man muß die Ereignisse und die Gelegenheit, das Land wieder zu erobern, abwarten. Die volle Unabhängigkeit ist erklärt und wird unterstützt durch drei Mächte (England, Holland und Frankreich). — Was da Alles geschehen ist, um die Dinge auf diesen Punkt zu bringen, ist wahrhaft unglaublich. — Man würde erkennen, welche Versicherungen mich dazu bestimmten, die Edicte wegen Aufhebung der Stände und des Rathes von Brabant fallen zu lassen; man hat mir das Versprechen entrissen, als ich krank in Luxemburg lag."

Der Türkenkrieg.

Unter Beirath von Lascy (Bild Seite 920), welcher in militärischen Dingen das Orakel Josef's war, wurde ein Feldzugsplan entworfen, welcher das Schicksal ähnlicher Pläne theilte, im Entwurfe ganz gut auszusehen, sich aber in der Ausführung nicht zu bewähren. Marschall Lascy war ein sehr tüchtiger Organisator, aber kein Feldherr, und sein Plan, die Türken im Vereine mit den Russen von allen Seiten anzugreifen und die Armee in einzelnen Corps von Galizien bis nach Croatien zu vertheilen, verstieß gegen die Elementarregeln der Strategie. Außer der Hauptarmee, welche unter Josef's persönlichem Befehl an der Save gegen Serbien vorgehen sollte, wurde ein Corps unter Prinz Josias von Sachsen-Coburg in Galizien, eines unter General Fabris in Siebenbürgen, ein drittes unter General Graf Wartensleben im Banat, ein viertes unter General Graf Mittrowsky in Slavonien aufgestellt. In Croatien commandirten die Generale De Vins und Prinz Karl von Liechtenstein, und London wurde anfänglich mit dem Commando einer gleichfalls daselbst befindlichen Reserve abgefunden. Die Stärke der gesammten Streitkräfte betrug über 245.000 Mann mit fast 37.000 Pferden; die Artillerie bestand aus 598 Feld- und 252 Belagerungsgeschützen und diese schöne Armee war in einer vorzüglichen Weise mit allen Vorräthen und Bedürfnissen ausgerüstet.

Ursprünglich war bestimmt worden, daß sich die Hauptarmee zuerst an die Bezwingung Belgrads machen sollte. Lascy aber änderte seine Absicht, und als am 9. Februar 1788 die Kriegserklärung erfolgt war, begannen am selben Tage mit der Beschießung von Türkisch-Gradiska und der Wegnahme von Alt-Orsova die Feindseligkeiten.

Nachdem am 20. März der Kaiser bei der Armee eingetroffen war, wurde beschlossen, die erste Unternehmung gegen die Festung Sabacz zu richten und nach mehrfachen Recognoscirungen im April die Armee auf einer Schiffbrücke über die Save gesetzt, Sabacz cernirt und die Beschießung begonnen. Der Kaiser setzte sich sowohl bei den Recognoscirungen, wie später allen Gefahren aus, und ritt stets an der Spitze der Generalität, wie er in Wien zu thun pflegte. (Bild Seite 945.) Als einst in seiner unmittelbaren Nähe drei Soldaten von einem Geschoße niedergerafft wurden, machte man ihm Vorstellungen. Doch er erwiderte: „Ich muß Sie, meine Herren, an die Worte Karl's V. erinnern, daß für einen Kaiser keine Kugel gegossen ist."

Noch im April wurde die kleine, nur von 700 Mann vertheidigte Festung gezwungen, zu capituliren und damit der erste — in diesem Jahre aber auch fast der einzige Erfolg errungen. Da ein Versuch, Belgrad durch Ueberrumplung zu bezwingen, mißlungen war, setzte man sich nun in Semlin fest, wo das mörderische Klima des Sommers in diesen Sumpfniederungen sich geltend machte. Ohne die Belagerung Belgrads energisch zu betreiben, ohne es wagen zu können, mit dieser Festung im Rücken vorzugehen, in der sonderbaren Voraussetzung, daß die türkische Hauptmacht dort schlagen werde, wo man es selbst wünschte, blieb die Armee bis Anfangs August wie festgebannt. Krankheiten aller Art, namentlich Fieber, Ruhr und Typhus, wütheten in den Reihen der Soldaten und im Monate Juli zählte die Hauptarmee allein 20.000 Kranke.

Josef widmete der Verpflegung der Truppen seine volle Aufmerksamkeit, und alle Maßregeln wurden getroffen, um den Gesundheitszustand zu heben. Alle überflüssigen Exercitien wurden eingestellt, Sauerkraut, Wein und Essig an

die Soldaten vertheilt — doch half nichts, die Sumpfluft und die abnorme Hitze machten sich in überfüllten Spitälern und in Verlusten, welche schlimmer waren, als jene in Schlachten, geltend.

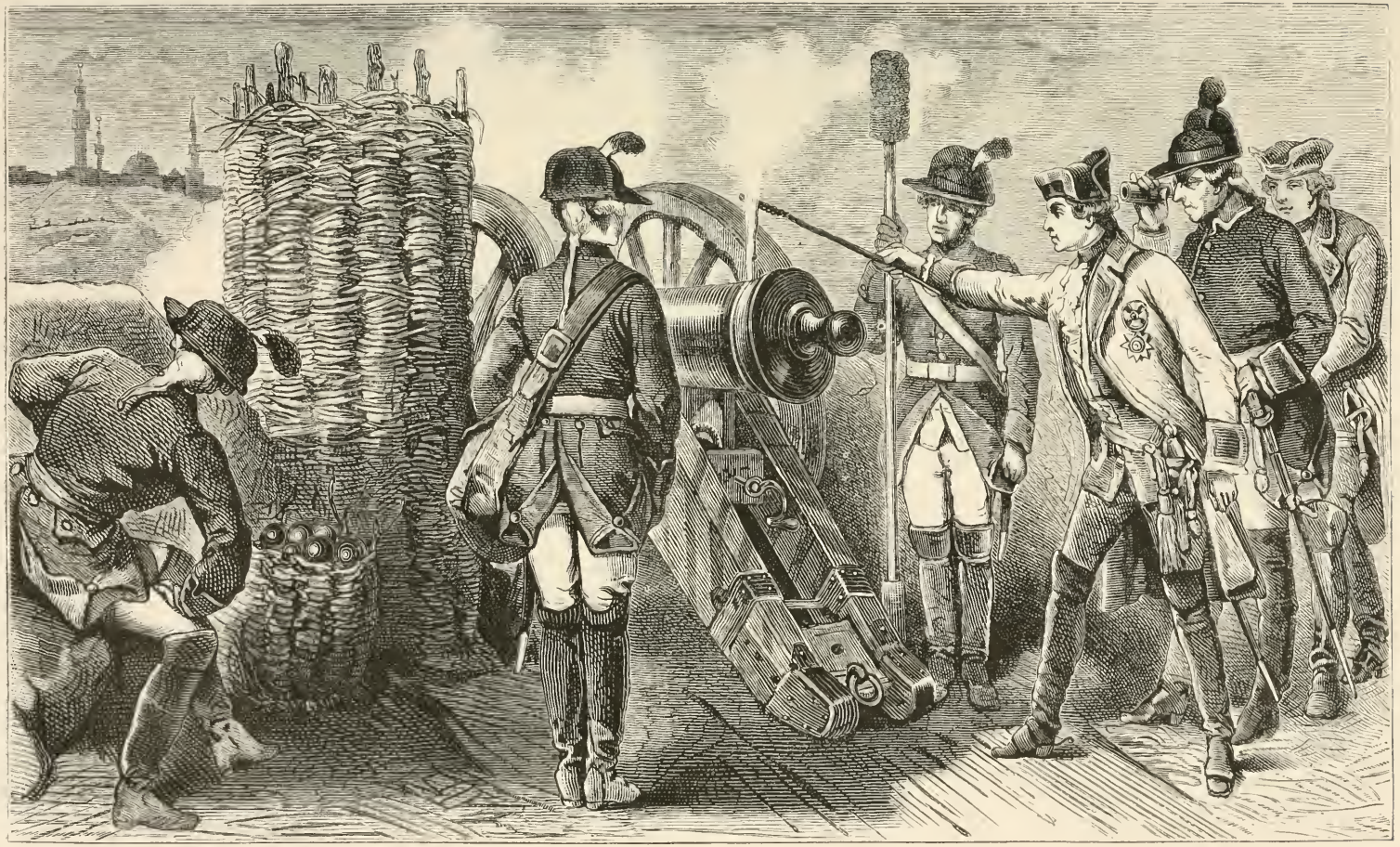
Josef selbst arbeitete, obwohl er auch alle militärischen Strapazen theilte, so wie in Wien unermüdlich und entschied, obwohl er bei seiner Abreise formell die Regierung an Kaunitz übergeben hatte, in Semlin alle Regierungsgeschäfte eben so eingehend, wie nur je früher. Trotz seiner äußerst einfachen Lebensweise und einer sorgsamen Diät, machte sich das Klima und die Ueberanstrengung geltend; er fing an zu kränkeln und legte den Grund zu dem Uebel, dem er in einem und einem halben Jahre erliegen sollte. In Semlin bewohnte er drei niedere Zimmer eines armseligen Gasthauses, deren Fenster der unzähligen Mücken wegen nicht geöffnet werden konnten. In der dadurch erzeugten erstickenden Luft arbeitete der Kaiser in einem langen leinenen Rocke unermüdlich bis in die späte Nacht, sich keinen Vorzug oder Genuß gönnend, als das von Schönbrunn nachgesendete Wasser, und dann und wann auf dringendes Anrathen der Aerzte ein Gläschen Tokayer. Die stets frugalen Mahlzeiten wurden noch mehr eingeschränkt und Abends nahm der Kaiser gar nichts zu sich; jedoch hatte er sich, um die Sumpfluft besser ertragen zu können, daran gewöhnt, eine Pfeife Tabak zu rauchen.

So verflossen drei Monate in Unthätigkeit der Armee, obwohl dieselbe durch Krankheiten mehr als decimirt wurde, als am 9. August die beunruhigende Nachricht eintraf, daß die Türken bei Alt-Orsova und Kladowa die Donau überschritten, die schwachen kaiserlichen Truppen zurückgeworfen hatten und das Banat überschwemmend nicht allein das Wartensleben'sche Corps bedrohten, sondern auch die Rückzugslinie der Hauptarmee.

Ungefähr die Hälfte der Armee vor Belgrad zurücklassend, brach der Kaiser am 12. August aus dem Lager bei Semlin auf, um das Banat zu schützen. In einer Reihe unglücklicher Gefechte wurden unterdessen die Truppen des Generals Wartensleben, trotz aller Tapferkeit, von Punkt zu Punkt zurückgedrängt. Am 30. August mußte die Besatzung der schon aus den Kämpfen des Jahres 1692 bekannten Veteranischen Höhle capituliren, wodurch den Türken die Donau bis nach Belgrad offen stand, und nach einem hartnäckigen Kampfe bei Mehadia öffneten sie sich auch das ganze Banat. Auf die Nachricht, daß Weißkirchen und Pancsova gleichfalls in den Händen der Türken seien, wurde der Beschluß des Rückzuges gefaßt, um bei Karansebes eine feste Stellung zu beziehen.

Da wurde in der Nacht vom 20. auf den 21. September die Armee von einem Unfalle betroffen, welcher verderblicher wirkte, als ein verlorenes Treffen und einen Schluß auf den gesunkenen Zustand der durch Unthätigkeit und Krankheiten entmuthigten braven Armee zu ziehen gestattet.

Der Rückzug wurde in der Nacht durchgeführt. Einige Hußaren, die sich bei dem Branntweinfasse eines wallachischen Bauern gütlich thaten, geriethen mit anderen Soldaten, welche gleichfalls Antheil an dem Genusse haben wollten, in Streit und es wurde endlich geschossen. Sogleich erhob sich ein Geschrei: „Turci! Turci!" und eine allgemeine Panik riß ein, welche zur heillosesten Verwirrung führte, da eine große Anzahl Trainsoldaten in blinder Furcht davonjagten, in die ruhenden Infanterie-Bataillone einbrachen, welche ihrerseits entweder ausrissen oder jene für Feinde hielten und in sie hineinfeuerten. In dem Tumult und allgemeinen Schrecken wurde das „Halt!", welches man den Fliehenden zurief, für das Feldgeschrei der Türken „Allah!" gehalten und dadurch die Angst der sinnlos Fliehenden noch erhöht. Wer konnte, eilte fort; die Trainsoldaten warfen die Last der Tragthiere ab und benützten diese zur



Erzherzog Franz feuert den ersten Schuß auf Belgrad ab.

Flucht, die Stuckknechte der Artillerie schnitten die Stränge ab und brannten durch und es gelang nur, die Infanterie zum Stehen zu bringen. Um den Erzherzog Franz ließ General Graf Kinsky während des Spektakels ein Quarrée schließen; der Kaiser, selbst in dem Glauben, die Türken seien in die Queue eingebrochen, war nach Karansebes geeilt, um die dort befindlichen Truppen zu holen, und erst mit dem Morgengrauen kam Ordnung, mit ihr aber auch ein Angriff der durch das Schießen aufmerksam gewordenen Türken, welche jedoch durch Graf Kinsky zurückgewiesen wurden. Abgesehen von dem moralischen Eindruck, welchen diese Episode machte, war derselbe mit empfindlichen Verlusten an Pferden und Ausrüstungsgegenständen verbunden.

Die Armee bezog ein Lager bei Lugos, welches sie erst verließ, als die Türken im October das Banat räumten. Da man vermuthete, daß sie Semlin angreifen würden, eilte der Kaiser mit einem Theile der Truppen dahin. Es kam jedoch zu keinem Kampfe mehr, die Armeen bezogen Winterquartiere und am 18. November verließ der Kaiser Semlin, nachdem er das Commando an Kinsky übergeben hatte.

In Croatien waren die Operationen unter Loudon's energischer Leitung erfolgreicher gewesen; die Festungen Dubicza und Novi wurden genommen und mit Schluß des Feldzuges war Bosnien bis zur Unna in den Händen der Kaiserlichen. Auch das galizische Corps unter dem Prinzen Josias war in die Moldau eingerückt und in Verbindung mit dem russischen General Soltikow wurde die Festung Chotyn mit bedeutender Kriegsbeute erobert und nach einem Sieg des Generals Spleny bei Jakobeny auch Jassy besetzt.

So endete das erste Jahr dieses Feldzuges, welches dem Heere 36.000 Mann an Krankheiten Verstorbener, 12.000 Todte und Gefangene gekostet hatte und während welchem 172.000 Mann erkrankt gewesen waren.

Rußland hatte sich nicht mit voller Kraft betheiligen können, da es in Folge einer preußischen Intrigue zu gleicher Zeit auch von Schweden mit einer Kriegserklärung überrascht wurde. Trotz der wenig ermuthigenden Resultate des ersten Kriegsjahres und obwohl er selbst für den Frieden gestimmt war, wollte Josef II. doch ohne Zustimmung Rußlands nicht in Unterhandlungen eintreten und betrieb die Vorkehrungen für die Fortsetzung des Krieges unablässig und mit solchem Eifer, daß die Armee eine Stärke von 300.000 Mann erreichte.

Er selbst war durch sein immer heftiger auftretendes Leiden genöthigt, dem Kriegsschauplatze fern zu bleiben, und das Commando der Haupt-Armee führte 1789 anfangs der Feldmarschall Graf Hadik. Loudon begann in Kroatien die Operationen schon im Mai mit Wegnahme der kleinen Festung Berbir und wurde am 28. Juli zum Obercommando anstatt des kränklichen Hadik berufen, welcher mittlerweile die Belagerung von Belgrad vorbereitet hatte. Das Handschreiben an Loudon lautete: „Ich befehle Ihnen nicht, mein lieber Feldmarschall Loudon, das Commando meiner Truppen zu übernehmen, aber ich ersuche Sie, es zum Besten des Staates und aus Liebe für mich anzunehmen." Als sich Loudon vor dem Abgang zur Hauptarmee empfahl, fragte ihn der Kaiser, wie lange er glaube, zur Eroberung Belgrads zu brauchen; da erwiderte Loudon, wenn alles Nöthige zur Stelle sei, hoffe er in zwei Wochen die Uebergabe der Festung zu erzwingen. „Das dürfte doch ein wenig zu viel versprochen sein," meinte kopfschüttelnd Lascy. „Wir müssen ihm das schon glauben," sagte der Kaiser lächelnd, „denn wir Zwei haben noch keine Festung eingenommen."

Ein Sieg des nachmals so berühmten Generals Clerfayt bei Mehadia hatte die Operationen der Hauptarmee am 28. August begonnen, nachdem auch

das Corps des Fürsten Hohenlohe am 3. August bei Bodza einen Sieg erfochten hatte. Auf diese Weise wurde das Banat von den Türken befreit und Loudon konnte sich mit voller Wucht gegen Belgrad wenden. Am 11. September überschritt die Armee die Save, am 30. September wurden die Vorstädte Belgrads erstürmt — hierbei war es, wo Erzherzog Franz (nachmals Kaiser Franz I.) mit eigener Hand die erste Kanone auf Belgrad abfeuerte — und schon am 9. October kam die Festung durch Capitulation in die Hände der kaiserlichen Armee, gerade fünfzig Jahre nach der Eroberung durch Prinz Eugen. Am 11. October ergab sich auch Semendria und durch die Räumung von Passarowitz war die Donau an beiden Ufern bis Orsova im Besitze der österreichischen Truppen.

Die Nachricht von diesen Erfolgen erregte namenlosen Jubel in der Hauptstadt und wurde mit einer Illumination und einer Fluth von guten und schlechten Gedichten auf „Held Loudon" gefeiert. Der Kaiser sendete ihm das Großkreuz des Theresien-Ordens in Brillanten, welches einen Werth von 24.000 Ducaten hatte, und stiftete zur Belohnung der Tapferkeit der Mannschaft die goldene und silberne Tapferkeits-Medaille, Ehrenzeichen, welche seitdem stets bei der Armee in hohem Ansehen standen und fast mehr galten, als manche andere Decoration.

Ebenso erfolgreich war der Feldzug dieses Jahres bei der östlichen Armee unter dem Prinzen Coburg, welcher gemeinschaftlich mit Suwarow operirte. Am 31. Juli brachten sie bei Fokschan dem Hospodar der Wallachei eine empfindliche Niederlage bei und am 22. September wurde bei Martinestic der Großvezir mit der türkischen Hauptarmee entscheidend geschlagen und zur Räumung der Moldau und Wallachei gezwungen.

Obwohl außer diesen zwei Provinzen beim Schlusse des Feldzuges auch noch Serbien und Bosnien von den Oesterreichern besetzt waren, sah sich doch Josef's Nachfolger im folgenden Jahre veranlaßt, mit Rücksicht auf die innere und äußere Lage des Reiches den Frieden von Sistova zu schließen, worin nur einige kleine Grenzberichtigungen an der Grenze von Serbien und Bosnien erreicht wurden.

Gar viele, später berühmt gewordene Heerführer begannen ihre Laufbahn im Türkenkriege des Jahres 1789; darunter zählte eine den Wienern durch seine Sonderbarkeiten in regem Andenken stehende Persönlichkeit, der k. k. General-Feldzeugmeister Karl von Lindenau (geb. 1746, gest. 1817), welcher in seiner eigenthümlich gestalteten Uniform meist nur von rückwärts zu schauen war, da er sich, gegen die Verkaufsläden gewendet, dergestalt durch die Gassen von Haus zu Haus schob. (Bild Seite 928.)

So wenig der Verlauf der Operationen unter Josef II. ein glänzendes Zeugniß für seine Feldherrntalente ist, desto mehr spricht auch diese Episode für sein Pflichtgefühl und seine wahrhaft aufopfernde Fürsorge. Ohne sich seiner übrigen Regentensorgen zu entschlagen, theilte er alle Gefahren und Entbehrungen der Armee und vergaß, niedergedrückt durch die beginnende Krankheit und die Mißerfolge, doch nicht einen Moment, selbst für die geringsten Bedürfnisse und Erleichterungen der Soldaten Sorge zu tragen. Wer so leichthin in den zu einer förmlichen Modesache gewordenen Tadel gegen diesen Monarchen einstimmt, sollte sich denn doch auf solche Episoden seines Wirkens besinnen, welche von einer Charaktergröße zeigen, wie sie nicht allzu häufig vorkommt. Ob unsere superkluge, die Verhältnisse und Dinge vom Standpunkte einer kühnen Nützlichkeitstheorie beurtheilende und den Erfolg allein anbetende Zeit sich selbst ein günstiges Zeugniß ausstellt, wenn sie so wenig Verständniß für die großen

Eigenschaften dieses Monarchen beweist, möchte denn doch zu bezweifeln sein.

Josef's Krankheit und Tod.

Josef's von Natur aus eiserne Constitution war in den letzten Jahren durch die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er in rastlosem Arbeitseifer und bei seinen häufigen beschwerlichen Reisen Ansprüche an dieselbe stellte, schwankend geworden und er schon mehrmals leichten Krankheiten unterworfen. Vornehmlich der lange Aufenthalt in Semlin, die Beschwerden des Feldzuges, verbunden mit den peinlichen Sorgen, welche die Ereignisse in den Niederlanden, der beginnende Widerstand der Ungarn und der unglückliche Gang des Krieges mit sich brachten, zogen ihm schon im August ein hartnäckiges Fieber zu, durch welches endlich die Lunge angegriffen wurde, da er auch jetzt noch von Schonung nichts wissen wollte.

Als der Kaiser am 5. December nach neunmonatlicher Abwesenheit beim Heere wieder in Wien eintraf, erschrak man über seine Hagerkeit und auch seine sonst volle frische Stimme tönte hohl und heiser. Ebenso zeigte sich eine ihm sonst fremde Heftigkeit und Reizbarkeit, welche, wenn sie auch zum Theile durch die unglücklichen Verhältnisse verschuldet war, doch vielfach körperlichen Ursachen entsprang. Als viele Bittschriften einliefen, welche verlangten, er möge sein Leben in keinem zweiten Feldzuge auf das Spiel setzen, bemerkte er nur: „Was wollen die Leute? Das ist doch mein Handwerk!" Ende 1788 wurde der Kaiser zum ersten Male von einem quälenden Husten befallen, über den er sich scherzend äußerte: „Ich habe einen schlimmen Proceß mit meiner Brust und ich weiß nicht, wer ihn zuletzt gewinnen wird."

Trotzdem war der Kaiser im Beginne des Jahres 1789 fest entschlossen, trotz aller Gegenvorstellungen, wieder zur Armee abzugehen. Man stellte ihm vor, der gefährlichste Feind wäre seine Krankheit, aber er entgegnete: „Dieser Feind greift nur meine Person an und kann mich überall, hier und bei der Armee finden; der andere aber greift meinen Staat und meine Unterthanen an und für deren Sicherheit bin ich zu sorgen verpflichtet"; und ähnlich erwiderte er den Aerzten, welche dringend von einer Theilnahme am Feldzuge abriethen: „Wenn vom Arznei-Einnehmen die Rede ist, meine Herren, will ich Ihren Rath jederzeit herzlich gerne befolgen; aber am Ende ist es doch einerlei, ob ich in Wien oder Semlin huste."

Während eines Spazierrittes im Prater befiel ihn jedoch am 20. April ein so heftiger Brustschmerz, daß er den Ritt unterbrechen und in einem Wagen rückkehren mußte. Schon einige Tage früher war er bei einem gleichen Anfalle, welcher das Aergste fürchten ließ, mit dem heiligen Abendmahle versehen worden, welches ihm vom Burgpfarrer gereicht worden war, welchen er auf eine bezügliche Anfrage selbst mit dem Beisatze bezeichnet hatte: „Ich bin ja vor den Augen Gottes nicht mehr wie jeder andere Mensch."

Trotz der dringendsten Vorstellungen enthielt er sich der Theilnahme an den Geschäften nicht und sagte kaltblütig: „Ich bin Staatsverwalter, und da ich vielleicht bald meine Rechnung übergeben muß, so ist es nöthig, daß ich sie in Ordnung bringe." Dem Leibarzt Baron Stoerk antwortete Josef, als dieser sagte, er müsse auf größte Schonung und Meidung aller anstrengenden Geschäfte dringen, da er sonst für nichts einstehen könne: „Nun, was ist's am Ende? Bin ich todt, so giebt's Platz für einen Anderen."

Als er den Tod des Sultan Abdul Hamid erfuhr, meinte Josef: „Guter Sultan, Du hast Friede gemacht und ich werde ihn bald gleichfalls

unterschreiben"; und ein anderes Mal sagte er, man werde vielleicht, wenn man ihn eines Morgens todt im Bette finde, gleichfalls wie von dem Sultan sagen, er sei vergiftet worden.

Der Kaiser erholte sich zwar wieder etwas, klagte aber in seinen Briefen an die Erzherzogin Maria Christina über den quälenden Husten und die schlaflosen Nächte, und daß er fortwährend Ziegen- und Eselsmilch trinken müsse. Unter solchen Umständen mußte er selbst den Plan, zum Heere zu gehen, aufgeben und bezog im Mai Laxenburg, und als dort eine Ueberschwemmung eintrat, im August Hetzendorf, ein Aufenthalt, der ihm wohl zu bekommen schien und den er bis October ausdehnte. Er schien selbst wieder Hoffnung zu fassen und sagte einst: „Die Welt beurtheilt viele meiner Einrichtungen falsch; schenkt mir aber Gott nur noch zwei Jahre das Leben, so hoffe ich sie von dem Guten, das daraus entspringen wird, augenscheinlich zu überzeugen", und über seine Krankheit scherzte er: „Mit der Diät habe ich dem Tod einen Streich gespielt. Er packte mich fest, aber ich aß nichts als Obst, trank nichts als Wasser mit etwas Essig und entschlüpfte so glücklich seiner hageren Hand. Nun glaube ich mich wieder gesund und stark genug, alle Strapazen auszustehen."

Wahrhaft kaiserlich waren die Geschenke, welche Josef II. nach dieser Besserung seinen Aerzten machte; Baron Stoerk erhielt einen Ring im Werthe von 7000 Ducaten und Brambilla einen solchen von 3000 Gulden und jeder eine Anweisung auf 12.000 Gulden; der jüngere Brambilla und von Kollmann erhielten Dosen im Werthe von 1000 Gulden und Anweisungen auf 6000 Gulden.

Im October hatten nach langem Sträuben die Aerzte dem Kaiser erlaubt, im Prater zu jagen. Er schoß zwei Wildschweine und schickte dieselben an Brambilla und Stoerk „aus Dankbarkeit für die ertheilte Erlaubniß".

Während seines Aufenthaltes in Laxenburg begegnete Josef II. im Parke einen ihm als guten Dichter bekannten Geistlichen, zu welchem er sagte: „Ich werde Ihnen nächstens Gelegenheit zur Anwendung Ihres dichterischen Talentes geben." Der Angeredete erwiderte, er hoffe die gänzliche Genesung des Kaisers besingen zu können, doch Josef gab kopfschüttelnd zurück: „Nein, ich meine ein Epitaphium und als Stoff mag Ihnen der Satz dienen: „Hier liegt ein Fürst, der trotz der besten Meinung keinen seiner Pläne durchsetzen konnte."

Leider sollte Josef Recht behalten; der Schein von Genesung verschwand wieder und mit der vorschreitenden schlechten Jahreszeit verschlimmerte sich sein Leiden so sehr, daß ein baldiger trauriger Ausgang voraussichtlich war. Obwohl er die sorgsamste Diät beobachtete, über Andringen der Aerzte sich, wenn er auch alle Geschäfte erledigte, doch wenigstens mehr körperliche Ruhe gönnte, Morgens bis zehn Uhr im Bette blieb, das er Abends gegen neun Uhr schon wieder aufsuchte, so wurde er doch stets kraftloser und verlor alles Fleisch; der Husten ward stets schmerzhafter und er warf oft Blut und Eiter aus.

In der letzten Zeit behandelte Herr von Quarin den Kaiser, welcher ihn Anfangs Februar fragte, wie es mit ihm stehe. Tief erschüttert mußte der Arzt endlich zugeben, daß der Kaiser an einer unheilbaren Brustkrankheit leide, welche die Patienten oft plötzlich hinwegraffe. Ohne eine besondere Bewegung zu zeigen, entließ der Kaiser den Arzt und sendete ihm am selben Tage mit einem verbindlichen Schreiben 10.000 Gulden und das Freiherrn-Diplom.

Am 13. Februar ließ er sich wieder das heilige Abendmahl reichen und am 15. die letzte Oelung. Zu einem der Minister sagte er an diesem Tage: „Ich weiß nicht, ob der Dichter so ganz recht hat, welcher sagt: du trône au

cercueil le passage est terrible. (Der Uebergang vom Throne bis zum Sarge ist schrecklich.) Ich vermisse den Thron nicht; fühle mich ruhig nur ein wenig gekränkt, durch so viel Lebensplage so wenig Glückliche und so viele

Josef II. umgeben von seinen Generalen. (Seite 939.)
Kaiser Josef. Prinz Coburg.
Erzherzog Maximilian. Lascy. Loudon.
Würmser. Habit. Liechtenstein.

Undankbare gemacht zu haben; allein das ist das Schicksal der Männer auf dem Throne."

Er ordnete selbst den Zug an, welcher das allerheiligste Sakrament in sein Zimmer brachte, tröstete die Anwesenden, unter welchen London war, der

die Thränen nicht zurückhalten konnte. Als man auf seine Frage, ob man während des Zuges im Volke weinen gesehen habe, bejahend antwortete, sagte er lächelnd: „Ich glaubte nicht, so viel werth gewesen zu sein."

An die Armee wurde in Josef's Auftrage am 14. Februar 1790 durch den Hofkriegsrath-Präsidenten Hadik folgender Armeebefehl erlassen:

„Weil Sr. Majestät sich dem Ende Ihres Lebens nähern, so hielten Sie es für undankbar, wenn Sie nicht der gesammten Armee für die bei allen Gelegenheiten und ohne Ausnahme Allerhöchstderselben bewiesene Treue, Tapferkeit und Unverdrossenheit Ihre volle Zufriedenheit zu erkennen gäben."

„Sr. Majestät mußten die Armee, weil Sie dieselbe bei einer im Feldzuge sich zugezogenen Krankheit nicht hatten verlassen wollen, nun früher ganz verlassen, als nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur und von Ihrer Leibesbeschaffenheit zu vermuthen gewesen wäre."

„Soldat zu sein, war von jeher Allerhöchstihre vorzügliche Neigung, sowie die Beförderung des Wachsthums an Ansehen, an innerlichen Kräften und an Werth der gesammten Armee stets der Gegenstand Ihrer größten Sorgfalt gewesen."

„Als Landesfürst hatte Sr. Majestät Alles beigetragen und als Kriegsgefährte alles Ungemach und alle Gefahren mit Bereitwilligkeit getheilt. Was immer zur Heilung der erkrankten und verwundeten Mannschaft, zu ihrer Erleichterung und Erhaltung ersonnen werden konnte, ist von Sr. Majestät nie außer Acht gelassen worden und jeder Mann war Ihnen schätzbar."

„Der vorige Feldzug hat alle Wünsche, die Sr. Majestät für die Ehre der Armee in seinem Herzen genährt haben, vollkommen gekrönt und dieselbe hat in ganz Europa das Ansehen, welches sie verdient, erworben. Se. Majestät nehmen die trostreiche Beruhigung mit sich, sie werde sich ferner bestreben, diesen Ruhm zu behalten."

„Da Se. Majestät nach Ihrem Hinscheiden für die Armee nichts mehr thun können, so wollen Sie ihr diese dankbaren Gesinnungen mit dem innigsten Wunsche zu erkennen geben, daß sie dem Staate und Sr. Majestät Nachfolger immer eben so getreu zugethan sein mögen."

Von seinen Schwestern verabschiedete er sich gleichfalls brieflich und an Katharina II. von Rußland richtete er am 16. Februar ein Schreiben, in welchem er seinen Nachfolger und die Monarchie ihrer Freundschaft empfiehlt und welches mit den Worten schließt: „Ich werde also nie mehr die Schritte Eurer kaiserlichen Majestät sehen, die mein ganzes Glück ausmachte, und ich fühle die ganze Bitterkeit dessen, daß ich Sie zum letzten Male versichern kann meiner zärtlichen Freundschaft und tiefen Ergebenheit."

Seinem Bruder Leopold, welchen er schon mehrmals dringend aufgefordert hatte, zu kommen, sendete er ein Gutachten der Aerzte, welches seine Lebenszeit nur mehr auf Wochen bestimmte, und welches er früher dem Staatsreferendar von Spielmann lächelnd mit den Worten gezeigt hatte: „Lesen Sie, das ist mein Todesurtheil."

Ein herber Schmerz sollte den Kaiser noch treffen, welcher wohl auch sein Ende beschleunigt haben mochte. Die Erzherzogin Elisabeth, Gemalin des Erzherzogs Franz, welche er zärtlich liebte, sah in Kürze ihrer Entbindung entgegen. Obwohl sie schon lange verlangt hatte, den Kaiser zu besuchen, war ihr dies doch mit Rücksicht auf ihren Zustand nicht gestattet worden und erst, als der Kaiser die letzte Oelung erhielt, setzte sie es durch, daß man sie zu ihm ließ. Ungeachtet man das Zimmer verdunkelt hatte und nur ein Nachtlicht brannte, wirkte doch der Anblick des Kaisers und seine zitternde Stimme so heftig auf sie, daß sie ohnmächtig wurde.

Josef II. auf seinem Sterbebette.

Zwei Tage später stellten sich die ersten Wehen ein und am 17. Februar Morgens genas sie eines Mädchens. Der Kaiser war darüber sehr erfreut und bestimmte ihr verschiedene Geschenke. Doch war die Geburt eine so schwere gewesen, daß man gleich Befürchtungen hegte, und wirklich verschied die Erzherzogin, wie man glaubte, in Folge Berstung eines Blutgefäßes, um vier Uhr Früh. Als Graf Rosenberg diese traurige Kunde dem Kaiser mittheilte, legte er den Kopf in die Hände und rief mit dem Ausdrucke tiefsten Schmerzes: „Und ich lebe noch? — Herr, Dein Wille geschehe!" Nachdem er sich wieder gefaßt hatte, traf er die nöthigen Anordnungen zum Begräbniß der Prinzessin, verbot, die Leiche zu öffnen, und setzte hinzu, da sie ihm Platz machen müsse, werde es nicht angehen, daß sie drei Tage in der Kapelle ausgesetzt bleibe.

So häuften sich in seinen letzten Tagen noch die bittersten Leiden, und als er auf den drohenden Conflict mit Preußen zu sprechen kam, sagte er mit schmerzlicher Resignation: „Ich will ja gerne Alles thun, man soll mich nur in Frieden zur Grube fahren lassen."

Von London verabschiedete er sich am 18. Februar mit den Worten: „Reichen Sie mir noch einmal Ihre alte Hand, ich werde nicht mehr das Vergnügen haben, sie zu drücken", und auch Hadik reichte er mit herzlichen Worten die Hand, wovon der alte Herr so erschüttert war, daß er bettlägerig wurde und am 12. März starb.

An den Fürsten Kaunitz dictirte Josef folgenden Brief:

„Lieber Freund! Ich bin durch Ihre Theilnahme ganz gerührt, allein was kann ich bei den Verhängnissen der Vorsicht Anderes thun, als mich derselben zu unterwerfen. Was Sie betrifft, empfangen Sie von mir die unbegrenzte Versicherung der vollkommensten Erkenntlichkeit, der größten Hochachtung und des aufrichtigsten Zutrauens, die Sie vor allen Anderen verdienen, und seien Sie versichert, daß es mich unendlich schmerzt, wenn ich daran denke, daß ich außer Stande bin, länger Ihre Einsichten zu benützen. Ich umarme Sie und empfehle Ihnen in diesem gefährlichen Zeitpunkte mein Vaterland, das mir so am Herzen liegt."

Der Graf von Rosenberg erhielt folgendes Schreiben: „Mein lieber Graf von Rosenberg! Die Freundschaft hat gewöhnlich ihre Grenzen, aber die Ihrige giebt sich mir ganz hin. Könnte ich die Welt verlassen, ohne Ihnen noch vorher meine ganze Erkenntlichkeit für das zu beweisen, was Sie für mich gethan haben, für Alles, was Sie bei meiner langen Krankheit gelitten haben, während welcher Sie sich ganz aufopferten, um mir meine Last tragen zu helfen und mich zu trösten! Die Weisheit und Vortrefflichkeit Ihrer Rathschläge, welche Sie mit Ergebenheit bei jedem Anlasse, bis zum letzten Augenblicke, gegen mich bewiesen haben, durchdringen mich mit Erkenntlichkeit und Freundschaft. Empfangen Sie die Versicherung derselben und glauben Sie, das Einzige, was ich bei dem Austritte aus dieser Welt bedauere, ist die kleine Anzahl von Freunden, die ich verlassen muß und denen ich Ungelegenheit verursacht habe. Ich umarme Sie mit freundschaftlichem Herzen. Erinnern Sie sich meiner als Ihres aufrichtigen und empfindungsvollen Freundes Josef."

An die fünf Damen, in deren Gesellschaft er häufig seine Abende zugebracht hatte (wie Seite 734 u. f. ausführlich erläutert ist), schrieb er eigenhändig den bereits (Seite 741) mitgetheilten Brief.

Am 19. Februar wurde an den Obersten Kanzler Grafen von Kolowrat folgendes Handschreiben erlassen:

„Bei Meiner seit einiger Zeit sehr zerrütteten Gesundheit finde ich nöthig, Mich der bisherigen Besorgung der Geschäfte ganz zu entledigen. Um jedoch

dieselben auf keinen Fall einem nachtheiligen Aufenthalte, sowohl während Meiner Krankheit als in dem Falle, daß es der Vorsehung gefiele, Mich aus diesem zeitlichen Leben abzurufen, und bis Mein Herr Bruder und Nachfolger, des Großherzogs königliche Hoheit hierin etwas Anderes zu bestimmen fände, bloßzustellen; so will ich Ihnen hiemit gemessenst auftragen, daß in All und Jedem nach Meinen bestehenden Anordnungen und festgesetzten Normalien sich fortan bei strengster Verantwortung benommen, die Geschäfte auf das eifrigste und schleunigste betrieben und im Gange erhalten, auch die Packete unaufgehalten wie bisher in Meiner geheimen Kabinetskanzlei abgegeben werden. Die Unterschrift der erfolgenden Resolutionen, so wie die Firmen der übrigen Gegenstände, will ich Sr. königlichen Hoheit dem Erzherzog Franz, Meinem Neffen, übertragen, und der Staatsminister Graf Hatzfeld wird solche zu contrasigniren haben."

Den ganzen 19. Februar arbeiteten die Secretäre bei dem Kaiser. Vormittags befiel ihn ein plötzlicher Schwindel, es wurde dunkel vor seinen Augen und er unterbrach die Arbeit mit den an den Fürsten Dietrichstein gerichteten Worten: „Nun ist es Zeit, daß wir abbrechen; lassen Sie mir den Beichtvater hereinkommen." Nachmittags wurde jedoch die Arbeit wieder aufgenommen und währte bis zehn Uhr Abends fort, wo der Kaiser den Besuch der Grafen Lascy und Rosenberg empfing und sich zu Bette legte. Der Schlummer des Kaisers war äußerst unruhig, häufig von lebhaften Phantasien unterbrochen. Gegen fünf Uhr erwachte er vollkommen, verlangte Suppe und ließ, da er sich sehr unwohl fühlte, die Aerzte eintreten. Stoerk fand fast keinen Puls mehr und machte den Kaiser aufmerksam, daß der Beichtvater im Nebenzimmer sei. Den Wink verstehend, ließ ihn Josef eintreten und aus einem Erbauungsbuche vorlesen. Als er Suppe nehmen wollte, war er nicht mehr dazu im Stande, sank zurück, bekam Zuckungen und war einige Minuten nach 5 Uhr am 20. Februar 1790 todt.

Erzherzog Franz, welcher gegenwärtig war, versiegelte sogleich alle Kästen der geheimen Kanzlei und schloß dieselbe. Er traf die erforderlichen Verfügungen wegen Fortführung der Regierung und Beisetzung der Leiche, welche der Kaiser gleichfalls zu öffnen verboten hatte. Am selben Abende wurde die Erzherzogin begraben, am 21. die Leiche des Kaisers unter dem üblichen Gepränge ausgestellt und am 22. Februar in der Gruft bei den Kapuzinern beigesetzt.

Der Tod des Kaisers wurde mit sehr getheilten Empfindungen aufgenommen. Es gab Leute, welche unverholen andeuteten, daß sein Hinscheiden für ein glückliches Ereigniß zu halten sei. Das wandelbare Volk, mißmuthig über die hohen Steuern, welche der Krieg in den letzten Jahren bedingte und die herrschende Theuerung, machte in einer Reihe von Bonmots seinem Unmuth Luft, wie sie bekanntlich dem Wiener zu keiner Zeit und unter keinen Umständen fehlten. Trotzdem bemerkt ein Zeitgenosse (Obermayer): „Als bei St. Stefan die große Glocke erscholl, ging ein eisiger Schauer durch alle Gemüther. Aller Verblendung und aller Leidenschaften Obsieger, der Tod, trat in seiner vollen Versöhner-Allmacht auf. Josef's bis zum letzten Athemzuge unermüdbare Thätigkeit, sein dem letzten Musketier vorleuchtendes Beispiel in den Pestsümpfen Semlins, seine großartigen Anstalten für Erziehung und Bildung, für die Wohlthätigkeit und den Kriegsstand, seine Liebe zur Tugend und zum lange vergessenen Volk, seine Schönheit und sein edler Stolz, das schwebte auf Aller Zungen, und die ihm am meisten entgegengearbeitet und Alles aufgeboten, die Zurücknahme seiner wichtigsten Reformen, das Geständniß ihrer Unausführbarkeit und Ungesetzlichkeit, nicht etwa erst durch seinen Nachfolger, sondern noch von seinen eigenen

bleichen Lippen zu erhalten, vergoßen wider Willen heiße Thränen ob solcher Hoheit tiefem Fall."

Das Josef-Denkmal und andere Erinnerungszeichen.

Durch die Kriegsstürme und vielleicht auch manche innere Gründe wurde das Vorhaben, dem unvergeßlichen Monarchen ein würdiges Denkmal zu setzen, lange Zeit verhindert. Erst im 19. Jahrhundert wurde an die Ausführung gegangen und am 24. November 1807 fiel die Hülle von dem am gleichnamigen Platze errichteten Denkmale Josef's II. Dasselbe ist ein, trotz seiner einfachen Conception, effectvolles Werk des vaterländischen Bildhauers Franz Edler von Zauner (geb. 1746, gest. 1822) und stellt den Kaiser auf ruhig schreitendem Pferd als römischen Imperator vor, die Rechte segnend ausgestreckt. Die $10^1/_2$ Meter hohe Erzbildsäule steht auf einem Unterbau von Granit; die Basreliefs am Sockel symbolisiren bezeichnend nur die Hebung von Ackerbau und Handel, und die Medaillons an den vier Pfeilern betreffen einzelne Regierungsthätigkeiten Josef's, die Gründung der humanitären Anstalten u. s. w. Die Inschrift des Denkmals lautet: „Josepho II. Aug., qui saluti publicae vixis, non diu, sed totus." (Josef dem Zweiten, welcher zwar nicht lange, aber ganz dem öffentlichen Wohle lebte.) Eben so richtig und noch schöner wäre die vom gelehrten Birkenstock vorgeschlagene Inschrift gewesen: „Josepho II. Arduis nato, Magnis persecuto, Majoribus praecepto." (Josef II., der zu Schwerem geboren, Großes vollbrachte und noch Größerem zu früh entrissen ward), welche jedoch nicht die Zustimmung des Errichters dieses Denkmals, Kaiser Franz I., erlangen konnte.

Das Modell des schönen Denkmals, welches lange das einzige öffentliche Profan-Denkmal Wiens war, ist im botanischen Garten zu Schönbrunn aufgestellt. Unter den Tonmodellen der bestandenen k. k. Porzellanfabrik befindet sich auch eine sehr schöne, halblebensgroße Statuette des Kaisers, welche denselben stehend, gleichfalls in römischer Tracht, darstellt. Dasselbe befindet sich dermalen im Museum für Kunst und Industrie.

Denksteine sind zur Erinnerung an Kaiser Josef II. aufgestellt auf einem Felde bei Posořitz in der Nähe von Austerlitz in Mähren, wo er am 19. August 1769 einige Furchen zog, und bei Kronstadt an der Erlitz im nördlichen Böhmen, wo er auf einem Haferfelde mähte. An seine Bereisung des Innviertels in Oberösterreich erinnert ein im Jahre 1879 anläßlich der hundertjährigen Gedenkfeier der Vereinigung mit Oesterreich aufgestelltes Denkmal am Haunsberge. Weiter wäre hier noch zu erwähnen die Gedenktafel in der Vorhalle der Kirche zu Mariabrunn, wo sich Josef von Papst Pius VI. verabschiedete. Auch im Auslande existiren einige Erinnerungssteine an seine Reisen, so das Denkmal in Gent, wo er den Segen des Priesters knieend empfing, und eine Tafel in der päpstlichen Sacristei in Rom, welche an seine Anwesenheit im Jahre 1783 anknüpft.

Schon seit mehreren Jahren besteht die Absicht, dem Kaiser auch ein größeres Denkmal in Brünn zu errichten, ohne daß dieselbe jedoch bis jetzt wegen Mangel an Mitteln ernstlich in Angriff genommen worden wäre.

Eine nur halbwegs erschöpfende Aufzählung der Literatur würde weit den uns gestatteten Raum übersteigen. Namentlich der sogenannte Volks-Roman hatte sich bald des dankbaren Gegenstandes bemächtigt, und wenn auch die historische Wahrheit nicht immer gut dabei wegkam, so mag man sich von Seite jener

Autoren mit einigem Recht darauf berufen, daß dasselbe auch in einigen streng gelehrten Werken, welche sich nicht wenig auf Quellenstudium und bisher unbenützte archivalische Materialien zugute thun, der Fall ist. Immerhin ist der Beifall, welchen jene Publicationen fanden, ein erfreuliches Zeichen des regen Interesses, welches man in der großen Menge dem Thun und Lassen dieses Monarchen in immer höherem Maße widmet.

Vielfach wurde das Wirken Josef's II. in der Poesie gefeiert. Wir sehen hier von den rhetorischen und schwulstigen Ergießungen des gelehrten Bibliographen und Exjesuiten Michael Denis (unter dem Dichternamen Sined bekannt) ab, welcher in einer Reihe von kunstvoll gebauten Strophen fast alle Regierungshandlungen Josef's besang; auch Blumauer's hierher gehörige Poesien, welche entweder leeres Wortgepränge sind oder etwas trivial klingen und von welchen die besten und bekanntesten das Lied auf die Genesung des Kaisers und die Eroberung Belgrads sein dürfte, übergehen wir. Ueberhaupt giebt es keinen österreichischen Poeten, welcher nicht in irgend einer Weise den Manen Josef's II. seine Huldigung dargebracht hätte; Alxinger, Ayrenhof, Ratschky, in neuerer Zeit Ludwig August Frankl, Joh. Nep. Vogl, Joh. Gabriel Seidl, Ritter von Lewitschnigg, Egon Ebert und Andere haben ihre poetischen Kränze zum Gedächtniß des Kaisers gewunden. Ein herrliches Gedicht von Grillparzer, in dem die Unvergänglichkeit der Bestrebungen des Kaisers gepriesen wird und ein heiliger Zorn über seine Gegner und die Zerstörer seiner Werke hervortritt, beweist, wie schwer man sich an dem Genius dieses eben so großen Dichters, wie warmen Patrioten versündigt, wenn man ihn eines starren Conservatismus beschuldigt, und eines der schönsten Gedichte von Anastasius Grün (Anton Graf Auersperg) verherrlicht den Kaiser in so reizender poetischer Weise, daß wir uns vorbehalten, mit demselben diesen Abschnitt zu schließen.

Sogar J. Christ. Baron von Zedlitz, seinem Stande als Soldat und Diplomat nach ebensowenig besonders enthusiasmirt für die Ideen des Fortschrittes und der Freiheit, wie seiner Gesinnung nach, widmet dem Andenken des Kaisers in den „Todtenkränzen" begeisterte Zeilen, welche mit den Worten schließen:

„Ein ewiger Ehrenbogen wölbt über Deinen Namen sich,
und bleiben
Wird ihm sein Ruhm, so lang in künft'gen Tagen
Für Großes noch bewegte Herzen schlagen!
Mag Well' auf Well' im Meer der Zeiten treiben,
Wie manches Bild ihr Strom hinweggetragen,
Das Deine wird groß, hehr, unsterblich ragen!"

Interessanter ist noch, daß auch Karl Wilhelm Ramler, der königlich preußische Hofpoet (geb. 1725, gest. 1798), Josef II. in einer wohlgedrechselten, aber märkisch-langweiligen Ode feiert, freilich nur, wie es einem so loyalen Dichter zukommt, wegen der Zusammenkunft mit Friedrich II. in Neisse.

Ein Beweis aber, wie tief das Andenken und die Schätzung Josef's II. in den untersten Schichten des Volkes stets war, beweist ein Volkslied aus Schwaben, welches offenbar kurz nach seinem Tode entstanden ist und das wir der Curiosität wegen folgen lassen.

„Josef, der römische Kaiser,
Der weltberühmte Held,
Hat mit dem türkischen Kaiser
Gestritten im weitesten Feld.
Er thut sich der Welt empfehlen
Und seinen getreuesten Generälen,
Muß in den jungen Jahren
Schon auf die Todtenbahre.

Wie hoch ist es vom Throne,
Vom Throne zur Erde, in's Grab?
Ach Herr, Du hast mir's gegeben
Dies Schwert, die Krone, das Leben;
Jetzt stürzest Du mich herab
Vom Throne zur Erde, in's Grab.

Der Leib muß wieder zur Erden,
Die Seele in Gottes Schoß,
Zu Staub und Asche werden,
So recht des Todes Los.
Sei er selbst Papst, Kaiser und König
Der Tod fragt ja nur wenig,
Er nimmt einen Herrn vom Thron,
Wie auch dem Bettler sein Sohn.

Josef reicht dem Loudone
Zum letzten Male die Hand,
Seinem alten treuen Barone,
Der weit und breit ist bekannt;
Dankt ihm für seine Treu',
Für's ganze Feldgeschrei;
Es weint der alte Greis,
Daß er wird wie Schnee so weiß.

Hier liegt Josef der Zweite,
Der römischer Kaiser auch war
Therese an der Seite,
Die ihn zur Welt gebar.
In Freud' und Fried' und Schlummer,
Schläft Josef ohne Kummer,
Es weint der alte Greis,
Daß er wird wie Schnee so weiß."

Dieser naiven Ergießung der Volkspoesie lassen wir das herrliche Gedicht des vaterländischen Freiheitssängers folgen, der auch im ernsten parlamentarischen Kampfe für das Andenken des großen Monarchen eingetreten ist. Wir wüßten diesem Abschnitte keinen schöneren, erhebenderen Schluß zu geben.

Sein Bild.

Sein Lob ist nicht ein Loblein.
Walther v. d. Vogelweide.

Dicht umwogt von Volksmenge ragt ein luftig, farbig Zelt;
Ei, was doch die bunte Hülle wohl für einen Schatz enthält?
Birgt sie nicht die schönste Perle, Muscheln gleich im schlichten Schrein?
Hüllt sie nicht das schönste Antlitz wie ein Schleier neidisch ein?

Glockenklang, Kanonendonner! Sieh', des Zeltes Hülle sank,
Und enthält ein riesig Standbild, erzgegossen, hell und blank!
Wie zur Huld'gung trat die Sonne jetzt auch aus dem Nebelflor!
Jauchzend, daß die Sterne bebten, schlug des Volkes Ruf empor!

Ruhig auf granit'nem Sockel schwebt das Kaiserbild voll Glanz,
Um die Schläfen keine Krone, nur den selbsterrung'nen Kranz;
Hoch zu Roß, das Antlitz lächelnd und empor die rechte Hand
Sanft erhoben, wie zum Segen über sein geliebtes Land.

Ja, Du bist es, weiser Josef! Voll von Kraft und Mark und Klang,
So im Bilde vom Metalle, wie Dein Leben all' entlang!
Dem getreu und kühn beharrlich, was als edel Du erkannt,
Und an Deinem großen Werke bauend fest eh'rner Hand.

Ein Despot bist Du gewesen! Doch ein solcher wie der Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag,
Der zu dunklen Diebesschluften die verhaßte Leuchte trägt
Und mit gold'ner Hand an's Fenster langer Schläfer rastlos schlägt!

Ein Despot bist Du gewesen! Doch fürwahr ein solcher blos,
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht erbarmungslos;
Der den ärgsten Griesgram lustig mit dem hellsten Thau besprengt
Und mit seinen Festeskränzen selbst den ärmsten Strauch behängt.

D'rum mit Recht gab Dir der Bildner Brust und Stirn und Hand von Erz,
Aber küssen, brünstig küssen möcht' ich diese Hand von Erz,
Doch ich weiß nicht, ist es Laune, ist es kind'scher Unverstand,
Aber eine Rose gerne säh' ich in der eh'rnen Hand!

All' Dein Ringen nach dem Lichte, all' Dein Thun in ernster Zeit,
Glich's nicht einer Hand von Eisen, die uns eine Rose beut?
Ein beharrlich ernstes Kämpfen um ein morgenrothes Land!
Drum, o legt ihm weich die Rose in die harte eh'rne Hand!

Was er seinem Volk geboten, war's des Frühlings Bote nicht?
D'rum im Kampfe ausgedauert, stammt es nicht aus Morgenlicht?
D'rauf er unverrückt sein Auge, war's nicht rosiger Freiheit Pfand?
D'rum die Rose allzugerne säh' ich in der eh'rnen Hand!

Ach, es will der Freiheit Rose uns im Garten nicht gedeih'n!
Ohne Rose doch kannst nimmer, Erzkoloß, sein Bild Du sein,
Nur ein Bildniß uns'rer Zeiten, dünkst Du mir zu dieser Frist,
Dem die eh'rne Hand geblieben, doch die Ros' entfallen ist!

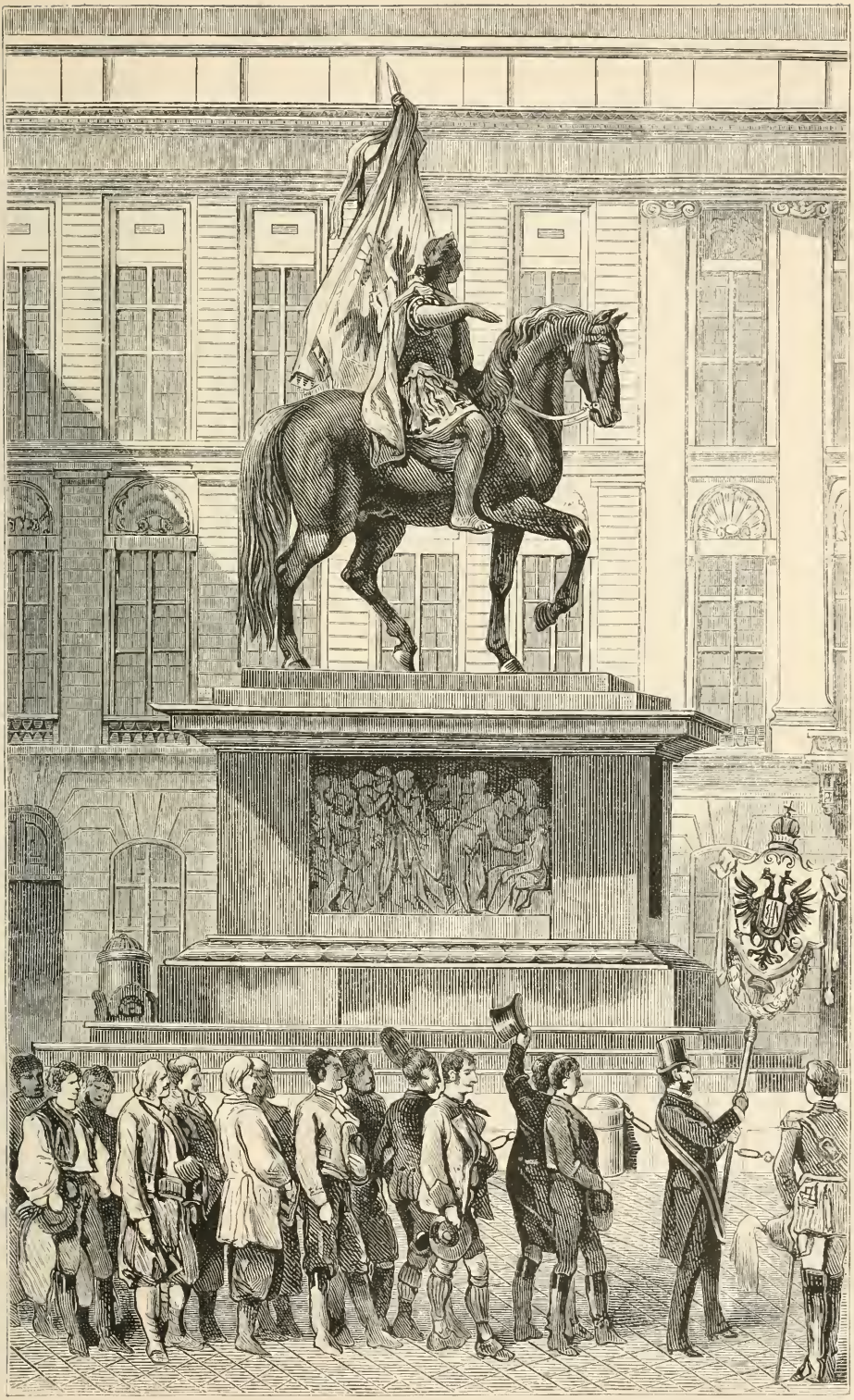
Anastasius Grün.
(Spaziergänge eines Wiener Poeten.)

Josef's Lebensgewohnheiten und allgemeine Charakteristik.

Josef II. war von Mittelgröße, fünf Fuß sechs Zoll, von schönem Wuchse, stark, kräftig und gut genährt, ohne eigentlich fett zu sein. Bis in die letzten Jahre seines Lebens war er nie ernstlich krank und besaß eine felsenfeste Gesundheit und Kraft, die ihn allein zur Ertragung der Beschwerlichkeiten, welche seine Reisen und sein Fleiß ihm auferlegten, befähigten. Seine Gesichtszüge waren wirklich schön, von einer natürlichen Lieblichkeit und doch dabei vornehm und echt kaiserlich. Die Stirne war hoch und gewölbt, die Nase etwas gebogen und scharf geschnitten, der Mund schön und schwellend, ohne an die bekannte Habsburger-Lippe zu streifen. Die Augen waren feurig und von so selten schönem Blau, daß man danach eine Modefarbe „Kaiseraugenblau" nannte. Die Haare waren lichtbraun und er trug sie in einem kurzen Zopf gebunden, mit zwei gerollten Seitenlocken und einem einfachen Toupet. (Bild S. 953.)

Durch die Beschwerden seiner Reisen, auf welchen er vor keinem Klima zurückscheute und kein Wetter achtete, ging seine zarte und blühende Gesichtsfarbe in den letzten zehn Jahren in ein tiefes Rothbraun über, er bekam hängende Backen, litt häufig an Flüssen der Augen und mußte wegen des Rothlaufes am Kopf, an dem er seit 1785 litt, Perrücken tragen.

Im Verkehre war er meist ernst und sprach hastig. Er konnte jedoch von der hinreißendsten Liebenswürdigkeit sein, war ein äußerst angenehmer Gesellschafter und guter Erzähler, aufmerksam und von feinster Courtoisie gegen Damen, leutselig und gemüthlich gegen Niederstehende. Freilich konnte er auch heftig aufbrausen und im Zorn blitzten die Augen, die Oberlippe zog sich



Der Josefsplatz mit der Reiterstatue, 1848.

empor, daß man die Zähne sah, er ballte die Fäuste und stampfte mit dem Fuße. In den letzten Jahren verlor er die frühere Offenheit, eine Mischung von Bitterkeit und Mißtrauen setzte sich in ihm fest. Den Hang zur Ironie, welchen schon seine Mutter an ihm tadelte, verlor er nie und überließ sich demselben nicht blos in seinen mündlichen Aeußerungen, sondern auch in

Josef II. Alleinherrscher. (Seite 952.)

ämtlichen Schriftstücken, wo es gewiß nicht am Platze war und oft seine treuesten Diener tief verletzen mußte.

Entscheidenden Einfluß übte nie Jemand auf ihn aus. Obwohl er mit mehreren seiner Räthe und Minister in einem Vertrauensverhältniß stand, welches mehr den Charakter der Freundschaft hatte als jenen der Unterthänigkeit, so bewahrte er doch, vielleicht nicht immer zum Vortheil, seine volle Unabhängigkeit des Urtheils.

Obwohl Josef den Werth weiblichen Umganges nach jeder Richtung zu schätzen wußte, so räumte er doch nie einer Frau auch nur den leisesten Einfluß auf sich ein und hütete sich, in irgend ein festeres Verhältniß zu treten. An seinen Bruder Leopold schreibt er 1775: „Ich denke über die Frauen, wie Sie, und ich meine auch, daß es eine Thorheit ist, sich ihnen anzuhängen; sie zu sehen, zu besuchen, ihre niedlichen Künste zu beobachten, ist unterhaltend, und ich mache mir dieses Vergnügen oft." Leopold selbst war in seinem Umgang mit Frauen bekanntlich nicht so vorsichtig wie Josef.

Von unendlich rascher Fassungsgabe und der seltenen Fähigkeit, auch in der verwickeltsten Angelegenheit den Kern, den springenden Punkt schnell herauszufinden, dabei mit einem äußerst starken Gedächtniß und unermüdlichen Fleiß begabt, war Josef II. ein eben so trefflicher als rascher Arbeiter und kaum vermochten seine Secretäre ihm zu folgen. Leider mußte bei seinem Bestreben, die verschiedensten Dinge selbst zu behandeln und zu entscheiden und alle Fäden in seinen Händen zu vereinigen, oft die Gründlichkeit und ruhige Ueberlegung vor der Menge der Leistungen zurückstehen. Die kaiserlichen Resolutionsbücher, mächtige Folianten, in welchen die heterogensten Gegenstände durcheinanderlaufen, von den wichtigsten Gesetzvorschlägen und entscheidenden Maßregeln bis zu unbedeutenden Personalien und gerichtlichen Entscheidungen, beweisen zwar die riesige Arbeitskraft und allumfassende Thätigkeit, lassen aber auch dieses Allein- und Alles-Regieren als die Ursache mancher vorschnellen und zu wenig bedachten Maßregel erkennen.

Josef II. sprach und schrieb außer deutsch auch französisch, italienisch und lateinisch; das Ungarische und Böhmische vernachlässigte er in späteren Jahren. Seine Vorliebe für die deutsche Sprache läßt sich selbst in den Wendungen seiner französischen Correspondenz erkennen, welche nicht frei von Germanismen in der Diction ist. Bezeichnend ist sein knapper und energischer Stil im Deutschen, wobei er es vermied, wie es sonst üblich war, französische Ausdrücke zu gebrauchen, dagegen häufig der Präcision wegen lateinische einmengte.

Seit seiner Alleinregierung konnte er sich wenig mehr mit der Literatur befassen und ließ sich gemeiniglich im „Deutschen Merkur" und dem damals allgemein geschätzten und wohl auch gefürchteten „Schlözer'schen Staatsanzeiger" jene Artikel anzeichnen, welche ein politisches Interesse hatten. Die literarische Ueberproduction, welche auf seine Censur-Maßregeln in Wien folgte und überhaupt in jener Periode sich geltend machte, flößte ihm keine besondere Hochachtung ein, wenn es auch lächerlich ist, ein hingeworfenes Scherzwort, in welchem er den Käsehandel mit dem Buchhandel vergleicht, als Beweis einer Mißachtung für Gelehrsamkeit und Literatur anzuführen. Wirkliche Gelehrte, namentlich in den praktischen Fächern, wußte er gebührend zu würdigen und seine Wirksamkeit war für die Literatur-Entwicklung segensvoller als die manches Fürsten, welcher den Ruf eines Mäcen und Schöngeistes genießt, dabei aber die freie Geistesthätigkeit knebelte.

Wie in allen seinen Lebensgewohnheiten, war Josef II. auch in seiner äußeren Erscheinung äußerst einfach, wenn er auch auf Anstand und Reinlichkeit hielt und dies auch von seiner Umgebung verlangte. In der Jugend wurde er meist ungarisch gekleidet, fing jedoch schon in den Jünglingsjahren an, mit der deutschen Kleidung zu wechseln, die er seit 1768 fast ununterbrochen benützte. Gewöhnlich trug er die Infanterie-Uniform, weiß und roth, oder die ihm am besten stehende Uniform seines Cheveauxlegers-Regimentes, grün und roth, auf Reisen oder zu Hause im Negligée bediente er sich des Civil-Anzuges, eines dunklen Fracks oder Caputs. Nur sehr selten zog er bei besonders festlichen

Gelegenheiten die Feldmarschalls-Uniform mit den Ordenssternen und Bändern an, liebte es aber dann, prächtig, mit Brillant-Decorationen und Knöpfen zu erscheinen.

Sein Bett war stets von der einfachsten Art und bestand nur aus einem mit Maisstroh gefüllten Strohsacke, über welchen eine Hirschhaut, ein Leinentuch kamen, und einem mit Leder überzogenen Roßhaarkissen. Auf Reisen nahm er wohl auch mit losem Stroh, über welchem eine Hirschhaut gebreitet war, vorlieb und erbat sich dieses Nachtlager, selbst wenn er der Gast fürstlicher Wirthe war. Erst in der letzten Zeit seiner Krankheit und bei zunehmender Abmagerung gestattete er, daß ihm über ärztliche Anordnung eine Matratze untergelegt wurde. Auch in seinen übrigen Lebensgewohnheiten war der Kaiser von bürgerlicher Einfachheit und die glänzenden Hoffestlichkeiten, Carousels, Bälle, Opern u. s. w., die noch unter Maria Theresia üblich waren, hörten unter ihm gänzlich auf. Wenn er im Sommer in Laxenburg Gäste empfing, geschah es meist im Garten, und Josef erschien, nach einer Schilderung des holländischen Gesandten Wassenaer, wie ein Privatmann, der seine Freunde zu sich geladen hat und ohne alle höfischen Ceremonien.

Zwanglos konnte sich Jeder setzen, wo er wollte, sich unterhalten mit wem und über was es ihm gefiel, wobei der Kaiser eine besondere Fertigkeit zeigte, ein allgemeines Gespräch einzuleiten und im Gange zu erhalten. Die Tafel war anständig, jedoch, wie der erwähnte Gewährsmann beisetzt, nicht so prächtig und erlesen wie beim Cardinal-Erzbischof.

Im Sommer um fünf Uhr, im Winter um sechs Uhr verließ der Kaiser das Bett, zog eine bequeme Morgenkleidung an und begann mit den schon harrenden Secretären die Arbeit. Um neun Uhr nahm er Kaffee zu sich, öfters später noch Chocolade, kleidete sich dann förmlich an, ließ seine Haare richten und rasirte sich selbst, was er erst in den letzten Monaten seines Lebens Anderen überließ.

Seine Wohngemächer waren im ersten Stock des Leopoldinischen Tractes, gegen den äußeren Burgplatz, neben dem großen Balkone, welchen er in späteren Jahren Nachmittags oft zum Arbeiten benützte. In unmittelbarer Nähe befand sich das Arbeitscabinet, von wo der Kaiser oft auf den sogenannten „Controlorgang" (bereits Seite 855 eingehend besprochen) hinaussah, ob Jemand da sei, der ihn sprechen wolle. Ohne alle Förmlichkeiten, ohne vorhergehende Anmeldung konnte hier Jedermann mit ihm sprechen, seine Bitten und Beschwerden vorbringen. Diese Einrichtung, welche übrigens auch oft mißbraucht wurde, trug viel zu Josef's Volksthümlichkeit und Beliebtheit bei, und zahllos sind die Anekdoten über seine Entscheidungen und Audienzen im Controlorgange. (Bild Seite 929.) Personen, welche sich sehr befangen zeigten oder Scheu trugen, sich vor Anderen auszusprechen, führte er in sein Cabinet, hörte sie mit Aufmerksamkeit und Geduld an, und wenn es irgend möglich war, verließ ihn Niemand ungetröstet und ohne Hilfe. Prätentiosen und zudringlichen Bittstellern gegenüber machte er freilich oft von dem beißenden Spotte Gebrauch, über den er reichlich verfügte.

Um zwölf Uhr, oder wenn die Arbeit es nicht zuließ, erst später, ritt oder fuhr der Kaiser täglich spazieren, ohne Rücksicht auf das Wetter. Beim Fahren kutschirte er selbst und bei Feuersbrünsten oder anderen öffentlichen Calamitäten erschien er immer, zu welchem Zwecke stets ein Reitpferd gesattelt sein mußte. Im Sommer machte er wohl auch Spaziergänge, besonders im Augarten, wo er sich ohne alle Begleitung unter das Publikum mengte.

Die Mittagsmahlzeit nahm er in Wien in der Regel allein zu sich, auf Reisen speisten die Secretäre mit ihm und während des Sommer-Aufenthaltes

im Augarten oder Laxenburg sah er auch Gäste gern. Seine Tafel war einfach und wurde durch eine einzelne weibliche Person besorgt; sie bestand aus zwei Gängen mit sechs Schüsseln, wovon er jedoch nur Suppe, Rindfleisch mit Gemüse, Braten, gekochtes Obst und etwas Backwerk genoß. Besonders liebte er grünes Gemüse und Obst, und süßes Gebäck hatte er stets in seinem Zimmer oder in der Tasche. Josef trank nie etwas Anderes als Wasser und erst während des Türkenkrieges nahm er hie und da ein Gläschen Tokayer zu sich.

Nach der Tafel war häufig in seinem Zimmer ein kleines Concert, bei dem er selbst mitwirkte, indem er Violoncell oder Clavier spielte, oder auch mit einer gefälligen Baßstimme sang. Er war ein großer Freund der Musik und hielt viel auf gute Opern. Als der von ihm wohlgelittene Sänger Benucci um eine Gehaltszulage bat, sagte der Kaiser: „Was wollen Sie? Sie bekommen ja ohnehin mehr als einer meiner Räthe!" Etwas sufisfant erwiderte der Sänger: „Ja, dann lassen sich Eure Majestät etwas von Dero Räthen vorsingen." Josef lächelte und sagte: „Das ist wahr und für dieses Mal will ich Ihnen willfahren, aber künftig müssen Sie derlei Argumente nicht mehr anwenden."

Mozart (Bild Seite 921) schätzte der Kaiser sehr und sprach ihm nach der ersten Aufführung der Oper „Die Entführung aus dem Serail" seinen Beifall aus, nur meinte er und wohl nicht ganz ohne Grund: „Zu viel Noten, Mozart, zu viel Noten." „Gerade so viel, als nöthig sind, Eure Majestät," entgegnete der Künstler. „Kann auch sein," sagte der Kaiser gutmüthig, indem er sich an seinen Begleiter wendete, „er mag wohl Recht haben und muß es besser verstehen, als ich."

Der Rest des Abends bis sieben Uhr gehörte wieder der Arbeit, worauf sich der Kaiser in das Theater begab, das er sehr liebte und in dem er komische Stücke und Opern besonders vorzog. Das Burgtheater, von ihm zum „Nationaltheater" erhoben, dankt diesem Monarchen seine erste Blüthezeit, und die Hebung des dramatischen Geschmackes in Wien ist nicht das geringste Verdienst Josef's. Nach dem Theater oder wenn er dieses nicht besuchte, auch früher, begab sich Josef fast täglich in jene Gesellschaft, deren er noch mit so rührender Dankbarkeit auf dem Todtenbette gedachte. Dieselbe bestand aus der Witwe des Fürsten Franz Liechtenstein, bei welcher man meist zusammen kam, ihrer Schwester, der Fürstin Karl Liechtenstein, der Gräfin Ernst Kaunitz und den Fürstinnen Clary und Kinsky. Von Männern waren außer dem Kaiser noch anwesend die Grafen Rosenberg, Kaunitz Ernst und Lascy und Fürst Karl Liechtenstein. Man unterhielt sich mit zwanglosen Gesprächen über Wissenschaft und Literatur, neue Bücher wurden vorgelesen oder auch musicirt. Nur die Politik wollte Josef strenge ausgeschlossen wissen, und wenn eine der Damen dahin einlenkte, wurde sie vom Kaiser, trotz seiner sonstigen Artigkeit, wohl auch recht derb zurechtgewiesen.

In diesem Zirkel blieb er bis elf, selten bis zwölf Uhr, begab sich dann zu Hause, wo er den Einlauf noch durchsah und häufig noch stundenlang arbeitete. Nach der Mittagsmahlzeit nahm er nichts mehr zu sich.

Nicht nur unter den Monarchen, unter allen Menschen, ohne Rücksicht auf den Stand, wird man selten wieder das Beispiel eines Lebenslaufes finden, welcher so vollkommen nur der Pflicht und mühevollen Arbeit gewidmet und danach eingerichtet war. Vergnügungen und Bequemlichkeit traten vollkommen zurück vor dem Berufe, dessen Schwere und Verantwortung er tief fühlte. So wenig er äußeren Werth auf seine Stellung legte, wovon schon zeigt, daß eine seiner ersten Handlungen war, die Kniebeugung zu verbieten,

desto eifriger war sein Bemühen, die damit verbundene Aufgabe mit allen Kräften und ohne jede Rücksicht auf sich oder den Lebensgenuß zu erfüllen.

Seine Regierungsthätigkeit mag verschiedene Urtheile zulassen und es ist nicht zu leugnen, daß Ueberhast und Starrheit manches Uebel hervorgerufen und großgezogen haben. Aber wie seine Mutter neben ihrer Regierungsthätigkeit namentlich durch die hohen Tugenden der Frau in dem Gedächtnisse der Völker lebt, so ist auch das Andenken Josef's als Mensch ein fleckenloses, nicht genug zu schätzendes, ein Beispiel unermüdlicher Pflichterfüllung und selbstlosester Aufopferung.

Zieht man dabei in Betracht, daß ihm nach kurzer glücklicher Ehe das Glück der Häuslichkeit versagt blieb, daß er später in seiner eigenen Familie, der er innig anhing, auf Mißtrauen, Verkennen und Uebelwollen stieß; daß seine, wenn auch verfehlt durchgeführten Pläne alle nur auf das Glück seiner Völker gerichtet, mit offenem und verstecktem Widerstande entgegengenommen wurden und die Unbeständigkeit der Menge sich in herber Weise gegen ihn kehrte, — so wird uns Josef II. in um so schönerem Lichte erscheinen, wenn wir sehen, daß er durch all' diese trüben Erfahrungen weder die Lust zum Streben, noch die freudige Pflichteifrigkeit verlor und auch jene Achtung und Liebe zu den Menschen nicht ablegte, die ihn vor allen Fürsten seiner und der früheren Zeiten auszeichnete.

Beurtheilung von Josef's Regententhätigkeit.

Der Beurtheilungen, welche Josef's Regententhätigkeit fand, giebt es eine Menge, je nach dem politischen oder religiösen Standpunkte, von welchem aus man sie auffaßte. Während man von der einen Seite sein ganzes Wirken, die Richtung seiner Ideen angriff, als verderblich oder unpraktisch erklärte, griff man andererseits einzelne Episoden und Maßregeln heraus, um dem Lob, welches man seinen Absichten und seine Thätigkeit im Ganzen geben mußte, doch ein Gegengewicht anzuhängen und daraus abfällige Schlüsse ziehen zu können.

Einer der häufigsten Vorwürfe ist der, daß er in seinen Reformen dem Verständniß und den factischen Verhältnissen seiner Zeit vorausgeeilt sei. Wir wollen vorerst nicht untersuchen, ob darin ein Fehler gelegen wäre, wenn es sich wirklich so verhielte, sondern weisen darauf hin, daß wir uns bemüht haben, so weit es der Raum gestattete, nachzuweisen, wie alle seine Maßregeln gerade durch die unerbittlichen Forderungen der Zeit bedingt waren. Daß er einen Theil derselben am Ende seiner Regierung zurücknehmen mußte, ändert daran gar nichts; denn wir sehen ja noch heute Beispiele, daß die leicht bewegliche Menge laut gegen Verfügungen remonstrirt, nach welchen sie vor Kurzem heftig verlangt hatte; wir haben ja in jüngster Zeit noch die Erfahrung machen können, daß eben so eindringlich gegen Gesetze gepredigt wird, wenn sie sich nicht momentan bewähren, als ihre Nützlichkeit und Richtigkeit früher gepriesen wurde.

Dann sollte aber doch nicht übersehen werden, daß über den letzten Regierungsjahren Josef's schon der Schatten der französischen Revolution schwebte, jenes ungeheuren Ereignisses, das mit seiner elementaren Gewalt auf Fürsten und Völker erschreckend und erstarrend wirkte. Es ist müßig und ohne praktischen Zweck, Conjectural(Muthmaßlichkeits)-Geschichte zu treiben, aber dem vielseitigen Tadel gegenüber, welchen Josef's Thätigkeit findet, ist vielleicht die Frage gestattet, ob Frankreich diese gewaltige Umwälzung nicht erspart geblieben

wäre, wenn es im Verlaufe des Jahrhunderts statt des liederlichen und frömmelnden Ludwig XV. oder des indolenten und schwachen Ludwig XVI. einen Monarchen wie Josef gehabt hätte, welcher die Ideen seiner Zeit in sich aufnahm und im Interesse des ganzen Volkes ohne Schonung und Rücksicht der Privilegien einzelner bevorrechteter Stände vorgegangen wäre?

Ein berühmter deutscher Historiker und Staatsrechtslehrer sagt von Josef: „Seine Regierung macht Epoche in der Geschichte Oesterreichs, ist höchst wichtig für Deutschland und Europa und eines der merkwürdigsten Zeichen der neueren Zeit. Josef, nebst Maximilian II. der edelste der österreichischen Prinzen, nicht nur lebenskräftig, ruhmbegierig und talentvoll, sondern auch zugewendet den Interessen der Menschheit und den Ideen einer vorangeschrittenen Zeit, nahm seiner Mutter Werk auf und setzte es fort in höherem Styl und mit männlicher Entschlossenheit. Allerdings that er es auch mit Uebertreibung und in seinem Feuereifer nicht nur der physischen, sondern auch der rechtlichen Hindernisse zu wenig achtend. Doch nicht von daher kam das Fehlschlagen seiner schönen Entwürfe. Das Unrecht, zumal gegen das gemeine Volk würde man ihm verziehen haben; aber er griff die Vorurtheile der Menge, noch mehr, er griff das Interesse der privilegirten Stände an und er wurde verdammt und unterdrückt durch die Leidenschaft und Macht dieser furchtbaren Gegner alles Guten."

Aber selbst wenn es so wäre und sein Wirken, nicht achtend der Richtung seiner Zeit, über das Reformbedürfniß derselben hinausgegriffen und richtig erkannte Theorien einer späteren Entwicklungsstufe in dieselbe zu verpflanzen gesucht hätte, so läge darin nach unserer Meinung ein läßlicher Fehler. Alle Blätter der Geschichte sind voll von dem Unheil, welches das Bestreben mit sich brachte, hemmend in das Rad der Zeit zu greifen und die allgemeine Entwicklung im Interesse einer einzelnen Person, Partei oder Idee aufzuhalten. Josef's nach der anderen Richtung gehendes Streben wurde schon durch die einzige Thatsache gerechtfertigt, daß es mit Sonderinteressen nichts zu thun hatte und haben konnte, sondern aus warmer und thätiger allgemeiner Menschenliebe entsprang.

Wenn man Josef's Thätigkeit übrigens in unmittelbaren Zusammenhang mit der Philosophie seiner Zeit bringt, so ist dies nur theilweise richtig, und zwar insoferne, als dieselbe sich zur Verbreiterin der Humanität machte und Rücksicht auf die früher wort- und rechtlose Masse des Volkes nahm. Der Philosophie seiner Zeit an sich, wie sie sich in den Werken und Systemen der Encyklopädisten und anderer Schulen geltend machte, stand er fern und war ihnen auch theilweise abhold, aber die Ideen der Zeit, welche durch jene Schriften allgemeines Gut geworden waren, ehrte er und suchte sie in der Praxis geltend zu machen. Er war ebensowenig ein Anhänger der etwas seichten und schulgelehrten Freisinnigkeit, wie sie namentlich durch Sonnenfels (Bild Seite 856) zum Ausdruck gebracht wurde, dessen Einfluß sehr überschätzt wird und der wenig mehr als der stylistische Präparator der Josefinischen Gesetze war und vom Kaiser selbst einst aufmerksam gemacht wurde, es sei nicht seine Sache, den Sinn der Gesetze in irgend einer Weise zu beeinflußen, sondern er habe nur die sprachliche Richtigkeit derselben zu prüfen. Wenn er in die kirchlichen Verhältnisse mit schroffen Maßregeln eingriff, so war darin gewiß keine Animosität gegen die Religion und den Glauben gelegen; dazu war ihm dieselbe nicht allein als heiliges Gut des Einzelnen, sondern auch als Staatsnothwendigkeit zu wichtig. Aber wenn er die Religion auch als Letzteres erkannte, stellte er sie doch einerseits nicht über den Staat

und würdigte andererseits nicht dadurch herab, daß er sie zu politischen Zwecken mißbrauchte oder zu einem polizeilichen Regierungsbehelf machte, wie es vielseitig von Agenten geschehen ist, welche im Rufe großer Frömmigkeit stehen.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß viele seiner Maßregeln mit einer Hast und Ungeduld eingeleitet und durchgeführt wurden, welche eine bei staatlichen Verfügungen so nothwendige genaue Ueberprüfung unmöglich machte und daher zum Nachtheil der besten Absichten ausschlug. Es ist aber doch zu erwägen, wodurch Kaiser Josef II. in diesen Fehler verfiel, ja, bei seinem Eifer geradezu hineingezwungen wurde.

Fast vierzig Jahre alt, kam er zur Alleinregierung, nachdem er in den letzten zehn Jahren seiner Mitregentenschaft sich entweder aus Rücksicht für seine Mutter alles Eingreifens enthalten mußte oder wohl gar sah, daß aus Mißtrauen gegen ihn und seine Grundsätze Maßregeln verleugnet wurden, welche man früher selbst als nothwendig anerkannt hatte. Er war sich des reinsten Strebens bewußt und mußte jahrelang sehen, wie gegen seine bessere Erkenntniß, gegen seinen Willen, aber grausamerweise unter dem Schein seiner Billigung nicht allein mit den früheren Reformen eingehalten, nicht blos ein Schwanken und Zaudern beobachtet wurde, sondern man häufig auch die Principien, welche erst zur Geltung gekommen waren, ganz verleugnete. Er mußte erfahren, daß man ihn im Interesse des Staatsvortheiles, aus „politischer Raison" zu einer verhaßten Ehe zwang, um dann, als er daran ging, die Consequenzen dieses schmerzlichen Opfers zu ziehen, sofort sich dagegen zu erklären und ihm offen und geheim entgegen zu arbeiten.

Gewiß in der Periode der Mitregentschaft lag ein Verhängniß, nicht allein für die beiden Betheiligten, sondern auch für den Staat. Denn diese Zeit des offnen und versteckten Kampfes, die Qual, welche in der unhaltbaren Stellung und dem Zerwürfniß mit einer zärtlich geliebten Mutter lag, das gewaltsame Zurückdrängen besserer Erkenntniß und ungestümer Thatenlust waren es, welche Josef dann, als er in reifen Jahren dazu kam, ungehindert seine Pläne in Angriff nehmen zu können, dazu brachten, zu viel und zu schnell schaffen zu wollen.

Die Antwort, welche er einst gab, als man ihm Vorstellungen über sein allzu hastigs Vorgehen machte, ist sehr bezeichnend. „Von Allem, was ich unternehme, will ich auch gleich die Wirkung sehen. Als ich den Augarten pflanzte und die Allee um die Stadt anlegen ließ, so nahm ich dazu keine jungen Sprossen, die erst der Nachwelt dienen können, ich wählte gleich Bäume, unter deren Schatten ich und meine Mitmenschen Vergnügen und Vortheil finden können."

Darüber, daß diese Anschauung falsch war, kann kein Zweifel sein, aber begreiflich ist es, daß Josef, welchem das Leben jedes andere Glück vorenthalten hatte, wünschen mochte, die Früchte einer aufopferungsvollen Thätigkeit noch im Wohl seiner Unterthanen verwirklicht zu sehen und sich ihrer freuen zu können. Und darin, daß er die Erfüllung dieser Sehnsucht zum Theile selbst vereitelte und gezwungen war, viele seiner Schöpfungen, von deren Werth und Richtigkeit er stets überzeugt blieb, selbst wieder aufzuheben, liegt das tief Tragische seines Geschickes.

Das Argument, daß „durch dieses traurige Resultat die Ueberflüssigkeit und Schädlichkeit seiner Maßregeln am schlagendsten bewiesen werde", ist wohl nicht ganz überzeugend, wie oft und wie hämisch es auch mit dem unfehlbaren Weisheitsdünkel überkluger Nachweltler geltend gemacht worden ist. Uebrigens scheint uns, als wäre gerade diese letzte Periode seines Wirkens kein Anlaß zu abfälligen und höhnischen Glossen. Abgesehen von der rein menschlichen Seite,

die Theilnahme für einen so gewaltigen Schmerz lehren soe, erscheint auch Josef's Charakter in größerem und in edlerem Lichte; er atte dem Staate das Opfer seiner Liebe und seines Lebens gebracht, er hatt seinem Volke die rastlose Thätigkeit seines reichen Geistes und starken Körps gewidmet und zögerte auch nicht, das noch schwerere Opfer seiner Ueberzeugung zu bringen und sein eigenes Werk zu vernichten.

Die Geschichte aber hat in glänzender Weise sae Rechtfertigung geführt. Fast alle seine Reformen, die er selbst annullir: oder die in viel weniger berechtigter Hast, als die seine war, von seinen Nhfolgern vernichtet wurden, sind heute wieder zur Wahrheit und zum unbezweifelbaren Recht geworden. Durch gewaltsame Umwälzungen oder lagsam, mit jener siegenden Unwiderstehlichkeit, welche richtigen Ideen innewoht, haben sie sich trotz alles Widerstrebens zur Geltung gebracht, und der moderne Staat in seiner ganzen Machtfülle borgt sich, wenn er seine Errungenshaften kenuzeichnen will, von der Epoche des verkannten Monarchen sogar en Namen und bezeichnet jene Richtung, welche das staatliche Bewußtsein af sich selbst gestellt wissen will, als „Josefinismus".

Die glänzendste Rechtfertigung ist den Manen Josef's II. jedoch von einer Seite geworden, deren Wankelmuth und Undank sein letzten Tage am meisten verbitterte, vom österreichischen Volke selbst. Imme mehr traten die Schwächen und Fehler dieses Regenten vor den hohen Tugenen desselben in den Hintergrund, und so wie das Volk im Andenken an hn und sein Wirken in den trüben Zeiten dumpfen Druckes Trost und Erhbung, Kraft und Hoffnung fand, so vergaß es seiner auch nicht in den stolzen ersten Tagen seiner Freiheit. Wie bereits (Seite 909) erwähnt, wurde im Jahre 1848 dessen Reiter-Standbild mit einer Fahne geschmückt.

Im Gedächtniß des Volkes ist Josef II. für alle Zeiten dem wüsten Gezänk der Parteien, der trockenen Kritik historischer Doctrinär entrückt; es sieht in ihm den Martyrer seiner wohlwollenden und e len Ideen, den großherzigen Eröffner neuer Bahnen und Ziele.

In diesem Sinne schließen wir mit den Worten eines österreichischen Schriftstellers: „Josef II. hat nie zu regieren aufgehört, und wenn er zuweilen momentan in den Hintergrund treten zu wollen schien, immerdar hielten die Völker geistig an seiner Hand fest."

Druck von J. C. Fischer & Comp., Wien.

UCSB LIBRARY
X-47014

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 687 599 1